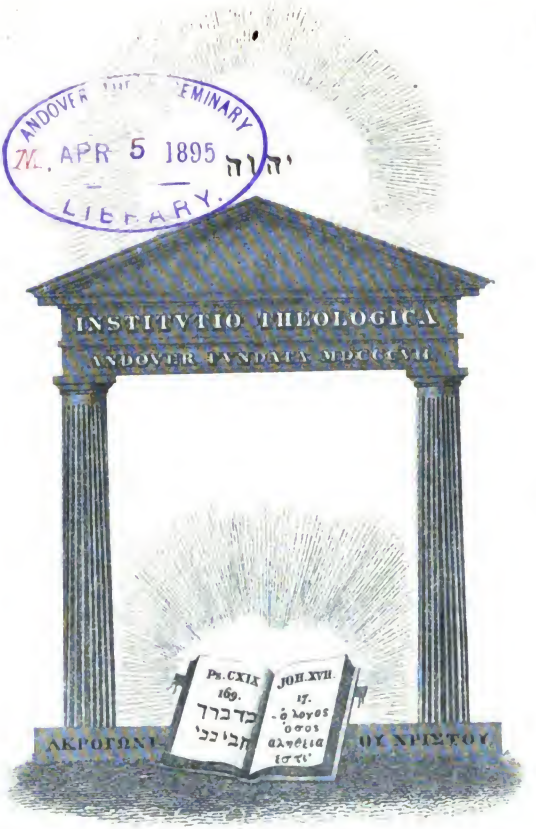
Allgemeine Missionszeits...

Johannes Gustav Warneck, Julius Richter

Digitized by Google

ANDOVER THEOLOGICAL SEMINARY
APR 5 1895
LIBRARY.



47 17

Digitized by Google

Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

F. M. Zahn,
Missionsinspektor in Bremen,

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörz,

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Zwanzigster Band.

Gütersloh 1893.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Digitized by Google

Andover. 28

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Peruv. 46
v. 20
1893

Rückblicke auf die Uganda-Katastrophe.

Obgleich die traurigen Vorgänge, welche im vergangenen Jahre sich in Uganda abgespielt und die monatelang in der ebenso einseitigen wie rhetorischen Berichterstattung der französischen Missionare die Runde durch die Zeitungen Europas gemacht, durch die später eingetroffene englische Darstellung bereits ziemlich aufgeklärt worden sind (vgl. A. M.-Z. 1892, 254. 326. 377. 424. 475), so ist doch ein abschließender Rückblick auf dieselben um so mehr geboten, als das Bedürfnis vorhanden ist, aus diesen Erlebnissen allerlei Lehren zu ziehen.

Die ausführliche Berichterstattung über den gesamten Verlauf der kriegerischen Ereignisse, welche Kapitän Lugard gegeben, war ganz ohne Kenntnis der seitens der französischen Patres erhobenen Beschuldigungen und darum auch ohne jede Bezugnahme auf dieselben und ohne jede Absicht der Verteidigung geschrieben. In ihrer ruhigen, sachlichen Haltung mußte sie sofort auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck der größeren Glaubwürdigkeit vor den leidenschaftlichen und schon durch ihre Maßlosigkeiten den Stempel der Übertreibung an der Stirn tragenden französischen Bulletins machen. Während diese Bulletins wimmeln von beschimpfenden Prädikaten der rohesten Art:[1]) „Räuberhauptmann," „Räuber," „Mordbrenner," „Ehrlose," „Schurken," „Banditen," „Aussauger", „infames Werk," „nichtswürdige Anschläge," „unverschämtestes Raubsystem", „satanisch" und dergleichen, sind die Schriftstücke Lugards frei von allen persönlichen Invektiven, so daß man schon aus dieser vornehmen Objektivität den Schluß ziehen darf: der Mann hat recht, denn er schimpft nicht.[2])

Jetzt ist nun endlich auch die von dem englischen Kapitän schon vor zwei Monaten in Aussicht gestellte „abschließende Widerlegung der wilden und bittern Anklagen der französischen Priester" veröffentlicht worden. Die Verzögerung ist dadurch eingetreten, daß die Antwort Lugards — und zwar bereits Ende Oktober — zunächst der französischen Regierung

[1]) Die katholische Zeitschrift: „Gott will es" überbietet in diesen Beschimpfungen noch die französischen Missionare. Kapitän Lugard und Genossen sind ihr lediglich Leute, denen sie „das Recht einräumt, sich hersauszulügen". Kein Wort von ihren Berichten druckt sie ab.

[2]) Schon die Weser-Zeit. vom 9. Nov. 1892 macht das mit Nachdruck geltend.

ANDOVER
1893
Digitized by Google

als offizielles Aktenstück ausgehändigt und jetzt erst seitens des englischen Auswärtigen Amtes der Times (vom 13. Dezember) zur Veröffentlichung zugestellt worden ist. Durch Vermittlung des Kardinal Lavigerie waren nämlich die Berichte des Msgr. Hirth an den französischen Minister des Auswärtigen[1]) behufs diplomatischen Austrags der Sache und einer Schadenersatzbeantragung von — — „mindestens 400 000 Mk." übergeben worden. Die französische Regierung hatte darauf der englischen eine offizielle Beschwerde, die in neun Artikeln durch die Aussagen des genannten Bischofs substantiiert waren, zugestellt. Das in der Times und noch ausführlicher im Record (vom 16. Dezember) mitgeteilte Schriftstück ist die Antwort Lugards auf diese neun Anklagepunkte. Auf die vielen in den sonstigen zahlreichen Briefen der Patres enthaltenen Beschuldigungen, Entstellungen und Übertreibungen geht der Kapitän nicht ein, jedenfalls darum nicht, weil er sie durch die Widerlegung der ihm offiziell übergebenen Beschwerdepunkte für abgethan hält, vielleicht auch, weil er sie gar nicht alle kennt.[2]) Jedenfalls hätte er ein dickes Buch schreiben müssen, wenn er diese massenhaften Verdrehungen hätte richtig stellen wollen.[3]) Überdies hatte sein vorhergegangener langer Bericht durch seine positive Darstellung des gesamten Verlaufs der Dinge bereits alles Wesentliche erledigt.

Wir reproduzieren aus dem jetzigen offiziellen Aktenstück die Hauptsachen.

1. „Die katholische Bevölkerung Ugandas ist den Drohungen der Mohammedaner und Protestanten, welche von den Agenten der Ostafrika-Kompanie protegiert worden, ausgesetzt gewesen."

---

[1]) Bekanntlich drehte dieser Herr in der französischen Kammer die Thatsache, daß die Sendboten des Kardinals Lavigerie sich in die evangelische Mission in Uganda eingedrängt, in ihr Gegenteil um, eine Dreistigkeit, die wohl in dem Berichte des Msgr. Hirth selbst ihre Quelle hat: „der Protestantismus ist gekommen, um alles zu vernichten" („Gott will es" 1892, 663).

[2]) So z. B. ist er auf den famosen Brief Pater Achtes (A. M.-Z. 1892, 258) erst durch meine Hinweisung aufmerksam gemacht. Irrtümlicherweise nennt er mich einen German missionary inspector und der Times passiert der Druckfehler, mich als Dr. Waldeck zu bezeichnen, der dann natürlich auch in den Record ꝛc. übergegangen ist. Lugard bestätigt ausdrücklich die Richtigkeit meiner Darstellung und beruft sich auf sie.

[3]) Wir sind in dieser Beziehung ja an starke Leistungen der ultramontanen Presse gewöhnt und es ist noch in frischer Erinnerung, wie es eine stehende Phrase zur Zeit des Kulturkampfes war, von einer „diokletianischen Verfolgung" zu reden. Aber alles das wird weit übertroffen durch die Maßlosigkeiten, zu welchen im vergangenen Jahre die Ugandakatastrophe die römischen Federn gereizt hat.

Digitized by Google

Antwort. Msgr. Hirth erklärte: „in kurzem wird Uganda ein katholisches Königreich sein." In diesen bemerkenswerten Worten verrate er sich selbst. Dieses „in kurzem" hofften sie an dem 24. Januar (an welchem der Kampf ausbrach) zu bewerkstelligen; sie scheiterten, weil er als der Administrator des Landes verpflichtet war, alle Sektionen der Bevölkerung in gleicher Weise zu beschützen. Bei ihrer Hoffnung, Uganda werde bald ein katholisches Königreich sein, konnten sich die Patres nicht in einer bedrückten und gefährdeten Lage befinden. Ja, es bestand eine scharfe Spannung und fanden wiederholt Kämpfe statt, die ebensowohl von der katholischen wie von der protestantischen Seite ausgingen. Er habe wiederholt die Katholiken aufgefordert, jeden Menschen ihm anzuzeigen, der ihnen etwa unrecht thue, er werde ein Exempel an ihm statuieren. Kurz vor Ausbruch der Katastrophe seien die vereinigten Armeen der Baganda gegen die Mohammedaner ausgerückt, ein Beweis, daß es in der Hauptstadt ziemlich ruhig gewesen; daß die Katholiken ohne Grund zurückkehrten, verursachte die erste Aufregung. Er wisse nichts davon, daß gegen irgend einen Katholiken eine Gewaltthat geschehen, bevor die Katastrophe ausbrach. Der Mord eines Protestanten seitens der Katholiken in den Straßen von Mengo und die herausfordernde Haltung derselben samt der Weigerung, den Mörder behufs gerichtlicher Untersuchung auszuliefern, habe den Kampf herbeigeführt. Die Mohammedaner waren so gut die Feinde der Protestanten wie der Katholiken. . . Er selbst habe ja beide christliche Parteien gegen dieselben geführt . . aber zweimal haben die Katholiken den Protestanten den Kampf gegen sie allein überlassen. Die Unwahrheit, daß er die Protestanten bevorzugt, ergebe sich schon daraus, daß die protestantischen Missionare ihn der Parteilichkeit für die Katholiken beschuldigt und erklärt, mit Hilfe der katholischen Priester wolle England seine Herrschaft aufrichten. Auch werde durch die beigelegten Briefe der Väter selbst bewiesen, daß vor dem Januar 1892 der Vorwurf der Parteinahme für die Protestanten nicht zutreffe.[1])

2. „Die ostafrikanische Kompanie hat die Wirksamkeit der französischen Missionare anerkannt und ausgesprochen, daß sie keine Beschwerden wider sie habe."

Antwort. Die Priester beabsichtigten ein katholisches Königreich aufzurichten. Nachdem sie sich Muangas bemächtigt, haben sie denselben zur Stärkung ihres Einflusses gegen die Protestanten ausgebeutet. Lugard habe

[1]) Immer wieder zieht sich durch die Berichte der Patres die Verleumdung, die englischen Offiziere (und auch die Missionare) hätten gemeinsame Sache mit den Mohammedanern gemacht, sie wollten das Land mohammedanisch machen, hätten einen mohammedanischen König eingesetzt, ja schon früher hätten die englischen Offiziere das Heer Muangas nur zu dem Zwecke begleitet, um die Mohammedaner vor der Vernichtung zu retten. — Sogar soweit geht die Verdächtigung, daß die Engländer der heidnischen Bevölkerung geheime Anweisung zu einer Erhebung gegen die Katholiken gegeben hätten. Es ist kein Wort von dem allen wahr. Lugard hat nach der Katastrophe freilich mit den Mohammedanern unterhandeln müssen, er befand sich damals in der kritischsten Lage. Aber selbst dann hat er es durchzusetzen gewußt, daß der mohammedanische König Mbogo fallen gelassen wurde. Es ist dies einer der ergreifendsten Teile seines Berichts.

Digitized by Google

anfänglich den Versicherungen der Loyalität des Msgr. Hirth gegen das britische Protektorat geglaubt, bis ihm nach dem Kampfe die Beweise für das Gegenteil in die Hand gekommen seien.[1])

3. „Tausende von Katholiken sind ausgerottet. Eine Menge katholischer Frauen und Kinder getötet, mißhandelt oder in die Sklaverei verkauft. Es kann nicht in Zweifel gestellt werden, daß durch das Blutbad und den Ruin der katholischen Mission die katholischen Baganda in die größte Not gebracht worden sind."

Antwort. Die betreffenden Berichte seien teils gänzlich unbegründet, teils maßlos übertrieben. Sonderlich was die angeblichen Grausamkeiten auf den Sesseinseln betreffe, so habe er dieselben, bis er den Brief Pater Achtes gesehen, weder von einem Priester noch von einem Katholiken erwähnen hören. Die Priester wüßten so gut wie er, daß ein halbcivilisiertes Volk in der Kampfwut zu ganzen Barbaren werde und daß beklagenswerte Akte von beiden Seiten in gleicher Weise verübt worden. Wenn ein Priester behaupte, er habe mitten im Kampfe gesehen, wie man Kindern die Flinte auf die Brust gesetzt, so könne man ihm schwer widersprechen, aber L. habe Gründe genug, es für unwahrscheinlich zu halten. Alle Verwundeten, deren er habe habhaft werden können, seien von ihm aufs sorgfältigste gepflegt worden, eine bisher in Uganda unbekannte Erscheinung.

4. „Kapitän Lugard und die Agenten der ostafrikanischen Kompanie haben die Protestanten wenige Tage vor dem Massakre mit Hinterladern bewaffnet und auch die Sudanesen unterstützt."

Antwort. Hierauf wiederholt der Kapitän seine vor jeder Kenntnis der französischen Beschuldigungen niedergeschriebene Darstellung der Ereignisse und fügt hinzu: Am 21. Januar habe die herausfordernde Haltung der katholischen Partei seine Befürchtung zur Gewißheit gemacht, daß sie es auf einen Kampf angelegt habe. Die Antwort des Bischofs auf den Brief des Kapitäns, er möge doch seinen großen Einfluß aufbieten, den Kampf zu vermeiden, da der Lugards nicht mehr stark genug dazu sei, zerstörte jede Hoffnung auf Frieden. Jetzt habe die ganze Verantwortung auf ihm (L.) gelegen. Auf die Auslieferung des Mörders habe er als oberste Autorität im Lande bestehen müssen. Dadurch sei die Sache der Protestanten seine eigene geworden; diese seien die schwächeren und mit Vernichtung bedroht gewesen. Die Frage sei jetzt gewesen, ob die Katholiken den Kampf beginnen würden oder er selbst — nicht die Protestanten. In seinem Briefe vom 21. Januar habe der Msgr. selbst ausgesprochen, daß die Protestanten nur auf Befehl des Forts kämpfen würden.[2]) „Aber nicht ein Schuß wurde von

[1]) Diese Beweise finden sich in seinem Berichte. Aus dem Munde katholischer Häuptlinge selbst wurde ihm erzählt, daß der Msgr. nicht zum Frieden geraten, sondern zum Kampf, wie er denn auch das Gegenteil seines Versprechens that, als er Muanga daran hinderte, nach der Hauptstadt zurückzukehren.

[2]) Dennoch haben die Patres die Unwahrheit in die Welt posaunt und immer wiederholt, die eigentlichen Urheber des Kampfs seien die protestantischen Missionare, die Protestanten hätten den Kapitän L. sozusagen im Schlepptau gehabt. Es ist von der größten Wichtigkeit zu konstatieren, daß dies im direktesten Widerspruche zu den Erklärungen Lugards wie des Bischofs selbst steht.

Digitized by Google

mir abgefeuert, bis der Angriff begonnen und der Kampf allgemein geworden war." Lugard habe das vollkommene Recht gehabt, durch Ergreifung des Mörders zur Aktion zu schreiten, aber die französische Partei habe ihn vor dieser Notwendigkeit bewahrt, da sie in der Nacht des 23. die Kriegstrommeln schlugen und am 24. früh unter die Waffen traten. Die Protestanten, die sich zum Gottesdienst versammelt, erwarteten gar nicht ein so rapides dénouement und fragten ihn, was sie thun sollten. Da er ihnen erwiderte, daß er mit dem König verhandle, thaten sie alles, was in ihrer Macht stand, den Zusammenstoß zu vermeiden. Sie wußten, daß er ihnen nicht helfen werde, wenn sie nicht gehorchten. Kurz darauf wurde ein ins Gesicht geschossener Protestant zu ihm gebracht. Bei einem so erregbaren Volke wie die Baganda war das ein starkes Zeichen strikten Gehorsams, daß die Protestanten entschlossen waren, nichts könne sie bewegen zu kämpfen, bis er Befehl gegeben. „Ich habe diesen Befehl nie gegeben. Mit aller Emphase versichre ich, daß es die katholische Partei gewesen ist, welche allein und absichtlich den Kampf provoziert und so glücklicherweise die Verantwortung mir abgenommen hat. Ich hatte erwartet, sie würden kämpfen, wenn ich den Mörder arretierte, aber sie waren so hitzig und so ihres Erfolgs sicher, daß sie meine Aktion nicht abwarteten, sondern ganz unnötig den Streit begannen." Er selbst sah, wie ein Haufe Katholiken ganz in der Nähe des Forts feuerte. „Noch zu dieser Zeit that ich mein Äußerstes, den Kampf zu verhindern. Die Katholiken schwangen Fahnen, um nach Art der Baganda zum Kampfe herauszufordern. Soweit ich sehen konnte, blieben die Protestanten ruhig und beantworteten die Herausforderungen nicht. Denn die Katholiken waren des Sieges gewiß, die Protestanten wußten, daß es sich für sie um einen Kampf auf Tod und Leben handle." Allerdings habe er am Morgen des 24. Januar 40 Snidergewehre und Stokessche Flinten, zusammen höchstens 150, ausgeteilt, als er gesehen, wie kritisch die Dinge standen; die Selbstverteidigung habe ihn dazu gezwungen. Das sei aber eine Lüge, daß die Gewehrverteilung planmäßig schon früher stattgefunden und die Katholiken zu ihrem Vorgehen gereizt habe. Eine Maximkanone sei nicht in den Händen der Baganda gewesen.[1])

5. „Die französischen Missionare haben sich am 24. Januar in der größten Lebensgefahr befunden, ohne die Hilfe, um die sie gebeten, erhalten zu haben, während den englischen Missionaren jeder Beistand sofort geleistet worden sei."

Antwort. Schon am 21. Januar und wieder am 24. habe er den französischen Priestern seinen Schutz angeboten. Msgr. Hirth selbst bezeugt,

---

[1]) Der französische Bericht entstellt die Sachlage völlig. Nach demselben ist die katholische Partei „unversehens überfallen" worden und hat Lugard die Katastrophe „absichtlich" herbeigeführt, um nach einem vorüberlegten „Plane", die Katholiken zu „vernichten". Die Snider-Gewehre sollen bereits Tage vorher verteilt worden sein und zwar an 500. Dagegen wurde Lugard später von dem Haupt der katholischen Partei selbst berichtet, daß Msgr. Hirth Gewehre verteilt habe, von zehn Hinterladern wisse er es gewiß. Unter dem Gepäck der Priester, das in die Hände der Deutschen kam, sollen sich auch 60 Hinterlader befunden haben.

Digitized by Google

daß L. noch zwei Stunden vor dem Angriff sie aufgefordert, in das Fort zu kommen und daß er ihnen seine Soldaten habe entgegen schicken wollen. Nichts anderes habe er den englischen Missionaren geleistet. Als der Kampf unmittelbar bevorstand, habe er abermals unter Lebensgefahr einen Boten an die Patres gesandt, mit der dringenden Bitte, zu kommen. Die Schutzmannschaft, die sie begehrt, habe er nicht schicken können, weil das das Signal zum Kampf gegeben, auch seine Verteidigungsmannschaft geschwächt und die Leute dem sichern Tode ausgesetzt haben würde. Er habe dann strengen Befehl gegeben, die Patres und ihre Güter nicht zu verletzen und die Protestanten hätten gehorcht. Auch als er nach dem ersten Angriff Kapitän Williams und Mr. Grant unter starker Bedeckung zu den Patres gesandt, seien diese nicht gekommen. Beim Einbruch der Nacht, als er sich in der kritischsten Lage befunden und im Fort mit den Verwundeten, den flüchtigen Frauen ꝛc. alle Hände voll zu thun gehabt, sei er selbst zu den Patres geeilt und habe es von ihnen als „eine persönliche Gunst" erbeten, ins Fort zu kommen und sie endlich mitgebracht. Ihre Güter schützte er durch eine Wache und brachte sie später ins Fort. Er habe es bedauert, ihnen im Fort keinen großen Komfort bieten zu können, aber alles, was er gehabt, ihnen zur Verfügung gestellt. Er habe sie als seine Gäste behandelt und sie hätten das auch bei ihrem Weggange anerkannt, selbst der Bischof.

6. „Einige der Patres sind, statt Beistand von den englischen Autoritäten zu erhalten, als Gefangene auf Befehl des Kapitän Williams[1]) in den Händen der Protestanten gehalten und gemißhandelt worden."

Antwort. Die Patres seien im Fort aufs beste behandelt worden. Williams habe einige allerdings für „Gefangene" erklärt, um ihr Leben vor der aufgeregten Masse zu retten, welche sie für die Ursache der fehlgeschlagenen Unterhandlungen gehalten. Im Fort seien sie nicht als Gefangene behandelt und nicht gegen ihren Willen zurückgehalten worden. Lugard citiert ihre eigenen Aussagen, daß man ihnen Güte und Gastfreundschaft erwiesen.

7. „Msgr. Hirth und König Muanga sind aus Uganda vertrieben worden."

Antwort. „Der Bischof ist nie aus Uganda vertrieben worden." Er sei auf die Inseln gegangen, um, wie er wiederholt versprochen, den geflohenen König zurückzubringen. Er that aber das Gegenteil.[2]) Lugard habe alles aufgeboten, um den Muanga zurückzubringen.

---

[1]) Gegen Kapitän Williams sind die Anklagen der Patres besonders wild. Lugard nimmt ihn ritterlich in Schutz und erklärt, daß er selbst allein alle Verantwortung auf sich nehme. Er ist voll des Lobes dieses Offiziers und bezeugt, daß derselbe ohne Voreingenommenheit für eine der mit einander rivalisierenden Missionen gehandelt (Times vom 1. Nov. 1892).

[2]) Der Bischof hielt den König zurück. Er selbst schreibt: „er wäre sonst der Sklave der Protestanten gewesen." Und Muanga hat ausdrücklich nach seiner Rückkehr bestätigt, die katholische Partei habe ihn mit Gewalt zurückbehalten. Daß er der „Sklave" der Katholiken war, das fand der Bischof ganz in der Ordnung. Als später Muanga einen Brief an die Königin von England schrieb, da war das englischer „Schwindel". Als er früher einen Brief an den Papst oder an Lavigerie schrieb, da war das natürlich heiliger Glaubenseifer.

Digitized by Google

8. Betrifft den beantragten Schadenersatz.[1])

Antwort. Was das persönliche Eigentum der Patres betreffe, so sei ihr Verlust praktisch null. In dem ersten Kampfe verloren sie nichts. Alle ihre Güter seien in ihrem von dem Feuer unberührt gebliebenen Lehmstore, später im Fort untergebracht gewesen. Als sie gegen den Wunsch Lugards auf die Inseln gegangen, hätten sie nur um wenige Träger mit einer Last für jeden gebeten; der Rest sei im Fort geblieben. Die mitgenommenen Lasten seien dann allerdings im Kampfe am 30. verloren gegangen. Einige dieser Artikel, die in seine Hände gekommen, habe er ihnen später wieder zugestellt; andere haben sie zurückgekauft gegen Zeug, wovon sie genug hatten. Auf den Sesseinseln besaßen sie einen Store mit wertvollen Gütern. Als Williams dorthin kam mit Lugards Befehle, denselben zu schützen, hatten ihn die Patres selbst bereits ausgeräumt und die Sachen nach dem Süden geschafft. Die Baulichkeiten in Buddu seien unversehrt. Daß 50 000 Katholiken als Sklaven verkauft worden sein sollen, sei eine unsinnige Behauptung. Nach der katholischen Angabe in Daily News vom 21. April habe es überhaupt nur 25 000 Katholiken gegeben und selbst diese Zahl sei ungeheuer übertrieben.[2]) Die pomphafterweise als „Kathedrale bezeichnete katholische Kirche in Rubaga, die niedergebrannt ist, sei von Rohr und Gras gewesen. Die Baulichkeiten zu Rubaga seien noch nicht einmal fertig gewesen,[3]) der Lehmstore sei stehen geblieben, von den übrigen Häusern meist nur die Grasdächer verbrannt, die — sehr unpassend — mit Bastionen und Schießscharten versehenen Priesterwohnungen teilweis zerstört worden, als sie verlassen waren. Wären die Priester dageblieben und hätten sich unter L.'s Schutz gestellt, so würden sie unverletzt geblieben sein.[4])

9. Beschwerde über den Verzug der Antwort.

Antwort. Am 3. Oktober sei er in London angekommen und so in Anspruch genommen gewesen bezüglich der Zukunft Ugandas, daß er das vorliegende umfangreiche Aktenstück nicht vor dem 29. Okt. habe einreichen können.

---

[1]) Die persönlichen Verluste der Patres wurden auf 100 000, die übrigen auf 500 000 Frcs. angegeben. Wenigstens 400 000 Mk. seien zu erstatten. Man sieht, die Herren Patres sind bescheidene Leute, die gar nicht übertreiben. Erst sind sie ganz arm und renommieren mit ihrer Armut, handelt sichs aber um Schadenersatz, dann sind sie auf einmal sehr reich.

[2]) Die statistischen Unmöglichkeiten des bischöflichen Berichts habe ich schon früher nachgewiesen (1892, 377). Die 50 000 Katholiken gehören in das Gebiet der Erfindung. Wenn nun gar 50 000 getötet oder verkauft sein sollen, so könnte ja jetzt gar kein Katholik mehr da sein. Sie sind aber immer noch zu vielen Tausenden da. Am Ende hilft man sich so, daß man die Zahl der Katholiken vor der Katastrophe auf 100 000 angiebt. Nur schade, daß die offiziellen Missiones Catholicae pro 1891 catholici et catechumeni 10 000 gedruckt haben. Wie wärs, wenn man eine 0 zusetzte und sagte: 10 000 sei ein Druckfehler gewesen?

[3]) Die Patres selbst bestätigen, daß außer dem Lehmstore kein Gebäude fertig gewesen sei, auch die Kirche nicht.

[4]) Pater Guillermain schreibt: „hätten wir gewußt, daß die Katholiken mit den Siegern zu unterhandeln beabsichtigten, so wären wir in Kampala (dem Fort) geblieben." Sie gingen also fort, um die Katholiken zum Widerstand zu ermutigen.

Digitized by Google

Obgleich es nun keineswegs unsre Aufgabe ist, eine Verteidigung der Beamten der britischen ostafrikanischen Kompanie in Uganda zu liefern, sondern lediglich die Wahrheit zu ermitteln und vor allen Dingen, zu untersuchen, ob die evangelischen Missionare irgendwie an dem Ausbruche der bedauernswerten Kämpfe beteiligt sind, so können wir doch nicht umhin, nach der ziemlich genauen Einsicht in alle wesentlichen Aktenstücke, dem Kapitän Lugard das Zeugnis zu geben, daß er unter den denkbar schwierigsten Umständen mit viel Gerechtigkeit, Ruhe, Weisheit und Festigkeit seine Pflicht gethan hat. Die Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Kampfes trägt nicht er, sondern die katholische Partei und nicht zum geringsten der sie führende Bischof. Als die Nachricht von dem Rückzuge der Kompanie in Uganda eintraf, schien die Zeit gekommen, das geplante „katholische Königreich" aufzurichten. Daß dann in den Kämpfen viele Grausamkeiten vorgekommen sind, ist wohl unbestreitbar; man kann aber von Lugard nicht das Übermenschliche erwarten, daß er ein im ganzen noch barbarisches Volk, das seine Kriege in barbarischer Weise zu führen von alters her gewohnt war, habe überall zügeln können. Bei der großen Masse der Kämpfenden war von einem sittigenden Einfluß des Christentums noch gar keine Rede.

Es hat sich auch gar nicht um einen Religionskrieg gehandelt, nur die katholische Partei hat den Kampf dazu gemacht.[1]) Niemals in dem ganzen Verlaufe der Verhandlungen findet sich auch nur die leiseste Spur einer Bedrohung des katholischen Glaubens. Es ist einfach lächerlich, daß die Vertreter einer grundsätzlich intoleranten Kirche die toleranteste Nation der Welt, die Engländer, der Verletzung der religiösen Freiheit beschuldigen. So ist es auch ein Mißbrauch des Märtyrernamens, wenn der Bischof Hirth die in dem Kampfe Gefallenen als „Märtyrer des katholischen Glaubens" feiert. Wie es mit diesem katholischen Glauben gestanden haben muß, kann man schon daraus ersehen, daß nach des Bischofs eignem Zeugnis die tausende lediglich von den katholischen Häuptlingen unterrichtet gewesen sind. Aber das ist die römische Bekehrungsart: von oben her durch die weltlichen Gewalthaber die Leute katholisch zu machen. Darum haben sie auch den Muanga durchaus in

[1]) So schreibt z. B. Pater Guillermain: „19. Jan. 1892. Kapitän Lugard schreibt zum zweiten Male an den König und fordert ihn zur Annahme der englischen Flagge auf. Zum vielleicht hundertsten Male antwortet ihm Muanga, die Katholiken wollten lieber sterben, als eine Flagge annehmen, die den Protestanten als Religionsbanner gelte." Die katholische Partei machte also die politische Frage zu einer religiösen.

Digitized by Google

ihrer Gewalt behalten wollen, um unter dem Nimbus des königlichen Namens die Massen zu katholisieren.

Die ultramontane Zeitschrift „Gott will es", die in der leidenschaftlichen Verdächtigung der englischen Offiziere und Missionare das Außerordentlichste geleistet hat,[1]) triumphierte: den katholischen Berichten glaubt die ganze Welt, den englischen kein Mensch — ausgenommen ein so verstockter wie ich. Sie hat zu früh triumphiert. Die Berichte Lugards haben zunächst in England durchschlagend gewirkt. Sie haben in der öffentlichen Meinung — auch der Katholiken — einen solchen Umschwung herbeigeführt, daß das liberale Ministerium, welches einst einen Gordon im Sudan opferte, unter dem Druck der öffentlichen Meinung des ganzen Landes sich nicht nur hat entschließen müssen, gegen seinen eignen früheren Beschluß, Uganda unter Regierungsschutz zu stellen, sondern — wenn die Zeitungen recht berichten — Lugard als Königlichen Kommissar wieder hinzusenden. Und wir werden ja bald hören, ob die französische Regierung die Herren Patres noch weiter verteidigt. So zweifeln wir auch nicht, daß über England hinaus die öffentliche Meinung auf die Seite Lugards treten und einsehen wird, daß römische Berichterstattung wieder einmal im großartigsten Maßstabe tendenziöse Sachverdrehung geübt hat. Man wird künftig, wenn es sich um die Prüfung der Glaubwürdigkeit römischer Berichte handelt, auch diese Ugandaepisode exemplificieren. Und hoffentlich wird die Tagespresse nun endlich klug und druckt künftig römische Bulletins mit Vorsicht ab.

Mit dem fanatischsten Hasse haben die römischen Berichte wieder und immer wieder die Hauptschuld für die Ugandakatastrophe auf die evangelischen Missionare gewälzt und bei dieser Gelegenheit die evangelische Mission überhaupt in der denkbar niedrigsten Weise verdächtigt, um die öffentliche Meinung gegen dieselbe förmlich zu verhetzen. Man braucht zum Beweise dafür nur Heft 11 bis 21 von „Gott will es" zu lesen. Und nun stellen die langen Aktenstücke Lugards heraus, daß die evangelischen Missionare an den betreffenden Vorgängen gänzlich unbeteiligt sind. Der Kapitän macht auch nicht eine Andeutung, daß sie irgend

[1]) In ihrem Eifer, die englischen Missionare an den Pranger zu stellen, behauptete u. a. die Redaktion dieser Ztg.: „Als vor drei Jahren Muanga alle Christen vertrieb, da retteten sich die protestantischen Missionare in den ihnen bereitwilligst zur Verfügung gestellten Booten der katholischen Mission. Jetzt haben sie auf ihre Weise den Dank dafür abgestattet. Notiz für Herrn W." Herr W. bemerkt dazu, daß damals die Rettung auf dem „Eleanor", dem Boote der englischen Mission erfolgte.

Digitized by Google

welcher Vorwurf treffe. Er würde ihre Schuld so wenig verschwiegen haben wie die der Patres, schon um sich zu entlasten, hätte er Grund zur Beschwerde gehabt. Er erzählt ausführlich, welche Not ihm die protestantischen Baganda gemacht, zumal bei den schwierigen Verhandlungen nach den Kämpfen bezüglich der Verteilung des Landes u. s. w., aber daß die evangelischen Missionare irgend welche Schwierigkeiten bereitet, deutet er mit keinem Worte an. Die römischen Berichte haben also einfach verleumdet.

Und nun nur noch eine kurze doppelte Bemerkung. Die Uganda-Katastrophe zeigt an einem konkreten Beispiel, welchen Gefahren die Mission ausgesetzt ist durch die Kolonialpolitik und gar die kolonialpolitische Rivalität. Und zum andern, wie verhängnisvoll zumal unter einem leidenschaftlichen barbarischen Volke die Massenbekehrungen mit Hilfe der politischen Häupter sind. Übt die römische Kirche diese Missionsmethode vollends noch in einem Lande, in welchem sie mit der evangelischen Mission rivalisiert, so sind Katastrophen unausbleiblich. Massenbekehrungen von angeblich mehr als 50 000 Halbbarbaren im Zeitraum von einem Jahre oder etwas darüber, können für die christliche Kirche nie ein wirklicher Gewinn sein, und die evangelische Mission soll sich ja warnen lassen, jemals diesen Weg zu betreten. Ich führe diese Gedanken jetzt nicht weiter aus, um zu schließen.

Augenblicklich scheinen ja ruhigere Zustände in dem armen Uganda eingetreten zu sein. Lugard hat nach schwierigen Verhandlungen das Friedensproblem durch eine Teilung des Landes unter die Protestanten, Katholiken und Mohammedaner gelöst und völlige Religionsfreiheit gewährleistet. Natürlich sind es wieder die Katholiken, die nicht zufrieden sind. Es wird gewiß viel für Uganda gebetet und der Gott, der Gebete erhört, wird zuletzt alles zum Guten lenken. Das ist unsre Hoffnung.

Warneck.

Nachschrift.

Mittlerweile sind auch neuere Berichte von den englischen Missionaren eingegangen, welche bis Mitte August reichen. Nach denselben ist thatsächlich eine Beruhigung des Landes eingetreten, obwohl die Katholiken von Buddu aus, das ihnen in dem Teilungsvertrage zugefallen ist, wiederholt neues Kriegsgeschrei erhoben haben. Diese ganz unabhängig von Lugard geschriebenen Berichte bestätigen durchweg die Darstellung des Kapitäns, tragen auch dasselbe ruhig-objektive Gepräge wie die amtlichen Schriftstücke. Muanga bestätigt, daß die katholische Partei, die ihn lieber

Digitized by Google

habe töten als zu den Engländern ziehen laſſen wollen, ſich noch immer mit der Idee eines katholiſchen Königreichs trägt, ſo lange die Söhne Kalemas in ihren Händen ſind. Auch gingen Gerüchte, daß dieſelbe ein Bündnis mit den Mohammedanern plane.

Erfreulich iſt, wie nüchtern die evangeliſchen Miſſionare die religiöſe Bewegung beurteilen und wie klar ſie die Gefahr der Vermiſchung derſelben mit der politiſchen erkennen. Sie fürchten ſich vor einer unreinen Kirche und wollen lieber wenige aber im Glauben gefeſtete und zum Kreuztragen willige als viele bloß aus politiſchen Gründen das evangeliſche Bekenntnis annehmende Chriſten. Sie geben ſich keiner Täuſchung darüber hin, daß die Mehrzahl der ſich Proteſtanten nennenden Baganda es nur dem Namen nach iſt, eine Erkenntnis, welche den franzöſiſchen Patres bezüglich der ſog. katholiſchen Partei völlig zu fehlen ſcheint. Sie ſind daher auch vorſichtig mit der Taufe, haben aber nach längerem Unterricht und ſorgfältiger Prüfung im Laufe der letzten Monate wieder mehr als 100 taufen können. Bei der Einweihung ihrer neuen Kirche (Ende Juli) waren über 3000 Baganda gegenwärtig (Int. 1893, 21).

Die S. P. G.[1]) in Barma.

Von O. Flex.

I.

Bei der eigenartigen Stellung, welche die S. P. G. unter den proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaften einnimmt, und in anbetracht der mir ſchon öfter entgegengetretenen Thatſache, daß die Entſtehungsgeſchichte derſelben, ihre beſonderen Aufgaben und die Art und Weiſe, in welcher ſie dieſelben löſt, vielen deutſchen Miſſionsfreunden noch ziemlich unbekannt ſind, ſcheint es mir geboten, ehe ich ſpeciell über die Arbeit der Geſellſchaft in Indien berichte, einige erklärende Angaben über die eben erwähnten Punkte vorauszuſchicken.

Die S. P. G. hat die Ehre, die älteſte kirchliche Miſſionsgeſellſchaft Englands zu ſein. Sie wurde im Jahre 1701 gegründet und verdankt ihre Entſtehung dem chriſtlichen Eifer und der unermüdlichen Energie einiger Männer, denen es eine Schmach zu ſein ſchien, daß die vor dem

[1]) Abkürzung für The Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts.

Digitized by Google

Anfang des vorigen Jahrhunderts entstandenen Kolonien Englands ohne die Segnungen des Wortes Gottes und den moralischen und religiösen Halt kirchlicher Organisation bleiben sollten.

Es ist schwierig, den Zeitpunkt genau anzugeben, von welchem die britische Kolonisationspolitik datiert, so viel steht jedoch geschichtlich fest, daß der Grund dazu unter der Regierung der Königin Elisabeth gelegt wurde, die Kirche aber, als solche, fing erst am Ende des 17. Jahrhunderts an, sich der Pflicht bewußt zu werden, welche ihr die massenhafte Auswanderung englischer Unterthanen nach den überseeischen Ländern und die schnell aufwachsenden Niederlassungen daselbst, welche alle unter dem Schutze der englischen Krone standen, auferlegte.[1])

Der Mann, welcher in Gemeinschaft mit wenigen Gesinnungsgenossen das englische Volk und die Staatskirche zuerst aus ihrer Gleichgiltigkeit gegen die religiösen Zustände in den Kolonien aufrüttelte, war ein Dr. Thomas Bray. Derselbe wurde im Jahre 1696 von dem damaligen Bischof von London nach Nordamerika abgeordnet, um sich an Ort und Stelle über die kirchlichen und geistlichen Zustände der dort lebenden weißen und farbigen britischen Unterthanen zu informieren und Bericht zu erstatten. Er fand 14 Kolonien mit einer Bevölkerung von 240 000 Seelen, welche den ganzen Landstrich von Maine bis Süd-Karolina einnahmen. Einige von diesen Provinzen hatten absolut keine Einrichtungen für öffentliche Gottesdienste oder irgend eine anerkannte Religionsform. In fünf andern war kein Kolonist zu finden, der sich zur englischen Kirche bekannte. Nur in Virginia, Maryland, New York, Philadelphia und Boston gab es regelmäßige Gottesdienste. Die benachbarten Indianerstämme der Iroquois und Yammonsea waren schon von Jesuiten und den Agenten der New England Society mit dem Evangelium teilweise bekannt gemacht worden. — Dr. Bray war nun unermüdlich, Freunde für die Sache zu werben und im Verein mit ihnen bei den obersten Kirchenbehörden und der Regierung dahin zu wirken, daß diesen Übelständen abgeholfen werde. Ihre eifrigen Bemühungen wurden von dem damaligen Erzbischof Tenison, vom Bischof Compton und andern Bischöfen sowie von dem Unterhaus der Convocation[2]) kräftig unterstützt. In dem letzteren wurde im März 1700 ein Komitee eingesetzt, um „die besten Mittel, das Evangelium in den Kolonien auszubreiten", in Erwägung

[1]) Vid. The first Century of the Colonial Episcopate by Rev. W. Tucker. London.

[2]) General-Synode der Erzdiöcese Canterbury.

Digitized by Google

zu ziehen. Auch einflußreiche Laien unterstützten die Sache. Alle Eingaben und Vorstellungen bei den leitenden Regierungsorganen wurden abschlägig beschieden.

Endlich im Jahre 1701 erhielten sie infolge des energischen Vorgehens des Erzbischofs von Canterbury einen Royal Charter unter dem Siegel William III., datiert 16. Juni, durch welchen die Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts unter kirchlicher und staatlicher Autorität konstituiert und 96 Personen gesetzlich als Mitglieder derselben anerkannt wurden.[1])

(Drei Jahre vorher, in 1698, war es Dr. Bray gelungen, die Society for Promoting Christian Knowledge[2]), welche heute noch ihre überaus segensreiche Thätigkeit hat und besonders die Verbreitung christlicher Bücher in der ganzen Welt zu ihrer Hauptaufgabe macht, ins Leben zu rufen.)

Nach den im Königlichen Charter niedergelegten Vorschriften ist der jedesmalige Erzbischof von Canterbury ex officio Vorsitzender der Gesellschaft, der Erzbischof von York und alle andern Bischöfe der Staatskirche Großbritanniens sowie die Kolonial- und Missions-Bischöfe sind ex officio Vicepräsidenten. Die Gesellschaft (oder Korporation) erwählt ihre Mitglieder, deren Anzahl sich jetzt auf über 5000 beläuft, selbst. Die geschäftlichen Angelegenheiten werden von einem Standing-Committee, welchem der Sekretär mit seinen Untersekretären, sowie der Schatzmeister mit seinen Assistenten zur Seite stehen, geleitet. Sub-Committees erwägen specielle Fragen und bereiten dieselben für die endgiltigen Beratungen des Standing-Committee vor. Die Gesellschaft hat ihr eigenes Missionshaus und fast in allen Parochien Englands Vertreter.

Die eigenartige Stellung der S. P. G. besteht also darin, daß sie in erster Linie nicht eine Missionsgesellschaft im eigentlichen Sinne des Wortes ist, denn ihre erste Sorge war auf die kirchliche Pflege ihrer Landsleute gerichtet und im Anschluß daran sollte dann specielle Missionsarbeit getrieben werden. In der Petition um Korporationsrechte heißt es, die Gesellschaft habe sich folgende Aufgabe gestellt:

1. Die geistliche Pflege und Belehrung unserer Landsleute, welche sich in den Kolonien niedergelassen haben;
2. Die Bekehrung der Indianerstämme;
3. Die Bekehrung der Negersklaven.

---

[1]) Vid. Summary account of S. P. G. London 1890.

[2]) Gewöhnlich abgekürzt: S. P. C. K.

Digitized by Google

Demgemäß gingen auch die ersten Sendboten der Gesellschaft zu den Kolonisten in Amerika und Europa. Die ersten Geistlichen[1]) waren Rev. George Reith und Rev. Patrick Gordon, welche am 24. April 1702 England verließen und am 11. Juni in Boston in Nordamerika landeten. Andere Geistliche und Lehrer folgten in rascher Reihenfolge für das Festland von Nordamerika, Newfoundland, die westindischen Inseln und die englischen Faktoreien in Moskau und Amsterdam.

Im Jahre 1704 veröffentlichte die Gesellschaft ihren ersten Report, ein höchst interessantes Aktenstück, welches wohl in extenso wiedergegeben zu werden verdiente, doch will ich, um diese Einleitung nicht zu weit auszudehnen, den Lesern nur einige Auszüge geben:

„Moskau. Hier ist eine Faktorei von englischen Kaufleuten ebenso wie in Archangel. Der Zar hat sich vor einiger Zeit in Gnaden bewogen befunden, denselben so viel Land zu schenken, wie sie für den Bau einer Kirche und anderer für einen Geistlichen nötigen Gebäude bedürfen. Der Geistliche gebraucht die Liturgie der englischen Kirche und er ist ersucht worden, den Namen des Zars und seiner Söhne in der Litanei und den Gebeten für die königliche Familie einzuschalten."

„Dem Mr. Urmston wurde ein Geschenk von griechischen Liturgien und Testamenten für die Hofleute gemacht, ebenso von ordinären griechischen Testamenten für die gewöhnlichen „Moskoviten", desgleichen von „praktischen" englischen Büchern für die jungen Leute und Diener in der Faktorei ꝛc."

„Amsterdam. Im Interesse der englischen Nation, zur Ehre ihrer Kirche und zum Trost ihrer Mitglieder, welche hier in Frieden und im Krieg leben, nämlich Gentlemen, Kaufleute, Soldaten, Matrosen u. s. w. haben die Bürgermeister ein Grundstück zum Bau einer Kirche gegeben. Bis zur Herstellung derselben ist eine Privatkapelle im Gebrauch, in welcher sich eine ziemlich zahlreiche englische Gemeinde zusammenfindet.

Dr. Cockburn erhielt 50 Lst. (= 1000 M.) jährlich für zwei Jahre."

„New York. Die protestantische Religion ist hier durch Beschluß der Assembly wie in England eingeführt. Der Unterhalt für *einen* Geistlichen für die Stadt und den ihr zugehörigen Distrikt im Betrage von 100 Lst. (= 2000 M.) p. a. ist vorgesehen. In Queens County und Nassaw Island sind zwei Geistliche mit 120 Lst. Gehalt für beide ꝛc. ꝛc. Ihre Majestät gewährt 130 Lst. p. a. für den Militärgeistlichen. Es sind noch keine Schullehrer vorhanden, wir hoffen aber, bald welche anstellen zu können" u. s. w.

Interessant sind auch die Berichte über die Arbeit unter den Indianerstämmen, von denen viele schon ausgestorben sind.

Zuerst werden fünf „Nationen" der Iroquois unter der speciellen Bezeichnung „die betenden Indianer von Canada" erwähnt. Sie sind schon

[1]) In dieser ganzen Arbeit habe ich den Ausdruck „Geistlicher" im Sinne des englischen Wortes „clergyman" gebraucht, es schließt also Geistliche und Missionare ein.

Digitized by Google

teilweise von Jesuiten in der christlichen Religion unterrichtet worden, haben sich aber in der Politik augenscheinlich auf die Seite der Engländer gegen die Franzosen gestellt. Der Report sagt: „Wenn wir ihnen den Unterricht, den sie nun bei uns suchen, gewähren könnten, so würden sie unser Schutz und unser Ruhm werden, da sie eine beständige Barriere zwischen New York, Virginia und Maryland und den Franzosen bilden, und mehr als einmal für uns gekämpft haben, wenn nicht, so werden sie sich möglicherweise den französischen und papistischen Interessen zuwenden und gegen England und die reformierte Religion sein." Die Gesellschaft hatte zwei Missionare unter ihnen, von welchen jeder 100 Lst. Gehalt bezog, außerdem hatten sie 20 Lst. zum möblieren ihrer Häuser und 15 Lst. jeder zur Beschaffung der nötigen Bücher erhalten. Von andern Stämmen, welche dringend Hilfe bedurften, werden die Mohocks und Oneydes erwähnt, ebenso werden Missionare, Schulen und Bücher für die Onontages, Cayouges, Sinnekes oder Sinnontowans, sowie für die River-Indianer in Shackook, „etwas oberhalb Albanys", verlangt u. s. w. u. s. w.

In diesem ersten Report werden im ganzen 17 verschiedene Arbeitsfelder auf dem Kontinent, in Amerika und auf den westindischen Inseln erwähnt, welche bis dahin von der S. P. G. besetzt worden waren.

Ich will nun nur in ganz kurzen Umrissen andeuten, welche Ausdehnung die Arbeit derselben gewann und wie sie endlich den ganzen Erdball mit dem Netz ihrer Thätigkeit überspann.

Sehen wir zuerst auf den Kontinent, so finden wir im Jahre 1704 die vorher genannten beiden Orte Moskau und Amsterdam von der S. P. G. besetzt. Jetzt beträgt die Zahl der permanenten englischen Kaplanschaften auf dem Kontinent 147. Dieselben sind in zwei große Diöcesen geteilt: die Diöcese von Gibraltar mit 62 Kaplanschaften, welche den ganzen Süden Europas einnimmt und von dem Bischof von Gibraltar verwaltet wird, und die Diöcese von Northern und Central-Europa mit 85 Kaplanschaften,[1]) welche unter der Verwaltung eines zweiten Bischofs steht. Die oberste Jurisdiktion über beide Diöcesen liegt in den Händen des Bischofs von London, von welchem allein die angestellten Kapläne ihre Licenz erhalten. Die beiden Bischöfe sind ihm als Koadjutoren beigeordnet. Von diesen Kaplanschaften gehören 35 der S. P. G. an. Außerdem versorgt sie über 100 kleinere Gemeinden auf dem Kontinent während der Sommermonate mit Geistlichen und unterstützt in liberalster Weise die englischen Kapläne, welche in den größeren Häfen unter den Matrosen arbeiten, z. B. Athen, Lissabon, Marseille, Havre, Konstantinopel, Odessa ꝛc. Demnach verwaltet die S. P. G. jetzt in Europa über 135 Kaplanschaften.[2])

[1]) Vid. Anglican Ch. Magazine, July 1892. Appendix A. u. B.

[2]) Die übrigen Continental Chaplaincies werden von der Colonial and

Digitized by Google

In Amerika begann sie ihre Arbeit, wie schon erwähnt, in 1702, dem zweiten Jahre ihres Bestehens, und zwar in den Kolonien, welche jetzt die Vereinigten Staaten bilden. Achtzig Jahre lang hat sie dort an ihren Landsleuten in 13 verschiedenen Staaten gearbeitet bis zum Jahre 1783 und ist zur Hauptbegründerin der amerikanischen Tochterkirche geworden, welche jetzt über zwei Millionen Seelen zählt und von 3986 Geistlichen und 72 Bischöfen gepflegt wird.

Im folgenden Jahre, 1703, begannen ihre Operationen in Newfoundland zuerst mit drei Geistlichen, jetzt haben die dortigen Gemeinden einen Bischof, 57 Geistliche und eine Bildungsanstalt für Theologen.

Die Westindischen Inseln wurden in 1710 in Angriff genommen und genießen noch die fortwährende Unterstützung der Gesellschaft. Durch ein Geschenk des General Codrington wurde die S. P. G. Besitzerin eines bedeutenden Grundstücks auf der Insel Barbadoes, auf welchem ein College errichtet wurde, welches die Hochschule für westindische Geistliche geworden ist. Außerdem bestehen auf den Inseln noch zwei Colleges. Jetzt arbeiten daselbst 268 Geistliche unter 6 Bischöfen.

In 1728 gingen die ersten Prediger nach Nova Scotia, um mit Hilfe der Gesellschaft die englische Kirche daselbst zu befestigen. Jetzt sind 104 Geistliche und ein Bischof daselbst, auch eine Hochschule ist errichtet.

In 1752 sandte die Gesellschaft den ersten Missionar zu den Negern in Guinea in Westafrika. Ein geborner Afrikaner, welcher in England ausgebildet und ordiniert worden war, wurde 1765 an der Goldküste stationiert, und ein Katechist in Sierra Leone in 1787.

In 1783 kam die S. P. G. den ersten Missionaren in den Staaten Canadas und in New-Braunschweig zu Hilfe. Jetzt sind daselbst 18 Bischöfe, 884 Geistliche und mehrere Hochschulen.

Australien wurde 1795 in Angriff genommen. Jetzt sind dort 13 Bischöfe und 736 Geistliche.

Die Verbindung der Gesellschaft mit Indien datiert vom Jahre 1818 und mit Ceylon von 1840. Da dort die Regierung bald die geistliche Verpflegung der englischen Kolonisten übernahm, so konnte die Gesellschaft nach einiger Zeit ihre ganze Kraft auf die Missionsarbeit unter den Heiden konzentrieren.[1]) Beinahe 93000 Bekehrte sind das

Continental Church Society verwaltet. Einige sind in den Händen von Privatpatronen, oder wenn es Gesandtschaftschaplaincies sind, unter dem Patronat des Foreign Office in England.

[1]) Der ursprünglichen Aufgabe der Gesellschaft eingedenk, halten aber auch jetzt ihre Missionare überall Gottesdienste für diejenigen englischen Personen, welche

Digitized by Google

Resultat dieser Arbeit und unter den Missionaren der Gesellschaft dort sind beinahe 120 eingeborne Pastoren.

In 1820 unterhielt die Gesellschaft einen Geistlichen am Kap der Guten Hoffnung. Jetzt sind 8 Bischöfe mit 260 Geistlichen in Süd-Afrika.

In 1839 sandte die S. P. G. ihren ersten Missionar nach New Zealand. Jetzt sind dort einschließlich der Missionsdiöcese von Melanesia 7 Bischöfe und 247 Geistliche.

In 1849 begann die Gesellschaft die Mission in Borneo zu unterstützen. 10 Missionare erhalten daselbst noch ihren Unterhalt von derselben.

In 1858 wurde Britisch Columbia kolonisiert und von der S. P. G. mit Missionaren besetzt; ebenso die Hawaiischen Inseln in 1862.

In 1864 fing sie ihre Thätigkeit in Madagascar an und unterhält jetzt noch daselbst 17 Missionsgeistliche, von denen 9 Eingeborne sind.

Nord-China und Japan wurden 1873 in Angriff genommen. Fiji in 1879. Neu Guinea und Corea in 1889. Mashonaland in 1890.[1])

Während ihrer 191jährigen Thätigkeit hat die Gesellschaft mehr als 100 Millionen Mark für die geistliche Verpflegung ihrer Landeskinder in allen Teilen der Welt und für die Arbeit unter den Heiden verwendet. Als sie ihre Arbeit in den Kolonien anfing, da waren in denselben kaum 20 Geistliche, jetzt beträgt die Zahl derselben 7700 und die der Bischöfe 152.

Dies in aller Kürze die nötigsten Angaben über die kombinierte Wirksamkeit der S. P. G. unter den Angehörigen der Staatskirche in den Kolonien und den Heiden. Lassen wir nun noch eine kurze Statistik ihrer *Missionsthätigkeit* allein folgen:[2])

Die S. P. G. hat 672 ordinierte Missionare, von denen 6 den Rang von Missionsbischöfen besitzen und den betreffenden Metropolitanbischöfen koordiniert sind. Davon stehen in Asien 225; in Afrika 153; in Australien und den Inseln des Stillen Oceans 16; in Nord-Amerika 211; auf den westindischen Inseln 36; in Europa 31. Von diesen Missionaren sind 162 Eingeborne, von denen 127 in Asien und 35 in Afrika arbeiten.

Die S. P. G. hat in ihren Missionen 2300 angestellte Lehrer, 2600

entfernt von den Regierungsstationen ohne die Predigt und die Sakramente bleiben müßten.

[1]) Summary account of S. P. G. London 1890. III. pag. 9—11.

[2]) Vid. Societys Report for 1891, pag. 13.

Digitized by Google

Studenten in ihren verschiedenen Hochschulen und in Asien und Afrika allein beinahe 40 000 Kinder in ihren Schulen.

Das Einkommen der Gesellschaft betrug in den ersten drei Jahren laut Report von 1704 50 000 M. Die höchste Ziffer erreichte sie in 1890, wo das Einkommen 164 383 Lst. = 3 287 660 M. betrug. Im vergangenen Jahre belief es sich auf 2 330 400 M. Außer diesen Summen verwaltet die Gesellschaft eine große Anzahl specieller Fonds für Missionszwecke, die sich z. B. im Jahre 1890 auf 966 340 M., in 1891 auf 379 220 M. beliefen.

Hand in Hand mit der S. P. G. arbeitet die Ladies Society, ein Verein christlicher Damen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, besonders die Missionsthätigkeit der Gesellschaft dadurch zu unterstützen, daß sie gebildete Damen als Missionarinnen und Lehrerinnen nach heidnischen Ländern senden, um dort unter eingebornen Frauen und Mädchen zu arbeiten. Eine solche Hilfe ist besonders in Ländern, wo das weibliche Geschlecht infolge von Kastenvorurteilen oder altherkömmlichen Gebräuchen mehr abgeschlossen lebt und dem Einfluß von Missionaren weniger zugänglich ist, wie in Indien, der Türkei, Persien und andern Ländern, von außerordentlicher Bedeutung, und hat gerade dieser Zweig der Missionsarbeit[1]) z. B. in Indien außerordentliche Erfolge aufzuweisen, wo jetzt nicht nur englische Damen, sondern auch hunderte von eingebornen Frauen und Mädchen vornehmen und geringeren Standes als Lehrerinnen an Schulen oder als unverheiratete Missionarinnen thätig sind und durch ihren Einfluß nicht wenig dazu beitragen, das Familienleben der Hindus und Mohammedaner zu veredeln und dem Christentum zu erschließen.

Die Eigentümlichkeiten der S. P. G., welche sie von allen andern Missionsgesellschaften unterscheiden, sind also kurz gefaßt folgende.

1. Ihr Zweck und Ziel war und ist vor allen Dingen, die englischen Auswanderer und Kolonisten in der ganzen Welt mit dem Wort Gottes und kirchlicher Organisation zu versorgen, dann in zweiter Linie an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten. Es ist besonders die erstere Aufgabe, welche die Gesellschaft mit großer Treue nun schon beinahe 200 Jahre lang verfolgt, die sie dem englischen Volke teuer und lieb gemacht hat.[2]) Die Leute wissen, daß die Gaben, welche sie der Gesellschaft zukommen

[1]) In Indien Zenana-Mission genannt. Zenana = Frauengemach.

[2]) Auf meinen Missionsreisen in England fand ich immer und immer wieder diese Seite der S. P. G. von den Rednern bei Missionsversammlungen betont und als Hauptgrund hervorgehoben, warum die Nation die Gesellschaft unterstützen müsse.

Digitized by Google

lassen, ihrem eigenen Fleisch und Blut, ihren Angehörigen und Verwandten in fernen Ländern zu gute kommen und denselben in Not und oft schwerer Trübsal Hilfe und Trost bringen.

2. Die Gesellschaft will kein Parteiorgan sein. Sie identificiert sich in ihrer Thätigkeit mit den eigentlichen Pflichten und Aufgaben, welche England als eine christliche Nation überkommen und in allen Weltteilen, in denen englisch gesprochen wird, zu erfüllen hat, und will nichts weiter sein als die Handmagd der ganzen Kirche. Sie ist daher konservativ, aber nicht im exklusiven Sinne, sondern im Gefühl, daß sie die kostbaren Glaubensschätze der Kirche in ihrer Reinheit und Unantastbarkeit bewahren und zum Gemeingut aller machen müsse. Man hat sie in Deutschland „steif" genannt, man hat ihr Puseyismus vorgeworfen, man hat sie hyperhochkirchlich gefunden und dergleichen mehr. Ich leugne nicht, daß derartige Züge in ihren Missionaren und Geistlichen zu Tage getreten sind, das liegt aber nicht an der Gesellschaft, sondern an den Leuten selbst. Die S. P. G. giebt keine Parteiparole aus, sie hat kein Schibboleth, sie appelliert allein an die Kirche und an das kirchliche Gefühl ihrer Arbeiter. Zudem liegt es nicht im Wesen der Organisation der Gesellschaft, ihre Leute in dieser Hinsicht zu beeinflussen oder auch nur beeinflussen zu können, denn sowie ihre Sendlinge den Fuß in ihr Bestimmungsland setzen, stehen sie, sowohl was ihre Arbeit betrifft, als auch bezüglich ihrer individuellen Stellung zur Kirche, zur Lehre und zum Ritus derselben, unter der Oberleitung des betreffenden Bischofs, in dessen Diöcese ihr Arbeitsfeld liegt. Die Gesellschaft hat hinfort keinerlei Verfügungsrecht über den Missionar, noch der letztere irgend welche persönlichen Verpflichtungen gegen dieselbe. Sie übernimmt keine weitere Verantwortlichkeit für denselben, als daß sie sein Gehalt aufbringt, und erwartet von ihm nur, daß er ihr von Zeit zu Zeit, gewöhnlich einmal im Vierteljahr, Berichte über seine Thätigkeit einsendet, welche in den Zeitschriften der Mission zur Kenntnis des Publikums gebracht werden, im übrigen ist er vollständig in den Händen des betreffenden Bischofs, welcher nach seinem Ermessen über ihn verfügt, also ihm die für ihn am besten passende Arbeit überträgt, die etwa notwendig scheinenden Versetzungen auf eine andere Station anordnet u. s. w. Der Bischof allein hat fortan über ihn zu verfügen und dem Bischof allein ist er verantwortlich und ihm allein hat er zu gehorchen, zu welchem Zweck jeder Geistliche[1]) bei seiner Ordination nach dem Eide der Treue gegen die

[1]) Respektive Missionar.

Digitized by Google

Königin den Eid des kanonischen Gehorsams gegen seinen Bischof abzulegen hat. — Wenn also unliebsame Erscheinungen wie die oben genannten: Neigung zum Ritualismus oder zu andern Extremen in Ritus, Lehre und Praxis sich in den S. P. G. Missionen gezeigt haben oder noch zeigen, so sind sie allein die Früchte individueller Anschauung und Überzeugung oder das Resultat einer Direktive, welche den betreffenden Personen von ihrem Bischof zugegangen, der selbstverständlich seine Ansichten über Partei, Lehre und Ritual dem ihm untergestellten Klerus, wenn auch nicht aufzuoktroyieren vermag, so doch als pro tempore maßgebend darstellt. Die Gesellschaft als solche hat aber mit all diesen Dingen nichts zu thun. Im Gegenteil, sie warnt ihre Geistlichen bei ihrer Aussendung, alle Parteinamen und alles Parteiwesen aufs strikteste zu vermeiden und in Einigkeit und „christlicher Übereinstimmung" mit andern als eine „Körperschaft von Brüdern ein und derselben Kirche unter ihrem bischöflichen Oberhaupt" an ihrer großen Aufgabe, der Ausbreitung des Evangeliums, zu arbeiten, und in einem andern Paragraphen der für die Gesellschaft maßgebenden Verordnungen wird ausdrücklich bestimmt, daß jeder Missionar, welcher in England gewählt worden ist, sich sofort nach dem Lande seiner Bestimmung begebe, und nach seiner Ankunft daselbst dem Bischof oder einer andern ihn vertretenden kirchlichen Autorität untergestellt werde.[1])

Was ich in aller Kürze gesagt habe, wird genügen, den Lesern die Überzeugung zu geben, daß die S. P. G. keine exklusive Gesellschaft ist, sondern auf einer Basis steht und arbeitet, welche so breit und umfassend ist, daß sie für alle Schattierungen kirchlicher Parteien Raum hat,[2]) sie repräsentiert die nationale Kirche Englands, deren loyale Tochter und Magd sie ist und sie sucht mit all ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Pflichten, welche dieser Kirche in andern Weltteilen obliegen, von derselben aber nicht immer erkannt und erfüllt wurden, thatkräftig und mit gewissenhafter Treue auszuführen. Der verstorbene Bischof Wilberforce sagt:[3])

„Diese Gesellschaft, gegründet in finstern und kalten Zeiten durch die Gebete von mehr als zehn Gerechten, ist wie ein Engel der Gnade in die trüben Gewässer unserer unchristlichen Kolonisation herabgestiegen und hat eine

[1]) Vid. Instructions to Missionary Clergy 1706 par. XI u. Bye-Laws 29. pag. 172 u. 173 S. P. G. Report 1891.

[2]) In Wirklichkeit ist es aber wesentlich die hochkirchliche, und zum Teil die extrem-hochkirchliche Richtung innerhalb der Church of England, welche durch die S. P. G. vertreten wird. D. H.

[3]) The first Century of the Colonial Episcopate. London. pag. 17.

Digitized by Google

nach der andern gesund gemacht, denn es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß Amerika und viele unserer Kolonien ihr Christentum ihrer Arbeit verdanken."

Nicht weniger denn 46 bischöfliche Diöcesen in allen Weltteilen zerstreut, erhalten jetzt noch Hilfe an Geld und Männern von derselben und sie verdanken ihr allein ihr Entstehen und ihr Fortbestehen.

Ihres hohen Alters und ihrer loyalen Treue wegen wird die S. P. G. von allen kirchlich Gesinnten die „Venerable" Society genannt und ich meine, auch deutsche Missionsfreunde werden ihr diesen Ehrentitel geben, wenn sie sich mit ihrer Geschichte, ihren Grundsätzen und ihrer weltumfassenden Arbeit eingehend vertraut gemacht haben.

II.

Das alte Königreich Barma[1]) scheint zuerst durch die Agenten der Ostindischen Compagnie mit England in Berührung gekommen zu sein. Die Compagnie, welche bekanntlich den Grundstein zu dem jetzigen anglo-indischen Kaiserreiche legte[2]), hatte in allen Provinzen des indischen Reiches Vertreter, durch welche sie ihre Handelsverbindungen immer weiter ausdehnte, bis sie endlich auch die angrenzenden Länder Nepal, Barma und andere in den Bereich ihrer Thätigkeit zog. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurden jedoch alle Europäer, welche sich in Ava, der damaligen Hauptstadt des Reiches, aufhielten, aus derselben vertrieben und mit ihnen die Angestellten der Ostindischen Compagnie.

Im Jahre 1687 gelang es jedoch England, sich durch die Besitznahme von Negrais an der Mündung des Irawaddy in Barma dauernd festzusetzen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, 1811, war es schon teilweise unter britische Jurisdiktion gekommen. Infolge fortwährender Vertragsbrüche und Gewaltthätigkeiten, welche sich die barmanische Regierung zu schulden kommen ließ, sah sich England 1824 genötigt, dem despotischen Herrscher den Krieg zu erklären. Der englische General eroberte Rangun und Prome und setzte sich in Besitz der bedeutenderen Befestigungen am Irawaddy. Der Erfolg der britischen Waffen zwang den König, Frieden zu schließen und 1826 einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem England das Besitzrecht der Provinz Tenasserim mit der

[1]) Birma, Burma, Burmah ꝛc. sind alle Korruptionen des Wortes Barma. Die Eingebornen des Landes, mit denen ich während meines jahrelangen Aufenthaltes in Assam, einer früheren barmanischen Provinz, vielfach in Berührung gekommen, nennen ihr Land Barma.

[2]) Wie bekannt, ist die Königin von England Kaiserin von Indien.

Digitized by Google

Hauptstadt Moulmein sowie der Provinzen Arakan und Assam zuerkannt wurde, während dasselbe die Rechte des Königs zu schützen und zu achten versprach und zu diesem Zweck einen Gesandten an des Königs Hof in Ava schickte.

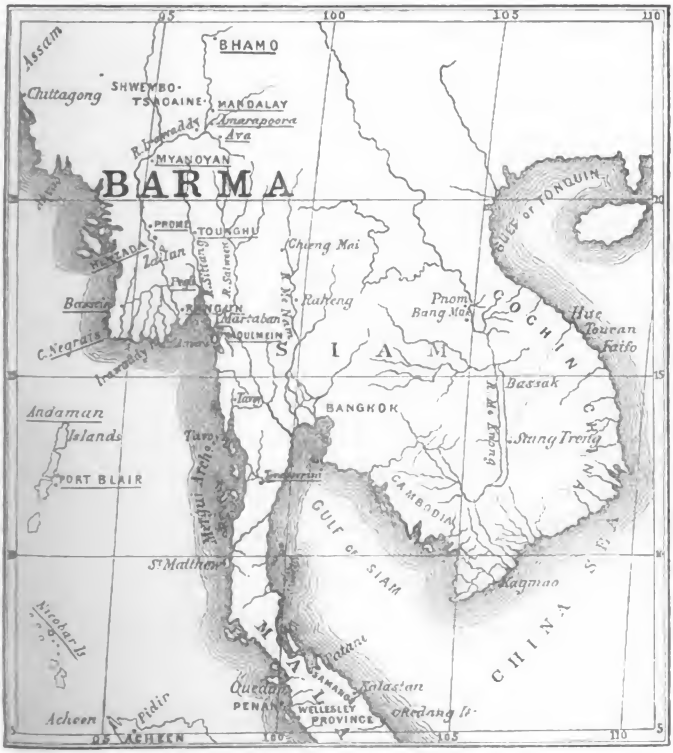
Die inneren Unruhen hörten aber nicht auf. In 1837 stieß Prinz Tharawaddi seinen Bruder vom Thron und erklärte sich als entschiedener Gegner englischer Interessen. Er ließ seinen Unwillen zuerst an dem britischen Gesandten aus, welcher infolge dessen nach Rangun versetzt wurde. Da ihm auch dort der König feindlich entgegentrat, so wurde er 1840 abberufen.

Nun suchte die barmanische Regierung den englischen Handel zu unterdrücken. Von den Kapitänen der englischen Kauffarteischiffe wurden unerhörte Summen erpreßt. Das Verlangen Englands, diese Summen zurück zu erstatten oder irgend welchen Schadenersatz zu leisten, wurde zurückgewiesen. Hierauf blockierte der englische Admiral die Hauptthäfen des Landes und nachdem der König auch ein englisches Ultimatum zurückgewiesen hatte, wurde ihm aufs neue der Krieg erklärt und die Provinz Pegu annektiert.

Wie die Engländer nach und nach weiter nördlich vordrangen, die Absetzung des grausamen Despoten Theebaw in 1886, die Annektierung Oberbarmas unter der indischen Viceregentschaft des Lord Dufferin, die tragischen Ereignisse vor zwei Jahren in Mandalay, die schmachvolle Ermordung des britischen Kommissarius und des Residenten, der heldenmütige Rückzug der Frau des letzteren, die schließliche Hinrichtung des Subraj, des Prinzen, welcher all das Elend angerichtet hatte, das alles ist den Lesern gewiß aus den Zeitungsberichten genügend bekannt, so daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche. Ich will daher nur noch zur vollständigen Orientierung des Lesers einige geographische Notizen hinzufügen.

Die natürlichste Einteilung Barmas ist die jetzt gebräuchliche in Unter- und Ober-Barma. Das erstere umfaßt die drei Provinzen Arakan, Pegu und Tenasserim mit den Hauptstädten Rangun, Moulmein, Prome, Thayet-myo und Tounghu und reicht von dem östlichen Ufer des Golfs von Bengalen und von Chittagong im Norden bis zum Königreich Siam im Osten. Ober-Barma schiebt sich wie ein Keil zwischen Indien im Westen und China im Osten. Seine Grenzen und geographischen Verhältnisse im Norden sind noch ganz unbestimmt weil unbekannt. Die dort seßhaften Stämme, welche früher wenigstens dem Namen nach dem König von Barma tributpflichtig waren, werden jetzt von der englischen Regierung als „freundschaftliche Verbündete" angesehen und behandelt. Die nördlichst gelegene bedeutende Stadt in englischem Besitz ist Bhamo am Oberlauf des Irawaddy (siehe Karte).

Digitized by Google



Kartenskizze von Barma.

Digitized by Google

Das Land ist überaus reich und fruchtbar und würde bei vernünftiger Bewirtschaftung, die von den Engländern jetzt selbstverständlich angestrebt wird, enorme Revenuen abwerfen. Während unter dem grausamen Despotismus der eingebornen Könige nur die Willkür herrschte, Eigentum und Leben der Unterthanen nie sicher waren und aller Handelsverkehr mit der Außenwelt stockte, werden jetzt alle Kräfte angespannt, um geordnete Zustände zu schaffen, und Handel und Gewerbe heben sich mit rapider Schnelligkeit.

Die Barmanen sind ein höchst intelligenter, sehr heller, kräftiger Menschenschlag,[1]) selbst der in toten Formen untergegangene Buddhismus und die schrecklichen politischen Zustände, unter denen sie seit Jahrhunderten gelebt haben, sind nicht imstande gewesen, ihnen die Lebenslust und Schaffensfreude zu nehmen und das ganze Land hat, ebenso wie Indien, noch eine herrliche Zukunft vor sich.

Eine speciellere Beschreibung von Land und Leuten wird sich in der nun folgenden Darstellung der Missionsarbeit in den einzelnen Provinzen als notwendig erweisen. (Fortsetzung folgt.)

Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet?[2])

Von E. Wallroth.

2. Die andern sprachwissenschaftlichen Arbeiten der Missionare.

Nachdem die Bibelübersetzungen einzeln betrachtet worden sind, wenden wir uns nun in derselben Reihenfolge zu den übrigen zahlreichen, wichtigen, oft grundlegenden linguistischen Schriften der Missionare.[3])

I. Afrika.

1. Der semitische Sprachstamm. Fürs Äthiopische, die alte Geez (Giz)-Sprache oder die der Freien, liefert der Katholik Sapeto auf

---

[1]) Ich habe unter ihnen wahre Prachtgestalten gesehen, mit schönen, edlen Zügen, und besonders unter den gebildeteren Klassen und Regierungsbeamten Leute gefunden, die mich durch ihre Gelehrsamkeit und den feinen Schliff ihrer Manieren geradezu entzückten. D. Verf.

[2]) S. A. M.-Z. 1891, 322 ff.

[3]) Die in dem ersten Teil dieses Aufsatzes genannten Werke werden nicht wieder mit ganzem Titel aufgezählt; Joseph Dahlmann. S. J. Die Sprachkunde und die Missionen. Freiburg i. B. 1891 kam mir erst nach Schluß dieser Arbeit in die Hände, vgl. A. M.-Z. 1891, 444. Mit besonderem Dank möchte ich nochmals auf R. N. Cust: Modern Languages of Africa. London 1883. 2 Bde. und Büttners Zeitschrift für afrik. Sprachen hinweisen und für Amerika auf Pillings Werke. —

Digitized by Google

dem orientalischen Kongreß zu Florenz 1878 allerlei, und die Propaganda[1]) gab noch ältere diesbezügliche Werke;[2]) fürs Amharische schrieb der kürzlich verstorbene Kardinal Missionar Massaja eine Sprachlehre[3]) und der evangelische K. W. Isenberg sein Wörterbuch 1841,[4]) die englisch-amharische Sprachlehre 1842, Buchstabier- und Lesebuch 1840, Übersetzung des Heidelberger Katechismus 1841, Lehrbücher der Geographie, Weltgeschichte, biblischen und Kirchengeschichte und Übertragung der englischen Liturgie (Ev. M.-M. 1866, 180); Ludwig Krapf gab neben der Übersetzung der Chalmers Bibelkonkordanz ein biblisches Schulbuch und das Büchlein: Menschenherz (A. M.-Z. 1882, 363); auch Blumhardts Wörterverzeichnis[5]) sei nicht vergessen. Die schwedischen Missionare in M'kullo druckten auf ihrer Presse amharische Gesangbücher, den von Missionar Maier übersetzten und von A. Stevenson verbesserten württembergischen Katechismus und ABC-Tafeln; der Eingeborne Gebra Georges Terfu übersetzte des „Christen Reise", ein anderer, Tajelenj mit Namen, bearbeitete eine Sprachlehre nach vierjähriger Ausbildung im schwedischen Missionsinstitut Johannelund. Die vom Schweden Lundahl († 1885) angefangene, von Tajelenj und Onesimus vollendete Übersetzung des Gerlachschen Kommentares der vier Evangelien sei erwähnt.[6]) Im Tigré hat der Eingeborne David und Dr. Winquist in Mkullo Stoff zu einer Sprachlehre, etwa 8000 Wörter für ein Lexikon alphabetisch und etymologisch gesammelt; Roden und T'Woldo Medhen gaben ABC- und Lesebücher, Wörterverzeichnis, B. U., Gebetsunterweisung, Erklärung des Kleinen Lutherischen Katechismus u. s. w.[7]) L. Krapf

[1]) Nicht zu übersehen sind die linguistischen Arbeiten, wie sie z. B. im Catalogus editionum, quae prodierunt ex typographia polyglotta sacrae congregationis de propaganda fide. Romae 1889 verzeichnet und durch F. A. Brockhaus-Leipzig zu erhalten sind.

[2]) Mithridat. I, 405 nennt drei Bücher; vgl. noch Catal. Prop. S. 60. Grey Coll. S. 95 f.

[3]) Lectiones grammaticales pro missionariis, qui addiscere volunt ling. Amharic. etc. Paris 1867 (501 S.).

[4]) Diction. of the Amh. lang. London 1841. Grammar. London 1842 (vgl. Benfey a. a. O. S. 728). Mithrid. I, 410.

[5]) Outlines of Amharic containing English, Ordoo and Amharic Vocabul. Serampore. 1867.

[6]) Miss. Tidning 1889, 123. 132. 1891, 92. Soc. Prom. Christ. Knowl. A. 4. Ev. M.-M. 1890, 124.

[7]) G. Ch. Adler: Biblisch-kritisch. Reise nach Rom; Altona 1783 S. 184. Des Jesuiten N. Kircher: Prodromus Coptus. Romae 1636 verdankt manches den Missionaren.

Digitized by Google

erwähnte zuerst die Kambat-Sprache und veröffentlichte des Chrischona-missionars Mayer „Kurtze Wörtersammlung" im Englisch-deutsch, Amharisch, Gallisch und Guragne (Basel 1878), welch letztere Sprache er zum ersten Male den Gelehrten darbot. J. M. Flad (geb. 1831) veröffentlichte sein: Elements and Vocabulary of the Falasha Lang. 1866.

2. Der hamitische Sprachstamm. Für die Erforschung des Koptischen haben katholische Missionare dadurch genützt, daß sie koptische Handschriften und Fragmente nach Rom brachten. Jesuiten stellten ein französisch Berber-Lexikon zusammen, und der Jesuit Rivière gab über die Kabyl-Sprache Aufschlüsse, der Jesuit Creuzat sein Essai de diction. franç. cabyle. Alg. 1873. Von dem Galla (Ormo) gab L. Krapf einen Abriß, ein Wörterverzeichnis,[1]) Mayers beim Kombat genanntes Vokabular schloß auch die Galla-Sprache ein. Der oben genannte Onesimus sammelt ein Wörterbuch, sowie Gallalieder; ein Gesangbuch wurde zu M'Kullo gedruckt (Miss. Tidning 91, 92, 114). Der Methodist Thomas Wakefield erforschte die Sprache der Süd-Galla und druckte auf eigener Presse Schul- und Gesangbücher (A. M.-Z. 1887, 190). Die Sprache der Danakil (Dankali), zwischen Abessinien und dem Roten Meer, hat der Deutsche Isenberg in seinem „Small Vocabulary. London 1840" bearbeitet (vgl. auch Th. Benfey S. 734). Die der Bilin (Bogos) westlich von M'Kullo der Katholik Sapeto (Vocab. Rom. 1857); über das Agau, westlich vom Tana-See, gab Th. Waldmeyer seine Wörtersammlung, Chrischona 1868. Auch ein Erfahrungswerk war des Schweden Englund Grammatik des Kunama in schwedischer Sprache (Stockholm 1873) mit einem Wörterverzeichnis und Lesebuch.

3. Der Nuba-Fulah-Stamm. In der Bibliothek zu Pistoja ist durch Nerucci handschriftlich das sorgfältig ausgearbeitete Nuba-italienische Wörterbuch von 1650 aufgefunden worden, welches der Katholik Archangelo Carradori gesammelt hatte.[2]) Ein anderer Katholik, Losi, sammelte 3000 Wörter der Koldadschi- oder Kulfan-Sprache in Kordofan. Ludwig Krapf bearbeitete das Kwafi.[3]) Die Mundart der

[1]) Elements of the Galla Lang. 1840 und Vocabulary. London 1842. Vocabulary of 6 East-Africa Languages Tübingen 1850. Darunter auch Ki-Galla (64 Seiten), und Th. Benfey S. 734.

[2]) Teils veröffentlicht in der italienischen Zeitschrift der morgenländisch. Wissenschaften 1877—1882.

[3]) Kwafi verdreht aus e Loikob (Leute von Loikob) oder Engutub e Loikob. A. M.-Z. 1882, 354 (Tübingen 1854).

Digitized by Google

benachbarten Maſai (oder Loigob) iſt von verſchiedenen Miſſionaren bearbeitet: Jak. Ehrhardt[1]) 1857; New Vokabul. 1873, Laſt 1883.[2]) Des Katholiken Beltrame (A. M.-Z. 1889, 138 f.) ſprachliche Aufzeichnungen über die Berta-Sprache, weſtlich von Abeſſinien am Blauen Nil, gingen leider verloren (Cuſt S. 153). Das Fulah (Fulde, Poul) wurde durch den Baſeler Zögling C. J. Reichardt († 1883) Miſſionar der engliſchen kirchlichen Geſellſchaft, bekannter gemacht;[3]) Rob. Maxwell Macbrairs Sprachlehre gab 1854 Norris,[4]) auch Kölles Polyglotta Africana berückſichtigt dieſe Sprache.

4. Der Neger-Sprachſtamm. Zum Wolof (Oulof oder Jolof) lieferte 1820 die engliſche Quäkerin und Miſſionsfreundin Hanna Kilham ein kleines Wörterbuch, Abriß einer Sprachlehre, eine vergleichende Darſtellung von 30 verſchiedenen Negerdialekten (London 1827) „bei aller Unvollkommenheit doch die erſten ehrenwerten Verſuche, dies Sprachlabyrinth zu enthüllen“ (Kleine Miſſ.-Bibl. II, 1, 105). Nun folgten die Arbeiten verſchiedener Katholiken am Senegal, ſo Boilats Grammaire Paris 1853; J. Dards Grammaire avec append. s. l. lang. de l'Afrique septentr. Paris 1826, Bambaras Wörterbuch Paris 1823.[5]) Auch Kobes gab in ſeiner Station St. Joſeph de Ngaſobil 1869 auch eine Sprachlehre heraus, ferner die Miſſionare zu Dakar 1856 ein Diktionaire; auch der Wesleyaner Fieldhouſe am Gambia eine kleine Grammatik 1878.

Die Serer-Sprache in Senegambien fand im Katholiken Lamoiſe einen tüchtigen Darſteller, welcher 1873 nach 30jähriger Erfahrung ſeine Grammatik zu Dakar veröffentlichte, auch Sprachproben, Geſänge und Geſpräche hinzufügte. Kölle gab Proben für dieſe und die Bambara-Sprache, für welche auch Hanna Kilham und Dard ein Wörterverzeichnis geliefert hatten. Wichtig iſt Macbrairs Grammar of the Mandingo

---

[1]) Vocab. of the Enguduk Iloigob as spoken by the Masai Tribes, Masai-Eng. and Engl.-Masai; published by L. Krapf. Ludwigsburg 1857. (110 S.)

[2]) Und Wakefield und Farler im Journal of Roy: Geograph. Societ. 1883 und 1879.

[3]) Grammar of the Fuld. Lang. with an appendix of some original traditions etc. London 1876. Fulah Primer, Berlin 1859. Three orig. Fulah pieces Berlin 1859; endlich Reichardts Vocabulary 1878.

[4]) Grey Collect. Index by Th. Hahn 1884 S. 99 erwähnt handſchriftlich noch ein Wörterverzeichnis.

[5]) In verbeſſerter Aufl. Dakar 1885. Auch Levanzil i diber ak et Ndakarú 1855. Catesim, mba etc. Ebenda 1852.

Digitized by Google

(Mande) Lang. with Vocab. Lond. 1837 (?).[1]) Susu wurde von dem noch oft zu nennenden Deutschen S. W. Kölle, dem Schotten Brunton 1802,[2]) dem Deutschen Graf in Sierra Leone, durch die S. P. C. K., und P. H. Doglin: Reading book London 1887 erforscht.[3]) Der westindische Missionar Duport gab zu London grammatische Bemerkungen und Harting arbeitete bis zu seinem Tode 1814 an Sususchriften. — Gust. Reinh. Nylander aus Livland gab der Bullom-Sprache eine Grammatik nebst Vokabular. London 1814[4]) und J. F. Schön veröffentlichte ein Wörterverzeichnis des Mampuadialekts 1839. Der Deutsche C. F. Schlenker († 1880) schrieb ein Englisch-Temne Wörterbuch,[5]) Grammar. Lond. Ch. M. S. 1864 (414 S.), Fibel, Katechismus, Auswahl kirchlicher Gebete, Biblische Geschichte, Stuttgart, 1854 bis 1875. Diese Bücher sind die reifen Früchte und Erlebnisse seines langen Aufenthalts in Porto Lokko; auch Frd. Müller und Lepsius haben Nylander und Schlenker sehr anerkannt und benutzt. — Der Ch. M. S. Miss. Karl Knoedler (geb. 1835) schrieb 1865 eine Fibel und nicht vergessen sei, daß Schlenkers Lehrer, der Miss. W. C. Thompson, 1838 Sprachlehre und Wörterbuch schrieb.

Der berühmte Deutsche Jak. Frd. Schön († 30./3. 1889), ein Zögling Basels, Sendbote der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft seit 1833 in Westafrika, begleitete 1841 die erste Negerexpedition und erforschte die Mendesprache.[6]) Seine mit C. L. Reichardt zusammen ausgearbeitete, aber erst 1882 gedruckte Grammatik, sein Lesebuch, Wörterverzeichnis (London 1884) wurde auf Veranlassung des Professors Frd. Müller-Wien und R. N. Custs hin gedruckt. Auch den Sherbro-Dialekt der nahen Insel studierte er (Vocabul., Catechism. 1824.

---

[1]) Vgl. auch Oldendorp: Gesch. d. Miss. S. 346, Tabelle, Koelle P. A. Voc. 11. welcher auch für viele andere benachbarte Sprachen viel bietet.

[2]) Bruntons Arbeit: Grammar and Vocab. Edingburgh ist auch von Steinthal in seiner Manda-Neger-Sprache 1867 benutzt. Ältere Missionsbücher über Susu erwähnt Mithridat. III, 172 (!).

[3]) Anderes: Susu Primer 1866. Prayer Book 1869. J. L. Wilsons Vergleichung ꝛc. Ely Vol. S. 191.

[4]) Auch: Spelling book. London 1814; Lum Keleng Lond. 1816. Select part. of Common Prayer 1816.

[5]) Neu London 1880 als Auszug eines gelehrten, umfangreichen, handschriftlichen Werkes, ferner: Collection of Traditions and Vocabulary. Stuttgart and London 1861.

[6]) Nicht zu verwechseln mit der oben genannten Mande oder Mandingo.

Digitized by Google

Lond.);[1]) welcher auch von den amerikaniſchen Miſſionaren in Elementarbüchern und Wörterverzeichnis 1874 bearbeitet ward. „In dieſen Schriften ſind den verſchiedenen Vokabeln zum Teil neuerfundene Formen gegeben“ (Zeitſchr. für afrik. Sprachen I, 240. IV, 317). — S. W. Kölle, der berühmte Verfaſſer der Polyglott. Afric., ſchrieb über die Vey-Neger[2]) und gab 1853 ſein Outlines of a grammar of the Vei-lang. with a vocab. Lond. 1853 (227 † Append. S. 227—257). Profeſſor H. Steinthal erkannte den Kölle öffentlich an, Frd. Müller-Wien und Lipſius benutzten dankend ſeine Arbeiten. Kölle ſammelte ſeinen Stoff an Ort und Stelle, immer emſig im Zuſammentragen und Aufzeichnen der Geſänge, Sagen, Gebräuche, Geſchichten; dann gings ans Ordnen. Auch zog er durch ſeine Umgebung die Kunde ferner Sprachen ein. Seine Polyglotta Africana[3]) iſt ein bekanntes, ſprachwiſſenſchaftliches Meiſterwerk, in Sierra Leone, dem Sammelplatz vieler Neger, mit echt deutſchem Fleiß, außerordentlicher Ausdauer und großer Genauigkeit zuſammengetragen (vgl. auch Cuſt II, 433 f.); wenn auch natürlich eine ſelbſtverſtändliche Unvollkommenheit noch dabei iſt. Aber man bedenke, daß damals die Afrika-Sprachforſchung erſt anfing. Von der Kru-Sprache[4]) giebt Kölle P. A. 5 Mundarten, darunter die Baſa, wofür 1844 der Amerikaniſche Baptiſt W. G. Crocker Grammatical observat. lieferte, deren Abſchrift J. G. Chriſtaller-Schorndorf beſitzt.[5]) Außerdem: Mrs. Hannah Kilham: Lessons in Basa; a first Spelling book, a Basa Reader, Edina 1842 ꝛc. In der Kru-Mundart Grebo (Krebo oder Gedebo) iſt gedruckt ſeitens der amerik. Epiſk. Kirche: von Biſchof John Payne in unhaltbarer Schreibweiſe: Primer 1860, Diction. (160 S.) History of the Greboes und Bibliſche Geſchichten in Übergangsſchreibweiſe: Dictionary 1867; nach Lepſius durch Auer beſorgt (Grey Coll. S. 148:

---

[1]) Und Translation of 7 Parables and Discourses of Jesus. London 1839 into the Sherbro Lang.

[2]) Narration of an expedition into the Vey country and the discovery of a system of syllabic writing, recently invented by the natives of the Vey tribe. London 1849, vgl. Globus 1852, 238. 1853, 236.

[3]) Or a comparative vocabulary of nearly 300 words and phrases in more than 100 distinct African languages. London 1854. Imper. folio; mit einer farbigen Karte 24 und 188 S., anerkannt auch von Th. Benfey S. 734 und 739.

[4]) Näheres über die Kru-Sprache ſtellt der bekannte Miſſ. J. G. Chriſtaller in der Zeitſchr. für afrik. Sprache 1889, III, 1—39 nach Auer und Crocker zuſammen.

[5]) Gedruckt iſt dies auf der Bapt. Miſſ.-Preſſe in Edina (Liberia). Frd. Müller-Wien benutzte es.

Digitized by Google

Grammar 1864): Primer 1864 (66 S.); von J. G. Auer nach Lepsius: Grammar 1868 (106 S.) Elements of the Gedebo Lang. 1870 (50 S.). Barths Biblische Geschichten 1871, Common Prayer 1873; Hymns (240 S.); Fibel und Lesebuch 156 S.[1]) Außerdem gab der amerik. Board-Miss. J. L. Wilson 1838 zu Cape Palmas: Grammat. Analysis of the Grebo Lang., ein zweibändiges Wörterbuch 1839, Lesebuch 1841[2]) u. s. w. Aufsehen machte in der Biblioth. Sacra 1847 Novb. seine Comparison between the Mandingo, Grebo and Mpengwe Dialects (Ely Vol. S. 191). Für die Sprache der Avekvom und anderer Stämme der Elfenbeinküste giebts Clarkes Spec. eine Anzahl Wörter.

Wenden wir uns nun zur Goldküste, wo das Tschi[3]) oder Aschanti auch nach dem Inland zu herrscht. Nach wenigen, geringen Vorarbeiten[4]) haben Baseler Missionare hier grundlegend sprachlich gearbeitet und Namen wie Ries, J. G. Christaller, Steinhauser, J. Zimmermann werden bleiben.[5]) Gleichwie Dr. Schön und Dr. Kölle für ihre

---

[1]) Zeitschr. für afrik. Sprachen 1889. IV, S. 319 nach Christaller, welcher Auers Drucke teilweis besorgte.

[2]) With Notes and Dictionary. Grebo-Zeitung: Kl. Miss.-Biblioth. II, 1, 180.

[3]) Eigentlich kein Tschi, sondern nur Tšw zu sprechen. Zeitschr. für afrik. Sprachen 1890, 137.

[4]) Des dänischen Kaplans G. W. Müller. 1662. Anna Kilham, Clarke (Raske), Kölle.

[5]) Ausnahmsweise seien hier trotz des mir eng zugemessenen Platzes die Schriften verzeichnet, wie ich sie der freundlichen Mitteilung des Miss. J. G. Christaller verdanke: 1. A. Riis. Buchstabirbüchlein. Basel 1841. 2. u. 3. Fibel und Bibl. Lesebüchl. v. J. G. Widmann. Bas. 1845 ist kaum brauchbar. 4. H. N. Riis: Fibel. Bas. 1850. 5. Derf. Elemente des Akwapim-Dial. Bas. 1853. 6. Grammat. Outline and Vocabul. Bas. 1854. 7. J. G. Christaller: A Grammar of the Asante and Fante Lang. called Tshi. Bas. 1875. 8. Derf. Diction. Bas. 1881. 9. Derf. Collect. of 3600 Tshi Proverbs. Bas. 1879. 10. Derf. und W. C. Locher, J. Zimmermann. Dictionary Engl. Tshi Bas. 1874. 11. J. G. Auer, Fibel. Bas. 1859. 12. Sechs Wandtabellen. Bas. 1859. 13. Christaller, Fibel. Bas. 1872. 14. und 15. Dies. umgearbeitet. Bas. 1882 und 1889. 16. Derf. Fibel druckfertig. 17. Derf. Barths Bibl. Gesch. Stuttg. 1855. 18. Dies. 2. Aufl. Bas. 1871. 19. Derf. und J. Müller und Eingeborne Clerk: Calw. Kirch.-Gesch. Bas. 1890. 20. C. Stromberg: Leidensgeschichte. Stuttg. 1861. 21. Frau Widmann: Bibl. Gesch. für kl. Kinder. Bas. 1862. 22. u. 23. Dies. in 2. und 3. Aufl. Bas. 1877 und 1886. 24. Christaller Kirchengebet und Katechismus. Stuttg. 1857. 25. Derf. Katechismus und Sprüche. Stuttg. 1864. 26. Dav. Asante (Eingeborner) Lern- und Betbüchlein als 2. Aufl. von Nr. 25. 1872. 27. Dasf. 1889. Bas. 28. J. A. Mader und Christaller: Gesangbuch. Stuttg. 1859. 29. mit

Digitized by Google

afrikanischen Spracharbeiten den Volney-Preis erhielten, wurde zweimal dem J. G. Christaller der Nebenpreis dieser französischen Stiftung zu teil. — Fürs Gã oder Akrà hatte der von Zinzendorf 1737 abgesandte Missionar und Mulatte Chr. Protten 1764 auf deutsch eine Sprachlehre verfaßt[1]) und Professor Rask benutzte die Wörtersammlung des Baseler Missionars Holzwarth (1828). Bald folgten auch hier grundlegende Werke der Baseler: J. Zimmermann u. a.[2])

---

einem Teil der Liturgie. Bas. 1865. 30. Gemeindeordnung und Liturgie. Bas. 1865. 31. Gesangbuch. Bas. 1878. 32. Dass. Bas. 1863, darunter sind 61 Gesänge von Christaller, 31 von Mader, 6 von Widmann und Frau; 15 von sechs Eingebornen. 33. Liturgie und Gemeindeordnung. Bas. 1888. 34. Th. Breitenbach, Katechistordnung. Bas. 1871. 35. Christaller: Diakonordnung. Bas. 1878. 36. Melodienbüchlein von J. G. Auer. Bas. 1860. 37. Dass. vermehrt. 38. Christaller: Kurtz' Religionslehre. Bas. 1874. 39. Dav. Asante Herzbüchlein. Bas. 1874. 40. Dass. 1878. 41. Bunyans Pilgerreise von Jon. Bekoe, Dav. Asante, Nic. Clerk und Christaller. Bas. 1885. 42. Dav. Asante: König Tod. 43. Dav. Asante und Christaller: Kleine Weltgesch. Bas. 1874. 44. J. G. Auer: Geschichtstabellen. Stuttg. 1861. 45. Dav. Asante: Missionsgeschichte von Deutschland. Bas. 1875. 46. Geschichte der Goldküste. Bas. 1864. 47. W. Bellen: Rechenbuch 1872. 48. Die Zeitschrift: Christian Messenger for the Congregations of the Basel German Miss. in the Countries of the Gold Coast, teils in Englisch, teils in Tschi, teils in Gã. 1883—1886; herausgegeben von Christaller unter Mitwirkung von neun Europäern, besonders H. Bohner, von 21 Akraer, 23 Tschier (darunter Dav. Asante, N. Clerk, P. Hall, Th. Opoku). 49. Wandkalender 1886—1891, englisch.

[1]) En nyttig grammaticalsk Indledelse etc; C. Schonning übersetzte das Credo und Vater Unser. Kjob. 1805, vgl. auch Mithrid. III, 187. 191. 195. Prottens Buch war sehr „mager", nur der erste Versuch.

[2]) Im Gã: J. Zimmermann: A Grammat. Sketch (203 S.), gl. Kleine Miss.-Bibl. II, 1, 20); A Gã Vocabulary with a Gramm. Sketch and a Voc. of the Adangme Dialect. (464 S.) Stuttg. 1858. Derselbe und J. G. Christaller, W. C. Loscher: A Dictionary: English, Tschi, Akra. Bas. 1874. (275 S.); Übungen in der Akra-Sprache: I. J. G. Christaller: Kurze Sprachlehre II. H. Bohner: Sätze aus der Umgangssprache. Bas. 1890. J. Stanger: Gã-Katechismus; A. Steinhauser: Fibel. Stuttg. 1858. J. Zimmermann, Fibel und Stücke aus der Geschichte des Gã-Volks. Bas. 1863; Konfirmandenbuch. Bas. 1865; Gebete. Bas. 1865; Kirchenbuch. Bas. 1866; Gemeindeordnung. Bas. 1866. Rebenbachers Weltgeschichte. 1868; Kleine Weltgeschichte. Bas. 1874. Lesebuch von Bohner, Christaller, Kopp, mit 33 Gã-Sprichwörtern. Bas. 1883. H. Bohner: Sonntagsschulfibel. Bas. 1885. Wandlesetafeln. J. Schopf besorgt die 35. Aufl. von Barths Bibl. Gesch. 1891: Die Bibl. Gesch. für Unmündige von Kath. Rüdi. Bas. 1860, 1877, 1889; Leidensgeschichte. 2. Aufl. 1880. Bas. J. Heck: Katechismus und Spruchbuch. 2. Aufl. Bas. 1865. Derf. und v. Zerwed, 109 Kinderlieder. Bas. 1874. Letzterer: Religionslehre nach H. Kurtz. Bas. 1874. Rechenhefte. Bas. 1876. J. Nikoi: Geographie von Palästina. Bas. 1871. A. Steinhauser veröffentlichte

Digitized by Google

Leider mit beharrlich anderer Schreibart sind gedruckt die Schriften der englischen Wesleyaner in Fanté, der Mundart des Tschi;[1]) das Avatime ist durch J. Dsoleto, Zögling der Baseler Missionare, Sendbote der Bremer Gesellschaft, bekannter gemacht, die fünf Guruſi-Sprachen, von Bohner und G. Oko erforscht, sind von Christaller in der Zeitschrift für afrik. Sprachen 1890, 107—130 beleuchtet. Auf der Sklavenküste eröffnete der geborne Schwabe und Bremer Missionar J. Bernh. Schlegel († 1859) die Ewhe-Sprache[2]) durch seinen „Schlüssel" Stuttgart 1857[3]) und erhob mit Helfern diese Sprache zur Schriftsprache; auch 1853 übersetzte er die Calwer Biblische Geschichte, Übersicht der Leidensgeschichte (Stuttgart 1858) und Fibel. Lodholz und Merz verfaßte mit andern: eine Liturgie, größere Fibel, Lese- und Rechenbuch, Konfirmandenbüchlein (Ev. M.-M. 1879, 129. A. M.Z.

das Gesangbuch. Stuttg. 1858; Steinhauser: 106 Lieder, J. Zimmermann 21, J. Stanger 16 u. s. w., ein zweites Gesangbuch. Bas. 1865, darin auch 45 Lieder von H. Heck; 2. Aufl. 1872. 3. Aufl. 1887 u. s. w. — Beifügen will ich noch folgende Aufsätze des J. G. Christaller: In der Zeitschr. für afrik. Sprachen 1887, 49: Negersagen der Goldküste. 1888. 161 f. Die Volta-Sprach-Gruppen; S. 241 f. Bemerkungen zu R. Lepsius Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas. 1890, 107—132: Sprachproben vom Sudan, zwischen Asante und Mittel-Niger; 133—154: von 40—60 Sprachen und Mundarten der Gold- und Sklavenküste. 1890, 247—264: Einheitliche Schreibweise für Afrik. Namen und Sprachen; Christaller und Henry Johnson: Vocabularies of the Niger and Gold Coast. London 1886.

[1]) Fanté, Akán, Gã, Adangme verhalten sich nach J. G. Christaller etwa wie Plattdeutsch, Hochdeutsch, Wendisch, Polnisch; nur mit geringeren Abständen. D. L. Carr und J. P. Brown: Mfantri Grammar. Cape Coast 1868; Fibel, London 1874. First Catechism. 1874. Order of Administration etc. 1875. Reading Book 1885. Pilgrims Progress by W. M. Cannell and Anamam. 1886. Dieselben: Fanti Engl. Dictionary.

[2]) Das W ist auszusprechen „als wenn man zugleich etwas vom Blatt wegblasen wollte" Monatsbl. für Nordd. M.-G. 1882, 105. Deshalb schrieb man neuerdings auch wohl Evhe.

[3]) In den grammatischen Grundzügen des Anlo-Dialekts, mit Wörtersammlung nebst einer Sammlung von Sprichwörtern und Fabeln (auch Bremen 1857), vollkommenste Anerkennung Pet. geogr. Mitteil. 1858, 563a. Schlegels Aongla Primer, Stuttg. 1856. Vgl. Nord. Miss.-Bl. 1877, 185 f. 1891, 39. 60. 110. Knüslis Ewhe-Engl.-Deutsches Wörterbuch wurde 1084 Quartseiten nebst 16 Einleitungsseiten stark in 70 Exemplaren auf jener Handschriftpresse gedruckt. Knüsli ist 1891 und am 22./9. 1891 auch Längle gestorben, welcher kurz vorm Heimgang die Korrektur eines Ewhe-Primer und einer Spruchsammlung besorgte. — Zu Schlegels Spracharbeit vgl. dessen Leben von H. Knecht Bremen 1859 Seite 11 f., 15 f., 19 f.

Digitized by Google

1886, 414). Eine autographiſche Preſſe druckte kürzlich verſchiedene Bücher und Hefte des Bürgi und Knüsli (Jahresber. 1889, 10), darunter ein Wörterbuch, in welchem Knüsli das Gebiet der Ewheſprache auf 800 bis 900 Quadratmeilen etwa 50 000 Quadratkilometer und die Ewheer auf zwei Millionen ſchätzt (Monats-Bl. 1891, 39). — Des Katholiken Ph. E. Courdioux Whidah-Wörterverzeichnis erſchien 1881 in der Zeitſchrift für franzöſ. Phil. Geſ., Bouchés Sprachlehre 1874, das Dictionnaire abrége Fo-gbe oder Fongbé ou Dahoméenne Vol. I, 1879; und 1886 druckten die Wesleyaner den erſten Katechismus in der Popo-Sprache.

Die Yoruba-Sprache an der Nigermündung iſt vom bekannten einſtigen Sklavenjüngling, ſpäteren anglikaniſchen Biſchof Sam. Adſchai Crowther erforſcht worden.[1]) Mit Recht hat R. N. Cuſt in ſeinem afrikaniſchen Sprachwerk I, 212 das Bild dieſes Mannes mit folgender Unterſchrift verſehen: „Er begann als Sklave, erlangte aber durch die Gnade Gottes, welche ſeine einfache und gelehrige Natur beeinflußte, die ehrenvolle Stellung eines der erſten Erforſcher des Nigerfluſſes. Er wurde der Erſchließer verſchiedener faſt gänzlich unbekannter Sprachen, der erſte Negerbiſchof und der erſte Beweis, daß Aquatorialafrika tüchtige, erleuchtete, ehrenwerte, gefällige (courteous) und gottesfürchtige Männer hervorbringen kann.“ J. B. Wood gab Notes on the Construction of the Yor. L.[2]) Lond. 1879 und der Amerikaner T. J. Bowen Gramm. and Diction. Washingt. 1858. (228 S.) Über den Nagodialekt veröffentlichte der Katholik Bouché allerlei Nachricht; über viele Mundarten am Niger Kölles Polyglott. Afric. (vgl. oben).

Das Idzo (Ejo) im Nigerdelta bearbeitete der Neger W. E. L. Carew im „Primer of the Idzo L. Ubani dialect“. London 1864 (1870), ſowie der Eingeborne J. C. Taylor mit ſeiner Fibel u. ſ. w. im Akaſſa-Dialekt; Johnſton, ebenfalls ein farbiger Paſtor, gab verſchiedenes in der Braß-Mundart. Manches verdankt die Sprachwiſſenſchaft auch Crowthers Mitarbeitern und den eingebornen Predigern, welche

[1]) Vocabulary of the Y.-L. with introd. by O. E.-Vidal, Biſchof von Sierra Leone. London 1852. (44 S.) Primer 1849. 1852. Vocab. with Gramm. Elements Lond. 1843, Yor. Engl. and Engl. Yoruba Dictionar.; Yoruba Language 1867. Crowther † 31./12. 1891. A. M.-Z. 1892, 539. Zu Vidal vgl. Ev. M.-M. 1892, 316.

[2]) Andere Bücher im Yoruba ſind in der Zeitſchr. für afrik. Spr. 1889, 216 bis 219 aufgezählt; z. B. Joh. Raban, T. King, J. A. Maſer, S. A. Allen, D. B. Vincente, Lijadu; ein monatliches Blatt erlebte mehrere Jahrgänge.

Digitized by Google

hier im Nigeräſtuarium Schul- und Kirchenbücher bearbeiteten.[1]) Die Ibo-Sprache vom untern Niger wurde 1861 durch den oben erwähnten Deutſchen J. F. Schön in ſeinen „Grammatical Elements“. London 1861 (86 S.), wozu der Neger Taylor in Onitſcha Stoff geſammelt hatte, vortrefflich erforſcht und die Arbeit des Negerbiſchofs Crowther dadurch ergänzt. Letzterer lieferte mit J. C. Taylor zuſammen ein Primer, Lond. 1857 und das Wörterbuch 1883, herausgegeben durch Schön, ſowie das Gebetbuch. Fürs Igara am Oſtufer des Niger gab der Neger A. G. Coomber eine Fibel, Lond. 1867, und der Negerkatechiſt Williams ſammelte ein Wörterverzeichnis, überſetzte Gebete, veröffentlichte 60 Fabeln und begann eine Erklärung der ſchwierigen Wörter in der Bibel (Proceed. 1891, 33 f.).; fürs Igbira der genannte Comber 1860 ein Primer and Vocabul. nebſt Leſebuch und der Williams ein Reading-book.

Kakanda-Wörterverzeichniſſe wurden von Kölle und Clarke geliefert; mehr geſchah für die Nupe-Sprache durch Crowthers Nupe-Primer, Lond. 1860, Elements of a Grammar and Vocab. Lond. 1864 (208 S.). Dieſe Arbeit, ſagt Chriſtaller in der Zeitſchrift für afrik. Sprachen 1888, 240, enthält eine wichtige Abhandlung über die Bedeutſamkeit der verſchiedenen Tonhöhe der Silben und die Notwendigkeit ihrer Bezeichnung. Johnſon veröffentlichte ein Leſebuch, einen Katechismus und der Negerkatechiſt Paul Teile das Prayer book. Der tüchtige, 50 Jahr dienende unierte Presbyterianer H. Goldie (Ev. M.-M. 1891, 90) hat die Efik-Sprache am Altkalabar oder Groß-Fluß grammatiſch niedergelegt. Sein Mitarbeiter H. M. Waddell, gab 1846, 1849 ein Vokabular, Edgerley 1849 ein gleiches und auf eigener Preſſe haben dieſe Schotten viele Traktate u. ſ. w. veröffentlicht.[2]) J. F. Schön bearbeitete das Hauſſa, die große lingua franca des weſtlichen Sudan und fand viele Anerkennung, unter anderen auch Frankreichs Volney-Preis. Der bekannte Afrikareiſende Barth hatte ſeines Landsmanns Hauſſa Grammatik mit ſich auf ſeinen Forſchungsfahrten und lobte ſie ſehr. Geſchmückt mit dem Dr. theol. ſeitens einer engliſchen Hochſchule (A. M.-Z.

[1]) Carews Church Catechism; auch im Brass das Common Prayer book.

[2]) Goldie: Principles of Efik. Grammar. Old Calabar 1857. (103 S.) 2. Aufl. 1868. Dictionary Efik-Eng. and Engl-Efik. Glasgow 1862 und 1874. Summary of Geography. Edinburg 1850. Short Catechism 1848 und öfter; Hymns 1851. Waddell: Primer 1855. Catechism 1857. Hymns 1857. W. Anderson Introduct. 1852. Elementary Arithm. Old Calabar 1848. Catechism 1856.

Digitized by Google

1889, 436) wird der Name dieses Missionars neben dem des Kölle und Christaller auf dem westafrikanischen Sprachgebiet unvergessen bleiben.[1] Kölles Werke[2] über die Kanuri-Sprache sind von Frd. Müller gelobt und ebenso von Barth, obgleich letzterer in manchen grammatikalischen Fragen von ihm abwich. — Für die Sprachen am weißen Nil haben Katholiken allerlei gethan: Morlang sammelte ein kleines Wörterverzeichnis der Nyangbara, der bekannte Professor Mitterutzner in Brixen veröffentlichte in seinem Werke: Sprache der Bari 1867 und die Dinka-Sprache 1866 die Erforschungen des Beltram, Knoblicher, Kirchner, Kaufmann; Morlang gab ein Wörterverzeichnis der Yegi oder Liggi westlich am weißen Nil.

Über das Kederu, westlich von den Nyangbara, sammelte der englische Missionsarzt Felkin ein Vokabular; die Kenntnis von der Schuli-Sprache (östlich vom Weißen Nil) ist durch das Wörterverzeichnis des Methodisten New ermöglicht, welcher in seinem East Africa 1873 ein Vokabular der Kavirondo am Ukerewe-See gab, und seines Mitarbeiters M. Wakefield Vokabular derselben Sprache ist durch die S. P. C. K. London 1887 veröffentlicht (Zeitschrift für afrik. Sprachen 1890, 157).

(Fortsetzung folgt.)

Das siebente Edikt des Kaisers Kanghi.

Von Missionar Maus.

In verschiedenen Aufsätzen und Briefen über China, chinesische Religion und Christenverfolgung[3] sind schon öfters die heiligen Edikte des Kaiser Kanghi angeführt, aber eine deutsche Übersetzung scheint noch nicht zu existieren. Ohne Zweifel wird es viele Leser dieser Zeitschrift interessieren, wenigstens den Wortlaut des siebenten Ediktes, das von den heterodoxen Lehren handelt, kennen zu lernen. Ich versuche daher im folgenden eine Übersetzung desselben zu geben. Zu bemerken ist, daß der Kaiser

[1]) Schön: Primer, 2 parts Berl. 1857. Den Buchstaben und Wörtern nach Lepsius in lateinischer Schrift ist die Schreibung in arabischen Buchstaben gegenüber gestellt; zweites Primer Lond. 1862. (256 S.) Reading Book with the Rudiments of Grammar and Vocabularies etc. (137 S.) Lond. 1877; ein zweibändiges Wörterbuch. Lond. 1876; Magana Hausa: Native Literature of Proverbs, Tales, Fables etc. Lond. S. P. C. K. 1885 f. zwei Bände. Näheres in Zeitschr. für afrik. Sprachen 1888, 238. Vgl. auch Benfey a. a. O. S. 740; Asiatic Soc. Vol. XIV, P. II (1882).

[2]) Kölle: Grammar of the Bornu or Kanuri Lang. Lond. 1854; African native literature or proverbs, tales etc. in the Kanuri Lang. Lond. 1854. English translation of Kanuri texts. (136 S.)

[3]) Ev. M.-M. 1871, 450 f.; Calwer Miss.-Bl. Sept. 1892; A. M.-Z. Sept. 1892.

Digitized by Google

Kanghi[1]) in seinem späteren Leben sechzehn heilige Edikte erließ. Das siebente lautet:

„Verwirf die Irrlehren, diene der wahren Lehre."

Diese sechzehn Edikte wurden zierlich in Holztäfelchen geschnitten und in den Gerichtshöfen aufgehängt.

Der Kaiser Yung Cheng, Sohn und Nachfolger Kanghis, der den Katholiken nicht so günstig gesinnt war, wie sein Vater, schrieb eine Amplifikation und gebrauchte die sechzehn Edikte seines Vaters als Überschriften,[2]) und rechnete auch die katholische Lehre unter die Ketzereien. Diese Amplifikation publicierte er im zweiten Jahre (1725) seiner Regierung und befahl, daß sie am ersten und fünfzehnten Tage eines jeden Monats öffentlich dem Volke vorgelesen werden sollte. Hat der Stil auch nicht die Prägnanz der alten klassischen Bücher, so ist ihm doch eine gewisse Klassicität nicht abzusprechen. Wegen der kunstvollen Struktur und der Länge der Paragraphen und Perioden ist sie von den Leuten gewöhnlicher Bildung nicht leicht verständlich und deshalb hat der Oberaufseher der Salzrenten der Provinz Shen See, der Wang-yew-po, eine umschreibende Erklärung dazu geschrieben in Mandarin-Volkssprache; die Erklärung des siebenten Ediktes ist fast viermal so lang, als der Text selber: der Text umfaßt 640 chinesische Zeichen und lautet folgendermaßen:

„Verwirf die Irrlehren, um der wahren Lehre zu dienen."

„Wir wünschend, die Sitten zu veredeln, müssen erst das menschliche Herz aufrichtig machen. Wollen wir des Menschen Herz korrigieren, so müssen wir erst die Principien des Studiums aufstellen.

Der Mensch, der es empfing, zwischen Himmel und Erde zu leben, hat

[1]) Kanghi regierte von 1662—1723 und war der zweite Kaiser der jetzigen Dynastie. Sein Vater Shun Che (von 1644—1662) hatte den schon unter der Ming Dyn. angestellten Missionar, den Jesuiten Joh. Adam Schaal als Hofastronom bestätigt, und Kanghi selbst ernannte den Jesuiten Ferd. Verbiest zum Vicedirektor der Sternwarte. Darauf bezieht sich das im Edikt über die Vertreter der römischen Mission Gesagte.

[2]) Das erste handelt von der kindlichen und brüderlichen Pflicht; das zweite von der Hochachtung vor den Vorfahren (Ahnen) und den Verwandten; das dritte von der Eintracht der (Dörfer) Nachbarn und dem Ende des Haders; das vierte von der Wichtigkeit des Ackerbaues und der Maulbeerbaumzucht; das fünfte von der Sparsamkeit; das sechste vom akademischen Studium; das siebente von den Ketzereien; das achte von der Auslegung des Gesetzes; das neunte bringt Beispiele über die Principien einer guten Erziehung; das zehnte empfiehlt die Wartung seiner eigenen Angelegenheiten; das elfte handelt vom Unterricht der Jugend; das zwölfte von der Unterdrückung der falschen Anklage; das dreizehnte warnt vor Bergung der Deserteure; das vierzehnte empfiehlt das Zahlen der Steuern; das fünfzehnte fordert Gründung einer Dorfmiliz zur Abwehr der Räuberbanden, und das sechzehnte ermahnt die Feindschaft beizulegen und Leib und Leben hoch zu achten.

Digitized by Google

nur die Lehre von den (5) Beziehungen[1]) und den (5) Kardinaltugenden[2]) zu treiben. Der Weise und der Thörichte sollte gleicherweise darauf achten. Suchen nach verborgenen Dingen, und thun, was wunderbar ist, ist etwas, das die Heiligen und Tugendhaften nicht thaten. Der Jik,[3]) (das Buch der Wandlungen) sagt: „Nähre die Jugend mit geraden Principien und sie wird erlangen der Heiligen Verdienst." Der Shoo[3]) (das Buch der historischen Dokumente) sagt: „Ohne Abweichung und ohne Unebenheit, ohne Verkehrheit und ohne Einseitigkeit," das ist des Königs Princip (Weg). Der Heiligen Verdienst und des Königs Pfad wurzeln gänzlich in der orthodoxen Lehre.

Was aber die nicht von den Heiligen geschriebenen Bücher betrifft, und die Chroniken, die nicht kanonisiert sind, — welche das Zeitalter alarmieren, den Pöbel erregen, den Aufruhr befördern, Volk und Sachen wie der Cancer verzehrt,[4]) — so sind das alles Irrlehren, die ausgerottet werden müssen.

Unter euch, Soldaten und Volk, sind viele treue, vorsichtige und schlichte Leute; aber es giebt auch solche, die sich verführen ließen, einen andern Weg zu gehen; unwissend setzen sie sich Strafen aus. Wir bedauern sie sehr. —

Von alters her sind uns drei Lehren überliefert. Außer der der Philosophen (Konfucianismus) giebt es noch die der Unsterblichen (Toismus) und die der Buddhisten. Der Philosoph Choo sagt: „Die Buddhisten kümmern sich nicht um Himmel, Erde und die vier Richtungen, sondern nur um das menschliche Herz; die Lehre des Lo[5]) aber nur um die Erhaltung des Geistesordens." Aus diesen korrekten und billigen Worten ist zu ersehen, die ursprüngliche Meinung des Buddhismus und des Toismus.

Später aber bildete sich eine wandernde, heimatlose Klasse, die stahl heimlich jener Namen und verderbte ihre Principien. Überhaupt erheucheln sie Elend und Glück, Mißgeschick und Glückseligkeit, um mit diesen übertriebenen, magischen und ungeprüften Märlein ein Geschäft zu machen. Zuerst beschwindeln sie die Leute um ihre Habe, und dann mästen sie sich selbst damit. Allmählich gelangten sie dahin, daß Männer und Weiber, ungetrennt, sich zu einer Weihrauch verbrennenden Gemeinde versammelten. Der Landmann und Handwerker vernachlässigte seine Arbeit; sie versammelten sich und redeten viel über wunderbare Sachen.

Und was noch schlimmer war, lüsterne und schändliche Personen schlichen sich heimlich in ihre Mitte, schlossen Brüderschaften, verbanden sich durch Bluteide, kamen nachts zusammen, zerstreuten sich mit Tagesgrauen, entehrten das Gesetz (wörtlich: beleidigen den Namen, übertreten die Gerechtigkeit), betrogen die Generation und täuschten das Volk. Und siehe da, eines Morgens kam die Sache ans Licht. Sie wurden ergriffen und in einen Rechtshandel verwickelt; sie selbst wurden ins Gefängnis geworfen; Weib und Kind wurde mit hineinverwickelt, und das Haupt der Sekte wurde streng

[1]) Die fünf Beziehungen oder Verhältnisse sind: 1. zwischen Kaiser und Minister; 2. zwischen Vater und Sohn; 3. zwischen Brüdern; 4. zwischen Gatte und Gattin; 5. zwischen den Freunden.

[2]) Die fünf Kardinaltugenden sind: Humanität, Gerechtigkeit, Anstand (Sitte), Weisheit und Treue (Glauben).

[3]) Sind klassische Bücher der Chinesen.

[4]) Wörtlich: sich erhebt zu sein des Volkes und der Sachen Wurm.

[5]) Lo oder Lao ist der Gründer der To- oder Taosekte.

Digitized by Google

bestraft. Ihres (vermeintlichen) Glückes Grund wurde ihres Unglücks Ursache. So war es mit den Pah-leen und Wan-heang,[1]) Sekten, welche dienen mögen als ein warnendes Beispiel.

Ebenso gehört auch die Sekte (Lehre) des westlichen Oceans,[2]) welche den Himmelsherrn[3]) verehrt, zu den nicht sanktionierten. Aber weil diese Männer (die Jesuiten) sehr gut die Mathematik verstehen, beschäftigt sie die Regierung. Das sollt ihr alle wissen.

Wer nun diese Irrwege (auch: Unorthodox) wandelt und die Menge verführt, dem wird das Gesetz nicht verzeihen. Als die Regierung dieses Gesetz aufstellte, war die Meinung keine andere, als dem Volke zu verbieten, Böses zu thun und es anzuleiten, Gutes zu thun; abzuthun das Ungerade (Heterodoxe), und zu ehren das Gerade (Orthodoxe), zu entfernen die Gefahr und Ruhe zu geben.

Soldaten und Volk! betraut mit einem Leib von euren Eltern, lebend (oder: geboren) in großen Friedenstagen ohne Störung, im Besitz von Kleidern und Nahrung, ohne Sorge im Blick nach oben und unten, wollt ihr verblenden (verdunkeln) eure (Ideal-)Natur, um zu folgen diesen gesetzlosen Banditen, um zu beleidigen des Königs Verordnungen und zu übertreten des Reiches Gesetz? Wäre das nicht der Dummheiten größte?!

Shing Tsu yen,[4]) der Kaiser hat durch seine Humanität das Volk geläutert; durch seine Gerechtigkeit polierte er es; durch seine großen Talente brachte er zur weiteren Entfaltung die menschlichen Beziehungen und Kardinaltugenden. Hell und erleuchtet ist seine große Lehre! Darum ist sie das Mittel (Weg, Princip, Plan), in diesem Zeitalter die Herzen der Menschen zu bekehren. Fürwahr ein tiefer und ausgezeichneter Plan!

Soldaten und Volk! schauet auf seine heilige Meinung. Ehrerbietig folgt der Heiligen Lehre. Haltet den Fortschritt der Sekten auf, wie ihr aufhalten würdet Räuber, Diebe, Wassersnot und Feuersbrünste. Denn Wasser, Feuer, Räuber, Diebe verletzen nur den Leib, aber die Verletzungen, die die falschen Lehren zufügen, erstrecken sich auf das Herz. Das menschliche Herz ist ursprünglich (d. h. bei der Geburt) aufrichtig und irrt nicht. Ist die Meinung fest, dann kommt keine Versuchung. Es wird ein korrektes Betragen in die Erscheinung treten. Alles Falsche (Heterodoxe) kann nicht besiegen das Gerade (Orthodoxe). In der Familie wird Friede und Folgsamkeit herrschen; ereignen sich Schwierigkeiten, so werden sie sich in Glück verwandeln.

Wer seinem Vater kindlich und dem Kaiser treu dient, erfüllt die ganze Pflicht des Menschen und sammelt himmlische Güte auf sein Haupt. Wer nichts thut außer seiner Pflicht, und nichts Unrechtes thut, ernstlich seinem eigenen Geschäft nachgeht, der wird Glück von den Göttern (Geistern) empfangen.

Bekümmert euch um euren Ackerbau und redet von Kriegstaktik; und

---

[1]) Namen zweier geheimen Gesellschaften, Rebellen.

[2]) Die vom westlichen Ocean gekommenen Europäer.

[3]) Himmelsherr ist bis auf den heutigen Tag der Ausdruck, den die römischen Missionare zur Bezeichnung Gottes gebrauchen. Die evang. Missionare nehmen den in den chinesischen Klassikern vorkommenden Ausdruck: „Shangti" „Oberster Herrscher" für Gott; etliche nehmen „Shan" „Geist" oder „Geister".

[4]) Shing Tsu yan, „der heil. Vorfahr, der Humane"; so lautet der Tempelname des Kanghi in der Ahnenhalle.

Digitized by Google

seid zufrieden mit Tuch- und Seidenkleidern, mit Hülsenfrüchten und Korn, der gewöhnlichen Nahrung.

Folget dieser umfassenden, ebenen, korrekten Lehre (Konfucianismus), dann werden die Sekten nicht warten, bis sie weggetrieben werden, sondern von selbst verschwinden."

Offenbar hat der Kaiser Kanghi beim Erlaß seiner sechzehn kurzen Edikte nicht an die katholische Lehre gedacht, denn er wollte den Katholiken wohl. Er dachte wohl nur an die Auswüchse des Buddhismus und des Toismus; aber sein Sohn Yung Cheng, der den Katholiken feindlich gesinnt war, zog sie mit hinein. Auf die evangelische Lehre konnte er sich nicht beziehen, denn der erste protestantische Missionar Morrison kam erst 1807 nach China, also 82 Jahre später als das Edikt erlassen wurde. Daß wir aber nicht vergessen werden, dafür sorgen die Ausleger und Prediger der Jetztzeit. Sie wissen es dem Volk in Rede und Schrift klar zu machen, daß wir auch mit verdammt sind in diesem Edikt. Und so kann es denn nicht ausbleiben, daß gegen uns vorgegangen wird. Was kümmern sich die Bücherleser, die das Feuer schüren, um die vom Kaiser Tao Kwong gewährte Religionsfreiheit? Die Edikte sind älter und „heilig". Und das Älteste ist dem Chinesen ehrwürdig. Er ist ein Feind fast jeder Neuerung. Man täusche sich nicht, als sei alles vorbei. Bei den kürzlich abgehaltenen Examen wurden wieder neue Schmähschriften verteilt und vor etlichen Tagen meldeten die Zeitungen die Mißhandlung des Missionar Turner (China Inland Mission) und seiner Frau. Letztere wurde sehr unanständig behandelt. Man führte beide schließlich ins Gerichtshaus. Dort sollten sie geprügelt werden. Ein Christ hat aber die Prügel für sie aufgehalten und seinen Rücken dargeboten. Etliche Tage später wurde geschrieben, daß in der Fukien-Provinz eine Anstalt der Church Mission niedergebrannt wurde und die Missionsfamilie nur durch das energische Eingreifen des Mandarins gerettet wurde; aber auch nur mit knapper Not. Und vor vier Tagen kam die Nachricht hier an, daß man auf den Baseler Missionar G. Ziegler in Hokshuha geschossen und seinen Paß zerrissen habe. Nähere Nachrichten fehlen noch. Vielleicht war das bisherige nur das Vorspiel, wenn es den europäischen Gesandten nicht gelingt, die Regierung zum kräftigen Eingreifen zu zwingen.

Eine Aufforderung an die Missionare.

Von einem alten Missionar.[1])

In ihrem Programm von 1874 S. 9 schreibt die A. M.-Z.: „Es scheint uns nämlich ein Bedürfnis, daß auch missions-theoretische resp.

[1]) A. Mayr, jetzt Pfarrer in Schönberg, Bayern.

Digitized by Google

=praktische Fragen in einem Allgemeinen Missions=Organe zur öffentlichen Besprechung gebracht werden ... Es giebt hier eine Reihe Fragen von der weittragendsten Bedeutung über die Aufgabe der heutigen Mission, ihre Methode, die Vorbildung zu ihrem Dienste, die Heranbildung eines eingebornen Lehrerstandes, die Erziehung der heidenchristlichen Gemeinden zur Selbstthätigkeit und Selbständigkeit, die Behandlung der Polygamie, Kaste, Sklaverei 2c. Selbst wenn die Beantwortung dieser Fragen nur für die eigentlichen Fachleute Wert hätte, müßte es wünschenswert sein, ein Organ zu besitzen, in welchem sie zur Diskussion gestellt würden; da sie aber zugleich von sehr allgemeinem Interesse, wenigstens für die Gebildeteren unter den Missionsfreunden und durchaus dazu angethan sind, die Teilnahme für die Mission zu fördern, so hoffen wir mit ihrer Aufnahme in unser Programm um so mehr auf Billigung rechnen zu dürfen."

Leider ist gerade von denjenigen, für welche dieses Anerbieten den größten Vorteil gebracht hätte, dasselbe nur wenig ausgenützt worden, ich meine „von den Missionaren selbst"; es scheint von diesen nicht viel zur Aufnahme in dieses allgemeine Organ dargeboten worden zu sein. Draußen auf dem Missionsgebiete mitten in der vollen Arbeit verliert man leicht den Umblick und den Überblick. Nur wenigen Missionaren ist die Möglichkeit geboten, Reisen zu machen und auf andern Missionsgebieten Umschau zu halten und zu lernen, wie auf diesen gearbeitet wird; durch Vergleich der verschiedenen Missionspraxis wird die Missionstheorie korrigiert, gefördert. Die Missionare aller Orte brauchen der Anregung und Aufmunterung, ihr gutes Teil mit beizutragen, daß die genannte Rubrik in diesem allgemeinen Organ recht voll werde. Das kann geschehen durch Frageſtellung (womöglich in deutscher und englischer Sprache) und durch specielle Zusendung der betreffenden Nummer dieser Zeitschrift an je einen Vertreter jeder Missionsgesellschaft in jedem Lande mit dem Versprechen der spätern Zusendung der Nummer, in welcher das Gesamt=Referat über die eingelaufenen deutschen, englischen, französischen, skandinavischen und andere Einzelberichte veröffentlicht werden wird. Hierdurch angeregt werden die Missionare hinwiederum von sich aus andere Fragen zur Erzänzung und weitern Beleuchtung der betreffenden Angelegenheiten an die Redaktion einsenden. Solche Förderung dieses allgemeinen Organs in der betreffenden Rubrik wünsche ich demselben von 1893 an. Beispielsweise füge ich Fragen über Katechumenat und Taufhandlung bei, ob die Redaktion geneigt wäre, dieselben an die Adresse aller Missionare zu veröffentlichen mit der Bitte um Beantwortung.

Digitized by Google

Wenn der Missionar, sei es europäischer und amerikanischer oder einheimischer, fern von seinem Wohnsitze, auf seinen Reisen Eingeborne, sei es einzelne oder familien- und gruppenweise, geneigt findet, sich in der christlichen Religion unterrichten zu lassen, in welcher Weise wird solcher Unterricht gewährt? Wird der Missionar sich an solchem Orte auf längere Zeit niederlassen, um die betr. Katechumenen zu unterrichten, etwa nach ihrer Tagesarbeit, bis sie zum Empfang der heil. Taufe bereit sein werden? oder wird er im Laufe von 1—2 Jahren öfters an solchen Ort hinreisen und öfters auf einige Zeit daselbst weilen, um dieselben zu unterrichten, so daß sie zugleich eine Probe ihrer Treue und Standhaftigkeit bestehen und etwaige Verfolgung von Seite ihrer heidnischen Volksgenossen schon vor der Taufe erdulden können?

Da es aber zumal für den europäisch-amerikanischen Missionar selten möglich sein wird, an fernen Orten eine Wohnung zu finden, und da dieselben meist durch andere Arbeit an schon bestehenden Missionsgemeinden, durch sog. Stationsarbeit verhindert sein werden, längere Zeit an fernen Orten zu weilen, — wird er dann etwa einheimische Gehilfen, Lehrer oder Katecheten an die betr. Orte schicken, damit diese sein angefangenes Werk fortsetzen, bis er selbst wieder hinkommt zur Prüfung, resp. zur Erteilung der heil. Taufe? wenn so, wird er von den betr. Katechumenen verlangen, daß sie solchen einheimischen Lehrer unterhalten, d. h. beköstigen, oder wird er diesen von vornherein, principiell aus der Missionskasse unterhalten, damit die Katechumenen merken sollen, Gottes Heilsgabe werde umsonst gegeben? oder wird er nur im Falle völliger Armut der Katechumenen dem betr. Missionsgehilfen den Unterhalt aus der Missionskasse gewähren? Oder falls die betreffenden Katechumenen aus den untersten Volksklassen, welche nur schwer und langsam begreifen und lernen, stammen, wird er verlangen, daß sie eine Zeit lang ihre Tagesarbeit aufgeben, um schneller lernen zu können, und wird er sie dann entschädigen dadurch, daß er ihnen das tägliche Brot darreicht?

Da es aber mißlich ist, schon im Anfang des Katechumenats die Katechumenen seinen Augen entrückt den Händen eines einheimischen Lehrers anzuvertrauen, — da es zuweilen auch an solchen einheimischen Lehrern mangelt, — da sich oft Katechumenen an mehreren fernen Orten zu gleicher Zeit melden, — und da es für Katechumenen geringer Volksklassen gar schwer hält, in ihrem eignen Hause oder an ihrem eignen Orte mitten im täglichen Leben sich zu sammeln und in der Stille dem Unterricht beizuwohnen, — wird der Missionar es vorziehen, solche Katechumenen auf seiner Station oder an seinem Wohnsitze zu sammeln einzeln, familien- und gruppenweise, bis sie fertig unterrichtet getauft sein werden? wird er dann für sie auf seiner Station Wohnung und Kost schaffen?

Nachschrift des Herausgebers.

Gern habe ich der vorstehenden Aufforderung und zwar ganz unverkürzt Aufnahme in die A. M.-Z. gewährt. Nichts sollte mir lieber sein, als wenn dadurch eine wirksame Anregung zur Besprechung missionstheoretischer Fragen seitens recht vieler Missionare gegeben würde.

Zunächst muß ich aber die Behauptung des Einsenders, daß „von den Missionaren selbst nicht viel zur Aufnahme in die A. M.-Z. geboten worden

Digitized by Google

sei", doch bedeutend einschränken. Abgesehen von den Beiträgen nicht weniger Missionare a. D. (Jellinghaus, Germann, Schreiber, Endemann, Baierlein, Flex, Merensky, Büttner, Eichler, Olpp, Piton, Stosch) haben doch eine ganze Reihe im aktiven Missionsdienst stehender Männer zum Teil recht umfängliche und wertvolle Aufsätze geliefert, so Faber, Nottrott, Sundermann, Viehe, Kropf, Rechler, Rößler, Grützner, van Hasselt, Dilger, Dietrich, Bruske, Dr. Fisch u. aa. Dazu sind manche kleinere Artikel eingegangen, die aus allerlei Gründen nicht gedruckt werden konnten. Vielleicht vermehrt sich infolge der jetzigen Anregung die Zahl der mitarbeitenden Missionare, doch wage ich auf Grund langjähriger Erfahrung kaum zu hoffen, daß dies auf dem vorgeschlagenen Wege in bedeutendem Maße geschehen wird. Bis jetzt ist es nur ein sehr kleiner Bruchteil der in der A. M.-Z. veröffentlichten Aufsätze gewesen, die mir angeboten worden sind, und die Mehrzahl derselben war nicht verwendbar. Allgemein gehaltene Aufrufe um Mitarbeit haben meist nur geringen Erfolg. Ich habe daher von Anfang an für die meist von mir bestimmten Themata die mir am geeignetst erscheinenden Bearbeiter gesucht daheim wie draußen, und ich glaube, daß an diesem Redaktionsgrundsatz auch für die Zukunft festgehalten werden muß, wenn die A. M.-Z. ihr Ziel planvoll verfolgen will. Dieser Weg ist allerdings oft umständlich und verursacht eine nicht kleine Korrespondenz, aber er garantiert einigermaßen Vielseitigkeit wie Gediegenheit des Inhalts.

Trotzdem machte ich gleichfalls auf Anregung eines Missionars vor einigen Jahren mit der Eröffnung einer Art von Briefkasten einen Versuch, indem ich um Beantwortung mehrerer bestimmt gestellter Fragen aus dem Kreise der praktischen Missionsarbeiter bat. Der Erfolg war nicht ermutigend: es ging keine einzige Antwort ein. Wir wollen nun sehen, ob er jetzt befriedigender wird.

Ich fürchte fast, daß auch der von dem Einsender vorgeschlagene Weg: „die betr. Nummer der Zeitschrift an je einen Vertreter jeder Missions-Gesellschaft in jedem Lande zu senden" den Erwartungen, die er hegt, wenig entsprechen wird. Abgesehen von der ungeheuren Arbeit, die sich dadurch die Redaktion aufbürden würde, zumal die betreffenden Fragstücke (und später die Gesamtreferate über die Einzelberichte) ja auch noch in Übersetzungen in andern Sprachen handschriftlich beigelegt werden müßten, auch abgesehen von den nicht unbedeutenden Porto- und andern Kosten — weiß ich aus vieler Erfahrung, daß der Weg der Umfrage bei vielen Adressen ein ziemlich unfruchtbarer ist. Wie oft habe ich auf Briefe an dutzende von nichtdeutschen[1]) Missionsgesellschaften bezw. deren Vertreter teils gar keine teils sehr unbefriedigende Antwort erhalten. Ich will die Gründe dafür nicht untersuchen, sondern nur die Thatsache konstatieren, die z. B. auch D. Grundemann, der sich wiederholt mit Fragebogen viel Mühe gegeben, reichlich bestätigen wird. Solche Erfahrungen machen gerade keine Lust, so ins allgemeine hinein eine missionarische Rundfrage-Korrespondenz über die ganze Welt zu eröffnen. Es ist viel einfacher und natürlicher, auf den verschiedenen allgemeinen Missionskonferenzen die von dem Einsender gewünschte allseitige Diskussion über

[1]) Von den deutschen Gesellschaften ist eine Antwort fast nie ausgeblieben. Ein Grund dafür ist gewiß darin zu finden, daß ich mit fast sämtlichen Vertretern derselben persönlich intime Fühlung habe.

Digitized by Google

bestimmte missionstheoretische Fragen zu bewirken. In der A. M.-Z. werden wir uns darauf beschränken müssen, daß die betreffenden Themata von einem behandelt werden, der aber die Anschauungen und Erfahrungen anderer natürlich möglichst allseitig studieren und beleuchten muß. Auch versteht es sich von selbst, daß Kritiken, Entgegnungen, Ergänzungen zu den von Einzelnen gelieferten Aufsätzen jedem andern gestattet sind. Vergleiche z. B. die Erwiderungen auf die Grundemannschen Reisebriefe. In meiner ziemlich umfassenden Missionslektüre ist mir nur einmal eine schriftliche Diskussion, wie sie der Einsender wünscht, entgegengetreten, nämlich in der Indian Evangelical Review über die missionarische Straßenpredigt. Ich lehne etwas Ähnliches nicht geradezu ab, wenn mir eine brennende Missionsfrage aufstoßen sollte, die am besten durch vielseitigen Erfahrungsaustausch gelöst wird, aber ich glaube nicht, daß man einen solchen Weltkorrespondenz-Apparat bei jeder Missionsfrage in Bewegung zu setzen braucht.

Und nun bitte ich zum Schluß um Antworten aus dem Kreise der Missionare. Ich will dann seinerzeit ein Schlußreferat geben. Was ich mir vor allem aus diesem Kreise wünsche, das sind konkrete Dinge, Erlebnisse, Erfahrungen, die eine theoretische Frage von der praktischen Seite beleuchten. Je mehr die Missionare in ihren geschichtlichen Berichten wie in ihren methodischen Aufsätzen hineingreifen in das wirkliche Missionsleben, welches sie leben, nicht bloß desto fesselnder, sondern auch desto überzeugungsvoller und ausschlaggebender ist ihr Wort.

Literatur-Bericht.

1. **Schneider**: „Gnadenthal." 1. Teil. Nr. 5 der unter dem Titel: „Die gute Botschaft" erscheinenden „Missionstraktate der Brüdergemeine." Stuttgart, Roth. 1892. 0,75 M. Ein 189 Seiten umfassendes Büchlein, das — wie schon das frühere Heft: „Ein Besuch in Paramaribo", A. M.-Z. 1892, 47 — durch Inhalt wie Umfang über die eigentliche Traktatliteratur weit hinausgewachsen ist. Es erzählt im Rahmen einer allgemeinen Orientierung über Südafrika und die dortigen Missionsanfänge die Geschichte der ersten südafrikanischen Missionsstation und zwar ebenso anmutig wie anschaulich. Die Ausführlichkeit, mit welcher der Verfasser die Entstehungsgeschichte Gnadenthals schildert, rechtfertigt er durch den Hinweis darauf, daß es sich hier „gleichsam um die geistige Mutter" vieler nachfolgender Missionsstationen handle und daß „die bisher noch nicht genauer bekannte Geschichte ihres Anfangs ein doch nicht ganz wertloses Mittelglied bilde zwischen dem einstigen missionslosen und dem heutigen christianisierten Zustande der Kolonie." Neben Bekanntem bringt er auf Grund seiner ergiebigen, meist handschriftlichen Quellen auch vieles Neue und berichtigt manches landläufige irrige Vorurteil. Hier und da verführen die vielen kleinen Züge, die er geschickt einstreut, den Verfasser allerdings zu einer etwas an das Kleinliche streifenden behaglichen Breite, aber die Konkretisierung, welche dadurch seine Darstellung erhält, gleicht diesen Fehler ziemlich aus. Jedenfalls hat er ein wirklich anschauliches und farbenreiches Specialbild geliefert, das frei von ermüdender Phrase ist und alle Empfehlung verdient.

Digitized by Google

2. **Hesse**: „Das Missionsjahrhundert. Züge aus dem Missionsleben der Gegenwart, insbesondere zum Vorlesen in Missionsvereinen." Calw 1893. 2 M. Wesentlich eine Sammlung von Altem und Neuem aus der Mission, teils bestimmt angeführten Quellen ganz oder vorzugsweise entnommen, teils auf Grund derselben von dem Herausgeber frei bearbeitet, zu dem Zwecke, „Stücke zum Vorlesen in Missionsvereinen" zu liefern. Der Inhalt zerfällt in sechs Hauptabschnitte mit mehr oder weniger viel Unterabteilungen: 1. Es ist Missionszeit; 2. Wie Blumhardt Missionsinspektor wurde; 3. Von drei deutschen Missionaren; 4. Wie an den Heiden gearbeitet wird; 5. Siegesgeschichten aus der Südsee; 6. Allerlei aus aller Welt. Es ist manches ziemlich Bekannte darunter, und falls der Verfasser eine Fortsetzung solcher Lesestücke plant, wäre zu wünschen, daß er die neuere und neuste Missionsgeschichte etwas mehr berücksichtige und aus der älteren weniger bekannte Persönlichkeiten und Partien auswähle, vielleicht mit einem Anhang, welcher billige und leicht zugängliche Quellen angiebt, die sich die Vorleser bequem anschaffen können, wie z. B. die Halleschen „Geschichten und Bilder aus der Mission."

3. **Onasch**: „Siegespalmen aus Ostindien." Gütersloh 1893, 1,20 M. Außer einem kurzen einleitenden Kapitel über Vorderindien sechs Erzählungen: Die Macht des Evangeliums; Kumharmato; Roy, der Räuberhauptmann; Sukra Santal und seine Frau Budhni; Shibnath und Nondy Roynu. Meist Miniaturbilder im Traktatengewande, von denen der Verfasser glaubt ausdrücklich versichern zu sollen, daß jedes „auf Thatsachen beruht". Ich finde diese selbstverständliche Versicherung überflüssig; ja so wie sie lautet, könnte sie fast zu dem Verdachte gemißbraucht werden, als ob zu den Thatsachen noch eine Zuthat gekommen wäre. In einer Fortsetzung sollen Erzählungen aus der „eigentlichen Kolsmission in Chutia Nagpur proper" folgen. Möchten sie dazu dienen, der bedrängten Kolsmission recht viele neue Freunde zu erwerben und die alten thatkräftiger zu machen.

4. **Meinecke**: „Deutscher Kolonial-Kalender für das Jahr 1893." Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Mit einem Porträt von Wißmanns und einer Karte: die erste Kulturzone des Tanganlandes. Leipzig, Klinkhardt. 2 M. Außer zwei Einleitungsaufsätzen über „deutsche Kolonialpolitik" und „Kaffeekultur in Afrika" enthält der Kalender zuerst eine vollständige Personal- und Adressenstatistik über sämtliche Kolonialstellen und Gesellschaften, wie eine Übersicht über die kolonialen Telegraphenlinien und Postverbindungen. Sodann — was für uns von besonderem Interesse ist — auf zwölf Seiten eine sorgfältige Übersicht über die katholischen und evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten, die bezüglich der Stationen, soweit wir nachkommen können, fast lückenlos, bezüglich der Statistik (Arbeiter, Schüler, Christen, Einnahme) aber leider defekt ist, ein Mangel, der hoffentlich in dem nächsten Jahrgange ausgeglichen wird. Jedenfalls ist es erfreulich, daß in dem vorliegenden Kalender die Missionen einen so breiten Raum einnehmen und die über sie gemachten Mitteilungen auf so zuverlässiger Information beruhen. Nur einem uns unerklärlichen Fehler sind wir begegnet: für die Station Mamboia wird als Missionar Günther angegeben. Nach dem Jahresbericht der Ch. M. S. heißt der dortige Stationsmissionar Wood. Der Preis (2 M.) scheint uns für einen Kalender etwas hoch zu sein.

Digitized by Google

5. **Jäger**: „Kamerun und Sudan." Ein Mahnwort an das deutsche Volk. 1. Teil. Berlin, Benge. 1893. S. 162. Der Verfasser sucht wesentlich durch Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse die im deutschen Kolonialinteresse liegende Notwendigkeit der Begründung einer deutschen Kamerun-Hinterland-Gesellschaft zu motivieren, um eine Okkupation des Hinterlandes unsres westafrikanischen Schutzgebietes seitens der rivalisierenden Fremden zu verhüten. Wieweit seine umfangreichen und eingehenden wirtschaftlichen Beweisgründe stichhaltig sind, dies zu untersuchen gehört nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift. Gelegentlich und vorübergehend kommt er auch auf die Mission zu sprechen und empfiehlt Bagirmi als ein lohnendes Feld für dieselbe (S. 137). Wir begnügen uns, vorläufig diese Hinweisung zu notieren; ehe ihr praktische Folge gegeben werden kann, wird sich wohl noch manches klären müssen. Unvorsichtige Sprünge in das afrikanische Innere hinein, zumal in den mohammedanischen Sudan, möchten wir keinenfalls empfehlen.

6. **Zeller**: „Kalwer Kirchenlexikon. Theologisches Handwörterbuch illustriert." 14. bis 16. Lieferung. Kalw 1893. Mit diesen Lieferungen ist das gesamte Werk zum Abschluß gekommen und liegt nun in zwei großen Bänden zum Preise von 16 (geb. 20) M. vor. Wie gelegentlich der Anzeige der früheren Lieferungen, so bestätigen wir auch von diesen Schlußheften, daß sie reichlich auf die Mission bezügliche kleine und größere Artikel bringen, ein Vorzug, den dieses Lexikon vor den meisten seiner Rivalen hat. Das Ganze verdient das Lob, das ihm von vielen Seiten gespendet worden ist: reichhaltig, kurz, gediegen und allgemein verständlich zu sein, mit Grund der Wahrheit.

7. **Christaller**: „Die Sprachen Afrikas." Stuttgart, Kohlhammer. 1892. Eine meisterhafte Übersicht über und Einsicht in die zehn afrikanischen Hauptsprachstämme oder Sprachfamilien von einem der berufensten Linguisten unter den Missionaren mit mancher feinen Bemerkung sonderlich zum Eingang wie zum Schluß.

8. **Heilmann**: „Missions-Weltkarte der Erde für den Schulgebrauch. Kartographische Verlagsanstalt von G. Lang in Leipzig. 1892. 6 M., auf Lwd. 15 M. Diese große und schöne Wandkarte ist ein sehr willkommenes Hilfsmittel für den Unterricht über die Mission in der Schule. Auch in Missionsstunden, die nicht in der Kirche gehalten werden, wie in den Kindergottesdiensten kann sie als Anschauungsmittel gute Dienste thun. Die Farben sind leuchtend, der Druck der Namen klar und deutlich. Es ist wie auf der kleinen „Missionskarte der Erde" desselben Verf. (1 M.) jede Überladung vermieden, darum auch auf Angabe der Dichtigkeit der Bevölkerung verzichtet. Nur der Religionsstand ist durch drei bezw. vier Farben in die Augen fallend dargestellt. Die Verbreitung der Mission über die Erde ist durch ziemlich große blaue Kreuze ersichtlich gemacht. Die deutschen Missionen wie die deutschen Schutzgebiete sind besonders hervorgehoben. Einige kleine Irrungen sind untergelaufen, die aber der Zuverlässigkeit der Karte im ganzen keinen Abbruch thun. Eine Specialkarte von Deutsch-Ostafrika und vier große, schöne Charakterköpfe (Neger, Mongole, Australier, Indianer) bilden eine wertvolle Zugabe. Die Grundemannsche Missions-Wandkarte war wegen ihrer blassen Farben im größeren Raume nicht brauchbar; diesen Fehler hat die vorliegende Heilmannsche glücklich vermieden, und so wird es ihr hoffentlich gelingen, sich in recht vielen

Digitized by Google

Schulen einzubürgern. Vielleicht gereicht ihr auch das in der pädagogischen Welt zur Empfehlung, daß ihr Verfasser ein Seminarlehrer ist. Warneck.

9. **Schneider**: „Die Religionen der afrikanischen Naturvölker." Münster i. W. 1891. 283 S. — Im Jahrgang 1887 S. 287 dieser Zeitschrift fand das erste Werk des obigen Verfassers: Die Naturvölker, Mißverständnisse, Mißdeutungen, Mißhandlungen, zwei Bände, unsere Besprechung. Jetzt liegt obiges ebenso interessante Werk uns vor. In einer längeren Einleitung wird die angebliche Religionslosigkeit der Negerrasse, besonders die Ansicht John Lubbocks widerlegt und eine Darstellung der Grundzüge des afrikanischen Religionswesens gegeben. Sodann führt uns der Verfasser an der Hand vieler erfahrener Forschungsreisender, vieler Missionare (diesmal im Gegensatz zum ersten Werk auch vieler evangelischen Sendboten) durch Afrika. 1. Das Gottesbewußtsein, die Schöpfungs- und Urstandssagen; 2. Die pessimistisch-spiritistische Naturauffassung, Geister- und Totenverehrung, blutige Ausartung derselben; 3. Der Fetischismus und verwandte Arten des Aberglaubens; 4. Hexenwahn und -Verfolgung, die Gottesurteile; 5. Der Unsterblichkeitsglaube werden eingehend besprochen. Auf Grund eines reichen, gewissenhaft benutzten Quellenstudiums und großer Sachkenntnis ist hier eine sehr wertvolle Arbeit geliefert, welche von keinem Afrikologen unbenutzt gelassen werden wird. Man kann über allerlei Nebenfragen verschiedener Ansicht sein, z. B. ob das alttestamentliche Ophir auch nach Merensky in Südafrika statt in Indien zu suchen und die Sulu aus einer Vermischung von Eingebornen, Israeliten und Arabern entstanden seien (S. 25), ob Moffat aus Ärger über die geringen Erfolge der Missionsarbeit im scharfen Urteil über die Namaqua beeinflußt sei (S. 53) und dergl. Im großen und ganzen muß man unbedingt dem kundigen Verfasser zustimmen. Nicht Weltspaziergänger noch unbeständige Pflastertreter, sondern berufene ernste Männer können erst nach jahrelangem Aufenthalt Afrikas Religionen beurteilen. Natürlich kann den darwinistisch gesinnten Forschern dies Buch nicht zusagen, da die animistische Erklärung des Religionsursprunges scharfe Widerlegung erfährt. Daß fast überall die oft traurigen Religionsüberbleibsel dennoch auf eine frühere, höhere Religionsanschauung hinweisen (z. B. 67, 97 und oft), daß die Geisternamen mit der Sprache und die Gesichtsmasken mit dem Geschmack der afrikanischen Heiden wechseln, aber die Grundgedanken des Geisterglaubens wie die leitenden Beweggründe und die Hauptformen der Geisterverehrung bei allen ungefähr dieselben sind (S. 108), daß auch die entartetsten Stämme und Horden Afrikas eine, wenn auch nur nebelhafte Ahnung der Unsterblichkeit sich gerettet haben — ist das Endergebnis eingehender Forschung. Sehr lehrreich und alte wie neuere Berichte geschickt zusammenfassend sind die Darlegungen des Fetisch- und Zauberwahns. Man glaubt, in eine grausige Hexenküche hineinzusehen; dies und die Geheimbünde erklären nur um so deutlicher die Schwierigkeiten jeglicher afrikanischer Missionsarbeit. Mittelbar werden aber auch Wege zum Angriff angewiesen. Besonders die Missionsgesellschaften Afrikas und überhaupt der Welt seien auf dieses Werk hingelenkt; die Sendboten werden viel daraus lernen. — Näheres verbietet der Raum (vgl. Ev. M.-M. 1892, 203—209). Die äußere Ausstattung ist hinsichtlich des Papiers und Drucks sehr gefällig; nur ein Druckfehler (S. 89. Nit) ist mir begegnet. Wallroth.

Digitized by Google

Die Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.[1])

Von P. J. Pfotenhauer.

In drei Bildern will ich diese viel genannte Mission in großen Zügen vorzuführen versuchen: 1. die Geschichte der Missionen; 2. das Leben der gesammelten Christen und 3. die Missionsweise der Jesuitenväter.

Wir können uns nicht aufhalten bei der Schilderung von Land und Leuten und all den Dingen, die wohl nötig sind zu wissen bei eingehendem Studium, nur das sei gesagt und vorausgeschickt: das Missionsland ist gelegen im Dreistromgebiete des Uruguay, Parana und Paraguay, welche die untere Breite Südamerikas durchströmen und als Laplata in den Atlantischen Ocean münden, und kupferbraune Indianer waren es, die einst in jenen Gegenden hausten.

„Einst", sage ich, denn unser Weg führt uns über Ruinen in ein weites, wüstes Gräberfeld, unter dem fast ein ganzes Volk den Todesschlaf schläft, nachdem über seiner heidnischen Dunkelheit ein trügerisches Licht aufgegangen war, das seinen Lebensweg für eine kurze kleine Zeit erleuchtete. Was einst dort geschehen ist, das ist dem Gerichte Gottes längst verfallen. Und doch hatten die Väter alles daran gesetzt, um alles

[1]) In kurzem erscheint die dritte (Schluß-) Abteilung der „Missionen der Jesuiten in Paraguay" von dem Verfasser des vorstehenden Aufsatzes, ein Quellenwerk ersten Ranges über diese abenteuerliche, ebensoviel gepriesene wie wenig gekannte Jesuitenmission. Es ist der Zweck der drei übersichtlichen Artikel, welche mit dieser Nummer beginnen, auf das bedeutende Werk Pfotenhauers die Aufmerksamkeit der Leser zu richten, damit es die Verbreitung finde, die es verdient. In dem Kampfe, welchen der heutige Ultramontanismus uns aufzwingt, sonderlich gegenüber der herrschenden Romverherrlichung, den jesuitischen Dreistigkeiten, den Anpreisungen der römischen Missionsmethode, die den Unkundigen so imponieren, ist das auf Grund der umfassendsten und sorgfältigsten Quellenstudien gearbeitete Werk Pfotenhauers ein Hilfsmittel von unschätzbarem Werte.

Noch immer führt die ultramontane Geschichtschreibung diese alte Paraguaymission als Paradestück auf; erst im Jahrgang 1892 versuchen es wieder „die Katholischen Missionen", indem sie den ganzen Wust der alten krassen Wunderlegende als wirkliche Geschichte neu auftischen, ein Versuch, der sich fast wie ein Hohn auf die Arbeit des evangelischen Historikers darstellt. Mit sehenden Augen wollen sie nicht sehen, obgleich die Geschichte ihr unwiderlegliches Gericht über die jesuitische Dressurmethode gerade in der Paraguaymission gesprochen hat. D. H.

Digitized by Google

zu gewinnen; Thatkraft und Schaffensfreudigkeit, Kunst und Einheit der Leitung, Darangabe des ganzen Lebens und Aufbietung aller Kräfte, begeisterte Persönlichkeiten, das alles tritt uns überall entgegen in den alten Schriftquellen, welche von jenen Geschichten zeugen. Was an römischen Missionsmitteln zu Gebote stand, an Missionsmitteln der Sammlung, Erziehung und Bewahrung, der Orden hat alles daran gewagt und hat alles gewonnen, was möglich war, — auf eine kurze Spanne Zeit. Einem Riesen gleich stand der Orden der Gesellschaft Jesu auf dem Boden Südamerikas, und sein Schatten reicht über das Weltmeer hin bis an die Stufen des Thrones in Lissabon und Madrid.

Neben berechtigtem Lobe wird ernste Kritik seine Stelle finden; denn was den Orden und seine Mission hob und trug, unapostolische Mittel, wodurch er groß ward im Rate der Völker und unter den roten Leuten, eine traurige Umkehrung göttlichen Befehles, das ward ihm zum Falle und denen mit ihm, denen er ein blinder Leiter gewesen war. Das auf Sand gebaute Haus fiel und that einen großen Fall, kaum 50 Jahre verdarben von Grund aus, was fast zwei Jahrhunderte errichtet hatten, — ein ganzes Volk ging unter, elend und jammervoll, ein Volk, welches der missionarischen und socialen Leitung der Jesuiten sich ahnungslos anvertraut hatte. Doch lassen wir die Geschichte reden.

Geschichte der Missionen.

Böse Jahre waren hereingebrochen über die Urbewohner Amerikas, als spanische und portugiesische Konquistadoren ihren Fuß auf diesen jungfräulichen Boden setzten; furchtbare Dinge geschahen, namenloses Elend lastete auf dem Nacken des roten Mannes. Vertrieben von Haus und Herd, des Grundes und Bodens, seiner Freiheit beraubt, zusammengetrieben in bestimmte Lokationen, Enkomiendas genannt, unter die brutale Faust eines verdienten Abenteurers gestellt, zu ungewohnter Arbeit oder zu den Entbehrungen weiter Krieg- und Raubzüge gezwungen, schwanden seine Tage dahin und seine Lebenskräfte, ein elend Sklavendasein war sein Los geworden. Ein Irala war es, Gouverneur von Assumption, der ersten festen Ansiedelung am Paraguay, der diesem Raubsysteme Gesetzeskraft gab und ganze Provinzen samt den an die Scholle gefesselten Eingebornen hierdurch sich, seinen Offizieren und der spanischen Krone erwarb. Aber wozu Klage führen? War es nicht ein Recht des weißen Mannes, die zu enterben, welche man „Tiere“ nannte, „Bestien, Waldteuffel, eine Herde unflätiger, mit Eicheln gemästeter Schweine“, Wesen, „denen von Menschen nichts eigen sei als nur die Figur“, von denen

Digitized by Google

man behauptete, römische Priester thaten das, sie hätten keine Seele, so daß der Papst um Entscheidung angerufen wurde und nach eingehender Berichterstattung und nach apostolisch ernster Erwägung des Für und Wider entschied, daß auch diese Wesen eine Seele besäßen und der Sakramente fähig wären! Warum auch nicht sollte man an ihnen also thun? Besaßen doch diese Armsten so wenig „Affenwitz", daß der kluge weiße Mann und römische Priester einen „Nürnberger Trichter oder Hammer und Stemmeisen" gebrauchen zu müssen meinte, um durch die dicken Hirnschalen etwas hindurch zu zwängen!

Laut Königs Gebot folgte dem Eroberer der Priester auf dem Fuße, um die unter das Schwert Gebeugten Christo zu gewinnen; genau vorgeschrieben und staatlich geregelt war sein priesterlich Thun und Werk in den Ansiedelungen. Untüchtig aber zu missionarischer Arbeit, unkundig der Sprache, beeinflußt von der wilden wüsten Zeit, gelang es ihm nicht, den Armsten das Sklavenjoch zu versüßen, sie zu Gefreiten Christi zu machen; wohl trugen sie gezwungen den Namen, daß sie lebten, wurden gezwängt unter den Dienst des römischen Kultus, weiter brachte diese Mission es nicht, sie trug Sklavenfesseln wie das Volk, dem sie diente. Außerdem waren nur wenig Priester thätig in den ungeheuren Länderstrecken und bei den Tausenden der Eroberten; fast ganz ohne Seelsorge blieb die weiße Bevölkerung, die Verwilderung wuchs bei Herren und Knechten, und zu dem unsäglich tiefen moralischen Elende gesellte sich das physische in Krankheit, Degeneration und massenhaftem Sterben. Wie in den Provinzen hin und her sah es auch in den Mittelpunkten spanischer Ansiedelung aus, kirchliche und geistliche Verwahrlosung gingen Hand in Hand. Über das alles gärte es beständig unter den Ureinwohnern des Landes, blutige Aufstände gegen das unwürdige Joch hielten die wenigen Spanier und das aufstrebende Mischblutgeschlecht in stetem Atem.

Und ob auch ein Solano mit seinen Genossen von der Cordillera de los Andes her, wie ein Strichregen über dürres Land, seine Predigt erschallen ließ, indem — nach römischer Überlieferung — an ihm das Sprachenwunder der Pfingsttage wieder neu ward, ob Zehntausende seinen Worten lauschten, ob ganze Stämme sich „bekehrten", ob er einem Gottesmanne Alten Testamentes gleich mit seinem Mantel die Ströme teilte, Wunder und Zeichen that, — auch seine Predigt war vergeblich, einem Berge gleich türmte sich das Elend über das reichgesegnete Land.

Aber mit der wachsenden Not wuchs das Verlangen nach Abhilfe. Es ist ein seltsam Geschlecht, das Geschlecht jener Tage; es sind eisenharte Männer, — die Fahrten eines Stanley im dunklen Erdteil sind wie ein

Digitized by Google

Kinderspiel gegen das, was jene unternahmen, — von der Gier nach rotem Golde besessen, Völker niedertretend und ganze Stämme vernichtend, auf der andern Seite belebt von einem Zug nach Höherem und einem Verlangen nach geistlicher Speise. Die schon bald nach dort verpflanzte Hierarchie, der Bischof von Tukuman allen voran, im Verein mit den Kolonisten, sah sich um nach Rettung; um der „Eingeweide" Christi willen, so lautete sein Ruf nach Hilfe an die Jesuitenväter, welche in dem portugiesischen Brasilien sich einen Namen gemacht hatten durch ihre Erfolge auf dem Gebiete der Heidenmission wie der Seelenpflege unter den weißen Pflanzern. Das geschah am Ende des 16. Jahrhunderts, und so war der Boden beschaffen, der dem Orden bereitet war.

Er entsprach dem Rufe und entsandte seine Boten. Unverzüglich gingen diese ans Werk; zuerst nahmen sie, um künftigen missionarischen Erfolges willen, die verwilderten Herren in Pflege. In kurzer Zeit, so rühmen die Berichte, gewannen durch diese „Engel vom Himmel" die Städte ein anderes Aussehen, und die Straßen hallten wieder von den Lobgesängen der Frommen. Dann widmete man sich den indianischen Ansiedelungen, unterrichtete und taufte, taufte und unterrichtete das grauenhaft verwahrloste Volk. Dann zogen die Boten im Lande umher unermüdlich, „verschlangen" in apostolischem Eifer die schwierigen Sprachen, Friedensvermittler bald, stets Prediger froher Botschaft, und manch seltsam Wunderzeichen bekräftigte die Echtheit der Sendung. Von den schluchtenreichen Ausläufern der Anden an, in den weiten Pampas von Chaco, in Süd- und West-Tukuman, an den Geländen des Paraguay wie im Quellengebiete des Parana, in La Guayra, einem Teile des heutigen Rio Grande do Sul, überall erscholl die Botschaft, wurden Erfolge errungen, Tausende getauft, und das Kreuz errichtet als Zeichen des Sieges; eigentliche Stationen aber gründete man nicht. Unter dem Zeichen der Wanderpredigt, des Ausstreuens göttlichen Samens hier und da, steht diese Periode jesuitischen Schaffens. Versuchsjahre waren es, erwachsen aus dem Boden der unglückseligen Verhältnisse, ein Mehr war nicht zu erreichen. Denn so günstig die Aufnahme war, so viel auch man den Vätern zugestand, eins gab man ihnen nicht preis, das vermeintliche Recht der Sklaverei an den Urbewohnern; und wie früher scheiterte an diesem auch die jesuitische Thatkraft und ihrer Mission Erfolg.

Es mußte ein ganz Neues gepflügt werden! So interessant es auch sein würde, die Vorgänge zu verfolgen, welche in dem nun entstehenden Kampfe um die Freiheit der Eingebornen sich abspielten, wir müssen hier darauf verzichten. Die Jesuiten räumten zunächst das große,

Digitized by Google

weite Missionsfeld und zogen sich, gestützt auf kaiserliche Gunst, in die schon erwähnte La Guayra-Provinz zurück, welche die spanische Krone, reich an überseeischem Besitze, gänzlich ihrem Einflusse überließ, indem sie den Insassen dort einen Freibrief erteilte, sie zu unmittelbaren Reichsvasallen erhob und jeglichen spanischen Verkehr und Einfluß dort untersagte. Das geschah im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, und dieses war die Geburtsstunde der eigentlichen Paraguay-Mission der Jesuiten, der Anfang des „christlichen Staates", des Missions-Staates, in dem der Orden staatliche Macht ausübte.

Der Gedanke, der den Orden leitete, war ihm nicht genuin, er verwirklichte vielmehr damit des edlen Las Casas Gedanken, der für die Eingebornen sein Herzblut daransetzte, den Gedanken der „Conquista espiritual", der geistlichen Eroberung gegenüber der beliebten Schwertmission. Schon Las Casas verlangte einen lediglich der Mission unterstellten Landstrich von der Krone, dessen Zutritt keinem Weißen außer dem Missionar gestattet wäre; „hier sollte das Evangelium, der heilige Kodex des Dogma und der Sittenlehre, einzig gelten, gelten auch als bürgerliches Gesetzbuch"; unter geistlicher und kultureller Leitung der Ordensbrüder sollte auf solch einem Landstriche eine „Mönchsregierung" erstehen, die dem Staate in Gestalt eines jährlichen Tributes seine Oberherrlichkeit bezeugte. Diesen in der Missionsgeschichte Amerikas vielfach erprobten Gedanken verwirklichten die Jesuiten in ganz besonderer Weise unter staatlichem Schutze in hartem Kampfe mit den angesessenen Weißen, in den „Reduktionen" oder „Missionsdörfern".

Thun wir zuvörderst einen Ausblick in die nun anhebende Missionsgeschichte selbst. Ein reges Leben entfaltete sich droben an den Wasserläufen des Parana; den Aposteln der „Freiheit", Cataldino und Maceta, strömte die Menge zu, San Ignacio erstand und Loretto, aus den Wäldern zogen die Flüchtlinge herbei, die Geknechteten verließen die Encomiendas und ihre harten Herren, und rasch blühten die Pflanzstätten auf. Neben Guayra that bald ein neues Arbeitsfeld am unteren Parana sich auf, da, wo er den Bogen macht, dem Paraguay zu; Lorenzana arbeitete hier, und der Lohn seiner Mühe war San Ignacio Guazu, die erste der hernach so berühmten Parana-Reduktionen. Auch dieses Gebiet erhielt den kaiserlichen Freibrief. Zu diesen zwei Missionsäckern gesellte sich der dritte, das Land am Uruguay, ebenfalls mit kaiserlicher Gunst bedacht. Wie unter der „Wünschelrute eines Zauberers" sprossten hin und her die Missionsdörfer auf, zu mächtig war der Ruf der Freiheit und anziehend das eigentümlich gestaltete Leben der Missionen.

Digitized by Google

Am Parana oben und am Unterlaufe, den ganzen Mittellauf des Uruguay besetzten die Väter, vorwärts dringend nach Osten zu, in das Gebiet von Tape, hatten sie Erfolge zu verzeichnen, welche die kühnsten Erwartungen übertrafen. Das Himmelreich litt Gewalt, und die Saat war weiß zur Ernte. Viel Zeichen und Wunder bekräftigten das gepredigte Wort, geistesstarke Männer, ein P. Rochus Gonzales de Sta. Cruz, ein Ruiz Montoja und andere mehr, leitungskundige und mit Missions-Scharfblick versehene Provinziale, ein Torres, Oñate, führten das Werk, visitierten die Arbeit und die Arbeiter, unverdrossen alle, voll glühender Begeisterung und todesfreudig. So gedieh das Werk; wo der Orden Fuß gefaßt hatte, wo das Kreuz errichtet war als Zeichen des Sieges, die Messe gelesen und die Gegend in Besitz genommen war für den Heiland der Welt, da ließ er nicht ab, überwand heidnische Verfolgung grimmigster Art und Aufstände, von Zauberpriestern geführt, in denen „kostbares" Märtyrerblut fließen mußte. Da „bändigte" er in kurzem ungefüge Sitten der Heiden, wehrte der Trunksucht und furchtbaren Lastern und schuf sich eine Gemeinde, willig zu Missionsdiensten sauerster Art, willig unter das Gebot des Priesters sich beugend als seines Vaters, der ihm unendlich viel Liebes erwiesen hatte.

So verflossen zwei Jahrzehnte, da pochte ein Feind an die Thore des Missionsstaates und an die Pforten der Reduktionen, wie kein grimmigerer je erstanden ist: die Mamelukos von St. Paul Pirititinga. Schwer drohende Zeichen hatten vor ihm gewarnt, das Rauschen seiner Füße hatte man gehört in den Ansiedelungen. Wie einst in den Tagen Titi und Vespasiani, da eine Wagenburg ängstigte die Bewohner der heiligen Stadt Jerusalem, Stimmen laut wurden im Tempel, und Getümmel von Rossen und Wagen gehört ward, von Kriegs- und Kriegsgeschrei, so damals in einem der Missionsdörfer von La Guayra, als das Volk den Tempel verließ; heilige Statuen vergossen reichlichen Schweiß, seltsame Zeichen am Himmel verkündeten Unheil drohend tödliches Geschick.

Die mit dem Namen Mamelukos belegten Feinde waren Sklavenjäger von Profession, welche von St. Paul aus die umliegenden Landstriche ausbeuteten und auf jahrelangen Raubzügen immer weiter nach Westen hin ihr Jagdgebiet ausdehnten. Ein Kapitän oder erprobter Waldläufer machte den Anführer, wilde Tupi-Indianer vervollständigten die Bandeira, das reisige Fähnlein. Obgleich es gar manchem wilden Gesellen das Leben kostete in dem Drangsal der Wildnis, lockte die Romantik des Räuberlebens und der nie fehlende Gewinn stets neue

Digitized by Google

Scharen auf den geſetzloſen Pfad. Noch heute klingen die Trachten und Thaten dieſer abenteuernden Geſellen nach in den Liedern des Volkes von Rio Grande do Sul.

Weſtſüdweſtlich von ihren alten abgejagten Jagdgründen trafen nun dieſe Räuber am Parana auf die Jeſuiten, die in Braſilien ſchon manchen Kampf mit ihnen ausgefochten hatten. Die Arbeit war den Feinden leicht gemacht, die Miſſionsdörfer ſteckten voll von Indianern, ein Grund zum Angriff war bald gefunden; ſie achteten nicht Völkerrecht und Königsgebot, nicht daß Spanien die Doppelkrone trug, wilde Beſtien können nicht gieriger auf ihre Beute zufahren, ſie zerreißen und ſich berauſchen in Blut, als dieſe Mamelukos thaten. Die Stunde des Gottesdienſtes und den frühen Morgen erſahen ſie für ihre Überfälle. Was nicht brauchbar war, ward niedergehauen, was kräftig und ſchön, in Feſſeln gelegt, die Niederlaſſung ſelbſt ging in Flammen auf, das Heiligſte ward mit Füßen getreten, kaum ſchützte ſein Stand den Prieſter. Wir dürfen die einzelnen Phaſen des nun begonnenen Kampfes nicht verfolgen, wie drohende Wetterwolken hingen Jahr für Jahr die Fähnlein der Mamelukos um die Reduktionen, Widerſtand war nutzlos.

Und wenn je ein Jahr der Ruhe erfolgte und die Gehetzten ſich ſammelten, auch neue Scharen herbeizogen, und neue Reduktionen entſtanden, um der Not der Zeit zu entgehen, — wie Schafe zur Schlachtbank drängten ſich die Ratloſen, eine ſichere Beute der Pauliſtas. Und bald ging die Rede um, von den Räubern eifrigſt gepflegt, die Jeſuiten ſelbſt hätten die Unmenſchen herbeigerufen, zu dem Ende die Indianer geſammelt, um ſich zu teilen in den Gewinſt; die Väter blieben kaum ihres Lebens ſicher vor den Bekehrten, rohe Mißhandlung ward ihnen zu teil für alle ihre Liebe. — In langen Reihen zogen die Geraubten Braſilien zu, nirgends Hilfe, nicht hier, nicht in den Miſſionslanden, La Guayra ward zertreten, aufſchrie die Chriſtenſchar am Uruguay und in Tape, Klage ertönte von Parana, — und die Spanier rieben ſich froh die Hände über der Väter Mißgeſchick und machten mit den Räubern gemeinſame Sache!

Wieder kam Botſchaft, die Mamelukos nahten heran! Da fuhren, von der Väter Hand gelegt, die Flammen auf in den noch verſchonten Reduktionen, zum Parana eilten die Geängſteten, bargen an Hausrat und an Schutzheiligen in Kähnen, was immer möglich, fuhren unter unſäglichen Mühen und verzweifeltem Widerſtande der Heimatloſen, die Räuber auf den Ferſen, den Parana hinab! Am Salto Grande gingen die Kähne in Trümmer, der Hunger wütete in den Reihen, Krankheit

Digitized by Google

brach aus unter den Tausenden. In Heerhaufen geteilt, zogen sie endlich weiter, „wie ein anderer Moses“ Pater Montoja vorauf, bis endlich das bergende Land, das Land zwischen Uruguay und Parana, da, wo beide Ströme auf 30 Meilen sich nähern, erreicht war! Eine ganze Provinz war verloren, von 80 000 „Bekehrten“ etwa 12 000 geblieben, aber, wie wir sehen werden, war für die Mönchsregierung selbst ungeheuer viel gewonnen. — Von Guayra wandten sich die Räuber gen Tape. Das erneute Königsgebot galt ihnen lächerlich, die Donner des Vatikans rollten machtlos über ihre Häupter dahin. Auch Tape ward zertreten, und, wie von Guayra, führten die Väter den Rest ihrer Gemeinden unter unsäglichen Mühen und vielfachem Widerstande über den Uruguay in das schon bezeichnete Land des Friedens.

Vor frechem plötzlichem Überfalle waren nun die Gemeinden gesichert, aber würden die Räuber nicht auch die breite Strom-Barriere überwinden? Was dann? Spanien half nicht, in Assumption hieß der Verlust von Tausenden eine Kleinigkeit, aus welchem die Väter so viel Aufhebens machten, — da kam eine königliche Ordre, welche die Bewaffnung der Christen gestattete. Als nämlich die Not am höchsten war, eilte Montoja nach Madrid und Diaz Taño nach Rom. Beide redeten in beweglichen Worten von dem Elende der Christen; Montoja bewies, es liege im Interesse der Krone, wenn die Bewaffnung der Christen mit Feuergewehren gestattet würde. Lange schwankte das Zünglein der Wage hin und her, die neue politische Konstellation, herbeigeführt durch die Erhebung des Hauses Braganza in Portugal, gab den Ausschlag, Portugal war hüben und drüben zum Erbfeind geworden. Montojas Bitte drang durch, von Peru kamen die Waffen für die Christen, — und bald sandten die Reduktions-Indianer die Mamelukos mit blutigen Köpfen heim!

Also die Christen bewaffnet, das Missionsfeld centralisiert auf das seitdem „Missiones“ genannte Land zwischen Uruguay und Parana und westwärts von ihm nach Assumption zu! Das war eine Errungenschaft und ein Gewinn von ungeheurer Tragweite! In riesigem Drange der Thatkraft waren die Väter von 1609 an vorgedrungen; wie die Blätter und Blüten kommen im Frühling, so erstanden die Reduktionen, Tausende und aber Tausende von Heiden gingen ein in den Schafstall der Kirche; kaum daß ein neues Feld eröffnet war, trat ein zweitneues an die Seite des ersten, von allen Gegenden erschallten die Rufe nach dem „Gesetze Christi“, und bereit folgten die Väter. An einen inneren Aufbau, an eine missionarische Erziehung, das liegt auf der Hand, war bei

Digitized by Google

solchem Vorgehen nicht zu denken, Heidnisches mußte sich mischen mit wenig Christlichem, ein Zusammensturz war unvermeidlich. Da riefen die Waldläufer ein gebieterisch Halt; was reif war zur Ernte, das blieb, was Schwindelkorn war, fiel ab, ward zertreten und verdarb.

Einen Stamm alter Christen, aus Guayra besonders, retteten die Väter, vom Uruguay nicht minder; beide führten sie den Parana-Christen zu, und an ihnen und mit ihnen in dem gegen früher engbegrenzten Raume begann nun die versäumte erziehliche Arbeit. Man sammelte außerdem, was in diesem Missionscentrum noch nicht den Namen Christi trug, gut geleitete und tüchtig bewaffnete Expeditionen suchten die Jagdgründe der Paulistas ab nach zersprengten Resten, bis in die Sierra del Tape mit unermüdlichem Eifer. Bald war die Zeit der eigentlichen Sammlung abgeschlossen; was geblieben war von der Guarani-Familie, hatte den Reduktionen sich zugewendet, die ja nun sichern Frieden boten.

In denselben Jahren vollzog sich der innere Ausbau der eigenartigen Mönchsregierung; etwa in das Jahr 1642 fällt die definitive Regelung dieser so eigenen Gemeinschaft, außerordentliche, königliche Privilegien gegenüber den Gelüsten der hierarchischen- wie staatlich-kolonialen Macht, deren Krone die Bewaffnung der Christen war, thaten bald und leicht das Ihre, Jahre der Blüte und des friedlichen Gedeihens über die Missionen herbeizuführen. Handel und Gewerbe blühten auf, ausgedehnte Plantagen und riesige Viehhöfe umgaben die Missionsdörfer, und nichts schien der gesammelten Christenheit zu fehlen.

Es würde uns zu weit abbringen vom Ziele, wollten wir den nun beginnenden furchtbaren Kampf des streitbaren Bischofs Cardeñas von Assumption verfolgen, den Streit des Jose Antequera, der Communeros und Contrabandistas in derselben Stadt, Kämpfe, die der Orden ausfocht für die Freiheit seiner Christen, für seine eigenen weitgehenden, ungeheuerlichen Privilegien, Kämpfe, welche spanische, noch nicht erstorbene Habgier nach den Leibern der Eingebornen ihm aufzwang, in denen er aber siegte durch viel List und unverwüstliche Dreistigkeit, durch Entstellung der Wahrheit und schlaue Gewinnung des Königs und seiner Räte. Der Orden ging gestärkt und gehoben aus dem Unwetter hervor, das berühmte Decretum Philippi V. sanktionierte, was er gethan hatte und fürder unternehmen würde. — Einen flüchtigen Blick nur können wir auf die übrige Missionsthätigkeit in der Ordensprovinz Paraguay werfen. Wir gehen vorüber an den wilden Guayquuru-Uakaekolot, den berittenen und streitbaren Chaco-Leuten, Abiponen, Mokobiern und anderen, an den den Guarani stammverwandten Chiriguanen auf den Abhängen der Anden,

Digitized by Google

Völkern, denen der Orden gleichzeitig mit der Guarani-Mission seinen Eifer widmete, — wir verlassen den trägen, faulen, indolenten, „fraßgierigen", nur das Heute kennenden und für das Morgen unbekümmerten Guarani, steigen den Paraguay aufwärts, alte, von goldsuchenden Spaniern betretene Pfade, und wenden uns jenen Gebieten zu, aus denen dem Amazonas seine großen Nebenflüsse von Süden zuströmen und die Chaco-Ströme ihr Wasser empfangen, dem Lande der Chiquitos. Auch ihnen brachte der Orden die Botschaft vom Kreuz gegen das Ende des 17. Jahrhunderts. Schlag auf Schlag standen die Reduktionen auf, zehn an der Zahl, und seltsame Dinge geschahen hier an Zeichen und Wundern, in nicht zwanzig Jahren war das Volk als solches „bekehrt". Kaum war das Werk vollbracht, ja noch mitten im Werke, schauten die Väter aus von beiden Seiten, vom Süden her im Missionsland und vom Norden her aus den Geländen der Chiquitos, ein riesiger Gedanke bewegte ihre Seele, ein Weg, eine Brücke sollte geschlagen werden zwischen diesen Missionsgebieten, und vermittels der Verbindung beider gedachte man die starren Chaco-Leute einzuengen, um diese fast uneinnehmbare Burg des Heidentums zu gewinnen. Der Versuch scheiterte an den ungeheuren Schwierigkeiten und an dem Widerstande der flußräuberischen Payagua, ward endlich zu Grabe getragen bis auf den heutigen Tag durch Ereignisse, die den Orden hinwegfegten aus seinem Besitze.

Dieses sind die beiden Missionsgebiete, auf denen die Väter Erfolg errangen; kehren wir zum ersten zurück, zu den Guarani-Missionen. Mit bewunderungswürdigem Geschick war das Land auserwählt; durchflossen von gewaltigen Strömen, bewässert durch viele Nebenflüsse derselben war es fruchtbar und reich an Saat zu Nutz der Menschen, pittoresk in dem Berggebiete, vollkommen gesunden und milden Klimas. Weite Wälder lieferten prächtiges Bauholz, der Unterwald den geschätzten Paraguay-Thee; reiche Weiden ernährten Tausende von Rindern. Hier standen 1732 die dreißig Reduktionen, denen bis zum Jahre 1750 noch drei andere sich zugesellten im nördlichen Gebiete, um als Posten zu dienen für den Weg zu den Chiquitos. Wenn irgend möglich, waren die Dörfer auf Höhen erbaut, an den Ufern der Hauptströme oder ihrer Neben- und Zuflüsse.

Auf palmenbewachsenen Hügeln, den Uruguay zu Füßen rauschend, mit weitem Umblicke, lagen Yapeyu und La Cruz. An das Gelände des gleichen Stromes geschmiegt St. Thomas, St. Xavier krönte einst sein steiles Ufer, da, wo er sich entschieden dem Südlaufe zuwendet, während die Schwesterdörfer, La Conception und Sta. Maria la Major

Digitized by Google

auf Hügeln gelegen, mehr oder weniger entfernt von seinen Ufern, in der günstiger gelegenen Station ihren Stapelplatz fanden. Am Parana selbst waren die fünf östlichen Reduktionen erbaut, vor allen ausgesucht Candelaria, der Vorort der Mission; Corpus Christi, nur eine halbe Meile vom Flusse entfernt, besitzt einen trefflichen Hafen, der auch dem nahen Jesus zu gute kommt. Von dem auf Hügeln erbauten Itapua schaut der trunkene Blick auf ein herrliches Gelände, auf den majestätischen Parana mit seinen blumigen Inseln, auf Thäler und Hügel, die reiche Bäche und Rinnsale dem großen Strome zusenden. Auch Sta. Rosa erfreute sich gleichen Vorzuges, an kleinem Wasserlaufe unter Palmen sich hinstreckend, — anderer Orte nicht zu gedenken. Wahrlich ein herrliches, reiches Land, weltabgeschieden und doch weltverkehrverbunden durch die mächtigen Stromläufe, wie keines geeignet zu der großartigen Anlage des Ordens. — Weniger günstig gelegen war die Chiquitos-Provinz, heiße Glutwinde wechselten ab mit kalten Stürmen, welche von den Anden herunterbrausen, Dürre verdarb oft menschlichen Fleiß, und zur Regenzeit breiteten unendliche Ströme und Überschwemmungsgebiete sich aus, die Klimafieber erzeugten und den Tod mit sich brachten. Reich bevölkert aber waren beide Gebiete. In den Guarani-Reduktionen lebten 1732: 30362 Familien mit 141182 Seelen; am meisten bevölkert war St. Nicolaus mit 7751, am geringsten St. Cosmas und Damianus mit 2509 Seelen. In den Chiquitos-Flecken lebten 1767: 23788 Seelen.

In tiefem Frieden thaten die Väter ihr Werk nach den letzten Kämpfen, aber drüben im Mutterlande nahte mit Riesenschritten der Zeitpunkt heran, an dem der seit lange gesammelte Unwille gegen den gepriesenen Orden zum Ausbruch kommen sollte. Und seltsam, Paraguay, dieser Winkel der Welt, spielt eine bedeutsame Rolle in der Geschichte des Sturzes der Jesuiten; der Missionsstaat der Jesuiten war der Hebel, der das innerlich morsche Gebäude aus den Angeln hob.

Am Ausflusse des La Plata hatten die Portugiesen eine Kolonie gegründet, San Sacramento, welche lebhaften Schmuggelhandel trieb und die spanischen Zollgesetze zu schanden machte. Schon viel Blut war um dieses unbequeme Raubnest geflossen, Guarani hatten vor ihm tapfer gefochten; da gab die spanische Krone in den vierziger Jahren leichter Hand an Portugal die sogenannten sieben östlichen Missionen jenseits des Uruguay, an der Lisière des brasilianischen Fichtenwaldes von Sta. Catharina, und erhielt dafür die unbequeme Kolonie. Ein Grenztraktat von 1750 regelte den neuen Besitzstand. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die betroffenen Reduktionen, ihr reiches, herrlich bebautes

Digitized by Google

Land sollten die Väter dem Erbfeinde ausliefern und sich Wohnsitze suchen, wo es ihnen beliebe; Spanien verlangte den schuldigen Gehorsam, Vorstellungen waren fruchtlos. Die Väter befanden sich in der peinlichsten Lage. Sie mußten den Schein des Gehorsams gegen die spanische Regierung wahren, — daß sie royal seien, hatten sie immer behauptet, — und doch zugleich den Widerstand der Indianer, der sofort organisiert war, begünstigen, und dieser zwiefachen Pflicht kamen sie redlich nach. Lange währte der Widerstand der aufgereizten Indianer, der Krieg der vereinigten Kronen Spanien und Portugal verschlang ungeheure Summen, und als endlich die sieben Flecken erobert waren, blieb das öde Land den Portugiesen ein unsicherer und wertloser Besitz, der bald wieder an Spanien überging.

Die wichtigste Folge aber dieses sogenannten Traktat- oder sieben Missionskrieges war die, daß der Marquis Pombal, die Seele des Hasses wider den Orden, fest entschlossen ward, die Jesuiten zu stürzen, und daß die spanischen Staatsmänner in ihrer stets regen Voreingenommenheit bestärkt wurden. Paraguay trat in den Vordergrund des Interesses; im Jahre 1757 erschien die merkwürdige kleine Flugschrift Pombals: „Kurzer Bericht über die Republik der Jesuiten in Paraguay", das erste zündende Geschoß, welches gegen die Jesuiten geschleudert wurde, und dem von nun an ein vernichtender Schlag nach dem andern folgte.

Die gegenseitige Erbitterung erzeugte eine Hochflut von Streitschriften, in denen allen mehr oder weniger dem staunenden Publikum die Gemeingefährlichkeit der jesuitischen Gründung in Paraguay vorgeführt und ihre Abschaffung befürwortet wurde. Es giebt kaum eine interessantere Literatur als diese, aber ich darf mir nicht herausnehmen, darauf noch einzugehen. Zug um Zug vollzog sich das Verhängnis des Ordens in Europa; 1767 war die Vertreibung der Väter aus den Missionen in Spanien beschlossene Sache; vergeblich beschwor Papst Clemens XIII. Karl III. von Spanien, ein Staatsschiff brachte die Meldung nach Buenos Ayres.

Man hatte energischen Widerstand des Ordens erwartet, besondere Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, ein eigener Gouverneur, Bucareli, war zu dem Ende nach Südamerika gesandt, auf einen Tag sollten die Verhaftsbefehle in allen Reduktionen vollzogen werden, sichere Gauchos hatten die einzelnen spanischen Posten benachrichtigt. Alles war unnötig; niedergeschlagen und in dumpfer Resignation demütigten sich die Väter unter den schweren Stecken des Treibers. „Die Kraft, welche so vielen Stürmen stand gehalten hatte, war geknickt. Der ungeheure Fall des

Digitized by Google

Ordens hatte auch den einzelnen Mitgliedern den Schwung des Geistes gelähmt." Binnen wenigen Wochen waren alle Jesuiten in Buenos Ayres vereinigt und warteten in strenger Haft der Überfahrt nach dem Kirchenstaate.

Und wie stand es um die Christen in den Reduktionen? Eine Neuordnung der Dinge trat ein, die geistliche und weltliche Gewalt, welche bislang in Einer Hand geruht hatte, ward geschieden. Die Indianer setzten eine Zeitlang dieser neuen Ordnung einen Widerstand entgegen, der in rührenden Petitionen an den König um Wiedergabe der Jesuiten und Wiedereinführung der alten Zustände sich kundgab, dann hörte auch dieser auf und die Christen versanken völlig in dumpfe Gleichgiltigkeit. Unterdessen war ihr Land schon ruiniert; jeder der habgierigen Beamten hatte es so schnell wie möglich ausgesogen, und zugleich hatte die Sorge für den allgemeinen Wohlstand, wenn nicht aufgehört, so doch sehr nachgelassen. Binnen wenigen Jahren war der Viehstand des Landes fast vernichtet, die Bevölkerung auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen, und der Rest völlig entsittlicht, denn wirkliche, sittliche, aufhaltende Kräfte hatten die Väter in ihrem langen Regimente diesen „Kindern in ihrer Unschuld" weder einflößen wollen, noch auch mitzugeben vermocht. Ein Verwaltungssystem folgte dem andern, oft von wohlwollenden und kenntnisreichen Männern erdacht, aber es blieb ein Probieren an einem willenlosen Körper! Es sind tieftraurige Bilder, die aus dieser Periode uns entgegentreten, Bilder schändlichster Habgier einerseits, nie ruhender Rivalität der geistlichen und weltlichen Beamten um die stets gemißhandelte Person des armen Indianers, und tiefen, tiefen Falles andererseits, eines Falles jener Leute, denen die persönliche Freiheit genommen wurde, die, Unmündigen gleich gehalten und geleitet, nun der starken Hand entbehrten, die sie einst führte!

Wenige Worte noch über das trostlose Ausklingen und Ende! Nur die Chiquitos-Reduktionen sind von dem Untergange verschont geblieben, von den Guarani-Siedeldörfern ist außer kümmerlichen Resten in dem heutigen Paraguay nichts mehr vorhanden; der Grund davon liegt in äußeren politischen Umständen, von sich selbst aus sich zu erhalten, fehlte den Christen die innerliche Kraft. Als die Stürme der Revolution von Südamerika über das Land dahinbrausten, mußten die Reduktions-Indianer die Heere der Prätendenten und Freibeuter füllen, die Heimstätten gingen in Flammen auf in dem Streite um das Missionsland, und der Urwald beanspruchte sein Recht an den verödeten Stätten. Noch zeugen gewaltige Ruinen von der entschwundenen Pracht, und die letzten

Digitized by Google

Reſte der einſt ſo zahlreichen Guarani-Familie ruhen auf den Gräberfeldern von Arroyo Grande und India Muerta, auf denen Roſas gegen ſeinen Widerſacher ſtritt 1842 und 1845. Nie wieder betrat der Orden den Schauplatz ſeiner Thätigkeit; ein ſchweres Verſchulden ließ er dort zurück, ausgetilgt aus dem Buche der Lebendigen waren die Kinder ſeiner Miſſion, verwüſtet ſeiner Hände Werk.

Die S. P. G. in Barma.

Von O. Flex.

(Fortſetzung.)

Die Aufmerkſamkeit der S. P. G. wurde zuerſt im Jahre 1857 auf Barma gelenkt, und zwar durch den damaligen Geiſtlichen in Moulmein, Rev. C. P. Pariſh. Barma als indiſche Provinz ſtand unter der geiſtlichen Oberleitung des Metropolitanbiſchofs von Kalkutta, deſſen Pflicht es iſt, die Stationen, welche als Centralpunkte für die Regierung oder die Armeeverwaltung beſtimmt worden, und infolge deſſen von einer größeren Anzahl Beamten oder von Offizieren mit den ihnen zugewieſenen Truppenabteilungen beſetzt ſind, mit Geiſtlichen (chaplains) zu verſorgen. Mr. Pariſh war der Anſicht, daß man zuerſt auf die Jugend einwirken müſſe, er wandte ſich daher an Dr. Kay, den Prinzipal des der S. P. G. gehörigen Biſhops-College in Kalkutta, und teilte ihm ſeine Anſichten und Pläne mit. Dr. Kay, einer der bedeutendſten Theologen und Schulmänner, die wir in Indien gehabt haben, erfaßte die Idee mit großem Eifer und forderte die S. P. G. auf, hier thatkräftig einzuſchreiten. Mittlerweile ſandte er einen ſeiner Studenten, einen Mr. Cockey, nach Moulmein, um Mr. Pariſh, der ſchon auf eigene Hand eine Schule angefangen und unter den engliſchen Beamten des Ortes Gelder für dieſes Unternehmen geſammelt hatte, zu helfen.

Im Jahre 1859 gelang es der Geſellſchaft, einen tüchtigen Pädagogen, den Rev. A. Shears, M. A. von der Univerſität Cambridge, für dieſe Arbeit zu gewinnen. Seine Bemühungen waren ſo erfolgreich, daß er ſchon im Oktober desſelben Jahres 107 Schüler hatte.

Im Gegenſatz zu den Regierungsſchulen, in welchen Religion nicht gelehrt wird, machte er es zur erſten Bedingung, daß nur ſolche Kinder aufgenommen werden ſollten, deren Eltern ihre Einwilligung ſchriftlich gegeben, daß dieſelben in der chriſtlichen Religion unterrichtet werden dürften. Ebenſo beſtand er darauf, daß die Kinder die Schule regel-

Digitized by Google

mäßig besuchten und ein Schulgeld von 2 M. monatlich entrichteten. Und siehe da, es ging! Mr. Shears fand die Leute „gelehrig, freundlich, heiter und ehrlich, treu gegen ihre Freunde, große Liebhaber von Musik und Tanz und athletischen Körperübungen," und vollständig bereit, die von ihm gebotene Erziehung ihren Kindern zu teil werden zu lassen.

Von außerordentlichem Einfluß auf die Weiterentwicklung des Schulwesens in Moulmein war die Arbeit des Mr. Marks, eines bedeutenden Mannes, welcher sich schon durch seine erfolgreiche Thätigkeit unter den Volksmassen im Osten von London einen Ruf erworben, und nun den Antrag der S. P. G., Mr. Shears Mitarbeiter zu werden, angenommen hatte. Seine eminente Befähigung zum Unterrichten und die Gabe, sich die Liebe und Zuneigung seiner Schüler zu erwerben, fanden unter den unverdorbenen, naturwüchsigen Barmanenkindern vollen Spielraum und schon im nächsten Jahr war die Zahl der Schüler auf 300 gewachsen.

Bischof Cotton, der damalige Metropolitanbischof von Kalkutta, besuchte im Dezember des genannten Jahres (1861) Moulmein und prüfte die Schule eingehend. Sein Urteil war folgendes:

„Ich fing mit der Prüfung der Klassen um 11 Uhr vormittags an. Jeder Knabe wurde einzeln geprüft, und zwar in Bibelkunde, Geographie, Englisch, Barmanisch, Lesen, Rechnen und Singen. Die Antworten waren außerordentlich gut, und die Hauptsache war, daß alles, was die Knaben leisteten, tüchtig und gründlich war und einen sorgfältigen und systematischen Unterricht bekundete. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich nirgends in Indien eine Schule gefunden, die so vielversprechend oder des Erfolges so sicher gewesen wäre wie diese. Ungefähr 40 Knaben wohnen in Mr. Marks Hause, wo die Arrangements für ihren Komfort, für Sauberkeit und die Aneignung guter Sitten ausgezeichnet sind." [1])

Eine Mädchenschule, welche in demselben Jahre gegründet worden war, und besonders von Mrs. Shears geleitet wurde, erfreute sich auch eines befriedigenden Zuspruchs.

Auf Anregung des Bischofs Cotton beschloß die S. P. G. im folgenden Jahre (1862) Rangun, die Hauptstadt von Pegu, zu besetzen. Auch hier unterstützte der Regierungschaplain, Rev. H. Crofton, die Angelegenheit aufs eifrigste. Mr. Marks kam von Moulmein herüber, predigte in Mr. Croftons Kirche über die Aufgabe, welche mit der Eröffnung einer Mission den englischen Residents in der Stadt erwachse, hielt darauf eine zahlreich besuchte Versammlung ab, bei welcher Oberst Phayre, der Chief Commissarius [2]) für Barma, präsidierte und viele

[1]) Extract of Report. Barma. Chapt. II. pag. 8.

[2]) Der oberste Statthalter der Provinz oder des Landes, welcher die Gesamtverwaltung unter dem Vicekönig von Indien einheitlich zu leiten hat.

Digitized by Google

einflußreiche Barmanen zugegen waren. Mit Zustimmung der Versammlung wurde eine Kollekte veranstaltet, welche in fünf Tagen 10000 M. einbrachte. Die Barmanen sammelten außerdem noch unter sich 1400 M.! für die Errichtung der Missionsschule, deren Hauptzweck, wie sie wußten, Unterricht in der christlichen Religion sein sollte.

Als ein gutes Omen erschien es, daß die Regierungsschule zu derselben Zeit aus Mangel an genügender Beteiligung eingegangen war, man hatte also keine Konkurrenz zu fürchten.

Mr. Marks siedelte nun mit seinem Bruder, der ihm zu Hilfe gesandt worden war, nach Rangun über[1]) und ging mit aller Kraft an seine neue Aufgabe hier. Im ersten Monat meldeten sich 100 Schüler, in den folgenden Monaten kamen noch 120 dazu, so daß die Schule im ersten Jahre 220 Schüler zählte.

Das Lokal-Komitee, welches sich mittlerweile gebildet hatte, beschloß nun, geeignete Gebäude für Schul- und Missionszwecke im Mittelpunkt der Stadt zu errichten. Auch hier wurden 40 barmanische Knaben als Kostschüler aufgenommen und hier fanden die ersten Bekehrungen unter ihnen statt. Vier Knaben traten zum Christentum über und wurden öffentlich getauft.

Während der kalten Zeit (Oktober—Februar) machte Mr. Marks mit zehn seiner besten Schüler eine Bootfahrt den Irawaddy hinauf und besuchte alle größeren Städte an demselben, um den Einwohnern derselben durch Vorführung der Schüler die günstigen Resultate der Missionsschule ad oculos zu demonstrieren. Nebenbei war er unermüdlich thätig, um die von ihm unternommene Übersetzung des Neuen Testaments und des Prayerbook[2]) ins Barmanische zu vollenden. In 1864 hatte er die Freude, den größten Teil des ersteren und des letzteren vollständig durch die Presse zu bringen.

Leider trat jetzt eine zeitweilige Unterbrechung in dem bisher so glänzenden Fortgang der Arbeit ein. Die Anstrengungen, denen sich diese ersten Pioniere der S. P. G. unterzogen, mußten auch die stärkste Konstitution untergraben. Mr. Nicholls erkrankte am Gehirnfieber und starb am 10. Dezember 1864. Vier Tage später brach Mr. Marks zusammen und mußte vom Arzt sofort aufs Schiff gebracht werden, um sein Leben zu retten. Mr. Shears und seine Frau waren schon früher erkrankt und hatten nach England zurückkehren müssen. Auch Mr. Marks mußte nach Hause gehen. Zwei andere Missionare wurden an ihre Stelle ge-

[1]) An seine Stelle in Moulmein traten Rev. H. Nicholls und Mr. Corper.

[2]) Book of Common Prayer ist die Agende der englischen Kirche.

Digitized by Google

sandt, ebenso wurde für die Mädchenschule in Moulmein, welche jetzt gegen 40 Schülerinnen hatte, eine neue Vorsteherin, Miß Cooke, geschickt.

Welche Hoffnungen man gerade auf diese Schule setzte, geht aus einem Bericht hervor, welcher die Visitationsreise des Bischofs Milman[1]) in Barma beschreibt. Er besuchte bei seiner Anwesenheit in Moulmein selbstverständlich auch diese Mädchenschule. Der Bericht sagt:

„Ich kann mir keinen interessanteren Anblick denken, als diese Schule voll von barmanischen Mädchen. Sie berechtigt zu den größten Hoffnungen für die Zukunft, sie wird noch mehr als die Knabenschule zur Evangelisierung und Civilisierung des Landes beitragen. Trotz aller Schwierigkeiten ist die Schule lebensfähig geworden und sie wird noch viel Frucht bringen zur Ehre Gottes und zur Rettung vieler Seelen."

Im Dezember 1865 konnte Mr. Marks auf seinen Posten zurückkehren.

Es war nun sein eifrigster Wunsch, die weiter stromaufwärts liegenden Orte in den Bereich seiner Thätigkeit zu ziehen und es gelang ihm, eine Zweigschule in Henzada zu errichten. Die Art und Weise, wie dies geschah, ist außerordentlich charakteristisch für die damaligen Zustände im Lande und zeigt das liebenswürdige Entgegenkommen, welches er bei den hohen und höchsten englischen und barmanischen Beamten für sein Werk fand.

Der Bischof hatte die Regierungsstationen am Irawaddy zu besuchen und Mr. Marks benutzte diese Gelegenheit zu einer zweiten Missionsreise den Fluß hinauf.[2]) Die Reisegesellschaft bestand aus dem Bischof, seiner Schwester, seinem Kaplan und dem Doktor, Rev. A. Garstin, dem Geistlichen von Thayet-myo, welcher auf Urlaub in England gewesen war und nun auf seine Station zurückkehrte, Mr. Marks und zwei seiner besten barmanischen Schüler, Moung Hpo Tu und Moung Bah Oh. Der Regierungsdampfer Narbudda war zur Reise beordert worden. Die Tour erstreckte sich bis Myanghan. Hier besuchte der Bischof und Mr. Marks ein barmanisches Kloster (Kyoung), von dessen Insassen, den Pungyis, sie mit großer Freundlichkeit empfangen wurden. Diese Kyoungs sind in Barma etwa das, was bei uns die katholischen Knabenkonvente sind. Es ist unter den Barmanen allgemeine Sitte, ihre Söhne, wenn sie zwölf Jahr alt sind, in eins dieser Kyoungs zu schicken, wo sie ein oder zwei Jahre bleiben. Sie legen hier die den geistlichen Stand kennzeichnende gelbe Kleidung an, lernen lesen und schreiben und üben sich in

[1]) Sein Vorgänger Bischof Cotton, den ich selbst näher kannte, war ein außerordentlich tiefer, gegründeter Christ, eine edle Natur im vollsten Sinne des Wortes. Er ertrank auf einer Visitationsreise im Brahmaputra. Auch Bischof Milman starb auf einer Visitationsreise im Nordwesten Indiens.

[2]) Die Kommunikation findet in diesen Teilen Indiens meistens zu Wasser statt. Der Irawaddy und der Brahmaputra mit ihren zahlreichen Nebenflüssen ersetzen für diese Provinzen die Straßen. In Barma gab es damals nur ungefähr 700 englische Meilen benutzbarer Wege.

Digitized by Google

verdienstlichen Werken im Hinblick auf ihre zukünftigen Existenzen, welche sie noch durchzuleben haben werden, ehe sie endlich den Nirwanazustand erreichen, d. h. wieder in das All oder das Nichts aufgelöst werden.

Diese jungen Schüler heißen Shings. Sie dienen den älteren, müssen ihnen zu bestimmten Tageszeiten die Beteldose[1]) reichen, ihnen beim Ausgehen den Sonnenschirm nachtragen ꝛc. Die meisten absolvieren ihre Erziehung in zwei Jahren und kehren dann in ihre Heimat zurück. Andere bleiben und studieren weiter und werden, wenn sie zwanzig Jahre alt sind, feierlichst unter die eigentliche Brüderschaft des Kyoung aufgenommen und sind nun Pungyis. Sie können nun von Grad zu Grad steigen und zunächst den Titel Tsaya erringen, welcher sie zum Vorsteher eines Kyoung macht. In jeder Stadt sind mehrere solcher Kyoungs, welche unter der Oberleitung des Tsaya-dan stehen, dem es besonders obliegt, Streitigkeiten zu schlichten und den bestehenden Vorschriften der Kyoung Gehorsam zu verschaffen. Die höchste Autorität über alle Kyoungs liegt in den Händen des Tha-tha-na-baing, welcher in der Hauptstadt des Reiches residiert und allein in allen Religionsfragen endgiltig entscheidet.

Ein Pungyi ist nicht fürs Leben gebunden, er darf aus dem Orden austreten, kann aber dann nie wieder aufgenommen werden.

Es lag selbstverständlich sowohl dem Bischof als auch Mr. Marks daran, mit diesen Leuten auf freundschaftlichem Fuß zu stehen und wo möglich auch ihr Interesse für die Missions- und Erziehungsarbeit nach christlichen Grundsätzen zu gewinnen.

In Prome besuchten sie die große Pagode. Sie ist ungefähr 250 Fuß hoch, reich vergoldet und auf der Terrasse von vielen kleineren Pagoden umgeben, welche ebenfalls vergoldet sind.[2]) Das ganze Flußufer hier ist mit Pagoden besetzt, die Felsen sind ausgehöhlt, und haben wahrscheinlich früher Einsiedlern zum Aufenthalt gedient, überall findet man an den Felswänden und an den von Felsblöcken aufgeführten Mauern Darstellungen des Gautama (Buddha).

Am 13. September landete Mr. Marks in Henzada. Der englische Gouverneur unterstützte ihn auch hier mit Rat und That. Er subskribierte 200 M. für die Mission und empfahl ihn dem barmanischen Regierungspräsidenten des Distrikts, Moung Rya Dun, einem feingebildeten und liebenswürdigen Beamten, welcher Mr. Marks in jeglicher Weise half. Er kaufte das beste Haus am Platz, welches dem barmanischen Postmeister gehörte, bewog denselben, es sogleich zu verlassen und stellte es Mr. Marks zur Verfügung, und zwar für die ersten 6 Monate mietfrei. Dies thatkräftige Vorgehen des obersten Beamten des Ortes verfehlte nicht, die andern Bewohner Henzadas für Mr. Marks zu gewinnen. Sie brachten Stühle, Tischchen, Bambussessel u. s. w. als Schulmobiliar und eine Menge Kinder als erste Schüler, so daß Marks schon am ersten Tage die Schule eröffnen konnte.

In demselben Jahre gelang es Mr. Marks, für seine Arbeit einen

[1]) Betel ist ein aromatisches rotsaftiges Blatt, welches, oft mit Stückchen der Soparinuß vermischt, gekaut wird.

[2]) Ich komme auf die Pagodenbauten in Barma später zurück.

Digitized by Google

Alliierten zu gewinnen, dessen Machtwort ihm den Weg durch ganz Barma bis in die Hauptstadt des Landes, ja bis in den Palast und die Familie des Königs öffnete. Dieser Verbündete war niemand anders, als der König von Barma selbst.

Marks hatte schon 1863 einen Prinzen des königlichen Hauses, welcher sich mit dem König entzweit hatte und infolge dessen geflohen war, in Rangun kennen gelernt. Er hatte mit ihm über das Christentum gesprochen und ihm christliche Bücher gegeben. Der Prinz söhnte sich später wieder mit seinem Vater aus und kehrte nach Mandalay zurück, von wo er Mr. Marks einlud, zu ihm zu kommen. Zur selben Zeit erhielt er Briefe von Capt. Sladen, dem britischen politischen Agenten in der Hauptstadt, in welchen ihm derselbe mitteilte, daß er mehrere Male Gelegenheit gehabt, mit dem König über Christentum und Missionsarbeit zu sprechen und die Überzeugung gewonnen habe, daß der König eine christliche Mission in der Hauptstadt nicht nur dulden, sondern geradezu gern sehen würde.

Mr. Marks berichtete über die Angelegenheit an den Bischof nach Kalkutta und erhielt von ihm den Befehl, nach Mandalay zu reisen, um für die dort stationierten Engländer Gottesdienste zu halten und zu sehen, welche Stellung der König zur Missionsfrage nehme. Da traf Mr. Marks in Rangun den Kalla Wun, d. i. den Minister für Fremde, des Königs und nahm selbstverständlich die günstige Gelegenheit wahr, demselben von den Wünschen des Bischofs und seinen eigenen Hoffnungen in Beziehung auf Mandalay Mitteilungen zu machen. Der Kalla Wun versprach, dem König die Angelegenheit zu unterbreiten. Er hielt Wort. Kurze Zeit darauf erhielt Marks ein offizielles Schreiben von ihm, in welchem er sagte, der König habe das Projekt des Bischofs, eine christliche Kirche und Schule in Mandalay zu errichten, sehr günstig aufgenommen, er habe versprochen, dem Unternehmen alle mögliche Hilfe angedeihen zu lassen und die Kinder seiner Beamten den Missionaren zur Erziehung zu übergeben.

Marks sandte den Brief an den obersten Statthalter, Colonel Fytche, und an den Bischof, und beide fühlten mit Marks, daß dies Gottes Finger sei und daß hier sofort zugegriffen werden müsse. Der Statthalter versah Marks mit Empfehlungsschreiben an den König und der letztere reiste ab, begleitet von sechs seiner besten barmanischen Schüler.

Am 8. Oktober 1868 trafen sie in Mandalay ein und wurden mit der größten Gastfreundschaft von Capt. Sladen aufgenommen, welcher eben erst von einer längeren und schwierigen Expedition, die er behufs

Digitized by Google

Auffindung und Wiedereröffnung einer alten Handelsstraße durch Barma nach dem Westen von China im Auftrag der Regierung unternommen hatte, zurückgekehrt war.

Schon am folgenden Tage erschien der Kalla Wun bei Marks und sagte ihm, daß der König seine Ankunft ungeduldig erwartet habe und ihn am nächstfolgenden Tage in Audienz empfangen werde. Demgemäß begab sich Marks, begleitet von Capt. Sladen und seinen Schülern, zur bestimmten Stunde nach dem Palast, welcher einer befestigten kleinen Stadt glich. Die Gebäude, welche der König mit seiner Familie und dem ganzen Hofstaat bewohnte, nahmen ungefähr den achten Teil der ganzen Hauptstadt ein und waren von einem hohen Pallisadenwall umgeben.

Am Eingangsthor mußten sie ihre Schuhe ablegen und dann eine ziemliche Strecke weit gehen, bis sie die im Garten gelegene Empfangshalle des Königs erreichten. Sie fanden in derselben viele hohe barmanische Beamte und Minister, welche am Boden saßen und sowie der König eintrat, ihre Köpfe senkten und in dieser gebeugten Stellung verharrten.

Seiner Majestät folgte einer seiner kleinen Knaben, welcher die goldene Beteldose und den Wasserbecher auf den blausammetenen Teppich stellte, auf den sich der König niedergelassen und sich dann ehrerbietig zurückzog.

Der König sah sich Mr. Marks erst durch einen Operngucker lange Zeit an und fragte ihn dann, ob er der englische Pungyi sei, wie alt er sei, wann er angekommen u. s. w. Darauf erkundigte er sich nach seinen Wünschen und versicherte ihn in echt orientalischer Weise, daß dieselben schon gewährt, ehe sie ausgesprochen seien.

Mr. Marks erwiderte darauf, er bitte

1. um Erlaubnis, in Mandalay als Missionar arbeiten zu dürfen,
2. eine Kirche zur Abhaltung christlicher Gottesdienste zu bauen,
3. S. Majestät möge ihm gestatten und helfen, eine Schule zum Unterricht barmanischer Kinder zu errichten,
4. man möge ihm ein Stück Land als Kirchhof geben, wo die Christen[1]) begraben werden könnten.

Der König antwortete, was den Begräbnisplatz anlange, so möge Marks mit Capt. Sladens Zustimmung sich irgend einen Platz im Weichbild der Stadt aussuchen, er sei ihm zu diesem Zweck geschenkt. Was den Bau der Kirche und Schule betreffe, so werde er selbst beide auf eigene Kosten errichten lassen.

Mr. Marks verfehlte nicht zu erwähnen, daß ihm der Bischof von Kalkutta 2000 M. als Anfangssumme zum Baufond geschenkt habe. Der König jedoch erwiderte, das Geld sei nicht nötig, er werde selbst für alle

[1]) In Mandalay waren mehrere englische Beamte mit ihren Familien stationiert.

Digitized by Google

Kosten aufkommen, Mr. Marks möge ihm die Baupläne vorlegen und die Schule so einrichten, daß sie 3000 Knaben fassen könne; er selbst beabsichtige, einige seiner jüngeren Söhne in der Schule unterrichten zu lassen. Um zu zeigen, wie ernst ihm die Sache sei, ließ er sofort 9 junge Prinzen, schöne, intelligent aussehende Knaben, kommen, und übergab ihm dieselben in aller Form als seine zukünftigen Schüler, zugleich ließ er ihm 100 Goldstücke zum Einkauf von Büchern und anderm nötigen Schulmaterial einhändigen. Se. Majestät erwähnte dann noch einmal, wie sehr er sich freue, daß Mr. Marks gekommen und lud ihn schließlich mit seinen Schülern zum Frühstück auf den nächsten Tag ein.

„Wir begaben uns," so erzählt Marks weiter, „am nächsten Morgen um 9 Uhr nach dem Palast, und zwar, der Sitte gemäß, in verdeckten Ochsenwagen, da es für einen Pungyi nicht schicklich ist, zu reiten. Der König empfing uns in dem Hman Nan Dor (Glaspalast), in welchem wir auch einige seiner Frauen und Töchter sahen. Meine Schüler sowie die andern Barmanen, welche uns hineingeführt hatten, warfen sich vor S. Majestät zur Erde, ich setzte mich mit untergeschlagenen Beinen (es ist ein Verstoß gegen die gute Sitte, dieselben sehen zu lassen) auf die Matte am Boden. Der König saß auf einem stufenartigen Gerüst. Nach den üblichen Fragen, wie es mir ginge, ob mir mein Quartier gefiele u. s. w. erkundigte er sich eingehend über die Studien jedes meiner Schüler und sprach darauf ein paar freundliche Worte zu ihnen. Ich übergab nun die Geschenke, welche ich für den König mitgebracht hatte, unter denen sich besonders ein Kasten, gefüllt mit wundervoller Näh- und Stickarbeit, welche die barmanischen Mädchen in Miß Cookes Schule in Moulmein zum Geschenk für die Königin gearbeitet hatten, allgemeiner Aufmerksamkeit erfreute.

Als das Frühstück, welches in einem Nebenzimmer serviert wurde, beendet war, nahm der König die Unterhaltung wieder auf, indem er mich versicherte, daß meine Arbeit in Mandalay gewiß Erfolg haben werde, und daß es an seiner Hilfe nicht fehlen solle. Ich zeigte ihm nun die Pläne für das Schulhaus und die Wohnung des Lehrers. Er billigte dieselben und ließ sogleich den Minister für öffentliche Arbeiten rufen und befahl ihm in meiner Gegenwart, den Bau sofort in Angriff zu nehmen. Zur Beschaffung des erforderlichen Mobiliars händigte er mir heute weitere 100 Pfund (= 2000 M.) ein. Er betonte, daß er die Pläne für die Kirche sobald wie möglich zu haben wünsche und wandte sich dann noch einmal an meine Knaben und ermahnte sie, die Religion ihrer Väter nicht leichtsinnigerweise, um den Menschen zu gefallen, oder äußeren Vorteils wegen, zu verlassen, wenn sie aber wirklich von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt wären, so sollten sie dieselbe annehmen, und zu mir gewandt sagte er: „Halten Sie mich nicht für einen Feind Ihrer Religion, wenn ich es wäre, so hätte ich Sie nicht in meine Residenz berufen. Wenn die Leute hier, durch Ihren Unterricht überzeugt, Ihre Religion annehmen wollen, so haben dieselben meine volle Erlaubnis dazu, ja, sagte er in sehr ernstem Ton, wenn meine eigenen Söhne infolge Ihrer Belehrung Christ zu werden wünschen, so will ich ihnen nicht zürnen, sie mögen es."

Digitized by Google

Sehr eingehend erkundigte er sich darauf nach den europäischen Unterrichtsmethoden, und als er im Laufe des Gespräches von den Übersetzungsarbeiten des Mr. Marks hörte, fragte er ihn, ob er nicht die Encyclopaedia Britannica ins Barmanische übersetzen wolle.

So endete dieser denkwürdige Besuch in der Hauptstadt, und der König hielt, was er versprochen.

Am 15. Juni 1869 wurde die Schule feierlichst eröffnet und die 9 Prinzen erschienen täglich in derselben zum Unterricht. Sie kamen unter genauester Beobachtung des Ceremoniells, welches die Hofetiquette für das Ausgehen der Prinzen vorschreibt, d. h. sie waren von etwa 40 Dienern begleitet, welche ihre goldenen Sonnenschirme trugen — über jeden Prinz werden zwei Schirme gehalten — und ihre goldenen Wasserbecher, ihre Schuhe und Bücher brachten. Die übrigen Schüler warfen sich vor ihnen zur Erde. Trotz all dieses Pomps waren aber die jungen Prinzen nicht eingebildet, sie zeigten sich gehorsam und fleißig.

Im September desselben Jahres wurde schon der Grundstein zur Kirche gelegt und zwar von Sladen, der, wie oben erzählt, das erste Werkzeug in Gottes Hand gewesen war, der Mission den Weg nach Mandalay zu bahnen und ihr die Gunst und thatkräftige Unterstützung des Königs zu sichern. — Der Bau dauerte drei Jahre. Im Oktober 1872 war die Kirche fertig. Den Taufstein hatte die Königin von England geschickt, er wurde auf einer weißen Marmorplatte, welche der König expreß zu diesem Zweck hatte kommen lassen, aufgestellt. Am 30. Juli 1873 kam der Bischof von Kalkutta herüber, um die Kirche einzuweihen. Der König sandte einige Prinzen und die höchsten Beamten des Staates, um bei der Feierlichkeit zugegen zu sein und empfing den Bischof in einer Audienz, in welcher ihm der letztere seinen aufrichtigsten Dank für diese wahrhaft königliche Gabe von Kirche, Schule und Pfarrhaus aussprach.

Fragen wir nun, welches die Motive waren, welche den König bestimmten, sich dem Christentum freundlich gesinnt zu zeigen und Mr. Marks so freigebig zu unterstützen, so geht aus dem Verlauf der Mission in Mandalay hervor, daß dieselben von sehr verschiedener Art waren. Das Christentum sollte auch bei ihm Mittel zum Zweck sein. Der König war keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß Marks eine Persönlichkeit war, durch die er, wenn er sie sich geneigt machte, viel gewinnen konnte. Die Vorteile einer englischen Erziehung für seine Söhne, bei der nötigenfalls auch die äußere Form des Christentums angenommen werden konnte, die intimen Beziehungen des Mr. Marks zu den höchsten englischen Beamten im Lande, seine außerordentliche Energie und Klugheit, seine Erfolge als Lehrer unter den Barmanen, das alles bewog den König, ihm seine Gunst zuzuwenden, als ein Kapital, aus dem er reichliche Zinsen herauszuschlagen hoffte. Mr. Marks sollte ihm ein bequemes und sicheres Werkzeug werden, politische Pläne und persönliche Wünsche, welche ohne die Hilfe der englischen Regierung nicht realisiert werden konnten, zu erfüllen.

Gleich bei der ersten Zusammenkunft lenkte der König demzufolge das Gespräch auf die politische Lage des Landes und gab Mr. Marks zu ver-

Digitized by Google

ſtehen, er möge ſeinen Einfluß bei den Regierungsbeamten dazu verwenden, ihm Munition für ſeine europäiſchen Waffen zu verſchaffen.

Als der Biſchof ſpäter den König beſuchte, verſuchte er auch, dieſen in ein Geſpräch über ſeine politiſchen Angelegenheiten zu verwickeln. Selbſtverſtändlich ließen ſich weder der Biſchof noch Marks auf dergleichen Diskuſſionen ein und als der König endlich ſah, daß er ſich geirrt, und daß Marks nichts weniger als ein Werkzeug zur Förderung ſeiner politiſchen Pläne zu werden verſprach, ſo warf er ihn einfach bei Seite, d. h. er verbot ihm, weiter in Mandalay zu arbeiten.

Die S. P. G. fand in Rev. J. A. Colbeck einen paſſenden Nachfolger für Marks und der letztere kehrte nach Rangun zurück.

Mittlerweile waren die aufgenommenen Stationen durch neue Kräfte verſtärkt worden. Rev. J. Fairclongh war nach Moulmein geſandt worden, Rev. C. Warren und Mr. Chard nach Thayet-myo und Mr. Trew kam noch nach Mandalay.

In Rangun wurde im März 1870 der Grundſtein zu St. Johns Miſſion College gelegt und ſcheint ſich hier die Miſſionsarbeit am ſchnellſten ausgebreitet zu haben, denn die Berichte erzählen von den Reiſen der Miſſionare durch den etwa 200 Meilen umfaſſenden Diſtrikt und von der Bereitwilligkeit der Barmanen, das Evangelium zu hören; der Ort Kyoung Galay, etwa 30 Meilen ſüdöſtlich von Rangun, wird wegen des Erfolges, welchen die Predigt des Evangeliums daſelbſt hatte, beſonders erwähnt.

Die S. P. G. beſchloß nun, nachdem die Hauptplätze am Irawaddy beſetzt waren und ſomit eine ſolide Operationsbaſis gewonnen worden, weiter nach Oſten vorzudringen und den Hauptort im Sittangflußthal, Tounghu, aufzunehmen (ſiehe Karte). Die Stadt hat etwa 100 000 barmaniſche Einwohner mit einer bedeutenden Beimiſchung von Karenen und Shans.

Da die Karenen nächſt den Barmanen den Hauptbeſtandteil der Bevölkerung in Britiſch Barma ausmachen und die S. P. G. ſpäter aus ihnen einen beträchtlichen Zuwachs von Bekehrten erhielt, ſo dürfte hier der Ort ſein, einige nähere Angaben über ſie einzuſchalten.

Biſchof Titcomb, welcher einzelne ihrer Clans oder Stämme eingehend ſtudiert hat, ſagt[1]): ſie ſind augenſcheinlich, wie die Barmanen, turaniſchen Urſprungs, klein von Statur, aber gut proportioniert. Ihr Äußeres iſt ſchmutzig, ſie baden ſich nicht, um ſich zu reinigen, ſondern nur, um ſich abzukühlen. Ihre Namen hängen gewöhnlich mit irgend einem Umſtand zuſammen, der ſich gerade bei ihrer Geburt ereignete. So heißt einer „Ernte“, weil er gerade zur Erntezeit zur Welt kam. Ein anderer heißt „Vater

[1]) Personal Recollections of British Barma. London. pag. 62.

Digitized by Google

zurück gekommen", weil bei seiner Geburt sein Vater von irgend einer Expedition zurückkam, andere Namen sind „Sonnenaufgang", „Vollmond", u. dergl.

Die Geisterwelt spielt bei ihnen eine große Rolle, sie glauben, daß jeder Karen von einem Schutzgeist begleitet wird und von den Geistern seiner verstorbenen Vorfahren umgeben ist. Diese Geister wohnen überall, in Bäumen, Steinen, Häusern ꝛc. und haben Macht über Krankheit, Leben und Tod. Sie sind also der Gegenstand großer Verehrung und sehr gefürchtet und die Gelegenheiten, bei denen ihnen Opfer gebracht werden müssen, nehmen kein Ende. Die Karenen glauben auch an Riesen, Omen, Wahrsager und Beschwörer. Die zukünftige Welt ist ihrer Idee nach das gerade Gegenteil der jetzigen und liegt unter der Erde, so daß die Sonne, wenn sie hier untergeht, dort aufgeht. Einige ihrer Traditionen stimmen auffallend mit den ersten Angaben der heiligen Schrift über die Verbreitung des Menschengeschlechts auf der Erde überein. Eine dieser Überlieferungen erzählt z. B., daß die Menschen in den Tagen des Pandau-man (?) beschlossen, eine Pagode zu bauen, deren Spitze bis in den Himmel reichen sollte. Als dieselbe ungefähr halb fertig war, kam Gott hernieder und verwirrte die Sprache der Leute derart, daß keiner den andern verstand, sie zerstreuten sich also, und Than-mau-rai, der Vater des Gaikhostammes, dem diese Tradition angehört, kam mit acht Häuptlingen nach Westen und ließ sich im Sittangthal nieder. Auch die Geschichte der Sündflut war ihnen bekannt.[1])

Cust giebt in seinem Buche „Languages of the East Indies", bei Erwähnung der Tibeto-barmanischen Sprachfamilie, nähere Daten über ihre Sprache und Dialekte.[2]) Er sagt:

Obgleich die verschiedenen Clans der Karenen sich alle in häuslichen und gesellschaftlichen Gebräuchen, dem Grade ihrer Civilisation und ihrer Lebensweise unterscheiden, so sind sie doch alle durch ein gemeinschaftliches Band der Sprache miteinander vereinigt, welche nur durch Dialekte modificiert wird. Er giebt drei Hauptstämme an, die Sgau, die Pwo und die Bghai. Jeder Stamm teilt sich in Clans. Von den Dialekten werden acht aufgezählt: Sgau, Bghai, Red Karen, Pwo, Taru, Mopgha, Ray oder Gaikho und Toungthu.[3]) Cust erwähnt auch in den rühmendsten Ausdrücken die Arbeit der Missionare unter den Karenen, ihre Bibelübersetzung und andere sprachwissenschaftliche Werke.

Die Mission war im Jahre 1853 von Dr. und Mrs. Mason in Verbindung mit der Baptist Missionary Union in Amerika angefangen worden und hatte sich außerordentlicher Erfolge zu erfreuen. Die englische Regierung hatte ihnen 32 Acres Landes zur Errichtung einer Missions-

[1]) Ich entsinne mich, daß seiner Zeit, als die Außenwelt mit den Karenen infolge der bedauerlichen Zwistigkeiten unter den Baptist-Missionaren, welche mit großem Erfolge unter ihnen gearbeitet hatten, mehr bekannt wurde, die Echtheit dieser Traditionen von kompetenter Seite stark bezweifelt wurde, man hielt sie schließlich nur für im Karenen-Gewande eingekleidete Wiedergabe der ursprünglichen Bibelerzählungen.

[2]) Pag. 106—107.

[3]) Diese Dialekte sind von den Amerikanischen Baptist-Missionaren wissenschaftlich bearbeitet worden, der Toungthu-Dialekt von Bastian in Berlin.

Digitized by Google

station überlassen und dasselbe auf den Namen der Mrs. Mason zum lebenslänglichen Nießnutz eingetragen. Infolge von später eingetretenen Meinungsverschiedenheiten ging die Baptist Union so weit, daß sie Dr. Mason und seine Frau exkommunizierten. Dr. Mason wurde zwar wieder aufgenommen, seine Frau blieb jedoch ausgeschlossen. Nun war sie aber nicht nur die gesetzliche Eigentümerin des Bodens, auf dem die Missionsgebäude standen, sondern die Bekehrten hingen auch an ihr, der „Mama Mason", mit großer Verehrung. Ausgeschlossen von ihrer eigenen Sekte, ohne Möglichkeit, den Tausenden von Bekehrten, welche sich zu ihr hielten, die nötige Seelsorge zu gewähren, sah sich Mrs. Mason endlich gezwungen, sich an den Bischof von Kalkutta um Rat und Hilfe zu wenden.

Dieser sandte den Rev. J. Trew von Rangun als Special-Kommissarius ab, um die Angelegenheit an Ort und Stelle zu untersuchen und ihm Bericht zu erstatten.

Trew fand, daß die Leute sehr unvollkommene Begriffe in Beziehung auf den Unterschied zwischen der englischen Kirche und den amerikanischen Baptisten in Lehre und Ritus hatten und berichtete an den Bischof, daß es ihm rätlich schiene, sich nicht in die Sache zu mischen und daß der Bruch in der Mission vielleicht heilen würde, wenn man der unzufriedenen Partei keine Hoffnung auf Hilfe von außen mache. Die Myo-okes[1]) erklärten jedoch, daß alle Hoffnung auf einen Ausgleich mit der Gesellschaft in Amerika geschwunden sei, und daß ihnen nichts weiter übrig bleibe, als sich den katholischen Missionaren anzuschließen, wenn die anglikanische Kirche sie nicht aufnehme. Da auch die englischen Regierungsbeamten der Ansicht waren, man könne die Leute nicht zurückweisen, so entschloß sich endlich der Bischof, sie aufzunehmen und der S. P. G. zu überweisen.

Mr. Warren wurde nach Tounghu gesandt (1871) und seinem liebenswürdigen und taktvollen Wesen gelang es, nach und nach wieder Ruhe und Ordnung in die aufgeregten Christengemeinden zu bringen. Leider unterlag er schon nach vier Jahren den aufreibenden Pflichten seines Postens. Den schon früher erwähnten Bestimmungen der S. P. G. gemäß hatte er nicht nur die Missionsarbeit unter den Barmanen und Karenen, sondern auch die seelsorgerische Pflege der in Tounghu stationierten englischen Beamten zu versehen. Als ihm zur selben Zeit auch noch seine junge Frau starb, da brach er vollständig zusammen. Zu seinem Nachfolger wurde Rev. T. Windley ernannt. Derselbe war

[1]) In dem Bericht: native Magistrates, also eine Art Dorfschulz oder Ortsrichter.

Digitized by Google

Geistlicher von St. George in Bloomsbury gewesen, und hatte sich, als er in der alljährlich abgehaltenen Gebetsversammlung seiner Gemeinde von der Not in Tounghu gehört, freiwillig der S. P. G. für diese Station zur Verfügung gestellt. Durch das Eintreten dieses vortrefflichen Mannes wurde es der Gesellschaft möglich, diese wichtige Stelle weiter zu befestigen, und die hoffnungsvolle Arbeit unter den Karenen energisch fortzuführen.

Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet?

Von C. Wallroth.

(Fortsetzung.)

5. Der Bantu-Sprachstamm. Der Baptist Richardson erläuterte die Sprachlehre des Ba-Kundu[1]) am Kamerungebirge und die der Dualla ist durch Alfred J. S. Saker schriftlich niedergelegt. Mögen auch bessere Grammatiken dieser Zunge, z. B. durch Th. Christaller seitens der Deutschen Reichsregierung entstehen, den ersten Grund hat dieser baptistische Pionier gelegt. „Durch Saker ist uns der Einblick in das Wesen der Sprache ermöglicht; er verwandte seine Kraft darauf, ein klassisches Dualla zu schreiben, das jedes Kind in Kamerun verstehen könnte; seine Sprache war nicht so glatt und abgeschliffen, wie eine moderne Schriftsprache."[2])

Über andere Kamerundialekte gab Grenfell, welcher später an den Kongo ging, allerlei erste Bemerkungen und Joseph Merrick erhob durch seinen Sprachlehrabriß, Wörterverzeichnis und Fibel[3]) das Isubu zur Schriftsprache. — Als Sprachforscher des Ediya auf der nahen

---

[1]) Ztschr. für afrik. Sprachen 1887. I, 43.

[2]) So urteilt C. Meinhof a. a. O. 1888. II, 33 (vgl. über die Pastorin Elli Meinhof a. a. O. 1889. II, 155—157: Märchen aus Kamerun). Saker schrieb: Dualla L. grammat. Elements with a vocab. Cameroons 1855. Lesson book. 85 S. The Life of Josef. 857 etc. Vocabul. 1862; alles selbst auf der Presse an Ort und Stelle am Kamerun gedruckt. Filler übersetzt Bunyans Pilgr. Prog. London 1885, vgl. A. M.-Z. 1885, 611 (Grundemann). Daheim 1889, 570. Deutsche Kolonialzeitung 1888, 151.

[3]) Grammatic. Elements in the Isubu Lang.; edit. by Saker; Dictionary. A-Isolated. 384 S. edit. by Saker; Merricks Anerkennung bei C. Meinhof, Ztschr. f. afrik. Sprachen 1890. III, 206 f.

Digitized by Google

Inſel Fernando Po iſt John Clarke mit ſeiner Introduction to the Fernandian tongue etc. Berwick-on-Tweed 1848[1]) zu nennen.

Derſelbe J. Clarke veröffentlichte 1848 Specimen of dialects,[2]) welches zwar Kölles Polyglotta Afric. bei weitem nicht erreicht, aber ein Beweis des Fleißes auf dem Sprachforſchungsgebiet ſeitens dieſes Miſſionars iſt, und ſtets bei einer Darlegung jener Sprachen Berückſichtigung finden wird. Des Jeſuiten José Martinez y Sanz Vokabular des (St. Iſabel) Banapádialekts der Bubeſprache auf Fernando Po, aufgefunden von Osk. Baumann, iſt in der Ztſchr. für afrik. Sprachen 1888. I, 138 veröffentlicht. Parr ſchrieb Bubi na English dictionary.[3]) — Die Nakaſprache zwiſchen Kamerun und Gabun erwähnt der bekannte Amerikaner J. R. Wilſon, ebenſo das Fan;[4]) auch beſpricht er das Benga auf der nahen Koriskoinſel, welches Jam. L. Mackey bearbeitete.[5]) Das ſchöne, reiche, ausdrucksvolle Pongwe (Mpongwe) am Gabun fand in dem Board-Miſſionar J. L. Wilſon, dem genauen Kenner Afrikas, einen trefflichen Darleger.[6]) Katholiſche Geiſtliche de la Congrégat. du Saint Esprit ect. veröffentlichten ebenfalls Werke[7]) und Wilſon gab J. M. Preſtons und Ja. Beſts Grammatik des (Ba)-Kele 1854 zu New-York heraus.

Die Teke-Sprache am Stanley Pool iſt vom Baptiſt Comber im Miss. Herald 1881, 32 beſprochen und vom Miſſionsarzt Dr. Sims kürzlich lexikaliſch bearbeitet; über das Kabinda (Loango) gab Oldendorp a. a. O., Kölle, S. L. Wilſon einige Aufſchlüſſe und Wörterverzeichniſſe.

Die formenreiche, wohlklingende Kongo-Sprache iſt vom Kapuziner

---

[1]) With Sentences, Texts, Translations; außerdem nennt Grey Collection S. 100: Sentences etc. Bimb. 84 S.

[2]) Short vocabul. of lang. and notes of countries and customs i. Africa. Berwick upon Tweed.

[3]) With notes on grammar. Georges Bay-District. Primitive Method. Miss. Press. Fernando Po. 1881. (40 S.)

[4]) Journal of the Americ. Orient. Soc. I, 351. — Fan oder M-pangwe oder Oshiba am Gabunquell (Cust II, 423).

[5]) Primer. New. Lond. 1855; Grammar, J. R. Wilson: West Afric. 1856.

[6]) Primer in the Mpongwe L. Gaboon 1855. Simple Question. Cape Palm. 1843. Hymns 1845 etc. Colloquial sentences in the Gabun Lang. Cape Palm. 1843. Child's book Gaboon 1844. Catechisms 1844. Comparat. Vocabularies of some of the principal Negro dialects of Africa; Grammar New York 1847 (vgl. Grey 134).

[7]) Dictionnaire Franç.-Pongoue. 2 part. Paris 1877. 881. Le Berre: Grammaire Par. 873.

Digitized by Google

Hyac. Brusciotti à Vetralla in einer Sprachlehre[1]) niedergelegt, welche vom bekannten Gründer der Allg. Missionsanstalt in Ost-London der Kongo-Inland und Balolo-Mission, Dr. Grattan Guinneß, 1882 neu herausgegeben wurde. Der Portugiesische Kapuziner Cannecattim gab ein Wörterbuch der Bunda (M-bunde)-Mundart, sowie ein Wörterverzeichnis des Sonho. Grattan Guinneß ließ 1882 seine eigene Grammar of the Congo Lang. as spoken in the Cataract region below Stanley Pool drucken und Craven ein kleines Wörterbuch 1882. Am bedeutendsten ist des Baptisten W. Holman Bentley Dictionary and Grammar of the Kongo L., as spoken at S. Salvador Lond. 1887, (742 S.)[2]) „wohl die beste und ausführlichste Grammatik der Bantusprachen" umsomehr, da hier die Geschichte der Sprache 200 Jahre zurück verfolgt werden konnte. Die Grammatik umfaßt allein 200 Druckseiten, das Kongo-Englische Wörterbuch etwa 250; mit Hilfe seiner Frau und eines Negers hat der augenleidende Bentley 25 000 Zettel zur Wörtersammlung benutzt. Der Schwede Westlind druckt jetzt seine Sprachlehre der Fiot-Mundart, 1889 erschien ein Gesangbuch und die Biblische Geschichte, ein Lesebuch; ein Wörterbuch wird vorbereitet.[3])

Luba, Sprache jenes Volksstammes Ba-luba am oberen Kassaifluß, wo Grattan Guinneß nach Abtretung seiner Kongo-Inland-Mission an die amerikanischen Baptisten eine Mission gegründet hat, wurde vom bekannten Damara-Missionar und jetzigen Sprachenprofessor Dr. C. H. Büttner grammatisch erforscht.[4]) Lunda, östlich vom Kuango, ist von Dav. Livingstone handschriftlich erforscht; das Ngala oder Ba-ngala oder Umbangala ist von Héli Chatelain berücksichtigt (Ztschr. für afrik. Sprachen 1889. II, 136—146). Die verbreitete Bunda-Sprache hatte der Jesuit Pedro de Diaz in seiner Grammatik

[1]) Regulae quaedam pro diffic. Congensium idiomatis. ad grammaticae norm. reductae. Rom 1659. (Mithrid. III, 211).

[2]) Ev. M.-M. 1888, 301—304 (!) A. M.-Z. 1888, 256. Kalw. Missionsblatt 1888, 68 mit Bild.

[3]) Nach freundlicher Mitteilung des Pastors C. Berlin-Zabelsdorf erscheint unter Leitung des Missionars Sjöholm die Fioti-Zeitschrift Minsamee Miayange (Friedensbotschaft) in Mukimbungu auf der Missionspresse gedruckt; zugleich ein Zeugnis der zwölfjährigen Glaubensarbeiten dieser Schweden.

[4]) Er ist Herausgeber der vortrefflichen Zeitschrift für afrik. Sprachen; verfaßte in Steinthals Zeitschrift für Völkerphys. und Sprachwissenschaft 1885: Tempora in den Bantusprachen; ferner: 1881 Kurze Anleitung für Forschungsreisende zum Studium der Bantusprachen; über Luba: Zeitschrift für afrik. Sprachen 1889. II, 220—233.

Digitized by Google

(Liſſabon 1697) und der italieniſche Kapuziner Bernardo Maria de Cannecatim in einem Portugieſiſchen Latein-Bunda Wörterbuch und einer Grammatik für jene Zeit nicht oberflächlich bearbeitet.[1]) Schon 1642 hatte der Katholik Pacconio einen Katechismus verfaßt.[2]) Um nun auch für den praktiſchen Gebrauch eine gute Handhabe zu geben, veröffentlichte der eben genannte Schweizer und evangeliſche Miſſionar Héli Chatelain zu Genf 1888 f. ſeine: Ki-mbundu Grammar.[3]) Amerikaniſche Miſſionare in Bailunda beſchäftigten ſich mit der Um-Bunda-Sprache, welche ſie zuerſt ſchriftlich niederlegten; W. H. Sanders gab grammatiſche Bemerkungen und ein Wörterverzeichnis mit Wil. E. Fay zuſammen (Boſton 1885) und Freder. A. Walter druckte in Benguela eine Fibel.[4])

Finnländer haben das Ndonga oder Ondonga des Ova-mbolandes bearbeitet; G. Skoglund († 1880) erhob es zur Schriftſprache,[5]) Bot. Bernh. Björkelund (geb. 1845) und Tobias Reijonen überſetzten ebenfalls Schulbücher, Luthers Katechismus, Kurtz Bibliſche Geſchichten, Geſangbuch und eine Grammatik wird ausgearbeitet. Auch der Rheiniſche Miſſionar Hugo Hahn hatte handſchriftlich ein Wörterverzeichnis geſammelt. Letzterer gab für die Herero-Sprache Grund-

[1]) Colleçao da observaçoes grammaticaes sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisb. 1805(4) neu 1859. Mithrid. nennt III, 211 eine Grammatik, welche von Murr durch italieniſche Miſſionare ſammeln ließ; ſowie: Anton. de Coacto, Soc. Jes.: Gentilis Angollae fidei mysteriis etc. latino per Fr. Anton. Mariam Prandomontanum concionat. capucinum Romae 1661.

[2]) Lisbon 1642, 2. Ausg. 1661, 3. 1784. Trübners Record. 1889. May. Nr. 244 S. 59a.

[3]) Grammatica elementar do Kimbundu ou lingua de Angola. (24 und 172 S.) mit Sprichwörtern und Fabeln; außerdem: Grundzüge des Kimbundu (Ztſchr. für afrik. Sprachen 1890. II, 230. 265. III, 161, ſowie: Karivulu pala u. ſ. w. oder Büchlein, um Kimbundu leſen zu lernen, eine Fibel mit interlinear-portugieſiſcher Verſion (1888?) und über das dem Bunda ſehr nahe verwandte Mbamba: Bemerkungen über die Sammlung von Bamba-Wörtern (genannte Ztſchr. II, 108—136); über Chatelain vgl. noch: genannte Ztſchr. 1889. II, 236. A. M.-Z. 1889, 254. Pet. geogr. Mitteil. 1890. Litt. Nr. 442. Trübners Record. a. a. O.

[4]) Wesley M. Stover: Observations on the Grammatical Structure and Use of the Umbundu und eine Evangeliengeſchichte. Ein Vokabular des Wa-kua oder Nano wurde nach Cuſt II, 390 durch Miſſ. Rath geſammelt. Vgl. noch: Amer. Board Report 1888, 3. 1889, 34.

[5]) Omalombo lelo etc. Helsinki 1878. Omainbi lo etc. Helsingissae 1877 u. ſ. w. vgl. Finska M. S. Asber. 1885, 19. Zu Brinkers Oshikuanjama-Deutſch-Wörterbuch vgl. Berichte der Rhein. Miſſionsgeſellſch. 1892, 74. Es beſteht aus Grammatik und Wörterbuch. Berlin 1892 mit 118 und 136 Seiten.

Digitized by Google

züge einer Grammatik nebst Wörterbuch (Berlin 1857). F. Rath, Joh. Rath,[1]) F. W. Kolbe, H. Brincker und der oben genannte jetzige Herausgeber der Ztschr. für afrik. Sprachen, C. G. Büttner seien nicht vergessen. Mit den verschiedenen sprachlichen Arbeiten wurde auch den finnischen Missionaren im Ovambolande und den Amerikanischen in Bihe (Bailunda) sehr vorgearbeitet.[2])

Robert Moffat, Londoner Missionar zu Kuruman, stellte zum erstenmal das Se-Tschuana, die Sprache der Be-tschuanen, und zwar im Hlapi-Dialekt mit großer Ausdauer dar; er druckte die notwendigsten Schulbücher auf seiner Presse, sogar eine kleine Zeitung „Der Lehrer und Erzähler der Betschuanen". Auch der (Se)-Rolong-Dialekt wurde bearbeitet und englische Missionare legten auch hier Grund für spätere Sprachstudien.[3])

[1]) Lesebuch Kapstadt 1846 (?); Otji Kararura etc. 1849, Omahongise uokuleza (Lesebuch) Gütersloh 1861 f. Omahungi nomambo etc. daselbst 1861. Omahungi tyiva etc. Bibl. Gesch. das. 1861 (vgl. noch v. Rohden: Gesch. d. Rhein. M.-G. 1888, 90). F. Rath Sechs Otschi-Hererofabeln mit Interlinear-Übersetzung 1859 blieb Manuskript; ebenso Joh. Raths Deutsch-Otjiherero Wörtersammlung 1873 und Materialien zu Otjiherero Wörterbuch. 17 Hefte, 1865 als Handschrift (Grey Coll. 103. 135). H. Hahn und F. Rath: Tales of the Word of Jehova in the Herero. Town of the Cape 1859. Zu H. Hahn: Benfey a. a. O. S. 736.

[2]) F. W. Kolbe, zuerst Rheinischer, dann Londoner Missionar ließ 1868 in der Kapstadt: Brief statement of the discovery of the Laws of the Vowels in Herero, bearing upon the origin and unity of Language (8 S.) drucken (als Manuskript): The Vowels their primeval laws and bearing upon the formation of roots in Hereron. Cape Town 1869. A Language Study, based on Bantu or an Inquiry into the Laws of Root Formation (8 und 97 S.). Lond., Trübner. 1888 (vgl. Ztschr. für afrik. Sprachen 1888. I, 308); in der Transact. South Afr. Philos. Soc. erschien: On the primeval laws of the vowels in Herero and their bearing on universal etymology. 1880 und Asiat. Soc. Vol. XVII, P. I. (1885) The bearing of the Study of the Bantu languages on the Aryan family. Auch schrieb er mit der Hilfe der Rheinischen und Brinckers Durchsicht: An English-Herero Dictionary Capet. 1883 with an Introduction of the Study of Herero and Bantu in General (570 S.). — H. Brincker übersetzte Bunyan Pilgerreise Berlin 1873, zwei Traktate, Kapstadt; Oma honge u. s. w. Gütersloh 1879. Sein Wörterbuch und kurzgefaßte Grammatik des Otji-Herero mit Beifügung verwandter Ausdrücke und Formen des Otschi-Ndonga-Otj-Ombo wurde 1886 von C. G. Büttner (Leipzig) herausgegeben. Der oben erwähnte C. G. Büttner veröffentlichte in seiner Ztschr. f. afrik. Sprachen 1888. I, 252—294 und dann als besonderes Buch einen Sprachführer für Reisende im Damaraland, sowie in derselben Ztschr. S. 189 f., 295 f.: Märchen der Herero. Die andern Bücher z. B. C. Hugo Hahns: Katekismus Katikika Martin Luther. Gütersloh 1861 u. s. w. Grey Coll. 102 f.

[3]) Bechuana Spelling and Reading book. Lond. 1826. Kurum. 1843. 1850. Catechism. Luttokoo 1826. Kurum. 1831 (Moffat und R. Edwards) u. s. w.

Digitized by Google

Im Soto (Suto), der Sprache der Baſſuto hatte der evangeliſche E. Caſalis, und Moffats Schwiegerſohn T. Fredoux nebſt T. Arbouſſet, S. Roland, A. Mabille Schulbücher und wiſſenſchaftliche Sprachlehren geſchaffen. Wichtig iſt K. Endemanns Verſuch einer Grammatik des Sotho, Berl. 1876 „ſehr anerkennend von Prof. Lepſius empfohlen“ und anderes.[1])

Das Xoſa-Kafir. Handſchriftlich iſt van der Kemps († 1811) Specimens of the Kaffra Language in Greys Bibliothek und in Transactions of the Miss. Soc. Vol. I, 1804 vorhanden; dieſem folgte Joh. Bennie und 1828 (?) der Methodiſt W. J. Shrewsbury mit ſeiner Grammatik und 1828 Elements of the Coffre L. (Butterworth) u. a., beſonders W. Appleyard.[2]) Der Berliner Dr. theol. Kropf,

---

Grey Coll. S. 129. J. Hughes führte zu Griquatown ſeine Se-Tſchuana Grammatik durch die Preſſe. Die S. P. C. K. druckte das Common Prayer, und J. F. Schöns: Notes towards a Secoana Grammar; ſchon 1837 war von Jam. Archbell eine Sprachlehre zu Grahamstown erſchienen, welche jetzt ſehr ſelten iſt und zu Thaba' Nchu veröffentlichte der Wesleyaner J. D. M. Ludorf Thuto tsa (Leſeſtücke) im Se-Rolong 1856, und andere Bücherſamml. wie die der Miſſionare Will. Afhton, Islem Brown Bunyan Pilgrim Prog.; Catechism. 1849. 1856. 1858. Dav. Livingſtone hinterließ handſchriftlich: An alphabetical Vocabulary of the various Tsuana dialects. (258 S.) Kürzlich wurden zu Botſchabelo zwei Setſchuanenbücher gedruckt. Berl. Miſſ.-Ber. 1889, 211.

[1]) Casalis: Etudes sur la lang. séchouana (Grammaire du dialecte Sessouto, suivie d'un recueil de poésies, de contes et de proverbes des Bassoutos) Paris 1841. Fredoux: A Sketch of the Sechuana Grammar. Capetown 1864. Arbousset: Vocabulaire Zoula et Sessouto und Collection of parables and proverbs Ville du Cap. 1847. Zeitſchrift: Mobeleli oa litaba 1841 f. und Lengosana La Lesuto: The Messenger of the Snto country 1850. Die andern Bücher und Schulſchriften giebt Grey Coll. 124 ff. Zu den Berlinern vgl. A. M.-Z. 1876, 87 f., Ztſchr. für afrik. Sprachen 1887, I, 64 f. [Aleg. Merenſky gab: Hubeane, Till Eulenſpiegel in Afrika. Mitteil. der Geogr. Geſ. zu Jena 1888. VI, 111 f.]. Als Schulbücher: Luthers Kleiner Katechismus. Berlin 1868. Leſebuch 3 Teile. Berlin 1868—1870; 1888 ein Liederbuch mit Noten; ſeitens der Engländer: Order for M. and Eveng. Prayer. S. P. C. K. Das Bakalaka, dem Soto verwandt, auch Bonjai genannt, iſt und wird noch mehr von den Berlin. Miſſ. beobachtet. Berl. Miſſ.-Ber. 1889, 338 und ins Wenda oder Tſoëtla iſt Luthers Katechismus überſetzt und gedruckt (A. M.-Z. 1891, 471).

[2]) Zu v. d. Kemp vgl. R. Vormbaum Mgeſch. IV, 3, 81; aber Mithrid. III, 302 iſt halbrichtig. W. B. Boyce (Baſ. Bbl. 1836, 46): Grammar of the Kafir L.; Grahams Town 1834, im Amaxoſa-Dialekt, neu zu Lond. 228 S. mit Wörterbuch und Übungsſtücken durch Wm. J. Davis 1844 herausgegeben und zum dritten Mal 1863. John Ayliff: A Vocabulary Lond. 1846. II. Ausgabe 1863. Jo. Bennie: A few brief details referring to the two prominent characters

Digitized by Google

welcher sich mit dem Kafir eingehend beschäftigt und dafür auch seitens der Fachgelehrten Anerkennung fand, übersetzte verschiedene Schulbücher, wie Luthers Katechismus, Lieder 1856 u. s. w.; der Mitarbeiter Jak. Ludw. Döhne († 1879) schrieb eine kleine Xosa-Grammatik, Schulbücher (Berl. Missionsber. 1879, 325) und A Zulu-Kafir Dictionary, etymologically explained, womit wir das Gebiet des Sulu betreten.[1])

mentioned in the School Book Umxeli and Sikana. John W. Appleyard: Kafir Language, Amaxosa dialect; comprising a sketch of its history, which includes a general classification of South African dialects etc. remarks upon its nature and a grammar. King Williams Town 1850 [sehr selten] ein „ausgezeichnetes Werk" nennts Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, deutsch v. K. Böttger 1870. II. Aufl. II, 42. — J. A. Bonatz, Herrnhuter, Anleitung zur Erlernung der Kaffer-Sprache. Gnadau 1862, dessen Gesangbuch 1856 zu Bautzen. Wm. J. Davis: Grammar. London 1872; Dictionary of the Kaffir L., principally of the Xosa-Kafir, but including the Xosa and Zulu dialects. Lond. 1877. Wesleyaner: Charles Roberts Kafir Grammatik für Anfänger. Mount Coke 1874. W. Greenstock Kafir Conversations with a english translation. Fohicilelwe Emtwaku 1865; Common Prayer S. P. C. K.; ebenso im Sulu; durch dieselbe Gesellschaft: Bischof Hows Plain Words (233 S.) und Bischofs King Meditationes; im Sulu: Zehn Gebote, Glaube und Vat. Unser. Der Jesuit J. Torrend gab 1887 eine praktische: Outline of a Xosa Kafir grammar. Grahamstown. (95 S.) Ztschr. für afrik. Sprachen 1890 (III), 160 und A comparative Grammar of the South African Bantu Languages. Saint Hélier, Ile de Jersey und London 1891, 32 Frc.; vgl. Kathol. Missionen 1892, 24.

[1]) (Döhne): with copious illustrations and exemples, preceded by an introduction on the Zulu Kafir Language. Capetown 1857 im Auftrag des englisch. Gouverneurs, ein bedeutendes Werk. Colenso: First steps in Zulu 1859 und 1871. Zulu Engl. Dictionary. Pietermaritzbury 1858 f. 1861 (vermehrt 1878). Grout: accomp. with a historic. introduct. (400 S.); 1862 ein Geographiebuch; seine Frau: verschiedene Lesebücher. Der Amerikaner J. C. Bryant: ein Buch der Arithmetik, Weltgeschichte; Norweger übersetzten Luthers Kl. Katechismus, Bibl. Geschichten, Gesangbuch; Charl. Roberts seine erwähnte Zulu-Kaffer Lang. Lond. 1880 in neuer Bearbeitung und ein Engl-Zulu Diction. with the principles of pronunciation and classification fully explained. Lond. und Natal 1880. Der Berliner C. W. Posselt: Hymns. Durban 1854. Berl. 1872. Katekismus lika Luther. Berl. 1873. Zeitschrift: Inkanyezi Yokusa: The Morning Star. 1850; Jos. Jakson, Jam. Perrins Engl. Zulu Diction. new Edition by J. A. Brickhill. Pietermaritzbg. 1855. 1865. III. edit. 1878. Henry Callaway: Prayers and Tracts 1867. S. B. Stone u. s. w. Näheres giebt Grey Collect. S. 138—147; der Raum verbietet, mehr anzuführen. (Callaway schrieb auch Nursery Tales, Traditions etc. of the Zulus in their own words with a Translation into English und The Religious System of the Amasulu in vier Teilen 1868—1870.) Ein Sulu-Missionar: Zulu Isaga Proverbs etc. und zum Sulugesangbuch der Schreuderschen Mission lieferte der früher schwedische Amtskirchl. Missionar Witt 70 Nummern. — Im Pondo, dem Xosa-Kafir nahe verwandt, lieferte der dreißig

Digitized by Google

1855 war W. Colensos Elementary grammar of the Zulu-Kafir lang. Lond. (40 S.) erschienen, 1859 des Nordamerikaners Lewis Grout Grammatik The Jsisulu, Natal.; 1850 des Norwegers H. P. S. Schreuders Sprachlehre als das erste Werk des eigentlichen Sulu-*dialekts*, herausgegeben zu Christiania durch Prof. C. A. Holmboe; im Tabele-Dialekt des Sulu giebt Syke ein Schulbuch.

Im Umzilas oder Gasa-Land legen die Board-Missionare Erwin H. Richards die Tonga oder Toka- (?) Sprache und Benjamin F. Ousley die Sheitswa-Sprache nieder, Fibeln, Katechismus, Gesänge und Evangeliengeschichte sind hierin übersetzt.[1])

Der Walliser Berthoud bearbeitete die Sprachlehre des Gwamba zwischen Limpopo und Delagoabucht.[2]) Am Nyassa-See hat die 1875 gegründete Livingstone-Mission der schottischen Freikirche das Ki-Nyanja oder Njandscha (oder Nganga, Nyassa) schriftlich niedergelegt. Alex. Riddel gab mit Hilfe seines gelehrten Bruders William eine Grammatik und ein Wörterbuch, dem andere Bücher folgten.[3]) Im Ki-Tonga erschien 1882 zu Edinburg eine Fibel und bald werden für diese Mundart und fürs Ki-Gunda und Mweni Wanda im Nordwestland des Nyassa Wörterbücher fertig sein; in letzterer Sprache gab A. Bain eine Fibel und ein Wörterbuch; auch das Angoni ist zur Schriftsprache erhoben (Free-Church Rept. 1886, 14. A. M.-Z. 1889, 486). Stewart und Lawes sammelten allerlei für das Tschungu, Mac-

Jahre hier arbeitende Cha. Canham dem Dr. med. F. Bachmann zu dessen Deutsch-Pondo Wörterbuch wertvolle Beihilfe (Ztschr. für afrik. Sprache 1889. II, 40—76); und Miss. Beste Zusätze und Berichtigungen. 1890. III, 233 f.

[1]) Amer. Board Report 1888, 20. 1889, 31; auch Sheetswa genannt, für letzteres auch ein kleines Wörterbuch.

[2]) Grammatical Note on the Gwamba Lang. in Asiatic. Soc. Vol. XVI, P. I. (1884), und Th. Richard berichtet in seinem Tagebuch Von Katunga u. s. w. Herrnhut 1892, S. 31, daß er zu Bandawe, am Westufer des Nyassa, das erste Probeblatt des Mwamba-Wörterbuchs aus der Missionspresse erhielt; doch hat das Chinjanja (Ki-Nyanja) als Sprache dieser Seengegend eine große, wachsende Bedeutung.

[3]) Chinganja L. of West Nyassa. Edinburg 1880 (Ev. M.-M. 1880, 304); zu Lovedale wurde gedruckt 1881 eine Fibel (1884 zu Edinburg), Lesebuch (Edinb. 1883); Table of Concords and Paradigm of Chinyanga Verb. 1885, eine Übersetzung des Harrys Catechism. 1886; ein Gesangbuch zu Lovedale und Blantyre (vgl. auch Ztschr. für afrik. Sprachen II, 234. Maples). Die Universitäten-Missionare L. J. Procter und John A. Blair gaben schon 1875 eine Sprachlehre und ein Wörterverzeichnis, und des treuen J. Rebmann Dictionary of the Ki-niassa Lang. wurde 1877 zu Basel durch L. Krapf veröffentlicht. Der Central Af. Uni. Miss. Report 1891, 23 nennt kleine Sprachbüchlein des Chimulavi-Dialekts.

Digitized by Google

donald fürs Schinga; der Universitäten-Missionar E. Maples fürs Makua (Notes Lond. 1881, collections for a handbook und Transact. of the Philolog. Soc. 1880 f.). Das Yao (Livingstones Ajawa) Krapfs (Wa)-hiau ist ebenfalls bearbeitet.[1]) Der kirchliche Miss. George Clark veröffentlichte 1877 ein Wörterverzeichnis des Ki-Gogo (Lond.), sein Mitgenosse Last einige Übersetzungen und Elements of the Grammar nebst Vokabular; Price eine Sprachlehre und Baxter übertrug Steeres Suaheli Übungsstück ins Gogo. Ein Gesangbuch erschien ebenfalls vor kurzem (Ch. Miss. Rept. 90, 49). Für das Nya-mwezi gab Edw. Steeres Collections for a Handbook for the Nyamwezi Lang., as spoken at Unyamyembe. Lond. zwischen 1870 und 1880 grundlegende Bemerkungen, 1882 der Londoner Southon ein Schulbuch. Shaws Wörterbuch verbrannte leider zu Urambo am 10. Sept. 1890 (Calw. Missionsbl. 1891, 23). Copleston, Agent der Kirchl. Miss.-Gesellsch. sammelte ein Wörterverzeichnis des Tusi und das Dschidschi (U-jiji) am Tanganyika ist von Londonern niedergelegt.[2])

Vom Songoro an der Südwestecke des Ukerewe soll E. T. Wilson handschriftlich ein Wörterverzeichnis gesammelt haben; er gab auch ein Outline Grammar of the Lu-Ganda Lang. (Lond. 1883) sowie Ganda-Eng. und Engl.-Ganda Wörterbüchlein; ebenso sind Gebetbücher, Fibeln u. s. w. durch die englische Mission und S. P. C. K. 1887 gedruckt; besonders durch Alexd. Mackay, vgl. A. M.-Z. 1891, 163.[3]) Wilson sammelte auch ein Vokabular des Kerewe (der Insel Ukerewe). Fürs Konde nahe der Küste vom Rovuma bis Lindi gab der mehrmals genannte E. Steere 1876 grammatische Bemerkungen nebst Vokabular, ebenso fürs Saramó, der Insel Sansibar gegenüber, 1869, und für die Sprache der Komoren-Inseln. Das Suaheli fand in unserm Landsmanne Ludw. Krapf einen geschickten Darsteller; ihm folgten andere,[4]) besonders der englische Bischof Steere.

---

[1]) Bischof Edw. Steere: Collections for a Handbook of the Yao Lang. Lond. 1871; ein Vocabulary; der Schotte Duff Macdonald zu Blantyre gab grammatische Bemerkungen in seinem Africana oder the Heart of Heathen Africa. Lond. 1882. I, 235—257; ebenso der Universitätenmissionar Johnson A. Hetherwicks Introductory Handbook and Vocabulary nebst Gebetbuch durch S. P. C. K. Das Monatsblatt zu Mandala-Blantyre wird im Daheim 1892, 215 erwähnt. Maples veröffentlichte 1888 zu Sansibar sein Yao-english vocabulary. (114 S.)

[2]) Der Katholik Dromeaux (Kathol. Miss. 1883, 134) und ein anderer arbeiteten ebenfalls sprachlich; der Katechismus wurde ins Sansi am Westufer übersetzt.

[3]) Gordon, Henry Wright, Ashe u. a., vgl. Proceedings 1891, 81.

[4]) Krapfs Outline for the Elements of the Ki-suaheli Lang. with special

Digitized by Google

Katholische Missionare übersetzten Gebete ins Se-Guha, der kirchliche Missionar Last gab eine Sprachlehre und ein Wörterverzeichnis fürs Sagala oder Sagara; Wood bearbeitet das Kimegi und der genannte Last eine Polyglotta africana orientalis,[1]) welche „sich würdig an die Polyglotta afric. des Koelle anschließt und dasselbe an innerem Werte übertrifft, weil Last lange Zeit unter den Eingebornen lebend und der Verkehrssprache des Suahili mächtig, sich besser über die Einzelheiten unterrichten konnte" (Büttners Urteil in Ztschr. für afrik. Sprachen 1877, I). — Woodward gab eine Grammatik nebst Wörterverzeichnis und Proben des Bondei (oder Ki-Schenzi bei Magila),[2]) Farler ein Vokabular des Sambara, für welches auch L. Krapf handschriftlich Wörter gesammelt hatte. Bekannt ist das Nika-English Dictionary

reference to the Ki-nika dialect, Tübingen 1850, 142 S.; sein Dictionary of the Suahili L. with appendix, containing an outline of a Suah. Grammar. Lond. 1882. Die Vorrede enthält einen sehr interessanten Bericht über Krapfs philologische Nachforschungen hinsichtlich der großen Familie afrikanischer Sprachen vom Äquator bis zum Kap der guten Hoffnung, von 1843 bis jetzt. Büttner veröffentlichte in seiner Ztschr. für afrik. Sprachen 1887. I, 1 f. II, 241 f. Alt-suahelische Gedichte aus den Papieren des † Dr. L. Krapf, und gab selbst ein Hilfsbüchlein der Suahelisprache. Leipzig 1887 und kürzlich ein Wörterbuch. Stuttg. Berl. 1890 (vgl. A. M.-Z. 1887, 287. 1888, 48. 1891, 96). Für diese jetzt unsern Kolonien so wichtige lingua franca Ostafrikas veröffentlicht Edw. Steere 1875 zu London sein Handbook of the Swahili L., as spoken at Zanzibar 1870. III. Ausg. 1885, erweitert durch A. C. Madan und 1882 Swahili Exercises (Lond.) auch eine Broschüre: Bantu orthography. A. C. Madan gab ein Vocabul.; Can. Robertson Church History; die S. P. C. K. druckte ferner: Sketch of the Life of Mahomet, Catechism, Reading Lessons, Stories, Prayers u. s. w., auch E. Steeres: Tales as told by natives of Zanzibar, with an English Translat. 1870 u. s. w., vgl. A. M.-Z. 1890, 480. Grey Coll. S. 94. Ztschr. für afrik. Sprachen 1890. III, 159 und S. P. C. K. catalg. and public. D, 15. Der Katholik Baur gab den Katechismus Suaheli und französisch. Sansibar 1867. (E. Steere ließ 1869 zu London drucken: Short Specimens of the Vocabularies of three unpublished African Langs.: Gindo, Zaramo, Angazidja). Swahili Translations sind auch verzeichnet in Central Africa 1885, Nr. 25, S. 8 und nach Report 1890, S. 6 der Central Africa Miss. druckt die Missionspresse in Sansibar verschiedene Suahiliübersetzungen, darunter auch ein Suahili Phrase Book, Cutlibs erstes Buch, sowie ein Missionsblatt „Msimulizi".

[1]) Or a comparative collection of the 250 words and sentences in 48 languages and dialects spoken south of the Equator and additional words in 19 languages with linguistic map; S. P. C. K. Auf Custs Veranlassung zusammengestellt; nur ist die Liste dieser Worte dem Charakter der Bantusprachen nicht angemessen.

[2]) Oder der Zigua-Mundart. E. Af. Un. Miss. Report 1891, 26. Woodwards Collect. erschien 1882.

Digitized by Google

des L. Krapf und J. Rebmann.[1]) Ersterer sammelte auch für das Teita, welches auch von New neben Suahili, Nika, Boni in einem Wortschatz zusammengefaßt wurde. J. E. Taylor bearbeitete das Dschagga[2]) und Shaw verglich in einem Wörterbuch das Nika, Teita, Kamba und Suahili. Das Pokomo am Tanafluß von L. Krapf in seinem Sechssprachenlexikon (vgl. oben Galla) bearbeitet, erhielt durch den Neukirchener Würtz die erste grammatische Behandlung (Ztschr. für afrik. Sprachen 1889. II, 161—189. III, 81—106). Das Ki-Kamba-Wörterbuch ist nach den trefflichen Vorarbeiten L. Krapfs deutsch durch den öfters genannten C. G. Büttner in der Ztschr. für afrik. Sprachen 1888. I, 81 zusammengestellt; der bayrische Missionar Bach und besonders Hoffmann bereiteten alles vor, um diese Sprache in die Schriftsprachen einzugliedern und sie grammatisch zu behandeln (A. M.-Z. 1891, 177). Auch schrieb Bach in Mombas Krapfs genannte Arbeit ab. Des kirchlichen Missionars J. T. Last Grammar of the Kamba Lang. veröffentlichte die treue S. P. C. K. 1885 und ist in der Ztschr. für afrik. Sprachen 1890. III, 157 beurteilt. Ein kleines Wörterbuch der Mbe oder Dhaicho-Sprache, nordöstlich vom Kenia, wurde von einem Kaufmann gesammelt und vom Methodisten Wakefield herausgegeben.

6. Der Hottentotten-Buschmann-Sprachstamm.[3]) Jänickes Zögling, Joh. Heinr. Schmelen, in Londoner Diensten, übersetzte einige Bücher ins Nama, so Kwii Namatiigna 1820 u. s. w., Westers Katechismus handschriftlich und einige andere (Grey Collect. S. 106).

---

[1]) Von T. H. Sparshott durch die S. P. C. K. zu London 1887 (391 S.) herausgegeben, als eine köstliche Frucht der 29jährigen Missionsarbeit des Rebmann; einiges ist durch die jetzt unter den Wanika weilenden Missionare ergänzt. (Ztschr. für afrik. Sprachen 1887. I, 78. Th. Benfey 735 f.) Krapf und Rebmann: The Beginning of a Spelling book of the Ki-nika Lang., accompanied by a Translation of the Heidelberger Catechism. Bombay 1848. Kürzlich veröffentlichte W. Jones A Collection of Nyika words.

[2]) Stegall druckte an Ort und Stelle sein Lesebuch des Ki-mobschi und Ki-veta (Taveta?) Globus 59, 288. Moschi ist gleich Dschagga, vgl. Proceedings 1890 bis 1891, S. 52.

[3]) Diese schwere, wunderliche, bald dem Locken des Schweines, bald dem Springen des Pfropfens von einer gefüllten Flasche ähnliche Sprache, welche schon Herodot IV, 183 mit dem Zirpen der Fledermäuse τετριγασι καθαπερ αἱ νυκτερίδες vergleicht, ist die der Khoi-khoi und anderer Stämme. Vgl. Rhein. Miss.-Ber. 1853, 69 f. 1874, 103. 1884, 165. Cust meint, Hottentott oder Hüttentüt heiße auf Friesisch-Holländisch der Frosch, und die Holländer hätten von dessen Quaken diese Stämme so genannt. So viel mir bekannt ist, heißt im Friesischen der Frosch Hoppelfast, d. h. hüpfender Fisch.

Digitized by Google

Der Norweger und Rheinische Missionar H. C. Knudsen gab Stoff zu einer Grammatik in der Namaquasprache und ein anderes Werk handschriftlich: die Namaquasprache (Grey S. 104), ein Leseblatt Gai, Hoas ꝛc. Capetown 1846. J. Rath sammelte handschriftlich Materialien zu einer Nama-Grammatik, J. C. Wallmann, Missionsinspektor in Barmen, stellte auf Grund der Arbeiten seiner Missionare die „Formenlehre der Namaquasprache" Berlin 1857 (95 S.) zusammen, sowie ein Vokabular nebst einem Abriß der Formenlehre. Barmen 1854. (32 S.) F. H. Vollmer gab 1854 ein Lesebüchlein, 1856 und 1859 Biblische Geschichten (Capetown). J. G. Krönlein übersetzte die Calwer Biblische Geschichte ins Nama, Berlin 1866;[1]) sein Wortschatz der Khoi-Khoin Berlin 1889, Deutschl. Kolonialgesellschaft ist ausführlich von bewährter Seite in der Ztschr. für afrik. Sprachen 1889. II, 237 und der A. M.-Z. 1889, 253 f. besprochen worden. Neuerdings leistet J. Olpps „Nama-Deutsches Wörterbuch nebst Verzeichnis der im Hottentottischen gebräuchlichen Fremdwörter" für Anfänger gute Dienste.[2]) Für die San-Sprache gab Krönlein ein Vokabular, welches Handschrift blieb.

Nicht ohne Stolz sieht man die große Reihe der Missionare an, welche für Afrikas Sprachen so viel gethan haben. Mit Recht sagt C. Metzger in seinem Buch: Württemb. Forschungsreisende des 19. Jahrhunderts. Stuttg. 1889, S. 12: „Auf dem Gebiete der Ethnographie und Linguistik sind die Ergebnisse der Thätigkeit der Missionare aus guten Gründen geradezu unschätzbar." Mit demselben Recht gab R. Cust in dem oft erwähnten Werke über Afrikas Sprachen, dem ich so viel verdanke, unter 30 Bildern afrikanischer Sprachforscher 14 Missionare.[3]) Einst werden Afrikas Völker vielen Dank jenen Sendboten sagen, deren stille Arbeit dann öffentlich erscheinen wird.

---

[1]) Und Nai-tanati, d. h. Gesänge. Capetown 1873, Agende daselbst 1872. Henry Tindall, ein Wesleyaner, veröffentlichte 1857 Grammar of the Namaqua Hottentot Language. (124 S.) Capetown; Tindalls Vokabular wurde 1862 von Krönlein interliniert. Joh. Alb. Fr. Böhm (geb. 1833) übersetzte die Liturgie, gedruckt in der Kapstadt; auch ist Luthers Katechismus 1855 zu Scheppmannsdorf veröffentlicht.

[2]) Ztschr. für afrik. Sprachen 1890. III, 155. Elberfeld, 119 S. 1888; ebenda erschien auch eine Fibel: Nama Gowab etc.; vgl. Geogr. Mitteil. der Gesellsch. zu Jena VI, 1887, 1—47: Sagenschatz der Khoi-khoin. Gerlands Urteil über Krönleins Buch in Ztschr. für Mission und Religionswissenschaft. Berlin 1890, 29.

[3]) Nämlich Koelle, Schön, J. L. Wilson, F. W. Raumann, L. Krapf, Saker, J. G. Christaller, R. Moffat, L. Grout, E. Steere, D. Livingstone, J. Rebmann, S. Crowther, Archd. Johnson (zwei Neger).

Digitized by Google

Anhang. Das Madagassische, malayischen Ursprungs, vielleicht von der Westküste Sumatras, aber ohne jede Einmischung des Sanskrit, ist von englischen, norwegischen und französischen Missionaren erforscht worden. Londoner Sendboten erhoben unter Anwendung der lateinischen Buchstaben statt der arabischen das Madagassische zur praktischen Schriftsprache und brachten 1826 die erste Presse nach der Hauptstadt. Aus dieser Druckerei gingen viele Schriften in der Landessprache hervor.[1] Auch die Quäker druckten seit 1872 auf eigener Presse,[2] und die Norweger unter L. Dahles Leitung Werke von M. Borgen, S. E. Jorgensen, Borchgrevink und L. Dahle;[3] endlich die anglikanische Mission und die Soc. f. the Prog. of the Gosp.[4] nebst der katholischen Presse.[5] Hervorzuheben sind noch einige Werke über die Madagassische

[1] Vgl. hierzu und fürs übrige: J. Sibree: A Madagascar Bibliography. Antananarivo. 1885, 60—74. Nämlich Bibeln und Bibelteile 39 Ausgaben, Liturgisches 2, Sonstiges Theologisches 30; Katechismen und Bibelfragen 15; Predigten und Traktate über 82; Schulbücher 40; Gesangbücher 8; Vermischtes 9; endlich drei Zeitschriften, 1. Teng Soa (gute Worte), 2. Mpanolo-tsaina (der Berater), 3. Ny Anjavan-jaza (der Kinder Anteil) von T. T. Matthews. Als Verfasser sind hervorzuheben: Th. Chalmers, W. E. Cousins, J. Sibree, J. Pearse, D. Jones, D. Griffiths, J. G. Hartley, B. Briggs, C. F. Moß, R. Toy, J. Wills, R. Baron, T. T. Matthews, J. J. Freemann, J. Canham, E. Baker († 1885) übersetzte auch Bunyans Pilgr. Progress. (vgl. Ev. M.-M. 1886, 174). J. Camoron schrieb 1832 das erste Schulbuch für Handwerker, J. S. Sewell eine Sprachlehre 1868, Vokabular 1870 u. a. G. Cousins: Grammatik 1872, 1874. Jeffreys (um 1825) handschriftliche Grammatik und Wörterverzeichnis erwähnt und benutzte W. v. Humboldt, Kawi-Sprache II, 324 f. 41. 331. 402. III, 781. James Sibree, jun.: Malagasy Place-Names (Asiatic. Soc. Vol. XV, P. II (1883).

[2] 8 Bibelteile, 20 Kommentare u. s. w., 13 Katechismen, 38 Predigtsammlungen, Traktate, 36 Schulbücher, 9 Gesangbücher, Sonstiges: Kalender, Zeitschriften, Zeitungen (9). Hier sind als neue Namen S. Clemes, Miß Gilpin, G. A. Shaw, A. Kingdon, A. Smith und verschiedene Eingeborne zu nennen. Ärztliches schrieb Andr. Davidson, J. Tregelles Fox.

[3] Luthers Katechismus 1871. Augustana u. s. w. Biblische Geschichten, Archäologie, Predigtbücher, Liturgisches und zehn Schulbücher nebst Bibelerklärung. (Die Einzelnen sind aufgeführt bei J. Sibree a. a. O. 82—83, wozu noch Dahles Short expositions of the Gospel lessons and homiletic themata (369 S.) und a comparative Symbolic nebst a short Latin grammar. Der größte Teil des Ny Sekoly u. s. w. (133 S.) ist gleichfalls von Dahle.

[4] Liturgisches von E. Baker, G. H. Smith, Katechismen u. s. w. von F. A. Gregory, Schulbücher von Fräul. Laurence, Kalender und die Zeitschrift Ny Mpiaro, d. h. der Aufseher.

[5] Vgl. Sibree a. a. O. 85—87. Hymnen, Katechismen, Meßbücher, Übersetzungen: Canisius, Th. a Kempis, Biblische Geschichte, Übersetzungen der Bibel-

Digitized by Google

Sprache als ſolche: Freemann und Johns Dictionary 1835, „der ſehr ſprachkundige" Freemann: General Observations on the Malag. Lang. 1834; Griffiths, Davidſon, W. E. Couſins, Richardſon u. a.[1]) Beſonders machte ſich J. Sibree durch ſeine Madagasc. Bibliography 1885 verdient, welcher auch ſonſt viel über dieſe Inſel und das Volk geſchrieben hat (Bibl. S. 37—39). Als der erſte wies L. Dahle nach, daß die Madagaſſiſche Sprache kein eigentliches Zeitwort habe, daß die ſogenannten Metatheſen, wie im Ozeaniſchen, wirkliche Suffixe wären, daß viele arabiſche und afrikaniſche Wörter ins Madagaſſiſche eingedrungen ſeien. Seine diesbezüglichen Abhandlungen erregten die Aufmerkſamkeit der Fachmänner.[2]) Auch Katholiken gaben Sprachlehren u. dgl.[3])

(Fortſetzung folgt.)

---

bücher Tobias, Makkabäer, Judika, Erklärungen zu den Evangelien und der Apoſtelgeſchichte (453 S.). Bellarmins doctrina erſchien zu Rom in der Propaganda (nebſt einem Catéchisme abrége 1785), vier Schulbücher, darunter Dialogues françaises-Malgaches 1870.

[1]) Baker: Outline of Grammar 1845 und 1864. Griffiths: Gramm. 1854. Davidson: Diksionarion-baiko 1872. Street: Gramm. 1873. Remarks 1876. Dictionary 1876. Sewell Diksionary 1875. Richardson Critique 1876. Malag. for Beginners 1883. Dictionary 1885. Drurys Voc. with Notes 1875. W. E. Cousins Words in Swahili 1876. Concise Introduct. 1885. G. Cousins: Passives 1881. Parker, Gramm. 1883. Baron The malayas. Person. Activ. J. 1883. Kessler: Introduction 1870. Walt. Dening: Malay. Affinit. 1875. J. Duffus: dasſelbe. Über Freemann urteilt Wilh. v. Humboldt Kawi-Spr. II, 326.

[2]) Wie Dahle ſchon von der Jenaer geogr. Geſellſchaft zum Ehrenmitglied ernannt wurde, ſo geſchahs auch ſeitens der Videnskabſelskab zu Chriſtiania. Er ſchrieb: The Infix 1876. Influence of the Arabs 1876. Studies in the Malay. Lang. 1877. 1884. Passives 1883. Swaheli Element; Prefixes u. a. (Sibree Bibl. S. 11 f. 57). Andere Norweger, z. B. Jorgensen: Use of the Hyphen 1882. Consonants 1882. Wants of New Words 1884. Bemerkt ſei noch, daß Dahle in ſeinem Pröver of madagas. Folkeliteratur (457 S.) vieles über Sprichwörter, Rätſel u. ſ. w. mitteilt. Dahles „Madagaskar" bietet Proben und Überſetzungen, vgl. auch noch Norsk Miss. Tidende. 1889, 62. Der 48. Aarsberetning (Stavanger 1890) erwähnt S. 91 Dahles Symbolik.

[3]) Challan: Vocabulaire Malgache (Isle de France 1773) von Sibree a. a. O. S. 8 nicht erwähnt, vgl. aber W. v. Humboldt, Kawi-Spr. II, 323. Jeſuiten ſammelten Ortsſagen, Callet ſchrieb eine Landesgeſchichte, die kleine Monatsſchrift „Resata" (Plaudereien) des Cauſſeque (Kathol. Miſſionen 1879, 143) greift die Evangeliſchen an. Wiſſenſchaftliches enthielt: Dalmond: Vocabulaire. Ile Bourbon 1842, pour Sakalave et Betsimara 1844. Laur. Ailloud Grammaire 1872. Webber: Gramm. Malgache. Réunion 1855. Missionaires Catholiques: Dictionnaire Français-Malgache 1853. 1855.

Digitized by Google

Noch einmal: die indische Musik.

Was Herr D. Grundemann in der Allg. M.-Z. 1892, 590 f. über die Musik der Inder veröffentlicht hat, giebt mir Veranlassung, etliche Bemerkungen resp. Berichtigungen dazu zu machen. Da ich selber zwölf Jahre lang als Missionar in Indien gearbeitet und darunter sieben Jahre lang als Seminardirektor mit der Ausbildung eingeborener Lehrer, Katecheten und Pastoren zu thun hatte, so glaube ich, mir wohl ein Urteil in dieser Sache zutrauen zu können. Doch muß ich bemerken, daß das, was ich sage, sich nur auf mein früheres Arbeitsfeld unter den Tamulen beschränkt.

Bei den evangelischen Tamulen sind von Anfang der Mission, also vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an, unsere übersetzten Kirchenlieder nach den ihnen eigentümlichen Melodien im Gottesdienste gesungen worden. Besonders seitdem es dem Missionar Fabricius gelungen war, in wirklich klassischer Weise unsere besten Kirchenlieder ins Tamulische zu übertragen, bürgerten sich diese Lieder so bei den Christengemeinden ein, daß sie nicht nur in der Kirche, sondern auch in den Häusern gesungen wurden. Die Melodien waren ihnen durchaus nicht unangenehm und sogar Heiden, welche sie singen hörten, wurden so davon gerührt, daß sie dieselben „Herzschmelzer" nannten. Als der englische Kaplan Hough zu Palamkotta etwa 1817 die lange von europäischen Missionaren verlassenen Christen in Tinnewelli besuchte, fand er dort in den christlichen Dörfern Frauen, welche beim Baumwollenspinnen ihre lutherischen Lieder sangen. Bis auf den heutigen Tag sind diese Lieder mit ihren Melodien den dortigen Christen so lieb, daß sie sich dieselben auch in der englischen Kirche nicht nehmen lassen. Neben englischen Melodien werden noch immer in den Gemeinden Tinnewellis, Tanschaurs u. s. w. die alten lutherischen Lieder von Fabricius gesungen. Auch Grundemann giebt Allg. M.-Z. 1892, 180 zu, daß die lutherischen Tamulen die Choräle lieb gewonnen haben, die schon ihre Großväter sangen.

Seitdem durch den christlichen Poeten Wedanaichem im Anfange dieses Jahrhunderts eine einheimische christliche Poesie entstanden ist, sind freilich die alten Choräle aus den Häusern mehr und mehr verdrängt; derselbe hat freilich nicht nur einheimische Tamulische Melodien für seine Lieder gebraucht, sondern seine Melodien auch von englischen und deutschen Volksliedern entnommen. Dieselben sind leichter zu lernen und gefallen mit ihrer schnelleren Tonart dem tamulischen Ohr besser, als unsere deutschen Choralmelodien. Es kommt bei ihnen auch nicht so sehr darauf an, wenn auch einmal ein falscher Ton mit unterläuft. Die größere Schwierigkeit, unsere Choräle richtig zu singen, hat jedenfalls viel mit dazu beigetragen, daß sie jetzt nicht mehr so viel, wie früher, in den christlichen Tamulenhäusern gesungen werden. Von einem Widerstande der Missionare gegen die christliche indische Poesie und Musik weiß ich nichts; nur gegen ihre Einführung in den Gottesdienst haben wir uns erklärt, wie ja auch die christlichen Volkslieder nicht als Gemeindegesang im Gottesdienst bei uns gebraucht werden. Dagegen wird es erlaubt, daß bei besondern Gelegenheiten nach oder vor dem Gottesdienste tamulische Lieder nach einheimischer Weise vorgetragen werden. Außerhalb der Kirche in den Häusern, bei den sogenannten Bhadschans, auch bei Heidenpredigten werden die ein-

Digitized by Google

heimischen Lieder gesungen. Auch in dem von mir geleiteten Seminar vereinigten sich sämtliche Schüler an den Sonnabend- und Sonntag-Abenden zu solchen Bhadschaneis, bei denen Lieder und Vorträge mit einander abwechselten. Dabei konnten sie stundenlang unermüdlich fortsingen, freilich meist, ohne die gesungenen Worte zu verstehen; denn nicht auf den Sinn der Worte, sondern auf die Melodie kommt es ihnen an. Bei Heidenpredigten sind nur solche Lieder nach einheimischen Melodien in Gebrauch, die in der Regel von mehreren Violinspielern begleitet werden; durch solche Musik sollen die Heiden angelockt werden, damit sie die Predigt des Evangeliums anhören. Christliche Choräle würden bei solchen Gelegenheiten sehr wenig angebracht sein. Auch das europäische Ohr gewöhnt sich bald so an das tamulische Singen, daß es einem keineswegs mehr unmelodisch vorkommt. Es würde auch sehr verkehrt sein, wenn ein Missionar die christlichen Tamulen um ihres Gesanges willen verspotten und ihnen dies Singen wehren wollte.

Ob unsere evangelischen Kirchenlieder so ins Tamulische übersetzt werden können, daß man sie nach einheimischen Melodien im Gottesdienste singen könnte, darüber habe ich keine Erfahrung. Die Zukunft muß das lehren. Für jetzt steht die Sache so, daß die einheimische christliche Poesie in einer dem Hochtamulischen ähnlichen Sprache abgefaßt ist, die nur von wenigen verstanden wird. Wie oft habe ich meine Schüler im Seminar, 18 bis 24jährige Jünglinge, gefragt, ob sie denn die tamulischen Lieder verstünden, die sie mit solcher Begeisterung sängen, und stets die Antwort erhalten: „Nein, nur sehr wenig.“ Wenn deshalb ihre Augen beim Singen leuchten, so ist das keineswegs ein Ausdruck wirklicher Andacht und Erbauung; denn dieselbe muß doch in der evangelischen Kirche nicht auf einem unbestimmten Gefühl, sondern auf klarer Erkenntnis beruhen. Es ist das nur eine Folge des Eindruckes, den die tamulische Musik auf sie macht, bei der denn oft auch der ganze Körper in Bewegung ist. Ihr unverstandenes Singen wird bei vielen nur das sein, was Luther ein Tönen und Lören nennt. Unsere tamulischen Kirchenlieder sind aber, wie Stosch Allg. M.-Z. 1892, 238 sagt, auch darin echt volkstümlich, daß sie viel leichter verstanden werden. Sieht man sich nun den Inhalt der christlichen tamulischen Poesie an, so steht dieser unendlich weit hinter dem Inhalt unserer evangelischen Kirchenlieder zurück. Sowohl an christlicher Tiefe als auch an christlicher Erkenntnis sind sie damit gar nicht zu vergleichen. Eine Häufung von Beiwörtern, Bildern und überschwenglichen Namen findet sich in ihnen allen. Dagegen hat die lutherische Kirche des Tamulenlandes an den von Fabricius übersetzten Kirchenliedern einen reichen Schatz, der für ihre Erbauung und ihr christliches Leben von der größten Bedeutung ist. Alles, was bisher die einheimische christliche Poesie hervorgebracht hat, kann ihr diesen Schatz nicht ersetzen. Bis die eingeborne tamulische Kirche Gesänge hervorbringt, welche den übersetzten deutschen Kirchenliedern an die Seite zu stellen sind, thun wir deshalb jedenfalls besser, wie bisher, im Gottesdienste unsere schönen Choräle zu singen. Daher war mein Bestreben am Seminar dahin gerichtet, daß die Seminaristen eine Anzahl der gewöhnlichsten Melodien als ein festes unverlierbares Eigentum mit hinwegnehmen sollten, die sie dann hernach als Lehrer und Katecheten überall in den Gemeinden lehren könnten. Seitdem die Gemeindeglieder wieder gelernt haben,

Digitized by Google

die alten Melodien zu singen, kann man dieselben auch wieder bei der Andacht in ihren Häusern singen hören. Vielfach wird auch, wie bei uns vom Volk, das Gesangbuch wieder als Erbauungsbuch benutzt. Daher würde ich es sehr bedauern, wenn der Schatz, den die lutherische Kirche im Tamulenlande an den Fabriciusschen Kirchenliedern hat, ihr genommen und durch weniger gehaltvolle einheimische christliche Lieder ersetzt werden sollte.

Bützow in Mecklenburg. K. Ihlefeld.

Gemischte Zeitung.

1. Vereinigung der bayrischen evang.-lutherischen Mission mit der Leipziger Missionsgesellschaft. Nachdem schon auf der letztjährigen Generalversammlung der evang.-lutherischen Missionsgesellschaft zu Leipzig der definitive Beschluß gefaßt worden war, außer dem tamulischen ein zweites neues Missionsgebiet und zwar in Deutsch-Ostafrika in Angriff zu nehmen, lag der Gedanke nahe, die mit Leipzig auf dem gleichen konfessionellen Standpunkte stehende ostafrikanische bayrische Missionsgesellschaft mit jener zu vereinigen. Als unter Führung des Pfarrers Ittameier in Reichenschwand die bayrischen Missionsfreunde eine eigene Missionsgesellschaft für Ostafrika gründeten, war dies geschehen, weil Leipzig die Inangriffnahme einer ostafrikanischen Mission beharrlich ablehnte, aber in der Hoffnung, daß sich vielleicht später eine Angliederung werde ermöglichen lassen. Diese Hoffnung hat sich unter dem neuen Direktorate von Schwartz erfüllt. Auf beiden Seiten war der aufrichtige Wille, zu einer Verständigung miteinander zu kommen vorhanden und so haben die gegenseitigen Verhandlungen am 12. Dez. vorigen Jahres zu dem erwünschten Ergebnis geführt. Es verdient alle Anerkennung, daß sowohl die bayrischen Freunde unter Hintansetzung alles Persönlichen und Nebensächlichen ihre bisherige Selbständigkeit aufgegeben haben, wie daß die Leiter der Leipziger Missionsgesellschaft in der Gewährung billiger Bedingungen ihnen aufs freundlichste entgegengekommen sind. Über diese Bedingungen siehe Ev.-luth. M.-Bl. 1893, 9 und Nürnberger M.-Bl. 1893, 2 f. Wir begrüßen diesen Akt gegenseitiger Selbstverleugnung mit großer Freude und zweifeln nicht, daß der Zusammenschluß zur Förderung der Mission daheim wie draußen von Gott gesegnet werden wird. Die bayrische Wakamba-Mission (vgl. A. M.-Z. 1891, 164), die in guter Finanzlage an die Leipziger Missionsgesellschaft übergeben worden ist, wird von dieser nicht nur mit den bereits in ihrem Dienst stehenden Missionaren, sondern auch unter Respektierung ihrer bisherigen Einrichtungen fortgeführt, und hat nun als Ausgangspunkt für die neue Leipziger Missionsunternehmung in Deutsch-Ostafrika eine erhöhte Bedeutung gewonnen.

2. Die neue Mission der Leipziger Missionsgesellschaft in Deutsch-Ostafrika, die indirekt durch die nun an sie übergegangene bayrische Wakamba-Mission angeregt worden ist, hat die bisherige Station der Ch. M. S. zu Moschi am Kilimandscharo nach Verständigung mit der Komitee der genannten Gesellschaft als ersten Niederlassungsort erwählt. Bei dem Gegensatz der deutsch-englischen Kolonialinteressen war die Stellung der englischen Missionare in dem seit sieben Jahren von ihnen besetzten, so nahe

Digitized by Google

an der Grenze der gegenseitigen Interessensphären liegenden Moschi schwierig geworden. „Daß die englischen Missionare den Dschaggas zu ihrem Aufstande gegen die Deutschen Waffen geliefert, ist nicht erwiesen, und wir sind von der Grundlosigkeit dieser Beschuldigung vollständig überzeugt. Ebenso unrichtig ist, wie uns von bestunterrichteter Seite (vermutlich dem deutschen Kolonialamte) versichert wird, die Nachricht, daß die Missionare von seiten der deutschen Verwaltung ausgewiesen seien" (Ev.-luth. M.-Bl. 1893, 6). Die Ch. M. S. zieht sich, der leider einmal vorhandenen Verstimmung Rechnung tragend, von Moschi zurück und überläßt, natürlich gegen Entschädigung, den Leipzigern ihr dortiges Missionseigentum. Die nahe Station in Taweta (englische Interessensphäre) bleibt von ihr besetzt und die bisherige Tradition der Ch. M. S. läßt erwarten, daß die englischen und die deutschen Missionare als gute Freunde und getreue Nachbarn sich gegenseitig helfen und dienen werden.

3. Eine neue Krisis in der Hermannsburger Mission. Ein unerquickliches Gegenstück zu der erfreulichen Vereinigung der bayrischen mit der Leipziger Mission ist die Lossagung der freikirchlichen lutherischen Gemeinden Hannovers von der Hermannsburger Mission, nachdem dieselbe ihren Frieden mit der hannoverschen Landeskirche gemacht hat. Den Anfang mit dem Abfall hat die lutherische Hermannsburger Freikirche selbst gemacht, die sich nach dem Tode Th. Harms' 1886 von der durch ihn gegründeten hannoverschen Freikirche separierte, aber bis 1890 noch die alte Mission unterstützte. Unter Führung ihrer fünf Pastoren erklärten diese Gemeinden: „solange die Hermannsburger Mission die Landeskirche Hannovers als evangelisch-lutherische anerkennt und mit derselben Abendmahlsgemeinschaft unterhält, können wir in derselben nicht mehr arbeiten; auch ist die kirchliche Gemeinschaft mit den der Missionsanstalt gliedlich Angehörenden aufgehoben, so daß sie zu unsern Altären keinen Zutritt haben. Den Zöglingen ist das Halten von Missionsstunden in unsern Gemeinden verboten." Der Neuseeländer Missionar Dierks hat sich in den Dienst dieser Freikirche gestellt. Dem Vorgange der Hermannsburger ist nun die Hannoversche Freikirche gefolgt, indem sie sich seit Mitte vorigen Jahres von der Hermannsburger Mission gänzlich losgesagt und einen Missionar in Natal auf ihre Seite gezogen hat (Allg. evang.-luth. K.-Z. 1892, 1180 f.). Das ist wieder ein trauriges Beispiel der Engherzigkeit, Intoleranz und Spaltungssucht, die in den kleinen Separationen, zumal denen der lutherischen Freikirche, herrschen. Die Meinungsverschiedenheiten, welche die einzelnen Zweige der hannoverschen lutherischen Freikirche voneinander und diese selbst von der lutherischen hannoverschen Landeskirche trennen, sind schon an sich so subtil, daß es uns als eine beklagenswerte Verirrung erscheint, Kirchentrennungen durch sie zu begründen, aber noch trauriger ist es, Missionstrennungen aus ihnen herzuleiten. Was gehen die Kaffern und die Maoris Streitigkeiten an, von denen ein deutscher Theologe nicht zu fassen vermag, wie man sich um ihretwillen in so feindliche Heerlager spalten kann. Allen Respekt vor einer kraftvollen Freikirche, aber die kleinen Separationskirchlein erzeugen jenen kleinlichen Sinn, der Gemeinschaft zersetzend wirkt. Es ist eine wunderliche Ironie, daß die Hermannsburger Mission jetzt von derselben Freikirche im Stich gelassen wird, die ihr zweiter Direktor ins Leben gerufen hat. Das Einfachste wäre, man überließe dieser Freikirche die Maorimission und

Digitized by Google

die freikirchlichen Glieder der Missionsanstalt schlössen sich der Landeskirche wieder an.

4. Zwei neue interdenominationelle Missions-Gesellschaften. Erst jetzt kommt es zu unserer Kenntnis, daß in Nordamerika bereits seit fünf Jahren eine neue Missionsgesellschaft besteht, die International Missionary Alliance, deren Board of management aus dreißig verschiedenen evangelischen Denominationen angehörenden Geistlichen und Laien zusammengesetzt ist und in New-York seinen Sitz hat. Diese Alliance soll bereits 150 Missionare (vermutlich inkl. Frauen) in verschiedenen Ländern stationiert haben. 25 derselben wurden im vorigen Jahre an den Kongo, 16 nach Indien und 14 in den Sudan gesandt. In den letzteren ist schon vor zwei Jahren eine Partie von sechs abgegangen, die von Sierra Leone aus bis an den Rokellefluß vorgedrungen ist (Miss. Rev. 1893, 61). Ob wir es in dieser Gesellschaft mit einem Zweige der modernen sog. „Glaubensmissionen" bezw. einem Ableger der Taylorschen Industriemission zu thun haben, sagt unsere Quelle nicht, doch scheint es fast so. Vorerst stehen wir ihr kritisch gegenüber; schon die große Zahl der in so kurzer Zeit entsandten Missionare macht uns bedenklich.

Auch in England ist eine neue Missionsgesellschaft auf der Lehrbasis der Evangelischen Allianz ins Leben getreten, die „Evangelization Society for South America", welche sich der indianischen Stämme Brasiliens, Perus und Bolivias annehmen und in Eintracht mit andern südamerikanischen Missionsgesellschaften wirken soll. Die Anregung zu ihrer Begründung gab ein großes Geldgeschenk, welches dem Missionsbureau des christlichen Vereins junger Männer in London übergeben wurde (Ebd. 75).

5. Dr. James Johnston von Jamaika, ein geborner Schotte, der vor ca. zwei Jahren in Begleitung von einigen westindischen Negern Afrika von Benguela aus durchquerte, um zu experimentieren, „ob sich die Evangelisierung Afrikas mit Hilfe von amerikanischen Negern beschleunigen ließ" und der auf diesem abenteuerlichen Zuge auch mit Mr. Coillard am Sambesi zusammentraf (A. M.-Z. 1892, 383), ist jetzt zurückgekehrt und erklärt, daß „Afrika für die selbständige Stationierung von amerikanischen Negern noch nicht reif sei". Vielleicht könnte es auch heißen, daß die betreffenden Neger für ein solches Werk noch nicht reif seien (Church of Scotland Rec. 1893, 3). Vielleicht wirkt diese Erklärung ernüchternd auf manche Enthusiasten, die trotz aller gegenteiliger Erfahrungen die verfrühte Selbständigstellung junger Negerkirchen als hohe missionarische Weisheit empfehlen.

6. Die englische Universitäten-Mission hat für den Nyaßadistrikt ihrer weitverzweigten ostafrikanischen Arbeit einen besondern Bischof installiert, so daß sie jetzt zwei Missionsbischöfe in ihrem Dienste hat. Das Fundierungskapital von mehr als 200000 M., von dessen Vorhandensein die staatskirchliche Kreierung eines kolonialen Bistums abhängt, ist in überraschend schneller Zeit aufgebracht worden. Der neue Bischof, Mr. Hornby, der in Indien einige Jahre als Missionar thätig gewesen, ist bereits in seine Diözese abgereist (Central Africa 1892, 185).

7. Es herrscht eine große Rührigkeit bezüglich der Eisenbahnbauten im Süden, Osten und Westen Afrikas. Ins Maschonaland, nach Usambara,

Digitized by Google

nach dem Viktoria Nyanza sind Eisenbahnen teils bereits in Angriff genommen, teils geplant. Am energischsten wird der Bahnbau am Kongo betrieben; die ersten 25 km, die von Matadi ab durch ein schwieriges Felsgebiet führen und den Bau einer ziemlich großen Brücke über den Lomposo erforderten, sind bereits fertig. 3000 Arbeiter nicht bloß aus verschiedenen afrikanischen Stämmen, sondern auch Europäer der verschiedensten Nationalität, sind bei dem Bau beschäftigt. Die Berichte über den Fortgang desselben sind sehr rosig gefärbt, wenn nur nicht der Krach nachkommt. Das Baukapital beträgt 25 Millionen Franks, reicht aber natürlich lange nicht aus.

8. Von den 71681 Chinesen, welche sich z. B. in Kalifornien aufhalten, sind 725 Christen und stehen 1720 unter christlichem Lehreinfluß. Über das gesamte Nordamerika zerstreut giebt es für die dortigen 120 000 Chinesen 261 christliche Sonntagsschulen, welche von 6295 Erwachsenen besucht werden und zusammen über 8000, welche die Mission überhaupt um sich gesammelt hat (Signs of the Times 1893, 140).

9. Ein früherer amerikanischer Konsul zu Manila, Mr. Webb, sammelt augenblicklich Beiträge bei den indischen Mohammedanern, um eine mohammedanische Mission in den Vereinigten Staaten zu eröffnen. Gegen 100000 M. soll er bereits zusammen haben. Ein erbauliches Seitenstück zu dem bekannten Oberst Olkott, der ein Buddhist geworden, um für den Buddhismus Propaganda zu machen (Ebd. 143). Wck.

Literatur-Bericht.

1. **M. Müller**: „Physische Religion." Aus dem Englischen von Franke. Leipzig, Engelmann. 1892. 10 Mk. Das ist der zweite Band der unter dem Gesamttitel: „Natürliche Religion" erscheinenden Gifford-Vorlesungen des geistvollen Oxforder Sprach- und Religionsforschers (A. M-Z. 1891, 444). Während der erste Band die Einleitung zu dem Ganzen enthält, indem er die drei Hauptfragen erörtert: was sind die Grenzen der natürlichen Religion; welches ist die geeignetste Art, dieselbe zu studieren; und welches ist das zugängliche Material für ein solches Studium? behandelt der vorliegende zweite Band die erste der drei großen Erscheinungsformen der natürlichen Religon: die physische, d. h. die eigentliche Naturreligion. Die natürliche Religion nämlich zeigt nach M. Müller drei verschiedene Seiten, je nachdem ihr Objekt, das Unendliche oder das Göttliche, in der Natur, im Menschen oder im Selbst entdeckt wird. So ergeben sich für seine Specialbehandlung die physische, die anthropologische und die psychologische Religion. In einem dritten und vierten Bande werden die beiden letzteren folgen. Der Verfasser ist keineswegs der Meinung, daß diese drei Phasen der natürlichen Religion ganz geschieden jede für sich existieren, im Gegenteil er betont, daß sie in Wirklichkeit vielfach in einander gewachsen sind, wohl aber behauptet er, daß nach der allgemeinen Regel überall die physische Religion zuerst komme und die anthropologische und zuletzt die psychologische ihr folge. Bei den meisten Nationen arbeite sich die Idee und die Verehrung des Göttlichen zuerst aus den Elementen der Natur heraus, und die Beschreibung dieses Prozesses bildet eben den Inhalt der „physischen Religion".

Digitized by Google

Was diesen Inhalt im einzelnen betrifft, so beschränkt er sich wesentlich auf die alte vedische Religion, welche M. Müller als typisch für die Naturreligion überhaupt betrachtet. Die Entdeckung des Veda habe auf den Ursprung und das Wachstum der Religion nicht nur in Indien, sondern in jedem Teile der Welt neues Licht geworfen. Demnach beschäftigen sich die Kapitel 2—5 mit dem Veda selbst, den Zeugnissen für seine frühe Existenz, seinem Studium seitens europäischer Gelehrter, der Charakteristik seiner Literatur und seinem Alter. Dann erst kommt es zur Aufstellung des eigentlichen Problems: wo und wie fand der menschliche Geist den Begriff und Namen der Götter? bezw. wie kam er in den Besitz des Prädikates Gott? Eben dieses Problem werde durch das Studium der alten Hymnen des Rigveda gelöst, sofern es ersichtlich mache, daß der Begriff und Name Gott aus den Naturerscheinungen sich langsam und unvermeidlich entwickelt habe. Um diese Ur-Theogonie, die sich im Menschengeiste abgespielt, überzeugend zu veranschaulichen, analysiert der Verfasser eins der vielen Devas oder Götter, die das Pantheon der Vedas bilden, und zwar nicht Dyaus, Zeus, Jupiter, den höchsten Gott dieses Pantheons, da die Biographie desselben schon in seiner Science of language II, 11 gegeben worden sei, sondern Agni, den Gott des Feuers, der unter diesem Namen in allen arischen Mythologien unbekannt sei, obwohl das Wort agni im Sinne von Feuer auch z. B. in dem lateinischen ignis erscheine. Diese Biographie oder Theogonie des Agni bildet nun das eigentliche Rückgrat des ganzen Buches (Kap. 6—12). Von der etymologischen Bedeutung des Worts, die den Begriff der lebhaften Bewegung ausgedrückt habe, ausgehend wird in diesen Kapiteln der theogonische Prozeß analysiert, von da an, wo Agni lediglich das materielle Feuer bedeute, bis dahin, wo er nicht mehr bloß ein Gott des Feuers, sondern ein höchster Gott geworden ist, ein Gott über allen andern Göttern, Schöpfer und Lenker der Welt.

Diese Analyse, die wir im einzelnen hier nicht reproducieren können, ist mit allen Mitteln sprachlichen, philosophischen und psychologischen Scharfsinns und mit allen Vorzügen der Müllerschen Eleganz, Klarheit und Präzision geführt, so daß man von der Lektüre nicht bloß aufs lebhafteste gefesselt, sondern von der Geschlossenheit der Beweisführung auch mit fortgerissen wird, und sagen muß: es fehlt nicht viel, du überredetest mich. Dazu kommt, daß wir in M. Müller einen Religionsforscher vor uns haben, der die religiösen Probleme mit religiösem Ernst, Verständnis und mit Herzenswärme behandelt, und obgleich er natürlich das Christentum als Offenbarungsreligion im biblischen Sinne des Worts nicht gelten lassen kann, doch einen allgemeinen religiösen Standpunkt einnimmt, der ihm verbietet, je etwas den Bibelgläubigen Verletzendes zu sagen. Auch wo man nicht zustimmen kann, wird man nicht abgestoßen. M. Müller bietet wohl das beste, was zur natürlichen Erklärung des Religionsproblems überhaupt beigebracht werden kann. Dennoch bleibt auch bei seiner Lösung des Rätsels immer noch ein unbekanntes X. So blendend auch seine elegante Beweisführung ist, wie ein Wort, das ursprünglich „glänzend" in rein sinnlicher Bedeutung hieß, auf dem Wege geistiger Entwicklung, ganz natürlich die Bedeutung „göttlich" erlangte, so fehlt ihr doch die wirkliche Beweiskraft dafür, wie der Mensch überhaupt dazu kam, das Glän-

Digitized by Google

zende und speciell das Feuer zu dem Begriff Gott zu erheben, wenn nicht bereits in ihm ein ahnendes Bewußtsein von Gott vorhanden war. Freilich wird Gottes unsichtbares Wesen ersehen an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt und es ist schön und mit religiöser Begeisterung gesagt, was M. Müller über die Offenbarung Gottes in der Natur sagt; aber daß lediglich auf dem Wege einer geistigen Entwicklung, die an der Hand der Sprache sich aufhellen läßt, der Mensch nicht bloß zur Erkenntnis, sondern zur reinsten Erkenntnis Gottes gekommen sei, das ist trotz aller genetischen Analyse des Verfassers ein Sprung über einen unüberbrückten Graben.

So können wir uns auch des Eindrucks nicht entschlagen, daß die vedische Beweisführung des Oxforder Gelehrten nicht frei von Konstruktionskunst, wie von Idealisierung der alten vedischen Religion ist und daß die Auslegung manchmal zur Einlegung wird. Es ist doch merkwürdig, daß eine Religion, die ohne jede besondere Offenbarung in den Besitz „des höchsten und reinsten Gottesbegriffs" gelangt sein soll, ein Heidentum wie das heutige indische erzeugt hat. Ist diese Thatsache nicht eine Instanz dagegen, daß die Quelle doch wohl so rein nicht gewesen sein kann, wie die gelehrte Kunst uns glauben machen will? Wohl giebt es auch innerhalb des Bereichs des Christentums noch genug übertünchtes Heidentum, aber die christlichen Quellen sind daran unschuldig; die äußerliche Christianisierung hat das alte Heidentum, was sie vorfand, unüberwunden in die christliche Kirche mit herübergenommen, dem Götzenkultus einen Heiligenkultus substituiert u. s. w. Wohl ist auch das Christentum degeneriert, aber auf Grund seiner Quellen ist es wieder reformiert worden. Anders ist es im Hinduismus, dessen Heidentum im Zusammenhange mit den alten Quellen steht und aus ihnen keine durchgreifende Reformation erfahren hat noch jemals erfahren wird trotz aller Idealisierung der Beden seitens der Gelehrten.

Wir sind insoweit mit M. Müller vollständig einverstanden, daß die sog. natürlichen Religionen durchaus nicht Satanswerk und lauter Finsternis seien, sondern daß leuchtende Sterne an ihrem Himmel stehen und religiöse Wahrheitselemente sie durchziehen und daß wir für diese Lichtpunkte müssen offene und liebevolle Augen haben; aber daß „der höchste Gottesbegriff ohne Hilfe von außen im Bereiche der menschlichen Vernunft liege" und thatsächlich in den natürlichen Religionen, vor allen in der vedischen, erreicht worden sei, davon wird uns auch eine von uns so hoch geschätzte Autorität wie M. Müller niemals überzeugen. Wir können das nicht als unbezweifelbare Thatsache anerkennen, daß „der höchste und reinste Gottesbegriff als das Ergebnis einer natürlichen und vollkommen verständlichen Entwicklung nachgewiesen" sei. M. Müller fordert seine Gegner auf: „mögen diejenigen, welche behaupten, der höchste Gottesbegriff sei unerreichbar ohne eine besondere Offenbarung, die Attribute der Göttlichkeit namhaft machen, die nach ihren Ansichten außerhalb des Horizonts der natürlichen Religion liegen. Dann wollen wir die göttlichen Attribute, die das Eigentum der natürlichen Religion sind, jenen an die Seite stellen und wenn irgend welche übrig bleiben, die sich nicht decken, dann wollen wir offen zugeben, daß diese für den Menschen, wie er in diese Welt gesetzt worden ist, unerreichbar waren, obgleich es denn doch eine Welt unaufhörlicher Wunder und niemals endender Offenbarung ist." Nun, die Antwort

Digitized by Google

auf diese herausfordernde Frage glauben wir geben zu können. Welche natürliche Religion kennt einen Versöhner-Gott, einen Heiland-Gott, einen Gott, der Sünder also liebt, daß er seinen eingebornen Sohn giebt, damit sie nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben? Oder wir wollen antworten mit den Worten eines Religionsforschers von Ruf, Sir Monier-Williams, der 1887 auf dem Jahresfeste der Ch. M. S. u. a. folgendes sagte:

„Auch ich glaubte einst, was man Entwicklung und Wachstum des religiösen Gedankens nennt. Ich sah in den nichtchristlichen Religionssystemen interessante Anstrengungen des menschlichen Geistes, der sich aufwärts zum Christentum durchzukämpfen sucht und ich hielt es für wahrscheinlich, daß sie alle dazu bestimmt waren, zu der einen wahren Religion zu führen und daß das Christentum nichts anderes ist als die Steigerung, die Ergänzung, die Erfüllung aller. Nun liegt unzweifelhaft in einer solchen Theorie ein großer Reiz, um so mehr, als sie auch wirklich Elemente der Wahrheit enthält. Aber ich ergreife freudig diese Gelegenheit, öffentlich zu bekennen, daß mich ihr Zauber irre geleitet hat und daß ihr Grundgedanke unrichtig ist ... Wir heißen die heiligen Bücher aus dem Orient willkommen und bitten jeden Missionar, ihren Inhalt zu studieren und dankbar alles Wahre und Gute daraus zu nehmen. Aber er hüte sich wohl, diese nichtchristlichen Bibeln in Einklang mit irgend einer wissenschaftlichen Entwicklungstheorie bringen zu wollen und in seiner Verblendung unsere heilige Schrift bloß für den Gipfelpunkt unsrer religiösen Entwicklung zu halten. Diese nichtchristlichen Bibeln enthalten im Gegenteil alle Entwicklungen nach der falschen Richtung; sie fangen mit einigen Funken wahren Lichts an und enden in Finstermis ... Ich ersuche die jugendlichen Forscher, die sog. heiligen Bücher des Orients vom ersten bis zum letzten Buchstaben durchzulesen und mir zu sagen, ob darin von Vyasa, Zoroaster, Konfucius, Buddha oder Mohammed steht, was unsre Bibel vom Stifter des Christentums sagt, nämlich, daß er *ein Mensch ohne Sünde zur Sünde gemacht* war, nicht nur, daß er die Sünde austilgte, sondern daß er der sündlose Menschensohn selbst zur Sünde gemacht wurde ... Dieses Wort steht einzig, unerreicht, ohne gleichen da, kein andres Buch, welches iegend eine Religionslehre vertritt, enthält auch nur den Schatten einer ähnlichen Erklärung ... und dann mögen diese sog. heiligen Bücher noch einmal durchsucht werden, ob irgendwo geschrieben steht, was die Bibel vom Stifter des Christentums lehrt, daß er, *ein toter und begrabener Mann, zum Leben gemacht* ist, nicht nur, daß er Leben giebt, daß er, der Gestorbene und Begrabene *das Leben* ist. „Ich bin die Auferstehung und das Leben." „Wer den Sohn hat, der hat das Leben" ... Nach meiner Meinung bilden diese beiden unvergleichlichen Aussprüche, welche ich aus unsrer Bibel citiert habe, einen Abgrund zwischen ihr und den sog. heiligen Büchern des Orients, der sie vollständig, hoffnungslos und für ewig von einander trennt, nicht einen bloßen Graben, der leicht ausgefüllt werden kann, oder über den der Christ und der Nichtchrist sich die Hand reichen im Austausch ähnlicher Gedanken über religiöse Grundwahrheiten, sondern einen *wirklichen Abgrund*, den weder Wissenschaften noch religiöse Gedanken überbrücken können, eine unübersteigliche Kluft, über welche keine Theorie und keine stufenweise Entwicklung führt" (Int. 1887, 342).

Digitized by Google

Die Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Von P. J. Pfotenhauer.

II.

Das Leben der gesammelten Christen in den Reduktionen.

Wir treten ein in den geweihten Frieden der Reduktionen und fassen zuerst das Äußere, die Reduktionsanlage, das Missionsdorf mit seinen Liegenschaften und seinen Gebäuden, mit seinen Ackerfluren, Weiden, Plantagen, Estanzien, Fabriken und Waldungen ins Auge. Sodann wenden wir uns den Menschen zu, die diese Dörfer bevölkern, den Vätern wie den eingebornen Christen. Das religiöse Leben, der wirtschaftliche Betrieb und die alles umfassende staatliche Ordnung werden zuletzt und nicht am wenigsten unsere Aufmerksamkeit zu fesseln haben.

Den Mittelpunkt des Siedeldorfes bildete die Kirche.

Mit einem Auge voll Geschmack, mit feinem Sinn für das Schöne und die vollendeten Linien des Ebenmaßes hatten die Väter am Baue ihrer Missionskirchen gestanden, nicht Zeit, nicht Arbeit gescheut, reiche Mittel aufgewendet, Künstler und Maler herangezogen, um ihre Pracht zu vollenden. Aus Werkstücken porösen oder kompakten Sandsteines erbaut, gewaltig in seinen Massenverhältnissen imponierte ein solches Gotteshaus, schon von außen angesehen, dem Beschauer. Ein mächtiges Schiff nahm den weiten Raum ein, überragt von einem hochgiebeligen Dache, zwei niedere Seitenflügel schlossen sich an. Das Ganze fand seinen Abschluß in einem Chor, der überwölbt war von einem, in feinem Ebenmaße gehaltenen Kuppeldache. Mehrere Stufen führten zu dem portalartigen Eingange der Kirche empor, kunstvoll gearbeitete Steinsäulen standen zur Rechten und Linken. An den beiden Längsseiten wiesen zwei Nebenthüren in das Innere des Raumes. Auf einer dieser Seiten stand der schöne, schlanke, viereckige Steinturm mit vier oder fünf Glocken, die in Apostoles gegossen wurden. Zahlreiche Fenster ließen reichlich Licht in das Gotteshaus einfallen. Thüren und Fensterrahmen waren von feinster Arbeit, geschnitzt aus dem härtesten und dauerhaftesten Holze der Wälder.

Wir treten ein; die wie eine Muschel gestaltete Vorhalle ist getäfelt, wie das ganze, weite Gewölbe des Hauses; gewaltige, zusammengekuppelte Säulen tragen das Dach. Aber unser Auge wendet sich ab von diesen Zeugen einer Riesenarbeit, wahrhaft geblendet von dem Reichtume und der Zahl der Schmuckgegenstände, die das Gotteshaus enthält.

Der Chor ist von oben bis unten ausgeschmückt mit holzgeschnitzten

Digitized by Google

Heiligenstatuen, ein den Teufel bewältigender Michael krönt den Querbalken des Hauptaltares. Die Vorderseite desselben ist prächtig, große Gemälde mit reichen, massiven Gold- und Silberrahmen schmücken den Aufsatz, Täfelwerk, Basreliefs von Gold und darüber Holzschnitzerei in Rot und Gold reichen fast bis zur Decke. Der Sockel und die Seiten sind bekleidet mit golddurchwirktem Tuche, die Platte zieren Leuchter und Altargeräte von Gold und Silber in getriebener Arbeit, überstrahlt von dem Tabernakel, das von edelstem Metall mit Smaragden und andern feinen Steinen reich besetzt war. Zu beiden Seiten befinden sich zwei Piedestals von Holz, überzogen mit Platten von ciseliertem Golde, auf denen zwei Heilige von massivem Silber stehen.

Die zwölf Säulen, die das Dach tragen auf jeder Seite, haben in der Säulenweite die Statue eines Apostels in Lebensgröße. Seitenkapellen mit kleinen, aber kunstvollen Altären bergen kostbaren Schmuck, feingeschnitzte und bemalte Beichtstühle stehen an den Wänden zwischen ihnen. Das Baptisterium, die Kanzel, die Sakristei, die mächtigen Stühle an den Seiten zeugen von kunstsinniger Arbeit in allen ihren Teilen. Gediegene Kronleuchter hängen an metallnen Ketten von der Decke herab, Fresken und Malereien, Büsten und Statuen, Bilder aus der heiligen Schrift oder aus dem Leben der Heiligen, gemalt oder in Holz geschnitzt, in oft unglaublichen Dimensionen, schmücken die Wände, den Chorgang, die Decken. Teppiche und Laubgewinde verzieren den übrigen Raum, Fruchtgehänge und Blumenfelder von immer frischem Laube erhöhen den Eindruck der Pracht. Über dem Haupteingange hat die vielregisterige Orgel ihren Platz gefunden. — Der ganze große für die Gemeinde bestimmte Raum war geschieden in ein Frauenviertel, mit einem Geländer eingefaßt, und in ein entsprechendes Männerviertel, der Fußboden mit Steinplatten oder sechseckigen Ziegeln gepflastert. —

An die rechte Seite der Kirche lehnt sich das Haus der Väter, zweistöckig, solide, ohne Schmuck, mit doppelter Galerie und portalartigem Eingange. Das Innere war möglichst behaglich eingerichtet; geschnitzte Möbel standen in den weiten, saalartigen Zimmern. Ein verdeckter Gang führte längs der Seite eines großen Hofes in die Kirche, eine Galerie in den Kolleggarten; hohe Mauern umschlossen beides, Kirche und Kolleg. — An beide Gebäude schließen sich an der Friedhof, die Gärten der Väter, der Werkstättenhof und die Magazine.

Der Friedhof ist insgemein ein großer viereckiger Platz, der von einer niedrigen Mauer eingeschlossen und mit hohen Palmen und Cypressen bepflanzt war; Orangen- und Citronenalleen führen durch ihn hin und münden aus in den vier Ecken auf ein Kreuz und weithin mächtig schattende Palmbäume. In der Mitte steht die Kapelle. Der ganze Raum ist in vier Teile geteilt, für Erwachsene und Kinder jedes Geschlechtes je ein Teil. Tausenderlei Blumen und duftende Sträucher machen den Ort zu einem balsamischen Garten. — In ihren überaus großen und schönen Gartenanlagen kultivierten und acclimatisierten die Väter, was nur immer möglich war von heimatlichen Gewächsen; Orangen, Feigen, Pfirsiche, Granaten, Cujava und Bananen standen hier wohlgepflegt in üppiger Fülle.

Digitized by Google

Den Garten verlassend, das Kolleg und den ersten Hof durchschreitend gelangen wir in den ungemein wichtigen zweiten großen Hof, neben dem Gotteshause Brennpunkt der Niederlassung. Hier liegen die Werkstätten. Zuckersieder, Grobschmiede und Silberarbeiter, Zimmerleute, Schreiner, Drechsler, Rosenkranzmacher, Wachsbleicher, Weißgerber und Weber, mit zwanzig ja vierzig bis fünfzig Stühlen, hatten hier ihre Werkräume, die Schuster und Schneider ihre besonderen Gelasse. Rademacher, Wollkämmer und Zinngießer mit vielen Meistern und Gehilfen arbeiteten in andern Sälen. Jede Werkstatt war mit reichlichem Werkzeuge ausgestattet, das in Eigenbetriebe hergestellt wurde. Auch Bildhauer, Holzschnitzer, Mechaniker, Kupferstecher und Maler haben in den weiten Räumen ihre Ateliers. Eine Thür führt uns von hier auf die Straße unter die hochragende Front der Magazine, jener großen Stapelgebäude und Speicher für die Waren, der Kornböden für die Gemeinheitsernten, des Waffenarsenals und der Räume zur Aufbewahrung von Kleidungsgegenständen, minderwertigen Schmucksachen allerlei Art und sonstigen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens. Von hier aus und hier hin pulsiert alles Leben der Reduktion; hierhin fließen die Früchte des Gewerbefleißes der Plantagen und Ackerwirtschaft, hierhin die unendlich mannigfaltigen Artikel des großartigen Tauschhandels; von hier aus versorgen die Väter ihre Christen mit Nahrung und Kleidung für Krieg und Frieden, für den Werkeltag, wie für den Sonn- und Festtag.

Vor diesem „Quartier der Väter," das mit seinen Baulichkeiten und Anlagen einen Raum von sechzig Morgen bedeckte, lag der Kirchplatz, vierhundert Schuh in der Länge und fünfhundert in der Breite, im Mittelpunkte der Reduktion. Hohe Steinkreuze ragten aus seiner Mitte und seinen vier Seiten hervor, Palmen von nie gesehener Höhe und Baumpflanzungen säumten ihn ein. Dem Portale der Kirche gerade gegenüber stand eine Kapelle, „mit allem Anstande geputzt," für die Krankenkommunionen. Meist blieb die ganze Weite des Raumes frei, für die Umzüge und das Festgepränge. Drei Seiten dieses Vierecks waren von Häusern des „Quartiers der Eingebornen" flankiert, an denen doppelte Galerien sich hinzogen. Wie das Quartier der Väter ein riesiges Quadrat war, ein Quadrat der Kirchplatz, so reihte sich Häuserquadrat an Häuserquadrat eins hinter das andere, an weiten Straßen nach außen sich vorschiebend, die schnurgerade und abgesteckt auf den Platz symmetrisch ausliefen, oder parallel die Häuserblocks durchschnitten. Gleichwie auf dem Friedhofe, dem Hofe der Väter, dem großen Platze das Kreuz den Christen als stummer Mahner begrüßte, so erinnerte ihn auch

Digitized by Google

ein Kreuz auf den Kreuzungen der Straßen an den, in dessen Dienst er sich gestellt hatte, sobald er aus seinem Hause trat.

Die Häuser der Eingebornen waren in Reihen von je sechs und sieben erbaut, in regelmäßigen Zwischenräumen, und im Verhältnisse zur Größe der Bevölkerung stand die Zahl der Reihen oder Straßen.

„Diese Häuser sind nur kleine niedrige Hütten. Die Gemäuer sind aus wohl aufeinander gestampfter Erde gebaut. Das Dach ist mit Stroh bedeckt, etliche wenige ausgenommen, welche mit gebrannten Ziegeln wir nunmehr anfangen zu decken. Dieses Haus oder Hütte hat nur eine einzige Kammer. Es ist die Stube, die Schlafkammer und Küche, der Keller ist ein ausgehöhlter Kürbis. Die Thür des Hauses ist drei Spannen breit und sechs hoch, aus Ochsenhaut. Sie wird nie geschlossen, weil nichts im Hause ist, was man stehlen mag. In dieser liegt Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Kinder und Kindeskinder, „„eng aufeinander geschopfft,"" Hund und Katzen, Mäuse und Ratzen, daß es wimmelt, Grillen und gewisse Käfer, so man in Tirol Schwaben nennt, dem Tausend nach. Was alles dieses, in einer so engen und niederen Hütte, für einen unleidlichen Dampf verursacht, ist leichtlich zu erachten." Diese Worte schrieb P. Sepp 1692, und wenn P. Betschon 1719 eben dieselben Gebäude „stinkende Hütten" heißt, dürfen wir getrost annehmen, daß sonstige Beschreibungen, die von anmutiger Gestalt der Häuser, von Fenstern, Thüren und Kaminen reden, in das Gebiet jesuitischer Fabelei gehören. Spätere Ausführungen werden die Worte des P. Sepp bestätigen.

Noch einmal kehren wir auf den Kirchplatz zurück, denn zwei dort liegende Häuser verdienen noch unsere ungeteilte Aufmerksamkeit: das Gefängnis und das Spinnhaus. Als quadratische Baue nahmen beide einen nicht ungewöhnlichen Raum ein. Das Gefängnis verwahrte die männlichen Strafgefangenen, das Spinnhaus die weiblichen; hier hinein wurden auch die kinderlosen Ehefrauen gethan, die für eine gewisse Zeit von ihren auf Reisen, im Kriege, oder auf Außenarbeit befindlichen Männern verlassen waren. Auch elternlose Mädchen wurden dort detiniert neben denen, die Arbeitsinvaliden geworden waren. Endlich diente dieses geräumige Haus als Hospital.

Die geraden breiten Straßen führen uns hinaus in das Weichbild der Siedelung; Kapellen oder Kreuze stehen an den Scheidewegen oder am Ende der Straßen. An einer derselben lag das Reisehaus, das für die fremden Spanier errichtet war, eine andere lief auf den Seuchen-Gottesacker aus; viel betretene Kommunikationswege leiteten nach den Häfen und fabrikartigen Anlagen vor den Thoren der Siedelung. Kalk-, Ziegel- und Backsteinbrennereien, Lederanstalten und Schlachtereien, Roß- und Handmühlen, Waschhäuser und Schiffswerften, Theefabriken, Glockengießereien, Werkstätten für Guß von Kriegsmaterial,

Digitized by Google

Pulvermühlen, Steinhauereien und hydraulische Werke, kurz der vielgestaltige Großbetrieb war hier etabliert. Weiter hin dehnte sich die Feldmark aus, die großen Gärten mit ihren verschiedenartigen Kulturen, die Thee-, Baumwoll-, und Zuckerrohrplantagen, alle vorzüglich gepflegt, die Reisfelder, und die weiten Flächen für den Getreidebau, die stundenweit sich erstreckten und endlich in Viehtriften übergingen.

Als Joaquim de la Viana im 7. Missionskriege von weitem St. Michael mit einem Fernrohre erblickte, rief er aus: „Hört ihr, in den Köpfen unserer Madrider muß es nicht richtig zugehen, da sie diesen Flecken den Portugiesen abtreten wollen!“ Es muß in der That ein überwältigender Anblick gewesen sein, von einer Höhe herab auf einen solchen Fleck Erde zu schauen: In seiner Mitte das regelmäßig gebaute, oft weithin sich erstreckende Siedeldorf; alles überragend das Gotteshaus, das Kolleg der Väter, die Magazine und Werkstätten in kompakten Massen sich anschließend; schnurgerade gehen die Straßen, in rein quadratischen Linien hebt der weite Platz sich ab, und Häuserblock reiht sich an Häuserblock, weithin schimmernd in strohgelber Bedachung, nur hin und wieder ein rothes Ziegeldach zeigend. Zwischendurch leuchtet das dunkle Grün, oder die blütenreiche Pracht der Bäume, bald in geschlossener Masse den Blick fesselnd, bald als einzelner Baum, der mit Kennerblick gerade hierher gepflanzt ist, das Auge erfreuend. Vor jenem Thore qualmt ein Ziegelofen, kreischend fährt dort die Säge durch das feste Gefüge des Urunday-Baumes, um Säulen zuzurichten; von drüben her klingt die Axt des Zimmermannes, Bauholz zu gewinnen aus ungefügen Baumriesen, und laut übertönt anderes, vielstimmiges Geräusch das eintönige Klopfen der Lederwalker in den Lederanstalten. — Welch eine Pracht drüben in den Gärten; tropische Blumen in herrlicher Fülle, in leuchtender Mannigfaltigkeit ihrer Blütenkelche, fruchtstrotzende Obstbäume und von goldgelben Früchten schimmernde Orangenreihen entzücken das Auge. Und diese Breiten herrlichen Getreides, goldgelben Weizens, hochragenden Welschkornes mit mächtigen Fruchtkolben, hier dunklere Matten, Hirse und andere Hülsenfrüchte dehnen weithin sich aus. Das Wasserhebewerk dort, langhin sich erstreckende, schmale Kanäle, deren klares Gewässer wie ein Silberfaden durchs Gelände sich zieht, hellgelbe Breiten daneben, lassen die Reisfelder uns erkennen, hier schon zur Ernte bereit, dort in der Mitte des Wachstums, und jener graue Tümpel birgt die ewig durstigen Setzlinge, die das Auge nicht mehr zu erkennen vermag. Terrassenförmig übereinander liegend wiegt dort das Zuckerrohr seinen schwanken Stamm in sanftem Winde. Und Leben überall, geschäftige Hände bei fleißigem Thun; hör nur, wie die Knaben jauchzen, die des Reisfeldes hüten vor fraßgierigem Vogelschwarm; still und ernst geht der Mann und Jüngling seinen Weg und seiner Arbeit nach! Bald ruht das Auge, wie ermüdet von der wechselnden Pracht, auf einem palmenbeschatteten Bethause, oder bohnumrankter Strohhütte der Schnitter, bald fesselt ein hochragendes Kreuz den Blick, zum „Calvarienberge“ weisend, um endlich auszuruhen auf den dunkeln Streifen der Theepflanzungen, deren glänzende Blätter im Sonnenschein schimmern, auf den zierlich geordneten Quadraten der Baumwollplantagen, — und drüben dehnt sich die weite

Digitized by Google

Pampas aus, unabsehbar, wie unbelebt, denn weiterhin sind die Hirten gezogen, der fernen Estanzia zu! — Eine trefflichere Anlage, wie ein Garten Gottes, ließ sich kaum denken; alles wie aus einem Guß, von innen nach außen erbaut, erwachsen, ein Glied an das andere sich fügend, wie ein Organismus sich fügt und zusammensetzt, eins dem andern dienend, wie die Glieder eines Leibes dem Ganzen, so steht das Bild der Reduktion vor unserm geistigen Auge.

In jeder Reduktion residierten zwei Väter, zuweilen stand ihnen ein dienender Bruder zur Seite, und bei schweren Epidemien aushelfende Kraft. Im Namen des Königs, als des Oberlehnsherrn, fand die Bestallung derselben durch den Provinzial statt; zwei Missionssuperioren, am Parana und Uruguay vermittelten den Verkehr zwischen Pfarrer und Provinzial. Zu Cordoba in Tucuman war das Centrum der Verwaltung der großen Paraguay-Provinz. Von hier zog der Provinzial jährlich aus und hielt Visitationen ab in seinem großen Sprengel; ihm unterstellt waren auch die Missionsprokuratoren in Sta. Fé und Buenos Ayres, die in den Handelsmagazinen des Ordens die Ausfuhr und Einfuhr überwachten und die Finanzen verwalteten.

Herr im Hause und Vorsteher der Reduktion war der Pater Pfarrer, ihm untergeordnet der Vikar. Es war ein Leben voll Mühsal und Beschwer, das diese beiden Männer zu führen hatten; eine Arbeit jagte die andere, vom frühen Morgen bis zum späten Abend trieb geistlich Ding weltlich Geschäft, Sorge um die Finanzen des Ordens die Bemühungen um das Seelenheil der Christen. Das Kleinste war ihrer Hut unterstellt, wie das Größte unter ihrer Anordnung geschah. In buntem Wirbel sind sie beide jetzt Priester, Katecheten, Schulinspektoren, Schulmeister, dann Fabrikaufseher, Verwalter, Richter und Handwerker.

Hier überwacht ihr kundiges Auge der Werkstätten vielseitige Arbeit, dort greift ihre Hand zum Griffel und Reißzeug, jetzt tönt die befehlende Stimme durch die weiten Säle, hier überblickt das schnellberechnende Auge die Portionen der Mahlzeit, die den Christen verabfolgt wurden. Denselben Mann siehst du über kurzem in geistlichem Gewande, daß er dem Sterbenden die letzte Wegzehrung reiche. Und kein anderer ist es, der bald darnach strengen Blickes den Viehposten inspiziert und die Ackerfluren und Pantagen auf das kleinste Unkraut untersucht. Kein anderer als er geht den Expeditionen voran in die entlegenen Theegründe, er führt hochbeladene Barken oder Saumtiere die Flüsse hinab oder über die Berge hin. Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren, und die Augen der Mägde auf die Hände ihrer Frauen, also sehen der Christen Augen auf ihre Hände, er wird allen alles, er leistet alles, von ihm aus geht alles, zu ihm hin strömt alles. Es ist aber kaum faßlich, wie zwei Männer imstande waren, diese herkulische Arbeit zu bewältigen, wie sie den Kopf nicht verloren und den Mut nicht sinken ließen. Und daneben

Digitized by Google

die andere Frage, viel wichtiger als die erste: Blieben diese Männer Pfarrer und Hirten ihrer Gemeinden, zu denen sie gesetzt waren? Es ist ja ein Drängen und Schieben ohne Aufhören, rastlos treibt das große Räderwerk Stunde für Stunde, jeder neue Glockenschlag mahnt an neue Arbeit, und jede hinrinnende Stunde an den sinkenden Tag und die Fülle des Werkes, das noch geschehen muß! Kaum ist das Amen verklungen und der letzte Ton verhallt im Gotteshause, so hat die Seele nicht mehr Zeit, des eben Gehörten zu gedenken, hunderterlei Dinge stürmen auf den Pfarrer ein, fort, fort, bis die zur Rüste gehende Sonne den Tagelöhner ausspannt und den Knecht an die Ruhe gemahnt, — so zeigt uns Pater Sepp das Leben in den Pfarreien der Indianer. Was frommen die durch die Ordensregeln vorgeschriebenen stillen Stunden der Andacht, die Einkehr bei sich selbst und das Gedenken der Sünden um den Mittag, Morgens und Abends, des Dienstes gleichgestellte Uhr macht alles gleich, und das Joch des harten Dienstes muß jeden Eindruck verwischen.

Auf diese Weise verloren die Pfarrer die rechte Stellung zu ihren Christen. Als herrschsüchtige Leute treten sie auf, angethan mit der Vollgewalt römischen Priestertums, mit elementarer Wucht Gehorsam fordernd und eine Ehre heischend, die Christi Dienern am allerwenigsten zukommt. Derselbe Verlust aber und die riesige Anspannung aller Kräfte brachte diese Männer dazu, nach des Tages Last und Hitze in Wohlleben und Gemächlichkeit, in den Freuden der Tafel bei Reigen und Gesang ein Genüge zu suchen und zu finden. Es ist ohne Frage ein anderes Geschlecht aufgekommen, das nichts wußte von den Tagen der Sammlung und ihrer Beschwer. Männer zogen in die Pfarreien ein, die das Errungene als Erbgut betrachteten und ein Leben voll Eigendünkels und hastenden Genusses führten, gegen das die befehlende Stimme der Oberen sich oftmals vergeblich erhob.

Allerdings mußten die furchtbare Einsamkeit und Weltabgezogenheit dieser Dörfer, der geringe Verkehr der Leiter untereinander, endlich die selbsterwählten Fesseln des Cölibates gerade die Seiten des menschlichen Gemüts-, Seelen- und Leibeslebens zur Entwicklung bringen, die unter anderen Verhältnissen mehr in den Hintergrund getreten wären. Dazu kommt, daß in diesen Einsamkeiten der in steter Klausur des Noviziates, des Kollegs erwachsene Jesuit die Wonne der Ungebundenheit kostete, seine Freiheit aber dazu mißbrauchte, sich selbst seiner sittlichen Würde zu entkleiden, seine neuen Brüder aber mit demselben Joche zu bedecken, dessen er selbst in gewisser Weise lediglich geworden war.

Im Grunde genommen war es nur ein leeres Dasein, das die Väter jetzt führten; darum füllte auch kleinliche Rivalität, Befriedigung gelungener Rache, bis ins Äußerste getriebene Pedanterie ihr Leben aus, das kaum

Digitized by Google

einen anderen Anstrich bekam durch den lärmenden Besuch der Visitatoren, durch einen Kriegszug gegen wilde Heiden an den Grenzen, oder durch die berüchtigten „Kuhkriege" an den Küsten.

Das von den Vätern regierte Christenvolk der Reduktionen lebte in „Kazikschaften oder gentes," und ein starkes Gemeinschaftsgefühl hielt die Klanschaften zusammen. Um die Wohnung der Christen war es traurig bestellt; ein elendes Gelaß, eine stinkende Hütte ist ihr Heim, „der Krippen und des Stalles zu Bethlehem trostreiche Abbildung"!! Nur die Beamten scheinen einen besonderen Vorzug genossen zu haben.

Wir treten ein durch die niedrige Thür, die Fenster und Rauchfang zugleich ist. Der enge Raum, durch das spärlich einfallende Tageslicht kümmerlich erleuchtet, vielleicht durch ein schwelendes Feuer notdürftig erhellt, ist alles in allem, ist Stube und Kammer, Keller und Stall. Daß wir nicht zuviel sagen, der Keller ist ein „ausgeholter Kürbis, in dem sie das Wasser holen. Das Bette dessen, der reich und ein Edelmann sein will, ist ein gesticktes langes Fischernetz aus Palmen an zween Bäumen aufgehenkt. Die dieses nicht vermögen, liegen auf einer Tiger- oder Kühehaut, des Polsters oder Haubt-Küsses statt vertritt gar dauerhaftig ein harter Stein, oder hölzerner Block. Das Kuchelgeschirr vertritt ein oder anderer Hafen. Der Löffel ist die Hand, das Messer die Zähne oder ein gespalten Rohr, die Gabel die fünf Finger, das Trinkgeschirr der Kürbis, der Brater ein oder anderer hölzerner Stecken, daran sie das Fleisch stecken, von welchem, da es auf der einen Seite bratet, sie auf der andern Seite schon abschneiden und essen, daß der Brater und Fresser miteinander fertig werden; sobald der Indianer ein Stück Fleisch verschluckt hat, hungert ihn schon nach einem andern. Es giebt Indianer, welche diese Geduld nicht haben, sondern nehmen ein Stück Fleisch, schwingens dreimal durch den Rauch und Flammen und fahren damit gleich dem Maule zu, da es noch saftig ist, daß ihnen die roten Suppen allenthalben bei der gefräßigen Gosche herabrinnet." Eine Axt, ein Gartenmesser, eine Hacke, wenige Nadeln, Kisten und Kasten vervollständigen diesen kümmerlichen Hausrat. In diesen engen Raum ist die ganze Familie verwiesen, Junge und Alte, ohne Unterschied des Geschlechtes, Kinder und Kindeskinder, Brüder und Schwestern, verheiratete und unverheiratete, mit ihnen teilen Haustiere und Ungeziefer widerlichster Art den dumpfen Raum, den Ibañez mit Recht ein „indianisches Unsläterei-Behältniß" nennt.

Dieses elende Haus aber war keineswegs des Christen Eigentum, nicht einmal die Rechte eines Häuslings besaß er an ihm. Das Los entschied über die jedesmalige Besetzung. Herr in seiner Familie war das Oberhaupt allerdings; tief unter ihm stand das Weib, das den geringen Hausstand zu besorgen hatte. Die tägliche Arbeit fanden die Ehegatten auswärts. Was sonst von dem Familienleben auszusagen ist, bleibt späteren Ausführungen vorbehalten.

Die Kleidung der Männer war halb indianisch, halb spanisch und bestand aus Hemd, Kamisol und Poncho. Diese Stücke wurden aus Baum-

Digitized by Google

wolle oder Leinwand gemacht, einfarbig, hell oder dunkel, für das gewöhnliche Volk, mit roten oder blauen Streifen für die Beamten. Die Weiber trugen für gewöhnlich eine Gewandung, die vom Halse ohne Ausschnitt mit kurzen Ärmeln bis an die Knöchel ging; sobald sie aber öffentlich erschienen, waren sie vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Wollmantel bedeckt, der nur Gesicht und Hals freiließ. Sommer und Winter gingen alle ohne Unterschied des Geschlechts und Alters barfuß und barhäuptig. Zweimal im Jahre resp. einmal erhielten die Bewohner diese einfache Bekleidung. Und umsomehr waren die Väter bestrebt, an dieser Einfachheit festzuhalten, als sie durch eignes Verschulden eine Kleiderfucht und ein Verlangen nach Schmuck bei den Christen großgezogen hatten, wogegen scharfe Befehle der Oberen vergeblich kämpften.

Auch die übrige Lebensgestaltung der Christen unterzogen die Väter der schärfsten Kontrolle. Sie überwachten emsig die Tracht der Haare bei Männern und Frauen, schrieben genau die Größe und Form der Schmuckgegenstände vor, schieden strengstens bei öffentlichen Gelegenheiten beide Geschlechter voneinander ab, — und zu Hause lag alles pêle-mêle durcheinander nach dem Zeugnisse des Pater Sepp! Mit dem ersten Hahnenschrei ward das Signal zum Aufstehen und Versammeln gegeben; mit hereinfallender Nacht wurd zur Ruhe geläutet, und die Patrouille fing an, die ganze Nacht den Rundgang zu machen. Jedermann hatte in seinem Hause zu bleiben, niemand durfte ein fremdes Haus betreten. Mit großem Ernste hielt man auf dieses Gebot, und ward jemand auf der Straße betroffen oder gar in fremdem Hause, so führte ihn die Wache ohne Gnade ins Gefängnis bis zum frühen Morgen, und die Untersuchung ward eingeleitet. Eine genau geführte Stammrolle erleichterte die Kontrolle bei diesen und anderen Angelegenheiten.

Auch das Heiraten war in der Mission Gesetz, ja die Väter duldeten durchaus keine Unverheiratete. Unter den Augen der Väter fand die Verlobung statt. Sie beschafften die Heiratsanzüge und das kümmerliche Heiratsgut, sie wiesen den Neuvermählten ihr Tagewerk an und erinnerten die Eheleute fleißig an ihre eheliche Pflicht in der Sorge um Vermehrung der Bevölkerung.

Das Verfahren der Väter bei der Hochzeit schildernd setzt Pater Sepp hinzu: „welcher ihnen auch ins Künftige soviel Fleisch und Mehl in ihre Haushaltungen läßt reichen, als sie zu ihrer Auskunft bedürftig seiend." In der That ein christlicher Indianer wußte niemals, von der Wiege bis zum Grabe, was es heißt: Sorgen für morgen! „Ohne etwas kaufen oder verkaufen zu müssen, hat ein Indianer alles, was zu einem bequemen Leben gehört, als Nahrung, Kleidung, Wohnung hinlänglich." Denn früh morgens nach dem ersten Gottesdienste, oder Sonntags nach der Messe, mittags und abends fand regelmäßig die von

Digitized by Google

den Vätern überwachte Verteilung der täglichen Rationen statt. Während die Jugend zubereitete Speisen erhielt, bekamen die Alten ihre Portionen Thee, Fleisch, Salz und Getreide. Für die Schwachen und Kranken ward in der Küche der Väter gekocht; Krankenwärter trugen die zuvor geweihte Speise in die betreffenden Hütten. Das Spinnhaus ward in gleicher Weise versorgt. Anfang jeden Monats gaben die Getreidebeamten den Quartier-Vorstehern das Nötige aus, das dieselben nach Bedürfnis an die Familien verteilten; dennoch fehlte es stets den Christen an der nötigen Zukost und Gemüse, sodaß das Fleisch den Mangel ersetzen mußte. Zur Zeit der Aussaat ward ebenfalls jedem gereicht, was ihm einfiel in seinen Acker; und wenn er dieses Maß verzehrt hatte in unersättlichem Hunger, that ein zweites und drittes Mal das Magazin ihm sich auf, um ihm zu geben. Während der Feldarbeit ward gar viermal Fleisch ausgeteilt und in den letzten vier Monaten des Jahres trotz geschehener Ernte täglich, und diese Weise ward schließlich die stehende. Welche Massen haben diese Reduktionen verschlungen! Um z. B. 818 Portionen zu 5—6 Pfd. zu erlangen, mußten in einer Reduktion am Uruguay 16 nicht kleine Stücke Vieh geschlachtet werden, so daß der Viehverbrauch in diesem Orte auf 4000 Stück jährlich stieg. Um die 7000 in St. Michael zu sättigen, wurden täglich wenigstens 40 Ochsen geschlachtet, ungerechnet die großen Mengen Schafe, die jährlich auf die Schlachtbank kamen.

So ziehen der Indianer Tage dahin, gehoben und getragen von sorgenden Händen ist ihr Alter wie ihre Jugend. Und wenn die Beschwerden des Alters sich zeigen, der Christ weiß, daß er auch dann nicht verlassen ist, dieselben Hände sorgen für Wartung und Pflege. Ist aber die Kraft dahin, und sind die Hände laß zur Arbeit, so treten Jüngere an seine Statt und pflegen das Gemeinschaftsland für ihn, wie auch er einst thun mußte in der Fülle seiner Kraft. Und wenn nun der Tod anklopfte, wenn es zu scheiden galt aus diesem schönen, genußreichen, sorgenfreien Dasein?

„So ich einem Sterbenden beistehe, bin ich vor Überfluß geistlicher Freud und Trostes gleichsam außer mir, schreibt Pater Sepp, daß ich oft mit Balaam sprich: Meine Seel sterb auch solchen Todes! wie diese Indianer, weil es nicht auszusprechen, mit was Sanftmut, Gewissensruhe, zufriedener Erlassung in Gott, wie auch Sittsamkeit des Leibes und der Seele sie abscheiden. Kein Zeichen einiger Ungedult, kein Seuffzer, kein Unwillen, kein Geschrey ist auch sogar in schmerzhafften und langwierigen Zuständen allhier zu vernemmen. Sie klagen sich weder des Durst noch der Hitz, noch der Kälte, noch des Schmertzes, welche sie leiden. Keiner bekümmert sich seines Weibes und Kinder." Von Schulden weiß er nichts, ein Testament macht er nicht, der Pater Pfarrer sorgt für alles. Ist der Tod eingetreten wird Wollzeug oder weiße Leinwand

Digitized by Google

aus den Magazinen geholt, der Leib hineingehüllt, und Meßknaben und Muſikanten „ſingen ihn fein in das Grab."

Auffallend groß war die Sterblichkeit in den Reduktionen, auch ſtand die Vermehrung durchaus nicht im Verhältniſſe zu der Perſonenzahl ſeit der Konſolidierung der Bevölkerung. Der Grund waren oft auftretende Epidemien, die natürlich in den „ſtinkenden Hütten" furchtbar aufräumten, eine Urſache die Kriege, die die Väter im Intereſſe der Krone führten, oder auf eigene Fauſt unternahmen.

Um den rieſigen Anforderungen, die dieſes eigenartige Leben ſtellte, gerecht zu werden, umgaben ſich die Väter mit einem Heere von Beamten. Jede Beſchäftigung, jeder Zweig hatte ſeinen Beamten aufzuweiſen; in vielſtufiger Gliederung ging es vom Kaziken aus altem Geſchlechte herab bis zum unterſten Küchenjungen. Die ſchärfſte Kontrolle hielt dieſen Stab zuſammen, ſowie in Abhängigkeit vom Pater Pfarrer. Beſondere Titel, Abzeichen und Ehren weckten den Eifer zur Arbeit von früh bis ſpät. (Fortſetzung folgt.)

Die S. P. G. in Barma.

Von O. Flex.

III.

Bei der großen geographiſchen Ausdehnung, welche die engliſche Miſſion durch die Beſitzung von Taungu gewonnen, angeſichts der ſich ſtetig vermehrenden Anzahl von engliſchen Beamten, Kaufleuten und Privatperſonen in Barma, und mit Berückſichtigung der dadurch immer größer werdenden Arbeitslaſt der S. P. G.-Miſſionare, welche neben ihrer, alle Kräfte anſpannenden, Predigt- und Lehrthätigkeit unter den Heiden und in den Schulen auch in vielen Fällen die Seelſorge für die durch das ganze Land zerſtreuten Engländer zu übernehmen hatten, denn die Regierung konnte nicht auf jede kleine Anſiedlung oder Faktorei einen Chaplain ſtationieren, ſtellte ſich nun immer mehr die Notwendigkeit heraus, eine einheitliche, lokale Verwaltung der geſamten Miſſions- und Kirchenarbeit in Barma zu organiſieren.

Die Oberaufſicht und Oberleitung derſelben hatte bis jetzt, wie ſchon früher erwähnt, in den Händen des Metropolitanbiſchofs von Kalkutta gelegen. Bei der rapiden Ausdehnung der Kirche in Indien ſelbſt und der infolge deſſen täglich größer und ſchwieriger werdenden Arbeitslaſt war es dem Biſchof kaum möglich, der ganz abſeits und fern liegenden Provinz von Barma die nötige Zeit und Aufmerkſamkeit zu widmen. Dem

Digitized by Google

Übelstande konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß man Barma zu einer selbständigen bischöflichen Diözese machte.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellten, schienen jedoch unüberwindlich, denn da das Gehalt des Bischofs garantiert sein muß,[1]) ehe eine Diözese von den staatlichen und kirchlichen Behörden konstituiert werden kann, so hätte man erst ein Kapital von wenigstens 24 000 Lst. (= 480 000 M.) bereit haben müssen, ehe man an die Ernennung eines Bischofs denken konnte. Woher sollte man eine solche Summe nehmen!

Der hohe kirchliche Sinn und fröhliche Glaubensmut einer Diözese in England überwand die Schwierigkeit. Es war die Diözese von Winchester. Dieselbe brachte nicht weniger denn 10 000 Lst. (= 200 000 M.) für Barma auf. Die S. P. G., die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntnis[2]) und die Verwaltung des Fonds für Kolonial-Diözesen[3]) steuerten weitere 10 000 Lst. bei und endlich willigte die indische Regierung ein, eine Summe zu zahlen, welche dem Jahresgehalt eines Senior Chaplain, also etwa 1000 Lst., gleichkommen sollte. Die Geldfrage war somit gelöst. Nun galt es, den geeigneten Mann zu finden.

Die Wahl fiel auf einen Geistlichen, welcher durch seine eminente Tüchtigkeit, tiefernste Frömmigkeit und begeisterte Arbeit in der inneren und äußeren Mission schon längst die Aufmerksamkeit der höchsten kirchlichen Behörden in England auf sich gezogen hatte. Es war Rev. Jonathan Holt Titcomb.

Um die Bedeutung dieses Mannes für die Missionsarbeit der anglikanischen Kirche in Barma vollständig verstehen zu können, muß der Leser einen Blick in die Geschichte seines reichen und gottgeweihten Lebens[4]) thun.

Titcomb wurde am 29. Juli 1819 mit einer Zwillingsschwester zu Kensington geboren. Seine Eltern waren gottesfürchtige Leute, welche mit größter Gewissenhaftigkeit alles thaten, um den Knaben von Jugend auf in christlicher Erkenntnis zu fördern und ein bewußtes christliches Leben in ihm zu erwecken. Er sollte Theologie studieren. Nachdem er verschiedene Schulen, zuletzt Kings College School, besucht und von Jarret, welcher damals Professor des Arabischen in Cambridge war, noch zwei Jahre speciell vorbereitet worden war, bezog er die Universität daselbst. Seine Studienzeit brachte ihm schwere Konflikte. Durchdrungen von tiefsittlichem Ernst, getragen von den innigen Gebeten seiner Eltern, und besonders seiner Zwillingsschwester, an der

[1]) Das Gehalt eines Kolonial-Bischofs beträgt gewöhnlich 1200 Lst. (= 24 000 M.)

[2]) Society for Promoting Christian Knowledge.

[3]) Colonial Bishoprics Fund.

[4]) So heißt der Titel seiner Biographie: A consecrated Life, memoirs of the Right Reverend Bishop Titcomb, D. D. London 1887.

Digitized by Google

er mit der zärtlichsten Liebe hing, fühlte er die Arbeit des Geistes Gottes in seinem innern Leben; seine äußere Umgebung jedoch, mit dem stets kritisierenden Vernunftgeist, der besonders in Cambridge damals vorwaltete, erzeugten in ihm eine derartige geistige Friktion, daß er nahe daran war, Skeptiker zu werden. Er schrieb an seine Eltern, daß er sich vollständig unwürdig fühle, Geistlicher zu werden, und warf sich mit aller Macht auf das Studium der Mathematik und der Jurisprudenz.

Den Vorstellungen seiner Eltern und seiner Schwester gelang es, ihn von dem Entschluß, Advokat zu werden, wieder abzubringen. Nach vierjährigem Aufenthalt in Cambridge kehrte er in sein Vaterhaus zurück, und fand hier das innere Gleichgewicht seiner Seele wieder. Tiefe Selbstprüfung, aufrichtiges Streben nach Gemeinschaft mit Gott, der Umgang mit seinen Verwandten welche ihn mit fürbittender Liebe trugen,[1]) brachten ihn wieder auf den rechten Weg und er weihte mit rückhaltloser Hingabe sein Leben Gott aufs neue. In seinen Aufzeichnungen sagt er darüber unter dem 2. August 1841: „Diesen Tag werde ich nie wieder vergessen. Ich habe mich Gott ganz ergeben; mit einer Buße, wie ich sie noch nie gefühlt, mit tiefster Zerknirschung meines Herzens habe ich mich zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes gelegt und ihn im Glauben als meine einzige Hoffnung und Gerechtigkeit ergriffen."

Er kehrte nun sofort zum Studium der Theologie zurück. 1842 übernahm er eine Stelle als Hauslehrer bei Lady Forde in Hollymount, Irland. Diese Dame war eine gläubige Christin. Sie hatte auf ihrem großen Gute eine Kirche für ihre Pächter gebaut und ernannte als Patronin Titcomb zum Hilfsgeistlichen (curate) an derselben. Er wurde infolge dessen am 25. Sept. 1842 zum Diakonus (deacon)[2]) ordiniert. Titcomb behielt trotzdem seine Hauslehrerthätigkeit noch eine Zeit lang bei, und es war gerade hier zu Anfang seiner seelsorgerischen Thätigkeit unter den irländischen Bauern, wo der Grund zu der echt evangelischen Glaubensrichtung, welche ihn sein ganzes Leben lang auszeichnete, gelegt wurde.

Im Sommer 1843 machte er mit seinem Schüler eine Tour auf den Kontinent. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Priester ordiniert und begleitete darauf den jungen Mann nach Cambridge, um ihn dort in das Universitätsleben einzuführen.

Hier kam er mit Colenso, dem nachher so vielgenannten Bischof, zusammen. Derselbe fungierte freiwillig als Geistlicher an einer nahe gelegenen Vorstadt-Gemeinde, Barnwell, und bat Titcomb, ob er seine Stelle übernehmen möchte, während er die Tutorstelle[3]) bei dem jungen Studenten fortführen wolle. Titcomb willigte ein und wurde 1845 zum Incumbent der Parochie St. Andrew-the-Less in Cambridge ernannt. Die Gemeinde zählte 7000 Seelen und besaß zwei Kirchen, welche er halb leer fand. Das Einkommen betrug nur 150 Pfd. „Keine sehr günstigen Aussichten" bemerkt er in seinem Tagebuche

---

[1]) Seine Mutter wird in seiner Biographie ein „Saintly woman" genannt.
[2]) Die anglikanische Kirche hat zwei Ordinationen, die erste für das Diakonat, die zweite, welche gewöhnlich 2 Jahre später folgt, für das Priesteramt.
[3]) Jeder Student hat gewöhnlich einen Tutor = Privatlehrer, der ihm bei seinen Spezialstudien hilft.

Digitized by Google

hierüber, „aber ich hoffe auf des Herrn Beistand und nehme das Amt im Glauben an."

Hier verheiratete sich Titcomb mit Miß Sarah Wood, mit der er seit drei Jahren verlobt gewesen. Er rühmt sie als „die beste und weiseste der Frauen," deren gesundem Urteil und geschickter Haushaltung er mehr verdanke, als er sagen könne. Nun kamen auch seine Eltern nach Cambridge und halfen ihm im Verein mit seiner Zwillingsschwester bei seiner schweren Gemeindearbeit. Barnwell war eine durch und durch verkommene Gemeinde. Die ganze moralische Atmosphäre war eine grenzenlos verdorbene und es erforderte den ganzen frischen Glaubensmut Titcombs, das Herz nicht sinken zu lassen, als er immer tiefer in den Zustand besonders einzelner Viertel seines Bezirkes blickte, die nichts als Diebes- und Lasterhöhlen zu sein schienen.

Er fing seine seelsorgerische Thätigkeit damit an, daß er wöchentlich in vier verschiedenen Orten der Parochie sog. cottage lectures[1]) hielt. Die erste dieser Versammlungen fand in Gaslane statt, und war von etwa 50 Leuten besucht, von denen viele noch nie in einer Kirche gewesen waren. Mit Hilfe eines Curate und Bibellesers[2]) konnten diese lectures bald vermehrt werden, und sie zogen eine immer mehr wachsende Anzahl von Zuhörern an.

Dann teilte er seine ganze Parochie in einzelne Distrikte ein und gewann für die geistliche Überwachung derselben eine Schar von Helfern und Helferinnen aus seinen Bekanntenkreisen. Hierauf richtete er drei Sonntagsschulen an Centralpunkten der Gemeinde ein, um die Kinder in Berührung mit dem Worte Gottes zu bringen. Junge Studenten von der Universität übernahmen die Aufsicht über dieselben und brachten aus ihrer Mitte und Freundeskreisen eine genügende Zahl Lehrer und Lehrerinnen, welche in kurzer Zeit auf 150 stieg, für dieselben zusammen. Monatliche Konferenzen mit all diesen Gehilfen, welche selbstverständlich ohne irgend welche Bezahlung arbeiteten, wurden abgehalten, um den Lehrstoff und die beste Methode, den verwahrlosten Kindern die christliche Religion nahe zu bringen, zu besprechen. Die Studenten waren Titcomb bei allen diesen reformatorischen Unternehmungen von unbeschreiblichem Nutzen und vielen von ihnen waren diese ersten Versuche im Abhalten von Bibelstunden, Gebetsversammlungen, Missionsstunden ꝛc. eine ausgezeichnete Vorbereitungsschule für ihren späteren Beruf.

Um die ungeheuren Kindermassen, welche sich nach und nach in den Sonntagsschulen zusammenscharten, zu einer Körperschaft zu verschmelzen und ihnen das Gefühl und Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auf religiösem Grunde zu geben, hielt nun Titcomb jeden Monat einmal einen Gesamtkindergottesdienst, in welchem er über Themata, die sich auf das praktische christliche Leben des heranwachsenden Kindes bezogen, zu ihnen sprach. Diese Kindergottesdienste wurden jedesmal von durchschnittlich 600 Kindern besucht und stifteten unendlich viel Gutes.

Um den Armen und Hilflosen in der Gemeinde beizustehen, organisierte

---

[1]) D. i. Bibelstunden oder Gebetsversammlungen verbunden mit kurzen Ansprachen über religiöse oder das praktische Christentum betreffende Fragen.

[2]) Angestellter Gehilfe, welcher in den Privathäusern die Bibel vorliest und Abschnitte derselben erklärt.

Digitized by Google

er eine Provident Society[1]), zwei Arbeitsvereine von Damen (Nähvereine) und einen Verein zur Rettung der gefallenen Frauen und Mädchen.

Diese großartigen Anstrengungen verfehlten nicht einen nachhaltigen Eindruck auf die Massen zu machen. Der moralische und religiöse Ton in der Parochie hob sich, der Kirchenbesuch wurde besser, die Zahl der Kommunikanten nahm stetig zu. Trotzdem fand Titcomb, daß die allerunterſten Schichten der Bevölkerung noch nicht angefaßt waren. Nach dreijähriger Arbeit stellte er eine Art religiösen Census an, als dessen Resultat es sich herausstellte, daß etwa noch 3000 Personen, Leute von unstätem Leben und ohne sichern Wohnort, sich von den Gottesdiensten fern hielten. Bei ihrem stets wechselnden Aufenthalt war ein persönliches Herantreten an den Einzelnen unmöglich. Er beschloß daher, das Evangelium auf offener Straße gerade an den verrufensten Orten, an denen diese Leute zu verkehren pflegten, zu predigen. „Ich muß alles, auch das Äußerste, thun, um diesen Seelen das Wort Gottes nahe zu bringen" schrieb er an Lord Shaftesbury, dessen Rat er sich in dieser so wichtigen Angelegenheit holen wollte, „sie sind für die gewöhnlichen Hilfsmittel der Seelsorge unerreichbar, und doch bin ich für ihr Heil verantwortlich." Titcomb ließ sich ein tragbares und zusammenlegbares eisernes Kanzelgestell machen und errichtete dasselbe an Straßenecken oder öffentlichen Plätzen, welche von diesen Leuten zu bestimmten Zeiten frequentiert wurden, und sprach von demselben herab zu den Vorübergehenden. Es war ein gewagtes Unternehmen, denn der englische Pöbel ist über die Maßen roh und brutal. Titcombs Mut, seine Begeisterung und packende Weise zu den Leuten zu reden, imponierte ihnen aber. Sie sahen, der Mann meinte es ehrlich mit ihnen.

Die Aufzeichnungen in seinem Tagebuche über diese Arbeit sind außerordentlich interessant. Er fand, daß sich nach und nach jedesmal eine Zuhörerschar von 5—600 Personen um seine kleine Kanzel sammelte. „Einige der verworfensten Charaktere waren heute darunter" heißt es an einer Stelle, und an einer andern: „ich hatte heute gerade die Leute, die ich suche, etwa 500 waren zugegen, nicht einer rührte sich, bis ich den Segen gesprochen." Wieder schreibt er: „Es gefiel Gott heut, gegen 2000 Seelen zusammen zu bringen; Diebe, Säufer, Gotteslästerer, Huren standen in gemischten Haufen um mich her und hörten zu, die vornehmste Gemeinde hätte sich nicht besser benehmen können, als diese Leute." ꝛc.

Es dauerte nicht lange, so zeigte sich die Frucht dieser Liebesarbeit. Berüchtigte Charaktere, notorisch verkommene Subjekte fühlten sich ergriffen. Viele kamen zu Titcomb und fingen unter seiner Anleitung ein neues Leben an.

Um diese Zeit erhielt Titcomb einen Ruf nach Sheffield. Nach langer Prüfung und demütigem Gebet um Erleuchtung von oben entschied er sich, seine Stelle nicht aufzugeben. Der Erfolg seiner Thätigkeit wurde immer ermutigender. Am Neujahrstage 1852 sagt er in seinem Tagebuch: „Die Kirche war gestern abend gedrängt voll. Ich glaube wirklich, die Leute fangen an, nach dem Worte Gottes zu hungern und zu dürsten. An der ersten Abendmahlsfeier nahmen 187 Kommunikanten teil. Gesegnet sei der Name des Herrn. Der Kindergottesdienst war noch nie so zahlreich besucht wie

[1]) Eine Art Sparkassen-Verein.

Digitized by Google

heute." Obgleich überhäuft mit Arbeit für seine Gemeinde, fand er doch noch Zeit auch andern kirchlichen Interessen zu dienen. Mit besonderer Vorliebe wandte er seine Hilfe der Mission zu. Er unternahm wiederholt Missionspredigttouren für die Church Mission, für die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden, für die Bibelgesellschaft und die Church Pastoral Hilfsgesellschaft.

Gegen Ende des Jahres 1852 richtete er populär-religiöse Vorlesungen für die Handwerker und Fabrikarbeiter ein, um auch diesen hartarbeitenden und oft schwergeprüften Leuten näher zu kommen. Die Sache schien erst wenig Anklang zu finden. Titcombs anziehende Weise vorzutragen, die Furchtlosigkeit, mit der er wissenschaftliche Fragen vom religiösen Standpunkte aus behandelte und die herzgewinnende Liebe, welche er den Arbeitern entgegenbrachte, brachen sich aber auch hier schließlich Bahn, und die lectures wurden vielen zum Segen.

Als echter Missionar versäumte Titcomb nie, während des großen Jahrmarkts, welcher 5 Tage dauerte, und während dessen besonders zur Nachtzeit ein wüstes Treiben herrschte, mit seinen Gehilfen auf dem Marktplatze bald hier bald da zu predigen und er fand jedesmal, daß nachher Leute, junge und alte, zu ihm kamen und versprachen ein neues Leben anzufangen. Unter den Rowdies[1]) war er bald als „The terror of Barnwell" bekannt, und oft hörte er von Individuen, welche des Abends mit der ausgesprochenen Absicht auf die Marktwiese gekommen waren, daselbst allerhand Tollheiten zu treiben, aber still nach Hause gegangen waren, als sie seine Ansprache gehört hatten.

Auch mit der Feder war Titcomb thätig, um den Seelen nah und fern Anregung zu lebendigem Christentum zu geben. In 1845 veröffentlichte er „Winke für Privatandachten." In 1857 kamen seine „Bibelstudien" heraus, ein Buch, das nachher von der Religious Tract Society unter dem Titel: „Die fortschreitende Offenbarung von Adam bis Maleachi" weit verbreitet wurde. —

Auf sein bis dahin ungetrübtes Familienleben fiel jetzt der erste Schatten. Eine seiner Töchter wurde sehr krank und der Arzt schrieb die Ursache der ungesunden Wohnung zu. Kurze Zeit nachher erkrankte seine Mutter unter denselben Symptomen und es blieb kein Zweifel, daß die Befürchtung des Arztes begründet war. Titcomb stand infolge dessen vor der Alternative, die kranken Glieder seiner Familie irgendwo anders unterzubringen oder den Ort ganz aufzugeben. Während er um Erleuchtung und Weisung von oben betete, erhielt er einen Brief von der Christian Vernacular Education Society[2]) mit der Anfrage, ob er das Sekretariat dieser Gesellschaft übernehmen wolle. Es schien ihm geboten unter den besonderen Umständen, dies als die Antwort auf seine Gebete anzusehen, und nachdem er die Angelegenheit noch eingehend mit Venn, dem damaligen Sekretair der Ch. M. S. besprochen, der ihm dringend riet dem Rufe zu folgen, nahm er die Stelle an.

Er predigte zum letztenmal in seiner Kirche am 20. Juni 1859 und siedelte dann nach West Brompton über. Sein Biograph faßt die Resultate seiner Arbeit in Barnwell in folgenden Worten zusammen: „Als Titcomb

[1]) Gewohnheitsmäßige Radaumacher. Das deutsche Wort Radau soll übrigens von dem englischen Wort Rowdy herkommen.

[2]) Gesellschaft für die christliche Erziehung der Eingebornen in Indien.

Digitized by Google

nach Barnwell kam, war der Ort ein wahrer Sündenpfuhl, Trunksucht, Unzucht und Zügellosigkeit herrschten überall, die kirchliche Maschinerie war gänzlich verrostet. Die Kirchen waren kaum halb voll und die Zahl der Kommunikanten eine verschwindend geringe. Als Titcomb die Gemeinde verließ, hatte sie zwei Kirchen, welche überfüllt waren von Andächtigen, die Kommunikantenzahl war um das Vierfache gewachsen, die Arbeit lag in den Händen von drei Geistlichen, welche von einer treuen Schar Laiengehülfen und 150 Sonntagsschullehrern unterstützt wurden, und das Evangelium war buchstäblich allen Seelen in Barnwell nahe gebracht worden.

Titcomb blieb in seinem neuen Wirkungskreis zwei Jahre. Sein organisatorisches Talent und sein Enthusiasmus für die Missionsarbeit, ebenso seine Gabe der überzeugenden Rede, welche zündend auf andere wirkte, fanden hier ihren weitesten Spielraum. Er durchreiste zu wiederholten Malen England, Schottland und Irland, überall anregend und Freunde und Helfer für die Mission gewinnend. Es waren besonders diese zwei Jahre, welche ihm augenscheinlich von der Vorsehung gegeben waren, um ihn für die wichtige Stellung, die er nach Gottes Ratschluß später in Barma bekleiden sollte, vorzubereiten.

Auf die dringende Bitte eines Geistlichen einer großen Londonparochie, welche in zwei Teile geteilt werden sollte, ließ er sich bewegen, den neu zu errichtenden Distrikt zu übernehmen. Er fand hier „eine noble Gemeinde und eine noble Kirche". „Möge der Herr die Gemeinde mit dem heiligen Geist taufen!" schreibt er am ersten Sonntag abend in sein Tagebuch. Um das hohe Ideal des Predigers stets vor Augen zu haben und seiner neuen Gemeinde stets das Beste in seinen Predigten zu geben, stellte er sich hier eine Liste von Grundsätzen zusammen, welche ihn bei seiner Kanzelarbeit leiten sollen. Sie enthält 18 Punkte; ich führe nur einige zur Charakterisierung des Mannes an.

1. Rede die Wahrheit in *Liebe*.
2. Dringe auf vollständige, ganze Hingabe des Herzens, kein Gemisch.
4. Unterscheide stets zwischen dem Frieden des natürlichen Menschen, welcher negativ ist und auf dem Nichtvorhandensein von Furcht beruht und dem Frieden des wahren Heiligen, welcher positiv ist und in der Freude über das Innewohnen Gottes — Christi — in der Seele seinen Grund hat.
6. Der Besitz Christi muß das Suchen nach der Seligkeit anderer Menschen im Gefolge haben.
7. Zeige das Elend eines sündigen Lebens und das Glück eines heiligen Lebens. Heiligkeit ist Himmel, Sünde ist Hölle.
11. Stelle deine Themata nimmer unter das Licht großer Grundsätze und Kardinallehren.
12. Auf der Kanzel muß ich zeigen, daß ich *alles* glaube, was ich lehre. Zweifel erzeugen Zweifel.
14. Nur der objektive Glaube rechtfertigt.
16. Predige einen *wirklichen*, nicht einen *idealen* Christus.
18. Ich soll weniger der Apostel eines Glaubensbekenntnisses als der Gesandte eines Herrschers sein.

Digitized by Google

Kurze Zeit nach der Übernahme dieser Pfarrstelle wurde er von der Religious Tract Society zum Komiteemitglied erwählt und etwas später bot ihm das Komitee der Bibelgesellschaft das vakant gewordene Sekretariat derselben an. Um ihm die Annahme des Postens möglich zu machen, sollte er die Pfarrstelle behalten und durch einen Curate verwalten lassen. Es war eine große Versuchung für Titcomb, einen so hohen und ehrenvollen Posten auszuschlagen, er that es aber aus Treue gegen seine neue Gemeinde.

In diese Zeit fällt die Veröffentlichung zweier andern Schriften aus seiner Feder, nämlich „Die Bibel, das Wort Gottes", eine Untersuchung und Verteidigung der Lehre von der Inspiration, und „Die Taufe, ihre Einsetzung, ihre Privilegien und Verantwortlichkeiten",[1]) in welcher er die beklagenswerten Differenzen der kirchlichen Parteien über die Lehre von der Wiedergeburt in der Taufe geißelt und zur Einigkeit mahnt.

Seine Arbeit in London wuchs von Tag zu Tag. Die Eclectic Society, die Prophetical Society, die Christian Evidence Society ernannten ihn zu ihrem Mitglied; er wurde in den Verwaltungsrat des Victoria Instituts gewählt, er übernahm die Redaktion des „True Catholic" und fand noch Zeit, in Bradlaugh's Hall of Science mit Atheisten zu disputieren.

Mitten in diese rastlose Thätigkeit fiel ein Ruhetag, der Tag seiner silbernen Hochzeit. Seine Aufzeichnungen über diesen Tag und der Rückblick über die vergangenen 25 Jahre in seinem Tagebuch sind ergreifend, ich übersetze nur einzelne Stellen: „Dieser Tag leuchtet mit besonderem Glanze in mein Leben hinein. 25 Jahre habe ich eine der weisesten und treuesten Frauen mein eigen nennen dürfen — — von zehn Kindern, die uns geboren wurden, sind zwei in Immanuels Land gerufen, verpflanzt in das Paradies Gottes, um dort im Frühling unsterblicher Jugend zu blühen. Acht leben noch in dieser Welt voll Sorge und Versuchung an unsrer Seite, und ich glaube, daß jedes von ihnen seinem Gotte lebt. Bessere und lieblichere Kinder, sowohl was ihre Liebe und ihren Gehorsam ihren Eltern gegenüber anlangt, als auch ihre Liebenswürdigkeit gegen Fremde kann es kaum geben. Erhalte sie, o Herr, durch die Güte deines Bundes und laß sie stets mit den Waffen der Gerechtigkeit gewappnet sein, und sollten sie jemals diese Zeilen lesen, so mögen sie dir danken für die ihnen so früh widerfahrene Gnade und sich deinem Dienste aufs neue weihen. Glücklich, dreimal glücklich sind die Eltern, welche an ihrem silbernen Hochzeitstage solche Gnadenbezeugungen zu verzeichnen haben. — — Das Endziel alles christlichen Unterrichts ist die Verherrlichung Gottes, darauf sollten wir bei der Erziehung unsrer Kinder stets hinarbeiten und nie zufrieden sein, wenn wir dieses goldene Ziel aus dem Auge verloren. O, sie alle endlich wieder bei uns zu haben, gerettet im himmlischen Jerusalem, hell leuchtend im Glanze Gottes! — —"

Im Frühling des Jahres 1871 wurde Titcomb zum Rural Dean[2])

---

[1]) Baptism, its Institution, Privileges and Responsibilities, published by William Hunt & Co. London.

[2]) Rural Dean = Landdekan, etwa dem Amt eines Superintendenten zu vergleichen.

Digitized by Google

seiner Diöceſe ernannt, und ihm ſomit eine weitere Sphäre für die Entwicklung ſeines adminiſtrativen Talents auf kirchlichem Gebiet eröffnet. „O mein Gott," betet er am Tage der Übernahme dieſes Amtes, „bereite du mich zu für dieſe neuen Pflichten; o heiliger Geiſt, rüſte mich aus mit allen nötigen Gaben, gieb mir deinen reichſten und beſten Segen um Jeſu willen."

In demſelben Jahr erſchien ſein „Gladius Ecclesiae" [1]). Das Buch erlebte mehrere Auflagen und wurde vielen jungen Chriſten eine Hilfe für ihr kirchliches Leben, ſie fanden in demſelben wertvolle Aufſchlüſſe für die Konſtitution und Disciplin der Kirche und eine praktiſche Anleitung zum Verſtändnis kirchlicher Gebräuche und Formen, über deren Bedeutung ja leider ſo viele vollſtändig im unklaren ſind.

Im Sommer 1873 ſtarb ſeine von ihm innig geliebte Zwillingsſchweſter. Er fühlt die ganze Schwere dieſes Schlages. „Ich traure um ſie, als ob mein eigenes halbes Leben verloren gegangen," ſagt er in ſeinem Tagebuche. Im folgenden Jahre nahm er hervorragenden Anteil an den Gottesdienſten, welche von der innern Miſſion in ganz London gehalten wurden. Ihm fiel die Aufgabe zu, die Verſammlungen im Süden Londons zu organiſieren und mit einem heiligen Eifer unterzog er ſich derſelben. Die rituellen und doktrinellen Differenzen der verſchiedenen Geiſtlichen, die er dabei zu überwinden hatte, gaben ihm aufs neue den Beweis, wie dringend wünſchenswert es ſei, eine Einigung auf dieſen Gebieten anzuſtreben. „Wie kann man ſich um Äußerlichkeiten, um Unweſentliches ſtreiten, wenn es gilt, alle Kräfte anzuſpannen und in geſchloſſenen Reihen gegen die uns entgegentretende Sünde und Verweltlichung der Maſſen vorzugehen!" ruft er halb in Verzweiflung bei ſeinem Bericht über dieſe Arbeit aus. Im ſelben Jahre wurde er von Bishop of Winchester zum Kanonikus ſeiner Kathedrale ernannt.

Im darauf folgenden Jahre verlor Titcomb ſeine Frau. Sie war ſchon längere Zeit herzleidend geweſen, und endlich trat vollſtändige Lähmung ein. Am Abend ihres Todestages ſchrieb er: „Ich preiſe dich, mein Herr, daß du meiner geliebten Frau den Sieg über den Tod gegeben. Welche Ruhe, welcher Friede! Wir alle werden uns noch lange ſonnen in der Erinnerung an das himmliſche Lächeln, mit dem ſie von uns Abſchied nahm." Kurze Zeit nach dem Tode ſeiner Frau erhielt er von Lord Onslow, dem Patron des großen Kirchſpiels Woking, eine Anfrage, ob er dasſelbe übernehmen wolle. Titcomb hielt es für rätlich, zu acceptieren. Seine Familie hatte infolge der ungeſunden Lage ſeiner jetzigen Pfarrwohnung viel gelitten. Woking war als einer der trockenſten und geſundeſten Orte Englands bekannt, und Titcomb konnte nicht umhin, zu hoffen und zu glauben, daß ihm dieſer neue Aufenthaltsort von ſeinem himmliſchen Vater, mit dem er die innigſte Gebetsgemeinſchaft auch in Beziehung auf die kleinſten Lebensumſtände pflegte, zum Wohle ſeiner Familie angewieſen ſei. Er zog im Mai nach Woking und mit der ihm eigenen Energie und Schaffensluſt unterzog er ſofort die äußere und innere Lage der großen Gemeinde einer genauen Prüfung. Er fand drei große Centralpunkte, von denen zwei mit Kirchen verſehen waren, der dritte, nahe an der Bahn gelegen, mit einer fortwährend zunehmenden Bevölkerung, hatte kein Gottes-

[1]) Church Lessons for young Church men.

Digitized by Google

haus. Hier mußte also zuerst Hilfe geschafft werden. Es ist bezeichnend für die außerordentliche Thatkraft des Mannes, daß er innerhalb eines Zeitraumes von 19 Monaten mit Hilfe seiner neuen Gemeindeglieder und anderer Freunde, welche er für sein Vorhaben geradezu enthusiasmierte, für diesen abseits gelegenen Distrikt einen Kirchplatz kaufen, eine Kirche bauen und noch über 50000 Mark zur weiteren sofortigen Verwendung für Gemeindezwecke aufbringen konnte.

Mit dieser großartigen Leistung sollte seine Thätigkeit in England zum Abschluß kommen. Britisch Barma war zur bischöflichen Diöcese erhoben worden, die Mittel zur Besoldung eines Bischofs waren, wie anfangs erwähnt, von der Regierung, der Diöcese von Wincheſter und aus andern Missions- und Kirchenfonds garantiert worden, und als man sich nun nach einem Mann umsah, der das Amt übernehmen könne, da fiel die Wahl des Erzbischofs von Canterbury sofort auf Titcomb.

Der Premierminister Lord Salisbury teilte ihm seine Ernennung in folgendem Schreiben mit.

Hochwürdiger Herr!

Der Erzbischof von Canterbury, welcher es auf meine Bitte übernommen hatte, einen geeigneten Kandidaten für das neue Bistum von Rangun zu suchen, teilte mir mit, daß Sie die geeignetste Persönlichkeit für diesen Posten seien. Ich habe nun das Vergnügen, Sie zu benachrichtigen, daß es Ihrer Majestät der Königin in Gnaden gefallen hat, Ihre Wahl zu bestätigen und habe ich infolge dessen Befehl gegeben, Ihnen das bischöfliche Patent auszufertigen. Ich muß zum Schluß noch meiner aufrichtigen Befriedigung darüber Ausdruck geben, daß ein so durchaus kompetenter Kandidat wie Sie für diesen wichtigen und mühevollen Posten gefunden worden ist, ich bin im vollsten Maße im voraus überzeugt, daß Ihre Ernennung sowohl der Kirche im großen und ganzen, als auch dem neuaufblühenden fernen Lande, in welches Sie gehen werden, zum Segen sein wird.

Ich bin

Ihr sehr treuer

Salisbury.

Dieser Ruf setzte Titcomb in große Bestürzung. Die Schwierigkeiten, welche sich der Annahme desselben entgegenstellten, schienen unüberwindlich. „Wie kann ich im Alter von 58 Jahren meine Gemeinde, meine Familie, meine Heimat verlassen! Ich habe nie in einem tropischen Klima gelebt. Darf ich alle meine Familienbande zerreißen und die großen Verantwortlichkeiten, welche ich in meiner neuen Gemeinde übernommen, aufgeben, um neue und viel schwerere auf mich zu laden?“ So fragt er unter dem ersten Eindruck der Botschaft, und ist nahe daran, den Plan aufzugeben. Eingehende Beratungen mit Freunden, und vor allem inbrünstiges Flehen zu Gott um Erleuchtung und Leitung in dieser für

Digitized by Google

sein ganzes Leben entscheidenden Angelegenheit, bringen ihn endlich dahin, den Ruf als von Gott gesandt zu erkennen und einzuwilligen.

Am 21. Dezember 1877 wurde er in der Westminster Abbey vom Erzbischof von Canterbury unter Assistenz der Bischöfe von Winchester und Sydney sowie der Bischöfe Anderson und Piers Cloughton feierlich zum Bischof von Rangun konsekriert. Zugleich mit ihm wurde auch Rev. T. V. French zum Bischof von Lahore in Indien geweiht.

Eine Woche später, am 29. Dezember 1877, segelte Titcomb in Begleitung von dreien seiner Töchter und einer Dienerin nach Kalkutta ab. Nach dreiwöchentlicher Reise landete er wohlbehalten daselbst und wurde von dem Metropolitanbischof von Indien, Dr. Johnson, aufs gastfreundlichste empfangen. Hier hatte er die Freude, seine verheiratete Tochter, deren Mann, Hauptmann Wyllie, nach Indien versetzt worden war, wiederzusehen.

Am 17. Februar 1878 verließ Titcomb Kalkutta und erreichte Rangun am 21. desselben Monats. Der Ober-Statthalter von Barma, Mr. Rivers Thompson, sowie die gesamte Geistlichkeit empfing ihn am Landungsplatze und geleitete ihn in die Stadtkirche, in welcher in Gegenwart einer zahlreich versammelten Gemeinde ein kurzer Gottesdienst gehalten wurde, um des Herrn Segen auf seine Arbeit zu erflehen. Von da wurde er nach dem Regierungsgebäude geführt, wo er Mr. Thompsons Gast blieb, bis er ein passendes Haus für seinen Aufenthalt gefunden.

Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet?

Von E. Wallroth.

(Fortsetzung.)

II. Ozeanien.

Wenn man das Buch des H. C. von der Gabelentz „Die melanesischen Sprachen“[1]) durchgesehen hat, tritt einem aufs neue entgegen, welchen großen Beitrag die Missionare zur Erforschung dieser Sprachen lieferten. Fast auf jeder Seite führt jener gelehrte Forscher aus den

[1]) Nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den malayisch-polynesischen Sprachen untersucht. Die erste Abhandlung im III. Bd. 1861 und die zweite im VII. Bd. 1873 der Abhandlung der philol. histor. Klasse der Königl. Sächsischen Gesellsch. der Wissenschaften. Leipzig, Hirzel.

Digitized by Google

Übersetzungen der Sendboten Bibelstellen als Beleg seiner sprachlichen Ergebnisse an. Man sieht, wie die Übersetzung eines Evangeliums seitens des Missionars dem sichtenden Professor die Durchforschung der Sprache oft erst ermöglichte. „Ein Teil der Südsee-Sprachen war bis jetzt so gut wie unbekannt und ist erst neuerdings durch Arbeiten von Missionaren teilweise zugänglich gemacht worden."[1])

1. Polynesien. Londoner Missionare haben die Sprache der Tahiti- oder Gesellschafts-Inseln erforscht und zur Schriftsprache erhoben. Schon 1811 kam das erste in England fertig gestellte „Spelling-book" auf die Inseln, bald darauf wurde in Sydney eine kleinere Fibel und ein 70 S. großer Bibelabriß gedruckt. Als erstes auf Tahiti gedrucktes Buch erschien das Buchstabierbuch Baba, welchem der Katechismus folgte. John Davies lieferte 1823 eine Sprachlehre (Tahiti, Miss. Press. 44 S., jetzt sehr selten) und ein Dictionary,[2]) und Jones hatte handschriftlich 1824 ein über 5000 Wörter umfassendes Wörterbuch beendet.

Das Markesas erforschte der Londoner W. P. Crook und sammelte ein über 1400 Wörter umfassendes Wörterbuch. Der Ameri-

[1]) Sagt v. d. Gabelentz a. a. O. Bd. I. 1861. S. 2 und erwähnt S. IV im Vorwort: „Die von Missionaren und Bibelgesellschaften freilich zu ganz anderem Zweck herausgegebenen Schriften, die, wenn sie auch für den Sprachforscher eine einheimische Literatur nicht ersetzen, doch vorsichtig benutzt, ein schätzbares und oft durch nichts anderes zu ersetzendes Material darbieten. Es kann darum nicht genug beklagt werden, daß die Missions- und Bibelgesellschaften meistens fast ängstlich ihre Publikationen für jeden profanen Zweck unzugänglich zu machen suchen, ohne zu bedenken, daß sie sich dadurch selbst für ihre Zwecke der Beihülfe berauben, die ihnen die Sprachforschung gewähren könnte." Letzterer Tadel fällt jetzt fast ganz weg, aber das lobende Urteil dieses großen Sprachforschers wiegt hunderte schiefe Ansichten fahrender Weltbummler auf! — Der bekannte Karl E. Meinicke sagt in seinem Buch „Die Südseevölker und das Christentum" Prenzlau. 1844. S. 96: „Der Sorgfalt und dem Eifer, welche die Missionare auf die Abfassung von Grammatiken, Wörterbüchern und auf die Übersetzungen, besonders der heiligen Schrift gewandt haben, verdankt man eine solche Fülle von Materialien für die genauere Kenntnis der Südseesprachen, daß eine gründliche Untersuchung derselben jedenfalls sehr weitschichtig und ausführlich werden würde." — Ebenso Wilh. v. Humboldt in seiner „Kawi-Sprache" Berlin 1836 f. Bd. II, 297. 309. 326. 333. 389. 409. 414 f. III, 479 f. 527—550. J. C. E. Buschmann daselbst 604. 814 und sehr oft.

[2]) With introductory Remarks on the Polynesian Language and a short Grammar. Tahiti 1851. Außerdem erschienen viele Schulbücher, Katechismusübersetzungen, Gesangbücher, kleinere Schriften. Vgl. Th. Hahn: Grey Collection Capetown 1884, S. 176 f. Die einzelnen Büchertitel aufzuzählen, verbietet hier und sonst der mir zugemessene Raum; es muß genügen, gewissermaßen auf einen Index hinzuweisen. Über die Gramm. 1823 vgl. Wilh. v. Humboldts Anerkennung in Kawi-Sprache III, 435; übers Spelling book 474.

Digitized by Google

laner W. P. Alexander verfaßte 1833 eine Fibel (neu 1834 und 1853); ebenso J. Bicknell.[1]) Die Katholiken beschäftigten sich auch mit dieser Sprache.[2])

Den Hawaii-(Sandwich-)Inseln gaben Amerikanische Missionare die ersten Sprachbücher, überhaupt die Anfänge der Literatur; so 1837 Lo. Andrews eine Grammatik, deren systematische Anordnung sehr gelobt wird;[3]) J. S. Emerson, A. Bishop u. a. m. Zeitschriften giebts 12.

Für Rarotonga (Cook- oder Hervey-Inseln) ist besonders des Londoner Aaron Buzacott Sprachlehre 1854 daselbst gedruckt hervorzuheben.[4])

Die Samoa-Sprache fand in George Pratts Grammatik und Wörterbuch, einem Werk vierzigjähriger Erfahrung, London 1862[5]) wissen-

---

[1]) 2. Ausg. 1868. Schulbücher 1869 f., kürzlich religiöse Schriften. Über Bicknell vgl. A. M.-Z. 1891, 387.

[2]) Bonif. Mosblech Vocab. océan. franc. des dialectes parlés aux Iles Marquises, Sandwich, Gambier. Paris 1843. L. J. B. Gaussin du dialecte de Tahiti, des Iles Marquises etc. Paris 1853.

[3]) Nach Th. Laurie: Ely Volume. Boston 1881, S. 188. Im Jahr 1837 erschienen Leseübungen, 1836 eine Fibel, 1841 und 1843 andere Lesebücher; 1835 ein Vokabular, 1845 in 184 S., Erdkunde 1836; vgl. Wilh. v. Humboldt, Kawi-Spr. 1839. III, 483 f. nebst Probe und Beurteilung; Gesangbuch 497. 511 und vgl. sonst noch 494. 497. 1865 ein Hawaii-engl. Wörterbuch (560 S.). Emersons Lesebuch 1848, A. Bischop 1854 ein Phrasenbuch Nahuaholelo. (112 S.) W. D. Alexander veröffentlichte 1865 Bemerkungen zur Sprachlehre; Richards alte Liedersammlung ist nach Meinicke a. a. O. S. 102 sprachlich bedeutend. Ely Vol. führt S. 517—520 viele Schulbücher und sonstige Schriften an, von deren Verfassern R. Armstrong, E. Bond, H. Bingham, D. Baldwin, E. W. Clark, S. Dibble, L. Fuller, O. H. Gulick, G. P. Judd, J. S. Green, W. Ellis, D. B. Lyman, L. Lyons, J. F. Pogue, S. Whitney zu nennen sind. Ein katholischer Katechismus Heolelo u. s. w. erschien 1831 zu Makao, welcher „aber nur in wenigen Kleinigkeiten von der Orthographie der amerikan. Missionare abweicht". Wilh. v. Humboldt a. a. O. III, 496. 500. 515. Über Lorria Andrews Vocabulary 1836, vgl. daselbst J. C. E. Buschmann III, 603; auch v. Chamissos Grammatik 1837 stützt sich auf die Arbeiten der Missionare (ebenda).

[4]) Gill schrieb Bibelerklärungen, zu Jesaias 1855, Liverpool, Johannesevangelium daselbst. 1 und 2 Korinther 1856, eine Kirchengeschichte 1858. Außerdem erschienen mancherlei Schulbücher, Traktate u. s. w., vgl. Hahn-Grey, Coll. 169 f. 178 f. Eine Zeitschrift Te Punania Rarotonga. Mareti 1843. 1848.

[5]) Neu herausgegeben von S. J. Whitmee. Lond. 1878. Lesebücher und Katechismen von 1841 f. Biblische Geschichten und andere Schulbücher erwähnt Hahn-Grey, Coll. 175, 177 f. Zu Freiburg erschienen 1875 und 1878 zwei kathol. Schulbücher: Otala filifilia (355 S.) und Oletusi-lotu (472 S.)

Digitized by Google

schaftliche Darstellung, und viele Schulbücher folgten oder gingen vorauf. Pater Violette veröffentlichte 1880 zu Paris sein Dictionnaire précédé d'une grammaire. (XCII und 468 S.)

Für das Niue hat Lawes handschriftlich eine Sprachlehre geliefert, auch ist hier eine Missionspresse nebst einer bescheidenen Zeitschrift und für das Tonga (Freundschaftsinseln) gaben die Wesleyaner das erste Lesebuch (Sydney 1830), dem andere Schriften folgten;[1]) G. Rabou veröffentlichte zu Vavau 1848 ein Vokabular mit Phrasen und West 1865 eine Sprachlehre zu London.

Polynesische Grundsprache

Nach dem neusten Meyer-Konversations-Lexikon Bd. XI, S. 142 veranschaulicht der unter Samoa genannte Missionar Whitmee, der beste lebende Kenner der polynesischen Sprachen, ihre Verwandtschaftsverhältnisse durch folgenden Stammbaum, welcher dem Leser manches erleichtern wird.

Neuseelands Maori-Sprache hat R. Maunsell grammatisch bearbeitet.[2]) William Williams gab ein Wörterbuch nebst Sprachlehre. Paitria 1844 (London 1852). Aber schon 1820 veröffentlichte die englisch-kirchliche Mission eine Grammatik und Wörterverzeichnis zu London, und auf Marsdens Wunsch hatte Th. Kendall das erste Maori-Vokabular von 420 Wörtern in Neusüdwales herausgegeben. Thomas Kendall lieferte auch von Neuseeland 1820 nach England zurückgekehrt dem Professor Sam. Lee den Stoff für dessen Grammatik u. s. w. Vgl. Wilh. v. Humboldt: Kawi-

[1]) Nach Hahn: Grey Collect. S. 170 f. etwa 16 Bücher. Als Vierteljahrsschrift: Koeaahi fatakaiya. Ebelii 1845. „Der Hausfreund" vgl. Kleine Miss.-Bibl. IV, 2, 269. Katholische Erbauungs- und Schulbücher. Freiburg 1876. 1880. — W. v. Humboldts Freund, der bekannte J. Karl Ed. Buschmann rühmt in seiner Südsee-Sprachlehre (W. v. Humboldt, Kawi-Spr. III, 698) die großartigen Bestrebungen, mit denen diese aufopfernden Männer die Sprachkunde zu bereichern bemüht sind, vgl. sein Urteil über das Rarotonga N. T. 1836 und die Tahiti-Bibel 1838; ebendaselbst.

[2]) Auckland 1842. II. Ausgabe 1862. Später folgten Katechismen, Lesebücher u. s. w.; vgl. Hahn: Grey Coll. 204 f. 207; auch von Eingebornen, R. Maunsells Gebetbuch, verschiedene Bibelerklärungen u. s. w.; vgl. S. P. C. K. Catal. D. S. 13. Zu Whitmee vgl. Ev. M.-M. 1886, 125.

Digitized by Google

Sprache III, 437 f. Die Church Miss. Soc. veröffentlichte 1820 A grammar and vocabulary. — Es besteht eine nicht unbedeutende christliche Maori-Litteratur, welche kürzlich durch Erklärungen des Markusevangeliums und Galaterbriefes vermehrt ist.

2. Melanesien. Die Witi-Sprache[1]) besitzt D. Hazlewoods compendious grammar of the Feejeean Lang.[2]) im Mbau-Dialekt, sowie dessen Wörterbuch 1850. Auch Calverts Arbeit fand Anerkennung, und schon früher hatte R. B. Lyth Übersetzungsarbeiten geliefert. Für Rotuma stellte Lyth das ABC zusammen und übersetzte einen Bibelkatechismus. Einige auf Rarotonga gedruckten Bibelteile im Duauru-Dialekt[3]) verschafften v. d. Gabelentz Kenntnis dieser Mundart der Baladea-Insel Neukaledoniens; ein unvollkommenes Werk eines Rarotongalehrers und doch für den Sprachforscher wertvoll (v. d. Gabelentz I, 214).

Mare oder Neugone, eine der Loyalitätsinseln, erhielt durch W. Nihill den Anfang einer Literatur (v. d. Gabelentz I, 171 und Grey Coll. S. 164). Die Melanesische Presse des St. Johns College versorgte 1858 Lifu und für Uwea, richtiger Jai, schuf der Londoner Samuel Ella Fibel und Lesebuch, welche später durch katholische Nebenbuhler verboten wurden; letztere veröffentlichten zu Freiburg einige Andachtsbücher (1878 und 1885). Die Sprache der Neuhebrideninsel Aneityum bearbeitete John Inglis und John Geddie besorgte Schulbücher.[4])

Das Futuna faßte Copeland schriftlich, gab Fibel nebst Katechismus und Gesängen und der Katholik Grézel ein dictionnaire (Paris 1878. 300 S.). Für Aniwa oder Niua verfaßte J. G. Paton Katechismus und Liederbuch und auf Tanna erlernte Paton die Sprache

[1]) Das Witi hat sogar neben dem Dual und Plural einen Trial, ebenso wie das Eromanga, Tanna, Aneityum. Hazlewood nennt diese Form Triad „und gewiß mit Recht, obgleich sein Gebrauch nicht auf die Dreizahl beschränkt, sondern auf eine geringe Mehrzahl überhaupt ausgedehnt ist". v. d. Gabelentz I, 25 f.

[2]) Vewa. 1850. A short dictionary ebenda 1852; vgl. auch United States Explor. Exped. 365—424. Ein Gebetbuch im Lakemba-Dialekt 832. Fragen mit Antwort in der Somosomo-Mundart, Erewa 840. Bunyan Pilgrim 1867. Gesangbücher, Schulhefte u. dgl. vgl. Grey Coll. 166—169. Katholische Arbeiten in Kathol. Miss. 1888, 178. Die Darstellung läßt die evangelischen, englischen, bedeutenden Sprachleistungen als ungeschehen unbeachtet.

[3]) Das Heft hieß: Kange vi o Jehova vi me ki te mo naevure Duauru. 24 S. 1847.

[4]) Jnglis: aneiyumese dictionary, with outlines of grammar. Lond. 1882. Intas 1849 f. auf der Missionspresse, Katechismus, Bunyans Pilgerr. vgl. Grey Coll. 165. Ev. M.-M. 1882, 39. 427. A. W. Murray, Bible in the Pacific. 135.

Digitized by Google

mühsam von den Lippen der Eingebornen und druckte das erste Büchlein;[1]) zu Samoa erschien ein ABC-Buch und ein kleiner Katechismus.

In der Sprache Eromanga erschien G. N. Gordons Grammatik,[2]) für Fate (Sandwich-Insel) gab Turner von den zwei Mundarten dieser Insel, dem von Mele und dem von Erakor, Wörtersammlungen.[3]) Auch für Nguna, welches ein Dialekt der auf dem nördlichen Fate gesprochenen Sprache ist, waren eigene Schulbücher und Übersetzungen seitens der Missionare erforderlich. Von der Sesake-Sprache auf Api veröffentlichte ein Missionar ein Vokabular.[4])

Von Norfolk aus, östlich von Brisbane, wirkt die Druckerpresse der melanesischen Mission noch jetzt in hervorragender Weise und liefert sprachliche Werke nebst Übersetzungsarbeiten. Hier werden den fremden Insulanern die Sprachen abgelauscht; hier beschrieb R. H. Codrington in seinen „Melanesian Languages“ Oxford 1885 fünfunddreißig derselben. Vgl. noch Transact. of the Philol. Soc. for 1885 f. Sound-Changes in Melanesian Languages. Ambryms Sprache hat Watt im Novbr. 1886 zur ersten Fibelform erhoben, das Mallicolo wurde bei Eromanga erwähnt; die S. P. C. K. gab auch dem Mota das Common Prayer und zweien Bewohnern der Insel Espiritu Santo lernte J. D. Gordon auf Eromanga eine Mundart ab und ließ eine derartige Fibel in Sydney drucken.[5])

[1]) Ev. M.-M. 1890, 188. 195. „Paton hatte von einem Freund eine kleine Druckerei erhalten und begann nun, das erste tannesische Büchlein zu drucken. Es wollte lange nicht gelingen, die Blätter in die richtige Ordnung zu bringen. „Werdet ihr mich für thöricht halten, wenn ich bekenne, daß ich vor Freude laut aufjauchzte, als der erste Bogen ganz richtig aus der Presse kam? Es war ungefähr ein Uhr nachts. Ich war damals der einzige Weiße auf der Insel, die Eingebornen schliefen schon lange und doch warf ich buchstäblich meinen Hut in die Luft und tanzte wie ein Schuljunge um die Presse herum.“ Wie manches Dankgebet stieg aus seinem Herzen zu Gott auf. Dies ein Beispiel für viele.

[2]) Benutzt von v. d. Gabelentz I, 125 in handschriftl. Abriß. C. J. Abraham, Kaplan des Bischofs von Neuseeland, schrieb: on the personel Pronouns and Numerals of the Mallicolo and Eromanga languages. J. D. Gordon gab zwei Katechismen.

[3]) v. d. Gabelentz II, 1. Morrisons Liederbuch wurde 1867 zu Melbourne gedruckt, J. Cosh lieferte eine biblische Geschichte.

[4]) 63 Doppelreihen mit über 500 Wörtern, sowie ein Heftchen von 9 S. mit Partikeln (v. d. Gabelentz II, 5).

[5]) Über die Sprache der Bunmarama der Pentecoste-Insel (A-Raga) vgl. v. d. Gabelentz II, 42. — Der Index of Grey Collection by Th. Hahn, Capetown 1884 erwähnt S. 172 Wm. Elliots: Grammar and vocab. of the Hinzuan Language; eine auf der Insel Joana 1821 und 1822 geschriebene Handschrift; das

Digitized by Google

Die Salomons-Inseln. J. C. Pattesons erster Versuch in der Bauro-Sprache der S. Christoval-Insel wurde vom Professor v. d. Gabelentz für diese bis dahin unbekannte Mundart mit Gewinn benutzt und das St. John College lieferte 1858 ein Gebetbuch. Missionare gaben Kunde von den Sprachen Malantas und Guadalcanars oder Geras und auch dieses nur geringe Material war jenem Gelehrten sehr wichtig; ebenso ist es mit dem Mahaga der Isabella-Insel.[1])

Neupommern (Neubrittanien) verdankt dem Benj. Danks[2]) um 1883 die ersten Lesefibeln und für Neulauenburg (Duke of York-Insel) schuf Brown die Schriftsprache, es erfolgte ein kleines erstes Lesebuch nebst Katechismus. — In Kaiser Wilhelmsland erforscht der Neuendettelsauer Flierl und Bamler die Jabim- und Wonam-Sprache und Rheinische Missionare Eich und Scheidt zu Bogadjim sowie Bergmann und Kunze auf dem Siar-Inselchen die dortigen Mundarten.[3])

Im englischen Neuguinea haben fürs Motu oder Port Moresby die Londoner Macfarlane, Lawes, Chalmers grundlegende sprachliche Arbeiten gethan und ebenso unter ihrer Aufsicht bekehrte Melanesier hier am Südkap und in der Torresstraße: für die Sprachen Saibai, Mabuiag, Murray-Insel und der Chinastraße. Alle diese Mundarten sind erst durch die Sendboten zu Schriftsprachen erhoben (vgl. A. M.-Z. 1885, 310 und W. G. Lawes: Motu grammar a. vocab. Sydney 1885; Ev. M.-M. 1891, 475).

Nähere aber ist mir unbekannt. Zu Codrington vgl. Ev. M.-M. 1886, 125. Intelligencer 1885, XII.

[1]) Vgl. v. d. Gabelentz I, 235. II, 93. 109. 117. I, 243. II, 136, wo auch die Schriften und Hefte genannt sind; S. P. C. K. lieferte Gebete im Ysabel-Dialekt.

[2]) Danks veröffentlichte ein 33seitiges Büchlein mit Katechismus, Schriftteilen und Gesängen für Neulauenburg und für Neupommern ein Buch mit 100 Bibelabschnitten, Katechismus und 14 Liedern. Bevor aber dieses zu Sydney gedruckt wurde, druckte er selbst auf einer kleinen Presse die zehn Gebote. Auch erschien in der Neulauenburg-Sprache ein Gesangbuch mit 72 Liedern und einem Katechismus.

[3]) Bamler hält nach einem Briefe vom 6. Aug. 1890 den Jabim-Dialekt der Missionsstation Simbang nicht so ausgebildet wie den Wonam auf den Tami-Inselchen. — Rhein. Ber. 1890, 140. Jahresber. 1889, 57. 58. vgl. auch Calwer Miss.-Bl. 1889, 27. Nach Pet. geogr. Mitteil. 1890, 146 erhielt H. Zöller von den Rheinischen Sendboten ein sehr reichhaltiges Vokabular von Bogadjim und eins von Bilibili; vgl. noch A. M.-Z. 1892, 39 und Neuendettelsauer Kirchl. Mitt. 1892, 46.

Digitized by Google

Im niederländiſchen Neuguinea verfertigten die Deutſchen Geißler[1]) und Jäsrich um 1860 eine Wörterſammlung der Nufor- oder Mafor-Sprache und legten dieſe Papuamundart zum erſtenmal ſchriftlich nieder. Der Utrechter J. L. van Haſſelt konnte 1876 ſeine „Beknopte spraakkunst der noefoorsche taal" veröffentlichen und einfache Schulbücher neben Geſangheften ſelbſt drucken.

3. Mikroneſien. Der Amerikaner Hiram Bingham und ſeine Frau bearbeiteten die Sprache der Gilbert-Gruppe, andere Miſſionare des Board zu Boſton die Mundarten der Marſchallinſeln. Auf der Karolineninſel Kuſai veröffentlichte B. G. Snow, nachdem er dieſe Sprache ſchriftlich geformt hatte, 1860 das erſte Leſebüchlein. 1865 ein Geſangbuch; und Dr. L. H. Gulick, Sturzes nebſt anderen forſchten auf Ponape, wo ſeit September 1852 die Sprache niedergelegt war. Im Mortlock-Dialekt erſchien kürzlich ein Katechismus nebſt Liederbuch (A. M.-Z. 1889, 511).[2])

4. Auſtralien. Neuſüdwales: L. E. Threlkeld ſchrieb Specimens of a Dialect of the Aborigines of New South Wales. Sydney 1826 und anderes.[3]) Der Dresdener lutheriſche C. W. Schürmann und Chr. G. Teichelmann erſchloſſen uns die ſchwere Sprache der Ureinwohner.[4]) Die Deutſchen W. Koch und Homann erforſchten das Dieri am Kilalpanina-See und der Hermannsburger Kempe fand Eingang ins Sprachgewirr der Aldolinga am Finkefluß.[5])

[1]) Otto und Geißler waren 1858 Dolmetſcher der Etna-Expedition.

[2]) Vgl. Ely Vol. 521. Mahoe überſetzte einen Katechismus ins Gilbert für die Sprache der Marſchall-Gruppe neben Dr. Pierſon auch Doane, Aea und Snow. Die erſte Fibel erſchien 1858; andere Schulbücher 1860—1863; Rechenbuch und Geographie 1863 von Doane und Aea, Fibel 1866 und 1869 von Snow. Vgl. auch A. M.-Z. 1890, 36—38. 98 f. Ely Vol. 522. Auf Ponape: Die Fibel 1857, Geſangbuch 1858; andere Schulbücher 1869.

[3]) Australian Grammar. Sydney 1834. Spellingbook in the Language, as spoken by the Aborigines in der Nachbarſchaft des Huntersfluß. Lake Macquarie 1836; Key to the structure of the Aboriginal Language. Sydney 1850.

[4]) Benſey S. 781. Grey Coll. 192 f. Schürmann: Vocabulary of the Parnkalla Lg. Adelaide 1844. Teichelmann: Outlines of a Gramm. Vocabulary of the Aborig. Lg. of South Australia. Adelaide 1840; und als Handſchrift: Dictionary of the Adelaide Dialect 1857 (H. A. E. Meyer über die Ureinwohner der Jervis und Encounter Bay. Febr. 1844). Ev.-Luth. Miſſionsblatt 1848, 35 f. George Taplin: the Narrinyeri. Adelaide 1874. Comparative Table of the Lang. of the Austral. 1871. Lessons, Hymns, Prayers for the Native School of Point Macleay. Adelaide 1864. Vgl. Kirchl. Chronik 1879, 268.

[5]) A. M.-Z. 1887, 441. 483 mit Beiſpielen. In Neunurſia in Weſtauſtralien ſammelten ſpaniſche Benediktiner ein Wörterverzeichnis.

Digitized by Google

III. Asien.[1])

A. Südasiaten.

1. Malayisch-polynesische Gruppe. Die malayische Sprache der von den Philippinen nach Formosa vorgedrungenen Ureinwohner ist von holländischen Missionaren teilweise erforscht. Georg Candidius, Robert Junius und Dan. Gravius übersetzten den Katechismus nebst andern Schriften. 1630, Delft 1645, Amsterdam 1662. (A. M.-Z. 1890, 195. Mithridat. I, 578.)[2]) — Auf den Philippinen stellte der Dominikaner Francisco de S. José um 1600 die erste Buchdruckerpresse auf, forschte nebst andern im Tagala, und Franziskaner sowie Dominikaner wetteiferten auf dem Gebiet der übrigen Mundarten des Visaya, Bicol und Ilocana.[3])

[1]) Vgl. auch R. N. Cust: A Sketch of the Modern Languages of the East India. London 1878.

[2]) Der bekehrte Psalmanaazar giebt in seinem Buch über diese Insel (aus dem Englischen von Ph. G. Hübner. Frankfurt und Leipzig 1716), S. 468—481, Nachricht „Von der Formosaner Sprache". Vahl erwähnt in seiner Nordisk Missionstidskrift 1890, S. 128. 133. 140. 143: daß Candidius, der erste holländische Missionar auf Formosa, 1629 ein Wörterverzeichnis, Gebete und Glaubenslehren ins Sin-kang übersetzt habe; daß der Katechismus des Junius 1645 zu Delft erschien, und Gravius 1662 seine Christenformel 300 S. stark auf holländisch und formosisch veröffentlichte (Auszug von v. Breen und Happart).

[3]) Vgl. Benfey, Gesch. der Sprachw. München 1869, 239. Jos. Dahlmann: Sprachkunde und die Missionen, ein Beitrag zur Charakteristik der älteren katholischen Mission 1500—1800. Freiburg i. B. 1891, S. 115, woselbst die Bücher genauer angegeben sind. Fürs Tagala: vgl. auch Wilh. v. Humboldt, Kawi-Sprache II, 215 (43. 64 f. u. öfters), Aug. de Albuquerque († 1580), Juan de Plasencia, Juan de Oliver, Francis. de la Trinidad (Gedicht) Franc. de S. José († 1614), Bernard. de Josus, Jesuit Diego Bobadilla († 1648), Pedro S. Buenaventura, Alonso de S. Maria 1637, Anton. de S. Gregorio 1648, Geronimo Montes y Escamilla, Miguel de la Talavera, Diego de la Assumpcion, Herrera 1636; Domingo de los Santos 1703, Sebast. Totanes 1745 sehr gute Sprachlehre; Thom. Ortin, Melchior Oyanguren, Diego de Aldai († 1721), Franc. Benzuchillo, Jesuit Noceda (!) Sanlucar, J. del Viso, Miguel Braña. Fürs Visaya: Augustiner Alonso de Mentrida, Sanchez, Christ. Ximenez, J. de Agora, Jesuit Samitores, Jesuit Franc. Lejada, Juan de Aguado († 1781), Aparicio, Ezguerra, Patiño, Pimentel ertrank 1660, wobei viele seiner Spracharbeiten umkamen; Esquirel. Fürs Bicol: Franziskaner Marcos de Lisboa um 1600, Andreas de S. Agustin, Domingo Martinez 1708. — Fürs Ilocana: Franc. Lopez 1617 zu Manila, neu 1793 und 1849; José Carbonel, Miguel Albiol; Katechismen lieferten Alex. Cacho, Franc. de la Zarza und Dom. Martorel. (Der bekannte Erforscher der Philippinen Ferd. Blumentritt giebt in seinem Vokabular des Spanischen auf den Philippinen, Leitmeritz 1885, hierüber mancherlei; vgl. auch Pet. geogr. Mitteil. 1882, Ergänzungsheft Nr. 67 und 1891, 108 f.)

Digitized by Google

Die Sprache der Sangi-Inseln studierte besonders Kelling und verfaßte mit seinen eingebornen Gehilfen den Heidelberger Katechismus, Schulbücher u. s. w. Auch übersetzte Fräulein C. W. J. Steller 52 biblische Geschichten (Geill. Zendgsb. 1891, 32). Auf Almaheira oder Dschilolo arbeitete vor kurzem der Utrechter van Baarda nach zehnjähriger Arbeit eine „Beknopte Spraakkunst van de Galelareesche (Galillareesche) taal" sowie die Übersetzung der Zahnschen Bibl. Geschichten. Der Beamte der Niederländischen Bibelgesellschaft Dr. B. F. Matthes, seit 1847 auf Celebes, gab eine Grammatik des Makassarischen (Amsterdam 1858) nebst einem Wörterbuch. — Das Alifurische[1]) in der Minahassa hat zuerst Mattern aus Speyer, † 1842, schriftlich niedergelegt und auf eigener Missionspresse gedruckt, auch der Schlesier K. F. Herrmann war ein tüchtiger Kenner dieser Sprache. — Das dem Makassar verwandte Bugi (Celebes) wurde ebenfalls durch den genannten Matthes untersucht und um 1825 (?) hat Thomson ein Lehrbüchlein in Singapur zusammengestellt. Der dänische Missionar Thomsen, Präsident der Christian Union, ließ drucken: A vocabulary of the English, Bugis and Malay languages. 1833 (vgl. dazu W. v. Humboldt, Kawi-Sprache II, 311. Anhang 79); es enthält über 2000 Worte.

Auf Borneo haben in der Dajak-Sprache Rheinische Missionare sowohl im Bahasa Nyadju- als auch im Olo Maanja-Dialekt treu geforscht und eine Litteratur geschaffen.[2]) Aug. Hardeland († 27./6. 1891 in Hannover) schrieb 1858 eine „treffliche" (Th. Benfey a. a. O. S. 779) Grammatik und 1859 ein Wörterbuch (Amsterdam); doch gingen folgende Arbeiter vorher. Hardelands Buchstabier- und Lesebuch von 20 Seiten, gedruckt 1842 zu Parapattam. Joh. Gotth. Hupperts († 1859) hatte ein ABC- und Buchstabierbüchlein mit lateinischer Schrift in Pulopedak-Mundart auf Medhursts Presse zu Parapattam auf Java drucken lassen, welches aber von Druckfehlern wimmelte. Joh. Frd. Becker († 1849) veröffentlichte seine Übersetzung der Zahnschen neutestamentl. Bibl. Gesch.

[1]) Der Hilfsprediger Schwarz in Sonder führt in seiner „Volkssprache der Minahassa" acht Hauptmundarten an: 1. Bentennang, 2. Tonsawany, 3. Tompakiwa, 4. Tondano, 5. Tonsea, 6. Tombulu, 7. Bantik, 8. Ponosakkan. Näheres im Ausland 1885, 795. (Das Tompakiwa spaltet sich in die Subdialekte: Mantanai, Makelar, Kakas und Rembokkiu.)

[2]) Doch sei nicht vergessen, daß der Hallische Sendbote Julius Berger zu Bethabara (Pulopedak) mit Hilfe eines Zöglings 1840 ein Schulbuch zu Banjermassing drucken ließ. H. A. Niemeyer: Neuere Gesch. der evang. Missionsanstalten. Halle 1841. Stück 87, S. 187. Stück 90, S. 367.

Digitized by Google

ebendaselbst 1842 unter eigener Aufsicht auf Kosten der Batavischen Bibel-Gesellschaft, vollendete später die des Alten Testaments nebst einer Weltgeschichte. Auch war er es, welcher 1841 dem Hardeland ein kleines geschriebenes holländisch-dajakisches Wörterbuch übergeben konnte und mit ihm bis 1844 ein größeres von 6000 Wörtern fertig stellte, Becker verfaßte den holländisch-dajakischen, Hardeland den andern Teil. Darauf schrieb letzterer Missionar eine Heilslehre mit Gebeten und Liedern, welche von Becker durchgesehen zu Elberfeld bei Lucas 1845 mit vieler Mühe gedruckt am 30. Dezember 1846 auf Borneo anlangte. Auf einer kleinen unzulänglichen Druckerei zu Bintang wurde durch Juffernbruch Hardelands kleines Gesangbuch mit 22 Nummern und blauem Druck (angeblich) als „erstes auf Borneo gedrucktes Buch“ [1]) nur in 64 Exemplaren veröffentlicht, sodann ein kleiner Katechismus in 100 und eine kleine Liturgie in 300 Abzügen. Später druckte Barnstein auf dieser Presse, welche nach Banjer kam, mit Hilfe einiger chinesischen Knaben ein Gesangbuch in 500 Exemplaren mit 55 Nummern, verfaßt von Berger, Becker, Hardeland und eine neue Auflage des ABC-Büchleins.

In der Kapstadt gesundheitshalber weilend ließ Hardeland 1846 eine neue erweiterte Ausgabe seines in Elberfeld gedruckten Lesebuches und eine kleine Naturgeschichte (?) nebst einer Fibel durch die Presse gehen (Grey Coll. 183). Missionsfreunde am Kap bestritten die Kosten 5100 M.; eine 1848 geschenkte Missionspresse hat auf Borneo der dajakischen Sprachforschung manchen Dienst geleistet. [2])

Fürs Madura wurde 1866 eine Fibel gedruckt und R. van Eck gab 1878 zu Utrecht „Handleid. d. balineeschen taal“; ferner ein Wörterbuch und 1857 zu Batavia das Mégantaká in der Bali-Sprache; ferner der Märtyrer J. de Broom Zahns Bibl. Gesch. und eine Abhandlung über die Zahlwörter. 1874. Die dem Java verwandte, aber ursprünglichere Sunda-Sprache oder Westjava erhielt vom Niederländer Geerding in Bandong 1871 ein großes Wörterbuch.

Das mit fremden Wörtern vielfach vermischte Java, welches den größeren Ostteil dieser Insel beherrscht, war schon vor der Mission eine Schriftsprache und zerfällt in die tote, heilige dem Sanskrit verwandte Kawi-Sprache (Wilh. v. Humboldt), in das Basakrama (Basa-dhalem)

[1]) Dies erleidet aber durch die letzte Fußnote eine Berichtigung.

[2]) Vgl. Rhein. Miss.-Ber. 1849, 161—174. 1850, 9. H. A. Niemeyer a. a. O. Stück 89, 306—326. Hardelands Buch heißt: Surat akan olo Ngadju hong pulau Borneo. Njelo 1846. (131 S.) Dajakische Gedichte bespricht H. Tromp im Globus Bd. 53, 218. Ausnahmsweise sei Obiges ausführlicher dargestellt.

Digitized by Google

oder die feine Umgangssprache und die gewöhnliche Verkehrssprache Ngoko. Fürs Java arbeitete Harthoorn um 1866 in Malang, mehr als es heilsam war; Poensen veröffentlichte ein biblisches Lesebuch. Auch der bekannte Medhurst (vgl. unten bei China) verfaßte das erste von einem Europäer bearbeitete javanische Wörterbuch um 1833. Phil. Bieger übertrug um 1877 Bibl. Geschichten ins volkstümliche Versmaß (Tembang) und der alte Baptistenmissionar aus der Lausitz, Gottlob Brückner, übersetzte um 1844 das Ambia ins Deutsche und veröffentlichte zu Sirampur eine Java-Sprachlehre.[1])

Auf Sumatra fanden die Rheinischen Missionare für die Batta-Sprache mit ihrer eigenen Schrift die Arbeiten des sprachbegabten Neubronner van der Tuuk vor, welcher seitens der Niederländischen Bibelgesellschaft hier eifrigst geforscht hatte.[2]) Hierauf weiter bauend gaben die Missionare verschiedene Schulbücher[3]) in der Toba-, Angkola- oder Mandheling-Mundart.[4])

Die Nias-Sprache erhielt ihre erste kleine Litteratur ebenfalls durch Rheinische Missionare, besonders Denninger seit 1869 und Sundermann; die notwendigsten Lese- und Schulbücher sind gedruckt.[5])

Eine Sammlung von Wörtern der Nikobaren lieferte der dänische Sendbote Polzenhagen um 1760 und in die Sprache der Süd-

---

[1]) Ambia oder Buch der Propheten vgl. H. A. Niemeyer a. a. O. 1845, Stück 91, S. 435—524. 527. Proeve vener Javaansche Spraakkunst 1830; vgl. W. v. Humboldt, Kawi-Sprache II, 46. 69. 150. 269.

[2]) Tobasche Spraakkunst. Amsterd. 1864. Kurzer Abriß einer Battaschen Formenlehre im Toba-Dialekt, verdeutscht von A. Schreiber. 1867. [Letzterer schrieb: Die Batta in ihrem Verhältnis zu den Malayen von Sumatra. Barmen 1874.] Maleisch Leesbook. Gravenhag. 1876.

[3]) Katechismus. Gütersloh 1881 (latein. Schrift). J. Rommensen: Zahns alttestamentliche Bibl. Gesch. Elberfeld 1882 (282 S.) in Toba-Schrift; dasselbe in latein. Schrift (208 S.) II. Aufl. 1886. Tobasch spelboekje. Elberf. 1885. Katechismus im Angkola. Gütersloh 1886. (176 S.)

[4]) Auch ein Gesangbuch, Weltgeschichte, verschiedene Traktate und im Toba die neue Zeitschrift „Immanuel". Rhein. Miss.-Ber. 1890, 329. Zahns neutestamentl. Bibl. Gesch. durch P. Johannsen. Elberf. II. Aufl. 1886 (143 S.) mit latein. Schrift.

[5]) Z. B. Zahns neutestamentl. Bibl. Gesch. durch H. Sundermann. Elberf. o. J. (142 S.) Letzterer veröffentlichte kürzlich folgendes: Kurzgefaßte niassische Grammatik, Mörs 1892, Deutsch-niassisches Wörterbuch, daselbst; Kleine niassische Chrestomathie nebst Wörterverzeichnis, Luthers Katechismus, das Herz des Menschen; alles „als Ergebnis eines sechzehnjährigen sorgfältigen Studiums und von grundlegender Bedeutung für die Erschließung der niassischen Sprache." A. M.-Z. 1892, 440.

Digitized by Google

Andamanen ist seitens der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft das B. U. übersetzt.

Fürs Malayische lieferte G. H. Werndly[1]) eine Grammatik (Amsterdam 1730), der Niederländer Roskott Bunyans Pilgerreise; eine Missionspresse auf Timor und Amboina gab Schulbücher und Traktate, eine Zeitschrift „Tjahaja Sijang" von Bettinck in der Minahassa enthält viele Beiträge der Missionare u. s. w.[2]) Die Schriften der Church M. Soc. sind bei Warneck: Moderne Mission und Kultur 1879, S. 191 verzeichnet, z. B. Peet, Colling, Harley, Baker, Boutler u. a.

2. Die Singal-Sprache auf der Insel Ceylon wurde von den holländischen Missionaren im 18., aber besonders durch die Baptisten in diesem Jahrhundert bearbeitet; denn Chater († 1829) schloß mit seiner Sprachlehre vielen Europäern diese Sprache auf.[3]) Neben Methodisten[4]) z. B. Clough (Wörterbuch 1830) schaffen auch Anglikaner (F. Mendis. S. P. C. K.). Das alte, heilige Pali ist von den Methodisten eifrigst und am besten erforscht und der Amerikaner und Baptist Dr. Francis Mason schrieb eine Grammatik nebst Chrestomatie, Wörterbuch und Übersetzungen.[5])

3. Die Drawida-Sprachgruppe. Tamil. Die ersten tamilischen Buchstaben hat der spanische Jesuitenlaienbruder Juan Gonsalvez gegossen und damit seine doctrina christ. gedruckt.[6]) Henr. Henriquez

[1]) Über Werndly vgl. Dänische Miss.-Ber. III, 352. Mithrid. I, 102. Ein Katechismus. Amsterdam 1732. Des Katholiken Dav. Haex: Dictionarium Malaico-Latin. Romae propag. 1631. Zu den ältesten malayischen Schul- und Predigtbüchern vgl. Macedonier 1892, 102 f. z. B. Casp. Wilten und J. Heurnius.

[2]) Durch het Genootsch. vor uitwend Zending auf Java das Blatt „Bintang Dschohar". Bischof Mc. Douglas Catechism. S. P. C. Kn. for the Use. of Missions in Borneo.

[3]) Jo. Ruel zu Colombo: Grammatica of Sing. Taalkunst. Amsterd. 1708. Chater schrieb noch mancherlei, ebenso Ebenezer Daniel; als Monatsschrift erscheint „Die Posaune des Evangeliums". Für die Church M. S. vgl. Warneck: Mission und Kultur S. 191 (Selkirk).

[4]) Die Zeitschrift Santalan Karaya d. h. Der Familienfreund; die wesleyaniche Missionspresse druckt jährlich viele Millionen Seiten. — J. C. Macvicar und S. Hardy übers Singal in Asiat. Soc. Ceylon Branch. 1845 f.

[5]) The Pali Text of Kachchayanos Grammar. 2 Bände. Toongoo 1871 (Trübner); vgl. auch A. M.-Z. 1879, 317. Cloughs Pali grammar (vgl. W. v. Humboldt, Kawi-Sprache I, 168); with vocabulary, Colombo 1824, ist sehr selten.

[6]) 1578 folgte die flos Sanctorum, 1679 das Wörterbuch des Antonio de Proença zu Ambalakate an der Malabarküste. Schon Fr. Xaver übersetzte 1542

Digitized by Google

(† 1600) veröffentlichte seine Grammatik und das Wörterbuch, Katechismen u. a. m.; 1679 erschien in Pondichéry das größere Tamilwörterbuch unter Leitung der Patres Cattaneo, Pereira und de Maya.[1]) Das Sprachtalent des Robert de Nobili bleibe lieber samt der 5 Ezour-Veda verborgen;[2]) viel edler und wichtiger ist Constan. Joseph Beschi († 1747), welcher schon 1726, um der evangelischen Tamilbibel entgegenzuwirken, das Tembaväni oder „Die Reihe süßer Lieder", eine Evangeliengeschichte in 30 Gesängen und 3615 Vierzeilen alttamilisch verfaßte, darauf eine Erklärung in leichteren Versen und endlich eine Prosaübersetzung im landläufigen Tamil; ebenso Kitteriammal, Legende der heiligen Katharina.[3]) Voll Dank spricht der bekannte Missionar und Drawidologe H. Gundert von Beschis Grammatiken, Wörterbüchern, besonders des Saturagarädi oder des vierfachen ABC. Als Tamilforscher steht er wohl unerreicht da; dies sei aufrichtig anerkannt, obgleich Beschi auch als Polemiker gegen Luther im Tamil schreibend auftrat.[4])

Als deutsche Missionsfreunde eine Druckpresse nach Trankebar mit in Halle geschnittenen tamulischen Lettern 1713 gesandt hatten und nun hier kleinere Buchstaben verfertigt und zu Poreiar seitens der hallisch-dänischen Missionare eine Papiermühle angelegt war, übersetzte Barthol. Ziegenbalg, welcher keine Hilfsmittel bei der Erlernung des Tamil vorfand, 1707 Luthers Kleinen Katechismus, Lieder und Gebete, ein Handbuch der Theologie für eingeborne Katecheten und verfaßte seine Grammatica tamulica. Halle 1716 († 1719) mit „umfassender Kenntnis des Tamulischen" (Th. Benfey, Gesch. der Sprachw. 261).[5]) Benjamin

mit Hilfe einiger Eingebornen den Katechismus. Faria schnitt Lettern. Hahn: Gesch. der kathol. Miss. II, 316. J. Dahlmann a. a. O. S. 8—11.

[1]) Welches Arbeiten des de Nobili, Bruno und Martin enthielt. Faraz und d'Acosta verfaßten Grammatiken und Lexikon. Überdies vgl. Mithrid. IV, 73.

[2]) Kaltar: Gesch. der christl. Miss. I, 315. Nobili † 1648 oder 1656; über seine Sanskritkenntnis vgl. Max Müller: Vorlesungen über Wissensch. der Sprache, deutsch von C. Böttger. II. Aufl. S. 130. 370.

[3]) Auch Mariengedicht, Meditationes, Vorschriften für Lehrer, die Abenteuer des Guru Paramärtha in Form des volkstümlichen Tamil. Beschis Grammatik. S. P. C. K. auf englisch. Grammar of shen-tamil translat. by B. G. Babingtown. Madras 1822.

[4]) Ev. M.-M. 1868, 100 f. Ev.-luth. Missionsbl. 1848, 200. Grauls Anerkennung Missionsnachr. der ostind. Miss. zu Halle 1853, V, 61; ausführlicher in J. Dahlmann a. a. O. 12 f. Beschis Grammatica latino-tamulica ist von den luth. Miss. zu Trankebar 1739 neu gedruckt; sein Clavis humaniorum litterarum sublimioris tamulici idiomatis durch K. Ihlefeld, Trankebar. (171 S.)

[5]) „Ziegenbalgs Genealogie der Malabarischen Götter edid. Wilh. Germann zu Madras 1867 fehlerlos gedruckt, ist erst in unserm Jahrhundert ein brauchbares,

Digitized by Google

Schultze übertrug Gesänge, Joh. Phil. Fabricius arbeitete 1744 ein lateinisch-tamilisches Wörterbuch in ein tamilisch-lateinisches um und verfaßte ein tamilisch-englisches,[1]) sowie in allgemein verständlicher Kirchensprache ein Gesangbuch mit 336 Liedern.[2]) Christ. Theod. Walther († 1741) druckte Beschis Grammatik mit großer Mühe sorgfältig ab und fügte einen Anhang von 60 Seiten mit „grammatischen Beobachtungen" hinzu.[3]) Der tüchtige Deutsche, aber in der Church M. S. arbeitende Karl T. L. Rhenius hat 1835 nach H. Gunderts Urteil eine Grammatik verfaßt, welche „faßlich und förderlich für den Anfänger, aber den logischen Gesichtspunkt viel zu sehr vorherrschen läßt, als daß die schwierigen Seiten des syntaktischen Sprachstoffs zu ihrem vollen Rechte kämen" (Ev. M.-M. 1868, 287).[4]) Die unter Rhenius 1818 gestiftete Religious Tract- and Book-Society trug auch mancherlei zur Tamilforschung bei;[5]) es geschah noch mehr. — In Madras entfalteten mehrere Missions-

sogar nützliches Werk geworden" (Benfey a. a. O. 340. 261). Ein Traktat an die Tamulen 1713, Brief an die Heiden 1717, Wahre Weisheit 1803 (1813), Gegen den Götzendienst 1713. 1729. 1745, Gebete 1713. 1745, Luthers Katechismus 1713 (16. Aufl. 1865). Gesangbuch, 48 Lieder von Ziegenbalg und Gründler 1715. 1721, III. Ausgabe von Schultze mit 160 Lied. 1723, IV. Ausgabe von Walther oder Pressier mit 300, 1733 u. 1756, VI. Ausgabe v. J. 1779 mit Lied. des Fabricius 1786. 1787. Theologia thetica in lingua tamulica von Ziegenbalg und Gründler nach dem Deutschen des Freylinghausen 1717, revidiert von Cordes und Graul 1856. Rituale Trangambarium 1707 u. 1781. (Vgl. ferner Ev.-luth. Missionsbl. 1887, 107 f. und A. Fabricius, Professor in Hamburg: Salutaris Lux Evangelii. Hamburg 1731, S. 611 f. und letztes Zusatzblatt und zu Ziegenbalg: A. M.-Z. 1883, 491—497.)

[1]) B. Schultze: Madras or Fort S. George. Halle 1750. Mores vitamque Christiano dignam etc. Halle 1747. Fabricius 1779. II. Aufl. und J. C. Breithaupt, hrsg. von Poezold und Simpson. Bevery. 1809.

[2]) 1807 in Trankebar und 1774. 1796. 1820 und 1825 in Madras gedruckt. Ev.-luth. Missionsbl. 1865, 43. 1862, 285. 1865, 43. 1887, 107.

[3]) Observationes etc. Trankebar 1739 (Mithrid. I, 226. Ev.-luth. Missionsbl. 1865, 272).

[4]) Außerdem verfaßte Rhenius, dessen Wirken in Deutschland noch immer nicht genügend anerkannt wird (A. M.-Z. 1876, 515), vortreffliche homiletische Schulbücher; über seine im klaren tamilischen Stil abgefaßte Glaubenslehre vgl. Missionsnachr. d. ostind. Miss. zu Halle 1853, V, 59 (Grauls Urteil) und Benfey a. a. O. 759.

[5]) Die erste lutherische Missionsdruckerei in Trankebar, ein Geschenk der englischen S. P. C. K. veröffentlichte außer den genannten noch folgende tamilische Schriften: Walther, Gegen den Islam 1728. Kirchengeschichte 1735. 1799. 1809 (Madras)!! Chr. F. Schwartz, Erklärung des Vater Unsers 2. Aufl. 1770. Ein Gespräch 1772. Der zu Trankebar erzogene Dan. Pällei übersetzte H. Müllers Erquickstunden, Starckes Leidensgeschichte, Bogatzkys Schatz-

Digitized by Google

gesellschaften eine ausgebreitete Preßthätigkeit; so neben der eben genannten die Madras Auxiliary Bible Soc., die 1854 gestiftete South Indian Schoolbook Soc., die 1858 errichtete Christian Vernacular (Eingebornen) Education Soc. und die Druckerei der Church Miss. Soc.[1])

Dr. J. P. Rottler, welcher nach sechzigjähriger Thätigkeit 1836 starb, veröffentlichte 1834 u. f. ein großes englisch-tamilisches Wörterbuch, welches nach Grauls Urteil nicht ganz unbrauchbar, aber schlecht geordnet ist.[2]) In Verbindung mit der amerikanischen Mission in Dschaffna erschien ein sehr umfangreiches, 58500 Wörter umfassendes Lexikon, teils nach Beschis Plan bearbeitet, welches aber viermal mehr Vokabeln bietet und nicht nur die verschiedene Bedeutung des einzelnen Wortes, sondern im zweiten Abschnitt die verschiedenen Benennungen des einzelnen Dinges und im dritten gewissermaßen eine Art Realübersicht.[3]) Der Leipziger Döderlein lieferte 1866 ein tamulisch- und englisch-deutsches Vokabular von tausend Wörtern, Schäffer seit 1864 Übersetzungsübungen aus dem Englischen ins Tamil und umgekehrt (drei Hefte). Der bekannte Missionsinspektor Karl Graul veröffentlichte in seiner Bibliotheca tamulica (Leipzig 1854—1865, vier Bde.) Tamiltexte mit lateinischer und englischer Übersetzung, Glossare, den Kural und im zweiten Band eine Grammatik.[4])

---

kästlein. B. Schultze gab Arnds Paradiesgärtlein (1749) und Wahres Christentum (1750) zu Halle gedruckt. Kleinere Schriften erschienen zu Trankebar, z. B. Solidissima institutio S. Coenae 1721. Ev.-luth. Missionsbl. 1887, 105.

[1]) Vgl. Ev.-luth. Missionsbl. 1887, 152. Im Jahre 1838 wurde die letztgenannte Presse vom Amerikanischen Board angekauft und unter R. Hunt zur Musteranstalt erhoben. Mit neuen Hilfsmitteln stellte er schöne, scharfe Typen von der kleinsten bis zur größten Art dar. Während bis 1829 z. B. zur Tamil-Bibel fünf dicke Oktavbände gehörten, konnte sie 1840 in einem einzigen großen Oktavband gedruckt werden; 1858 erschien in Hunts Druckerei eine Bibel in Taschenformat, die kleinste Ausgabe der heil. Schrift in einer indischen Sprache.

[2]) „Und sein Hauptmaterial der Arbeit des Beschi verdankt" (Missionsnachr. der ostind. Miss. zu Halle V, 62), gedruckt durch die S. P. C. K. zu Madras bis 1841. Er übersetzte auch die Anglikanische Agende (H. A. Niemeyer a. a. O. Stück 87, 210).

[3]) Und dennoch hat nach Graul a. a. O. S. 62 „eine wahrhaft philologische Lexikographie und Grammatologie (bis 1851) fürs Tamil kaum die ersten Schritte gethan". (Deshalb gab Grauls Sprachlehrer und ein Mitglied der lutherischen Gemeinde zu Madras 1852 ein grammatisches Hauptwerk der Tamulen mit englischer Übersetzung und vielen Erklärungen heraus.)

[4]) Z. B. Kaivaljanavanita, a Vedanta poem 1855; Tiruvalluvers Kural 1865, welcher letzterer von Beschi ins Lateinische übersetzt und vom Londoner Missionar Drew mit englischer Übersetzung nur zum kleinen Teil herausgegeben war. Miss. Kämmerers Paraphrase des Kural nennt Graul „ungenau und geistlos" (a. a. O.

Digitized by Google

Seit 1863 erscheint die Monatsschrift „Aruno dajam" und eine andere tamil-englische Zeitschrift „Der Morgenstern" auf Ceylon. Auch die andern lutherischen Missionare waren nicht unthätig, z. B. Cordes, Schwarz, Blomstrand, Schanz, German u. a. m., wo die 1860 zu Trankebar neu eingerichtete Leipziger Missionspresse gewaltig mithalf.[1]) R. Caldwell, Anglikaner (geb. 1814, seit 1838 in Indien, gest. 28. Aug. 1891) veröffentlichte 1856 sein berühmtes Werk: Comparative grammar of the Dravidianor South-Indian family of languages. (805 S.) 2 edit. 1875, welche in der Gelehrtenwelt Aufsehen erregte (vgl. auch A. M.-Z. 1888, 559). P. Perzeval gab 6000 Tamilsprichwörter.[2]) Zahlreiche Bücher druckte der Amerikanische Board und mancherlei die Church Miss. Soc.[3]) Spaulding gab ein Tamil-

V, S. 64). Grauls: Outline of Tamil grammar with specimens of Tamil structure and comparat. tables of the flexional system in other Dravida languages and a glossary.

[1]) Cordes (1840—1870) im Tamulischen: Die Augustana, amtliche Ordnungen, 14 Lieder zu Fabricius Gesangbuch und veranlaßte eine Tamilübersetzung der Blätter für Mission aus Werdau unterm Titel „Mission savitejel" (Missionserzählungen), Umschau S. XIII. Schwarz (1843—1884) besorgte genauen Druck des Fabricius Gesangbuch, Agende, Bogatzkys Schatzkästlein, Leidensgeschichte, der Dialoge des Chr. Friedr. Schwartz, Kinderschatz, neutestamentl. Fragen, den Kural I und II, ABC-Buch, Traktate. Blomstrand (1858—1884): Zahns Bibl. Gesch., Grauls Unterscheidungslehren, Kurtz heil. Gesch., dessen Kirchengeschichte, die symbolischen Bücher, Arndt, Speners Katechismus, Löhes Gebetbuch. Schanz (1862 bis 1872): Bibl. Spruchbuch, Jahrgang Predigten, Sympris evangelica; mit Herre zusammen: 37 Lieder. Döderlein: 1860 f. Katechismuserklärung. German: 1865. Ziegenbalgs Genealogie, Fabricius Predigten. Handmann: Ziegenbalgs Leben; als Eingeborne A. M. Samuel, M. Pakiam, N. Samuel. H. Schanz über die Rama-Sitei-Klage, Globus 45, 364. A. Gehring: Kondreiwenden, Sinnsprüche der Dichterin Auweijar. Ev.-luth. Missionsblatt 1890, 301. 317. Fürs Übrige sei verwiesen auf daselbst 1887, 153. 252 mit Preisverzeichnis. Kürzlich gab der am 27./5. 1891 verstorbene Winkel einen Kommentar über den Galaterbrief (das. 1891, 213).

[2]) Madras 1875 mit englischer Übersetzung. Grant und andere Missionare veröffentlichten verschiedene Tamulen-Dichter; vgl. auch Ev. M.-M. 1865, 160. Free Church of Scotland giebt The Lamp of Truth. Die S. P. C. K. druckte zahlreiche Schriften. Catalogue II, 16. Näheres verbietet der Raum.

[3]) Zum Board vgl. Ely Vol. 512 f. zu Manepy, Madras, Dschaffna von J. Scudder u. a. Zeitschriften: Lamp of Truth, Morning star, Childrens Friend, Aurora 1844, True News Bearer, Satthiawarttamani von Washburn, Madras Christian Instructor; viele Schulbücher von Spaulding, Hoisington, Nevius, S. F. Green, Dr. Winslow u. a. auch von Eingebornen. Zur Church M. S. vgl. Warneck a. a. O. 191: E. Sargent, Evarts, Pettitt, P. P. Schaffter.

Digitized by Google

und Englisches Wörterbuch, Dr. Winslow ebenso (fast 1000 S. stark), G. Seymer eine Sprachlehre und H. R. Hoisington gab Anmerkungen zum Tamil, worin er eine semitische Verwandtschaft in Sprache und Volk nachzuweisen versuchte. Ein Dictionarium latino-gallico-tamulicum gaben zwei katholische Missionare zu Pondichery. 1846.

Der alte lutherische Sendbote Benj. Schultze (vgl. auch unter Tamil) zu Madras gründete eine christliche Literatur des Telugu[1]) und bearbeitete diese Sprache auch wissenschaftlich. Der Amerikanische Board hat hier seine Thätigkeit im geringeren Maße entfaltet (1841. 1849. Ely Vol. S. 511). Der englisch-kirchliche Ad. H. Arden lieferte eine gute neuere Sprachlehre,[2]) Brewers Dictionary druckte nebst fünf andern Werken die um die Sprachwissenschaft ebenfalls sehr verdiente S. P. Ch. K. und Schleswig-Holsteinische Missionare übersetzten Gesänge und Liturgie ins Telugu.[3])

Kanara (Kannadi oder Karnâtaka) ist auch durch Baseler Sendboten festgestellt, Got. H. Weigle († 1855 zu Mangalur) wurde zum Mitglied der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Anerkennung

---

[1]) Conspectus litteraturae Telugicae vulgo Warugicae. Halle 1747 ist nur eine Darstellung des ABC auf 6 Blättern in 4°. Catechismus minor. Halle 1746 (Madras patnae 1727) ad exemplar Tamulicum Telugice redditus. Perspicua Exploratio doctrinae christianae secund. ordinem quinque capitum Catechismi majoris ex lingua Tamulica in telugicam versa. Halle 1747 (Madras patnae 1727). Instructio catechetica; Colloquium religiosum. Halle 1747. Salutis ordo, Via(ad v)itam beatam. Madras 1727; aus dem Tamil ins Telugu übersetzt. Grammatica Telugica seu methodus, quae viam monstrat, linguam Telugicam brevi temporis spatio addiscendi, in usum Philo-Telugorum conscripta, Madrastae 1728. Vocabularium Telugo Tamulo-Biblicum Novi Testamenti etc. sectionem primam lingua Anglicana, sectionem secundam lingua Telugica, tertiam pronunciatio, quartam lingua tamulica et sectionem quintam lingua latina (Madrastae 1728); vgl. auch Fabricius, Lux Evangelii S. 613 f. Mithridates IV, 75. 495. Schlesw.-Holst. Missionsbl. 1889, 81. (Das Telugu hat ein dem Sanskrit ähnliches Alphabet.)

[2]) In Radschamundry hat der eben verstorbene W. Grönning die neutestamentl. Bibl. Gesch. handschriftlich fertig hinterlassen. Die Übersetzungen der Gesänge durch die Hermannsburger Missionare sollen sprachlich und poetisch nicht hervorragen.

[3]) Arden: A progressive Grammar in 3 parts. (308 S.) Masulipatam (anerkannt im neusten Meyers Konversations-Lexikon XV, 579). London 1873; dazu a companion Telugu Reader. (130 S.) Madras 1879. J. E. Padfield vollendete unter Beihilfe des A. Sabbarayudu, D. Anautam und B. Sinayya 1890 die Telugu-Übersetzung des neutestamentl. Kommentars, vgl. Proced. 1891, 92. — Dahlmann a. a. O. S. 21 erwähnt eine Telugugrammatik des Katholiken De la Lane (um 1770?).

Digitized by Google

seiner Verdienste um diese Sprachforschung ernannt.[1]) Auch Herm. Frd. Mögling, der Baseler Zögling († 1881 zu Eßlingen), gab Wertvolles, ebenso F. Kittel im New Critical and Etymolog. Dictionary und andern Büchern.[2]) Frd. Ziegler (geb. 1832) schrieb: Practical key to the Canarese Lang. Mangalur 1872 und A school-dictionary engl. a. canarese. II ed. Mangal. 1889 (522 S.). Der Katholik Przikril benutzte eine Kerkerhaft zur Abfassung einer Grammatik und Wörterbuches (Dahlmann a. a. O. S. 16).[3]) — Die Badaga-Sprache auf den Nilagiribergen fand Förderung durch Joh. J. Bühler, welcher „wertvolle Mitteilungen" gab.[4])

Das Malayalam[5]) haben im vorigen Jahrhundert Katholiken

[1]) Ztschr. der Deutschen Morgenl. Gesellschaft II, 257. XIV, 502. XVIII, 241. Baseler Missions-Jahresbericht 1870, 109. Ev. M.-M. 1855, IV, 108, wo Weigles Aufsatz steht; auch übersetzte er Bunyans Pilgerreise, bearbeitete mit anderen das Liederbuch; vgl. auch Benfey a. a. O. S. 759.

[2]) Dr. Mögling veranstaltete eine Ausgabe der kanaresischen Klassiker (Ramayana, Mahabharata, Dasara Pada u. s. w.) in der Bibliotheka Karnatika 1848 nebst anderen Büchern: Bibelerklärung, Grammatical Notes of the Kota and Toda Lang. (Ev. M.-M. 1881, 301). Auch Namen wie B. Graeter, W. Reeve seien erwähnt, die vielen gediegenen Schulbücher können nicht einzeln genannt werden. Sehr wichtig ist die Baseler Missionspresse in Mangalur, welche viele Telugu-, Kanara-, Malayalim-, Tulu-Bücher druckt und am 14. Dezember 1891 ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte. Plebst machte sich um 1852 hierbei sehr verdient, überwand viele Schwierigkeiten; erforderte doch allein das Kanara-Alphabet 200 Stahlstempel und 240 Kupfermatrizen; zum Malayalimdruck waren 400 Zeichen nötig, welche später auf 330 beschränkt werden konnten. C. Stolz und Hunziker halfen treulich, ebenso Reuther, Hirner. 1889 wurde die vierte Schnellpresse und zweite Gießmaschine behufs des Schriftenbedarfs angeschafft. Der Mangalurdruck findet allgemeine Anerkennung und weite Verbreitung. Bis 1873 erschienen 322 Bücher und kleinere Schriften in 971640 Exemplaren, aber 1878 sogar 193360; 1880 : 207015; 1882 : 281680 und 1883 : 406400 Exemplare. 1881 wurde auch der Tamildruck begonnen und 1883 auch mit Sanskritschrift gedruckt. Einzelne Schulbücher erlebten Auflagen von 10000—15000 Exemplaren, eines sogar von 109000 Exemplaren (nach Ev. Heidenbote 1891, 92 f. Ev. M.-M. 1889, 235. Baseler Jahresbericht 1891, LIX. A, sowie die betreffenden Kataloge des Baseler Miss. and Tract. Depository). Neben Englisch, Kanara, Malayalim, Tulu, Kodagu, Badagu wird auch das Konkani (mit Kanara-Schrift) hier gedruckt. 1842 erschienen Zellers „Göttliche Antworten" im Kanara und ein Malayalim-Gesangbuch. 1873 gab es in Indien 25 Missionspressen; vgl. Näheres Ev. M.-M. 1874, 24. A. M.-Z. 1876, 146.

[3]) Diego Ribeiro übersetzte Ribadeneiras Heiligenleben ins Kanara (ebenda).

[4]) Benfey S. 759. Ztschr. der Deutschen Morgenl. Ges. III, 108. VII, 381 (Sprichwörter).

[5]) So nach der eigenen Malayalam-Benennung, von den Mohammedanern

Digitized by Google

erforſcht,[1]) viel gründlicher aber der Gründer der Station Talatſcheri und Sprachforſcher Herm. Gundert.[2]) Er veröffentlichte 1872 auf der Baſeler Miſſionspreſſe zu Mangalur A Malayalam and English Dictionary[3]) und L. J. Frohnmeyer (geb. 1850) gab 1889 eine Sprachlehre zu Mangalur.[4]) Die engliſch-kirchliche Miſſion druckte J. Peets Grammar, R. Collins Sprachlehre[5]) und der Baſeler Chriſtian Irion (geb. 1812) überſetzte und verfaßte verſchiedene Schulbücher; manches unter Gunderts Mithilfe.

Im Tulu hat Joh. Jak. Brigel († 1887) eine grundlegende und einzigartige Sprachlehre geſchaffen, ſowie Aug. Männer (geb. 1828) ein Wörterbuch. Die Baſeler Druckerei zu Mangalur gab verſchiedene Schulbücher u. dgl.[6])

Der Radſchmahali-, Pahari- oder Malto-Sprache gab der am 19./4. 1891 verſtorbene Ernſt Dröſe eine Grammatik, Schulbücher u. ſ. w. Die Toda-Sprache iſt vom Baſeler Joh. Frd. Metz († 1885) in ſeinen Grammatical Notes of the Toda Lang. Specim. of South Indian Dialects 1873 bearbeitet; derſelbe gab fürs Kota allerlei Auf-

---

Malabar, im Sanskrit Kéralam genannt; vgl. zu Malayalam, Kanara und Tulu die kleine Sprachenkarte im Ev. M.-M. 1890, 1.

[1]) Karmeliter Clem. Peanius: Alphabetum Grandonico-Malabaricum Sanscrudonicum Rom. Propag. 1772. Jeſuit Clemens: Grammatica Malabare. Daſelbſt 1774. J. E. Hanxledens handſchriftliche Grammatik iſt in Mithrid. I, 210 genannt. C. Peanii Compendiaria legis explicatio 1772. Propagand. (Dahlmann erwähnt nichts.)

[2]) Geb. 1814 in Stuttgart, Verfaſſer der „Evang. Miſſion“ u. ſ. w.

[3]) Außerdem 1868 in 2. Aufl. A Grammar, 1860 Anthology (Madras), One thousands Malayal. Proverbs und Kerala Palama (Zeit der Portugieſen in Malabar, nachdem er die älteren portugieſiſchen und italieniſchen Werke über Malabar kennen gelernt hatte, auch über alte Malay. Inſchriften, um 1852 Überſetzung des Muirſchen Sanskrit-Werkes Christa Mahatmya (Leben Jeſu) u. ſ w. Ev. M.-M. 1852, IV, 142.

[4]) Wo die Baſeler Miſſionspreſſe ſehr thätig iſt. Unmöglich kann alles Gedruckte aufgezählt werden; auch hier muß auf den diesbezüglichen in Baſel käuflichen Katalog verwieſen werden, welcher Sprach-, Schul- und andere Bücher nebſt Schriften zahlreich aufweiſt; vgl. Baſeler Jahresbericht S. LX, A. c. Frohnmeyer gab A Malayalam Catechism of Physics; andere Sonſtiges.

[5]) Peet überſetzte auch Bunyans Pilgerreiſe und anderes; H. Harley, der Württemberger J. G. Beuttler, J. Hawksworth u. a.; vgl. Warneck: Miſſion und Kultur S. 191. Peets Grammar zu Cottayam 1860 in 2 Ausgaben.

[6]) Brigels Grammar. Mangal. 1872. (148 S.) Männers Engl. Tulu-Dictionary. Mangalur 1888. Über die anderen Bücher vgl. Baſeler Katalog S. 9 f. Jahresbericht LX, A. 6.

Digitized by Google

schlüsse.[1]) Fürs Gond arbeiteten H. D. Williamson und der Freischotte S. Hislop,[2]) für die Koi-Mundart die Missionare in Dumagudien, und fürs Kaikadi derselbe Hislop ebenda.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mohammedaner-Mission in Bombay.

In bezug auf die im vorigen Jahrgange S. 207 f. von D. Grundemann veröffentlichten Mitteilungen über die Mohammedaner-Mission in Bombay sendet Missionar J. G. Deimler von dort folgende Berichtigung:

In Ihrer Darlegung der Mohammedanischen Mission sprechen Sie von schwachen Punkten, welche im System und in der Praxis sich finden. Sie sagen, daß man von einer gesammelten Gemeinde wenig oder gar nichts zu sehen bekommt. Sie melden, daß der Missionar hauptsächlich mit literarischer Arbeit beschäftigt war, das heißt, er übersetzte ein apologetisches Werk von Grau ins Englische — eine Arbeit, die wie er wohl selbst fühlte eigentlich viel einfacher und ebenso gut in Europa gemacht werden könnte und mit seinem Beruf als Missionar unter indischen Mohammedanern doch nur sehr leise Berührung haben kann.

Die Berücksichtigung der vorhandenen Verhältnisse geht doch wohl der richtigen Beurteilung einer Arbeit voraus; diese Ihre Unterlassung derselben verursacht Ihre von Fehlern nicht unfreie Darlegung der derzeit bestehenden mohammedanischen Mission. Gut, die Erwähnung der zu jener Zeit herrschenden Verhältnisse bietet die geeignetste Antwort zu der von Ihnen angegebenen Betrachtungsweise. Gegen Ende von 1889 erhielt ich von der Parent Committee die Bestimmung nach meiner Rückkehr nach Indien mich literarisch zu beschäftigen, während der schon vorhandene Missionar Superintendent der aktiven Mission verbleiben sollte. Anfangs Oktober 1890 jedoch hatte ich selbst die Superintendenz der mohammedanischen Mission zu übernehmen. Nur einen Monat später verweilten Sie als unser werter Gast für mehrere Tage in Bombay. Die Mission war in einem Übergangsstadium; von einer Gemeinde war wenig zu sehen. Niemand fühlte wohl tiefer und verstand besser als ich von schwachen Punkten in der Mission zu reden, was aus meinem Jahresbericht von 1890 zu ersehen ist. Die schwachen Punkte aber ruhten in den ungünstigen Verhältnissen und nicht im System und der Praxis, wie Sie meinen. Ich stand ganz vereinzelt da; der einzige Katechist war gestorben; die paar Gemeindeglieder waren nach ihrer Heimat zu senden. Der Missionar hatte niederzureißen, ehe er aufbauen konnte. Dies war der traurige Zustand der Mission, als Sie hier verweilten. Von Ihrer Gerechtigkeitsliebe wäre zu erwarten gewesen, daß Sie denselben in Anschlag bringen würden. Solche

[1]) Journal of Bomba. Madras Lit. and Scienc. 1859. Der unter Kanara genannte H. F. Mögling veröffentlichte Grammatical Notes of the Kota and Toda. Zu Dröse vgl. Proceedings 1891, 92.

[2]) Williamsons Grammar and Vocabulary. S. P. C. K.; Hislops Papers relating to the original Tribes of Central Provinces 1866 zu Nagpur enthält ein Wörterverzeichnis.

Digitized by Google

Zeiten, die in mancher Mission vorkommen, geben nicht den Maßstab zur allgemeinen Beurteilung. Es ist zu bedauern, daß Sie gerade in einem solchen Übergangsstadium die Mission in Augenschein nahmen.

Beim Urteil über eine Mission dürfen die Hindernisse, die Abhaltungen durch allerlei Pflichten, die Entfernung von einem Ort zum andern, das Zeitraubende, das Jagen nach Geld und Gut in einer Groß- und Hafenstadt, das Fehlen der Mittel zum Betreiben und zur Entwicklung des Werkes, nicht außer acht gelassen werden. Ohne auf diese Schwierigkeiten einzugehn will ich nur so viel sagen, daß ich dieselben tief empfinde, umsomehr als ich sie nicht beseitigen kann. Um jedoch gerecht zu sein, sollten sie in Beurteilung gezogen, erwogen und angegeben werden.

Das Folgende möge dienen als Verständigung für die litterarische Arbeit des Schreibers. Ich hatte schon früher Prof. Dr. Graus Werk „Ursprünge und Ziele unserer Kulturentwicklung" mit einiger Veränderung als ausgezeichnet für die gebildeten Mohammedaner sowohl als Hindus gefunden und ins Englische übersetzt, welches nun zu revidieren war. Hier muß ich Ihnen entschieden widersprechen, daß ich wohl selbst fühlte, daß diese Arbeit viel einfacher und ebenso gut in Europa gemacht werden könnte und mit dem Beruf als Missionar unter indischen Mohammedanern doch eine nur sehr leise Berührung haben kann. Zu warten, bis ein solches Buch in Europa berücksichtigt, für Indien bearbeitet und herausgegeben wird, heißt doch wohl dasselbe für immer zu verschließen. Einem Missionar von einer fast vierzigjährigen Erfahrung unter Mohammedanern, dürfte ein Missionsfreund, welcher heute nach Indien kommt und morgen wieder geht, doch wohl ein besseres Urteil in solchen Dingen zutrauen. Ich muß Ihnen offen sagen, daß Sie mir durch diese Bemerkung einen übeln Dienst erwiesen haben, indem unser Sekretär für Indien, wahrscheinlich veranlaßt durch Ihre Anschauung, die Anordnung gab, daß die Conference von Missionaren zu den Hindus (denn ich bin der einzige im westlichen Indien für die Muslime) mich beraten sollte, was für eine Übersetzungsarbeit ich in die Hand nehmen sollte. Der Antrag wurde jedoch kassiert, weil die Leitung der aktiven Mission von mir längst übernommen worden war. Kurz man sollte doch den Missionaren, welche Jahrzehnte unter einem Volke gearbeitet haben und weise genug sind, eine Erfahrung und Einsicht zutrauen und lieber zehnmal den Gegenstand erwägen, ehe man Aussetzungen veröffentlicht, welche weder daheim noch draußen Gutes schaffen.

Nun, teurer Freund, würden Sie jetzt nach $1\frac{1}{2}$ Jahren wieder unser lieber Gast sein, so würden Sie in unsrer mohammedanischen Mission eine angenehme Veränderung finden gegen damals und wahrnehmen, daß wir unsere Hände nicht in den Schoß gelegt haben. Sie würden dreien Katechisten begegnen. Der eine ein Maulwi, ein bedeutender Gelehrter im Islam, welcher nur in Christo sein Heil fand. Der andere jener Pathan, welcher sein Leben aufs Spiel setzend dreimal nach Kafiristan zog. Der dritte, noch ein jüngerer Mann, welcher sich zum Dienste am Worte vorbereitet. Sie könnten die Katechisten auf ihre Straßenpredigten, in die Läden, in die Spitäler ꝛc. begleiten, um in allerlei Weise die gute Botschaft vernehmen zu lassen. Sie könnten mit der Missionsfrau oder Tochter zur mohammedanischen Mädchen-

Digitized by Google

schule gehen, nicht diejenige, welche Sie sahen, sondern eine neu gegründete unserer Mission in Byculla. Ich könnte Sie in unsere neu entstehende mohammedanische Knabenschule führen. Im Hause des Maulwi würden Sie andere Maulwis, den Koran, die Bibel und exegetische Werke vor sich auf dem Tisch liegend bis spät in die Nacht hinein disputierend finden. Bleiben Sie nach dem Frühstück zu Haus, so könnten Sie am Taufunterricht von zwei Mohammedanern teilnehmen, welche in diesen Tagen getauft werden sollen.[1]) Gehen Sie am Nachmittag mit der Missionsfrau, so können Sie vernehmen, wie eine gescheite Mohammedanerin das Wort von der Versöhnung mit fröhlichem Herzen aufnimmt und sich für die Taufe vorbereitet. Im Gottesdienste würden Sie eine Gemeinde von etwa 12 Personen finden. Ich bin überzeugt, daß wenn Sie jetzt über die mohammedanische Mission in Bombay schreiben würden, Ihr Urteil vorteilhafter und empfehlender ausfallen würde als letztes Jahr. Dem Herrn gebührt die Ehre!

Sie können ferner den Eindruck nicht zurückhalten, daß den Arbeiten für die Mohammedaner in Bombay zur Zeit noch die Thüren fest verschlossen sind. Was heißt nun das? Heißt es, es kann nicht gepredigt werden, Schulen können nicht gehalten werden, Besuche können nicht gemacht werden, Traktate nicht verteilt werden und Mohammedaner hören nicht? Nein, nichts von diesem! Alles dies kann mit der größten Freiheit ohne Anstand geschehen, und geschieht auch. Mich deucht, es heißt, wenn ich Ihre Anmerkung in Erwägung ziehe: Wenige Mohammedaner werden Christen und die Christen wurden, sind nicht in Bombay ansässig. Dies gebe ich zu, und noch mehr, ich behaupte, daß der Islam mit seinem Bekenntnis, seinem Stolz die einzige wahre Religion zu sein, mit seiner teilweisen Zufriedenstellung des Herzens und mit seiner Abschließung ein mächtiges Bollwerk gegen das Evangelium sei, und bleiben werde. Aber genügt dies zur Darlegung, daß die Thüren für die Evangelisationsarbeit noch fest verschlossen seien, weil nur einige seßhafte Mohammedaner in Bombay Christen geworden sind? Ziehen Sie, lieber Freund, in Betracht die Hindernisse, welche z. B. in der Türkei der Missionsarbeit entgegenstehen und die Freiheit, mit der in Indien unter denselben Glaubensgenossen gearbeitet werden kann und nehmen Sie Kenntnis von der schönen Schar von Muslimen, welche in Indien in die Kirche Christi eingeführt worden ist, so müssen Sie gewiß ausrufen: Gott sei Dank, die Thüren sind aufgethan! Bei dem eigentümlichen Charakter des Islam, welcher die Herzen seiner Bekenner beherrscht, ein allgemeines Entgegenkommen zu erwarten, ehe an ihnen gearbeitet wurde, ist illusorisch. Auf alle Fälle kann sich niemand beklagen, daß die kirchliche Missionsgesellschaft zu viel auf die Mohammedaner des westlichen Indiens mit ihrem einzigen Missionar verwendet. Ich glaube sagen zu können, daß in diesem Zweige der Mission eine genaue Umschau in ganz Indien, mit Hereinziehung der besonderen Schwierigkeiten, nicht zum Nachteil der mohammedanischen Mission ausfällt. Es giebt gewiß besonders gnadenreiche Heimsuchungen Gottes unter den Völkern der Erde, eine solche ist gegenwärtig nicht nur für die Hindus, sondern auch für die Mohammedaner Indiens vorhanden. Es kommt mir ganz unwillkürlich in den Sinn das

[1]) Dieselben wurden den 23. Dez. getauft.

Digitized by Google

Wort des Herrn in der Offenbarung: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an" ꝛc. Würde der Herr Jesus mit seinem Klopfen warten bis ihm aufgethan würde, so würden wohl die meisten Thüren verschlossen bleiben. Ähnliches ist bei der Evangelisierung nötig, es muß angeklopft werden, wenn die Thüren noch verschlossen sind.

Es liegt mir nur noch ob in bezug auf Ihre Anmerkung auf Seite 208 der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift," das Richtige anzugeben. Unser Sonntagsgottesdienst wurde nur von mir gehalten. Keine Diener mit ihren Frauen waren anwesend. Am Nachmittag jedoch gab ein Katechist eine Ansprache an die Dienerschaft der beiden Familien des Hauses in Guzerathi, welches von den Guzerathi sprechenden Dienern nicht recht verstanden wurde. Man thut eben was man kann.

Ich verbleibe in Hochachtung und Liebe Ihr J. G. Deimler.

Antwort des Verfassers der „Indischen Reisefrüchte."

Ich stehe nicht an zu erklären, daß es ein Irrtum meinerseits war, wenn ich annahm und schrieb, der Missionar habe wohl selbst gefühlt, daß die Übersetzung des Grauschen Werkes ins Englische ebenso gut in Europa gemacht werden konnte. Ich hätte schreiben sollen, daß ich dies in seiner Seele gefühlt habe. Ich würde es verstanden haben, wenn das Werk etwa in Hindustani zu übersetzen war. Aber behufs einer englischen Übersetzung will es mir auch jetzt nicht erforderlich erscheinen, daß der Übersetzer sich den Beschwerden und Gefahren des indischen Klimas aussetzen mußte. Immerhin war ich nicht berechtigt, ihm meine Gefühle unterzuschieben.

Zweitens hätte ich erwähnen sollen, daß ich diese Arbeit in Bombay gerade unter ungünstigen Verhältnissen antraf. Ich muß die von Herrn D. angeführten Schwierigkeiten zugeben, und auch meinen Irrtum in bezug auf den erwähnten Gottesdienst, der nur für Dienstboten war, anerkennen.

Herr D. führt aus neuerer Zeit Erfolge an, für die man um der einzelnen Seelen willen dankbar sein muß. Aber es ist das alles doch nicht eine „offene Thür" unter den einheimischen 160 000 Mohammedanern, vor denen nun der von großem Eifer beseelte Missionar seit 35 Jahren das Evangelium predigt, ohne daß aus denselben eine auch nur kleine Gemeinde hätte gesammelt werden können. Ich bin gern bereit in bezug auf Bombay öffentlich zu widerrufen, was ich von den verschlossenen Thüren geschrieben habe, sobald 2—3 Familien von den ansässigen Mohammedanern zu einer christlichen Gemeinde gesammelt sind.

Auch hier möchte ich noch einmal erwähnen, wie schwer es mir geworden ist, meinem lieben Gastfreunde durch Erwähnung von Thatsachen, die er selbst am allermeisten beklagt, weil er sie nicht beseitigen kann, wehe zu thun. Ich war es aber der Sache schuldig, das Meinige zu thun, um die wirklichen Verhältnisse den heimischen Missionsfreunden näherzubringen.

Grundemann.

Digitized by Google

Geographische Berichterstattung.

Eine Bitte an Missionare und Herausgeber von Missionsblättern.

Die Berichte der Missionare, welche der heimischen Missionsgemeinde durch die Missionsblätter zugehen, sind ohne Zweifel ein höchst wichtiges Mittel zur Erhaltung und Stärkung des Missionslebens. Die Voraussetzung dabei ist, daß sie verständlich sind. Ich möchte hier nur eine Seite des Verständnisses berühren, nämlich die geographische. Leider wird dieselbe zuweilen von den Schreibern sowie von den Herausgebern sehr außer acht gelassen. Es finden sich öfters Berichte über die Arbeiten auf Außenstationen oder sonstige Reisen, die man, selbst wenn man auf der Karte des betreffenden Gebietes wohl orientiert ist, nicht mit genügendem Verständnisse verfolgen kann. Es werden viele Orte erwähnt, die selbstverständlich auf den unsern Missionsfreunden zugehenden Karten nicht stehen können. Wird nun aber gar nichts oder nur unzureichendes über ihre Lage gesagt, so hat man beim Lesen das peinliche Gefühl, daß man nicht folgen kann.

Zuweilen scheint es, als wollte der Schreiber die Leser mit den schwer auszusprechenden Namen verschonen, und sagt immer nur: Wir kamen in ein Dorf, wir setzten über einen Fluß u. s. w. Dabei schwebt die ganze Reise in der Luft. Nicht besser aber ist es, wenn die Namen genannt werden, aber in den verschiedenen Berichten, in verschiedener Form erscheinen, so daß offenbar auch der Herausgeber des Blattes darüber gar nicht im klaren ist.

Der aufmerksame Leser eines Blattes z. B. wird seit etwa 15 Jahren interessiert für eine Gemeinde, die zu den wichtigsten des betreffenden Gebietes gehört; der Name des Ortes aber erscheint als Jacobari, Jorobari, Josabari, Jocobari, Jarobari, Jokobari und Josobari. Augenscheinlich haben die verschiedenen Missionare etwas undeutlich geschrieben, sodaß der Korrektor wohl in Verlegenheit kam. Aber der Herausgeber hätte doch längst feststellen sollen, wie der Ort eigentlich heißt. Ebenso steht es mit Gossor, Ghogor, Ghophor, Zhophar, Ghagar, Ghogar und Ghoghor. Nur diejenigen, welche ihre Missionsblätter so lesen, daß sie heute nicht mehr wissen was im letzten Berichte gestanden hat, können einen solchen Wechsel der Orthographie mit Gemütsruhe ertragen. Viele aber werden, wenn sie gar einmal zwei solche Berichte nebeneinander haben, sicherlich glauben, es handle sich um ganz verschiedene Ortschaften.

Über die beiden erwähnten Punkte hat auch bis jetzt kein einziger Leser ins klare kommen können. Wohl sind hier und da einige Angaben betreffs der Lage mit untergelaufen, die mit genügendem Aufwande von Scharfsinn einer Feststellung der Position näher treten lassen. Aber bestenfalls findet sich eine Formel etwa wie $G = A + \frac{3\,B}{X}$ in der das unbekannte X die Lösung unmöglich macht. Ich weiß bis heute noch nicht, wo jenes Gossor (das sehr wahrscheinlich Ghogor heißt) liegt, obwohl ich bis auf einige Meilen westlicher oder östlicher mir die Lage ungefähr denken kann.

Ich habe ein paar von den stärksten Beispielen angeführt. Ganz so schlimm möchten sie nicht oft vorkommen. Manche Blätter zeichnen sich auch vor andern durch die sorgfältige Bemühung aus, ihre Leser gut orientiert zu halten; da kann dergleichen überhaupt nicht vorkommen. Immerhin bieten andre Gelegenheiten genug, in denen die Leser sich keine geographisch klare Vorstellung machen können.

Ich kann hier nicht ausführlich auf den Einwand eingehen, daß vielen

Digitized by Google

Lesern darauf nichts ankomme. Von manchen würde ich das beklagen, weil ich überzeugt bin, daß es ihre Pflicht und Schuldigkeit ist, ihre Missionsblätter mit vollem Verständnis zu lesen. Dann aber möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Missionsblätter nicht bloß eine ephemere Bedeutung haben und etwa ihren Zweck erreichen, wenn sie einmal zur Erbauung gelesen wurden. Ihrer viele müssen gradezu als Urkunden für die Geschichte der betreffenden Gesellschaft gelten, die doch gelegentlich auch als Quellen für wissenschaftliche Arbeiten und speciell für die Anfertigung von Karten und Atlanten zu benutzen sind. In diesem Falle müssen solche Vorkommnisse gradezu unerträglich sein. — Meine Bitte geht nun an die Missionare dahin,

1. in ihren Berichten die fremden Namen deutlich zu schreiben — vielleicht das erste Mal unter Wiederholung in lateinischer Schrift — um dem Herausgeber und Korrektor die Sache zu erleichtern.
2. Bei jedem Orte, der zum erstenmal erwähnt wird, die Lage einigermaßen bestimmt anzugeben; also z. B. drei deutsche Meilen südlich — oder fünf englische Meilen nordwestlich u. s. w. Rechnen sie nach Stunden, so wäre die Notiz erwünscht, welche Entfernung in einer Stunde zurückgelegt wird. Bei späteren Erwähnungen des Ortes ist jene Angabe nicht mehr nötig, wenn man sicher ist, sie bei der ersten Erwähnung zu finden.

Die Herausgeber aber möchte ich bitten

1. bei der ersten Erwähnung eines jeden Ortes, der nicht auf den zugängl. Karten zu finden ist, die Angabe der Lage abzudrucken.
2. Bei allen späteren Erwähnungen desselben Ortes die erste Schreibart festzuhalten — falls nicht eine zu motivierende Änderung erforderlich ist.

R. Grundemann.

Gemischte Zeitung.

1. Bezüglich der Absage der sog. Hermannsburger Freikirche an die Hermannsburger Mission ist mir aus den maßgebenden Kreisen eine genauere Darstellung der Verhältnisse zugegangen, als ich sie auf Grund der Allg. ev. luth. K.-Z. in der letzten Nummer zu geben in der Lage war. Ich kann diesen Beitrag zur Geschichte der luth. Separation in der Hannoverschen Kirche, so lehrreich er auch ist, hier nicht in seinem ganzen Umfange reproduzieren, sondern muß mich damit begnügen zu bemerken, daß ueben der Hannoverschen nur die sog. Hermannsburger Freikirche sich von der Hermannsburger Mission lossagt, der Grundstock der Hermannsburger separierten luth. Gemeinde unter ihrem Pastor Ehlers dagegen ihr treu geblieben ist. Die „Hermannsb. Freikirche", die sich wieder von der Hermannsb. freikirchl. Gemeinde separiert hat, besteht außer einem kleinen Teile von eigentlichen Hermannsburgern aus dem unter einem Past. Wöhling und 4 Vikaren stehenden kleinen, zerstreuten Häuflein wesentlich im Lüneburgischen. Man sieht, es handelt sich hier um eine ziemlich komplizierte Separationsverwirrung: Hannoversche Freikirche, Hermannsb. Freikirche und Hermannsb. freie Gemeinde, so daß man es Fernstehenden nicht so sehr übel nehmen kann, wenn sie sich in diesem Wirrwarr nicht sofort zurecht finden. Die Situation ist also folgende: für die Hermannsb. Mission ist die große alte Hermannsb. freikirchl. Gemeinde unter Past. Ehlers mit c. 2000 Seelen; gegen sie die Hannov. Freikirche mit 10

Digitized by Google

und die Hermsb. Freikirche mit 5 (jetzt 6) Pastoren mit nur sehr kleinen Gemeinden. Die letzteren haben eine Gegenmission in Afrika und Neuseeland begonnen.

2. Zur Charakteristik der Stellung unserer Reisenden zur Mission, speziell zur evang. Mission und der aus dieser Stellung sich ergebenden Urteilsfähigkeit derselben über die Mission teile ich einen Passus aus dem „mit Humor gewürzten Berichte“ des Herrn O. Ehlers über seine Audienz bei dem chinesischen Vicekönig Li Hung Tschang mit, der zuerst in der Köln. Ztg. und dann in der Tägl. Rundschau vom 21. Febr. 1893 veröffentlicht worden ist.

Nachdem Herr Ehlers über viele Dinge u. a. auch über die Polygamie in sehr humorvoller Weise mit dem „chinesischen Bismarck“ geplaudert, „stellte der letztere die Frage, ob Ehlers auf seinen Reisen auch vielen Missionaren begegnet und was seine Ansicht über deren Thätigkeit sei.“ Die Antwort lautete: „Ich führte in längerer Rede aus, daß ich die Thätigkeit der Missionen schätze und würdige, wo sie sich — wie beispielsweise in Ostafrika in den französischen Missionsanstalten — in der Hauptsache darauf richte, vollkommen unzivilisierte Menschen durch Erziehung zur Arbeit zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden, gewissermaßen den Affen zum Menschen zu erziehen; daß ich hingegen im allgemeinen wenig Sympathie für diejenigen Missionen hege, die es sich zur Aufgabe gestellt hätten, in Ländern mit alter Kultur eine schon bestehende Religion durch das Christentum zu verdrängen.“

Mit diesem für die chinesische Kultur und Religion ebenso schmeichelhaften wie über die christl. Mission absprechenden Urteil des Herrn Ehlers „schien der Vicekönig durchaus gleicher Meinung zu sein.“

„Meine Landsleute“, so etwa äußerte er sich, sind fast durchweg entweder Anhänger des Buddha, des Confucius oder des Mohammed (? d. R.). Wir sind vollkommen imstande, ohne jede fremde Hilfe für unser Seelenheil zu sorgen. Was wir aber brauchen können, sind Leute, die nach unserm leiblichen Wohle sehen; denn in Bezug auf Heilkunde seid Ihr uns über. Wenn die Missionen daher möglichst viel Ärzte schicken, so sind sie uns bestens willkommen, da wir von ihnen gar manches lernen können. Eure Religion aber paßt nicht für uns. Wir sind dazu erzogen, an den unsern Vorfahren errichteten Altären zu opfern, wir züchten uns oder adoptieren eine männliche Nachkommenschaft, damit unsere Söhne später für uns thun, was wir am Altar für unsere Väter gethan. Auf dieser Grundlage baut sich bei uns das ganze Familienleben auf und eben diese Grundlage, diesen unsern Ahnenkultus bekämpfen Eure Missionare. Damit scheiden sich unsere Wege.“

Und da Herr Ehlers hierauf ein neues Glas mit dem Vicekönig leerte, ohne durch ein weiteres Wort die gemütliche Stimmung zu verderben, so „scheint es, daß er mit ihm durchaus einer Meinung war.“ Nur sollten Reisende dieser Art, wenn sie um ein Urteil über die Mission gefragt würden, zumal vor Heiden, etwas vorsichtiger sein und lieber erklären: das ist eine Sache, von der ich nichts verstehe und über die ich mich am besten des Urteils enthalte.

3. Einen neuen Beitrag zur Unglaubwürdigkeit der römischen Sensationsberichte liefert der bekannte Msgr. Hirth, apostolischer Vikar von Uganda in einem „an ein Mitglied des Verwaltungsausschusses des Afrika-Vereins“ gerichteten rhetorischen Briefe vom 15. Okt. 1892, der in „Gott will es“ (1893, 101 ff.) abgedruckt ist. Es genügt, einen einzigen Satz zu citieren: „Die Feinde unsers heiligen Glaubens hatten beschlossen, diese so blühende Mission (in Uganda) zu zerstören und unsre **100 000** Katholiken zu zerstreuen.“ Als ich neulich die ironische Bemerkung machte, man werde wohl nächstens die Zahl der Katholiken in Uganda auf 100 000 hinaufschrauben, dachte ich nicht, daß sobald schon diese schelmische Prophezeiung in Erfüllung gehen würde. Warneck.

Digitized by Google

Literatur-Bericht.

1. **Büttner**: „Suaheli-Schriftstücke in arabischer Schrift mit lateinischer Schrift umschrieben, übersetzt und erklärt." Mit 11 Faksimiletafeln. Stuttgart und Berlin, Spemann. 1892. Band 10 der Lehrbücher des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin. Dies lehrreiche Buch, welches eine große Anzahl von Original-Schriftstücken enthält, meist Briefen, aber auch Geschäftspapieren, Reisebeschreibungen, Märchen und Gedichten, die sämtlich von der Hand der Suaheli geschrieben sind, ist allerdings zunächst für die Schüler des Orientalischen Seminars verfaßt, um sie mit der Schreibweise der Suaheli, speciell mit der Art bekannt zu machen, wie dieselben von alters her die arabische Schrift für ihre Sprache gebrauchen; aber durch die genaue Übersetzung der sämtlichen Schriftstücke, die den Originaltexten beigegeben ist, verfolgt sie auch noch einen andern allgemeineren Zweck, der sie für ein größeres Publikum interessant macht. Darüber spricht sich der Herausgeber in dem Vorwort also aus: „da in Deutschland über die geistigen Kapazitäten, sowie über das intime Leben der Neger an nur zu vielen Stellen die wunderlichsten Vorstellungen herrschen, so hielt ich die Gelegenheit für günstig, auch diejenigen, welche nicht fachmännisch zu lernen gesonnen sind, ein wenig in die Denk- und Ausdrucksweise unsrer Ostafrikaner hineingucken zu lassen. Da die hier gegebenen Stücke durchaus Originale sind, so kann sich jeder, der sie lesen will, selber ein Urteil bilden." Ich habe sie gelesen und bekenne, daß dieser Zweck des Herausgebers vollständig erreicht wird: man erhält einen instruktiven Blick in die Art und Weise, wie die Suaheli mit einander verkehren, was sie sich zu sagen haben, wie sie sich ausdrücken u. s. w., und kann daher allen, Kolonial- wie Missionsfreunden, denen daran liegt, einen solchen Blick zu gewinnen, sonderlich aber den ostafrikanischen Beamten und Missionaren die Lektüre dieser Schriftstücke nur empfehlen. Die kurzen Erklärungen, der lexikalische Abschnitt und der Anhang (Verwendung der arabischen Schrift für das Suaheli, die Disposition und äußere Form der Suahelibriefe und die Bemerkungen zu den Faksimiletafeln) bilden noch eine weitere wertvolle Beigabe des Buchs.

2. In diesem Zusammenhange sei gleich noch auf zwei weitere sprachliche Arbeiten, die das Kamerungebiet angehen, hingewiesen:

a) **Christaller**: „Fibel für die Volksschulen in Kamerun." 2. vermehrte und verbesserte Auflage und

b) „Christenlehre in sechs Hauptstücken nach Brenz und Luther, und Sammlung von Bibelsprüchen (Spruchbuch) in der Duallasprache, Kamerun." Basel, Missionsbuchhandlung.

3. **Schneider**: „Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1893." Des Amtskalenders für evangelische Geistliche 2. Teil. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2,40 Mk. Außer einer großen Fülle neuer kirchlicher Gesetze und kirchlicher Statistik ꝛc. enthält dasselbe Summarien über die altkirchlichen Perikopen (von † Sup. Beckhaus) und eine ziemlich ausführliche Übersicht über den „Stand der äußern und innern Mission". Was den Abschnitt über die äußere Mission betrifft (S. 180—227), so ist derselbe allerdings im einzelnen von Irrtümern nicht frei, im ganzen aber giebt er eine leidliche Übersicht namentlich über die deutschen Missionen, die auch noch in einem besondern Abschnitt dargestellt werden. Wck.

Digitized by Google

Wohnhaus eines Christen.

Alte Kirche.

Kirche zu Bethanien in Transvaal.

Eine deutsche Missionskirche in Südafrika.

Mit Bild.

In der Februar-Nummer des vorigen Jahres brachten wir das Bild der schönen Missionskirche von Blantyre, der frisch aufblühenden Hauptstation der Kirche von Schottland im Schirehochlande. Heute sind wir in der Lage, unsre Leser durch das Bild einer deutschen Missionskirche zu erfreuen, deren Photographie uns als ein freundlicher Gruß aus Südafrika übersandt worden ist. Beide Bilder zeigen uns allerdings nur steinerne Bauten, aber diese Steine reden eine beredte Sprache von der sieghaften Kraft des Evangelii unter den Heiden.

Aber wo steht die Kirche, die wir heute im Bild vor uns sehen? Die freundlichen Leser werden so klug sein wie vorher, wenn ich antworte in Bethanien. Denn es giebt der Bethanien viele unter den Missionsstationen. Ehrlich gestanden teile ich diese Liebhaberei nicht, den Missionsstationen oder auch den Täuflingen biblische Namen zu geben. Es ist weit natürlicher, man giebt Namen, die in der Volkssprache üblich sind. Wenn ein Heide Christ wird, so braucht er nicht Moses oder Jesaias oder Lukas oder Bartimäus genannt zu werden, und eine Missionsstation kann auch eine Herberge Jesu sein, ohne daß sie Bethanien heißt. Doch das nur beiläufig; das Bethanien, um welches es sich hier handelt, führt übrigens seinen Namen mit der That.

Es ist nämlich eine der gesegnetsten unter den Hermannsburger Missionsstationen im Betschuanenlande. Wer eine Karte von Südafrika zur Hand hat, kann sie leicht finden, sie liegt in Transvaal; zwischen den Städten Pretoria und Rustenburg ziehen sich die Magaliesberge hin und nur ein paar Stunden nördlich von diesen Bergen, nicht weit von dem Oberlaufe des Limpopoflusses liegt unser Bethanien.

Der Senior-Missionar dieser Station ist ein in der Hermannsburger Missionsgeschichte sehr bekannter Mann. Als im Jahre 1853 die zweiten zwölf Zöglinge in das Hermannsburger Missionsseminar eintraten, da befand sich unter ihnen auch ein junger bereits verheirateter wohlhabender Bauer, der der Mission seinen ganzen Hof mit allem Zubehör und 300 Morgen Land zum Eigentum schenkte und dann als einfacher Zögling mit Weib und Kind ins Missionshaus zog. Das machte damals viel Geschrei: der junge Bauer wurde für verrückt und Ludwig Harms, der sein hochherziges Geschenk angenommen hatte, für einen Erbschleicher

THEOL. SEMINARY 1893

erklärt. Nun, dieser Bauer ist der Senior-Missionar von Bethanien und heißt Behrens. Er hat es nie bereut, daß er seiner Zeit alles verlassen hat und ist Jesu nachgefolgt und sein Knecht geworden im Dienste der Heidenmission; sein Herr hat ihn in Afrika dafür reichlich gesegnet.

Am 29. Nov. 1864 zog Behrens mit Weib und Kind auf Bethanien ein. Der Ort bestand damals aus ein paar elenden Lehmhütten und glich mehr einer Wüstenei als einem Dorfe. Aber die armseligen Farbigen, die ihn bewohnten, hatten sich lange nach einem Missionar gesehnt und hießen daher den Lehrer herzlich willkommen. Schon am Abend des Tages seiner Ankunft hielt er vor mehr als 100 Menschen seine erste Abendandacht, und seitdem ist in Bethanien kein Abend und kein Morgen gekommen, an dem nicht Gemeinde-Andacht stattgefunden hätte.

Wie ganz anders sieht heute der Ort aus als damals. Schon der äußerliche Anblick überrascht. Während sonst die Betschuanendörfer aus unordentlich durcheinander liegenden, runden Hütten bestehen, giebt es in Bethanien hunderte solid gebauter viereckiger, freundlich geweißter Häuser, von denen viele sogar mit Glasfenstern versehen sind, und ordentlich angelegte Straßen. Zu jedem Wohnhause gehört ein rundes Kochhaus und Kornhaus, und das ganze Besitztum ist mit einer Lehm- oder gar Steinmauer umgeben. Hinter den Gebäuden ist eine Art Garten, in dem Kartoffeln und Melis gebaut werden und auch viele Fruchtbäume stehen. Dieser civilisatorische Einfluß hat sich selbst auf viele Heiden erstreckt, die noch in Bethanien wohnen. Ackerbau und Viehzucht wird mit Fleiß und Umsicht getrieben und viele haben es zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Was aber mehr ist als das: seit 1864 sind hier über 2300 Seelen getauft worden, deren viele freilich bereits entschlafen sind. Heute besteht die christliche Gemeinde aus ca. 1400 Seelen und mehr als ebensoviel Heiden gehören noch zu dem Bezirk. Im vorigen Jahre sind etwa 70 erwachsene Heiden getauft worden, heute befinden sich gegen 150 im Taufunterrichte. 500 Kinder besuchen die fünf Schulen des Orts und der Gottesdienstbesuch ist ein sehr reger. „Es ist — heißt es in dem Briefe, der die Photographie begleitete — Leben in der Gemeinde. An Sündenfällen fehlt es ja nicht, aber die Gemeinde straft und schließt die Ärgernis gebenden Glieder aus, bis sie sich bessern. Und wir haben treue Männer, die uns in Schule und Kirche helfen."

Nun ist es nicht meine Absicht, eine Geschichte dieser Station zu geben; wer mehr über Bethanien wissen will, den verweise ich auf meine „Missionsstunden" II. (3. Aufl. 1890 Nr. 8 und die weiteren Quellenangaben S. 348). In den achtziger Jahren gab es einmal eine Differenz

Digitized by Google

zwischen der Hermannsburger Missionsleitung unter Theodor Harms und dem alten Behrens, die beinahe zu einer Trennung Bethaniens von dem Hermannsburger Missionsverbande geführt hätte, aber glücklicherweise durch die verständige Remedur vermieden worden ist, welche die Nachfolger des genannten Direktors eintreten ließen.[1]) Es mag schon sein, daß der alte Behrens etwas von einer knorrigen Eiche an sich hat, aber er ist eine Eiche und Theodor Harms war weder weise noch säuberlich mit dem verdienten alten Manne gefahren. Allein ich wollte jetzt nur etwas von der Kirche erzählen, die unser Bild uns vor die Augen stellt. In dem Begleitbriefe heißt es:

„Diese große Kirche zu bauen hat ein Jahr Zeit genommen. Wir hatten zwei weiße Maurer, einen Architekten und einen Tischler dabei, alles Deutsche. Unsre Gemeinde und Volk leisteten alle Handlanger- und Spanndienste frei, außerdem arbeiteten allzeit acht Maurer aus den Eingebornen unentgeltlich an der Kirche. Alle Backsteine des großen Baues haben die Leute, Christen und Heiden geformt, ohne dafür irgend welche Bezahlung zu empfangen, ebenso haben sie den meisten Kalk frei geliefert, auch Fundamentsteine, Sand u. s. w. Die Frauen und Mädchen haben geholfen, wo sie nur konnten mit Sand und Erde getragen, und ganz besonders erwähnenswert ist, daß sie die tausende von Flursteinen 9″ × 9″ geformt und gebrannt haben, so daß wir einen hübschen und durablen Fußboden in der Kirche haben. In der ganzen Kirche sind schöne Bänke mit Rücklehne und Bücherbrett. Die Kirche ist vollständig, es fehlen nur noch einige Kronleuchter, doch auch diese werden jetzt in Berlin bestellt. Die Mission hat nichts zu dem Bau gegeben. An barem Gelde kostet sie wohl gegen 3000 Lstrl. = 60000 M., welches alles von den Christen und Heiden aufgebracht ist und noch gesammelt wird. Jeder Mann giebt 4 Lstrl. = 80 M. — Wir haben einen christlichen und vorwärts strebenden Häuptling Jakobus More Mamogale. Dieser hat uns treulich zur Seite gestanden, und das Volk das ganze Jahr hindurch in Abteilungen, die sich ablösten, zum Bau beordert, und ging dabei von dem richtigen Grundsatze aus, daß die Heiden, die selbst oder deren Kinder früher oder später sich auch bekehren würden, auch mit am Bau helfen müßten. Das ist geschehen, und wir können Heiden und Christen das Zeugnis geben, daß sie mit Freuden und ohne Murren am Bau geholfen haben. Bis auf 600 Lstrl. etwa wird die Kirche bezahlt sein. Am 18. Mai wurde sie eingeweiht und war das eine große Festlichkeit, zu der auch der Kommandant-General, Herr Piet Joubert in Uniform erschienen war, sowie viele Weiße und Schwarze. Bis jetzt ist dies die größte und schönste Missionskirche, oder besser Kirche einer schwarzen Gemeinde, die mir hier in Südafrika bekannt ist, es sei denn, daß der König der Bamangwato, Khame,[2]) eine größere plant, und wie ich

[1]) Haccius, Denkschrift über die 1887—1889 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsburger Mission in Südafrika. 2. Auflage. Hermannsburg, 1891. S. 16 f. 48 f.

[2]) Meine Missionsstunden II Nr. 9. Khame ist mit seinem Volk von Schoschong nach Palappe übergesiedelt. Allg. M.-Z. 1891, 183.

Digitized by Google

eben höre, auch vollendet hat. Das ist auch ein größeres Volk, hier sind etwa 4000 Seelen, Heiden und Christen."

Die Einweihungsfeier selbst, die am 18. Mai 1892 stattfand, ist im Hermannsburger M.-Blatt (1892, Oktober) beschrieben. Der alte Behrens hat natürlich die Festpredigt gehalten und zwar über Ps. 84, 1—5. Von den Reden wollen wir nur die Ansprache mitteilen, welche der General Piet Joubert vor dem Portale der neuen Kirche an das Volk gerichtet, ehe die Thüren geöffnet wurden.

Er sagte in holländischer Sprache etwa Folgendes: „Ich bin aufgefordert zu reden, weiß aber vor Verwunderung kaum, was ich sagen soll. Ich bin eingeladen zu eurer Kirchweihe, aber ich hatte es mir nicht so vorgestellt, wie ich es hier finde. Eine solch große und schöne Kirche, eine so große Gemeinde und so viel Volk, das willig ist, Gottes Wort zu hören, das geht ganz über meine Vorstellung. Etwa vor 40 Jahren war ich als junger Mensch einmal in dieser Gegend auf Jagd; damals war hier eine Wüstenei, und die wenigen Menschen, die hier wohnten, waren noch sehr wild. Wenn mir damals jemand gesagt hätte: nach 40 Jahren wirst du hier eine große Christengemeinde finden und eine große schöne Kirche einweihen helfen — dann hätte ich ihm geantwortet: geh mit deiner Prophezeihung, das ist ja gar keine Möglichkeit. Und siehe, das Unmögliche hat Gott möglich gemacht, o ein wunderbarer Gott! Hier stehe ich nun vor dieser schönen Kirche und vor einem großen Volk, welches Gottes Wort hört und glaubt, und freue mich sehr, und ich preise Gott über das alles. Und wahrlich, euer alter Lehrer und Prediger, den Gott so reichlich gesegnet hat, und der es nun noch erleben darf, daß er in dieser Kirche predigen kann, hat alle Ursache, dem Herrn mit Freuden zu danken. Bedenket aber auch ihr es, ihr Glieder dieser Gemeinde, die ihr vor kurzem noch wild und dumm waret, was der Herr an euch gethan hat. Er hat euch aus der Finsternis des Heidentums errettet, ihr habt nun das Licht des Wortes Gottes, könnt es hören und lesen, könnt euch schöne Häuser bauen und könnt euch gut und anständig kleiden. Das hat der Herr gethan, seid ihm darum dankbar und gehorsam und habt ihn lieb und gehorchet auch euren Lehrern und folget ihnen. Gott zu Ehren habt ihr einen Tempel gebaut. Laßt euer Herz den rechten Tempel sein, daß der Herr bei euch und in euch wohnen könne, damit ihr möget selig werden."

Es ist nicht nötig, diesen schlichten Worten, welche die Sprache der Steine so verständlich auslegen, noch etwas hinzuzufügen. Warneck.

Digitized by Google

Der Menſchenſohn und ſeine Sendung an die Menſchheit.

Vortrag auf der Miſſions-Konferenz zu Halle a. S.

von D. Martin Kähler.

Wir, die wir leben und überbleiben auf die Wiederkunft des Herrn,“[1]) mit der Hoffnung iſt Saul von Tarſus ausgezogen um innerhalb der Grenzen eines Menſchenlebens ſeine Arbeit daran zu vollbringen, daß in dem Namen Jeſu ſich alle Kniee beugen zur Ehre Gottes, des Vaters.[2]) Die Hoffnung auf die ganz nahe Entſcheidung hat ihm und der alten Chriſtenheit die Miſſionsarbeit nicht überflüſſig erſcheinen laſſen. Solche Stellung fußt gewiß nicht auf kluger Berechnung des Durchführbaren. Den Antrieb bildet die Liebe Chriſti[3]) und das Bewußtſein, allen denkbaren Arten von Menſchen gegenüber zum Schuldner[4]) geworden zu ſein durch die Gnade, welche ihm, dem erſten aller Sünder,[5]) widerfahren iſt. Iſt ihm die Welt gekreuzigt und er der Welt,[6]) ſo darf ſie ſich nicht mehr zwiſchen ihn und alle, d. h. jeden[7]) Menſchen ſtellen. Nicht bloß die Luſt an der Eroberung der Welt und der Geiz läßt die Welt klein erſcheinen, und keinen Winkel der Erde zu fern und zu unheimlich, um dort zu ſiedeln. Wem ſich der Horizont der Ewigkeit erſchloſſen hat, dem iſt das alles noch viel gewiſſer und vor ihm ſchrumpfen auch die Zeitmaße zuſammen. Jede Politik, auch die Kirchenpolitik, auch die Miſſionspolitik, kann nicht anders, als das Erreichbare berechnen und erſtreben. Die von Chriſto ausgehende Liebe trägt eine andre Notwendigkeit in ſich; ſie macht ſich an die Kleinarbeit, die nur allzu ſichtbar unzureichend iſt, und glaubt daran, daß die Samenkörner des Reiches Gottes eine Lebenskraft haben, deren Wachstum nicht erſtickt werden kann und der keine irdiſchen Grenzen geſteckt ſind. Wann und wo die Chriſtenheit und die Chriſten in der feſten Zuverſicht des ewigen Zieles darauf verzichten, in dieſer Welt heimiſch zu ſein und ſie ſich heimiſch zu machen, dann und da regt und entfaltet ſich ihre Kraft zur Welteroberung, nämlich nicht für ſich, ſondern für den, der nicht von dieſer Welt war. Wann und wo man die Welt „fromm ſpricht“ und fromm zu machen ſucht, erſchöpft ſich

[1]) 1 Theſſ. 4, 15. 1 Kor. 15, 51. — [2]) Phil. 2, 10. — [3]) 2 Kor. 5, 14. — [4]) Röm. 1, 14. — [5]) 1 Tim. 1, 15. — [6]) Gal. 6, 14. — [7]) Röm. 3, 22; vgl. 1, 16. Kol. 1, 28. 1 Theſſ. 2, 11.

Digitized by Google

die Kraft darin, die Maschine der Kirchenanstalt im Gange zu halten und den Frieden zwischen dem Evangelium und der Welt in der Kirche zu stiften, der doch wider die Natur der Sache ist;[1]) über dieser Danaiden-Arbeit erlahmt dann aber der Mut für die weltweiten Aufgaben des Reiches Gottes.

Warum die Erinnerung an diese Versuchung in einer Zeit, die doch sonder Zweifel eine Blütezeit der Mission ist? Täuschen wir uns nicht, die Blüten und Früchte unsrer Missionsarbeit wachsen an dem Stamme, der aus dem Pietismus erstanden ist; aus dem Pietismus, der welterobernd wurde wie das Urchristentum, weil er weltfrei war, wie das Christentum der Apostel. Es gehen Stimmungen und Betrachtungen unter uns um, welche dem kräftigen Baume seine Nahrung entziehen würden, wenn sie zur Herrschaft gelangten, welche ihm die Nahrung beschränken, wo immer sie Eindruck machen. Die aus Beobachtung der Natur abgeleitete „Entwicklungslehre," wendet man heute auch auf die Religionen an, um sie unter das Naturgesetz des Werdens und Vergehens zu stellen; eine Missionsarbeit, welche die Verbreitung der Kultur zu überholen, ihr zuvorzukommen sucht, achtet diese Denkweise zum Mißglücken verurteilt; nehme sie doch die Frucht voraus, welche ihrer Zeit reif vom Baum fallen wird. Und die erwartete Frucht ist dieser Denkweise durchaus nicht notwendig ein Sieg des biblischen Christentumes. Eine Theologie, welche die Erwählung mit dem geschichtlichen Gange der Kirche verwechselt, wird leicht dazu führen, daß man den Missionseifer des vorwitzigen Eingreifens in die Fügung des Gottes anklage, der die Geschichte wenigstens in ihren großen Zügen lenkt. Dergleichen und ähnlichen Erwägungen gegenüber wird es nicht überflüssig sein, wenn wir uns von neuem vergewissern, daß es dem Christentum eingestiftet sei, — und zwar von und mit eben demjenigen, dessen Namen es trägt — seiner Aufgabe nach Menschheitsreligion zu sein, und für die Verwirklichung dieser Aufgabe keine Grenzen anzuerkennen, weder der Zeit noch des Raumes. Es hat nicht nur den Naturtrieb des Wachstumes, wie alles, was auf Erden lebt, nicht nur die selbstische Herrschsucht jeder sogenannten „Sache", mit der sich Menschen und Kreise eins setzen, um sie und sich zur Geltung zu bringen; es hat einen Auftrag, eine Sendung, und darf im Gehorsam des Glaubens die Verantwortlichkeit dafür auf den Urheber abschieben, ob die Ausführung ratsam und möglich sei. Denn darin sind wir hier einig, daß es der Christenheit nicht zieme, sich altklug anzu-

[1]) Matth. 10, 34. Joh. 15, 18 f.

Digitized by Google

stellen, als vermöge sie über den Heiland hinauszuwachsen, ob es nun ein großer Apostel sei, dem man das zuschreibe, oder ein kulturreifes Jahrhundert; vollends etwa das unsre, welches an seiner Grenze statt „schön in reifer Menschlichkeit dazustehen" ratlos in die Zukunft schaut, ungewiß, ob der Friedensbau unter der Eifersucht der Völker oder unter dem Haß der Stände zusammenbrechen wird.

Die thätige Ausführung jenes Auftrages nennen wir eben nach der göttlichen Sendung „Mission"; und unsre Aufgabe heute ist es, das gute Recht und die Pflicht zu dieser Mission in der Sendung oder Mission dessen nachzuweisen, den die heil. Schrift den „Boten (Gesendeten, Apostel) und Hohenpriester unsers Bekenntnisses"[1]) nennt.

I. Unser Thema wählt zur Bezeichnung unsers Herrn jenen **Namen**, der schon seinen Zeitgenossen ein Rätsel[2]) war und es in der That gewissermaßen noch immer ist. Die Wahl dieses Ausdruckes setzt eine besondre Beziehung dieses Namens „der Menschensohn"[3]) zu dem Berufe Jesu voraus, der ihm die ganze Menschheit zum Wirkungsfelde giebt. Und dessen werden wir uns vorerst vergewissern müssen. Dabei kann es nun hier nicht meine Aufgabe sein, die verschiedenen gelehrten Erklärungen dieses Namens zu durchmustern und eine von ihnen zu wählen. Vielmehr bin ich als Dogmatiker gewöhnt, nach Kräften mich auf dem schmalen Boden anzusiedeln, welchen die verschiedenen Auslegungen als gemeinsamen behaupten oder frei lassen. Unbestreitbar dürfte nun folgendes sein: 1. Jesus vermeidet es in der ersten Zeit, sich ausdrücklich als den Messias oder Christus zu bezeichnen, braucht dagegen diesen Namen, der damals nicht zu den gangbaren messianischen Bezeichnungen gehörte;[4]) vermutlich eben deshalb. Indem er sich so nannte, wollte er vorerst nicht als der verheißene König von Israel betrachtet sein. 2. Wenn er sich so bezeichnete, so war das nicht nur eine Umschreibung für „ich;" denn er sagt oft genug schlechtweg ich. Wie würde es uns klingen, wenn wir hörten: „kommt her zu dem Menschensohn, alle, die

[1]) Ebr. 3, 1. — [2]) Joh. 12, 34. Matth. 16, 13.

[3]) Luthers Übersetzung „des Menschen Sohn" entspricht nicht der Thatsache, daß eine Übersetzung aus dem Aramäischen vorliegt; der Artikel gilt nicht für „Mensch", sondern für den zusammengesetzten Ausdruck „Menschen-Sohn oder -Kind;" deshalb ist oben immer genau der Menschensohn eingesetzt; das ist an sich nebensächlich, nur gegenüber einer falschen Auslegung zu betonen, wonach „der Mensch" für „die Menschheit" abstrakt oder kollektiv stehen soll.

[4]) Matth. 16, 13 f. Joh. 12, 34.

Digitized by Google

ihr mühselig und beladen seid," oder: „Vater, der Menschensohn dankt dir, daß du dieses vor den Weisen verborgen hast u. s. w.," während wir das Gewicht empfinden, wenn es heißt: „damit ihr sehet, daß der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden," oder „niemand fähret gen Himmel, denn der Menschensohn, der im Himmel daheim ist."[1]) Wo er persönlich mit den Menschen verkehrt und wenn er betet, hat der einfachste aller Menschen keine gespreizte Titulatur angewendet. Wo er sich so bezeichnet, da spricht er von seinem Auftrag und Werke sonder gleichen und will darauf aufmerksam machen, daß er solche hat und ausführt. 3. An welcher Stelle in seiner heil. Schrift nun auch Jesus den Anlaß für die Wahl dieses Namens mag gefunden haben, der Ausdruck „Menschensohn" bezeichnet zunächst uns Menschen eben als Menschenkinder, und wenn sich nun ein einzelner „das Menschenkind" nennt, also nicht ein Menschenkind wie alle andern, auch nicht dieses Menschenkind, nämlich dieses einzelne unter den vielen andern, so gewinnt jeder unbefangen Erwägende den Eindruck, Jesus will also seine Zugehörigkeit zum menschlichen Geschlechte als etwas für ihn Besondres herausheben, wie es das für niemanden außer ihm gewesen ist und sein konnte. Es war drum nicht schlecht gehört, wenn etliche Theologen meinten, er habe dabei an den verheißenen Weibessamen, an das Kind des Geschlechtes gedacht, in welchem dieses seinen besten Sproß, seine reifste Frucht zeugt. Und doch findet sich keine Anlehnung an dergleichen in den Reden Jesu, während er mehr als einmal in seinen Aussagen über den Menschensohn unverkennbar Worte aus Daniel im Sinne hat; wie er denn diesen Namen weitaus am häufigsten braucht, wo er von seinem Lebensausgange spricht, von seinem Tod und seiner Erhöhung nach des Vaters Rat und Verheißung.[2]) Nun vergleicht jenes Buch der Gesichte alle Israel feindlichen Weltreiche und ihre Fürsten mit Tieren, dagegen das vom Himmel

[1]) Matth. 11, 28 f. 25. Matth. 9, 6. Joh. 3, 13.

[2]) Zählt man die Aussprüche, welche in den drei ersten Evangelien gleichmäßig vorkommen, nur je einmal (wie ich denn im Folgenden Aussprüche, welche bei allen drei Evangelisten oder bei zweien vorkommen, immer nur einmal, zumeist aus Matthäus, anführe), so bedient sich Jesus des Namens 35 mal; davon sind 8 (Matth. 12, 40. 17, 9. 22. 20, 18. 26, 2. 24. 45. Luk. 24, 7.), in denen er von Tod und Auferstehung redet; 15 (Matth. 10, 23. 13, 41. 16, 27. 19, 28. K. 24 u. 25 7 (8) mal. 26, 64. Luk. 12, 40. 17, 30. 18, 8. 21, 36.), in denen er auf seine Wiederkunft weist; 4 (Matth. 9, 6. 12, 8. 13, 37. (18, 11) Luk. 19, 10.), in denen in andrer Art seine besondre Vollmacht zum Ausdrucke kommt. Nur 8 (Matth. 8, 20. 12, 32. 11, 19. 16, 13. 20, 28. Luk. 6, 22. 17, 22. 22, 48.) sind es, bei denen man über die Beziehung zweifelhaft sein kann; die Mehrzahl wird sich den ebengenannten

Digitized by Google

her begründete Gottesreich unter Israel mit einem Menschensohne.[1]) Da steht dem rein irdischen und deshalb eigentlich untermenschlichen Menschentum ein Gotte gemäßes Menschentum gegenüber, bei dem man doch unwillkürlich an die Gottesbildlichkeit des Menschen erinnert wird, die ihn von allen bloßen Erzeugnissen der Erde unterscheidet. Die „Heiligen des Höchsten" stellen das wahre Menschentum dar, eben wegen ihrer Angehörigkeit an Gott. Es zeigt sich schon hier, was uns noch weiter begegnen wird: Der am höchsten gespannte Anspruch des theokratischen Vorrechtes biegt sich von selbst so um, daß der religiöse Kern die Hülle des geschichtlichen Volkstumes der Juden zersprengt. — Ob man nun an 1 Mose 3, das Protevangelium, und Psalm 8, ob an Daniel 7 anknüpfe — in keinem Fall erinnert die Bezeichnung an den Davidssohn, der nur Israel gehört; ob sie an den Beginn der biblischen Menschheitgeschichte mahne, oder mit dem Anspruch auf Weltherrschaft und Weltgericht sich verknüpft zeige, sie eröffnet einen umfassenden Gesichtskreis. 4. Hat nun Jesus seine Jünger zuerst daran gewöhnt, in ihm den Menschensohn zu sehen, und sie bei den Voraussagen seines entscheidenden Lebensendes überwiegend dabei festgehalten; hat ihm (in dem entscheidenden Bekenntnisse seiner Jünger) der Menschensohn das Subjekt, und Christus oder Messias oder Sohn Gottes (oder Heiliger Gottes) das Prädikat sein können,[2]) dann kann die Gewißheit, der Messias Israels zu sein, in dem, was man sein messianisches Bewußtsein zu nennen pflegt, in dem Bewußtsein um seine besondre Lebensaufgabe, nicht das erste gewesen sein; gewiß nicht dem Werte nach, wahrscheinlich auch der Zeit nach nicht. Es steht auch ohne die Entscheidung über die Sonderbedeutung dieses Namens fest — so darf man wohl sagen — daß Jesus seiner Umgebung erst vorleben und sagen wollte und mußte, was er *war*, um dann diesen seinen Lebensinhalt für sie und uns an das Stichwort zu knüpfen: Jesus von Nazareth der Messias. Hier, wie das auch in allen Aussagen von Gott der Fall ist, hier giebt nicht das Prädikat dem Subjekte, sondern das Subjekt dem Prädikate seinen Inhalt. Und dann haben auch *wir* das Recht, an jene von ihm zuerst und überwiegend gebrauchte Selbstbezeichnung eben den Inhalt zu heften, welchen er durch sein Leben dem Messias-Titel geschaffen hat.

Kategorieen eingliedern. — Die johanneischen Stellen (zu denen 5, 27 *nicht* zählt, da hier nicht der Name steht) schließen sich meines Erachtens dem obigen Ergebnisse bestätigend an; sie handeln auch von den sonderlichen Beziehungen zum Himmel und dem besondern Werke dessen, der erhöht werden mußte.

[1]) Daniel 7. — [2]) Matth. 16, 13. 16 (Joh. 6, 69).

Digitized by Google

Indem wir so die außerordentliche Bedeutung dieses Namens herausheben, begegnet uns gerade auf dem Boden des Neuen Testamentes eine rechte Schwierigkeit. Weshalb verschwindet dieser Name völlig aus dem biblischen Zeugnisse? das Bekenntnis ausgenommen, mit dem der erste christliche Märtyrer in den Tod ging.[1]) Ist das nicht der deutliche Beleg, daß für die apostolische Kirche Menschensohn sich völlig mit Messias gedeckt hat? Gewiß; so muß es gewesen sein. Allein, das ist auch sehr verständlich nach dem, was wir eben sagten. Hat der Ausdruck Menschensohn unserm Herrn gedient, denjenigen Inhalt in sich zu fassen, welchen er dem vorbereiteten Gefäße, nämlich der Hoffnung auf den Messias erst selbst zu geben hatte, dann hatte eben dieser Name seinen Dienst gethan, wo man im Glauben an ihn bekannte, daß dieser so bekannte, so verworfene, so geliebte und geglaubte Jesus der Messias sei und kein andrer. „Christus" hat fortan seinen zeitgeschichtlich-jüdischen Inhalt verloren und dafür den Inhalt von „der Menschensohn" überkommen. Und nun gilt es nur noch die Gewißheit festzuhalten, daß dieses Fleisch gewordene Gotteswort, dieser Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit der längst verheißene und vorbereitete Gottesbote sei, den Gottes Offenbarung von alters her ankündigt und beglaubigt und der wiederum sie bestätigt und vollendet. Ja, man wird kühnlich sagen dürfen, „der Messias in mitten der Heidenwelt, er die Hoffnung der Volloffenbarung Gottes,"[2]) das ist die bekennende Auslegung, welche der Heidenapostel der Selbstbezeichnung Jesu „der Menschensohn" für die Menschheitkirche gegeben hat. Das heißt aber mit andern Worten: Die Mission bringt diese Selbstbezeichnung Jesu zur Geltung.

II. Das haben wir nun weiter auszuführen und zu begründen. Unser Thema handelt weiter von **„seiner Sendung an die Menschheit."** Der Ausdruck ist mit Absicht doppeldeutig gewählt; aber mit sicherer Begründung durch die Bibel. „Wie du mich in die Welt gesendet hast, so habe auch ich sie in die Welt gesendet."[3]) Seine Sendung ist sein Beruf, den er vom Vater empfangen hat; aber sie ist auch Auftrag und Vollmacht, welche er hinterlassen hat. Beide weisen in die Welt hinein als auf den Schauplatz; aber es bleibt im engeren und weiteren Zusammenhange kein Zweifel, mit der Sendung in die Welt ist zugleich eine Sendung an die Welt gemeint, und Welt heißt eben mindestens Menschheit.[4])

[1]) Apg. 7, 86. Die Offenbarung Johannes braucht nicht den Namen, sondern wiederholt Danielische Aussagen. — [2]) Kol. 1, 27 f. — [3]) Joh. 17, 18. — [4]) Joh. 17, 20. 21. 12, 47. 3, 16.

Digitized by Google

Daß nun diesem vierten Evangelium ein weltweiter Gesichtskreis eigen ist, bedarf keines ausführlichen Beleges. So gut es weiß, daß das Heil aus den Juden stammt, nennt es doch in demselben Abschnitt den Messias Weltheiland;[1]) und zwar ist es eben der Menschensohn, das vom Himmel gekommene Brot, welcher sein Fleisch giebt für das Leben der Welt,[2]) demgemäß, daß er gekommen ist, weil Gott die Welt so geliebt hat; soll er doch die Kinder Gottes auch außerhalb Israels zusammenbringen zu der einen Herde, die nicht nur aus einem Stalle erlesen wird.[3]) Es kann auch niemand zweifeln, daß das Verständnis dieser weltumspannenden Bedeutung hier auf der Gewißheit ruht, in Jesu sei das schöpferische Wort Fleisch geworden.

Es wird hier am Platze sein, unser Thema vollends klar zu stellen. Der weltweite Horizont des christlichen Denkens schließt ja nicht notwendig ohne weiteres Mission in unserm Sinne ein. Es kann eben dabei an das geschichtliche Wachstum gedacht sein; an die Erweckung einzelner, besonders begabter und geführter Personen, welche das Evangelium weiter tragen; an geschichtliche Gestaltungen, die dem christlichen Namen zu Ansehen und Einfluß helfen. Es ist ja Gottes Sache das Reich herzustellen, und wir dürfen hoffen, es als unser höchstes Gut zu erben. Diese Betrachtung hat etwas Bestechendes, weil sie wahr ist, nämlich weil sie die eine Seite der Sache ist. Wir aber meinen, daß die andre Seite auch wahr ist und daß sie eben uns angeht, — daß auch die Christenheit einen ganz bestimmten, weltweiten Auftrag hat, der ihr zu jeder Zeit gilt wie er schon dem Paulus gegolten hat, ehe Jerusalem zerstört und die Städte Israels ausgerichtet waren, — nämlich den Auftrag, zu jeder Zeit unbesinnlich der weltumspannenden Sendung Christi gerecht zu werden, selbstverständlich innerhalb ihres Gesichtskreises und nach ihren Kräften, — einen unabweisbaren Auftrag. Und wir meinen weiter, daß dieser Auftrag an die Christen ursächlich mit dem Berufe unsers Heilandes zusammenhänge; seine uns gegebene Sendung ursächlich mit seiner Sendung, welche er vom Vater hatte. Und diese Meinung stützen wir auf das Schriftbild unsers Heilandes, das unsers Glaubens Inhalt und Grund zugleich ist.

Jene Betrachtung, die wir bei Johannes fanden, stammt nämlich nicht etwa erst aus der Zeit, als Saul von Tarsus der Evangelisierung die weltumspannende Richtung gegeben hatte. Das Gegenteil wird sich darthun lassen. Inzwischen ist doch schon diese Thatsache selbst recht ge-

---

[1]) Joh. 4, 22. 42. — [2]) Joh. 6, 51. — [3]) Joh. 3, 16. 11, 52. 10, 16.

Digitized by Google

eignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Was hatte denn Saul für Vorbilder? Den jüdischen Proselytismus. Wir haben dessen Schilderung von Jesus; sie deutet nicht auf einen weltweiten Horizont, sondern nur auf eine umfassende Betriebsamkeit unter engstem Gesichtspunkte.[1]) Dem Erfolge nach aber blieben Paulus und seine Nachfolger Sekten- oder Konventikelstifter. Wo kommt ihnen der weltweite Gesichtskreis her, welcher ihnen sogar ihre spärlichen Gemeindestiftungen mit dem Glanze einer Missionierung des Erdkreises umgab?![2]) Man wird wohl Grund haben sich hier ihres Glaubens zu erinnern, daß der Heilsmittler, den sie verkündeten, der Weltherr sei und der Schöpfungsmittler. Ist es eine gesunde Logik, anzunehmen, daß sie an ihren, der gestellten Aufgabe gegenüber doch immer mäßigen, Erfolgen sich genug berauscht haben, um ihre überspannten Hoffnungen in idealisierende Träume über ihren Meister umzusetzen?

1. Freilich, was hülfen alle solche Betrachtungen, wenn man beweisen könnte, Jesus selbst habe von einer Sendung an die Menschheit nichts gewußt. Und der Beweis scheint leicht erbracht; hat er doch gesagt: „ich bin nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt.“[3]) Und der Sinn ist durch das Wort von den Kindern und den Hündlein verbürgt. Dem entspricht ja der Auftrag an seine Zwölf,[4]) und dieser Auftrag ist wie mit Lapidarschrift eben in ihrer Zwölfzahl ausgeprägt und hat seinen Nachklang in den Bewegungen der ältesten Christenheit gefunden, nämlich in der Bindung an Israel, mit der Paulus dann zu kämpfen hatte. Beweis genug so scheint es, daß nicht eigentlich Jesu selbst die Sendung an die Menschheit mitgegeben sei, vielmehr eigentlich dem von ihm messianisch umzugestaltenden Volke der Wahl. Alles, so scheint es, blieb dem geschichtlichen Verlauf überlassen; es ist kein Planen für eine alsbaldige umfassende Mission — die Methode des Sauerteiges, der Weg der fortschreitenden geschichtlichen Ansteckung[5]) ist damit gewiesen, und Ungeduld, ja Ungehorsam ist es, einen andern Weg als diesen einzuschlagen.

Der Weg des Paulus ist das aber nicht gewesen. Und hätte er sich und seinen Universalismus durchsetzen können, lediglich durch den Erfolg, wenn er keinen Rechtsgrund unter sich hatte? Denn das ist doch unleugbar: den Apostel der Rechtfertigung und des Glaubens verstand man in der Kirche bald nicht mehr ganz; seine Heidenmission bestritt man nie; legten doch seine Gegner sie dichtend ihrem Gewährsmanne Simon

[1]) Matth. 23, 15. — [2]) Röm. 10, 14—18. 1, 8 (1 Thess. 1, 8). Kol. 1, 5 f. — [3]) Matth. 15, 24. — [4]) Matth. 10, 5 f. — [5]) Matth. 13, 33. Mark. 4, 26—32.

Digitized by Google

Petrus bei. Wem des Paulus Berufung mehr ist als der Widerschein seiner eignen Stimmungen und Gedanken, der darf ja sagen: den Rechtsgrund hatte er an dem Auftrage des Erhöhten.[1]) Schwer aber ist es denkbar, daß der Erhöhte sich in geraden Widerspruch mit dem irdischen Jesus versetzt haben sollte. Ist hier keine Vermittlung zu finden? Eine solche scheint ja in der Verstockung der Juden erst gegen die Predigt Jesu, sodann gegen die Ankündigung seiner Auferstehung gegeben. Indes diese Verstockung war schwerlich für den Herzenskündiger eine unerfreuliche Enttäuschung, an deren Voraussicht er sich nur schwer gewöhnte und welcher er dann erst gegen sein Lebensende hin und nach der Auferstehung Rechnung trug. Die abgelehnte Fassung der Sachlage ist ja freilich jetzt ziemlich verbreitet. Wir können deshalb dieser Frage nicht ganz aus dem Wege gehen; aber in unsichere Erwägungen einzelner geschichtlicher Züge und ihrer Aufeinanderfolge wollen wir uns hier nicht verlieren; das giebt unentscheidbare Zwiegespräche. Die Entscheidung liegt tiefer, in dem Grundzuge der alttestamentlichen Vorbereitung auf Christum und in dem Grundzuge seiner ganzen Erscheinung.

Es ist doch sehr bemerkenswert, daß bereits der Täufer mit herbem Ernste von einem Ersatze der Abrahams-Kinder aus Israel spricht. Die aus den Steinen Erweckten sind doch gewiß keine Nationaljuden und keine durch solche Gewonnenen; das Wort erinnert ja vielmehr an die Schöpfermacht Gottes.[2]) Ein solches Urteil ergab sich aber aus dem Gottesglauben des Alten Bundes. Wenn man neuerdings den Monotheismus sich bei den Israeliten aus einem unklaren, aber kräftigen Glauben an einen Volks-Gott entwickeln läßt, so ist das durch die Anerkennung der Offenbarung nicht notwendig ausgeschlossen; denn diese ist ja eine fortschreitende und erziehende. Jedenfalls aber wird man behaupten dürfen, daß bei diesem Vorgange der lebendige Monotheismus das Nationale im Theokratismus erdrückt. Ein Geschichtsbewußtsein, das seine eine Grenze an der Einheit des Menschengeschlechtes und seine andre an dem alle Völker umspannenden Gottesreiche hat, läßt seine Wurzeln in dem Glauben an den Gott des Himmels und der Erde nicht verkennen. Der Gott des Himmels und der Erden ist aber keinesfalls „bloß der Juden Gott."[3]) Den Abschluß dieser Entwicklung bringt dann die Erfüllung;

[1]) Gal. 1, 15 f. Röm. 11, 13. Apg. 9. 22. 26. — [2]) Matth. 3, 9. — [3]) Matth. 11, 25. Apg. 4, 24 f. Röm. 3, 29. — Die Entwicklung dieses Universalismus beschäftigt uns hier nicht; wir haben es mit dem letzten Ergebnisse zu thun, an welches Jesus und seine Boten anknüpfen.

Digitized by Google

und eben damit, daß sich der Glaubenskern rein herausschält, wird der nationale Abhub seines Inhaltes entleert und ins Unrecht gesetzt.

Kein Zweifel zwar, daß Jesus während seiner irdischen Wirksamkeit sich lediglich an Israel gewiesen ansah. Die Erzählung von den Griechen bestätigt das klärlich.[1]) Was er zu sagen hat, konnte nur dort verstanden werden; seine unmittelbaren Wohlthaten, die ja nur Zeichen sein sollten,[2]) konnten ebenso nur auf dem Boden des Gottesglaubens und der Verheißung als Zeichen aufgefaßt werden. Und beides hat er zunächst auch seinen Boten übertragen, als er sie aussendete, damit sie sozusagen, unter seinen Augen ihre Probearbeit leisteten. Allein in dem, was er in dieser Weise geleistet, liegt doch **nicht** die Ausführung seiner Sendung, seines Messiasberufes. Das haben auch seine Jünger nicht so angesehen, und deshalb haben sie hinterher nicht vornehmlich seine Bergpredigt aufgesagt, oder seine Gleichnisse wieder erzählt. Wir haben keine Spur, daß dies ihre bekehrende Predigt gewesen sei. Vielmehr, was er, der solches getrieben, darauf nach Gottes Rat erduldet und wie er dann erweckt und erhöht worden, um nun jedermann als Heiland angeboten zu werden, das predigen sie in der Apostelgeschichte und in den Briefen. Hier ist keine Spur, daß sie sich mit den Ereignissen seines Lebensausganges nur mühsam auseinandergesetzt hätten, um sich den Übergang zu einer Predigt vom neuen Gesetze und vom Reiche zu bahnen. Vielmehr, jene Ereignisse und der Wert dessen, der sie erlebte, das bleibt der Inhalt ihres bezeugten Glaubens und ihrer Predigt aus dem Glauben. Von diesem Standpunkt aus schauen sie dann auch zurück auf die Erinnerungen, welche in ihrem Kreise von den „Tagen des Menschensohnes" geblieben sind; die werden ihnen für den bewahrenden und fortführenden Unterricht[3]) gedient haben; und diesem Umstande verdanken dann wohl unsre Evangelien ihre Entstehung und Verbreitung. Das ist am deutlichsten an dem vierten zu sehen; fallen doch hier die Schatten des Ausganges für Israel zugleich mit dem Glanze seiner Verklärung bis in die große Einleitung der Darstellung zurück.[4]) Und diese Betrachtung ist nicht fremd an die Sache herangebracht. Man mache sich erst einmal von dem Vorurteile frei, in Jesu nur den messianischen Propheten zu sehen, der es allein mit seinen Zeitgenossen zu thun hatte und sich danach mit seinem tragischen Ende abfand, dann wird es nicht schwer, die Züge an seiner Erscheinung zu erkennen, welche ihn zum Weltheiland machen;

[1]) Joh. 12, 20 f. — [2]) Matth. 9, 6 „damit ihr wisset . ." 11, 4 f. Joh. 2, 11. 20, 30. — [3]) Matth. 28, 20. Apg. 2, 42. Luk. 1, 1—4. — [4]) Joh. 1, 9—11.

Digitized by Google

und dieselben machen die Weltmission derjenigen erklärlich, welche bekannten, daß er in ihnen lebe, daß sein Bild ihnen vor Augen stehe und von ihnen allen ihren Hörern und Lesern vor Augen gestellt werde.[1]) Suchen wir ihnen darin zu folgen, indem wir uns seine Gestalt vergegenwärtigen, wie sie in jedem Betracht über die Schranken eines zeitgeschichtlich begrenzten Messias Israels übergreift, wie uns in ihr von Anbeginn der Heiland aller Menschen, weil jedes Menschen entgegentritt. Und zunächst wird das eben darin deutlich, daß jener Lebensausgang als sein eigentlicher Zweck erscheint.

Der Menschensohn wird zu seiner vollen Anerkennung kommen, wenn sie ihn „von nun an sehen werden sitzend zur Rechten Gottes und kommen mit den Wolken des Himmels.“[2]) Der Weg dahin aber besteht darin, daß er viel leiden müsse von den Führern des Volkes, getötet werden und am dritten Tage auferstehen. In diesem Erdulden vollzieht sich ganz und voll sein Dienen, zu dem er gekommen ist; das ist die Sühne des neuen, unter dem alten verheißenen, Bundes.[3]) Was menschlich gewogen sein Untergang ist, das ist seines Lebens Ziel;[4]) und dieser Untergang ist sein und seiner Sache Bruch mit seinem Volke; dieser Untergang schließt die Verwerfung des Volkes ein. Und das hat Jesus von Anfang an gewußt. Das kann man meines Erachtens aus seinen Worten nachweisen, wenn man nicht eine andre Pragmatik seines Lebens erfindet, als sie in unsern Berichten vorliegt.[5]) Aber ich will mich darauf nicht stützen. Vielmehr frage ich: wo ist irgend ein Zeichen, daß Jesus darauf rechnete, Israel für sich zu gewinnen? Mich deucht, darauf hat er dem Zeichen fordernden Geschlechte gegenüber verzichtet, als er nicht von des Tempels Zinne sprang.[6]) Soll das Wort von dem Vaterlande und dem Arzte, ihm wirklich nur für Nazareth gegolten haben, ihm dem Herzenskündiger, der auch von andern fordert, daß man die Zeichen der Zeit deute?! Begegnet uns doch die umfassendere Verwirklichung dieses Sprichwortes so erschütternd unter dem Kreuze.[7]) Nirgend, wo ihm die Führer des Volkes entgegentreten, ein Versuch, sie zu gewinnen; so geduldig und freundlich er sonst mit den Leuten umgeht, hier hat er nur herben, überführenden Ernst, selbst bei einem Nikodemus. Daß er

---

[1]) Gal. 2, 20. 3, 1. 2 Kor. 4, 5. 6. — [2]) Matth. 26, 64. — [3]) Matth. 16, 25 f. 20, 28. 26, 28. — [4]) Matth. 20, 28, vgl. Joh. 10, 17. 18. — [5]) Matth. 5, 11. 12 (Hinweis auf Prophetenverfolgung). 8, 11 ff. Luk. 4, 23 f. Joh. 2, 19 f. . . das sind nur die am frühesten aufgeführten einschlagenden Äußerungen. — [6]) Vgl. Luk. 4, 9 f. mit Matth. 16, 1 f. 27, 39. 40. — [7]) Luk. 4, 23. 24. — Matth. 27, 42. Luk. 23, 39. — 12, 54 f.

Digitized by Google

ihr König sein *wolle*, das anzunehmen hat er ihnen nicht eher verstattet, als dann, da er sein Schicksal durch ihre Stellungnahme besiegelt wußte und als solches herausforderte. Und wenn er über Jerusalem weint, im Vorausblick auf ihr nun sicheres Gericht, auch da spricht er nur von ihren Kindern, die er sammeln wollte — nicht von der Königskrone, die er gern mit ihr teilte.[1])

Er hat es gewußt, daß nicht im langsamen Wellengange der Geschichte durch ein messianisch gehobenes Israel seine Sendung sich vermitteln werde. Dem Volke sollte Gelegenheit werden und ist ihm geworden, sich sein Gericht durch sein Unrecht zu verdienen, das immerhin verzeihlich blieb.[2])

Dieser Zusammenstoß mit seinem Volk ist von langer Hand vorbereitet, in *seinem Wesen und in seinem Verhalten*.

2. In seinem Wesen. Einen rechten Gottesboten nimmt nun einmal Israel nicht an — das hat er aus der Schrift gelernt.[3]) Und er ist doch der Bote mit der Sendung ohne gleichen. Das tritt den Zeitgenossen an seinem ganzen Wesen entgegen. Er ist und bleibt ihnen unverständlich, unbehaglich, fremd; und das ist nicht nur im Evangelium Johannis so, obwohl es hier mehr heraustritt, weil es eben die Geschichte des Glaubens erzählt. — Man begreift das; denn er ist gar nicht jüdisch. So unanfechtbar seine *Gesetzlichkeit*, sie hat gar nichts weder Pharisäisches noch Sadducäisches; sie weiß so haarscharf zu unterscheiden zwischen dem Gottesgesetz in seiner innersten Meinung und zwischen den Aufsätzen und Überlieferungen, in denen die jüdische Art bei der weiteren Auslegung und Ausführung wuchert.[4]) Und dabei tritt ihm immer das Ursprüngliche, das Menschliche in den Vordergrund; von der herablassenden mosaischen Eheordnung greift er auf die Schöpfung zurück[5]) (zur Verurteilung jedes historistischen Positivismus). Wenn er vom Sabbath handelt, denkt er nicht an seine Bedeutung als Bundeszeichen — ihm ist er nur die Gottesgabe, nicht an das Volk, sondern für den Menschen, und eben darum ist ja der Menschensohn auch des Sabbaths Herr.[6]) Das ist bestimmte, bewußte Stellungnahme.

Wenn man seine *Reden* darauf hin ansieht, ob sie geschichtliche Färbung an sich tragen, so muß man ja in Rechnung stellen, daß er zu den Juden seiner Zeit redete und mit ihnen verhandelte; sie mußten ihn doch wenigstens äußerlich verstehen können. Auch ist er ja in allem, was

[1]) Matth. 23, 37 f. — [2]) Luk. 23, 34. — [3]) Matth. 23, 29 f. — [4]) Mark. 7. vgl. die Sabbathverhandlungen. — [5]) Matth. 19, 3 f. — [6]) Mark 2, 23 f.

Digitized by Google

Darstellung, Verdeutlichung, Anschaulichkeit angeht, notwendig der Sohn seines geschichtlichen Ortes. Aber dafür ist der Inhalt seiner Rede jener Zeit so fremd, wie jeder andern Zeit, sofern eine solche den Inhalt nicht von ihm angenommen hat, oder aus der ihn vorbereitenden Offenbarung. Und dieser Inhalt von Thatsachen und Gedanken der Ewigkeit, dieser Ausdruck des allzeit Gleichen und allzeit Geltenden, in dieser unvergleichlichen Sicherheit des überirdisch Thatsächlichen gedacht und gesprochen, — dieser Inhalt zieht auch die Darstellung in ihre Art hinein. Immer die allgemeinsten, wohl unveränderlichen Verhältnisse der Menschen untereinander und zu ihrer Welt sind es, welche er zum Sinnbild ewiger Dinge braucht. Renan bedauert den armen Rabbi mit seinem ausgesprochenen dégout gegen alle Zeitbildung; hätte Jesus seine Stoffe aus der Bildungsaristokratie von Jerusalem und Cäsarea gewählt, — wer wollte es unternehmen, den Batta und Sulu, den Südseeleuten und Papu seine Gleichnisse zu überliefern! Jesus blieb nicht unter der Höhenlage der Bildung seiner Zeit, er stand außerhalb aller Bildungs-Höhenlagen. Die schlichte Bildlichkeit seiner Rede liegt der überreizten Phantasie gipfelnder Bildung völlig fern. Sie ist rein human, — eine vorausnehmende Verwirklichung von Rousseaus retournons à la nature, ohne jene verlogene Überspannung, der diese Losung gedient hat. Die Probe ist ja oft genug gemacht, wie allgemein verständlich seine Worte sind; wie schwer es dagegen schon ist, die Schriften seiner Jünger ganz verständlich zu machen.[1])

Von seiner ganzen Erscheinung findet sich David Strauß hellenisch angemutet — also nicht national-jüdisch, nicht orientalisch. Wir wissen, daß mit diesem Eindruck heute ein frevler Mißbrauch getrieben wird. Der Antisemitismus mag nicht christlich sein, wenn das Heil aus den Juden stammt. An diesem Wahnsinn mag man sich eine Warnung nehmen! Der bloße Mensch Jesus kann auch bloß Jude gewesen sein, bloß orientalischer Monotheist; warum soll er maßgebend für alle sein? Des Sokrates idealisierten Hellenismus für allgemeingültig zu schätzen, wem wird das einfallen, außer etwa einem veralteten Philologaster. Aber abusus non tollit usum. Jesus ist nicht jüdisch; man müßte sehr breit sein, um es im einzelnen nachzuweisen, und zuletzt wird es auch dann auf einen Eindruck ankommen. Gott hat dafür gesorgt, daß wir uns diesem

[1]) Man vergegenwärtige sich, wie sich seine Worte in dem Rahmen der Übersetzung und Umdichtung behaupten! Wie es Luther vermocht hat, sie zu den edelsten Kleinoden deutschen Sprachschatzes zu machen! während die paulinischen Sätze seiner volkstümlichen Verdeutschung unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben (wie: denn daß man weiß, daß Gott sei u. s. w.).

Digitized by Google

Eindrucke nicht entziehen können, wenn wir in die Bibel hineinsehen. Stellt den Heiland zwischen den Täufer und den Heidenapostel; der Prophet und der Pharisäer, zwei Idealgestalten der echtesten Volkstypen; der Prophet die Wiederholung des Edelsten aus der Vergangenheit; der nach der Gesetzesgerechtigkeit untadelige Eiferer der genauesten Sekte der auserwählte Vertreter des besten in der Gegenwart; wie deutlich wird es uns bei der Vergleichung, daß Jesus nicht Jude, sondern Mensch war — Mensch eben da, als seine Umgebung so jüdisch war als je in der Geschichte dieses Volkes.[1])

Ein Mensch so wenig zeitgeschichtlich als irgend denkbar ist — und doch ein lebendiger, voller Mensch, den jeder von uns sich getraut wieder zu erkennen. Kein Wunder, daß die Jüdischesten unter den Juden sich nie ein Herz zu ihm fassen konnten; daß der ausgeprägte Jude in einem Paulus sterben mußte, indem Jesus in ihm zum Leben kam;[2]) daß die leicht Angezogenen immer wieder an ihm irre wurden. Er *handelte* auch danach.

3. So fern er von der revolutionären Betriebsamkeit war, die man ihm angedichtet hat — er war ja nicht gekommen aufzulösen, und von ihm kann man es lernen, daß erst das volltreibende Blatt ein Recht hat, das absterbende abzustoßen[3]) — eben so *fern* ist er *von einer geschichtlich gestaltenden Thätigkeit* geblieben. Er war schlechterdings kein Gründer, auch kein Religionsstifter; die Gründung seiner Kirche hat er für seine Erhöhung *verheißen*[4]) und die Religionsstiftung d. h. die Sammlung der Gemeinde solcher, deren Religion Glaube an ihn war, hat er seinen Jüngern hinter- und überlassen. Er hat nur mit zwei Dingen gewirkt, mit seinem sorglos ausgestreuten Worte und mit seiner Liebe werbenden Person, welche eben die Liebe in Person war; und er hat nur auf zwei Erfolge gezielt und gerechnet, und das waren: Vertrauen auf ihn und treue Bewahrung seines Wortes; — im Grunde ist es nur einer: *Glaube*. Aber Israel wartete vielmehr statt dessen auf Thaten und auf königliche Amtsleistung, um ihm zu huldigen. Und so ist es heute noch in der Welt.

In dieser Beschränkung liegt zunächst eine Ablehnung. Während er jeden Anstoß vermied, den eine Versäumnis der Gesetzespflicht an dem unter das Gesetz Gethanen[5]) hätte erwecken müssen, hat er sich eingreifend nur an der Synagoge beteiligt — und sie war ja bereits das Mittel

[1]) Matth. 11, 7 f. Mark. 1, 2 f. Phil. 3, 4 f. Apg. 26, 4. 5. — Gal. 1, 14 f. — [2]) Gal. 2, 19. 20. 1, 13. 14. — [3]) Matth. 5, 17 f. 9, 17. — [4]) Matth. 16, 18. — [5]) Gal. 4, 4.

Digitized by Google

gewesen, durch welches das Judentum auf allerlei Menschen zu wirken vermochte. Seine einzige selbständige Handlung, die sich mit dem Kult berührt, ist die Tempelreinigung; das Gotteswort aber vom Bethaus, unter dem er sie vollzieht, hat er einer der lichtesten Weissagungen von der allgemeinen Bestimmung des Heiles entnommen, — und die Bezeichnung erinnert an dasjenige religiöse Thun, das von jeder geschichtlichen Form unabhängig ist.[1]) Dagegen alle Beziehungen, in denen er nur Jude, nur Kind seiner Umgebung und Zeit sein konnte, hat er mit äußerster Zurückhaltung behandelt. War er der Meister, der Lehrer unter seinen Jüngern,[2]) die sich ihm ohne Ordnung und Form anschlossen, so hat er die allgemeinst menschliche Form der Wirkung gewählt; und eben in die selbe hat er hinterher den vollen Inhalt seiner Heilsleistung gefaßt.[3]) Jede Anstalt und Form ist an Zeit und Raum gebunden, das ohnmächtige und allmächtige Wort ist ungebunden.

In jener Beschränkung verrät sich darum aber zugleich ein *weltumspannender Anspruch*. Für wen ist er gekommen? Wo er es geradezu sagt (nicht abweisend, wie an die Kananiterin), drückt er es nie anders aus als so, daß es jedem Adamskinde gelten kann: die Verlorenen, die Sünder, die Mühseligen und Beladenen.[4]) Wer von uns hat es nicht gespürt, wie in diesen schlichten, und doch so königlichen, übermenschlichen Worten sich der Himmel über alles Fleisch auftut! Und wenn er nun zu diesen Worten die Thaten fügt, dann tritt vor unser Auge der Seelsorger von unerschöpflichem Vermögen. Zu ihm kommt niemand umsonst. Weib und Mann, Kind und Gereifter, sittlich Strebender und Verbrecher, Lüstling oder Geldknecht, Fischer und Gelehrter, Bettler und vornehmer Mann, Soldat und Landpfleger,[5]) für jeden ist er da; in jeden weiß er sich zu finden; jedem deckt er seinen Schaden und sein Heil auf. (Ob wohl ein bibelfester Missionar umsonst Rat gesucht hat, wie er mit seinen Pfleglingen die grundlegenden Wege einzuschlagen habe?) Und was ist Seelsorge nun anders als vollste Übung einer Nächstenliebe, deren Richtmaß bleibt: was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und käme um seine Seele?[6]) *Nächstenliebe ist das Tagewerk und der innerste Trieb des*

[1]) Matth. 21, 12 f. V. 13. Jesaja 56, 1—8. — [2]) Matth. 23, 8. 10. Joh. 13, 13. — [3]) Matth. 28, 19, vgl. Joh. 17, 20 (20, 31). 2 Kor. 5, 18—21. — [4]) Luk. 19, 10, vgl. Matth. 16, 25 f. Luk. 15, 6. 24. — Mark. 2, 15—17. — Luk. 7, 37 f. vgl. 15, 2. — Matth. 11, 28 f. — [5]) Matth. 19, 13 f. Mark. 10, 17 f. bes. 21. Luk. 23, 40 f. Luk. 7, 36 f. Joh. 4. Luk. 19, 1 f. Joh. 3, 10. Matth. 8, 5 f. Joh. 4, 46 f. — [6]) Matth. 16, 26.

Digitized by Google

Menschensohnes, der nicht gekommen ist, um ihm dienen zu lassen. Und in dieser Übung hat er keinen Zweifel darüber gelassen, daß er den Nächsten nicht nur unter seinem Volke fand; der barmherzige Samariter ist seiner Gemeinde zu seinem Abbilde geworden;[1]) in dieser Erzählung sind aber gewiß die engen Schranken des national-theokratischen Nächstenkreises durchbrochen. Und damit haben wir den Weg gefunden, auf welchem Jesus, ohne die ihm von seinem Vater gezogenen geschichtlichen Schranken zu verletzen, doch die geschichtliche Beschränkung für sich beseitigte. Sein Weg zum Universalismus geht durch den Individualismus, sein Weg zur Menschheit durch jeden Menschen. Der gute Hirt, welcher sein Leben läßt für die Schafe, und diese Schafe aus allen Hürden zusammenholt, das ist eben der, welcher dem hundertsten einzelnen in die Wüste nachgeht; dessen Ohr die Stimme des Bar-Timäus durch Karavanentrubel und Mißwollen der Umgebung hindurchhört; der unter den Martern einen Blick für den Verleugner und im Todeskampfe das Trostwort für den bußfertigen Schächer übrig hat.[2]) — Das sind nicht nur erbauliche Erinnerungen an den Liebenswürdigsten, das sind entscheidende Züge an seinem ganzen Dasein. Er war nie in großen Geschäften, wie denn die Geschichtschreiber seiner Zeit und seines Volkes nichts von ihm zu erzählen wissen. Die Wirbel, welche sein Rabbitum und sein Prozeß erregt hatten, verliefen sich nur allzubald. Er war nie in großen Geschäften, sondern in unermüdlichem treuem Kleinbetrieb; und mir wenigstens tritt seine königliche Erhabenheit fast am meisten heraus, wenn ich sehe, wie er diesem Kleinbetriebe, mit der Unendlichkeit seiner Ansprüche, der Enge seines Inhaltes nach Menschen Urteil und dem Übermaße des darin sich darstellenden Jammers gewachsen bleibt, ohne Zerrissenheit, ohne Kleinlichkeit, ohne Kleinmut.[3]) Halten sich die großen Geister das Kleine, das Alltägliche vom Leibe — der Schauplatz des Größten, so lange er ihn sich hat wählen dürfen, war die Alltäglichkeit — — vor die Vornehmen und Spitzen hat man ihn mit Schergen holen müssen.[4]) Die Blätter unsers Neuen Testamentes bezeugen es uns: seine herzliche Demut, seine Treue im kleinen hat ihn den Seinen unvergeßlich gemacht.

---

[1]) Luk. 10, vgl. 17, 16. 4, 25 f. — [2]) Joh. 10, 11. 16. 27. f. Matth. 18, 12 f. Mark. 10, 46 f. Luk. 22, 61. 23, 43. Das im Gedächtnis versteht man das Bekenntnis des Paulus, „der mich geliebet und sich für mich dahin gegeben hat" Gal. 2, 20 und seinen Wiederhall bei unserm Sänger „und dann auch an mich gedacht, als er sprach, es ist vollbracht." — [3]) Mark. 1, 32 f. 3, 7 f. 20 f. Matth. 4, 23 f. 8, 14—17. 9, 35 f. — [4]) Luk. 23, 8 f.

Digitized by Google

Und in diesem unermüdlichen Verkehr mit den einzelnen Menschen hat er seinen Sinn, sein Herz für die Menschen bewiesen, dem kein Mensch fremd bleiben kann.

Die meisten Großen der Geschichte, die gewaltige Schöpfungen hinterlassen haben, wurden unter ihrer Arbeit Menschenverächter. Unter den Denkern begegnet man seit alters solchen, welche, bald mitleidig bald sich selbst im Gedankenbilde spiegelnd, das Exemplar Mensch der Teilnahme oder Achtung empfehlen. Menschenfreundlichkeit, die Zuwendung zu jedem Menschen in seiner Besonderheit und gerade bei seiner besondern Erbärmlichkeit; die unermüdliche Menschenfreundlichkeit, deren fast letzte Odemzüge solchem fürsorgenden Dienen gelten; die, ausgestoßen und einsam, im tiefsten Dunkel ihren Glanz um sich verbreitet, — solche Menschenfreundlichkeit[1]) stammt nicht von Fleisch und Blut. Indem man sie erwägt und durch das eigne Herz in die Herzen der Mitmenschen hineinblickt, treten die anbetenden Worte auf die Lippen: was ist der Mensch, daß du sein gedenkest und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst? Und er antwortet uns eben: ich bin ja der Menschensohn, der vom Himmel hernieder gekommen ist. Ihr seid von unten her, ich bin von oben her;[2]) euer ist die Selbstsucht und der mörderische Haß, mein ist die Menschenfreundlichkeit. Der Ursprung meiner Sendung bedingt auch ihr Ziel. Das vom Himmel gekommene Brot ist da für das Leben der Welt. Erwägen wir noch kurz weiter das Ziel seines Lebens, um dann auf den Ursprung zurückzukommen.

4. Man versteht es, daß dieser geschichtlose, im tiefsten Grunde und am Lebensende klärlich Heimatlose nicht dazu da ist, um einen geschichtlichen Körper, ein Volk, für eine geschichtliche Aufgabe auszurüsten und zu werben. Wäre dem so, — hätte es sich nur um eine prophetische Leistung Israels gehandelt[3]) — sein Leben wäre in einen großen Mißerfolg ausgelaufen, statt in jenen Sieg, den seine Boten der Welt verkündet haben. Jener Mißerfolg liegt ja vor; nur daß er nicht ein solcher in seinen Augen war und keiner in denen seiner Boten blieb. Sein Untergang war der Bruch mit seinem Volke — aber er ist der Welt Leben und Versöhnung.[4]) An seinem Kreuze handelt es sich nur um Sünde, Vergebung, Errettung. Sünde und Tod, das sind so zweifellos allgemein menschliche Dinge, daß jeder einfache

[1]) „Leutseligkeit," Philanthropie Titus 3, 4. — Vgl. Joh. 18, 8. Luk. 22, 48. 51. 61. 23, 28 f. 34. 43. Joh. 19, 27. — [2]) Ps. 8. — Joh. 3, 13, vgl. 6, 62. 51. 53 f. 8, 23 und das ganze Kap. — [3]) Jesaja 40 f. nach der zeitgeschichtlichen Auslegung. — [4]) Joh. 6, 51. Röm. 11, 12—15.

Digitized by Google

Mensch einsehen muß: ein Tod, der Sündenvergebung erwirbt, der muß, wie Hebr. 2, 9 sagt, zu Gunsten eines **jeden** gekostet sein. Indem sein Todesleiden mit jener Frucht ihm seiner Berufsarbeit Ziel und Krone ist,[1]) läßt Jesus keinen Zweifel, daß ihr Ertrag unabhängig sein müsse von jeder geschichtlichen Bedingung und Grenze; aber er hebt sich zugleich hoch hinaus über eine geschichtliche Größe und die Verknüpfungen durch geschichtlich vermittelte Wirksamkeit. Der Menschensohn sitzt eben nicht auf dem Throne der Geschichte, sondern zur Rechten Gottes und kommt mit den Wolken des Himmels, schon jetzt, wie dereinst, so daß jeder ihn schauen und im Glauben haben kann.[2]) Es war die im Gehorsam getragene Schranke, daß er den verlorenen Schafen vom Hause Israel diente; — vor der Passion, da die Nachfrage der Griechen ihm Anlaß giebt, erschließt er seines Herzens Innerstes: „und ich, wenn ich erhöht bin, will ich sie alle zu mir ziehen."[3])

Seine Erhöhung wirft helles Licht auf jene Züge seines Wesens und Verhaltens, die seinen Zeitgenossen, selbst einem Täufer, selbst seinen Bekennern so befremdlich waren. Sein Wesen und Verhalten, recht erkannt, macht ihn entweder zu einem freundlichen, aber wehmutweckenden Irrlicht — oder es fordert seine Erhöhung; fordert die Lage, in der er alle zu sich ziehen kann. In solchem Zusammenhange treten nun die befremdenden Reden in rechtes Licht von seinem Richten, von seinen ihm vom Vater übertragenen Gotte gleichen Werken.[4]) Da hat er es allemal nicht mit den Geschlechtern, nicht mit den Völkern, er hat es mit allen einzelnen zu thun, genau so, wie er bei Lebzeiten sich mit jedem einzelnen zu thun machte. Wäre man es nicht so gewöhnt und läse man darum nicht so leicht darüber hinweg, ein Schwindel müßte uns ankommen, wenn wir den Mann von Nazareth wie von dem Selbstverständlichsten davon reden hören, daß er dereinst den Einzelnen und den Massen ihr Innerstes aufdecken wird. Indes ein recht anhaltender, klarer Blick in diese scheinbaren Widersprüche macht es deutlich: hinter dieser Zuversicht liegt noch ein andres Bewußtsein. Erwägen wir! das Ziel ein Wirken auf alle Menschen, und dabei nichts als die wenig erfolgreiche Arbeit an den etlichen Tausenden, die ihm mehr oder weniger nahe kommen; die Erziehungsmühe an Leuten zu seinem Dienste, von denen er wußte, daß sie sich alle an ihm ärgern würden;[5]) endlich die Aussicht auf Ausstoßung aus dem einzigen gottesgläubigen Volke der

[1]) Matth. 20, 28. — [2]) Matth. 26, 64, vgl. 24, 30 f. und das Verständnis Apg. 7, 56, vgl. 2, 33 f. Eph. 2, 4 f. 1, 20. — [3]) Joh. 12, 32. — [4]) Matth. 7, 22 f. Kap. 25. Joh. 5, 19 f. — [5]) Joh. 6, 70 f. Matth. 26, 30 f.

Digitized by Google

Welt und schmachvoller Tod — der Widerspruch ist nur zu tragen in der gewissen Aussicht auf Auferstehung und Erhöhung. Ein wenig verstehen wir ja von der uns eigentlich fremden Kunst, im Kleinwerke treu zu sein unter stetem Mißlingen, und dabei gewiß zu bleiben, das Reich Gottes kommt; aber wir wissen auch, woher wir sie lernen? von ihm — und wir halten aus, weil wir uns als einzelne Glieder wissen an dem reichen langlebigen Leibe seiner Kirche. Aber er war allein, ohne Vorgang, ohne ebenbürtige Nachfolger. Wenn er sich damit konnte genügen lassen, der wahrste Volksredner, der ehrlichste Berater, der treuste Seelsorger zu sein — er hat es nur gekonnt, weil er wußte, in ihm sei das Reich Gottes da, das dereinst kommen werde in Kraft und in Herrlichkeit.[1]) So fordern sich gegenseitig seine Bedeutung für die Menschheit und seine Sendung in die Menschheit hinein, im eigentlichsten Sinne dieses Ausdruckes. Wir können aus seinen Reden jene Versicherung über seine Zukunft nicht herauslösen; sein messianisches, sein Menschensohnbewußtsein ist mit der Voraussage durchaus verwachsen, daß am Abschluß der Geschichte eines jeden Menschen Loos sich vor und an ihm entscheiden müsse; geht doch auch seine Gabe, die er uns vermitteln will, die Vergebung der Sünden, jeden einzelnen Menschen an, und nicht geschichtliche Entwicklungen. So hat denn auch sein Beruf sich in diesem Sinn auf die Menschheit bezogen. Und es ist klar, daß er seinen Beruf nicht durchführen kann, beschränkt auf die Tage des Menschensohnes.[2])

Die Zuversicht dieses Glaubens aber, die Selbständigkeit, welche ihn zum Sündlosen inmitten derer, die arg sind,[3]) zum Menschensohn inmitten der Kinder Abrahams und Jakobs, und einem Davidssohn so unähnlich machte — wo stammen diese schöpferischen Lebenskräfte her? Daher, daß es für den Menschensohn eben etwas Besondres ist, Menschenkind zu sein; daher, daß er nicht nur ein Bote mit einem Auftrage, einer Sendung ist, sondern der Vater ihn aus seinem Schoße herausgesendet hat, geboren von einem Weibe, gethan unter das Gesetz.[4]) Eine Sendung an die Menschheit, in dem Sinne, daß jeder Mensch jeder Zeit ein Recht an ihn hat, kommt ihm nur dann zu, wenn er nicht ein zeitliches Kind der Geschichte ist, sondern in der Zeit über alle Zeit hinaus wie Gott; wenn er sich nicht nur schwärmerisch eine allumfassende Wirkung in der Zukunft träumt, sondern, wenn jene, über alle, auch die höchsten Menschenmaße hinausliegende Zuversicht auf die Heilsbedeutung

[1]) Matth. 12, 28. Mark. 9, 1. — [2]) Luk. 17, 22. — [3]) Matth. 7, 11. — [4]) Joh. 1, 18. Gal. 4, 4.

Digitized by Google

für die Brüder eben nur der unausbleibliche Wiederschein der Klarheit ist, die er beim Vater hatte, ehe der Welt Grund gelegt war.[1]) Nur der Erstgeborene aller Kreatur kann sich ohne Selbstbetrug als der Erstgeborene aus den Toten und als der „Herr" wissen, vor dem sie alle stehen werden und der sie alle zu sich zieht.[2])

Was das heiße „Menschensohn," danach fragt ein Leser unsrer Evangelien wohl zuerst, wo Jesus sich die Vollmacht zuspricht, Sünden zu vergeben auf Erden.[3]) Eine solche Vollmacht braucht, wer gekommen ist zu retten, nicht nur gelegentlich; sie kann auch nicht nur für einen eng beschränkten Ort und Zeitraum gegeben sein. So geht denn deutlich eine gerade Linie von der Übung dieser Vollmacht in Person weiter zur dienenden Hingabe des Lebens und zu dem Blute des Neuen Bundes, endlich bis zu der Verkündigung der Sündenvergebung in seinem Namen.[4]) Ist alles erfüllt an dem Menschensohne nach der Schrift, dann und dann erst wird es klar, was er ist und was er bringt.[5])

III. Und das führt uns nun hinüber von der Sendung, die ihm zu teil geworden, auf die **Sendung, welche er den Seinen mitgegeben hat;** und das ist auch die Sendung an die Menschheit, ja eben seine Sendung an die Menschheit. Wie weit auch ausgreife, was er den Zwölfen als Instruktion gesagt und was man dann Matth. 10 gesammelt hat, es kann kein Zweifel bleiben, daß er damit noch nicht seinen endgiltigen Auftrag erteilt hatte. Steht doch ihr tiefster Sturz, ihre Erschütterung und Zerstreuung bevor. Über diesen Abgrund hin hat er auf ein Wiedersehn und auf die neue Ausrüstung hinausgewiesen.[6]) Und wenn wir dem Gang unsrer Betrachtung einfach folgen, so liegt es auf der Hand, daß Jesus von der Bedeutung dieses seines Ausganges für die Welt nur andeutend vor seinen Jüngern reden konnte, wenn doch der Bekenner unter ihnen über seiner Voraussage der Leiden ihm zum Satan wurde;[7]) im übrigen mußte er sich begnügen, daß seine Fürbitte ihren Glauben durch die Tage der Anfechtung hin bewahre.[8]) Erst der Auferstandene vermochte den weltumfassenden Auftrag als Weltherr in die Herzen hineinzulegen, die anfangen konnten, denselben zu erfassen.

Es ist der Auftrag des Menschensohnes. Der Herr selbst hat uns dieses Verständnis, das sich uns oben schon ergab, bestätigt. In

[1]) Joh. 17, 5, vgl. 16, 7. 27. 28. — [2]) Kol. 1, 14—20, s. oben Matth. 7. Joh. 12. — [3]) Mark. 2, 10. — [4]) Matth. 20, 28. Luk. 22, 20. 24, 47. Joh. 20, 23. — [5]) Mark. 14, 49, vgl. 8, 31 f. Matth. 26, 24. Luk. 18, 31. Joh. 19, 28. — [6]) Mark. 14, 27 f. Luk. 22, 31 f. Joh. 16, 19 f. — [7]) Mark. 8, 33. — [8]) Luk. 22, 32. Joh. 17, 9 f. 14, 16.

Digitized by Google

ihrem Glaubensbekenntnis durch den Mund des Petrus haben seine Zwölfe dem Stichworte „Messias" den Inhalt des ihnen nun bekannten Menschensohnes gegeben. Nicht: Du bist wert es zu sein und sollst es werden, sondern: Du bists und kein andrer. Und dann nahm Jesus selbst in seinem großen Bekenntnisse vor dem Hohepriester, angesichts seines Todes die Messiaswürde in ihrer höchsten Bezeichnung als Sohn Gottes in Anspruch; in demselben Bekenntnisse sagt er ihnen, dieser Messias sei eben der Menschensohn — damit hat er das Siegel auf das Bekenntnis der Jünger gedrückt, wie er es damals annahm. Und wie er damals den Ausgang seines Lebens in Tod und Auferstehung weissagend daran knüpfte, so erhebt er auch hier weissagend seine Stimme, und verkündet seine Erhöhung zur Rechten der Kraft zu wirksamem Kommen.[1]) An der Überführung von seinem wirkungsfähigen Leben empfingen seine Jünger den Anhalt, damit aus ihrer kleingläubigen, klagenden Anhänglichkeit der zeugnismächtige Vollglaube werde, gespornt von der Beschämung darüber, daß auch sie an ihm irre geworden waren, von der Erfahrung, nur ihm und seinem den Tod überwindenden Leben ein neues Leben zu verdanken.[2]) In den so bereiteten Boden senkt der Auferstandene das Samenkorn seines Befehlswortes; er sendet sie an die Menschheit.

Die Überlieferung ist fest und einhellig darin, daß der Auferstandene den Zwölfen den weltumfassenden Auftrag gegeben habe.[3]) Die Unterlage bildet die Vergewisserung seiner königlichen Macht und seiner wirksamen Gegenwart zugleich mit der Verheißung der Sendung seines Geistes. Das alles faßt sich zusammen in jenem schlichten hoheitvollen Abschnitt, den man wohl die Marschorder des Missionsfeldzuges genannt hat, Matth. 28, 18 f. Deshalb berührt es doppelt peinlich, wenn neuerdings die genaue Geschichtlichkeit dieses Berichtes angefochten wird. Und dabei ist es unvermeidlich, daß eine Erörterung aller einzelnen Umstände nie zu völliger Zuversicht zurückführen kann, weil ja ein geschichtlicher Bericht als solcher immer anfechtbar bleibt, wie sich das jeder Nachdenkende selbst sagen muß. Deshalb würde eine hier eingeschobene Auseinandersetzung

[1]) Vgl. Matth. 16, 13. 15. 16 mit 26, 63. 64; hat sich die Ausageform in Matth. 16 in der Überlieferung etwa geändert, so ist das nur ein Beleg, wie die unerfindbare Aussage Mark. 14, 61 f. eben als Bestätigung des sachlich sich deckenden Bekenntnisses verstanden worden ist.

[2]) Luk. 24, 25—38 (Mark. 16, 14) Joh. 20, 27 f. 21, 17 f. — 1 Petr. 1, 3 f. Vgl. Apg. 4, 10—12 mit 1 Petr. 2, 2—4.

[3]) Joh. 20, 21 f. (in der notwendigen Auslegung durch 17, 18—21) Luk. 24, 45 f. Apg. 1, 6—8. Mark. 16, 15 f. oder die kurze Variante, s. Ausgabe von Westcott-Hort oder v. Gebhardt.

Digitized by Google

über die einzelnen Umstände auch nicht wesentlich fördern. Wir stellen deshalb den Bericht nur in den großen Zusammenhang unsrer Betrachtung und fragen uns, ob seine für uns wichtigen Züge sich wohl einfügen. Heben wir sie heraus. 1. Die Einfassung in die königlichen Selbstaussagen V. 18. V. 20b; 2. der Universalismus der Bestimmung; 3. die Missionsmittel, nämlich die Taufe, welche den Heilsglauben an ihn als das Glied der heilwirkenden Dreifaltigkeit einschließt, und der fortführende Unterricht. Halten wir fest, daß der dreifache Name eben doch nur die Heilsbedeutung des Menschensohnes aussagt, und daß die Taufe wie das Herrnmahl auf Jesu Ordnung zurückgehen muß, weil sie von Anbeginn in ausnahmslosem Gebrauche erscheint, vorher aber von einer solchen Anordnung sich keine Andeutung findet.[1]) Dann kann nur

[1]) Ob Jesus so gesagt haben könne, ist geschichtlich schlechterdings nicht auszumachen; für die Erwägung kommt natürlich in Betracht, daß das Wort nach der Auferstehung gesprochen berichtet wird. Die Voraussetzungen für diese Zusammenstellung finden sich bekanntlich Matth. 11, 27 (wo auch im ersten Satz die Unterlage für 28, 18; denn daß „alles" hier einen andern Sinn habe, ist doch erst Auslegung) und 12, 28, beleuchtet durch V. 32; ferner Luk. 24, 49. — Wem die Reden im Johannes nicht als erfunden gelten, der wird vollends in den „esoterischen Ergüssen" der Abschiedsreden schon zuvor alle Voraussetzungen beieinander finden. Da nun die Beziehung auf Gott und seinen Geist bei der messianischen Taufe selbstverständlich waren (inbetreff des Geistes vgl. Matth. 3, 11. Joh. 3, 5. 1, 31 f.), so ist in der That nur die Einfügung von „Sohn" das Besondre, also gerade die Anweisung, fortan nicht wie der Täufer zur Buße, sondern auf Christum zu taufen. Des weiteren kann nur die Frage sein, 1. ob die Zusammenordnung der drei Namen auf spätere Erfindung weise. Da wir keinen sicheren älteren Zeugen haben als Paulus, so genügt seine Zusammenstellung der drei zum Zeugnis; und wenn er dabei nicht Sohn, sondern Herr zu sagen pflegt, so ist es beachtenswert, daß die Nebeneinanderstellung „Vater und Sohn" außer bei Joh. nur noch im Munde Jesu begegnet, s. oben. 2. Da das N. Test. sonst nur von einer Taufe auf den Namen Christi weiß, können die Apostel freilich diese Worte nicht als Formel behandelt haben, wie es später geschah, als sie den Stock für das urkirchliche Taufbekenntnis abgaben; das steht aber bekanntlich ebenso rücksichtlich der Einsetzungsworte des Herrnmahles. Man findet ja neuerdings im N. Test. überall „formelhaftes." Wem das nicht so geht, wer im geraden Gegenteile verfolgt, wie frei und in lebendigem Flusse namentlich auch das Wahrheitsgut aus Jesu Reden in dem ureignen Zeugnis seiner ältesten Bekenner dem Leser wieder begegnet, dem leuchten die Beziehungen des besprochenen abkürzenden Wortes da hervor, wo von Taufe und Kirche zugleich die Rede ist, wie Ephes. 4, 4—7, ferner 1 Kor. 12, 12—13 gestützt auf V. 4—6, und Gal. 3, 25. 26 ausgelegt durch 4, 6. 7. — Daß das Taufen der Jünger Jesu Joh. 3, 22 f. vgl. 4, 2 nur entsprechend dem des Johannes, nicht ein Taufen auf Christum gewesen sein kann, liegt auf der Hand; das hätte das Ende der Wirksamkeit Jesu bedeutet, weil so viel, wie sein Einzug. Eben deshalb kann es auch nicht das spätere Taufen z. B. Apg. 2, 38 erklären.

Digitized by Google

die besondre Gestalt des umfassenden Befehles weiter befremden. Daran knüpft sich ein alter Streit, ob die Übersetzung „alle Völker" genau sei; meine Ansicht steht dagegen.[1]) Das „lehret" heißt wörtlich: „machet zu Schülern" und der griechische Ausdruck macht nicht Völker, sondern einzelne Personen zu Gegenständen der Taufe und des Unterrichtes. Dies letzte ist zweifellos; jedenfalls also lösen sich die Massen für die Missionserfolge sogleich in einzelne Menschen auf. Allgemeine Christianisierung der Zustände liegt als Zweck für diesen ausdrücklichen Auftrag nicht im Gesichtsfelde. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber bezeichnet das Wort hier, wie zweifellos vielmals im Neuen Testamente auch gelegentlich im ersten Evangelium, die Menschengattung der Heiden. Indes auch bei der andern Übersetzung dürfte man nach dem sonstigen Sprachgebrauche die Juden nicht zu den gemeinten Völkern zählen; so bekommt dieses Wort einen scharfen Ton im Vergleiche mit der Sendung Matth. 10, 5. Und das befremdet umsomehr, als in der Apostelgeschichte vielmehr der Anfang mit Israel vorausgesagt wird. *Vorausgesagt*, aber nicht befohlen. Das war ja nach seiner früheren Instruktion ebenso überflüssig, als es selbstverständlich war, daß die in Jerusalem Anwesenden ihr Zeugnis „anheben" mußten „von Jerusalem;" selbst ein Paulus hat es nicht anders gemacht.[2]) Die erhabene Kürze erklärt es, wenn nicht hinzugefügt wird: vorbehaltlich eurer Thätigkeit an Israel. Nur die bisherige Schranke, das Privileg Israels wird aufgehoben. Das *Neue* ist die Sendung in

---

[1]) Es ist kein Streit und darf keiner sein, daß die Übersetzung dem Wortlaute des ersten Satzes nach möglich ist. Indes das sich zurückbeziehende maskuline „sie" (während Völker im Griechischen neutral ist) spricht dagegen und weist vielmehr auf 6, 32 zurück, wo der Plural „sie suchen" in Beziehung auf den Plural des Neutrum im Subjekt statt des sonst im Griechischen stetigen Singular zeigt, daß der Verf. nicht Völker dachte, sondern Heiden. 25, 32 ist nicht so sicher, obwohl die Scheidung nach dem Verhalten hier gewiß die einzelnen meint und nicht die Massen, daher die Bedeutung Heiden auch hier wahrscheinlicher ist und dann auch 24, 14. — 20, 19, wo es sich um die römische Obrigkeit mit ihren Werkzeugen handelt, ist die Kategorie bezeichnet, gewiß aber nicht „Völker" zu übersetzen. — Diese Bedeutung: „einzelne, ob wenige oder alle, von der *Gattung* der dem Gottesvolke des Alten Bundes gegenüberstehenden Völkermasse," in den Apokryphen schon ganz gäng und gäbe, herrscht unverkennbar in der Apg. vor, bes. kennzeichnend 10, 45. 11, 1. 18. 13, 48. 15, 7. 26, 17. Dazu ist sie deutlich bei Paulus Gal. 2, 12. 14. 3, 8. 1 Kor. 12, 1. Röm. 2, 14. 9, 30. 11, 13. 15, 27. Epheſ. 2, 11. 3, 1. 4, 17. — Je mehr Gewicht man auf die Echtheit dieses Befehles legt, desto bereitwilliger sollte man auf die Ausdeutung verzichten, daß der Erhöhte hier eine Christianisierung der Volkstümer befohlen habe.

[2]) Röm. 15, 19.

Digitized by Google

die heidnische Welt; sie allein hat deshalb auch jetzt ihren Platz und sie allein entspricht der neuen Lage, in welcher sich der Menschensohn in seiner Erhöhung als Messias erweist. Den Anspruch auf Israel hat er als der schriftmäßige Gottes Sohn; der Anspruch auf die ganze Menschheit setzt die königliche Macht und seine Gegenwart ohne jede theokratische Einschränkung voraus.[1])

Über die Ausführung dieses Befehles ist bekanntlich hinterher viel Schwanken und auch Streit gewesen; genaue Vorschriften sind ihm mithin nicht beigegeben. Der Streit hat indes unsers Wissens immer nur darum gewogt, ob unter dem: „was ich euch befohlen habe" auch die Befolgung der Thorah für alle Schüler oder für besondre Gattungen derselben einschließe. Dagegen war nie Streit über die allumfassende Sendung überhaupt, und auch nicht darüber, daß man alsbald Heiden herzurufen dürfe; nur wann und durch wen das geschehen solle oder dürfe, das hat erst die Entwicklung der Gemeinde entschieden. Langsam fand sich selbst die Apostelschar in ihre Aufgaben hinein und aus den Gängelbändern heraus, mit denen die Fügung Gottes sie in ihrer Unmündigkeit an den Volkskörper des Alten Bundes gebunden hatte, — langsam, wie sich vor ihrem Rückblicke die tief in Herz und Gedächtnis eingeprägte Gestalt des Meisters unter dem Wirken seines Geistes erhellte und ihrem Verständnisse voll erschloß. Den letzten entscheidenden Anstoß aber gab er dann selbst in der Berufung dessen, der sich, trotz aller treuer Arbeit an Juden, selbst als Heidenmissionar von Profession ansah.[2])

Nichts, so scheint es, kann uns folglich daran irre machen, daß der

[1]) Bei der völligen Unsicherheit der litterarkritischen Ergebnisse rücksichtlich der Synoptiker wird schwerlich ein Eingeweihter geneigt sein, etwa auf die nachzuweisende Abkunft dieser Schrift von Matthäus die Zuversicht zu der Geschichtlichkeit dieses Abschnittes zu gründen. Auch ist die Überlieferung vor aller Augen so beschaffen, daß man auf buchstäbliche Treue der Bewahrung bei Jesu Worten kein Gewicht legen kann; man vergleiche nur die Einsetzungsworte des Abendmahles. Deshalb scheint mir die sachliche Einfügung in die sonst bezeugten Züge das einzig Fördernde. Das ist oben andeutend, wie es an dieser Stelle geschehen konnte, versucht; und allein an dieser Stelle Ausführungen andrer Schriftsteller zu Zeugen zu rufen, schien mir nicht ratsam. Für die obige Betrachtung ist eigentlich nur die ausdrückliche Aussendung und die Bestimmung für die Heidenwelt wichtig. Die Aussendung steht nicht allein, wenn man sich mit uns an das hoheprieſterliche Gebet Joh. 17, 18 ferner 20, 21. 13, 20, vgl. Matth. 10, 40, vor allem aber an die Erwählung (und Benennung Luk. 6, 13, die doch jedenfalls zur Zeit des Paulus galt Gal. 1, 17. 1 Kor. 15, 7) der Zwölfe Mark. 3, 13. 14 erinnert. Der Bestimmung für die Heiden gilt die obige Ausführung.

[2]) 1 Kor. 9, 20 f. Röm. 11, 13. 14. Gal. 1, 16. 2, 2 f.

Digitized by Google

Auferstandene diese Marschorder selbst gegeben hat. Denn eine Marschorder ist es: gehet hin! nicht: wartet ab, bis sie kommen; bis der Gang der Dinge euch mit ihnen in Berührung bringt; bis etwa neue Zeichen euch auch dorthin führen. Sondern einfach: gehet hin! Freilich ohne bindende Marschroute. Es ist nichts festgestellt als das Ziel: bis an das Ende der Erde; jeder Weg zu diesem Ziele ist erlaubt und ist recht. Die Losung lautet: der Menschensohn ist kommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist. Was also hinausruft, ist allerwegen, wo Menschenkinder sind, wo Straßen sind, auf denen sie wandern, und Zäune, hinter denen sie liegen.[1]) Was den Paulus nach Europa hinüberführt, das ist nicht ein vorbereiteter Acker, sondern der Ruf um Hilfe; und den hört er, der Schuldner, von überall her.[2])

In ihrer Unbedingtheit und Unbestimmtheit hat diese Sendung etwas Verwandtes mit den göttlichen Geboten. Eben darum schließt sie alle die unzähligen geschichtlichen Vermittelungen und Bedingtheiten nicht aus sondern ein. Ein Beispiel hiervon liegt uns in den Berichten über die Missionsarbeit Pauli vor; es ist das eben nur ein Stück dieser Arbeit, die in dem ersten halben Jahrhundert gethan ist, wenn auch das wichtigste; denn es ist der Anbruch der mit der Marschorder verheißenen Ernte, welcher dem vom erhöhten Herrn selbst sonderlich erkorenen und berufenen Missionar zu teil wurde. Welch ein Maß von klarem Blick für die Verhältnisse, von geschicktem Erfassen der Gelegenheit, von Klugheit im Eilen und Verweilen läßt sich in den Bruchstücken seiner großen Arbeit beobachten, die uns nicht nur durch Vermutung bekannt sind. Aber trotzdem hat ein ungeheurer Mut des Glaubensgehorsams dazu gehört, mit dem die Menschheit umspannenden Ziel an diese Arbeit zu gehen, die doch nur im einzelnen gethan werden konnte. Es scheint nicht, als hätte jenen ersten Boten auch nur eine Reihe von Jahrhunderten für die Arbeit vor den Augen gestanden; dessen zu geschweigen, daß ihnen selbstverständlich tiefes Dunkel das Völkergewimmel deckte, und nicht bloß das der noch unentdeckten Erdhälfte. Aber schon der Blick auf den ihnen bekannten römischen Erdkreis mußte ihnen nach Menschenmaß die Kräfte lähmen. Was hat ihnen den Mut gemacht und erhalten?

Die Sendung des Menschensohnes. Und darunter verstehen wir nicht bloß seine erfüllte Verheißung der helfenden Nähe; vielmehr daß er in ihnen, vor ihren Glaubensaugen lebte eben als der Menschensohn, wie

[1]) Luk. 14, 23. — [2]) Apg. 16, 9. Röm. 1, 14. 15, 18 f.

Digitized by Google

wir ihn zuvor uns vor die Seele zu stellen versuchten. Weisen wir diese Thatsache auf!

Wo Paulus in großartigem Ausblicke von der Versöhnung durch denjenigen spricht, in dem alles sein Dasein hat, von der Versöhnung, welche auch den Himmel angeht wie die Erde, da findet er den Reichtum der Offenbarung in dem Geheimnis: der Messias unter den Heiden; und bezeugt dann, den verkünden wir, indem wir jedem Menschen zu Gemüt reden, und jeden Menschen mit aller Art von Weisheit belehren.[1]) Paulus kennt keine Wirksamkeit in Bausch und Bogen, keine Wirksamkeit in institutioneller Amtserhabenheit; wie die Amme, wie der Vater für ihre Kinder sorgen, so hat er die Thessalonicher, jeden einzelnen, versorgt. Und im großen Überblick über den täglichen Anlauf in der Sorge um alle Gemeinden, ruft er: wer ist schwach und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert und ich brenne nicht?[2]) Er lebt im Einzelnsten, im Kleinbetrieb dessen, was vorhanden ist, und arbeitet mit Zuversicht an der Bekehrung der Welt. — Ist das etwas Besondres? Ist das nicht uns allen beschieden, Sandkorn zu Sandkorn zu legen, damit ein Sandberg entstehe? Wissen wir nicht, daß allein aus dem verknüpften Kleinsten das Große wird? Ja, wir wissen es und erfahren es vielmals, daß uns kein andrer sicherer Weg offen steht; — aber ob er uns wirklich zum Ziele führe, bleibt uns ungewiß. Und deshalb greift unsre Hast auch selbst in den Angelegenheiten des Reiches Gottes so gern zum Wirken im großen Stile, sieht sich um und jagt nach weitgreifenden Erfolgen. Wir meinen der Weg zu den Menschen gehe durch die Menschheit. Dem ersten Heidenboten geht wie seinem Meister der Weg zur Menschheit durch die Menschen, durch die einzelnen. Er wird nicht ungeduldig, und wenn er an seinen Gemeinden arbeitet, in denen es zum Teil ärger zugeht als unter den Heiden, wird er nicht müde, sie zu reinigen, damit er sie Christo als reine Braut darstelle[3]) — weshalb? Er glaubt an den, dem die Menschen alle gehören, an den Menschensohn; und an seinem Bilde hat er den Mut des Glaubens gewonnen, dem es fest steht: die Nächstenliebe baut das Gottesreich; freilich eine Nächstenliebe, die in Troas den macedonischen Mann umspannt; die bereit ist, auch nach Rom Gaben zu bringen und ihre Hoffnungsblicke von Korinth nach Spanien hinüberschickt.[4]) Aber so weit der Blick, — im Kleinbetrieb des Dienens an den einzelnen wird die große Sache Gottes durch-

[1]) Kol. 1, 25—29, vgl. 1, 13—20. — [2]) 1 Thess. 2, 5—12, vgl. 1 Kor. 4, 15. Gal. 4, 19. 20. — 2 Kor. 11, 29. — [3]) 1 Kor. 5, 1 f. 2 Kor. 11, 2. — [4]) Apg. 16, 9. Röm. 1, 11. 15, 22 f.

Digitized by Google

gesetzt. Der einem jeden nahe Bischof und Hirte der Seelen weist auf den Weg der suchenden Hirtentreue und steht für das Ziel ein: ein Hirt, eine Herde.[1])

Hand in Hand mit dieser Zuversicht zu der überwindenden Macht dienender Liebe, die Paulus dem Sanftmütigen und von Herzen Demütigen verdankt[2]) — Hand in Hand mit ihr geht das getroste Vertrauen auf die Macht des Wortes, dessen Inhalt eben derselbe ist. Er schämt sich des Evangelii nicht, der Verkündigung des Gekreuzigten, des Wortes vom Kreuze, denn es ist eine Kraft Gottes zu erretten — ohne Unterschied,[3]) wie der Menschensohn gekommen ist, zu erretten — ohne Unterschied. Diese Ware, für die keine Zollschranken bestehen und die keines offnen Marktes bedarf; die unter vier Augen so wirksam und oft wirksamer weitergegeben wird als in mächtigen Domen; das Wort, das Menschlichste, was vom Menschen kommt und den Menschen zu Herzen geht, hier zum Träger des Heils und des Lebens geworden, — schlicht und einfach und leicht zu verachten, und doch so unabweislich wie der Blick des Ecce homo auf den Verleugner und so unvergeßlich, wie seine sieben Worte am Kreuz — in wem das zum Glauben geworden ist und dann auch zum Bekenntnis,[4]) der kann wie Paulus getrost daran gehen, zu Jüngern zu machen alle Heiden. Denn wie sich bis heute keine Sprache und kein noch so verkommener Dialekt gefunden hat, die nicht fähig geworden wären, dem Evangelium Ausdruck zu leihen, so giebt es keine menschliche Lebensform, in der nicht das Leben gewordene Wort, der Glaube mit seiner Auswirkung in der Liebe Gestalt gewinnen könnte. — „Unverboten, unbehindert" so lautet das letzte Wort der paulinischen Missionsgeschichte im Neuen Testament.[5])

Wie kann es anders sein, wenn es eben die Liebe ist, welche in dem Fleisch gewordenen Worte Fleisch geworden ist, in ihren Zeugen Gestalt gewinnt,[6]) in ihrer Verkündigung — nach Luther — angerichtet, zerteilet und zu Worten wird? Bittend kommen seine Boten zu jedermann, und sie können sich keine Grenzen stecken, denn sie urteilen: wenn einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben, und sie urteilen so, weil Gott selbst das Wort in ihre Herzen gelegt hat: was in Christi Leben vorgegangen, das ist nichts anders als daß Gott in ihm die Welt mit sich selber versöhnt hat.[7]) Ist es die Sünde, die den Tod zum

[1]) 1 Petr. 2, 25. Matth. 18, 12 f. Joh. 10, 16. — [2]) Phil. 2, 1—8. — [3]) 1 Kor. 1, 18. 23. 24. Röm. 1, 16. 17. — [4]) 2 Kor. 4, 13. Röm. 10, 8 f. — [5]) Apg. 28, 31. — [6]) 1 Joh. 4, 8 f. Joh. 14, 9 f. 13, 1. 1, 14. 16—18. — Röm. 8, 35 f. Gal. 2, 20. — [7]) 2 Kor. 5, 14—21.

Digitized by Google

Selbstherrscher über die Adamskinder gemacht hat, und ist es der Tod, in welchem der Eine es mit der Sünde zum Abschluß gebracht hat,[1]) so reicht seine Bedeutung so weit, als die Bedeutung seines Gegenbildes; wer kann es verantworten, ein Adamskind, einen Sklaven des Todes von ihm fern zu halten oder zu lassen?![2]) Das Kreuz ist der Wegweiser in die Heidenwelt, denn in seinem vollen Verständnis erschließt sich eben auch das Geheimnis: der Messias inmitten der Heidenwelt, er die Hoffnung auf die Volloffenbarung Gottes. Und das ist eben nur volles Verständnis dessen, was der Menschensohn selbst gesagt und vor allem, was er gelebt hat.[3])

Man nimmt wohl an, es gehöre weniger Mut dazu, den nackten Wilden das Christentum anzubieten als dem gebildeten Inder oder Chinesen. Man hat auch gemeint, es sei selbst über den Paulus zu Korinth etwas von diesem Zagen gekommen. Wie dem sei — den Mut, auch vor den gebildeten Hellenen und Römern zu predigen, hat er doch gewonnen. Woher kam ihm der? Ein Neues, nur eines, aber das gewiß hatte er ihnen zu bringen, und zwar Christum den Gekreuzigten.[4]) Das lag ihnen freilich an sich so fern als möglich, denn was geht der untergegangene Judenmessias die Kulturträger der antiken Welt an! Aber Paulus kennt diesen Judenmessias als den Menschensohn; er weiß, daß in ihm *ein ganz neues Menschenwesen und Menschentum* steckt, für welches jeder Mensch fähig und dessen jeder Mensch bedürftig ist. *In dem Menschensohne steckt der Gottessohn, welcher den Menschenkindern Vollmacht giebt, Gotteskinder zu werden*; — der bringt in der That ein ganz neues, gleichartiges, in sich einiges Menschentum mit sich. Wer das an sich erfährt, der weiß, in wiefern das ein neues Geschöpf ist und wie dahinter verschwindet Jude und Grieche, Römer und Barbar, Gebildeter und Ungebildeter, Freier und Sklave, Mann und Weib;[5]) er weiß aber auch, wie dieses Menschensohnes Menschentum sich mit dem allen verträgt. „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte." Wer teuer erkauft ist, weiß, daß ihm die geschichtlich-gesellschaftlichen Grenzen keine Ketten sein *können*, noch auch sein oder werden *dürfen*.[6]) Das eine Menschentum liegt über der Höhenlage jeder Bildung. Und eben darum weicht es auch vor keinem Bildungsmangel zurück. Unter Umständen gehört doch mehr Glaubensmut dazu, die verkommenden Australneger unter das paulinische

[1]) Röm. 5, 12 f. 6, 10. — [2]) S. 20. — [3]) S. 8. 12 f. — [4]) 1. Kor. 2, 1 f. — [5]) Joh. 1, 18. 12. — Ephes. 2, 15 (Eph. 4, 24), vgl. Gal. 3, 28 und ferner 2 Kor. 5, 17 Gal. 6, 15, vgl. 5, 6. Kol. 3, 11. — [6]) 1 Kor. 7, 18—23.

Digitized by Google

„jeden Menschen“ und unter Jesu „kommt her zu mir, alle Mühseligen“ zu befassen als die bildungssatten Chinesen. Aber der „eine neue Mensch,“ das „neue Geschöpf, so jemand in Christo“ — darin vernehmen wir die Stimme des leutseligen, menschenfreundlichen: lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; die Gesunden bedürfen des Arztes nicht sondern die Kranken.[1]) Wie immer beschaffen die Gewissen seien, an Menschengewissen hat lauterer Dienst am Evangelium Anspruch und auch Ansprache; wie der Prophet es im voraus geschaut hat, so strahlt aus den Herzen der Boten das Licht der Gottesherrlichkeit auf Christi Antlitz siegreich in alle Finsternis.[2])

Diesen Glauben an das eine neue Menschentum, das der Menschensohn auf Erden gebracht, und das er, der Herr, vom Himmel bringt,[3]) trägt freilich allein der damit verbundene Glaube, daß alle Menschen für ihn da sind, weil er für sie alle.[4]) Das hat er glaubhaft gemacht als der unermüdliche, unerschöpfliche Seelsorger; als der Herzenskundige, dessen Wort noch heute einem jeden Menschen sein eigen Herz kennen lehrt. Das wird uns glaubhaft, indem wir ihn als den Hirten und Bischof unsrer Seele erfahren, jeder für sich; wie es Paulus geschlossen hat, weil er sich selbst diesen einzelnen vornehmsten der Sünder von ihm geliebt wußte.[5]) Wer dem Menschensohne gegenüber zu dem bloßen verlorenen Menschen und dann im Glauben an ihn zu dem neuen Menschen von der neuen einen Art geworden ist, der weiß beides: kein Mensch, der nicht sein werden sollte; kein Mensch, der nicht sein werden könnte. Sein Weg zur Menschheit geht siegesgewiß durch die Menschen. Man braucht auf nichts zu warten; man soll auf nichts andres warten, als auf das „Wegfinden in Gottes Willen“[6]) — man darf und soll dem Befehle folgen zu jeder Zeit: „gehet hin.“

So haben die ersten Boten in ihrem Dienstnamen den Nachhall seiner Sendung vernommen und sie hat ihnen unaufhörlich in den Ohren gelegen, die „Sendung zur Aufrichtung von Glaubensgehorsam unter allen Heiden um seines Namens willen;“[7]) das ist das große offenbare Geheimnis, das am Gange der Kirche zu erschauen ist und in dessen Ausführung die vielmannigfache Weisheit Gottes kund wird.[8])

Und wir sind dafür nicht nur an die Schlüsse aus unsrer eignen unfertigen und von Zweifeln benagten Erfahrung, auch nicht nur auf die

[1]) Ephes. 2, 15. 2 Kor. 5, 17. Matth. 19, 13 f. 9, 12. — [2]) 2 Kor. 4, 2. 6 vgl. Jesaja 9, 1 f. — [3]) 1 Kor. 15, 47. Phil. 3, 20. — [4]) 2 Kor. 5, 15. — [5]) 1 Tim. 1, 15, vgl. 1 Kor. 15, 8 f. Gal. 2, 20 f., vgl. Röm. 8, 35 f. — [6]) Röm. 1, 10, vgl. 2 Kor. 1, 15 f. — [7]) Röm. 1, 1. 5, vgl. 1 Kor. 1, 17. — [8]) Eph. 3, 1—12.

Digitized by Google

Betrachtung des ersten Anfanges der Mission gewiesen. Kundigere können und mögen das ausführen. Unter allen verschiedenen, zum Teil nach unserm Urteile sehr verkehrten, Weisen, dem Befehle Jesu nachzukommen, hat sich doch eine Thatsache immer herausgestellt, nämlich die, daß das Bild des Menschensohnes nirgend und nie seine Wirkung verfehlt hat. Keine Individualität findet sich verletzt, keine Volkstümlichkeit unvereinbar, keine Zeitbildung unüberwindlich für das Bild des Menschensohnes; es sei denn, daß sie mit Entschluß der Sendung von oben her in die Welt hinein ihre Thür verschließen. Christliche Kultur und christliche Weltanschauungen, Kirchentum diesen oder jenen Namens und Methodismus grober oder feiner Art d. h. christlich angestrichenes Menschentum in bunter Mannigfaltigkeit legen sich oft genug als Nebelbänke zwischen den Menschensohn und die Menschen. Aber mit den schlichten Strahlen des Wortes bricht diese Sonne immer wieder durch. Als Widerschein ruft sie den Glauben an seine Sendung vom Vater hervor; und dann wird auch seine Sendung vernommen und befolgt: gehet hin!

Die Jesuiten in Paraguay.

Ein Bild aus der älteren römischen Missionsthätigkeit.

Von P. J. Pfotenhauer.

II.

(Schluß.)

Das Leben der gesammelten Christen in den Reduktionen.

Wenn morgens früh der Pater Pfarrer sein stilles Gebet vor dem Allerheiligsten begann, die Ave-Glocke erklungen und das Signal zum Aufstehen gegeben war, erschallte Trommelwirbel auf dem Kirchplatze und in den Gassen. Es wird lebendig in den Quartieren, die Kinder und das junge Volk beiderlei Geschlechts unter 17 Jahren strömt herbei auf den Kirchplatz, um dem Unterrichte in der christlichen Lehre beizuwohnen. Vor dem Hauptthore der Kirche stellt die versammelte Jugend sich auf, nach den Geschlechtern geschieden, unter der Aufsicht alter Männer oder alter Frauen. Angesichts derselben knien alle auf ihren Plätzen nieder und fangen an, die ganze christliche Lehre mit lauter Stimme herzusagen von der Bezeichnung mit dem Kreuze an, bis sie alle Stücke, Fragen und Antworten, zu Ende gebracht haben. In einer halben Stunde ist das geschehen, „wenngleich einer vorsaget und die andern

Digitized by Google

wiederholen." In derselben Zeit haben die Väter ihr Gebet beendet, die Kirchthüren thun sich auf, man läutet zur Messe und die Erwachsenen kommen herbei. Das Benedicite und Laudate singend gehen die Knaben zuerst in das Gotteshaus und lassen in größter Ruhe und Ordnung sich dort nieder, ihnen zu beiden Seiten scharen sich die Männer. Alsdann folgen die Mädchen, lassen sich hinter den Knaben nieder, ihnen zur Seite hinter den Männern die Weiber. Die Messe beginnt, Musikaufführungen tragen erhebend zu dieser Morgenfeier bei. Sobald das Schluß-Amen verhallt, sagt die ganze Gemeinde mit lauter Stimme die Handlung der Kontritio her und schließt mit Gesang. Wie ein jedes gekommen ist, verläßt es das Gotteshaus in größter Stille; die Thore schließen sich bis auf eins.

Hat der Koch sich verspätet und die Frühmahlzeit nicht bereit, fängt die wartende Jugend draußen auf dem Hofe der Väter noch einmal an, den Katechismus herzusagen, bis der erlösende Ruf erschallt: „Es kommen die von 16 Jahren." Unter dem Geleit eines Heiligenbildes geht es dann hinaus an die Arbeit. Müde vom Tagewerke kehren um den Abend die Haufen zurück, begeben sich zum Gotteshause, woselbst vor der Thür genau wie am Morgen der Katechismusakt sich vollzieht, an den jetzt aber eine halbstündige Katechese sich anschließt, die im Gotteshause selbst stattfindet.

Wenn etwa die Hälfte der Zeit verstrichen ist, ruft die große Glocke die Erwachsenen zur Rosenkranzandacht, die eine Viertelstunde währt. Man eilt ins Gotteshaus, klein und groß betet den Rosenkranz im Chor her, und am Schlusse desselben sagt ein Pater die Litanei der Jungfrau, und wie morgens vollzieht sich der Schlußakt des Gottesdienstes. Nach der Ave-Maria Zeit, die gemeinsam verlebt wird, begiebt sich alles nach Hause, und die Stille der Nacht legt sich um das weite Dorf her. So geht ein Tag nach dem andern dahin in nie fehlender Regelmäßigkeit.

Es hielt schwer, den Tag des Herrn von dem Tage der Menschen mit seinem immerhin reichen, gottesdienstlichen Gewande abzuheben, denn was wäre schließlich übrig geblieben für Festtage und hohe Zeiten kirchlichen Lebens! Darum schreitet denn auch der Sonntag mehr oder weniger im Alltagskleide einher, nur daß die Arbeit ruhete und ein wenig mehr Ceremonielles dem Mangel abzuhelfen eingegliedert ward.

So wurden „die heiligen Messen und Hochämter mit dem majestätischesten Pompe gefeiert. Das Glockengeläute, die feierlichen Kirchengesänge, die Ornate, die Bilder und Bildsäulen der Apostel und Heiligen, die emporwirbelnden

Digitized by Google

Weihrauchwolken, alles vereinte sich, die Indianer mit Lust und Frömmigkeit zu erfüllen. Eine ernste und harmonische Musik vollendete die Bezauberung der Herzen".

Mit dem frühesten schon versammelte sich das Volk, gesondert nach Kazikschaften und getrennt nach Geschlechtern, unter den Augen des Fiskals, der genau die Menge kontrollierte. Ein gemeinsamer Gesang begrüßt den kommenden Morgen, dann thun die Thore des Gotteshauses sich auf, hinein gehen die Weiber durch die Hauptthür, hinein die Männer durch die Seitenthür, ihnen nach geht still die Jugend. Jede Altersklasse hat ihren Inspektor, der darüber zu wachen hat, daß ein jedes sich in den Schranken der größten Sittsamkeit bewege. Die Inspektoren der Kinder haben in ihren Händen lange Ruten, um sie durch einen sanften Schlag zu warnen, wenn sich dieselben auch nur im geringsten Maße unruhig zeigen sollten. Kniend betet die ganze Gemeinde nach den Worten eines Vorbeters den ganzen Katechismus. „Und weil dieses Volk im Punkte der Rechnung und des Zählens so einfältig ist, so zählen sie nach geendigtem Katechismus auf gleiche Weise und laut von 1—100 u. s. w., ferner die Wochentage, Monatsnamen nach ihrer Ordnung." Nur an Festtagen fällt das Katechismushersagen samt dem Zählanhängsel weg, „sonst geschieht es unausbleiblich am Sonntage." Nun erst tritt der Pater vor, erklärt den Memorierstoff für Junge und Alte mittels Fragen und einer Rede oder Predigt an Alle, wobei er mit einem mannshohen Kreuze in der Hand vom Hauptaltare den Gang durchwandelt, den die Knaben und Mädchen freigelassen haben. Besprengen mit Weihwasser, kirchliche Prozession, Hochamt, Musikaufführungen, Wechselgesang füllt den übrigen Teil des Gottesdienstes aus. Dann verläßt die Gemeinde den Tempel; stellt es bei nun stattfindendem Kirchenappell sich heraus, daß Personen gefehlt haben, so wird für sie eine zweite Singmesse anberaumt. Unter allerlei Spielen, auch religiösen Gepräges, bringt man den Nachmittag zu, die Rosenkranzandacht schließt den Tag des Herrn.

Mit gespannter Erwartung sahen die Christen den hohen Feiertagen, Weihnachten und Ostern mit ihren Festkreisen, entgegen, denn diese Feste brachten Außeralltägliches genug, um das ertötende Einerlei des Katechismushorleierns zu unterbrechen. —

Hören wir von Pater Sepp, was das Weihnachtsfest brachte: „Da die heilige Weihnachtszeit herannahete, machte ich ein schönes Kripplein, in mein annoch strohernes Kirchlein und Capellein, legte ein hölzernes Kindlein auf Stroh, zur Rechten stellte ich seine werthe Mutter, auf die Linke den heiligen Joseph, eine Wachskerze haltend, den Ochsen und Esel aber zum

Digitized by Google

Haupt des Kindes, welches die Indianer zum größten Troſt ihrer Seelen anbeteten und verehrten auch dem Kindlein Hönig, Wachs, Weyhrauch, und was ſie ſonſt hatten, opferten ſie. Nachmittags legte ich das Kind in eine Wiegen, worüber ſie abermals erſtaunten, weil ſie bisher ihre Kinder in Netze gelegt und geſchwungen hatten. Die Andacht zu vermehren, ließ ich meine Muſikanten munter aufblaſen, und einen Hirtengeſang anſtimmen. Nach vollendetem Roſenkranz machte ich ein Marionettenſpiel, indem ich in dem Kripplein, gleich als auf einer Schaubühne, unterſchiedliche Mohrenjungen und Indianerknäblein auftreten ließ, welche kleine Schellen an den Füßen hatten und luſtige Sprünge und Tänze machten. Auf dieſes machte ich einen Thierkampf mit Widdern, wilden Stieren und Tiegerthieren. Mit dieſen und dergleichen Schauſpielen nahme ich die Augen und Herzen der Indianer dergeſtalt ein, daß ſie nicht nur eine ſonderbahre Andacht zu dem neugebohrenen Chriſtkindlein gewannen, ſondern auch reichlich Wachs opferten."

Was dieſe Feſte weiter auszeichnete, war

„eine Predigt im Choranzuge von der Kanzel nach dem Evangelio gehalten, welche, wenn ſie auch eine Lobrede an die Heiligen iſt, doch viele Regeln der Sitte und des Lebens enthält. Dieſe Predigten und Ermahnungen werden alsdann ihrem weſentlichen Inhalte nach für Männer und Weiber im Hofe und auf dem Kirchplatz wiederholt, entweder vor oder nach geſchehener Unterſuchung, wer fehle. Die Wiederholung verrichten gewöhnlich Oberbeamte in demſelben Predigerton und wie und was der Jeſuit zu allen in der Kirche geredet hat, und vermahnen ſie zur Ausübung".

Viel Abwechſelung brachte die dann folgende Faſtenzeit. Wöchentlich fanden Predigten ſtatt, zwei oder drei, länger als die gewöhnlichen Sonntagsanſprachen, auf ihren Inhalt und ihre Form laſſen uns Sepp und P. Betſchon ſchließen, wenn ſie ſchreiben, eben dann werde „eine bewegliche Geſchichte oder Exempel erzählt, nach welchem ſie ſich unter währendem 50. Pſalm geißeln". Am Palmſonntage holten alle ihren geweihten Zweig, unter Jauchzen und Frohlocken; am Aſchermittwoch brachte das Volk gar die ſaugenden Kinder mit ſich, die geweihte Aſche zu erhalten. Nachts in der Karwoche erſchallte feierliche Trauermuſik; alles Volk wohnte der Muſikaufführung bei, die Lichter wurden ausgelöſcht und die Männer geißelten ſich während des Miſerere.

„Dies können ſie, da ſie von den Weibern gänzlich abgeſondert ſind, mit allem Wohlanſtande thun und dem Geräuſch nach zu urtheilen geißeln ſie ſich nicht obenhin." „Auf einen Abend in der Karwoche ſtellten ſie wohl einen Bett- und Bußgang an zu einem außer dem Dorf gelegenen Ort, welcher einigermaßen den Calvarienberg vorſtellet. Einige aus ihnen beladen ihre Schultern mit einem ſchweren Creutzblock, andere umgeben ihre Häupter mit aus ſpitzigen Dörnern geflochtenen Kräntzen, viele ſchlagen ſich gantz unbarmherzig mit Ruthen und Geiſeln; den ganzen Zug beſchließet eine lange Reihe Kinder, welche Paar und Paar gantz züchtig hereingehen und die Marterzeichen des leidenden Erlöſers tragen." „Auf dem Calvari-Berg werfen

Digitized by Google

sich alle vor dem Creutz zur Erde, beten den sterbenden Heiland dehmüthigst an, erwecken die erhabensten Act der vollkommenen Reue, des Glaubens, Hoffnung und Lieb, erneuern endlich ihr heiliges Vorhaben, in der Erkenntniß ihres Christenthums und in dem Dienst Gottes beständig, treu und eifrig zu verharren."

Am Sonnabend der Marterwoche tragen alle neues Feuer in ihre Häuser; aus der Kirchthür ward dasselbe gebracht, ein mächtiger Holzstoß mit ihm vor dem Gotteshause entzündet, und jeder nahm einen Brand mit nach Hause. — Der Aufbau des Grabes, die Grablegung Christi und die Wiedereröffnung des Grabes, sowie Herumtragen des Bildes des Auferstandenen in Prozession, „Mit Musik und Danzen vergesellschaftet," früh vor der Messe, schloß mit dem Osterfeste die Fastenzeit ab.

Auf diesem Wege sinnlicher Darstellung der Heilsthatsachen gingen die Väter weiter und gelangten schließlich bei Passionsspielen an, die bei den schwermütigen Guarani einerseits an blutigem Realismus nichts zu wünschen überließen, bei den Chiquitos andrerseits, zwar mit Grauen und Schrecken vermischt, mittelalterlichen Burlesken nicht im mindesten nachstanden.

Hier leitete ein fröhlicher Karneval mit allerlei Spielen die österliche Zeit ein; dann trat die Passion in ihr Recht. Furchtbare Geißelungen wechselten ab mit Bußpredigten, in denen der leibhaftig erscheinende Gottseibeiuns das Beste thuen mußte. Büßer traten auf, die sich bis auf die Knochen geißelten, oder in toller Weise verkleidete Kerle, Judas an der Spitze, führten unter entsetzlichem Getöse, brüllend und tanzend, das Leiden des Heilandes in der Kirche auf. Dagegen zeichnete die Prozession am Karfreitage sich durch Totenstille aus, die nur durch den monotonen Laut einer Trauerpfeife, einige gedämpfte Trommelschläge und das hörbare Nachschleifen des Spießes von Zeit zu Zeit unterbrochen ward.

Mit Septuagesimä schon begann die Zeit, im Sakrament der Beichte und des Abendmahls der „Kirche Genüge zu leisten".

Nach Kazikschaften hatte ein Jeder vor dem Fiskal zur Prüfung in der christlichen Lehre sich zu stellen. Ward er für gut befunden, empfing er ein mit einem S. bezeichnetes Täflein, das er dem Beichte hörenden Pater abzuliefern hatte. Nach der Beichte und Absolution empfing er ein zweites Täflein mit einem C., das er vor dem Abendmahle einem Meßknaben auszuhändigen hatte. Keiner der Kommunikanten verließ das Gotteshaus, ohne im Chorus mit seinen Genossen eine lange Dankrede dem Pater herzusagen. Erstkommunikanten trugen Blumenkränze auf ihren Häuptern und laubumwundene Wachskerzen in ihren Händen.

Außer dieser österlichen Beichtzeit konnten zu jeder Zeit die Sakramente begehrt werden. Nicht wenige Gläubige beichteten und kommuni-

Digitized by Google

zierten alle Monat, andere noch öfter, selbst alle acht Tage; es waren das „die begnadigten Seelen", die nach der evangelischen Vollkommenheit trachteten.

Besonders hoch gingen die Wogen des gottesdienstlichen Lebens an dem „zarten Frohenleichnahmsfeste", an den Tagen der Schutz-Heiligen, der Jungfrau Maria.

Das reiche Leben tropischer Natur ward dazu in den Dienst gestellt, was „kreucht und fleugt", herangezogen, was grünt und blüht, herbeigeschleppt, mit einem Worte „was lebt und webt, ist gegenwärtig, gleichsam Abgesandte der Kreaturen ringsum, daß sie Lehnspflicht thäten dem Menschensohne in seinem hohen Sakrament". Zu beiden Seiten des Prozessionsweges, unter den Laubbogen und an den Flaggenmasten sind Säcke Getreides, Kessel mit Speisen, frische Jagdbeute aufgestellt und angebracht, um gesegnet zu werden von dem hochwürdigen Gut. „Aber wie bezaubernd dies Schauspiel auch sein mag, die Frömmigkeit, Sittsamkeit und Hochachtung der Festteilnehmer bilden ohne Zweifel den Hauptglanz, — eine Wolke von Heiligkeit scheint ausgegossen über aller Angesichter. Und der Triumph des Weltheilandes ist nirgends vollendeter als in diesem Lande der Wildniß, wo man vor 100 Jahren seinen Namen nicht kannte."

So verstrich das religiöse Leben der Christen in den Reduktionen; der ganze Apparat römischen Christentums war in Bewegung gesetzt, um in äußerlichen Gebärden den Ortschaften und ihren Bewohnern den Stempel des Gottesreiches zu geben. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß Kreuzschlagen und Kniebeugen, Medaillen und Rosenkränze dieser Signatur noch ausgeprägteren Charakter verliehen. So rühmte denn auch ein Jesuit jener Tage:

„Es scheint nicht, sondern es ist in diesem guten Volke die Frömmigkeit und Ehrerbietung für alle heiligen Sachen, Feierlichkeiten und Ceremonien der Kirche angeboren. Vor den Bildern der Heiligen, besonders Christi und seiner allerheiligsten Mutter tragen sie eine ganz besondere Achtung. Das Kreuz halten sie in solcher Hochachtung, daß sie nie Holz verbrennen werden, wovon ein Kreuz gemacht gewesen, so viel Kreuze sie auch in ihren Flecken, Häusern und Feldern haben: ja wenn ein oder ander Stück vom Kreuz aus bloßem Alter abfällt, so legen sie die Stücke an den Fuß desselben, bis es die Zeit verzehret, und dies thun sie ebenmäßig, wenn sie statt des alten ein neues Kreuz aufrichten. Die Sachen, welche unmittelbar zum Altar gehören, tragen weder der Küster noch die Meßknaben mit bloßer Hand, sondern mit einem Tuche, als wenn es lauter geheiligte Kelche wären, und von dieser tiefen Ehrerbietung sind nicht einmal die Wachskerzen ausgenommen. Das Wort Gottes hören sie mit der größten Aufmerksamkeit."

Kirchlichen Charakter trugen auch die öffentlichen Vergnügungen nach dem „Exempel des königlichen Propheten".

„Selbst rauschendes Vergnügen war von dem Gebete begleitet, und so

Digitized by Google

sehr meine Pfarrkinder dabei auf die Lustbarkeit gedacht haben mögen, so genossen sie diese doch erst, nachdem sie ihr Gewissen durch das Sakrament der Buße gereinigt hatten." Das Fest des Schutzpatrons oder der Patronin, Ringelrennen, Pferde-, Maultier- und Eselreiten, Wettspiele und „Pantomimas", Centenar- und sonstige Feiern, Seeschlachten, Gesang- und Tanzaufführungen fanden nur unter kirchlicher Weihe statt. Kirchendiener waren die dabei verwendeten Tänzer, die in kostbaren Gewändern, in groteskem Schmuck, die beliebten Schaustücke aufführten. Kirchendiener waren auch die Musikanten, deren Tonaufführungen die Festfreude wesentlich erhöhten. „Stattliche Komponisten" unter den Vätern hatten es verstanden, die Nationalmelodien ihrer Christen zu verwerten, dazu die vaterländischen Instrumente einzubürgern. „Und dieses ungeheure, aus alter und neuer Welt zusammengetragene Orchester war auf das Trefflichste eingeübt, und die unzähligen Töne desselben fügten sich so vollkommen, als nur irgend eine Musik sein kann, in einander. Bald ging dasselbe, in der großartigen Entwicklung seiner Harmonien, in ein herzerweichendes Adagio über, bald wieder führte es eine Scene gleich der Wolfschluchtscene vor, in der den Zuhörern die Haare zu Berge standen!"

Jeden Morgen nach der Messe fanden die Oberbeamten beim Pater Rektor sich ein, um von ihm die Arbeitsanweisungen für den Tag entgegen zu nehmen; der Schall einer Trommel rief dann die Gesamtgemeinde zur Arbeit. Selbstverständlich waren die Handwerker und Künstler von dieser täglichen Anweisung ausgeschlossen, da in den Werkstätten ihre bestimmte Arbeit ihrer wartete. Für das Gros der männlichen Bevölkerung gab es stets genug und übergenug zu thun. Der weite Ackerbesitz der Reduktion, die Plantagen und Kulturen mit ihren meistens höchste Penibilität erfordernden Arbeiten, die Gärten und Theewälder heischten stets pflegende und säubernde, bestellende und aberntende Hand; die Häuser der Gemeinheit bedurften der Reparatur, die Straßen der Aufbesserung, Vorräte von Bau- und Brennholz mußten oft von weither herbeigeschafft werden. Unter gemeinsamem Gesange und den Tönen der begleitenden Instrumente, „denen sich das Geschmetter und Gezwitscher der Vögel zumischte," rückte man kolonnenweise zur Arbeit, und beides „war geeignet, das Gemüt zu Gott zu erheben und den Fleiß durch religiöse Gefühle anzuspornen". Wie die Männer empfingen auch die Weiber ihr tägliches Pensum; nach der Messe ward ihnen ein Quantum Wolle zugewogen, das sie abends nach Gewicht gesponnen wieder abzuliefern hatten an den Magazinverwalter. — Arbeitsreichste Zeit waren die Tage der Aussaat und Ernte, die dreimal im Jahre wiederkehrten. Jegliche andere Arbeit ruhte dann. Zuerst ward gemeinsam die „Gemeinheit" bestellt, denn da lagen die Wurzeln der Kraft des Gemeinwesens. Dann schritt man zur Bestellung des „Privatackers"

Digitized by Google

der Christen; nachdem der Tag von dem Rektor bestimmt war, wurden jedem Einwohner zwei Ochsen zum Pflügen angewiesen, und mangels derselben geschah die Ausleihung an Kazikschaften der Reihe nach. Dem Kaziken lag es nunmehr ob, „für richtige Arbeit seiner Stammesgenossen Sorge zu tragen. Indes der Jesuit und der Bürgermeister bewachen selbst die Ausführung der Arbeit und beleben mit ein oder zwei Dutzend die Trägheit der Christen," wo es immer nötig war. Nach Zurichtung der Ländereien ward an einem bestimmten Tage allen ein bestimmtes Maß Aussaat im Jesuitenhause gegeben. — Damit nun der Christ die sprießende Saat gehörig abpasse, bleibt er in seiner Erntehütte draußen auf dem Felde. — Früh morgens, in Prozession und mit Gesang, zog die männliche und weibliche Jugend auf das Feld der Gemeinheit. Ihr besonders war die Baumwollernte anvertraut, unter Musik und Gesang lasen sie die Samenkapseln von den Stauden, von ihren Aufsehern geführt. Lästige Vogelscharen von den Feldern zu treiben, Kräuter, Wurzeln und Früchte in den Wäldern zu suchen, die Kulturen vom Unkraute zu säubern, die Straßen und Wege zu reinigen, das war ihr Tagewerk. Die riesigen Ernten nahmen die großen Getreide- und Rohproduktenmagazine auf. —

Während auf diese Weise die Hauptmasse der Bevölkerung dem rationellen Ackerbau zugethan ward, warteten erlesene Männer, echte Gauchos, des großen Viehbestandes, gewandte Rinderhirten wetteiferten mit sorgfältig gelehrten Schafzüchtern, und die Bedienungsmannschaften der Pferde- und Eselstutereien suchten es beiden zuvor zu thun in Heranziehung vielgepriesenen Materiales. Gärtner und Federviehverständige hüteten die kostbaren Schätze, die die Gärten und Zuchthöfe bargen. Andere fuhren stromauf und stromab im Interesse des Handels, oder gingen als Pack- und Saumtierführer weite Wege; wieder andere suchten die weitentfernten Theewälder auf und brachten zur Eigenernte der Reduktionen auf schwerbeladenen Barken und hochbepackten Saumtieren, in lederne Säcke gestampft, die Fülle der Theegründe herbei. Einen Jeden wußten die Väter dahinzustellen, wohin seine Kraft und sein Geschick paßten, und Jedermann ging die Wege und that die Arbeit, die ihm geheißen war.

Peinlicher noch und minutiöser verwerteten die Väter auf dem Gebiete des **Kunstgewerbes** und der **Industrie** das Grundprincip der **Arbeitsteilung**, das auch im Wirtschaftsgetriebe zu Geltung gekommen war, und von bewunderungswürdigem Erfolge ward dieses System ge-

Digitized by Google

krönt, denn der Jesuitenstaat in der Wildnis ward zum einzigen Industrielande Südamerikas.

Besondern Zünften mit Zunftmeistern an der Spitze waren die einzelnen Branchen übertragen. Wie reiche Thätigkeit entwickelte sich in den Werkstätten und Ateliers! Nur vollkommene, fehlerfreie Ware ging aus diesen Stätten des Kunstfleißes hervor. Lederfabrikanten und Sattler sorgen für den weitgehenden Bedarf der reitlustigen Bevölkerung jener Distrikte; Schuhmacher, Möbeltischler, Weber und Schmiede arbeiten für den Export. Kostbare Teppiche und bunte Decken aus Schafwolle finden reißenden Absatz, zu 25, 12 und 6 Thalern das Stück. Baumwollene Zeuge werden in Menge begehrt, Tausende von Ellen liefert jährlich jede Reduktion, außer dem Selbstverbrauche, auf den Weltmarkt. Immer begehrt sind die Erzeugnisse der Rosenkranzdreher in dem bigotten Peru, und gern gesehn die Votivkerzen aus kostbarem, indischem Wachse. Dreißig bis vierzig Maultiere und fünfzig Pferde standen stets bereit in jedem Dorfe, den Handelsverkehr zu vermitteln.

Allein über dem Großbetriebe vergessen die Väter keineswegs die Bedürfnisse ihrer Christen, sowie ihre eigenen; nein, was die Reduktion bedurfte, in den Werkstätten ward es hergestellt von kundiger Hand. Der Schmuck der Gotteshäuser in Silber und Gold, in Wandmalereien und Skulptur, die Gewandung der Tänzer und Chorknaben, die Instrumente der Musikanten, die mächtigen Orgeln, — die Bequemlichkeiten im Hause der Väter von der Wanduhr mit Viertelstundenschlag bis zum Teppich am Boden, von den geschnitzten Möbeln bis zu den Ornamenten in Stein und Holz, — die feinsten Geräte für die kunstgewandte Hand des Mechanikers bis zu den gewaltigen Glocken in den hohen Steintürmen, — in den Werkstätten am Hause der Väter ward das alles bereitet. Nur in wenigen Reduktionen befanden sich Glockengießereien, nur in einer eine Druckerei, die mit selbstgegossenen Lettern arbeitete. Überall aber ward die feine Kunst der Kalligraphie geübt, um den Druck zu ersetzen. In einigen Reduktionen wurden Kanonen gegossen, überall aber Munition und Waffen zum Nahekampfe bereitet.

Rastlos arbeitete die Maschine täglich, stündlich. Diese rationelle Ausbeutung des Menschenmaterials aber, sowie die Benutzung und stete Befruchtung der natürlichen Kräfte des vorgefundenen Grundes und Bodens mußten riesige Erträge abwerfen. Ja, bei den Spaniern ging die Sage von nie geschauten Reichtümern um, schwoll an von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und forderte immer dringender die Abwehr des dadurch bedrängten Ordens heraus.

Digitized by Google

Es liegen uns einige höchst interessante Berechnungen, Bilanzen und Reduktions-Haushaltungspläne vor, auf die wir noch kurz einzugehen haben. Nach Abzug aller Unkosten berechnet z. B. P. Nußdorfer den Reingewinn der Missionskasse der Reduktion N. N. auf 7785 Pesos und giebt ausgesprochenermaßen mit diesem Etat eine mittlere Proportion und damit uns ein Recht, von hier aus auf die Gesamtheit zu schließen. Nehmen wir die runde Summe, 7000 Pesos, multiplizieren dieselbe mit 33, so ergiebt das einen Reingewinn von 231 000 Pesos, wozu das Barvermögen der Chiquitos-Gemeinden mit 250 000 Mark gerechnet werden muß: also etwa ein Reingewinn von einer halben Million. Während P. Rodero neben anderen Entstellungen es fertig bringt, das Einkommen der Reduktionen in der Ausgabe aufgehen zu lassen, ein Verfahren, das P. Nußdorfer allein schon richtet, setzt das Dekretum Philippi den Reingewinn von 30 Reduktionen fest auf 100 000 Thaler, ein Gewinn, der aber durchaus zur Erhaltung der Reduktionen nötig sei. — Auf diesem Wege kommen wir nicht zum Ziele, denn immer haben die Väter sich bemüht, den allerdings oft ungeheuerlichen Behauptungen der Feinde gegenüber mit ebenso unglaublichen Ungeheuerlichkeiten aufzuwarten, oder aber in beliebter Manier zwar nichts Falsches, wohl aber nur Halbwahres zu sagen.

Wir bringen die Berechnung baren Geldes nach P. Nußdorfer zunächst lieber gar nicht in Ansatz. Ein Gemeinwesen aber mit zahllosen Herden, vorzüglich angebauten Ländereien, großartiger Selbstmanufaktur und unerschöpflicher, stets sorgsam gepflegter Arbeitskraft seiner Bewohner besitzt eine Goldgrube von unendlichem Werte; und eine Missionsgesellschaft, die das alles ihr eigen nennt, in diesem Falle der Jesuitenorden, frei darüber verfügt, ist ungeheuer reich! Mit leeren Händen sind auch die Missionsprokuratoren nicht nach Rom gefahren, nicht nach Madrid! „Im Jahre 1725 hat der Prokurator Rau 400 000 Stück vom Achten von Buenos-Ayres mitgenommen, zwei andere Prokuratoren 170 000 Stück vom Achten.“ Gewiß kostete der tägliche Unterhalt von Tausenden „fraßgieriger“ Indianer ein Enormes, trotzdem behielten die Väter ungeheure Summen. Riesige Erträge brachte der Viehbestand und der Erlös der nach Buenos-Ayres verfrachteten Häute. Yapeyu besaß 500 000 Ochsen; die Missionsprovinz im Dreistromlande züchtete allein 80 000 Maultiere zum Versand nach Peru, von denen das Stück unabgerichtet im Produktionsgebiete 3 spanische Thaler kostete, in Peru 10—14.

P. Dobrizhoffer kannte Stutereien mit 4000 Maultieren und weit mehr Stuten; mittelmäßige Meiereien brachten jährlich immerhin 200

Digitized by Google

und mehr Maultiere hervor, und P. Sepp giebt den Mindestbestand einer Reduktion auf 4—5000 Pferde und 30 000 Schafe an. Als P. Pauke St. Xavier bei den Mokobiern verließ, übergab er den spanischen Beamten 24 000 Stück Hornvieh, 1200 Maultierstuten zur Zucht, 400 junge Maultiere, 1560 Pferde, 1700 Schafe, 500 Zugochsen, — und wie kurze Zeit nur hatte diese Reduktion bestanden! Raynal endlich berechnet 1768 für alle Missionen folgenden Viehbestand: 769 335 Stück Rindvieh, 94 983 Pferde oder Maultiere, 221 537 Hammel. — Eine ganz bedeutende Einnahmequelle war ferner der Paraguay-Thee. Mouſſy berechnet die jährliche Ernte auf 40 000 Arrobas; davon wurden 12 000 à 5 Realen jährlich ausgeführt, ein nicht zu verachtendes Geschäft. Noch höhere Ausfuhr- und Verkaufswerte dieser Ware stellt der sehr wohl unterrichtete General Angles zusammen; ausgeführt seien von beiden Theesorten gegen 120 000 Arrobas, à 9—14 und mehr Realen. Wir übergehen die höchst interessanten Wahrscheinlichkeitsberechnungen des Exjesuiten Ibañez, der seine Aufstellungen durch gelegentliche Äußerungen leitender Väter bewahrheitet. Ihre Reichtümer zu vermehren, thaten Handelsmonopole und Steuerfreiheit, die ihnen die Krone zugebilligt hatte, ein Übriges. Vorteilhafte Geldgeschäfte mit höheren spanischen Beamten mehrten die Kapitalien und das „Incrementum Societatis Jesu".

„Eine Pflanzstätte unlösbar vermählter Tugend und Wohlfahrt zu konstruieren" war die Absicht der Väter gewesen; ein wohl berechnetes, strenglinig abgemessenes Kunstwerk, in allen Teilen vollkommen, leicht übersehbar, abgerundet nach innen und außen sind die Reduktionen.

Ein einziges Volk von Brüdern, nach Stämmen und Geschlechtern getrennt und doch geeint, bewohnt diese Stätten; uralte Familien- und Stammestradition waltet über der Gemeinde und hält die Zweige und Zweiglein fest um den uralten Stamm. Physisch und psychisch gleichartig gestaltet scheint und ist thatsächlich einer Individualität kein Raum gegeben; was etwa davon vorhanden, fiel unter der alles erdrückenden Uniformität des Zusammenwohnens und Regimentes, — disparater und verzweifelter Elemente wußte man sich, wie wir sehen werden, geschickt zu entledigen. Ein einig Volk von Brüdern in dem einen großen Hause unter einem einigen Hirten! Denn mit unumschränkter Machtvollkommenheit steht der Pater Rektor an der Spitze, und in klarer Gliederung läuft seine Macht aus in der allgebietenden Stellung des großen Monarchen dieses seines Ordens, des Generals in Rom. Dieser ist der eigentliche Herr des Ganzen, Provinziale, Superioren, Prokuratoren und Rektoren seine ausführenden Gewalten, jede mit mehr

Digitized by Google

oder minderer Machtbefugnis, über größere und kleinere Kreise gebietend. Ihr volles Interesse läuft nur auf eins hinaus, ihre Erziehung und Schulung beabsichtigt nur eins, ihre Auswahl auf diesen Posten wiederum nichts anderes als dieses, den Staat in sich selbst zu konzentrieren: l'état ce sont nous! Und wunderbar, in welchem Umfange dieses gelang! Eine geringe geistige Aristokratie von etwa 100 Männern lenkte eine tausendfach so große Zahl Unmündiger und „Kinder". Wohl stand ein Stab von Beamten diesen Volksführern zur Seite, und täglich eingehende Rapporte vermittelten den Willen der Staatslenker, der großen wie der kleinen, der harrenden Volksgemeinde, — bis ins kleinste ist ihre Aufgabe bestimmt, jeder kennt nur eine ihm obliegende Pflicht; allein die Macht aller dieser Mittelspersonen war gleich Null. Ein persönliches Eingreifen war ihnen in keiner Weise gestattet, eine Initiative einfach untersagt. In das dem Namen nach demokratisch gestaltete Gemeinwesen paßte ein selbständiges Beamtentum ebensowenig wie eine Vorherrschaft der alten Adelsfamilien, der Kaziken der Stämme.

Genau geregelt, bis ins kleinste vorgezeichnet ist von diesen Gewalthabern der Volksgemeinde ihr tägliches Leben. Eigenes Ermessen ist ausgeschlossen, es gilt nur ein Wille als bestimmend. Vom Morgen bis an den Abend verläuft das Leben in bestimmten Grenzen, religiöse Pflichten wechseln ab mit wirtschaftlichen Obliegenheiten. Religiöses und politisches, oder besser, sociales Leben ist völlig verschmolzen. Religion und Arbeit das Band und Mittel der Beherrschung! Religiöses und weltliches Dasein sind völlig vereinigt. Als religiöse Bekehrer aufgetreten, mußten die nachherigen Staatslenker die Idee beibehalten, die sie ursanfänglich geleitet hatte, der sie zum Teil ihre Erfolge verdankten. Diese Idee gab ihnen die Macht, ihrer Autorität die geheimnisvolle Weihe, mit ihr verwirklichten sie das Bild des Gottesstaates auf Erden, der wie ein schöner Traum ihnen vorschwebte. Wiederum war die Arbeit und die darauf sich erbauende Civilisation nur das Mittel zum Zweck der Seelengewinnung! Der Mann, der dem Indier das Daheim verschönte, ihm reichlich Nahrung und Kleidung gab, der seine Seele rettete, stand so erhaben, so hoch, daß dieses allein uns die Stellung erklärt, die einer unter Tausenden zu bewahren und zu gewinnen imstande war, den Gehorsam, den die Christen allewege bewiesen! Priestertum hieß die Machtfülle der Väter und dieses Staates, Priesterverehrung der Gehorsam der Christen, der Bürger! Von diesem Gehorsam blieb nichts ausgeschlossen, die intimste Lebensäußerung so wenig, wie Spiel, Tanz und Belustigung, die Verlobung unterlag ihm wie der Eheschluß, der

Digitized by Google

Verkehr oder Nichtverkehr, wie die Lust am einfachen Schmucke. Wie ein eisernes Band hielt dieses Staatsgrundgesetz alles zusammen.

Allein weder die Arbeit, noch der religiöse Affekt wären imstande gewesen, dieses Gemeinwesen so zu gestalten und zu erhalten, wenn dasselbe nicht auf kommunistische Grundlage erbaut gewesen wäre.

Alles Privat-Eigentum war aufgehoben, alles war „Tupambac" der Gemeinheit gehörig, „Sache Gottes." Der Gemeinheit gehörte die Arbeitskraft und die industrielle Fertigkeit, der Gemeinheit jeglicher Besitz, beweglich und unbeweglich, die Gemeinschaft übergab es dem Einzelnen nur zur Nutznießung. Gewaltige Magazine nahmen die Vorräte auf, und der Staat teilte an die arbeitende Volksgemeinde Nahrung und Kleidung aus. Peinlich genau wachten die Väter, daß nichts ihrer Kontrolle entging, nicht das Huhn im Topfe war sicher vor ihrer Nachfrage, noch das Ei im Neste der Henne, denn es war eben Allen alles gemein. Von „Privat-Acker" zu reden haben die Väter thatsächlich kein Recht, das sogenannte Privat-Eigentum der Christen war ein Schein, da es nur in dem jedesmaligen Affekte des Besitzers begründet war.

Ein alles umschließender Staatshandel war die notwendige Folge dieser kommunistischen Wirtschaftsverfassung; die beschriebene Verwendung ihrer Überschüsse war nur die Konsequenz der Souveränitäts-Rechte, die den Jesuiten in diesem Lande thatsächlich, wenn auch nicht ausdrücklich zugestanden waren. Da der gesamte Innenhandel nur in Tausch bestand, bedurfte man eines Tauschmittels, des Geldes, nicht. So gab es in den Reduktionen kein Geld, und diese völlige Unbekanntschaft mit dem Gelde erschien den Jesuiten als der eigentliche Triumph ihrer Staatsweisheit.

„Lasset uns lieber, schrieb Dobrizhoffer, darauf denken, wie wir das auch in Europa zustande bringen, was sie ohne Zwang und ohne Geld bei den Guarani bewerkstelliget, nämlich daß einer für alle und alle für einen arbeiten, daß niemand etwas zu kaufen und zu verkaufen habe, daß der Gebrauch des Geldes aufhöre, und daß es eine Wahrheit werde, daß den Göttern alles um die Arbeit feil sei. Sie sind immer beschäftigt, ohne aber unter der Last der Arbeit zu unterliegen. Von den Üppigkeiten des Lebens wissen sie nichts, ersparen sich auch keinen Überfluß und sind demnach weit glücklicher als unsere Reichen, weil sie sich mit wenigem begnügen. Denn glücklich ist nicht der, der viel besitzt, sondern der, der wenig braucht."

Kommunismus nannten wir diese Wirtschaft; allein dieselbe verdient nicht einmal diesen Namen. Der Indianer war enterbt sans phrase, Staats-Eigentümer waren die Jesuiten, und der so oft uns begegnende Ausdruck „Gemeinheit" ist lediglich ein klassischer Ausdruck für „Incre-

Digitized by Google

mentum Societatis Jesu", Gesellschaftsbereicherung auf Unkosten der Christen. Das ganze Missionsgebiet glich einem großen Armenhause, in dem die Insassen, die Armenhäusler, um ihr Tägliches sich müheten und mit ihrem expropriiertem Vermögen den Jesuiten die Taschen füllten.

In der den Vätern zustehenden Strafrechtspflege trat ihre staatliche Machtvollkommenheit am klarsten zu Tage. Neben den kirchlichen Zuchtmitteln bestand ein minutiöser Strafkodex. Die Untersuchungs- wie Strafgewalt, dieses eigentliche Merkzeichen der Souveränität, besaß der Pater Rektor, für die peinliche Gerichtsbarkeit war die Entscheidung dem Provinzial vorbehalten. Der Vollzug aller Strafen lag in den Händen der Reduktionsbeamten „unter Beystand des Vaters". — Noch ein Moment gehört zur völligen Konstruktion dieses Staatsleibes, das Militärwesen. Es begegnet uns in der Geschichte der Mission manche peinlich genaue Erörterung über Verfertigung und Gebrauch von Waffen, wir treffen auf Kriegsbefehle, in denen nichts vergessen und alles so sorgfältig erwogen und so praktisch bestimmt ist, daß dieselben einem Erlasse aus dem großen Generalstabe zu Berlin alle Ehre machen würden. Und mit Recht kann der streitbare Sohn der Tiroler Berge schreiben:

„Wir können aus unseren Völkerschaften in kurzer Zeit eine Armee von 30 000 Indianern zu Pferde stellen, welche die Musquete zu führen, den Säbel zu schwingen, offensive und defensive zu streiten wissen, so wohl als jeder Europäer, worin sie von unseren Patribus abgerichtet werden, ohne ihrer Pfeile und Bögen, Schlingeln und Drischeln zu gedenken, in denen sie annoch von ihrer Heidenschaft her Meister sind."

Trefflich in der That war alles gelungen, gerüstet nach außen hin stand der Missionsstaat da. Ein Stück war zu dem andern erwachsen, von innen nach außen geboren hat er ein festes Gefüge, an dem jahrzehntelang die Wogen des Ansturmes abprallten, bis endlich seine Stunde schlug.

Literatur-Bericht.

1. **Gollnow**: „Ein Kreuzzug an der Ostsee. Histor. Erzählung aus dem XIII. Jahrhundert." Stettin 1893, Burmeister. 2 Bde. 6 M.; geb. 7 M. — Ein historischer Roman aus der Pommerschen Missionsgeschichte, der sowohl über das nordische Heidentum und seinen Fall wie über die Art und Weise der Einführung des Christentums recht anschauliche Bilder bietet. Für die evangelische Mission ist freilich nichts daraus zu lernen, es sei denn, wie sie es nicht machen darf, aber für die mittelalterliche Mission ist der Roman nicht ohne historischen Wert. Der Stoff, den er behandelt, ist sehr reichhaltig und voll spannender Situationen, natürlich auch mit Liebesgeschichten

Digitized by Google

durchflochten, nur kann man nicht sagen, daß er völlig beherrscht und zu einem eigentlichen Kunstwerke durchgearbeitet worden ist. Die Sprache ist ein eigentümliches Konglomerat von moderner Diktion und altertümelnden Wortbildungen. Der Verfasser liebt besonders Komposita wie: allwo, alsfort, annoch, allum, alleinzig, abereins, alljetzo, allsogleich oder Formen wie heimiglich, endiglich, notsam u. dgl., was im Zusammenhange oft den Eindruck antiquarischer Künstelei macht. Unter der Fülle von Personen, welche vorgeführt werden, ist manche charakteristische Gestalt, obgleich es nicht an psychologischen Verzeichnungen fehlt, unter welche wir z. B. die plötzliche Bekehrung Domizlaffs rechnen. Otto von Bamberg ist als ein christlicher Held gezeichnet, in welchem Tapferkeit mit Sanftmut, Majestät mit Demut sich eint, eine der anmutendsten Figuren des farbenreichen Bildes, während mancher seiner Begleiter doch wohl ein wenig karikiert ist. Trotz der angedeuteten Mängel können wir die Lektüre als eine fesselnde empfehlen und den Verfasser ermutigen, bald einen andern Stoff aus der alten vaterländischen Geschichte in ähnlicher Weise zu behandeln: schreibend bildet sich der Meister.

2. Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1893. Leipzig, Wallmann. 1,20 M. Ein alter Bekannter, der wieder viel Schönes mitbringt: außer zwei Artikeln über Ostafrika und fünf Bildern, die uns teils nach Indien, teils nach Westafrika, teils zu den Galizischen Juden führen, einen gediegenen Aufsatz über Bonifatius, einen warmen Aufruf an die Lehrer von einem Lehrer zur Weckung des Missionssinns in der Schule, einen netten Kassenbericht auf einem Missionsfeste und einen guten Missions-Literaturbericht. Wir beglückwünschen unsre Kollegin im Königreich Sachsen zu diesem inhaltsvollen Jahrbuch, das gewiß auch jenseit der Grenzen seiner engeren Heimat viele Leser finden wird.

3. **Baierlein**: „Vademekum. Daheim und auf Reisen." 2. vermehrte Auflage. Dresden, Naumann. 1893. Wir zeigen dieses besonders für Reisen zusammengestellte, aus Morgen- und Abendsegen, sonstigen Gebeten, Sprüchen und Liedern, einigen Lehrbetrachtungen und dem Neuen Testamente bestehende Erbauungshandbuch gern an, obgleich es eigentlich nicht in unsern Literaturkreis gehört, um seines ehrwürdigen Verfassers, des unsern Lesern wohlbekannten alten Missionars Baierlein willen, empfehlen es aber um seines gediegenen Inhalts willen.

4. Endlich noch vier Specialkarten über die Arbeitsgebiete der Baseler Mission, sämtlich brauchbare Hilfsmittel für die Freunde derselben.

a) Karte der zur Provinz Kanton gehörigen Kreise Tunkin, Sinon und Kwuisen einschließlich der britischen Kolonie Hongkong (1 : 270 000). 2 Mk.

b) Ostindisches Missionsgebiet der Evang. Missionsgesellschaft zu Basel.

c) Östlicher Teil der Goldküste und

d) das Kamerun-Gebiet (b—d nur je 10 Pf.). Wck.

Digitized by Google

Die S. P. G. in Barma.[1])

Von O. Flex.

IV.

Mit der Ankunft Titcomb's in Barma tritt die Missionsarbeit der englischen Kirche daselbst in ein neues Stadium. Er selbst hat Aufzeichnungen über seine Thätigkeit, seine Pläne und die Grundsätze, welche ihn und die ihm untergebene Geistlichkeit bei Ausführung derselben leiten sollten, hinterlassen.[2]) Dieselben bilden nebst der schon früher erwähnten Biographie und eingehenden Berichten der S. P. G. das Hauptmaterial für die nachfolgenden Angaben.

Die Diözese umfaßt ganz Britisch Barma, die Andaman- und Nikobar-Inseln. Der Flächeninhalt derselben beträgt rund 100000 englische Quadratmeilen, die Bevölkerung ungefähr 3012000 Seelen, unter denen die englisch-bischöfliche Kirche, vertreten durch die S. P. G., die Amerikanischen Baptisten und die Römisch-Katholischen missionieren.

Nachdem Titcomb feierlich installiert worden, berief er sofort eine Konferenz der Geistlichen, um sich von ihnen über die Lage der Dinge informieren zu lassen und mit ihnen über die nun zu ergreifenden Maßregeln zu beraten. Er hielt es für seine Pflicht, seinen Mitarbeitern sogleich bei Eröffnung der Konferenz seine persönlichen Ansichten über Kirchen- und Missionsarbeit darzulegen und es als erste Forderung seinerseits zu betonen, daß man mit den Missionaren der oben genannten Gesellschaften in Frieden arbeiten müsse. Obgleich ein treuer Sohn seiner Kirche, meinte er doch, angesichts einer solch überwältigenden Masse von Heiden und Nichtchristen sei jede Form von Christentum, wenn sie auch nicht mit den Ideen der englischen Kirche übereinstimme, als eine willkommene Hilfe zur Bekehrung derselben anzusehen. „Die Früchte, die wir mit unserer Arbeit erzielen sollen, sind Liebe, Freude, Frieden!"

[1]) Von Rev. Starbuck aus Andover Mass. ist ein Protest gegen das Citat aus Wilberforce First Century (S. 22 f. dieser Zeitschrift) eingegangen, der die in demselben liegende Übertreibung eingehend begründet. Ohne Zweifel mit Recht, wenn man die Behauptung, „daß Amerika und viele unsrer Kolonien ihr Christentum ihrer (der S. P. G.) Arbeit verdanken", buchstäblich nimmt. Ich habe die beanstandeten Worte ohne Widerspruch passieren lassen, weil ich sie nur als Citat betrachtete und die Behauptung des Bischofs als eine sehr rhetorische Ausdrucksweise auffaßte D. H.

[2]) Personal Recollections of British Barma and its Church-Missionswork by the Right Rev. J. H. Titcomb, D. D. first Bishop of Rangun. London 1880.

Digitized by Google

Titcomb's erste Aufgabe war, die kirchlichen Verhältnisse in Maulmain zu ordnen.

Die Regierung hatte nur Chaplains für Rangun, Thayetmayo, Tounghu and Port Blair auf den Andaman Inseln anstellen können, und bestimmt, daß einer der Rangun-Chaplains alle 14 Tage in Maulmain Gottesdienst halten sollte. Damit waren die englischen Residents der Station nicht zufrieden, sie petitionierten deswegen bei dem neuen Bischof um Anstellung eines Geistlichen. Titcomb reiste in Begleitung des Rev. Pearson, welcher bisher die Gottesdienste in Maulmain gehalten hatte, hin, berief die englische Gemeinde zu einer Beratung und man einigte sich dahin, daß die kleine Gemeinde monatlich 150 Rupies = 300 M. aufbringen sollte, während der Bischof sich verpflichtete, bei der Regierung vorstellig zu werden und von derselben ebensoviel auszuwirken, sodaß man wenigstens 600 M. monatlich zur Anstellung eines Geistlichen garantieren könne. Mittlerweile versprach der Bischof, selbst alle 14 Tage herüberzukommen und für sie Kirche zu halten.

Über den Stand der Mission in Maulmain spricht er sich unbefriedigt aus. Aus Mangel an Kräften hatte man die Arbeit unter den Barmanen ganz aufgeben müssen. Die Mission unter den Tamil Einwohnern[1]) wurde zwar noch fortgeführt, sie lag aber in sehr schwachen

[1]) Titcomb giebt in seinen „Personal Recollections" S. 3 eine eingehende Beschreibung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in seiner großen Diöcese. Ich zeichne dieselbe hier in kurzen Umrissen, weil sie in ethnologischer Beziehung interessant ist: Die Barmanen sind seiner Ansicht nach die fröhlichsten und gemütlichsten Leute, sie lachen und scherzen, denken nicht daran zu arbeiten, wenn sie anderswie das zum Leben absolut Notwendige haben können, und sie spielen mit der ganzen Ausgelassenheit lustiger Kinder; leider sind sie auch dem Spiel im schlechten Sinne ergeben, was sie öfters zu hitzigen Streitigkeiten führt, die nicht selten in ernste Thätlichkeiten ausarten. Die bunte Kleidung der Barmanen läßt eine durcheinandergewürfelte Volksmenge wie einen Blumengarten erscheinen, besonders an buddhistischen Festtagen, wenn ihre Turbane und Obergewänder in nelkenrot, blau, grün, gelb, scharlach, dunkelblau und jeder nur möglichen dazwischen liegenden Farbenabstufung schillern. Neben all dieser Farbenfülle der Gewande tragen die Frauen Blumen im Haar. Sie gehen, im Gegensatz zu den Hindufrauen der besseren Klassen, ohne Rückhalt in die Öffentlichkeit, lachend, schwatzend und gewöhnlich mit einer großen Cigarre versehen, welche sie entweder rauchen oder durch ein großes Loch im Ohrläppchen gesteckt tragen.[1])

Die Tamilen bilden einen großen Prozentsatz der Bevölkerung besonders in größeren Städten, wo sie in den Häusern der Europäer und höheren eingeborenen Beamten dienen. Sie kommen aus der Präsidentschaft Madras in Indien, und da die Barmanen zu unabhängig sind, um sich zu Hausdienern herzugeben, so beziehen sie ziemlich hohe Gehälter, welche sie in den Stand setzen, nach einigen Jahren als

[1]) (Barmacigarren werden ihrer Billigkeit wegen in ungeheuren Massen in Indien geraucht. Sie wurden zu meiner Zeit aus einem besondern Tabak, Sandoway genannt, fabriziert.)

Digitized by Google

Händen, da der Tamil-Katechist, David John, welcher schon 17 Jahre daselbst treu gearbeitet hatte, durch schweres Brustleiden verhindert war, seinen Pflichten weiter nachzukommen.

Andrerseits fühlte er sich sehr ermutigt durch einen Besuch des Waisenhauses für die Kinder von Eurasiern, das sind Kinder, welche aus Mischehen zwischen Weißen und eingeborenen Frauen hervorgegangen. Er fand die Zustände in der Anstalt durchaus befriedigend und die Zöglinge, welche er examinierte, gut unterrichtet.

Titcomb erwähnt mit aufrichtiger Anerkennung die Missionsthätigkeit der römisch-katholischen und der amerikanischen Baptisten-Mission in Maulmain. „Sie machen uns schamrot", sagt er in seinem Bericht. Ebenso kann er nicht umhin, dem obersten Richter in Maulmain seine Bewunderung über die Energie auszudrücken, mit welcher derselbe sich der kirchlichen Verhältnisse angenommen. Derselbe war ein M. A. (Magister Artium) der Universität Cambridge und hatte oft, wenn kein Geistlicher von Rangun herüber kommen konnte, angethan mit seinem College surplice and hood (Abzeichen der verschiedenen Universitätsgrade) den Gottesdienst der Stationskirche abgehalten.

Auf seiner Rückreise traf Titcomb eine Schar buddhistischer Mönche auf dem Dampfer, welche zu einem Feste in der großen Shway-Dagon Pagoda

---

wohlhabende Leute in ihre Heimat zurückzukehren. Ihre Toilette besteht in blendendweißen Gewanden, nur der Turban der Männer ist gewöhnlich rot während die Frauen einen scharlachroten Überwurf tragen, welcher die Brust verhüllt, aber einen Arm frei läßt.

Außer den Tamilen giebt es eine große Anzahl Chittagongleute,[1]) welche als Matrosen und Bootführer verwandt werden; Bengalen, welche als Portiers, Wäscher, Barbiere und Schneider arbeiten, und Telugus, und Kulis aus andern Teilen Indiens, welche als Lastträger, Straßenkehrer und in der Verrichtung anderer niederer Dienste ihr Brot erwerben. Auch der „Bengali Babu" fehlt nicht, denn fast alle Schreiber und Kommis in den Kaufhäusern und Regierungsbureaux gehören dieser Klasse an. Weiter giebt es eine große, sich stets vermehrende Anzahl von Chinesen, welche Gärtnerei, Feldbau, Schweinezucht, Schuhmacherei und Tischlerei treiben. Wie überall, so bleiben die Chinesen ihren Sitten und ihrer Tracht auch hier treu, man sieht daher überall den bekannten langen Haarzopf und ihre glattrasierten Gesichter.

Endlich haben wir einen großen Prozentsatz von Armeniern, Juden, Parsis[2]) und Mohammedanern, welche alle Handel treiben, und zuletzt die europäischen oder amerikanischen Einwohner und eine beträchtliche Anzahl englischer Soldaten und Matrosen. —

---

[1]) (Provinz im Osten Indiens, am linken Brahmaputraufer.)

[2]) Feueranbeter, welche vorzüglich in der Bombay-Präsidentschaft zu Hause sind und zu den angesehensten Kaufleuten Indiens gehören. —

Digitized by Google

in Rangun fuhren. Er suchte sogleich unter der Schiffsgesellschaft einen Herrn, der ihm als Dolmetscher dienen konnte und unterhielt sich mit einem der Mönche, um seine Ansichten über das Christentum zu erfahren. Derselbe antwortete mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, daß er leider bisher keine Gelegenheit gehabt habe, sich über die Lehrsätze der christlichen Religion zu informieren, da er nur seine Muttersprache verstehe, und in derselben kein Werk existiere, welches die christliche Lehre erkläre. Das Resultat dieser Unterredung war, daß Titcomb sich ohne Verzug an die Ausarbeitung eines solchen Handbuchs machte. Es hatte den Titel: Die christliche Religion oder Gedanken für die Buddhisten Barmas, wurde ins Barmanische übersetzt und nach Möglichkeit unter den gebildeten Barmanen und Mönchen verbreitet.

In Rangun widmete Titcomb zuerst seine Aufmerksamkeit dem Missionskollege St. John. Unter der ausgezeichneten Leitung des Rev. Dr. Marks war es zu einer Musteranstalt für die Ausbildung und Erziehung barmanischer Knaben geworden. Dr. Marks, welcher nun 19 Jahre in Rangun gearbeitet hatte, war mit allen Verhältnissen des Landes so vertraut, daß er dem Bischof der beste und zuverlässigste Ratgeber wurde, nicht nur in Schulangelegenheiten, sondern in allem, was die Missionsarbeit fördern konnte.

Der Bischof fand über 500 Schüler in den Listen eingetragen, und die Durchschnittsanzahl der täglich anwesenden Knaben betrug 450. Kaum eine andere Schule konnte so viele verschiedene Rassen aufweisen. Da waren außer den barmanischen Knaben Karenen, Schans, Siamesen, Chinesen, Taleings, Mohammedaner, Tamils, Bengalis und Eurasier.[1]) Sie alle werden vermittelst der englischen und der barmanischen Sprache in der christlichen Religion und in den Hauptfächern europäischen Wissens unterrichtet und so in den Stand gesetzt, als Lehrer, Schreiber und Beamte in den Missions- oder Regierungsdienst einzutreten.

Außer den 500 Tagschülern hat das Kollege noch 110 Pensionäre, welche also ganz in der Anstalt wohnen und gegen 20 eurasische Waisen, welche auf Kosten der Mission in demselben ausgebildet werden.

In der Anstaltskapelle wird jeden Tag Gottesdienst abgehalten, an dem auch die heidnischen Schüler teilnehmen können, wenn sie wollen, ebenso wird an den Sonntagen für Christen und Heiden in derselben Gottesdienst abgehalten. Der Bischof spricht mit tiefer Rührung von dieser Kapelle. Hier wurden alle Schüler getauft, die im Lauf der Jahre dem Buddhismus entsagt und Christ geworden waren. Er selbst taufte öfters in derselben.

Nicht minder günstig hatte sich die Mädchenanstalt, St. Mary's school, entwickelt. Die Anzahl der Schülerinnen betrug 100. Die derzeitige Vorsteherin war Miss Libbis, welche in barmanischen Lehrerinnen, die aus diesem Institut hervorgegangen waren, tüchtige Gehilfinnen gefunden.

---

[1]) Vgl. S. 95.

Digitized by Google

Eine zweite Mädchenſchule, welche zur Zeit 27 Schülerinnen zählte, war auf der Außenſtation Puzondoung errichtet worden, auch dieſe fand der Biſchof unter Mrs. Hamilton's Leitung in befriedigendem Zuſtande.

Außer dieſen Schulen waren und ſind ſelbſtverſtändlich noch Regierungsſchulen vorhanden, unter denen die mit enormen Koſten aufrechterhaltene Hochſchule in Rangun den erſten Platz einnimmt, da dieſelben aber den Religionsunterricht von ihrem Lehrplan principiell ausſchließen und mit der Miſſion in keinerlei Zuſammenhang ſtehen, ſo erwähne ich ſie in dieſer Arbeit nicht.

Die eigentliche Miſſionsarbeit der S. P. G. in Rangun wurde von Kemmendine aus, einem vorſtadtähnlichen Dorf, etwa drei engliſche Meilen vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, geleitet, und zwar von Rev. J. A. Colbeck, welcher mit ſeinen zwei barmaniſchen Katechiſten daſelbſt wohnte. Auf der entgegengeſetzten Seite des Rangun- oder richtiger Hline-Fluſſes liegt eine zweite Miſſionsſtation, Alatchyoung, unter der unmittelbaren Leitung eines dort ſtationierten eingebornen Katechiſten. Dieſe beiden Orte nebſt Rangun ſelbſt bildeten das für Mr. Colbeck abgegrenzte Arbeitsfeld. In Rangun hatte die Predigt des Wortes Gottes beſonders unter den Tamils Erfolge gehabt, ſo daß der Biſchof eine kleine Gemeinde von über 130 Seelen fand, welche unter der geiſtlichen Pflege eines ausgezeichneten Tamilchriſten, dem Subdiakonus Abishekhnathan, ſtanden.

Beſonderes Intereſſe widmete der Biſchof der energiſchen Betreibung der Miſſion unter den Chineſen. Etliche Jahre vorher hatte eine reiche barmaniſche Dame, welche ſich zum Chriſtentum bekehrt hatte, aus eigenen Mitteln einen chineſiſchen Katechiſten für die Predigt des Evangeliums unter den Chineſen unterhalten. Seine Arbeit war nicht vergeblich geweſen. Der Biſchof fand gegen 40 dieſer Leute als regelmäßige Beſucher der Gottesdienſte, welche jeden Sonntag in der Kapelle des St. John's Kollege von Dr. Marks für ſie gehalten wurden. So oft ſie kommen konnten, wurden ſie von Dr. Marks unterrichtet und nachdem ſie vom Biſchof aufs eingehendſte geprüft worden, beſchloß er, ihrem dringenden Verlangen nach der Taufe zu willfahren. Er taufte an einem Tage unter allgemeiner Beteiligung der engliſchen Einwohner und eingebornen Chriſten 36 Chineſen, ſpäter noch 6. Er verſorgte ſie mit chineſiſchen Bibeln und Gebetsbüchern, und that alles Mögliche, um für ſie einen chineſiſchen Paſtor zu bekommen, um ſo mehr, als ſich die Leute freiwillig verpflichteten, ſeinen Unterhalt beſtreiten zu wollen. Leider konnte der Biſchof keinen paſſenden Mann finden.

Nachdem ſich der Biſchof mit den Verhältniſſen in Rangun und Maulmain bekannt gemacht, unternahm er eine Miſſionsreiſe nach den Andaman Inſeln.

Digitized by Google

Diese Inseln dienen zur Aufnahme der von Indien deportierten Verbrecher. Der Hauptsitz des Gouverneurs und der Beamten sowie der sehr beträchtlichen Garnison ist in Port Blair auf Ross Island, eine der kleinsten aber auch der schönsten der ganzen Inselgruppe. Die Regierung hat hier eine sehr schöne Kirche und ein Pfarrhaus gebaut. Zur Zeit war Rev. T. Warneford der Kaplan. Die Mission hat eine kleinere Kirche für die Tamils, und der Bischof hatte die Freude, in derselben einige Bekehrte konfirmieren zu können.

Sein größter Wunsch war nun, die eingebornen Andamanen unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen. Er hatte eine Unterredung mit einer Anzahl dieser Eingebornen, welche gerade nach Port Blair gekommen waren. Sie wurden mit Nahrungsmitteln beschenkt und zeigten sich besonders erfreut über einen Vorrat von barmanischen Cigarren, welche ihnen der Bischof mitgab. Einer unter ihnen bestand darauf, dem Bischof seine Erkenntlichkeit dafür kund zu geben, indem er ihm seinen Bogen und einen Pfeil schenkte. Der Bischof fand sie mitteilsam und nicht ganz ohne religiöse Begriffe. Er sagt:

Man hält diese Eingeborenen für oceanische Neger und vielleicht nicht mit Unrecht, denn ihre Hautfarbe ist das tiefste Schwarz und ihr Haar ist ganz wollig. Sie gehören zu der niedrigsten und uncivilisiertesten Menschenklasse. Die Bewohner der „Kleinen Andaman-Inseln" sind besonders wild, die der anderen Inseln etwas zugänglicher. In ihren Wäldern gehen sie nackt, beschmieren aber den Körper mit roter Farbe. Sie treiben keinen Ackerbau, sondern leben von Fischen, Vögeln und Tieren, welche sie mit Pfeil und Bogen erlegen. Sie sind selten höher als 5 Fuß, die Frauen messen gewöhnlich nur 4 Fuß 6 Zoll. Sie scheinen von fröhlicher Gemütsart zu sein und das Tanzen und Singen sehr gern zu haben. Sie führten vor dem Bischof einen ihrer Tänze auf, welcher ihn lebhaft an die Tanzbewegungen der Ojibbeway-Indianer in Nordamerika erinnerte.

Sie glauben an ein Großes-Wesen, Poluga genannt, welcher der Urheber alles Guten ist. Außer diesem kennen sie noch drei obere böse Wesen und eine Menge niederer. Poluga wohnt in einem großen Steinhaufe in der Luft mit einer Frau, welche er sich schuf. Sie sieht grün aus und heißt „Mutter Frischwasser Krabbe" und „Mutter Aal". Mit derselben erzeugte Poluga eine zahlreiche Familie, welche mit Ausnahme des ältesten Kindes, einem Sohne, nur aus Mädchen besteht, die schwarz sind und deren Hauptbeschäftigung darin besteht, Fische und kleine Seekrebse in die Flüsse und das Meer zu werfen, damit die Menschen Nahrung haben. Polugas Sohn ist ein höherer guter Geist, welcher seinem Vater beisteht und dessen Befehle an die niederen Geister überbringt. Poluga ißt und trinkt und schläft besonders viel während der trockenen Jahreszeit, was daraus hervorgeht, daß man in derselben seine Stimme (den Donner) selten hört. Wenn er über die Menschen zornig ist, so stürmt und donnert er und schleudert brennende Holzscheite (die Stürme im Meer und die Blitze) gegen sie.

Die drei großen Geister des Bösen sind ganz unabhängig von Poluga. Einer von ihnen ist der böse Geist der Wälder, welcher mit seinem Gefolge,

Digitized by Google

brennende Fackeln tragend, die dichten Jungles durchſtreift. Der zweite lebt einſam in den Hügeln der Thermiten (weiße Ameiſen). Der dritte iſt der böſe Geiſt des Meeres, welcher in deſſen Tiefen lebt und alles verſchlingt, was er mit ſeinem Speer oder Netz erlegen kann.

Sie haben keinerlei Formen von Anbetung oder Opfer. Auch Verehrung der Vorfahren iſt ihnen unbekannt.

Mr. Man, Sohn des General Man, des früheren Gouverneurs der Inſeln, hat ihre Sprache eingehend ſtudiert und eine Grammatik und ein Wörterbuch derſelben veröffentlicht.

Der Biſchof beriet die Angelegenheit mit dem Kirchenrat von Port Blair. Er fand das bereitwilligſte Entgegenkommen von Seiten desſelben wie auch von Seiten des Gouverneurs. In der That, man hatte ſchon einen Fond von etlichen tauſend Rupies zuſammen, und hätte die Miſſionsarbeit unter den Eingebornen ſofort beginnen können. Titcomb legte die Sache in einem dringlichen Schreiben dem Komitee der S. P. G. vor, welches leider keinen Mann für dies neue Arbeitsfeld abgeben konnte, und ſo blieb dieſelbe zu Titcombs großem Schmerz unbeſetzt.

Ich will hier gleich bemerken, daß die Miſſion einige Jahre ſpäter unter Titcombs Nachfolger, Biſchof Strachan, zuſtande kam.

Strachan beſuchte auch die etwas ſüdlich von den Andamaninſeln gelegenen, ebenfalls zur Diöceſe von Rangun gehörigen Nikobarinſeln, und um nicht noch einmal auf den Gegenſtand zurückzukommen, gebe ich gleich hier die für die Miſſionsgeſchichte und Ethnologie wichtigſten Daten über jene Inſeln.

Strachan ſagt, die Nikobaren haben eine unklare Idee von einem höheren Weſen, aber kein Wort, um denſelben zu bezeichnen.[1]) Wenn ſie von demſelben ſprechen, ſo ſagen ſie „oben“ oder „da oben“. Sie haben die Einwirkung des Mondes auf Flut und Ebbe erkannt und meinen, das gute Weſen wohne im Monde und glauben, daß die Licht- und Schattenflecke in demſelben das Geſicht des Gottes zeigen, wie er auf die Erde blickt. Auf ihren Votivtafeln ſtellen ſie manchmal den „Geber aller Gaben“ in der Form eines Mannes dar, welcher mit einem aus verſchiedenen Gräſern geflochtenen Gewande bekleidet iſt. Sie beten dieſen Gott nicht an noch haben ſie irgendwelche Götzenbilder.

Unter ihren religiöſen Gebräuchen zeichnen ſich beſonders die wiederholten Totenfeiern aus, welche zuerſt am Todestage des Dahingeſchiedenen, dann drei Monate ſpäter und endlich nach drei Jahren mit enormem Koſtenaufwand abgehalten werden. Sowie jemand ſtirbt werden die Freunde desſelben benachrichtigt und Einladungen an dieſelben vermittelſt Rohrbänder, in welche Knoten[2]) geknüpft ſind, geſandt. Der Name des Verſtorbenen wird nie wieder

[1]) S. 38 der Historical Sketches of Barma. S. P. G. wird er als „Déw she ol Kahoe“ bezeichnet. Doch iſt Déw offenbar eine Korruption des indiſchen Deo oder Déw = Gott.

[2]) Die Zahl der Knoten zeigt die Zahl der Tage an, nach deren Ablauf das Feſt ſtattfindet. D. B.

Digitized by Google

erwähnt; man spricht von ihm nur als Sohn, älterer Bruder u. s. w. Diese eigentümliche Sitte hat einen nachteiligen Einfluß auf den Bestand der Sprache, denn wenn z. B. der Name des Verstorbenen ein Vogelname war, so darf der Name nicht mehr gebraucht werden, und muß daher ein neuer Name für den betreffenden Vogel erfunden werden.

Nach erhaltener Einladung erscheinen die Freunde mit Geschenken von Betel-Nüssen, Speeren und Kleidungsstücken. Der Leichnam wird fünf mal gewaschen und dann in diese geschenkten Kleidungsstücke eingewickelt, auf eine Art Totenbrett gelegt, welches mit einer Lage von wilder Betelnußbaumrinde bedeckt ist. Über diese Rinde werden andere Gewande ausgebreitet, je mehr desto besser, denn man hofft, daß sich die bösen Geister in denselben verbergen und so mit der Leiche aus dem Hause geschafft werden.

Einige Frauen kauern um den Leichnam herum und stoßen Klagerufe aus, während andere ein Festmahl bereiten, welches aus Reis, Kokusnüssen, Bananen, Ananas und anderen Früchten besteht und mit Gefäßen, gefüllt mit Rum und Reisbranntwein, beim Kopfe der Leiche niedergelegt wird und daselbst verbleibt, bis die letztere begraben wird. Dann werden die Speisen und Früchte den Hunden und Schweinen vorgeworfen. Das Grab ist regelmäßig in nächster Nähe hinter dem Hause.

Drei Tage nach dem Begräbnis wird ein gekochtes Huhn, Schweinefleisch, Reis und Pandanus-Brei auf das Grab gestellt.

Die zweite Totenfeier findet wie gesagt 3 Monate später statt. Zu derselben werden Käfige angefertigt, und in jeden derselben ein Schwein gesteckt. Die Frauen versammeln sich wieder um zu trauern und Reisbranntwein und Rum zu trinken. Am nächsten Tage werden die Schweine geschlachtet und neue Kattunstücke in Streifen gerissen. Die Zweige eines gewissen Baumes, dem sie magische Kräfte zuschreiben,[1]) werden im Hause aufgehängt. Die Geister der Verstorbenen lieben es, sich in diesem Baume aufzuhalten, und man hofft, daß irgend ein Geist, der vielleicht im Hause noch umherspukt, sich auf den Zweigen niederläßt.

Die Hauptperson bei allen diesen Festen ist der Manloene, das ist der Hexendoktor und Priester. Seine Belohnung besteht in unbeschränktem Genuß der vorerwähnten berauschenden Getränke, und solange dieselben nicht alle werden, gelingt es ihm, immer neue Geister zu entdecken; niemand sonst sieht oder hört oder fühlt sie, aber es ist den Leuten doch eine große Befriedigung, zu wissen, daß der Manloene sie auffinden und bannen kann.

Das hauptsächlichste und teuerste Fest ist das letzte, welches 3 Jahre nach dem Todestag gefeiert wird, es heißt das Fest der Koroak, das ist „das Fest der Gongs". Monate vorher sind die Frauen eifrig beschäftigt, die schmalen Streifen roten Zeuges, welches die Männer tragen und die kurzen blauen Schürzen, welche von den Frauen umgelegt werden, zusammenzunähen. Diese werden im Hause aufgehängt, bis alle Wände und das Dach damit bedeckt sind. Wenn der Festtag herannaht, werden wieder die geknoteten Rohrbänder als Einladungen ausgesandt. Am Eingang des Hauses wird ein Portikus von jungen Kokusnüssen errichtet, in welchem unmittelbar vor der

[1]) Der Name ist in dem Bericht nicht angegeben. D. B.

Digitized by Google

Thür zwei aus Holz geschnitzte Menschenfiguren stehen. Zwischen diesen ist ein großes, etwa 4 Fuß hohes Dreieck von Holz errichtet, welches horizontal mit Stäben beschlagen ist. An diesen hängen eine große Zahl silberner und versilberter Löffel. Die zwei Luxusgegenstände, welche die wohlhabenderen Leute hier besonders schätzen, sind hohe Hüte und Löffel. Die letzteren sind von allen möglichen Größen und oft mit Wappen versehen, denn sie wurden alle von den Schiffen geraubt, welche an diesen wilden Küsten strandeten. Die Löffel dienen zweierlei Zwecken, erstens zum persönlichen Schmuck. Ein junges Mädchen trägt z. B. um ihren Hals ein kranzähnliches Rohrgestell, welches ungefähr 2 Fuß im Durchmesser hat; an dasselbe sind eine Menge Löffel angebunden, in deren Mitte ein versilberter Suppenlöffel hängt. Zweitens dienen sie dazu, die bösen Geister zu verscheuchen, welche sich vor dem Geräusch der durch den Luftzug oder die Bewegung des Körpers aneinandergeschlagenen Löffel fürchten. Deshalb werden auch zu Anfang des Festes die an dem Dreieck aufgehängten Löffel aneinander gerasselt, die Gongs werden dröhnend gepaukt, die Kokusnußschalen, in denen man Wasser holte, zerschlagen, Glas- und Töpferwaren auf den Boden geschmettert, und die ganze Festgesellschaft brüllt dabei aus Leibeskräften. Einen solchen Lärm können die Geister natürlich nicht aushalten, sie flüchten sich also.

Nun werden die Schweine geschlachtet, Schmausen und Tanzen währt die ganze Nacht, am Tage ruht man sich aus. Der Festgeber verteilt die vorher erwähnten roten und blauen Lendenschurze als Geschenke an die Gäste, alle beschmieren sich mit roter Farbe und Schweinsfett und genießen unnennbare Massen von Rum und Reisbranntwein.

Am folgenden Tage wird eine Boot-Regatta abgehalten und am Abend findet endlich die Hauptceremonie, die Ausgrabung des Schädels statt. Der Geist des Verstorbenen erhält ein Opfer in der Gestalt eines kleinen Schweines, das aber nicht geschlachtet werden darf, sondern getötet werden muß, indem man ihm ein spitziges Stück Holz durch das Herz stößt. Eine Minute nachher wird es geröstet. Mr. de Roepsdorff erzählte dem Bischof, daß für diese Opfer immer das schlechteste und magerste Schwein ausgewählt würde.

Die Frauen bemalen sich mit Safran und kochen Schweinefleisch in großen urnenartigen Gefäßen für den Festschmaus.

Der Bischof und seine Gefährten waren Augenzeugen eines solchen Festes. Sie standen mitten in dem Getümmel und sangen „Sun of my soul“ und „Abide with me“[1]) zum großen Erstaunen der anwesenden Wilden, welche während des Gesanges ganz still wurden, sowie sich aber der Bischof mit den Seinen entfernt hatte, in ihrem wüsten Gelage weiter fortfuhren.

Der erste Versuch, diesen Inseln das Evangelium zu bringen, ging von der römischen Kirche aus. In den Lettres édifiantes et curieuses der Gesellschaft Jesu findet sich ein Brief des Père Faure an den Père de la Boesse, dat. 17. Jan. 1711, in welchem ihm der Schreiber mitteilt, daß er in Pondichery angekommen und den dort residierenden Oberen seines Ordens dringend gebeten habe, ihm zu erlauben, daß er sich dem Bekehrungswerke der

[1]) Bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Sehr beliebte englische Lieder. D. V.

Digitized by Google

Nikobareneinwohner widme. Die Erlaubnis sei ihm gegeben worden, und man habe ihn und den Père Bonnet abgeordnet, pour mettre la première main à une si bonne oeuvre. Beide segelten in der „Lys Brillac“ ab. Als sie die Nikobaren sichteten, schreibt der glaubens- und opferfreudige Missionar:

„Wie glücklich werde ich sein, verehrungswürdiger Vater, wenn ich zur Zeit der Ankunft meines Briefes bei Ihnen, schon würdig geachtet worden, etwas für Jesus Christus zu leiden. Aber Sie kennen mich zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß eine gleiche Gnade andern vorbehalten ist, die derselben viel würdiger sind als ich.“

Da man das Ufer der großen Nikobarinsel nicht kannte, so ankerte das Schiff draußen in der See und der Kapitän sandte die beiden Missionare in einem Boot ans Land. Ein Augenzeuge berichtet, mit welcher Freudigkeit dieselben das Schiff verließen und ihrer neuen, ganz unbekannten Heimat zusteuerten. Trotz alles Suchens konnte der Offizier, welcher das Boot befehligte, keinen Landungsplatz finden. Er war endlich entschlossen, wieder zum Schiff zurückzukehren, aber die beiden Patres beschworen ihn weiter zu suchen. Nach langem Umherfahren entdeckten sie endlich eine kleine Öffnung in den Felswänden des Ufers. Die Missionare schifften sich und ihre Habseligkeiten, welche aus nichts anderem als einer „chapelle“ und einem Sack Reis bestand, den man ihnen auf dem Schiffe geschenkt hatte, aus, knieten nieder, küßten den Boden und flehten zum Heiland um Segen für ihre Arbeit.

Sie nahmen ihre chapelle und ihren Sack Reis auf, sagten der Bootsmannschaft Lebewohl und drangen in das Waldesdickicht der Insel ein, in der Hoffnung, irgendwo auf Menschen zu stoßen.

Was aus ihnen geworden, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Eingeborne haben später berichtet, die beiden Missionare seien etwa drei Jahre nach ihrer Ankunft an der Dysenterie gestorben, andere sagten, sie seien in Camata ermordet worden.

Bis zum Jahre 1768 wurden keine weiteren Versuche, den Inseln das Christentum zu bringen, gemacht. Da kam die Inselgruppe in dänischen Besitz und nun entschlossen sich die Mährischen Brüder, von Tranquebar, dem Hauptsitz der dänisch-indischen Regierung aus, eine Mission auf derselben zu eröffnen.

Neunzehn Jahre lang kämpften diese todesmutigen Pioniere des Christentums auf diesen Inseln unter unsäglichen Leiden gegen das Heidentum der Bewohner, ohne, wie es scheint, bemerkbare Erfolge zu erzielen. Während dieser verhältnismäßig kurzen Zeit besiegelten nicht weniger als 24 Missionare ihren Glaubensmut mit dem Tode. Einer der Überlebenden, Johann Gottfried Haensel hat eine Geschichte der Liebes- und Leidens-Arbeit seiner Brüder auf den Nikobaren hinterlassen, aus welcher hervorgeht, daß sich ihnen mit der Zeit die Überzeugung aufdrängte, daß unter den bestehenden Verhältnissen ein weiteres Aufopfern kostbarer Menschenleben nutzlos sei. Das ungesunde Klima, daraus entstehende tödliche Krankheiten, Mangel an Medizin, die Notwendigkeit, ihren Lebensunterhalt durch den Verkauf seltener Muscheln zu bestreiten, die sie nur mit großen Gefahren suchen und sammeln konnten,[1]) häufige Überfälle der

[1]) Der Bericht sagt, sie hätten die Muscheln nach Hause gesandt (wahrscheinlich um sie in der Heimat zu verkaufen und von dem Erlös zu leben).

Digitized by Google

Malayischen Piraten, die große Entfernung von ihrem Hauptquartier in Tranquebar, die Schwierigkeit der Erlernung der Sprachen — und endlich die scheinbar unüberwindliche Gleichgültigkeit der Insulaner gegen das Evangelium — das alles bestimmte sie schließlich, im Jahre 1787, als die Zahl der Brüder, wie schon einige male vorher, wieder durch den Tod bis auf einen reduziert worden war, die Mission aufzugeben.

Weitere Versuche, die Inseln zu christianisieren, scheinen nie gemacht worden zu sein. Auf meine direkte Anfrage bei dem Sekretär der S. P. G., ob dieselbe später unter Bischof Strachan, welcher die Inseln besuchte, einen Missionar habe dahin senden können, erhielt ich eine verneinende Antwort.

Soweit ich aus den mir zur Verfügung stehenden Quellen ersehe, verdanken wir auch den Dänen eine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung der Nikobarischen Sprachen. De Roepstorff, welcher als Superintendent der Inseln angeführt wird,[1]) hat ein Vokabularium von vier Inseln veröffentlicht, nämlich der Nancowry, der Groß Nikobarinsel, von Car Nikobar und von Theressa. Er fand, daß diese Sprachen eine entfernte Ähnlichkeit mit einigen Sprachen des Malayischen Archipel hatten, in der That, viele Nikobarische Einwohner sprechen malayisch (und auch andere fremde Sprachen) welches sie von den mit den Inseln verkehrenden Schiffsmannschaften gelernt haben. Später veröffentlichte De Roepstorff eine Wörtersammlung der Shoboenginsel, bei genauerer Untersuchung entdeckte er jedoch, daß die Einwohner nicht Negritos, sondern Mongolischen Ursprungs seien.

Derselbe Verfasser gab auch ein Vokabularium der Andamanischen Sprache heraus 1875. Doch ist diese Arbeit von den Studien späterer Sprachforscher, besonders des schon vorher erwähnten Mr. Man, und eines indischen Offiziers, Mr. Temple in den Hintergrund gedrängt worden. Ihren Angaben nach teilen sich die Sprachgruppen in 7 verschiedene Sprachen, nämlich Bojnjijida, welches in Süd-Andaman in der Nähe von Port Blair gesprochen wird — Bojigiah auf dem äußersten Rande der Mittleren Andaman — Akakol im Osten derselben Insel und Awkojuwai im Westen — Balawa, welche auf dem gesamten Archipel verstanden zu sein scheint — Yerewa auf der Nord-Andaman und Jarawa auf der kleinen Andaman und der Rutlandinsel.

Nach seiner Rückkehr von den Andamaninseln machte sich der Bischof an das schwere aber durchaus gebotene Werk, seine ungeheure Diöcese behufs regelmäßiger Verwaltung zu organisieren, und vor allen Dingen eine Diöcesan-Konferenz zustande zu bringen, in welcher alle Teile Barmas durch Abgeordnete repräsentiert sein sollten. Es war für die kräftige Entwicklung der Missionsarbeit von der größten Wichtigkeit, daß soviel wie möglich Laien herangezogen wurden, unter welchen in diesem Falle die höchsten und einflußreichsten britischen Beamten und Kolonisten zu verstehen sind, um ihr Interesse für die Unterstützung der Missions- und Erziehungs-

[1]) Vid. Cust Modern languages of the East Indies. London 1878. Cust, ist eine anerkannte Autorität auf diesem Sprachgebiet, und er meint, daß man bei weiteren Nachforschungen alle diese Sprachen auf eine gemeinschaftliche Muttersprache zurückführen wird.

Digitized by Google

arbeit zu gewinnen. Als erster Seelenhirt hoffte der Bischof aber auch dadurch die hunderte von Meilen über ganz Barma zerstreuten Laienelemente in nähere Beziehungen zur Kirche und der Geistlichkeit zu bringen. Es war dies bei den ungeheuren lokalen Schwierigkeiten, mangelhaften Kommunikationsmitteln u. s. w. eine Riesenaufgabe. Titcomb löste sie nach vieler Mühe und die Synode wurde jedesmal im Dezember in Rangun abgehalten.

Seine nächste Sorge galt den eurasischen Kindern, das sind Kinder, welche aus Mischehen zwischen Weißen und eingebornen Frauen hervorgegangen. Man nennt sie in Indien Halfcasts, d. i. Halbkasten, da dieser Name aber nicht korrekt ist, denn diese Kinder haben mit der indischen Kaste nichts zu thun, so nennt man sie jetzt Eruasians, d. h. halb Europäer, halb Asier, und läßt sich das Wort am einfachsten im Deutschen mit „Eurasier" wiedergeben. Diese Bevölkerungsklasse hat mit der Zeit so zugenommen, daß sich die Regierung gezwungen gesehen, zur Regelung ihrer socialen Stellung in Betreff der Erziehung und Anstellung besondere Schritte zu thun. Vor allen Dingen galt es die Errichtung von Schulen für sie. Auch in Rangun hatte die Regierung Unterrichtsanstalten für sie eröffnet, sie fristeten aber nur ein kümmerliches Dasein, weil die liebende, leitende Hand fehlte.

Der Bischof mit seinem warmen Herzen nahm sich nun der Kinder aufs Liebevollste an, und unter seiner energischen Fürsorge kam bald neues Leben in diese vernachlässigte und sehr stiefmütterlich behandelte Angelegenheit.

Ein Besuch eines jungen gelehrten Bengalen, welcher sich bei dem Bischof eingehendere Information über die christliche Religion holen wollte und infolge des günstigen Eindrucks, welchen die erste Unterredung mit dem Bischof auf ihn gemacht hatte, nachher noch drei andere gebildete Bengalen mitbrachte, führte zur Errichtung einer Inquiry class, welche der Bischof zweimal wöchentlich abhielt. Nebenher predigte er jeden Sonntag zwei- bis dreimal für die Europäer, für die Barmanen und oft noch in Separat-Gottesdiensten für die Chinesen und Tamilen.

Im Laufe des Jahres hatte der Bischof die Freude, den ersten Tamil-Geistlichen ordinieren zu können, es war der schon früher genannte Samuel Abishekhnathan, welcher nun Pastor der Tamil-Gemeinde wurde.

Titcomb trat nun seine dritte Visitationsreise an, und zwar nach dem nördlich gelegenen Prome. Sein Begleiter war Rev. Dr. Marks, welcher als Kaplan der am Irawaddy errichteten Stationen dieselben von Zeit zu Zeit zu besuchen hatte.

Digitized by Google

Die S. P. G. beſitzt in Prome eine Mädchenſchule, welche von der mit der S. P. G. in Verbindung arbeitenden Ladies Association unterhalten wird. Die Regierung hat daſelbſt eine ſehr gute Knabenſchule und der Platz iſt eine Miſſionsſtation der amerikaniſchen Baptiſten. Bis dahin waren die Gottesdienſte für die engliſche Gemeinde in einem Saal des Regierungsgebäudes abgehalten worden.

Dr. Marks hatte jedoch ſchon die nötigen Fonds zum Bau einer Kirche geſammelt und der Biſchof konnte nun im Beiſein des engliſchen Statthalters und anderer hoher Beamten den Grundſtein zu derſelben legen.

Die nächſte Station war Myanoung, wo der Biſchof zwei engliſche Kinder taufte. Die Uferſcenerie hier bot einen außerordentlich intereſſanten Anblick, die Felſen waren ausgehöhlt und an vielen Stellen Figuren des Buddha ausgehauen. Einige von dieſen waren eben neu vergoldet worden und warfen die glitzernden Strahlen des Sonnenlichtes weithin über das Waldesdickicht und die breite Stromfläche des Irawaddy.

In Yangdun, einem belebten Hafenplatz hatten ſowohl der Biſchof als auch Dr. Marks wiederholt Gelegenheit, den Eingebornen das Evangelium zu predigen und chriſtliche Schriften auszuteilen. Sie beſuchten hier eine barmaniſche Schule, in welcher Knaben und Mädchen zuſammen unterrichtet wurden und fanden die Kinder wohl bewandert im Leſen und Schreiben.

Danubhyn, ein in der anglobarmaniſchen Geſchichte berühmter Ort, wurde dann beſucht. Hier wurden im erſten barmaniſchen Kriege zwei blutige Schlachten geſchlagen, von denen eine für die Engländer verloren ging. Beide Reiſende beſuchten den Begräbnisplatz, auf dem ihre gefallenen Landsleute beſtattet wurden und ſahen nachher eine der dort beſtehenden Kloſterſchulen.

Der nächſte Halteplatz war Henzada. Sie fanden die hier von Dr. Marks errichtete Miſſionsſchule unter der Leitung eines tüchtigen eingeborenen chriſtlichen Lehrers in ſehr befriedigendem Zuſtande. Die amerikaniſche Miſſion hat auch hier eine ſehr gute Schule für die Karenen.

Das Endziel der Reiſe war Baſſein, wo ſie mit großen Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Der Biſchof benutzte jede Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen. Er beſuchte hier, wie an allen andern bedeutenden Plätzen, die barmaniſchen Schulen und Pagoden, die Erziehungsanſtalten der amerikaniſchen Miſſion, konferierte mit den europäiſchen Beamten, um ihre Mithilfe an der Miſſions- und Kirchenarbeit zu gewinnen und hielt Gottesdienſte für dieſelben und Miſſionsverſammlungen für die Eingebornen.

Nach einem flüchtigen Beſuch des Cap Negrais kehrte der Biſchof nach Rangun zurück.

Bald nach ſeiner Rückkehr konnte er zwei neue Kräfte für die Diöceſe gewinnen; einen jungen Tamilſtudenten, welcher in Madras ſtudiert hatte, und von Biſchof Sargent warm empfohlen war. Er wurde als Lehrer in St. John's Kollege angeſtellt. Der andere war ein junger Barmane, welcher in Kalkutta im Biſhop's Kollege ſeine theologiſche Ausbildung erhalten hatte und vorläufig in Kemmendine als Lehrer angeſtellt wurde. Beide ſollten ſpäter, nachdem ſie die nötigen Examina gemacht, ordiniert werden.

Digitized by Google

Seine nächste Missionsreise brachte den Bischof bis Thayetmyo. Auf dem Wege dahin besuchte er wieder Prome, wo es ihm gelang, mit Hilfe der Europäer und Barmanen eine separate Schule für die Kinder der letzteren zu errichten. Bisher waren die Kinder von Barmanen und eurasische Kinder in einer Schule zusammen unterrichtet worden, der Bischof fand aber, daß die letzteren an Zahl so zugenommen, daß für die barmanische Jugend kein Platz mehr war.

Die Zustände in Thayetmyo waren keineswegs ermutigend. Die S. P. G.-Schule war in den Händen eines Lehrers, der seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Ebensowenig befriedigte die Knabenschule für die Tamilen. Der Bischof ergriff sofort die nötigen Maßregeln, um diesen Übelständen abzuhelfen. Um so besser war die Mädchenschule der Ladie's Association unter der tüchtigen und energischen Leitung der Miß Barr.[1]) Der Bischof hielt auch hier eine Reihe von Gottesdiensten und Ansprachen und weihte zum Schluß einen neuen Kirchhof ein.

Wieder in Rangun angekommen, nahm Titcomb seine Lehrthätigkeit mit neuer Energie auf. Er hielt Bibelstunden für die oberen Klassen des St. Johns Kollege, exegetische Vorlesungen und Besprechungen mit den jungen Leuten, welche sich zur Ordination vorbereiteten, woraus sich schließlich eine theologische Vorbereitungsklasse entwickelte und außerdem freie Versammlungen in seinem Hause, zu welchen alle Leute, die sich näher mit der christlichen Religion bekannt machen wollten, eingeladen und welche außerordentlich gut besucht waren. Diese Arbeiten wurden durch die nun notwendig gewordene Visitationsreise zu den Karenen in Tunghu unterbrochen.

Wie fast alle Reisen in diesem Lande mußte auch diese per Boot gemacht werden. Man fährt erst den Pegufluß hinauf, dann durch einen neuerdings hergestellten Kanal in den Sittangfluß. Die Uferscenerie wird auch hier als überaus anziehend geschildert, besonders die am Fluß sich gegen 150 Meilen lang hinziehende Gebirgskette mit bis zu 6000 Fuß hohen Gipfeln. Die Reise erforderte 15 Tage Zeit und gab dem Bischof mannigfache Gelegenheit, mit der ländlichen eingeborenen Bevölkerung in Berührung zu kommen.

Rev. Windley, welcher den schwierigen Posten in Tunghu zur Zeit der Spaltung in der Karenenmission übernommen (vgl. II.) hatte die neue Station auf der andern Seite des Sittangflusses, Tounghu gegenüber angelegt, um weniger berührt von der englischen Gesellschaft in der Stadt ganz für die Eingeborenen leben zu können. Die treue Arbeit dieses Mannes hatte reiche

[1]) Außerdem werden in dem Bericht noch drei Damen, Mrs. Lloyd, Mrs. Strover und Mrs. Wynyard erwähnt, welche an der Schule arbeiteten. Es ist also kein Wunder, daß diese Schule gut war. Wo die Kräfte fehlen, kann die Arbeit in der Mission nicht gedeihen. D. Verf.

Digitized by Google

Früchte getragen. Die Knabenschule, deren Hauptlehrer ein bekehrter Burmane, J. Kristna, ein früherer Schüler von St. Johns Kollege war, befand sich in ausgezeichnetem Zustande. Die jungen Karenen, welche zum Examen für die Ordination zum Diakonat zugelassen werden sollten, bestanden dasselbe gut. Eine neue Kirche, welche Mr. Windley gebaut hatte, war soweit fertig, daß sie vom Bischof eingeweiht werden konnte. Unter den neuen Bekehrten waren 59 Männer und Frauen zur Konfirmation vorbereitet.[1]) Während der Anwesenheit des Bischofs wurden noch 2 andere Konfirmationen gehalten, eine für die Burmanen, und die andere für die englischen und Tamil-Konfirmanden. Nebenher hatte der Bischof noch Besuche im Militärhospital zu machen, bei der Preisverteilung in der S. P. G.-Schule zu präsidieren, Missionsversammlungen abzuhalten und last but not least den Festlichkeiten beizuwohnen, welche dem zur selben Zeit anwesenden englischen Statthalter von Burma von der Bevölkerung gegeben wurden.

Am letzten Tage versammelten sich die englischen und eingeborenen Geistlichen nebst vielen Missionsfreunden zu einer allgemeinen Konferenz, bei welcher noch zwei Subdiakone eingesetzt wurden. Die Feier des heiligen Abendmahls bildete den Abschluß dieser mühevollen, gesegneten Visitation.

Während Titcomb mit unermüdlichem Eifer das Werk der Mission und die Konsolidierung der englischen Kirchengemeinschaft in den mittleren und südlichen Provinzen seiner Diöcese zu fördern suchte, zogen sich im Norden schwarze Unglückswolken zusammen, welche einen Teil der Missionsarbeit, auf welche man einst die größten Hoffnungen gesetzt hatte, mit gänzlicher Zerstörung bedrohten.

Die Leser werden sich erinnern, mit welcher (anscheinenden) Begünstigung der König die Errichtung einer englischen Mission in seiner Hauptstadt Mandalay unter Dr. Marks gefördert hatte, wie er aber, als er fand, daß weder Dr. Marks noch der Bischof von Kalkutta seine politischen Pläne unterstützen wollten, der ganzen Sache seine Protektion entzog und Dr. Marks aus der Hauptstadt verwies. Rev. Colbeck war damals zu seinem Nachfolger ernannt worden, der König kümmerte sich aber um die Mission nicht weiter.

Er starb 1878. Sein Sohn, Prinz Theebaw folgte ihm auf dem Thron. Dieser Prinz war einer von den Söhnen, welche der König in Dr. Marks Schule geschickt hatte und man gab sich allgemein der Hoffnung hin, daß er sich der Missionssache geneigt zeigen würde. Das direkte Gegenteil war aber der Fall. Kaum war Theebaw in den Vollbesitz seiner neuen Macht gelangt, als er sich sofort seiner nächsten Anverwandten und anderer Glieder des königlichen Hauses, welche vielleicht seine Thronbesteigung ungünstig ansehen konnten, durch Meuchelmord und öffentliche Hinrichtungen entledigte. Ungefähr 70 Personen, Männer, Frauen und Kinder, alle aus königlichem Blut, hat der Wüterich damals umbringen lassen. Er ergab sich dem Trunk, und fand sein

[1]) Mr. Windley ist auch schriftstellerisch thätig gewesen, u. a. hat er eine ausgezeichnete Übersetzung des Book of Common Prayer in die Karenensprache geliefert, welche auf Kosten der S. P. C. K. in Rangun gedruckt wurde.

Digitized by Google

besonderes Vergnügen darin, Personen, die ihm mißfielen, mit seinem Wurfspieß, den er als Lieblingswaffe bei sich trug, zu durchbohren.

Die englische Regierung remonstrierte selbstverständlich gegen diese Grausamkeiten und nun entlud sich der ganze Haß des Mannes gegen die Engländer. Sie wurden öffentlich in den Straßen Mandalays insultiert und man machte kein Geheimnis daraus, daß man ihnen Pegu wieder nehmen würde. Alle Beziehungen zwischen dem britischen Geschäftsträger in der Hauptstadt und dem königlichen Palaste wurden abgebrochen, barmanisches Militär wurde einexerziert und mit Kriegsmunition versehen.

Als alle Vorstellungen des Residenten erfolglos blieben, beschloß die Regierung, um es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, ihren Vertreter abzuberufen. Somit hörte Mandalay auf, eine britische Station zu sein, alle Engländer mußten die Stadt räumen, mit der Mission wars zu Ende. Auf königlichen Befehl wurde das Missionshaus buddhistischen Mönchen zur Wohnung angewiesen und die Kirche in ein Staats-Lotteriebureau umgewandelt.

Rev. A. Colbeck hielt mutig bis zum letzten Augenblick aus. Seiner geradezu verwegenen Unerschrockenheit gelang es sogar noch, kostbare Leben aus der allgemeinen Metzelei im Palaste zu retten. Prinz Nyoung Yan, der rechtmäßige Thronfolger, welcher an Stelle Theebaws hätte regieren sollen, von seinem Vater aber übergangen worden war, wußte natürlich, daß er eins der ersten Opfer des blutdürstigen Königs werden würde, er flüchtete sich daher mit seinem Bruder und ihren Frauen und Kindern zu Mr. Colbeck. Dieser verbarg sie zuerst in der Missionskirche, fand aber bald, daß sie dort nicht sicher waren, er beschloß also, sie in das Haus des britischen Residenten zu schaffen. Da die Straßen von barmanischen Soldaten besetzt waren, und besonders die Kirche von Dienern des Königs, welche als Mönche und Arbeiter verkleidet waren, fortwährend bewacht wurde, so war das keine leichte Aufgabe. Es gelang ihm aber doch. In einer recht finstern Nacht verkleidete er die beiden Prinzen als Madrassi-Diener und ließ sie Laternen vor ihm hertragen. Die barmanischen Spione glaubten, es seien seine eigenen Diener, und so gelangten sie unangefochten in das Haus des Residenten. Die Frau des Prinz Nyoung Yan verkleidete er als einen Juwelen-Händler, und so kam auch sie glücklich hinüber. In ähnlicher Weise brachte Mr. Colbeck den Rest der Flüchtlinge in Sicherheit. Sobald die beiden Familien vollzählig zusammen waren, sandte sie der Resident unter einer starken Eskorte an Bord eines englischen Flußdampfers, welcher sie nach Rangun brachte. Da sie aber auch hier vor den Nachstellungen Theebaws nicht sicher zu sein glaubten, so gewährte ihnen die Regierung ein Asyl in Kalkutta.

Wunderbarerweise reiften die letzten Stunden der Missionsarbeit in Mandalay noch zwei köstliche Früchte. Unter all den oben geschilderten Schrecken bekannten zwei hochgestellte Frauen des königlichen Hofes ihren Glauben an Jesum Christum. Die eine, die Hofmeisterin der Schwester des Prinzen Nyoung Yan war eine ältere Dame, und die andere, eine Maid of honour (Ehrendame oder Hofdame) der Mutter des Prinzen, ein junges Mädchen von 17 Jahren. Mr. Colbeck konnte beide noch taufen, ehe er Mandalay verlassen mußte, und das Gnadengeschenk dieser beiden Seelen war ihm ein Unterpfand für den späteren gesegneten Fortgang der Missionsarbeit daselbst.

Digitized by Google

„Wenn die Mitglieder von Cäsars Haushalt — des zukünftigen Cäsars von Barma, wie wir hoffen — sich unter solchen Schrecknissen zum Glauben bekennen, dürfen wir da nicht hoffen, daß sich endlich Cäsar selbst vor Christus beugen wird? der Gedanke überwältigt mich. Ein ganzes Volk könnte dem Herrn dann an einem Tage geboren werden. Sie werden sich nicht wundern, wenn es mir schwer wird, unter solchen Segnungen Mandalay aufgeben zu müssen." — Mit diesen Worten schließt er seinen letzten Bericht.

Er mußte die Stadt verlassen wie er ging und stand, verlor also sein ganzes Eigentum in seinem Hause. Mehrere bekehrte Barmanen begleiteten ihn. Die kleine Schar wandte sich nach Maulmain, wo Mr. Colbeck weiter arbeitete und in seinen treuen Nachfolgern von Mandalay ein tüchtiges Hilfspersonal fand.

Während dieser traurigen Ereignisse im Norden Barmas machte die Missionsarbeit im Süden stetige Fortschritte. Im nun folgenden Jahre (1879) erweiterte sich besonders die Gemeinde in Rangun. In St. Johns Kollege wurden 11 Knaben getauft und ihre Eltern zur selben Zeit zur ersten Kommunion zugelassen.

Um ein Band innerer Gemeinschaft unter all den Schülern herzustellen, welche in dieser Anstalt ausgebildet worden waren, gründete der Bischof die „Guild of St. John the Evangelist", eine Art Verein, dessen Mitglieder aus alten Schülern der Anstalt, die nach und nach über ganz Barma zerstreut lebten und wirkten, bestanden, und die sich verpflichteten, jeden Monat einmal zusammen zu kommen, je nachdem es Ort und Umstände erlaubten, um sich in gemeinschaftlichem Gebet zu stärken und wichtige Tagesfragen, welche sich auf praktisches, christliches Leben bezogen, zu erörtern.

Von großer Bedeutung für das Wachstum der Gemeinde war die Konfirmation von 69 Bekehrten, nämlich 27 Chinesen, 25 Barmanen und 17 Eurasiern. Die feierliche Handlung wurde in drei Sprachen vollzogen, so daß je ein Missionar die Worte des Bischofs in der Sprache der betreffenden Konfirmanden wiederholte. Der Bischof sagt in seinem Bericht, er habe nie die Sichtbarkeit der allgemeinen christlichen Kirche und organischen Einheit christlicher Brüderschaft so lebhaft und wahrhaftig gefühlt wie an jenem Tage.

Von nicht geringerer Bedeutung war die Abhaltung der Synode, welche diesmal schon eine zahlreiche Vertretung des Laienelements zeigte.

Am St. Andreastage wurde ein allgemeiner Gebetstag für die Mission gehalten, und nicht nur alle Christen und Missionsfreunde in Barma vereinigten sich im Gebet zum Herrn um Segen für ihre Arbeit, sondern auch die ganze Diöcese von Winchester in England machte einen erfolgreichen Fortgang der Mission in Barma zum besonderen Gegenstand ihrer

Digitized by Google

Gebete an diesem Tage und gemäß dem Wunsche ihres Bischofs wurden alle Gaben, welche an dem Tage in der Diöcese für die Missionssache als Opfer dargebracht wurden, dem Bischof von Barma zugewiesen. Der Gesamtbetrag der Kollekten belief sich auf 15100 Mark[1]) und setzte Titcomb in den Stand, sogleich eine höchst notwendig gewordene Schulräumlichkeit in Alatchyoung zu errichten und ein Boot für den unabhängigen Verkehr zwischen Rangun und Kemmendine, welches zur Erinnerung an die edelmütigen Geber „The Winchester" getauft wurde, zu kaufen.

Vor Jahresschluß konnte der Bischof noch in Thonzay, einem größeren Ort an der Prome Eisenbahn, Gottesdienste einrichten. Ein dort stationierter englischer Offizier erbot sich, dieselben weiterzuführen und ein barmanischer Regierungsbeamter, ein Christ und früherer Student von St. Johns Kollege, eröffnete und unterhielt auf eigene Kosten eine christliche Schule daselbst.

Auch die Zahl der Missionare vermehrte sich noch gegen Ende des Jahres um drei, ein Europäer, Mr. Jones, ein Barmane, J. Kristna und ein Karen, Martway, welche für die Station Tounghu, also für die Arbeit unter den Karenen, ordiniert wurden.

Titcomb beabsichtigte jetzt, die südlich von Maulmain gelegenen Distrikte von Tavoy und Mergui zu besuchen, infolge der bedenklichen Zustände in Mandalay wurde ihm jedoch von der Regierung geraten, mit der Visitation dort zu warten, bis sich der politische Horizont wieder geklärt habe, Titcomb wandte sich also nach dem nördlich von Rangun, 500 Meilen aufwärts gelegenen Akyab in der Provinz Arakan. Die Stadt liegt an der Mündung der Koladyne, ihr gegenüber liegt Savage Island mit dem Leuchtturm, zwischen beiden liegt die prachtvolle Bai, welche als Hafen dient.

Die amerikanische Mission hatte früher eine Station hier, dieselbe wurde aber aufgegeben, es ist also in dem ganzen Distrikt, welcher 18000 Quadratmeilen umfaßt, nicht ein Missionar. Ebenso sind die Gebirgsstämme, welche im Norden Arakans wohnen, bisher ohne einen Zeugen des Evangeliums geblieben. Der Bischof suchte alle nur mögliche Information über dieselben zu erlangen, weil er hoffte, daß entweder die S. P. G. oder andere Missionsfreunde sich bereit finden würden, dieses Arbeitsfeld aufzunehmen. Er hatte zu diesem Zweck eingehende Unterredungen mit Major Hughes, dem Beamten, welchem die Regierung die Bewachung und Erforschung dieser Distrikte übertragen hatte. Major Hughes nannte als die Hauptstämme die Khamies, Mros, Chyoungthas, Chaws und die Kyens oder Chins. Alle diese Stämme sind turanischen Ursprungs und dürfen die Khamies als die eigentlichen Ur-

[1]) Vgl. Kap. III. Die Diöcese Winchester hatte schon 200 000 M. zur Gründung des Bistums Barma beigesteuert.

Digitized by Google

einwohner dieser Landstriche angesehen werden. Sie sind sprachlich eng mit den Karenen verwandt. Die Chyoungthas sind die einzigen unter diesen Bergstämmen, welche lesen und schreiben können. Der Major beschrieb sie alle als kräftige, kernige Leute, ehrlich im Handel, wahrheitsliebend und dem Trunk nicht ergeben. Sie haben Gesetze, welche einen bedeutenden Grad moralischen Bewußtseins erkennen lassen. Ihre Strafen bestehen vorzüglich in Geldzahlungen, Mord wird mit einer Geldbuße von 1200 M. bestraft, Totschlag mit 600 M., Körperverletzung mit 200 M., Diebstahl mit 60 M. und Zurückgabe des gestohlenen Gegenstandes. Sie haben weder Priester noch Kaste, ebensowenig religiöse Schriften oder eine bestimmte Klasse von Lehrern. Wie die Karenen glauben sie an Geister, welche in Strömen, Bäumen und Wäldern wohnen und ihnen je nach ihrem Charakter Gutes oder Böses zufügen, sie opfern denselben in Zeiten von Krankheit und Not und bei der Aussaat und Ernte Hühner und Schweine, um sie zu versöhnen und ihnen für die gewährte Hilfe zu danken. Das Gefühl einer natürlichen Religiosität beurkundet sich bei ihnen besonders in der Observanz langer Fasten. Die Khamies fasten z. B. wenn der Reis reift, und die Mros enthalten sich bei dem Tode eines Verwandten 40 Tage lang aller Speise außer Reis.

„Welche Erfolge würde das Evangelium unter einem so urkräftigen, einfachen Naturvolke haben, wenn es ihnen mit der rechten Liebe gepredigt würde!“ ruft der Bischof aus. Alle seine Bemühungen, einen Missionar für Arakan zu erlangen, waren jedoch fruchtlos. —

Da es unmöglich war, aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten neue Außenstationen zu öffnen, so drang Titcomb mit allem Eifer auf eine energische Entfaltung der Arbeit auf den schon bestehenden Centralplätzen der Mission. Gottesdienste wurden von nun an auch in den Schulräumlichkeiten in Kemmendine und Atchayoung an Sonntagen und Wochentagen abgehalten. Um allen in der Diöcese stattfindenden gottesdienstlichen und andern religiösen Handlungen einen einheitlichen Charakter zu geben, schien es geboten, auch die liturgischen Teile des Prayer-Book sowie die occasional Offices, den Kalender für die täglichen Bibellektionen u. s. w. in das Barmanische zu übersetzen,[1]) und vor allen Dingen ein Kirchen-Gesangbuch in dieser Sprache herzustellen. Bisher hatte man das Gesangbuch der amerikanischen Mission benutzt. Titcomb berief also ein Übersetzungs-Komitee, welches aus den Missionaren Marks, Fairelough und Colbeck bestand, um die Übersetzung der noch fehlenden Teile des Prayer-Book und die Herstellung eines passenden Gesangbuchs in die Hand zu nehmen. Die Mittel zu diesem Unternehmen waren der Mission glücklicherweise durch die oben erwähnte reiche Kollekte von Winchester gegeben. Aus derselben Kasse bestritt der Bischof auch die Einrichtungs-

[1]) Die für die gewöhnlichen Gottesdienste vorgeschriebenen Formen waren schon früher von Marks übersetzt worden.

Digitized by Google

kosten eines christlichen Buchladens. Bisher war im ganzen Königreich Barma nicht ein Laden, in dem man englische oder barmanische christliche Schriften erhalten konnte. Titcomb setzte sich also mit der S. P. C. K. in Verbindung, welche der Mission zwei große Kisten voll Bibeln, Gebetsbücher und andere christliche Bücher, Traktate u. dgl. zum Geschenk machte. Er mietete einen Laden in der Nähe der Kirche in Rangun, stellte einen gebildeten christlichen Barmanen als Buchhändler an und eröffnete auf diese Weise für Heiden und Christen ein neues Mittel geistigen Verkehrs und die Möglichkeit sich mit dem Christentum und der Wissenschaft des Westens bekannt zu machen.

Weiter bestritt der Bischof aus demselben Fond das Gehalt eines eingeborenen Katechisten für Prome. Die Kirche daselbst war ihrer Vollendung nahe und die Anstellung eines tüchtigen Mannes absolut notwendig, um die Missionsarbeit dort erfolgreich fortzuführen. Der Rest des Geldes reichte noch aus, um das Gehalt eines Katechisten und Lehrers in Thayetmyo auf einige Jahre zu garantieren. —

Ein fernerer Schritt in der organischen Entwicklung der Mission und in diesem Falle von unberechenbarem Segen war die Errichtung einer Medical-Mission in Tounghu unter den Karenen. Sir Walter Farquhar von Surrey und einige Winchester-Freunde hatten Titcomb ihre Hilfe bei diesem wichtigen und kostspieligen Unternehmen zugesagt, und es gelang ihm, einen jungen eingeborenen Arzt, welcher in Madras studiert und von dem dortigen Medical-Kollege sein Diplom erhalten, für diesen Posten zu gewinnen. Wohl versehen mit Medizinen- und chirurgischen Instrumenten reiste derselbe nach Tounghu ab und begann sofort seine Thätigkeit daselbst.

Mit erneutem Eifer wurde die Herstellung der Kirche für die Tamilchristen in Rangun, welche St. Gabriels genannt wurde, sowie der Bau einer Kirche in Maulmain, welche St. Augustine's heißen sollte, und die ihre Entstehung vorzüglich den Bemühungen der beiden Brüder Colbeck verdankte, in Angriff genommen. Die Regierung hat den Bauplatz gegeben, die Kosten für den Bau der Kirche, der Schule und des Pfarrhauses wurde durch allgemeine Sammlungen gedeckt. Ich will hier gleich bemerken, daß diese Kirche schon im Jahre 1883 am 23. Mai eingeweiht werden konnte. Drei Tage später, am Tage St. Augustins (26. Mai) wurde der Grundstein zur neuen Knabenschule gelegt. Ein Teil der dabei stattfindenden Ceremonien bestand darin, daß der Kirchensängerchor in feierlicher Prozession die Grundmauern umschritt und dabei in barmanischer Sprache dieselbe Hymne sang, welche St. Augustin und seine Mönche bei

Digitized by Google

ihrer ersten Zusammenkunft mit König Ethelbert in der Nähe von Canterbury (A. D. 597) gesungen hatten.

Auch die Kirche in Prome war ihrer Vollendung nahe. Da gefiel es dem Herrn, Bischof Titcomb mit einem schweren Kreuz heimzusuchen und ihn mitten aus seiner Arbeit herauszunehmen. Seine älteste Tochter, welche schon längere Zeit von klimatischen Beschwerden gelitten, verfiel in Delirium und starb nach 24 Tagen unsäglichen Leidens. Seine zweite Tochter, durch die aufregenden Scenen während der Krankheit der Schwester aufs äußerste angegriffen, fing plötzlich auch an zu siechen. Die Doktoren sahen die einzige Hoffnung auf Rettung oder Linderung ihres Zustandes in ihrer sofortigen Entfernung. Mit blutendem Herzen mußte sich Titcomb entschließen, alles aufzugeben und sein todkrankes Kind nach England zu bringen. Dort schien sie sich anfangs besser zu fühlen aber nach einigen Wochen trat eine Wendung zum Schlimmeren ein und der tiefgebeugte Vater mußte auch dies Kind hingeben.

„Ich kann nicht — ich wage nicht — die bitteren Lebenswege zu beschreiben, welche mein himmlischer Vater mich jetzt führt," sagt er am Abend des Begräbnistages in seinem Tagebuch, „Wahrlich, ich bin wie ein Ball in der Welt hin und her geschleudert. Mein Heim in Rangun ist zerbrochen (broken to pieces). Meine süße Mary ist mir genommen, ihr Körper ruht auf dem Kirchhofe in Rangun, wo sie an meinem Geburtstage begraben wurde, aber ihr Geist ist bei dem Herrn. Und nun ist meine geliebte Amy an denselben Ort der Ruhe gegangen. Zwei liebliche Leben, welche um meinetwillen sich mutig den Gefahren des tropischen Klimas aussetzten, sind nun eingegangen in das Land, wo keine Sonnenhitze sie mehr trifft. Es ist vorbei! Mein Vater im Himmel hat es so gewollt. Das muß mir genügen, wie früher, so will ich mich auch jetzt vor seinem höchsten Willen stille beugen. Nun bleibt mir nur das eine übrig, sobald ich wieder Kräfte gesammelt habe, auf meinen Posten zurückzukehren und meine Arbeit fortzusetzen. Gott, gieb Gnade sie zu vollenden!"

Am 27. Oktober 1880 verließ er England zum zweiten Mal, jetzt von seiner jüngsten Tochter und zwei Söhnen begleitet. Ende Dezember kam er in Rangun an und nahm mit neuem Eifer seine Arbeit auf. Während seiner Abwesenheit hatten die bischöflichen Funktionen selbstredend nicht stattfinden können, er fand also ein reich besetztes Programm für seine Thätigkeit vor. Die auf allen Stationen vorbereiteten Konfirmanden nahmen seine Aufmerksamkeit zuerst in Anspruch. Er hielt kurz hintereinander sechs Konfirmationen, ordinierte fünf neue Geistliche und konsekrierte zwei Kirchen, St. Gabriels in Rangun und die mittlerweile fertig gewordene Kirche in Prome. Hierauf besuchte er die Karenenmission in Taungu. Auf dieser Reise traf ihn ein Unfall, welcher einen neuen folgen-

Digitized by Google

schweren Wendepunkt in seinem Leben herbeiführte. Seine Reiseroute führte ihn durch einen gebirgigen Teil des Landes, wo der Pfad an einem steilabfallenden Felsabhang entlang führte. Der Bischof stützte sich auf seinen Stock gegen den Rand des Abgrundes. Das Steingeröll gab unter dem Druck nach und der Bischof stürzte die Felsen hinunter in ein in der Tiefe vorbeifließendes Gewässer. Mr. Windley, sein Sohn und seine barmanischen Begleiter kletterten so schnell wie möglich die Felsen hinab und brachten ihn ans Land. Er blutete stark am Kopfe, schien aber keine inneren Verletzungen davon getragen zu haben. Man legte ihn auf einen Feldstuhl und brachte ihn, Tag und Nacht marschierend, zurück nach Taungu. Hier blieb er drei Wochen in des Doktors Händen, welcher ihn soweit herstellte, daß er nach Rangun zurückkehren konnte. Er kam seinen bischöflichen Pflichten in ihrem vollen Umfang nach und man hoffte schon, daß der Unfall keine bleibenden Folgen haben würde, aber Titcomb fühlte, daß seine Kräfte schwanden. Nach genauer ärztlicher Untersuchung stellte es sich heraus, daß der furchtbare Fall das Rückgrat geschädigt hatte und daß ein Fortführen seiner anstrengenden und aufreibenden Thätigkeit in einem tropischen Klima unmöglich sei. Titcomb gab zwar die Hoffnung noch nicht auf, er ging nach England, um dort die kompetentesten Ärzte zu konsultieren. Sie alle waren aber einstimmig in dem Bescheid, er dürfe nicht nach Barma zurückkehren.

„Mit bitteren Schmerzen höre ich das Urteil. Der Kampf mit der Pflicht, meine Resignation einzureichen, ist schwerer als ich sagen kann." Er mußte den Kelch trinken. Im März 1882 legte er sein Amt nieder.[1])

[1]) Es wird den Lesern, welche mir bisher gefolgt sind, interessant sein, zu erfahren, welchen Abschluß das vielbewegte Leben dieses außergewöhnlichen Mannes gefunden. Er erholte sich in England wieder soweit, daß er den Bischöfen von London und Winchester in ihrer Arbeit gelegentlich helfen konnte. Er hatte London zu seinem bleibenden Aufenthalt gewählt, um leichter zur Hand sein zu können, wenn man seiner Hilfe bedürfe. So oft er konnte, predigte er in der Parochialkirche des Stadtteils in dem er wohnte. Da eröffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis, in welchem er noch einmal seinen ganzen Enthusiasmus für die Arbeit an Seelen aufflammen lassen und sein außerordentliches administratives Talent in geradezu riesigen Dimensionen bethätigen konnte. Durch ein Gesetz aus der Zeit Karls I. war angeordnet, daß alle außerhalb England lebenden britischen Unterthanen, welche nicht zu bestimmten Diöcesen gehörten, unter der kirchlichen Jurisdiktion des Bischofs von London stehen sollten. Mit der Zeit waren, wie ich das anfangs gezeigt, überall Kolonial-Diöcesen entstanden. Neuerdings hatte man auch die im Süden Europas zerstreuten englischen Gemeinden zu einer Diöcese vereinigt, deren nomineller Centralpunkt Gibraltar wurde. Die Gemeinden im mittleren und nördlichen Europa waren aber immer noch von London abhängig. Selbstverständlich konnte der Bischof von

Digitized by Google

Zu seinem Nachfolger wurde Dr. Strachan, der damalige Sekretär des S. P. G. Diöcesan-Komitees in Madras gewählt, und am 1. Mai 1882 zum Bischof geweiht. Er traf im September desselben Jahres in Barma ein. Sein neues Arbeitsfeld war ihm schon zum größten Teil bekannt, denn er hatte die Missionsstationen zwei Jahre vorher von Madras aus bereist und von dem Stand der Mission eingehende Kenntnis genommen, er konnte also ohne sich vorher besonders orientieren zu müssen, die von seinem Vorgänger getroffenen Anordnungen und geplanten Maßregeln sofort ausführen.

London bei seiner eigenen ungeheuren Arbeitslast wenig oder nichts für diese seiner geistlichen Oberaufsicht unterstellten Gemeinden thun. Die Area, über welche sie zerstreut sind, umfaßt 800 000 englische Quadratmeilen und erstreckt sich von Biarritz im Süden bis nach Archangel im Norden und von St. Malo im Westen bis nach Moskau im Osten. Sie zählen mehr denn 70 000 britische Residents, zu denen die Scharen von englischen Touristen, Studierenden, Matrosen u. a., welche den Kontinent alljährlich besuchen, noch zu rechnen sind.[1]) Das Bedürfnis, diesen Gemeinden einen eigenen Bischof zu geben, wurde endlich so dringend, daß eine der großen kirchlichen Gesellschaften, die Colonial and Continental Church Society, unter deren Patronat viele Kaplanschaften auf dem Kontinent stehen, dem Bischof von London das noble Anerbieten machte, die Reisekosten und das Gehalt eines Bischofs aufbringen zu wollen, welcher als sein Coadjutor die genannten Gemeinden bereisen und über die in ihnen arbeitende Geistlichkeit die Oberaufsicht führen sollte. Der Bischof nahm das Anerbieten dankbar an, und als es nun galt, einen Mann zu finden, der dies Amt übernehmen konnte, so fiel die allgemeine Stimme auf Titcomb. Er acceptierte und trat im Januar 1884 sein neues Amt an. Als der erste Bischof der englischen Kirchen in Mittel- und Nordeuropa wurde er der Begründer der kirchlichen Organisation, welche jetzt dieselben zu einer großen Körperschaft vereinigt. Er richtete die General-Konferenzen ein, welche jetzt jedes Jahr an den Hauptplätzen des Kontinents abgehalten werden, und den chaplains Gelegenheit geben, sich gegenseitig kennen zu lernen und über ihre Arbeit miteinander zu beraten. Er gründete das Anglican Church Magazine als öffentliches Organ für die chaplaincies. Überall wirkte er belebend und anregend. Neue Kirchen entstanden an Orten, wo es galt, die anglikanische Kirche würdig zu repräsentieren, wie in Berlin, Paris u. a. O. Welche enorme Körperanstrengungen das Amt erfordert, möge der Leser aus dem Programm einiger Visitationsreisen ersehen. Titcombs erste Reise dauerte vom 18. April bis zum 12. Juni 1884, er legte auf derselben 2800 englische Meilen zurück, und besuchte die Gemeinden in Calais, Boulogne, Paris, Lille, Croix, Brüssel, Antwerpen, Köln, Koblenz, Kassel, Berlin, Dresden, Leipzig, Weimar, Gotha, Düsseldorf, Arranche, Dinan, St. Servan, St. Malo. Seine zweite Reise dauerte vom 17. Juli bis 15. Okt. desselben Jahres, er legte 3700 Meilen zurück und besuchte die Gemeinden in Gothenburg, Christiania, Stockholm, Kopenhagen, Hamburg, Hannover, Frankfurt, Homburg, Baden-Baden, Darmstadt, Wiesbaden, Heidelberg, Karls-

[1]) Nach der letzten Statistik beträgt die Zahl der englischen Matrosen, welche jährlich in den Häfen Nordeuropas anlaufen 213 000.

Digitized by Google

Die Arbeit nahm auf allen von der S. P. G. besetzten Plätzten einen ungehinderten Fortgang, nur Mandalay war und blieb ein wunder Punkt.

Seitdem die Engländer sich aus der Hauptstadt zurückgezogen hatten, war Theebaw ohne irgend welche politische oder moralische Beeinflussung von außen geblieben und hatte seinen tyrannischen Neigungen in schrankenloser Weise folgen können. Er achtete weder Leben noch Eigentum seiner hülflosen Unterthanen, bis endlich in ganz Oberbarma alle Handhabung des Gesetzes aufhörte und nur die Willkür Theebaws und seiner Günstlinge herrschte. Sechs Jahre lang hatte die englische Regierung diesem Treiben zugesehen in der Hoffnung, daß der verblendete König schließlich doch zur Besinnung kommen werde. Als sich diese Hoffnungen nicht erfüllten, beschloß die Regierung endlich, dem Unwesen ein Ende zu machen. Sie erklärte Theebaw den Krieg und sandte sofort eine militärische Expedition nach Oberbarma, welche das Land fast ohne Blutvergießen besetzen konnte, denn die Einwohner hatten unter dem schrecklichen Druck ihres eigenen Herrschers so furchtbar gelitten, daß sie die englischen Truppen geradezu als ihre Befreier ansahen. Dieselben rückten vor die Hauptstadt und der Oberbefehlshaber, General Prendergast, übersandte dem König ein Ultimatum, in welchem er ihm einen Tag Bedenkzeit gab, sich zu entscheiden, ob er sich selbst, seine Hauptstadt, das Reich und die Armee den Engländern ergeben wolle, wenn nicht, so würde nach Ablauf von 24 Stunden das Feuer gegen Mandalay eröffnet werden. Die barmanischen Truppen standen den

---

ruhe, Zürich u. s. w. Die dritte Reise umfaßt 4500 Meilen und führte Titcomb zu allen englischen Gemeinden in Rußland, Österreich und Baiern. Solcher Reisen hat er innerhalb zwei Jahren acht gemacht. Wenn man nun bedenkt, daß er an jedem Ort, den er besuchte, zweimal predigen, eine größere Anzahl junger Leute konfirmieren (die Gesamtzahl der von ihm auf diesen Reisen konfirmierten beträgt 954) Konferenzen mit den chaplains und Kirchenvorständen abhalten, Streitfälle untersuchen, Bücher revidieren und außerdem noch allerhand gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen mußte, so muß man staunen, daß der Mann bei seiner gebrochenen Gesundheit so Ungeheures leisten konnte. Sein felsenfestes Gottvertrauen und absolute Pflichttreue hielten ihn zwei Jahre lang aufrecht, da stellten sich die Anzeichen des Rückenleidens, welches er sich durch den Sturz in Barma zugezogen, wieder ein. Er mußte vollkommene Ruhe haben. Nach einiger Zeit fühlte er sich wieder kräftiger, und obwohl ihm Sir W. Jenner, damals eine der ersten ärztlichen Autoritäten in London bestimmt erklärte, es würde sein Tod sein, wenn er seine aufreibende Arbeit wieder aufnehme, so hielt er es doch für seine Pflicht, den letzten Rest seiner Kraft seinem Amt zu opfern. Er unternahm noch eine Visitationsreise nach Frankreich, mußte aber wegen zunehmender Schwäche umkehren. Die Ärzte sandten ihn nach St. Leonards, weil sie hofften, die Luft dort würde ihn kräftigen. Es war vergebens. Am 2. April 1887 entschlief er, betrauert von unzähligen Freunden. Sein außerordentlich liebenswürdiges Wesen, sein edler Charakter, seine noble Toleranz, welche ihn im Verkehr mit anders Gesinnten auf kirchlichem Gebiet kennzeichneten, erwarben ihm überall Verehrer; ich habe viele Deutsche getroffen, die ihn auf seinen Rundreisen in Deutschland kennen gelernt hatten, und mit der größten Hochachtung von Bischof Titcomb sprachen. — D. V.

Digitized by Google

englischen Regimentern vor den Mauern der Stadt gegenüber. Die Spannung war die denkbar intensivste. Die festgesetzte Stunde verlief, noch war keine Botschaft vom König angelangt. Mit Ablauf der letzten Minute ertönte die ganze englische Linie entlang der Befehl zum Richten der Geschütze und im nächsten Augenblick würde das Kommando „Feuer!“ erschollen sein, da erschienen barmanische Staatsbeamte mit einer Parlamentärflagge und überbrachten dem Oberkommandierenden die Anzeige, daß sich Theebaw ergebe. Die barmanische Armee wurde sofort entwaffnet und die englischen Truppen zogen in Mandalay ein. General Prendergast und Oberst Sladen, der frühere britische Bevollmächtigte am Hofe Theebaws, begaben sich ohne Verzug nach dem Palast, um den König zu schützen. Sie fanden alles in unbeschreiblichem Wirrwarr, die Diener und anderes Gesindel durchzogen die Gemächer plündernd und alles zerstörend, was sie nicht mitnehmen konnten. General Preudergast benachrichtigte den König, daß er am folgenden Tage Mandalay verlassen müsse. Der General selbst gab ihm das Geleit bis zu den Thoren. Die königliche Gesellschaft bestand aus Theebaw, seinen beiden Frauen, der Königin-Mutter, den Hofdamen und einigen Ministern, welche dem König in die Verbannung folgen wollten. Englische Truppen hielten den Weg bis zum Flußufer besetzt. Der Dampfer Thuriah lag hier bereit und brachte den Exkönig mit seinem Gefolge nach Rangun.

Hier wartete Mr. Colbeck schon in sehnlicher Erwartung günstiger Nachrichten von Mandalay. Er war von Maulmain herübergekommen um sogleich nach der Hauptstadt abgehen zu können, wenn die Lage der Dinge daselbst eine Wiederaufnahme der Missionsarbeit möglich machte. Da kam der Dampfer mit dem verbannten König an und Colbeck sicherte sich ohne Verzug einen Platz auf demselben zur Fahrt nach Mandalay. Er verließ Rangun am 10. Dezember 1885 und darf somit die Wiederbesetzung der Hauptstadt seitens der S. P. G. vom 1. Januar 1886 an datiert werden. Als er Thayetmayo, die Grenzstation zwischen Unter- und Ober-Barma passiert hatte, traf er die ersten Anzeichen der gewaltigen Umwälzung, welche sich innerhalb der letzten Wochen vollzogen hatte: zerstörte Forts am Flußufer, gesunkene Boote, gestrandete Dampfer und verbrannte Dorfschaften waren die traurigen Zeugen der Zerstörungswut, welche sich der sich zurückziehenden barmanischen Truppen bemächtigt hatte. Ohne kompetente Anführer, ohne Manuszucht hatten sie ihrer Raub- und Plünderungslust den Zügel schießen lassen und alles verwüstet, was ihnen auf ihrem Rückzug in den Weg kam. Die Dorfbewohner, von ihrem Heim vertrieben, hatten sich oft den Soldaten angeschlossen und mit ihnen weiter geplündert, so waren ganze Banden entstanden, welche brennend und raubend von Ort zu Ort zogen. Diese Leute, Dakoits genannt, machten noch lange, nachdem die englische Regierung die Zügel ergriffen, das Land unsicher, und zwangen die Engländer, eine bedeutende Truppen-

Digitized by Google

und Polizeimacht zu ihrer Niederwerfung zu organisieren. Jetzt ist dem Unwesen längst gesteuert und Ruhe und Sicherheit herrschen in ganz Barma. —

Mit bewegtem Herzen betrat Colbeck die Straßen der Stadt, welche halb in Ruinen lag, um zuerst nach der Kirche zu sehen. Er hatte gefürchtet, und ein Beamter des französischen Konsulats, welchen er unterwegs getroffen, hatte die Befürchtung bestätigt, daß sie zerstört worden sei. Welche Freude daher, als er durch Trümmer und Schutt sich durcharbeitend plötzlich das Gebäude, allem Anschein nach unverletzt, vor sich auftauchen sah. Es war schon dunkel, und seine Gefährten, eingeborene Christen, welche ihn wieder von Maulmain hierher begleitet hatten, wagten nicht das Innere zu betreten, aus Furcht vor Dakoits, welchen die verlassene Kirche ein willkommener Schlupfwinkel sein konnte; Colbeck jedoch ging hinein. Die Sitze, Fenster und Thüren waren zertrümmert, aber der Bau selbst war unbeschädigt geblieben. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen war eine sofortige Wiederherstellung des zerstörten Kirchenmobiliars nicht möglich, Colbeck ließ das Innere vor der Hand nur säubern und hielt mittlerweile seine Gottesdienste in den von den englischen Truppen besetzten Regierungsgebäuden ab.

„Es ist, als ob alles verzaubert wäre," schreibt er in seinem Bericht über die Wiederaufnahme Mandalays. „Mr. Beatty, der Feldkaplan ist so überarbeitet, daß er mich gebeten hat, ihm zu helfen, und wir halten unsere Gottesdienste im königlichen Thronsaal, dem „goldenen Kloster" und auf den Terrassen der königlichen Pagode. Wenn uns nicht der Donner der Geschütze und das Rollen der Gewehrsalven in der Ferne, der dröhnende Tritt der vorbeimarschierenden Truppen und die immer häufiger werdenden Besuche bei Verwundeten und Sterbenden an die ernste Wirklichkeit erinnerte, so könnte man glauben, es sei alles ein Traum. Hier, wo der König wie ein Gott herrschte und von seinen Untergebenen fast göttliche Verehrung forderte, predigen wir jetzt den Namen Christi. Gesandte fremder Herrscher, die Generale unserer Armee mußten ihre Schuhe ausziehn, und ihre Degen am Eingangsthor ablegen, wenn sie diesen Saal betraten, die Minister und höchsten Staatsbeamten durften nur mit zu Boden gesenkten Augen, in gebückter Stellung, mit zusammengelegten Händen vor dem König erscheinen, und jetzt ist der mächtige Saal gefüllt mit Offizieren und Soldaten, welche, das scharfgeladene Gewehr mit aufgepflanztem Bayonet in der Hand, die Predigt des Wortes Gottes anhören. Der Thron ist bedeckt mit eingelegter Gold- und Mosaikarbeit, der Thronhimmel besteht aus kostbarem Schnitzwerk, welches aussieht wie die feinsten weißen Spitzen, darüber erhebt sich ein spitz zulaufender aus sieben Dächern von durchbrochener Arbeit gebildeter Turm, dessen Gipfel ein mit Edelsteinen besetzter Schirm und eine goldene Wetterfahne ziert. Neben dem Thron stehen neun Ständer zur Aufnahme der neun weißen Schirme, dem Abzeichen königlicher Gewalt. Auf den Stufen des Thrones steht nun der Geistliche, rechts und

Digitized by Google

links die Offiziere, die Soldaten nehmen den übrigen Raum ein. Man hat von den obersten Stufen einen unbegrenzten Ausblick auf die Palasthöfe, das doppelte Eingangsthor bis zu dem Ostthor der Stadt und darüber hinaus auf das sich lang hinziehende Shangebirge und weiter hinein in den unendlichen Osten. Als ich an den Stufen dieses nun leergewordenen Thrones stand, mußte ich immer und immer wieder an Salomos Herrlichkeit, seine Thorheit und seinen Fall denken. Seit der Begründung der barmanischen Dynastie durch den großen Eroberer Alounpayah haben seine Nachkommen als Könige hier geherrscht, umgeben von allem nur erdenklichen Pomp im Vollgenuß aller Herrlichkeiten, welche der Orient bietet, sie hießen „Könige der Gerechtigkeit", sie waren unumschränkte Herren über Leben und Tod ihrer Unterthanen und nun, innerhalb eines Monats, ist alle Herrlichkeit dahin.

Nach dem Paradegottesdienste haben wir jeden Sonntag Feier des heiligen Abendmahls. Wir benutzen dazu die „Goldene Pagode", ein wundervolles Kloster, in welchem Theebaw, der barmanischen Sitte gemäß, einige Jahre als buddhistischer Mönch zubrachte. Zahlreiche Figuren des Gautama (Buddha) aus Erz und vergoldetem Marmor, bekleidet mit Gewanden, welche mit nachgemachten Rubinen und Diamanten besetzt waren, standen in der großen Mittelhalle umher. Wir rückten sie an eine Wand, zogen einen Vorhang davor und errichteten einen temporären Altar für unsere Abendmahlsfeier."

Da der Feldkaplan eine fliegende Kolonne, welche zur Unterwerfung der Dakoits im Osten von Mandalay in Eilmärschen abgesandt wurde, begleiten mußte, so war Colbeck genötigt, den seelsorgerischen Dienst bei den Truppen in Mandalay und der Umgegend allein zu versehen. Später bezogen dieselben ein Lager in einiger Entfernung von der Stadt. Der kommandierende General schlug sein Hauptquartier in dem Kloster des Tha-tha-na-baing, des höchsten geistlichen Würdenträgers Barmas, auf. Unmittelbar vor demselben steht das berühmte „A-tu-ma-shu" Kyoung, d. h. das „unvergleichliche" Kloster, welches der verstorbene König mit enormen Kosten bauen ließ, damit es mit seiner Pracht alle andern religiösen Bauten des Königreichs überstrahle. In kurzer Entfernung steht eine kolossale vergoldete Pagode, welche von 444 kleineren Kapellen umgeben ist, von denen jede eine große Tafel von Marmor oder Alabaster enthält, auf welche in der Palisprache Teile des „Betaget" (buddhistische heilige Schriften) geschrieben sind. Colbeck stand bei den Gottesdiensten auf den obersten Stufen der Pagode und die große Regimentstrommel diente ihm als Kanzel.

Im Laufe des Frühjahrs wurde Ruhe und Ordnung soweit hergestellt, daß der Vicekönig von Indien, Lord Dufferin, die Hauptstadt als Repräsentant der Königin von England besuchen konnte. Diese Gelegenheit, sowie überhaupt die Annexion Ober-Barmas, wurde selbstverständlich von der S. P. G. nach Kräften zur Förderung der Mission ausgenutzt.

Digitized by Google

Bischof Strachan empfing den General-Gouverneur mit einer feierlichen Ansprache, in welcher er darauf hinwies, wie die englische Kirche in Barma Wurzel gefaßt und besonders seitdem es zum Bistum erhoben worden, stetig gewachsen sei. Als Bischof Titcomb ins Land gekommen, habe er 9 Geistliche gehabt, jetzt seien 29[1]) in vollster Thätigkeit. 4 neue Kirchen seien gebaut worden, und mehrere andere seien im Bau begriffen. Die Zahl der Bekehrten und der Schüler beiderlei Geschlechts sei im steten Zunehmen begriffen u. s. w. Der Vicekönig legte bei seiner Anwesenheit in Rangun den Grundstein zu der daselbst zu erbauenden Kathedrale. Bischof Strachan erließ durch die S. P. G. einen Aufruf an ganz England, in welchem er die Christianisierung dieser neuen britischen Provinz der Nation ans Herz legte. Der Aufruf brachte soviel Mittel zusammen, daß neue Kräfte geworben werden konnten. Bischof Strachan, selbst Mediziner, legte ganz besonderes Gewicht auf die Anstellung ärztlich ausgebildeter Missionare und hatte die Freude im Laufe des Jahres (1886) unter mehreren neuen Missionaren einen Dr. Satton, welcher um der Mission willen seine einträgliche Praxis in England aufgab, für die Medical-Mission in Barma gewinnen zu können.

Die Kirche in Mandalay war, soweit es ihre innere Einrichtung betraf, wieder hergestellt und Colbeck hielt nun regelmäßig Gottesdienste in derselben.

Da mit der fortschreitenden Pacificierung des Landes seine Hilfeleistungen in der geistlichen Versorgung der Soldaten von dem Feldkaplan nicht mehr gefordert wurden, so hatte er endlich Zeit gefunden, seine eigene Thätigkeit wieder aufzunehmen. Er suchte die Bekehrten, alte Schüler, alte Freunde auf, und da in seinen Berichten nichts darüber gesagt ist, so scheint es, daß dieselben während seiner Anwesenheit von seiten der barmanischen Machthaber nicht behelligt wurden. Er eröffnete die Schule, die sich bald mit alten und neuen Schülern füllte und mit Anfang des Sommers 1886 war die Missionsmaschinerie wieder im vollen Gange. Noch einmal erfuhr die Arbeit eine zeitweilige Unterbrechung durch eine Überschwemmung der Stadt. Im Hochsommer 1886, während der Regenzeit, durchbrach der außergewöhnlich angeschwollene Irawaddy den Schutzdamm und überflutete die Stadt. Das Wasser drang bis in das Missionsgehöft und füllte die Kirche. Glücklicherweise konnte Colbeck mit Hülfe seiner Schulknaben und der Diener das neu angeschaffte Mobiliar sowie die Vorräte retten. Die Schule mußte geschlossen werden, und

[1]) Diese Zahl schließt die Regierungs- und Militär-Kapläne mit ein.

Digitized by Google

konnte erſt nach 13 Tagen, als es den vereinten Anſtrengungen der Einwohner und der britiſchen Soldaten gelungen war, den durchbrochenen Uferdamm zu reparieren, wieder geöffnet werden. Die Kirche war bis zum 5. September unbrauchbar. Mit einem feierlichen Dankgottesdienſt, an welchem auch viele Barmanen teil nahmen, wurde ſie an dieſem Tage aufs neue eröffnet. Am Weihnachtstage desſelben Jahres fanden die erſten Taufen ſeit der Wiederbeſetzung Mandalays ſtatt. 8 Männer, 2 Frauen und drei Knaben traten an dem Tage zum Chriſtentum über. Die Taufhandlung wurde im Baptiſterium, welches Marks ſeiner Zeit im weſtlichen Teil der Kirche hatte bauen laſſen, durch Immerſion vollzogen. Es war ein überaus feierlicher Anblick, als die 13 Täuflinge in weißen Gewanden die Stufen zur Waſſerfläche hinabſtiegen und einer nach dem andern im vollen Bewußtſein der Bedeutung dieſes Aktes für ſie, ſein Haupt zur Taufe neigte und ſeinen neuen Namen empfing. 4 von ihnen wurden nach der Taufe in den Kirchenchor aufgenommen und begaben ſich unmittelbar nach der heiligen Handlung, nachdem ſie ihre Kleider gewechſelt, angethan mit dem weißen Chorrok auf ihre Plätze vor dem Altar.[1]) Es fanden an dem Tage mehrere Gottesdienſte ſtatt, die alle gut beſucht waren und dem für die Miſſion ſo ereignisreichen Jahr einen hoffnungsvollen Abſchluß gaben. —

Seitdem iſt die Miſſions- und Kirchenarbeit in Barma ohne weitere Störungen fortgeführt worden. Mehrere neue Stationen ſind aufgenommen worden, beſonders im Norden und Süden von Mandalay. (Mandaya und Shwebo.) Auch unter den Karenen geht das Werk rüſtig vorwärts, und da durch die Beſitzergreifung des ganzen Landes ſeitens der anglo-indiſchen Regierung weitere politiſche Unruhen nicht zu fürchten ſind, ſo wird das Chriſtentum fortan ungehindert wachſen und reiche Frucht bringen können.

Zum Schluß laſſe ich nun noch einige Angaben über den jetzigen Stand der S. P. G.-Miſſion in Barma folgen. Die Geſellſchaft hat jetzt 7 Hauptſtationen und 70 Ortſchaften, in denen Bekehrte wohnen; 14 ordinierte engliſche Miſſionare, 8 ordinierte eingeborene Paſtoren, 115 Lehrer und Katechiſten. Von der in Verbindung mit der S. P. G. arbeitenden Ladie's Association werden 9 europäiſche Lehrerinnen und 10 eingeborene Hülfslehrerinnen unterhalten, und 2 Damen arbeiten unent-

[1]) In den engliſchen Kirchen nimmt der Chor gewöhnlich zu beiden Seiten vor dem Altar Aufſtellung, von wo auch die Gebete und Bibelabſchnitte vorgeleſen werden.

Digitized by Google

geltlich in den Mädchenschulen. Im vergangenen Jahre wurden 399 Seelen getauft. Die Gesamtzahl der Bekehrten beläuft sich auf 6285, unter denen 2617 Kommunikanten sind. In der Vorbereitung zur Taufe waren am Ende des Jahres 1192 Personen. Die Zahl der Schulen war 63, welche von 4123 christlichen und heidnischen Schülern besucht wurden, unter denen 118 christliche und 367 heidnische Mädchen waren. —

Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet?

Von E. Wallroth.

(Fortsetzung.)

B. Kaukasier.

1. Indogermanisch. a) Die indische Gruppe: Als erster Europäer lernte der Jesuitenmissionar in Agra, der Deutsche Heinrich Roth († 1668) das Sanskrit,[1]) um mit den Brahminen zu verkehren, und beschrieb das ABC. „Schon vorher um 1620 hatte Robert de Nobili eine sehr umfassende Kenntnis des Sanskrit erworben, so daß eine zu Missionszwecken verfaßte Fälschung der Veden, welche, obgleich nicht im entferntesten den echten verwandt, doch eine gute Kenntnis und Fertigkeit im Sanskrit bezeugt, auf ihn zurückgeführt wird."[2]) 1740 gab der von Ludwig XIV. nach Indien gesandte Pater Pons in den Lettres édifiantes aus Karikal Mitteilungen über die Sanskritliteratur,[3]) der Jesuit Hanxleden († 1732) schrieb als der erste Europäer eine Sanskrit-Grammatik, ein Malabarisch-Sanskrit-Portugiesisch-Wörterbuch und hinterließ Sanskrit-Abschriften.[4]) Der deutsche Karmelitermönch Joh.

[1]) Nach H. Ewald, Lehrbuch der hebräischen Sprache, 6. Aufl. S. 134 „die vollkommenste Sprache der Erde." —

[2]) Th. Benfey a. a. O. 334. 238 und fürs folgende auch Max Müller: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, deutsch von Karl Böttger. Leipzig, 2. Aufl. 1866. S. 132. 371.

[3]) Und 1767 wurde von Pater Coeurdoux in Pondichery an die französische Akademie eine Abhandlung eingesandt, welche zuerst das Verhältnis des Sanskrit zum Griechischen und Lateinischen genauer betrachtete. Benfey a. a. O. 340 f. 290.

[4]) Und anderes Wertvolles, welches der gleich genannte Paulinus benutzte. Hanxledens Arbeiten sind bis 1870 noch nicht im Druck erschienen und schwerlich mehr des Druckes wert. Wären sie sofort nach ihrer Abfassung veröffentlicht worden, so würden sie sicherlich in dem für sprachliche Forschungen so sehr enthusiasmierten vorigen Jahrhundert ein bedeutendes Ferment gebildet haben. Benfey a. a. O. 340. 335.

Digitized by Google

Phil. Wesdin (Weſedin aus Hoff an der Leitha, † 1805), oder auch Paulinus a S. Bartholom. gab 1790 die erſte Grammatik zu Rom im Druck heraus[1]) und die zweite „Vyacarama“ 1804.[2]) Leider blieb die erſte Grammatik des evang.-luth. Miſſionars Chr. Th. Walther († 1741) ungedruckt.[3]) Über den Zuſammenhang des Sanskrit mit andern Sprachen iſt jener Brief des Hallenſers Benj. Schultze am 19. Aug. 1725 ſehr wichtig[4]) und hinſichtlich der damaligen Zeit ſehr intereſſant. Die erſten Pfade durch die Wälder der heil. Literatur des Sanskrit oder Samskrita hat der Sprachenmeiſter, Baptiſtenmiſſionar Will. Carey nach Max Müllers Wort, gleich einem Pionier gebahnt. Er veröffentlichte 1806 in Sirampur „A grammar of the Sungskrit-language“ und auf ſeiner Miſſionspreſſe, welche die erſten in Indien geſehenen Sanskrit-Lettern ſchuf, mit J. Marſhmann zuſammen zwei der ſieben Bücher des großen Heldengedichts „Ramayana“ in Text und Überſetzung nebſt Erklärung.[5]) Er wurde auch Profeſſor des Sanskrit am Fort William-College in Kalkutta; ſchon 1798 hatte er Rig-Veda und Parana überſetzt; aus ſechs Handſchriften ſtellte er den kritiſchen Text des Hitopadeſa zuſammen. 1811 erſchien ſein gewaltiges Werk: Ein allgemeines Wörter-

[1]) Sidharubam seu Grammatica Samskredamica, welche die Propaganda 1790 veröffentlichte (man vergleiche den Catalogus editionum quae prodierunt ex typographia polyglotta s. congregationis de propag. fide. Romae 1889, S. 74 und über dieſe Anſtalt nebſt ihren Alphabeten Kath. Miſſion 1875, 28), ferner vom ſelben Verf.: Vyacarana seu locupletissima samscredamicae linguae institutio in usum Fidei praeconum in India orientali et virorum litteratorum in Europa 1804 und De antiquitate et affinitate linguae Zendicae, Samscredamicae et Germanicae dissertatio 1798. „Obwohl die Grammatik ſtreng getadelt worden und gegenwärtig wohl garnicht mehr gebraucht wird, ſo verlangt es doch die Billigkeit, der großen Schwierigkeiten zu gedenken, welche ſich der Abfaſſung der erſten Grammatik irgend einer Sprache entgegenſtellen.“ W. Müller a. a. O. S. 132 u. 371.

[2]) Benfey a. a. O. 352 „allerdings noch unpraktiſch eingerichtet.“ (Über P. Calmette vgl. Dahlmann a. a. O. 19; intereſſant iſt ſein Sanskrit-Gedicht Ezour Veda und Voltaires irriges Urteil.) Paulini Diss. de antiquitate et affinitate linguarum Zendicae, Sanscritanicae et Germanicae, Padua 1798, vgl. Mithrid. I, 149. 144 176. 177. Maſac gab eine Vedaüberſetzung.

[3]) Veröffentlicht ward aber Walthers doctrina temporum Indica 1733, Tranſebar, abgedruckt hinter Theo. Sieg. Bayers Historia regni Graecorum Bactriani.

[4]) Ausführliche Berichte. Halle 1729. XXI. Continuat. S. 708. Benfey a. a. O. 336.

[5]) In drei Oktavbänden 1806—1810; es wurde von A. W. Schlegel ſtark benutzt. In der Allgem. Litt.-Zeitung 1819, Halle-Leipzig fand ich Bd. III, 247 eine ſehr anerkennende Beurteilung dieſer Ausgabe. Der Titel lautet: The Ramayuna of Walmeeki in the original Sungskrit etc. Auch Wilhelm v. Humboldt benutzte ihn.

Digitized by Google

buch der orientalischen aus dem Sanskrit stammenden Sprachen, welches leider am 11. März 1812 in Sirampur verbrannte.[1]) Erwähnung verdient hier auch Will. Yates (diction. Calcutta 1846) und der Württemberger Joh. Häberlin, welcher 1847 Kavya Sangraha herausgab.[2]) Des Gelehrten Westergaards Gehilfe bei der Bearbeitung der „Radices linguae sanscritae" 1841 war der schottische Presbyterianer John Wilson († 1875), seit 1868 mehrjähriger Leiter der Bombay University.[3])

Beim Bengal muß zuerst wieder des Will. Carey gedacht werden, welcher 1805 seine Bengali grammar, 1825—1827 das Bengal-Englische Wörterbuch in drei Bänden mit 80000 Wörtern abfaßte, 1827 mit J. Marshmann zusammen ein kleines Lexikon in zwei Bänden und 28 Jahre lang ein sehr thätiges Mitglied der bengalasiatischen Gesellschaft, sowie amtlicher Übersetzer der Regierungsgesetze ins Bengal war. Außerdem übertrug er Bunyans Pilgerreise, Goldsmiths Geschichte Englands, Mills Geschichte Indiens und versuchte eine bengalische Encyklopädie. 1818 erschien die erste Zeitung Indiens: Samachar Darpan oder News Mirror zu Sirampur und bald der „Freund Indiens."[4]) Careys Freund Will. Yates verfaßte Bengali grammar, welche J. Wenger zu Kalkutta herausgab.[5]) Letzterer († 1880) gab eine Bibelerklärung im Bengal. — Im Asam (Assam), der Tochtersprache des Sanskrit, dem Bengal ähnlich, etwa wie das Französische dem Italienischen, schrieb S. Endle eine Grammatik des

[1]) Vgl. A. M.-Z. 1887 109 f. Ev. M.-M. 1865, 345.

[2]) Zu Basel und Islington zum Missionar gebildet, im Dienst der Church M. S nach Kalkutta gekommen, † 1849 in Bengalen; das Werk war A Sanskrit Anthology. Seine zahlreiche besonders bengalische Handschriftensammlung, darunter auch Tibetaner, wurde nach seinem Tode teils an die Kaiserl. Akademie zu St. Petersburg, teils an die Universitätsbibliothek in Tübingen 1857 und Stuttgart verkauft. (Näheres im Einladungsschreiben seitens der Universität Tübingen 1865.) —

[3]) Vgl. A. M.-Z. 1877, 55 f. 1882, 107, vgl. auch unten bei Persisch; der oben genannte Herm. Gundert schrieb über Drawidische Elemente im Sanskrit. Ein Manual of Sanskrit Grammar druckte der Board 1854, vgl. Ely Vol. S. 510.

[4]) Mit Recht sagt Meyers Konversat.-Lexikon, 4. Aufl., Bd. 2, 691 „die gedruckte Bengali-Literatur verdankt ihren Aufschwung ursprünglich diesem Engländer Carey." Letzterer führte die Buchdruckerkunst zuerst in Bengalen ein und am 27. März 1820 die erste Dampfmaschine in Indien. — Watts first catechism. Calcutta 1822.

[5]) Ebenso Yates Introduct. to the Bengali language. 2 Bde. daselbst. Über Wenger vgl. Ev. M.-M. 1880, 431. Calwer Miss.-Bl. 1881, 1. 18. J. Long veröffentlicht Mohammeds Leben. Kürzlich hat Ball eine Compan. to the Bible (900 S.) und The Gospel, The Pathway und Catechists Manual verfaßt. Proceed. 1891, 85.

Digitized by Google

Kachari (Bär å), der Mundart des Darrangdiſtrikts (Shillong 1884), vgl. auch unter 7. Aſam- oder Aſſam-Gruppe. Die Literatur des Uriya oder Odiya (Oriſſa)-Sprache iſt durch die 70jährige Arbeit der engliſchen Generalbaptiſten in Katack ſehr vermehrt worden; 1838 entſtand eine Preſſe und viele Schriften wurden überſetzt.[1])

Die Propaganda druckte eine Grammatica Marasta,[2]) d. h. eine Sprachlehre des Marathi. Dieſe Sprache iſt aus dem Maharaſchtri, dem bedeutendſten Präkrit-Dialekt, im weſtlichen und mittleren Vorderindien entſtanden. Der unermüdliche Will. Carey verfaßte eine Grammar (Sirampur 1805), ein Wörterbuch (1810 ebenda); von den Freiſchotten getaufte Eingeborne ebenfalls Lehrbücher.[3]) Bedeutendes wirkte der Amerikaniſche Board mit ſeiner Miſſionspreſſe in Bombay,[4]) andere anderes.[5])

Konkani: Des Jeſuiten Thomas Stephens (Estevaõ) Aste de lingoa Canaria wurde nach des Verfaſſers Tod vom Ordensbruder Diego Ribeiro zu Goa herausgegeben,[6]) Manuel Banha ſchrieb ein Wörterbuch, Lado und Man. Baptiſta Katechismen, der Karmeliter Franz Xaver de S. Anna eine gute Sprachlehre.[7]) — Der Amerik.

[1]) Das Odiya hat mit dem Bengal $^{9}/_{10}$ der Wörter gemein (Nottrott I, 49). Die Schriften können des Raumes wegen nicht aufgezählt werden; vgl. auch Schlesw.-Holſtein. Miſſ.-Bl. 1890, 29. 51. W. Ahrens überſetzte Lieder.

[2]) Rom 1778 mit kleinem Vokabular, portugieſiſch; Bellarminus: Doctrina Christiana marastice et lusitanice 1778; vgl. auch Mithrid. I, 220.

[3]) Free Church of Scottld. 50 Years S. 78. Gunputrao Navalkar (getauft 1857), eine engl. marathiſche Sprachlehre, Baba Padmanjee (getauft 1854), ein engl. marathiſches Wörterbuch.

[4]) Aus der erſtaunlichen Fülle (vgl. Ely Vol. 508—511) ſei nur etwas genannt: Ein Eng. and Mar. Diction. 1842 (294 S.); Grammatik eines Eingeborenen (110 S.) 1850; Primer and Vocabulary 116 S. 1851; Ebenezer Burgess Grammar (110 S.) 1854 u. ſ. w. im engſten Anſchluß ans Sanskrit (Ely Vol. 195). Die Zeitſchrift Dnyanodaya 1842. Zu Baba Padmanjis Wörterbücher vgl. A. M.-Z. 1892, 276.

[5]) J. Taylor überſetzte Lias' Kommentar zum 1 Korinther (S. P. C. K.) und J. Dixon, C. F. Farrer verſchiedene andere Werke, vgl. Warneck a. a. O. S. 191 ſeitens der Church M. S.

[6]) 1640 nochmals, 1857 neu; über die Tranſkription, welche ſich auf die portugieſiſche Ausſprache des Alphabets ſtützte, vgl. Dahlmann a. a. O. S. 15. Stephens ſchrieb auch doctrina christiana 1622, einen Auszug aus dem N. T. und das Glaubensgedicht Purâna 1616. 1649. 1654.

[7]) Franc. Vaz de Guimarães 1659 ein Purâna, Jeſuit Saldanha um 1655 ein Wörterbuch und Erbauungsſchriften; João de Pedrosa, der Jeſuit Almeida 1658 ſind nennenswert; letzterer bearbeitete Pereiras Konkaniwörterbuch.

Digitized by Google

Board sorgte auch fürs Gudscharat (Guzerati), dessen Schrift dem Devanagari nachgebildet ist,[1]) J. Wilson übertrug seine Widerlegung des Islam in diese Sprache[2]) und Sachverständige nennen die Grammatik des Van Someren Taylor mustergiltig und überaus brauchbar, sowie Wells Schulbücher vortrefflich (Ev. M.-M. 1886, 228).

Fürs Hindi (Hindui) verfaßte S. H. Kellogg eine umfassende[3]) Sprachlehre und der beim Sanskrit genannte Joh. Häberlin samt F. Hahn und Th. Jellinghaus einen Katechismus.[4]) Im Hindustani, einer Mundart des Hindi, hat der treue lutherische Missionar Benjamin Schultze († 1760) gearbeitet.[5]) Der englisch-kirchliche L. Cradock lieferte eine English Grammar in Hindustani und nicht übersehen sei W. Yates Introduction to the Hindustani lang.[6]) Das Nord-Hindustani oder Urdu, d. h. die Lagersprache, ist von der S. P. C. K. nicht so reichlich bedacht, wie das Hindustani und Hindi (Catalog D. S. 8—10), aber die christliche Literatur der Urdu-Sprache ist 1886 vom Baseler H. Weitbrecht zusammengefaßt.[7]) Auch der gelehrte Tibetforscher, Herrnhuter H. A. Jäschke schrieb An Introduction

[1]) Ely Vol. 511. Exercises 1849. English and Gujerati Vocabulary (298 S.) u. s. w. über 19 Bücher und Schriften. Mithridat. I, 198 führt ein handschriftliches Wörterbuch des Kapuziners Franc. Maria an. —

[2]) Und der von den Freischotten getaufte Eingeborne Shapurji Edalji gab 1863 ein Lexikon (874 S.) und eine Sprachlehre (127 S.). Dem Benj. Schultze verdankt Europa auch die ersten sprachlichen Berichte über die Mahratta, Gujerata- (Leipzig 1748) Sprachen. Th. Benfey a. o. O. 261.

[3]) In which are treated the Standard Hindi, Braj and the Eastern Hindi of the Ramayan of Tulsi Das; also the Colloquial Dialects of Marwar, Kumaon, Avadh, Baghelkhand, Bhojpur etc. with Copious Philological Notes (400 S.).

[4]) 2. Aufl. 1872, vgl. A. M.-Z. 1874, 267. Luthers kleiner Katechismus ist auch übersetzt.

[5]) Compendiaria Alcorani refutatio indostanice. edid. Callenberg. Hal. 1744; Grammatica hindost. edid. Callenberg. Hal. 1745. 4°; die erste ihres Ranges nach der Zeit. Vgl. auch Benfey a. a. O. 261. 336 f.

[6]) Grammar, vocabulary, reading lessons. V. edit (II. edit. in the roman character) Calcutta 1843. (340 S.) T. Hoernle übersetzte Barths Bibl. Gesch. Agra 1847 mit einer lith. Tafel; J. Wilson veröffentlichte eine Widerlegung des Islam. Mithridates I, 184. 193 erwähnt: Grammat. Indostana Romae 1778. Lusitano idiomate explicate (Propaganda); Alphabet 1771.

[7]) A descriptive catalogue of Urdu christian literature, with a review of the same and a supplementary catalogue of the christian publications in the other languages of the Panjab. London. Rel. T Soc. 1886. vgl. Evang. M.-M. 1887, 256. Die Aufzählung der im Urdu erschienenen Schriften füllt schon 58 S. aus. Alles Nähere dort!

Digitized by Google

to the Hindi and Urdu Languages. Kyelang 1867 (36 S.) und die S. P. C. K. druckte einige Bücher.

Dem Kaschmir gab schon der oft genannte W. Carey handschriftlich eine Sprachlehre,[1]) der englisch-kirchliche W. J. Elmslie veröffentlichte ein Vocabulary und T. R. Wade eine Grammatik.[2])

Sindh. Der Amerikanische Board druckte 1849 für die Regierung ein Sindh-Englisch-Wörterbuch (500 S.) und eine Scindee-Grammar (178 S.)[3])

b) Die iranische Gruppe. In die altpersische, besser altiranische, altbaktrische, dem Altpersischen und Sanskrit verwandte Zend-Literatur führte der schottische Missionar Dr. theol. John Wilson († 1875) den dänischen Prof. Westergaard ein, gab ihm Mittel und Wege zur Herausgabe des Avesta mit Wörterbuch und Grammatik, verschaffte ihm Zend- und Pehlewi oder mittelpersische Handschriften und ist selbst nach Dr. M. Haugs Urteil eine der ersten Autoritäten der Zend-Philologie. Vor ihm hatte sich der Jesuit Paulinus[4]) um das Zend bemüht, Wilson aber entzifferte den Zend-Text des Vendidad besser, als andere Forscher vor ihm; schrieb auch eine Widerlegung des Mohammedanismus auf Persisch.[5]) — Der Karmeliter Fr. Ignat. a Jesu gab 1661 durch die Propaganda eine Sprachlehre des Persischen; aber eine reifere Frucht des Studiums im Islam war „Die Wage der Wahrheit" oder

[1]) Die Bibliothek des Missionshauses zu Basel besitzt unter Nr. 5560 ein Ex.

[2]) Evang. M.-M. 1875, 393. Wades Grammar druckte die S. P. C. K. sowie das Common Prayer 1888.

[3]) Genannt muß hier auch Ernst Trumpp werden, welcher 1828 in Ilsfeld (Württemberg) geboren, 1854 (Missionar der Deutsch-morgenländischen Gesellschaft) im Auftrag der Church M. S. die Sprache des Induslandes (Sindh) erforschte und bearbeitete; 1858 ging er nach Peschawar, um die Sprache der Afghanen, das Puschtu, zu ergründen; er starb 1885 in München und schrieb Vielfaches, doch das Meiste nicht mehr als Missionar, sondern als Universitätslehrer, vgl. auch Benfey a. a. O. 603, Metzger a. a. O. 165. A. M.-Z. 1887, 456. Sir Aitchesons. Lob.

[4]) Paul. a S. Bartol. (schon beim Sanskrit genannt): De antiquitate et affinitate linguae Zendicae, Samscredamicae et Germanicae dissertatio 1798. Rom. Propag.

[5]) Wilson war Präsident des Prüfungsausschusses in den Landessprachen zu Bombay und Aufseher über die Übersetzungen in orientalischen Sprachen bei der Regierung, wie auch ein indischer Altertumsforscher und arbeitete an der Entzifferung der Inschriften der buddhistischen Höhlentempel zu Karli in den Ghats, sowie an der Enträtselung der Asôka-Inschriften zu Girnar auf Gudscharat 1835. Vgl. A. M.-Z. 1882, 107 f.

Digitized by Google

Mizan ul Hack des Karl Gott. Pfander,[1]) welcher in anbetracht seiner tüchtigen mehrsprachlichen Arbeiten vom Erzbischof zu Canterbury zum Dr. theol. ernannt wurde. R. N. Cust teilte in der Asiat. Soc. Vol. XVI. Part I (1884) Grammatical Note on the Simnuni Dialect of the Persian Lang. des Amerikaners J. Bassett mit.

Reich hat der Amerikanische Board das Armenische mit seiner Missionspresse von 1839 bis 1853 zu Smyrna und seitdem zu Konstantinopel bedacht;[2]) ihr Sendbote Riggs lieferte die erste Grammatik des Neuarmenischen.[3])

Kurdisch.[4]) Die 18jährige Missionsarbeit des Katholiken Maur. Garzoni ergab eine Grammatica e Vocabulario della lingua Kurda. Rom 1787. Der Board druckte unter vielen anderen Schriften im West- oder Türkisch-Armenischen auch eine Grammatik 1868 (213 S.), einiges auch die Church M. S.[5])

2. Kaukasische Sprachen. Anhang. Bulgarisch, die südöstliche Abteilung der slawischen Ursprache, eigentlich Kirchenslawisch, erhielt erst im 19. Jahrhundert eine Literatur. Der schon genannte Amerikanische Board-Missionar E. Riggs (vgl. oben Armenisch) veröffentlichte 1847 zu Smyrna eine bulgarische Grammatik in englischer Sprache und C. F. Morse eine Grammatik und Wörterbuch, ebenfalls auf englisch.[6])

3. Semitisch. Ans Phönizische erinnert der deutsche Missionar Klein, welcher im Moabiterland den vielbesprochenen Mesa-Stein 1868 auffand (vgl. auch Basel. Bib.-Bl. 1887, 17. Herzogs Realencykl. II. Aufl. Bd. V, 688). Das Hebräisch-Spanische bearbeitete W. G. Schaufler[7]) in hervorragender Weise; das Neusyrische der Nasrani faßten die amerikanischen Missionare zu Orumia, nämlich Dr. Justin Perkins und

[1]) Vgl. sein Leben von Ch. Fr. Eppler, Basel 1888 S. 86. Ins Armenische, Turko-Tatarische vom Verf. selbst übersetzt; ferner Tarik ul Hayat 1840. Kalkutta.

[2]) Ely Vol. 501—503. Zeitschriften: Avedaper 1855 und ferner auch 1872 Ausgabe für Kinder. Church M. S. (Warneck a. a. O. S. 189). Proceedings 1890, 78. Pfanders Wage der Wahrheit vgl. oben unter Persisch.

[3]) Alphabetum Armenium etc. Rom. Propag. 1673. Franc. Rivoli Grammatica. Milano 1624 Vgl. Mithrid. I, 424. Vgl. Propag. Katal. S. 63.

[4]) Nach Lerch (Glob. 57, 359) hat das Kurdische drei Mundarten: 1. Kermandji, 2. Sasa, 3. Guran. Ely Vol. giebt 243 eine Sprachprobe des Koormanjie.

[5]) Ely Vol. 504—505 reiches Verzeichnis; Warneck a. a. O. 190: geringe Schriften.

[6]) Konstantin. 1860. Ely Vol. 193 f. Andere bulgarische Bücher druckte der Board. daselbst 506 f.

[7]) Grammat. 1854 (183 S.). Lexicon 1855 (448 S.). Hebräisch-Spanisches Vokabular u. a. Es erschien auch seit 1855 die Monatszeitschrift Manadero Ely Vol. 501. 507.

Digitized by Google

Grant 1836 in die Schrift, D. T. Stoddard gab eine Grammatik (190 S.) mit Rücksicht auf Hebräisch und Altsyrisch, nachdem A. L. Holladay einen kurzen aber ausgezeichneten Versuch mit seiner kleinen Sprachlehre gemacht hatte.[1]) Auch im Arabischen hat der Amerikanische Board viele Schriften auf der Missionspresse zu Beirut gedruckt,[2]) sowie im Arabisch-Türkischen mancherlei Bücher (Ely Vol. 507). Die Church M. S. veröffentlichte Badgers Grammatik des Maltesischen nebst allerlei Schulbüchern.[3])

C. Nord-Mittel- oder Hoch-Asiaten.[4])

I. Ural-altaische Sprachen:[5]) 1. Finnische oder finnisch-ugrische Familie. Für das Schwedisch-Lappische gab 1738 Fjellström im Lyckfele-Dialekt und Ganander in der Torneå-Mundart 1743 die erste Grammatik. Nachdem 1738 Fjellström ein kleines Wörterbuch verfaßt, erschien 1780 das große der Prediger Lindahl und Öhrling samt einer kleinen Sprachlehre.[6]) Im Norwegisch-Lappischen veröffentlichte Morten Lund 1728 Luthers Katechismus, 1768—1781 Leems „dansk-latinsk-lapske-Lexicon"; Stockfleth eine Sprachlehre samt Wörterbuch.[7])

2. Tatarische oder türkisch-tatarische Familie.[8]) Der Schotte Henry Burton druckte auf eigner Missionspresse, seit 1782 zu Kasas am Kaukasus wirkend, Katechismen und dgl. in Tatarischer Sprache

[1]) Ely Vol. 195. 507 f.: verschiedene Lehr- und Religionsbücher, so z. B. von W. R. Stocking, J. G. Cochran, A. H. Wright.

[2]) Den arabischen Schriftkatalog giebt Ely Vol. 496 f. im Auszuge, darunter manche Bücher des van Dyck. Pfanders Mizan ul Hack übersetzte der genannte Deutsche Klein, welcher auch Ryles Lukas-Kommentar und Koelles Death of Christ übertrug. Proceed. 1891, 64.

[3]) Warneck a. a. O. 190, auch Vassalis Grammatik, Maltesische Sprichwörter u. a. m.

[4]) Vgl. hierzu auch die ethnographische Karte Rußlands in Pet. geogr. Mitteil. 1877, Taf. 1 und Ergänzungsheft Nr. 54, I und II.

[5]) Auch turanische oder finnisch-tatarische oder skythische genannt.

[6]) J. Vahl, Lapperne og de lapske Mission Kjöbnhavn 1866 S. 93 f. Nik. Andreae in Piteå gab die erste lappische Schrift; Tornäus, O. St. Gran, S. G. Angurdorff, Lars Rangius, Hoegstroem verfaßten andere Schriften: Katechismus, Manuale u. s. w.

[7]) Im Russisch-Lappischen ist noch nichts gedruckt. Näheres Vahl a. a. O. Evang. M.-M. 1889, 501. F. Piper, Evang. Kalender 1867, 217. Die Lappen heißen auch Loparen, vgl. Ausland 1890, 508.

[8]) Nach Fr. Hommel in Geschichte Babyloniens und Assyriens (Berlin 1885 bis 1888) Seite 247 hat sich im grauesten Altertume die sumerische oder akkadische (also vor-babylonische) Sprache von der Gruppe der Turksprachen abgezweigt.

Digitized by Google

(Mithrid. IV, 143 f.). Im Türkischen druckte die Church M. S. mancherlei,[1]) und der bekannte Afrikaforscher J. W. Kölle hat auch hier geforscht;[2]) auch Rom war früher schon thätig gewesen.[3]) Der Archimandrit Makarius verfaßte um 1840 ein vergleichendes Kalmuko-tatarisches Wörterbuch nebst Sprachlehre in der Altai-Mundart und dem Tobolsker Dialekte.[4])

3. Mongolische Familie. Hierfür ist mir leider nichts zur Hand.

4. Tunguſische Familie. Katholische Missionare haben schon früher in der durch Regelmäßigkeit des Baues hervorragenden Mandschu-Sprache geforscht, so Parennin, Gerbillon u. a.[5])

Der russische Archidiakonus und Missionar Peter Alexander in Chabarowka faßte die Sprache der Golden zwischen dem oberen Ussuri und der Mündung des Sungari schriftlich und veröffentlichte eine Grammatik nebst Wörterbuch.[6])

5. Aino. Der Engländer J. Batchelor erforschte und bewältigte diese Sprache[7]) und die S. P. C. K. druckte den Glauben, das Vater unser, die zehn Gebote nebst Gesängen.

II. Das Japanische. Mit der katholischen Mission entstanden auch Sprachарbeiten, welche im Verhältnis zu jener Zeit nicht unbedeutend

---

[1]) Warneck a. a. O. 190, von J. A. Jetter, Sandrezki und sonst.

[2]) Als er längere Zeit in Ägypten und Konstantinopel war, so: On Tartar and Turk. (Journal of the Roy. Asiat. Soc. XIV, 2. Etymology of the Turkish Numerals 1885. Asi. Soc. XVI P. II.)

[3]) Comidas de Carbognano: Principii della Grammatica turca ad uso dei Missionari apostolici di Constantinopoli 1794. Propagand. Das Türkisch-Armenische ist oben genannt, über Pfander und das Türkisch-Tatarische vgl. bei Persisch.

[4]) Auch die zehn Gebote, Kirchengesänge u. s. w. vgl. A. M.-Z. 1875, 391.

[5]) Der Jesuit Verbiest († 1688) gab eine Sprachlehre; der Ordensbruder Fr. Gerbillon seine etwas zu latinisierten Elementa linguae Tataricae 1787. Jos. Amyot in Peking: Dictionnaire Tartare-Mantschou français, avec des additions par Langlis. 3 vols. Paris 1790. Parennin übersetzte eine Anatomie, Gerbillon den Euklid, Ant. Thomas und Bouret: Abhandlungen über Arithmetik und Geometrie (Lettres édifiant. XXX, 73 f., Fontanegs Brief von 1703; Zeitschrift: Nord und Süd, Bd. 26, Heft 78, S. 408 und Dahlmann a. a. O. S. 31, 33). Gerbillon verfaßte seine Sprachlehre auf Befehl des chinesischen Kaisers Kang-hi.

[6]) Und erhielt dafür von der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft in Petersburg die goldene Medaille; er übersetzte auch die Liturgie, vgl. A. M.-Z. 1883, 450 f.

[7]) B. H. Chamberlain and J. Batchel'or: The language etc. of Japan viewed in the light of Aino studies, with an Ainu grammar and a catalogue. Tokyo 1887. Batchelor: Notes on the Ainu with vocabulary in Transactions of the Asiatic Soc. of Japan.; Ainu-engl.-japan. diction. Tokyo 1889 (287 S.).

Digitized by Google

waren, so des Jesuiten Em. Alvarez Grammatik u. a. m.;[1]) diese meist portugiesischen Sendboten waren auch schon damals bemüht, auf ihrer Druckerpresse in Japan die lateinische Schrift einzuführen und haben so der Romajikai oder der Gesellschaft für die Verbreitung lateinischer Schrift in Japan vorgearbeitet. Evangelische Missionare haben in diesem Jahrhundert auch Japans Sprache bearbeitet: W. H. Medhurst gab mit Transskription zu Batavia 1830 ein english-japanese and japan-english vocabulary, compiled from native works. Der Presbyterianer J. C. Hepburn ein Wörterbuch, ebenso Gring; aber schon 1866 war ein japanesisch-englisches Wörterbuch, einige 40000 Wörter umfassend, druckfertig und Dr. theol. R. Brown, reformierter Sendbote, stellte die erste japanische Grammatik für englisch sprechende Fremde zusammen, während er mit Hepburn zusammen still in jenem Buddhisten-Tempel zu Kanayawa weilte.[2])

Liukiu-Inseln: Dr. Bettelheim, von Geburt ein ungarischer Jude, später christlicher Arzt in London, Missionar der Seemännischen Lu-tschu Missions-Gesellschaft, vollendete seit 1845 eine Sprachlehre nebst Wörterbuch und Übersetzung des Comm. Pray. in diese Inselsprache (Evang. M.-M. 1860, 226).

III. Koreas-Sprache wurde zuerst von Katholiken erforscht. Raux in Peking sandte 1790 eine Sprachlehre nach Frankreich; neuerdings bearbeiteten die Evangelischen John Roß, amerikanischer Pres-

[1]) Alvarez: De institutione grammatica libri III cum versione Japanica, in collegio S. J. Amacusano 1593. Petitjean gab ein Lexikon [Propaganda 1870 (750 S.)] heraus, welches depromptum ex diction. lat.-lusitan. ac japon. typis mand. in Amacusa 1595 das Werk des Calepini; Joan Rodriguez: Arte breve da lingua Japon, Amacao 1620, neu durch C. Landresse, Paris 1825. Lopez und Sylva gaben Grammatiken und Wörterverzeichnisse, Melch. Oyanguren (Mexiko 1738): Arte etc., Mich. de Preces, Diego de las Llayas, Em. Barretto, J. Canaya (1609), Cerqueira, Franc. Galve († 1623), Petr. Gomez, Navarro; Diego Collado: Ars gramm. Rom 1632 aber dunkel und unvollständig, sein Dictionarium Rom 1638, vgl. Dahlmann a. a. O. 59 f. Mithrid. I, 570 f.

[2]) Evang. M.-M. 1871, 426. 1866, 424. Hepburn, der beste Kenner des Japanischen, gab sein dictionary New-York 1873, III. edit. London 1887 (964 S. u. 34); A. D. Gring, Eclectic chinese-japanese-english dict. of 8000 selected chinese characters and append. of useful tables. London (Shanghai) 1885. Auch der Amerikan. Board druckte verschiedene Schriften von J. D. Davis: Kommentar zu Matthäus, und Kirchengeschichte. M. L. Gordon: Kommentar zu Lukas, und O. H. Gulicks Wochenschrift: Shichi Ichi Zappo u. a. m. (Ely Vol. S. 516).

Digitized by Google

byterianer und J. Scott dieſes Feld;[1]) neben dieſen auch die Franzoſen.[2])

IV. Einſilbige Sprachen. I. Chineſiſch. Neſtorianiſche Miſſionare haben um 800 das Uiguriſche, urſprünglich ſyriſchen Urſprungs nach China eingeführt und über Mittel- und Oſtaſien verbreitet.[3]) Für die chineſiſche Sprache haben die alten Jeſuiten viel geleiſtet, neben ihnen andere Katholiken.[4]) Trotz der größten Schwierigkeiten hat der

[1]) J. Ross: Corean primer (in corean and roman characters) Shanghai 1877 (98 S.) J. Scott: En-moun mat chaaik; a corean manual with introductory grammar, daſelbſt 1887. (209 S.). [Vgl. R. N. Cust: On Korean (Philol. Society)] Medhurſt gab 1835 Comparative Vocabulary of Chinese, Korean and Japanese.

[2]) J. Roß lieferte eine Abhandlung: The Corean language; in China Review VI, 1876. Zu Yokohama erſchien 1880: Dictionnaire coréen-français par les missionnaires de Corée I. partie: lexicograph, II. partie grammatic, III. partie géograph.; beſonders Ridels Werk vgl. noch Gottſches Urteil in Pet. geogr. Mitt. 1891. Litt.-Ber. Nr. 388. S. 33 „trefflich". Dallet gab in ſeiner Geſchichte einen kurzen grammatiſchen Abriß; einige ſprachliche Arbeiten katholiſcher Miſſionare verbrannten vor 1866.

[3]) Nord und Süd Bd. XXVI. Heft 78. Schreiben des Franziskaners Pasca v. Bittoria 1338 und eine kleine, wertvolle Geſprächs-Sammlung.

[4]) Matteo Ricci († 1610) überſetzte den Euklid, verfaßte Abhandlungen im klaſſiſchen Chineſiſch und ein Wörterbuch. Der Dominikaner Cobo († 1592) lieferte das erſte Lexikon, welches aber wohl nie nach Europa kam. de Rieva, Gonſal. de S. Pedro ſchrieben für ihre miſſionierenden Ordensbrüder Sprachlehren und Wörterbücher. Der ſehr bekannte Kölner Jeſuit Adam Schall hinterließ bei ſeinem Tode 1666 viele chineſiſche Werke über Aſtronomie u. dgl.; der Portugieſe Semedo ein chineſiſch-portugieſiſches und portugieſiſch-chineſiſches Wörterbuch, der Holländer Ferdin. Verbieſt († 1688) ſchrieb viele Werke in der Landesſprache, Buglio († 1682) überſetzte religiöſe Schriften, der Niederländer Ph. Couplet († 1682) überſetzte den Konfutius (1687 zu Paris gedruckt) (Chr. Herdtreich, Fr. Rougemont, de Coſta und Proſper Intorcetta anderes; der eben genannte Oſtreicher Chr. Herdtreich lieferte ein chineſiſch-lateiniſches Wörterbuch, ebenſo Bouvet, Roël 1711 zu Prag ſeine Sinensis imperii libri classici. Der Dominikaner und Spanier Franc. Varo: Arte de la lengua Mandarina, Canton 1703, doch ein unbedeutendes Werk; P. Amgot, Lettre de Pekin sur le Génie de la langue Chinoise etc. Brüssel 1773 und vieles andere. Um 1782 entſtand auch handſchriftlich das große polyglottiſche Wörterbuch: Sanskrit, Tibet, Mandſchu, Mongoliſch, Chineſiſch; der Mönch Franc. Diaz († 1648) handſchriftlich: Vocabulario nebſt vielen Predigtbänden; Parrenin († 1741) gab den franzöſiſchen Akademikern, welche das Chineſiſche aus dem Ägyptiſchen ableiten wollten, grundlegende Darſtellungen; des Franziskaners Buarl. de Glemona († 1703) Wörterbuch ließ Napoleon I. 1813 drucken. Prémares Notitia linguae sinicae wurde von Morriſon (vgl. weiterhin) ſehr gelobt und erſt nach 100 Jahren konnte dieſe Grammatik durch einen evangeliſchen Miſſionar im Collegio anglo-sinico zu Malakka gedruckt werden. Der Gelehrtenneid hatte es verzögert (näheres Dahlmann S. 42). Prémare ſchrieb noch

Digitized by Google

Londoner Rob. Morrison († 1834) 1805 das Chinesische erlernt, 1811 eine Sprachlehre zu Sirampur, ein großes Wörterbuch, einen Katechismus, Gebetbuch, verschiedene Traktate, eine Geschichte des A. T., ein Liederbuch drucken lassen,[1]) veranlaßte die Aufstellung einer Druckerpresse der Ostindischen Kompagnie zu Makao und mit Recht ist zu seinem Gedächtnis die Morrisonsche Erziehungsanstalt gestiftet. W. Careys Freund Josua Marshmann veröffentlichte auf jener oft genannten baptistischen Missionspresse zu Sirampur 1814 eine eigene Grammatik.[2]) Morrisons Gehilfe, der Schotte Will. Milne († 1822) gründete aus Makao vertrieben auf Malakka 1815 das anglo-chinesische Kollegium, welches für die Erforschung des Chinesischen wichtig wurde. Hier hat neben ihm seit 1817 W. H. Medhurst gearbeitet, ebenfalls zu Batavia eine chinesische Druckerei errichtet, und 1842—1843 sein chinesisches Wörterbuch veröffentlicht.[3]) Hier wurden des Pommern Karl Gützlaff Beiträge zur chinesischen Sprachlehre 1842 gedruckt.[4]) Der Londoner Joseph Edkins, „der eifrige Verteidiger einer Urverwandtschaft des Chinesischen mit den ural-altaischen und indo-europäischen Sprachen" (A. M.-Z. 1877, 57), gab nicht für Anfänger aber für Fortgeschrittene die sehr gute Grammar[5]) und anderes

---

anderes, auch ein chinesisch-lateinisches Wörterbuch. Erwähnt seien noch die Namen: Joh. Gollet, Regis (Y-king), Anton. Gaubil († 1759) (Shu-king, Li-king), der Jesuit Moyria de Maillac (Shu-king und Geschichte), Visdelou († 1737). Näheres Dahlmann a. a. O. 23—56. Mithridat. I, 52. IV, 17. Bewegliche kupferne Typen, 250 000 an der Zahl wurden auf Rat der katholischen Missionare unter dem Kaiser Kanghi um 1700 gegossen, vgl. auch Nord und Süd Bd. 26, S. 403.

[1]) Die Grundlage des letzteren bildete das Wörterbuch von Chin-tsin-mu mit 128 Aus- und 36 Anlauten zu Makao 1815—1823; neu zu Shanghai 1865; wenn auch etwas veraltet und mit nicht guter Romanisierung, hats vorzügliche chinesische Zeichen, umfaßt die Erklärung von 40 000 Charakteren, und behält seinen bleibenden Wert. So urteilt mein zehn Jahre in China weilender Neffe. Die Horae Sinicae, translations from the popular literature of the Chinese erschienen zu London 1812.

[2]) Clavis sinica und unterstützt von (Dr. Leyden, Raffles und) dem brasilianischen katholischen Missionar Rodriguez 1810 eine englische Übersetzung des Konfutius. Allerdings war Marshmanns Kenntnis des Chinesischen eine noch unvollkommene, aber seine Erfindung der beweglichen Metalltypen hat der chinesischen und annamitischen Sprachforschung wichtige Dienste geleistet, Evang. M.-M. 1865, 392. 505.

[3]) Vgl. auch oben unter Java. Medhurst übersetzte: On the true meaning of the word shin as exhib. in the quotations in the chinese imperial thesaurus: Pei-wan-yun-foo.

[4]) Vgl. Benfey a. a. O. 763. Gützlaff schrieb noch: Remarks on the Yih-She. London 1836.

[5]) Of the chinese colloquial language, called the mandarin dialect (in chinese and roman characters). II ed. Shanghai 1864; Grammar of colloquial

Digitized by Google

Gediegenes. Der Amerikaniſche Board-Miſſionar E. T. Brigdman gab Prémares Chinese Grammar 1847 zu Kanton heraus;[1]) Juſtus Doolittle nach 14jährigem Aufenthalt in Futſchau 1841 zu Kanton eine Chreſtomathie,[2]) E. Doty daſelbſt ein Anglo-Chinese manual 1853 zu Amoy; E. C. Balduin 6000 Redensarten im Futſchau-Dialekt als Chinese manual und mit dem Methodiſt-Epiſkopal Miſſ. R. S. Maclay zuſammen 1871 ein Wörterbuch in derſelben Mundart (1132 S.), E. Hartwell ſeine Leſeübungen. Gerühmt wird des Amerikaners S. Wells Williams Easy Lessons[3]) und beſonders Syllabic dictionary.[4]) Der zuerſt in rheiniſchem dann engliſchem Miſſionsdienſt ſtehende W. Lobſcheid gab Sprachlehre und Wörterbuch.[5]) Der Londoner James Legge iſt 1876 aus einem Miſſionar zu Hongkong Profeſſor der chineſiſchen Sprache zu Oxford geworden, denn ſeine Überſetzungen der chineſiſchen Klaſſiker erregten berechtigtes Aufſehen.[6]) Die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des Agenten der ſchottiſchen nationalen Bib.-Geſ. Dr. Alexander Williamſon († 1890) iſt in der A. M.-Z. 1891, 297 erwähnt und er mit Recht einer der gründlichſten Kenner der chineſiſchen Sprache genannt worden.[7])

Im Amoy-Dialekt veröffentlichte der Londoner J. Macgowan

---

chinese, as exhib. in the Shanghai dialect, ebenda 1868; Vocabulary 1869; Progressive lessons etc 1881; Introduction to the study of the chinese Characters, Peking (340 S.); Chinas Place in Philology (403 S.); The Evolution of the Chinese Language 1887; On the ancient Chinese pronunciation etc. Edkins and Satow: A chinese japanese vocabulary of the 15 cent (Transactions), vgl. noch Nord und Süd Bd. 26, 387; Asiat. Soc. Vol. XIX, P. II (1887); Priority of Labial Letters illustrated in Chinese Phonetics.

[1]) 342 Seiten, vgl. auch oben die erſte lange Anmerkung über die Katholiken in China. Brigdmans Chinese chrestomathy in the Canton dial. (Macao 1841 36 u. 698 S.).

[2]) Und ſein Anglo-Chinese Dictionary, und 1872 Vocab. romanized in the mandarin dialect. 2 vols. [ſein Handbook (1422 S.) 2 Teile iſt auch bekannt].

[3]) In Chinese 1842. Canton und Tonic Chin. Diction. 1856 (Toniſche Methode iſt etwa die Zuſammenſtellung eines Wörterbuches nach dem Reim).

[4]) Of the Chin. Lang., arranged according to the Wu-Fang Yuen Yin, with the pronunciation of the characters as heard in Peking, Canton, Amoy and Shanghai. 1874. Am. presbyt. Mis. press. 84 u. 1252 S.

[5]) Engl. and Chin. Dictionary, with the Punti and Mandarin pronunciat. Hongkong 1866—1868 (2016 S.). Chinese and Engl. Dict., arranged according to the radicals, daſelbſt 1871 (600 S.). Grammar, Hongkong 1864.

[6]) The Chinese Classics, with a translation, critical and exegetical index, prolegomena and copious Indexes. 7 Bde. (Großartig!! vgl. Transaction Vol. X.)

[7]) Zu dem mediziniſchen Werk des Miſſionsarztes Dr. Hunter vgl. Calw. Miſſ.-Bl. 1891, 55.

Digitized by Google

a manual (1890) und ein Wörterbuch (1883).[1]) Der Amerik. Board druckte chinesische Schriften in Singapur, Kanton, nachdem er 1832 in letzterer Stadt seine Missionspresse aufgestellt hatte,[2]) und noch manch anderer Missionar könnte erwähnt werden;[3]) sowie Zeitschriften,[4]) Thom. Mac Clatchies Ausgabe der Kosmogonie des Konfutius, London 1874. Wenden wir uns noch zu einigen Deutschen: der Baseler Ernst J. Eitel, Londoner Missionar, gab ein Wörterbuch[5]) und jene berühmte China Review.[6]) Der Baseler R. Lechler stellte in Jamtsau zwei Wörterbücher für den Hokko-Dialekt zusammen.[7]) Der Württemberger Wilh. Bellon, Baseler Missionar in Kanton, bearbeitete die Übersetzung der chinesischen Unterrichtsbücher; Winnes schrieb über Chinas Sprache.[8]) Des einstigen Rheinischen Sendboten Ernst Faber ausgezeichnete Bücher sind schon A. M.-Z. 1882, 49. 1889, 44. 1891, 297 erwähnt (vgl. Grundemann:

[1]) Carstairs Douglas gab im selben Dialekt ein Chin. Engl. Diction. with the principal variations of the Chang-Chew and Chin-Chew-Dialects 1873 und Chinese Lang. and Literature 1875.

[2]) Bis 1878 waren schon 57 verschiedene Publikationen veröffentlicht; näheres in Ely Volume 514 f. Als Verfasser sind außer den obengenannten E. J. G. Bridgman u. a. folgende zu nennen: E. Doty, D. Ball, D. Blodgett, E. Goodrich, B. Aitchison, C. A. Stanley, Frau J. F. Gulick, E. Holcombe, D. Z. Sheffield, Mary, H. Porter, Mary, E. Andrews, Frau Happer, D. Brooman, C Hartwell.

[3]) Der Board Miss.-Arzt Dauphin W. Osgood mit seiner fünfbändigen Anatomie (Evang. M.-M. 1880, 510); der südliche Baptist zu Kanton Dr. Graves (Grundemann, Entwicklung S. 240). W. Scarborough, Wesleyaner zu Shanghai, veröffentlichte 2500 Sprichwörter 1875; und die eines Ningpomissionars im Evang. M.-M. 1876, 470—475. Das baptistische Fräulein A. M. Field verfaßte mehrere Hilfsbücher zur Erlernung des Chinesischen, ebenda 1879, 59.

[4]) Z. B. Chinese Recorder, Miss. Journal in Shanghai; Journal of the R. Asiatic Society 1864 f. (vgl. Trübners Oriental and General Publications; a catalogue, London 1888, 45—52. 55). Eitel giebt die China Review or Notes and Queries on the Far East heraus.

[5]) Im Kanton-Dialekt; Handbook for the student of Chinese Buddhim, being a Sanskrit-Chinese Dictionary with Vocabularies of Buddhist Terms. Hongkong 1888 und Feng-Shui.

[6]) Nach Edkins und Eitel gab R. Grundemann die Übersicht der chinesischen Dialekte. Peterm. geogr. Mitt. 1869, 366, Tafel Nr. 17, für Kanton ebenda 1878 Tafel 22. Allgem. Miss.-Atlas Nr. 26, vgl. Kleine Miss.-Bibliothek III. 3, 39.

[7]) Chines.-deutsch und engl.-chinesisch; welche aber nur Handschrift blieben, doch viel nützten. Evang. M.-M. 1875, 205, vgl. auch Lechlers Vorträge, Basel 1861, 71—101. Sprache und Lit. der Chinesen. Zu J. H. Moule vgl. Proceed. 1891, 188.

[8]) Evang. M.-M. 1856, II, 142 f. auch über Lepsius und Lepsius Entgegnung. Basels chinesische Schriften im Miss.-Jahresbericht Seite LX: Luthers kleinen Katechismus, Spruchbuch, Konfirmationsbüchlein, Gesangbuch, Melodienbuch, Arnolds Bibl. Geschichte, Fibel, Rechenbüchlein, Gemeindeblatt, Barths Bibl. Geschichte mit Bildern, Liturgie, Lesebuch.

Digitized by Google

Entwicklung S. 238). Des Jesuiten Angel. Zottoli und des russischen Archimandriten Hyacinthe sei endlich auch noch gedacht.[1])

2. Annams Sprache erforschten Katholiken; auf Alex. de Rhodes folgte J. L. Taberd, dessen dictionarium in Sirampur 1838 gedruckt wurde.[2]) Übrigens bedienen sich jetzt die Missionare statt des einst aus dem chinesischen entstandenen annamitischen Alphabets der lateinischen Schrift.

5. Thai (T'ai) oder Siamesisch. Katholische Sendboten haben nicht wenige Bücher gedruckt; wichtig ist das Werk des Bischofs D. J. B. Pallegoix, welcher 1850 eine Sprachlehre veröffentlichte.[3]) Auch die Evangelischen waren nicht müßig; so die Missionspresse der amerikanischen Presbyterianer, welche auch das dem Siamesischen verwandte Lao schriftlich niederlegten und für die sonderbaren Schriftzüge eigene Typen anfertigten, auch Übersetzungen herstellten. — Der Amerikaner und Baptist J. N. Cushing bearbeitete das Schan; die Mundarten wurden sorgfältig verglichen und Schulbücher gedruckt,[4]) auch der Katholik P. A. Bigandet half.[5])

4. Die Barma-Gruppe:[6]) Will. Careys Sohn Felix, welcher in Barma die Kuhpockenimpfung einführte, schrieb als junger Missionar 1814 eine Sprachlehre[7]) für die einsilbige Wurzelsprache dieses Landes. Der amerikanische Baptist Adoniram Judson ver-

[1]) Zottoli zu Nanking: Cursus litteraturae sinicae. 5 voll. Chang-hai 1879 bis 1882 mit gegenüberstehender lateinischer Übersetzung (reichhaltig, 3900 S.). Alvarez: Institutio grammat. ad Sinenses alumnos accomod. Changh. 1869 (210 S.). Zu Hyacinthe vgl. Kalkar II, 49.

[2]) A. v. Rhodes: Dictionarium Annamiticum. Romae 1851 nebst brevis declaratio linguae annamiticae; Catechismus pro iis, qui volunt suscipere baptismum in lingua tunchinensi Rom. 1651 (319 S.) Propaganda; Taberd doppeltes Lexikon anam. lat. und umgekehrt erschien auf jener berühmten Missionspresse (1691 u. 912 S.); Le Grand de la Liraije: Dictionaire. Saigon. 1868 (184 S.); Bischofs Adran Catechismus Cochinchin. 1752. Zur Mon-Annam-Gruppe gehört auch das Stieng, welches Pater Azémar in seinem Dictionnaire 1887 zu Saigon bearbeitete, vgl. Ausland 1890, 636.

[3]) Zu Paris; und Dictionarium linguae Thai interpretatione latina, gallica anglica illustratione. Paris 1854.

[4]) Cushing: Elementary handbook Rangun 1880 (131 S.) enthielt: Grammar, reading, lessons, vocabulary; Shan-english dictionary ebenda 1881 (616 S.); Grammar daselbst 1871, vgl. A. M.-Z 1879, 178. Evang. M.-M. 1872, 331. Auch sammelte Cushing ein kleines Wörterverzeichnis der Lewa-Mundart. Jenaer geogr. Mitt. (1886) IV, 101.

[5]) Paul Ambrosi. Bigandet, Bischof von Kamatha, gab ein vergleichendes Vokabular der Sprachen des Schan, Ka-kying und Palaong, in Bhamo gesammelt. Peterm. geogr. Mitt. 1858, 301 a.

[6]) Katholiken älterer Zeit: Giov. M. Percoto, Miss. in Barma, hinterließ handschriftlich eine Sprachlehre und Wörterbuch des Barmanischen; der Barnabit Melch. Carpanius ein Alphabetum Romanum sive Barmanum, Romae 1776, verbessert vom Paulaner Cajet. Montegatio 1787; ein Catechismus . . . in Regno Avae; Romae 1785; Compend. doctrinae 1776. Propaganda (Mithrid. I, 74 ff.).

[7]) Sirampur, vgl. Wilh. v. Humboldt, Kawi-Sprache I, 350. II, Anhang 85.

Digitized by Google

öffentlichte eine Grammatik und ein Wörterbuch, noch gegenwärtig schafft die baptistische Missionspresse fleißig an der Herstellung einer christlichen Litteratur.[1]) Der Amerikaner W. H. Sloan gab eine „pract. method with the burmese lang." Rangun 1876 (232 S.), auch F. Mason fertigte Übersetzungen an und J. M. Haswell gab grammatische Bemerkungen und ein Vokabular der Pegu-Mundart (160 S.). Die englische Ausbreitungsgesellschaft hat seit 1880 eine Missionspresse, welche Kirchen- und Schulbücher, sowie eine monatliche Zeitschrift liefert. — Die Sprache der Karenen ist vom amerikanischen Baptisten Jonathan Wade († 1872) erforscht, er schrieb die „als höchst gediegen gerühmte" Grammatik, mancherlei Übersetzungen und erhob das Sgau und Pwo zu Schriftsprachen, ist auch Verf. des Thesaurus.[2]) C. Bennett lieferte ein Wörterverzeichnis 1846 und war 47 Jahre lang bis 1876 „die Seele der Missionspresse in Barma."[3]) Dr. Francis Mason († 1874 zu Rangun) bearbeitete die Karenen-Dialekte Sgau, Pwo und Bghai, schrieb eine Sprachlehre und Wörterbuch (1846) und übersetzte mit Wade verschiedene Schriften des Calwer Verlags, besonders Bibl. Geschichte, Kirchen- und Weltgeschichte,[4]) eine zweite Presse zu Bassein besorgt viele Drucksachen in der Sgau-Mundart, Thanbyah, D. L. Brayton und Frau C. H. Vinton sorgen nach Kräften. Zwar werden seitens der Gelehrten diese Karenensprachарbeiten weniger geschätzt, aber dennoch sinds diese Baptisten gewesen, welche das Karenische schriftlich niederlegten und zur Schriftsprache ausbildeten und Cust sagt S. 107 „the Missionaries have done a work of unparalleled excellence among this people". Die Sprache der Rot-Karenen, verschieden von den andern Karenen-Dialekten und mehr gutturaler Art, ist vom dänischen Missionar Jensen mit Hilfe des Prof. E. Forchhammer 1886 in Schrift gefaßt und zwar mit Barma und Karenenbuchstaben.[5])

[1]) Judson, Grammar 1883 (52 S.). Dictionary burmese and english, with 3 append.: Grammar, geograph. names and scripture proper names. II. edit. Rangun 1883 (782 S.), vgl. Wilh. v. Humboldt, Kawi-Sprache I, 358. I, 170, II. Anhang 85. Zur Missionspresse vgl. Bapt. Miss. Magan. Boston 1890, 239. A. W. Lonsdale schrieb: First Step in Burmese u. a. W. H. S. Hascal, M. Jameson, Haswell, Stilson, E. A. Stevens, F. H. Eveleth, Frau M. C. Douglas und Fräulein K. F. Evans Schulbücher und Traktate; es erschienen zwei Zeitschriften: „Messenger" und „Sunday-school Paper".

[2]) Eines fünfbändigen Werkes „die Krone seines unermüdlichen litterarischen Fleißes, ein wertvolles Werk für die dortigen Missionare, an dem er arbeitete, bis sechs Tage vor seinem Tode die Feder seiner müden Hand für immer entsank". A. M.-Z. 1879, 317. Zu S. P. G. vgl. daselbst 1893, 64. Marks.

[3]) Vgl. die Aufzählung in A. M.-Z. 1879, 285 f.; die Zeitschrift „Examiner" und „Morgenstern" und für Maulmein Evang. M.-M. 1864, 198. Das Baptist Miss.-Mag. Boston 1890, 239.

[4]) A. M.-Z. 1879, 171; Cust: Modern Languages of the East Indies 180.

[5]) Evang.-Luth. Miss.-Bl. 1887, 223. 281. Jensen † vor kurzem. —

Digitized by Google

Die Mundart Katschin oder Kak'hyen nordwestlich von Bamo ist ebenfalls von den amerikanischen Baptisten schriftlich niedergelegt,[1]) ebenso das Singpho, ein tibeto-barmanischer oder vielleicht Karenen-Dialekt.

Das Kami oder Kemi hat der Amerikaner Stilson erforscht und Schulbücher nebst Wörterverzeichnis und grammatischen Bemerkungen geliefert (Cust 106).

5. Tibets einsilbige Sprache hat F. C. G. Schröter mit Hilfe des alten italienisch-tibetanischen handschriftlich vorhandenen Wörterbuch des katholischen Missionars de la Penna[2]) erforscht[3]) und noch viel gründlicher thats der sprachbegabte, sehr fleißige Herrnhuter Heinr. Aug. Jäschke mit seinen berühmten Werken[4]) und Schriften, welche auf der lithographischen Presse der Herrnhutermission zu Kyelang meistenteils gedruckt sind. Auch die tibetische Kaidschili-Mundart sowie das Spiti hat er durchforscht. Der Katholik Desgodin gab ein französisch-englisch-tibetisches Wörterbuch.[5])

6. Die Himalaya- oder tibeto-barmanische Gruppe. Das Garo ist von amerikanischen Baptisten erforscht und das Kunawari besprach der genannte Jäschke 1865.[6]) Die chinesische Abteilung dieser Gruppe, z. B. das Lolo, Mautse u. s. w. ist von katholischen Missionaren berührt worden, aber die sprachlichen Ergebnisse sind teils noch zu unsicher teils mir zu unbekannt, um Genaues hier anzugeben. Das

[1]) Kakhyen spelling book, Rangun 1883 (40 S.). Bapt. Miss.-Mag. 1890, 229. J. N. Cushing: Grammatical Sketch in Asiatic Soc. XII. Part. III. (1880).

[2]) Dieser Penna hatte die gelehrte und volkstümliche Sprache studiert, wichtige tibetanische Werke ins Italienische und christliche ins Tibetanische übersetzt (Kalkar II, 24). Des Kapuziners P. Cassiano Beligatti da Macerata: Alphabetum Tangutanum s. Tibetanum, Rom 1773, edid. J. C. Amuduazi ist unbedeutend.

[3]) Schröter: Dictionary of the Bhotanta or Boutan lang. with grammar: ed. by J. Marshmann and W. Carey, Serampore 1826 sehr selten geworden. Die Bhutaner sprechen Tibetisch.

[4]) Jäschke: Handwörterbuch, Gnadau 1871 (696 S.) autographiert, mit durchgängiger Anwendung der tibetischen Schrift; tibetan grammar II. edit. by H. Wenzel. London 1883; tibetan-english dictionary with special reference to the prevailing dialects and an Engl.-Tibet. Vocabulary. London 1881. (691 S.); vgl. über dies dictionary in II. edit. London 1883, A. M.-Z. 1883, 480 u. 1884, Beibl. 27 f. enthält an anderen hier des Raumes wegen nicht nennbaren Schriften; die von ihm in Kyelang veröffentlichten Schriften umfassen wohl 2000 Seiten; zu seiner Übersetzung der Leidensgeschichte vgl. Miss.-Blatt a. d. Brüdergem. 1891, 35. 210, sonst noch Ausland 1884, 104. Benfey a. a. O. 766 „einen insbesondere für die Geschichte der tibetanischen Sprache sehr beachtenswerten Aufsatz über die Phonetik derselben in Berl. Akademie 1867, S. 148—182." —

[5]) Kalkutta 1883. Glob. Bd. 57, 287. A. M.-Z. 1883, 480: „tibetisch-lateinisch-französisch."

[6]) Jäschke: im Journal of Bengal Asiat. Society. Calcutta, vgl. Cust a. a. O. S. 180. Fürs Garo: Mason gab Erklärung des Matthäus, E. G. Philipps nebst Frau Rechenbücher; auch andere Schulbücher wurden gedruckt, sowie die jährliche Zeitschrift Garo-Magazine von etwa 148 S. (vgl. Bapt. Miss.-Mag. Boston 1890, 263).

Digitized by Google

Leptscha oder Rong bei Dardschiling in Sikkim bearbeitete etwa 1845 Start (Cust 950).

7. Asam- oder Assam-Gruppe. Der amerikanische Baptist M. Bronson stellte ein Assamese and English Dictionary (615 S.) zusammen. Der Norweger und dänische Missionar L. O. Skrefsrud hat neuerdings in der Mech- oder Metsch-Sprache, einer Mundart des Katschari (nach Cust S. 98) einige Schriften verfaßt.[1]) Fürs Naga lieferte der amerikanische Baptist Nathan Brown um 1850 ein Wörterverzeichnis und eine Einteilung der Dialekte und ein anderer Missionar gab 1878 ein Vokabular des Mikir (Cust 99, 101).

8. Die alleinstehende einsilbige Khassia oder Khasi-Gruppe (vgl. diese bei der Bibelübersetzung) bei Schillong ist in der vorzüglichen Grammatik und dem Wörterverzeichnis des Wales-Missionars Pryse dargelegt (Cust 117).

Die Kolarische Sprachengruppe, nicht arisch und nicht dravidisch, in Mittelindien, führt uns zuerst zu den Santal, nordwestlich von Bengalen, deren agglutinierende Sprache schon 1852 vom amerikanischen Baptist Philipps in Orissa allerdings noch mangelhaft grammatisch bearbeitet ist (Kalkutta). Doch des L. O. Skrefsrud Sprachlehre (Benares 1873) hat den Vorgänger bedeutend überholt und diese Sprache uns erst erschlossen[2]) und Dr. Heumann schrieb nach deutschem System ein erstes Lesebuch. — Dem Santal nahe verwandt ist das Kol,[3]) von Dr. A. Nottrott, dem Goßnermissionar, vortrefflich klar dargelegt und zur Schriftsprache erhoben. Auch die verschiedenen Dialekte des tamilähnlichen Urao, das eigentliche Mundari, das letzterem nahe verwandte Larka sind von deutschen Goßnermissionaren erforscht und schriftlich niedergelegt,[4]) O. Flex schrieb seine Introduction

[1]) Ein Wörterbuch, Sprachlehre, vierfaches Lesebuch, Luthers kleiner Katechismus und bibl. Geschichte, welche auf Kosten der Calcutta Schoolbook Society gedruckt wurden. Kirketidende 1888, 329. 1889, 212. 1890, 295. Zu Katschari vgl. oben bei Bengali und Asam.

[2]) Der wunderbar sprachbegabte Skrefsrud schuf eine Santal-Literatur, verschiedene Schulbücher, Barths Bibl. Gesch., Luthers Katechismus, Liturgie u. s. w. Abriß der Weltgeschichte, vgl. Almindely Kirketidende 1885, 21. 236. 1889, 212. 1890, 192. 295. Seit kurzem erscheint die Monatsschrift „Der Santal-Freund" in etwa 800 Exemplaren.

[3]) Von dem Urvolk der Kol kommt das Weltwort Kuli für die Lastträger.

[4]) L. Nottrott: Die Goßnersche Mission unter den Kolhs. Halle 1888, I, 51 mit Sprachproben II, 149 f. An Schulbüchern erschien schon 1873 Nottrotts kleines Lesebuch, Auswahl von Kirchenliedern, Sonntagsliturgie, Gebete in Mundari. Die zehn Gebote, Vater unser in Santal; Wangemanns Bibl. Gesch. von Nottrott und Kröcher erlebte schon vier Aufl.; Nottrotts Mundari-Liederbuch gab Beyer heraus; Hahn übersetzte 1882 Wangemanns Bibl. Gesch. ins Urao, auf der Missionspresse in Ranchi gedruckt; ferner zehn Gebote, ein kleiner Katechismus; seit

Digitized by Google

to the Uraun (Urao) language, Kalkutta 1874, und der bekannte Th. Jellinghaus gab neue Aufschlüsse übers Munda-Kol. — Das Bhil, die verarisierende Sprache der nichtarischen Ureinwohner in den Windhja-Bergen aber in ursprünglicher Form nur schwach vorhanden, hat Thompson, Missionar der Church M. S., grammatisch und durch ein Wörterbuch bearbeitet.[1])

Bevor wir von Indien und Asien Abschied nehmen, sei auch noch die Indian Evangelical Review in Bombay als eine Schatzkammer auch für die Sprachwissenschaft genannt. (Schluß folgt.)

Literatur-Bericht.

1. **„Geschichten und Bilder aus der Mission."** Heft 11. Halle. Waisenhausbuchhandlung. 25 Pf. 50 Ex. 10 Mk. Diese nach dem Tode ihres Begründers Dr. Frick von dem jetzigen Direktor der Franckeschen Stiftungen, Dr. Fries, in Gemeinschaft mit dem Unterzeichneten herausgegebene Missionsschrift erscheint nach kurzer Unterbrechung wieder ganz in der alten bekannten Gestalt: kurzes erbauliches Vorwort, ein Lebensbild aus der gegenwärtigen Missionsgeschichte und Biographie eines Missionars. In Heft 11 sind die betreffenden Stücke: „Gieb es weiter," „Besuche in tamulischen Heidendörfern" und „Alexander Mackay, der Missionar von Uganda" von Warneck, Stosch und W. Baur geliefert. Auch dieses Heft ist wie seine Vorgänger aller Verbreitung wert und wir bitten, besonders auch auf den Missionsfesten und in den Schulen es fleißig anbieten zu wollen.

2. Zum andern möchten wir auf die in der Januar-Nummer des „Missionsblatts des Frauenvereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande" gelegentlich seines 50jährigen Jubiläums erschienene „Geschichte des genannten Vereins von 1842—1892" um so mehr besonders aufmerksam machen, als derselbe, wie auch sein Organ, nur in verhältnismäßig kleinen Kreisen bekannt zu sein scheint. Es wird Zeit, daß endlich auch Deutschland mehr selbständige weibliche Arbeiterinnen in den Missionsdienst stellt, als bis jetzt geschehen ist. Um das Interesse an diesem wichtigen Zweige der Missionsarbeit in weiteren Kreisen anzuregen, empfehlen wir darum besonders den Frauen das Abonnement auf das genannte Vereinsblatt. Jedenfalls wird die Januar-Nummer, die ein selbständiges Heft von 160 Seiten bildet, auch separat ausgegeben. Zu beziehen durch Fräulein von Walsleben, Berlin W., Schellingstr. 12. Warneck.

Ende 1878 erscheint sogar eine Kirchenzeitung „Gharbandhu", d. h. Hausfreund; Kandidat Rantei verfaßte 1883 Luthers Leben im Mundari und die lithographische Missionspresse zu Ranchi wurde 1883 eine wirkliche Typendruckerei durch Häberlins Verdienste, vgl. noch A. M.-Z. 1874, 266. 1877, 56.

[1]) Über das vom Hindi bald verdrängte Bhil vgl. A. M.-Z. 1891, 65.

Digitized by Google

Zeichen und Wunder in der Mission.

Von F. M. Zahn.

Die christliche Mission ist bemüht, Nichtchristen zu Christen zu machen, einen Religionswechsel herbeizuführen. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe. Die öffentliche Meinung ist außerordentlich mißtrauisch einem Religionswechsel gegenüber. Konvertiten von einer christlichen Konfession zur anderen, Proselyten von einer Religion zur andern, Juden, Mohammedaner oder Heiden, die Christen geworden sind, erfahren nicht die Wohlthat des milden Grundsatzes, daß jeder für gut zu halten sei, bis das Gegenteil bewiesen, sie müssen erst mit der That gezeigt haben, daß ihr Bekenntnis keine Lüge ist, ehe man ihnen traut. Wenn die, welche mit der Mission beschäftigt sind, freudestrahlend melden: Gott hat auch den Juden oder Heiden Sinnesänderung gegeben zum Leben, werden sie nur zu oft nicht mit Freuden bewillkommt, sondern ernüchtert durch die zweifelnde Frage: Ist die Bekehrung auch echt?

Dies allgemeine Mißtrauen ist nicht ohne Grund; ein Religionswechsel ist in der That ein sehr schwieriger Vorgang. Ist eine Religion nur einigermaßen, was sie sein soll, so hat sie ihren Sitz im Mittelpunkt des menschlichen Geisteslebens; sie ist eine Sache des Willens, sie hat das ganze Denken beeinflußt, die Moral hängt von ihr ab, und ein Religionswechsel bedeutet einen sehr tief und weitgreifenden Wandel, eine gründliche Umgestaltung des ganzen menschlichen Geisteslebens. Jesus hat die Veränderung, die bei einem Menschen, der Christ wird, geschehen muß, eine Wiedergeburt genannt, und Nikodemus war durchaus nicht unverständig, als er fragte: Wie mag solches zugehen?

Doch dies ist nicht alles. Die Religion hat von dem Mittelpunkt des Lebens aus alles beeinflußt und allem, der Sitte, den verschiedenartigen Verhältnissen, in denen ein Mensch lebt, der Ehe, der bürgerlichen und staatlichen Gemeinschaft ihren Stempel aufgedrückt, und ein Religionswechsel bedeutet darum eine Revolution oder Reformation in dem allen. Zwar hat Jesus seine göttliche Meisterschaft darin bewiesen und ist eben deshalb das Christentum geeignet, die Religion aller Zeiten und der ganzen Welt zu werden, daß er für alle diese geschichtlich gewordenen Verhältnisse keine besonderen Forderungen stellt, sondern sich mit der einen Forderung der Sinnesänderung in Buße und Glauben begnügt, aber doch stellt sich sehr bald heraus, daß Jesus von Nazareth, der nur

Digitized by Google

das Herz fordert, dennoch auch die Sitten ändert, die Moses oder Konfucius oder Buddha oder sonst ein Religionsstifter gegeben hat. (Apg. 6, 13.) Unaufhaltsam, vom Mittelpunkt aus in den Umkreis hinein, findet eine Umgestaltung statt, und gerade wenn diese Umwälzung irgend einen Punkt des Umkreises erreicht hat, erhebt sich oft da der Widerstreit. Man deckt und verteidigt die Außenposten um die Hauptstellung, das Herz, zu schützen gegen die christliche Grundforderung der Sinnesänderung und des Glaubens.

In den allermeisten Fällen aber schließt diese Veränderung, welche die christliche Mission mit sich bringt, nicht nur eine Reinigung und Veredlung aller dieser Verhältnisse in sich, sondern auch, um nicht zu sagen, eine Schöpfung, so doch eine Hebung derselben von niederer auf höhere Stufe. Die christliche Heidenmission hat es nämlich meistens mit sogenannten kulturlosen Völkern oder, da es im Vollsinn des Wortes kulturlose Menschen nicht geben kann, mit Völkern niederer Kultur zu thun, mit solchen, welche die Höherstehenden anmaßend „Barbaren", „Wilde" zu nennen pflegen. Eine Ausnahme hiervon macht die erste Missionsperiode. Zwar hat Paulus ausdrücklich bekannt, daß seinem Evangelium gegenüber das Barbarentum, ja selbst das Scythentum von keiner Bedeutung sei, aber doch haben die apostolischen und altkatholischen Missionare sich vornehmlich mit den Kulturvölkern des römischen Reiches beschäftigt und zwar, wie man cum grano salis verstanden, wohl sagen darf, daselbst von oben, in den Kulturcentren, den großen Städten anfangend, so daß der Dörfler, der paganus schließlich übrig blieb und darum den Namen für den Heiden abgeben mußte. Aber so wie die christliche Mission aus dem römischen Reich sich den germanischen und slavischen Völkern zuwandte, wurde dies anders. Die ganze mittelalterliche Mission ist die Mission des Kulturmenschen an den Barbaren. Das gilt auch vorwiegend von der gegenwärtigen, mit dem 16. Jahrhundert beginnenden Missionsperiode. Der größte Teil des ungeheuren, uns geöffneten Missionsfeldes, Amerika, Australien, Afrika, ist von Völkern einer niederen Kulturstufe bewohnt. Allerdings der Zahl nach ist das Verhältnis ein anderes; die meisten Heiden leben in China, Japan, dem asiatischen Indien, und diese sind keine Barbaren. Doch kann man diese Völker auch nicht Kulturvölker im Sinne unsrer Kultur nennen. Es sind nur die oberen Zehntausende, welche Bildung haben, welchen es auch gelungen ist, dem staatlichen Gemeinwesen eine höhere Form zu geben. Mit der Masse verglichen sind es doch nur wenige. Z. B. was die Kunst des Lesens betrifft, so wird es so viele Literati dort geben, als

Digitized by Google

bei uns Analphabeten übrig bleiben. Unter der Herrschaft einer gebildeteren Minderheit leben ganze Völker, fremder Abstammung, oft fremder Sprache, die viel tiefer stehen, und gerade unter ihnen, unter den Karenen, Santalen, Kols, hat die Mission die meisten Erfolge. Auch in unsrer Zeit hat die christliche Mission es vornehmlich mit Völkern geringerer und geringer Kultur zu thun.

So hat die Mission also meistens die Aufgabe, nicht nur die vorhandenen Verhältnisse zu reinigen und zu veredlen, sondern auch neue dem christlichen Leben entsprechende Zustände zu schaffen oder die vorhandenen zu heben. Oder besser gesagt, die Mission kann nicht gelingen, wenn nicht mit dem Religionswechsel, den sie herbeiführen will, auch eine Hebung des Kulturstandes eintritt. Denn das Christentum ist so wenig kulturfeindlich, daß es vielmehr einen hohen, um nicht zu sagen, den höchsten Kulturstand fordert. Zwar ist es Gottes Ehre, daß er den Einfältigen sein Heil offenbart; und daß auch Barbaren durch sein Evangelium selig werden können, wie denn auch Lahme, Blinde, Krüppel im Himmelreiche Platz haben. Allein zum normalen Christenstand, wenn ich so sagen darf, zur vollen Entfaltung der christlichen Gedanken, ihrer Wahrheit und Schönheit, gehört ein hoher Kulturstand. Die Einzelnen wie die Kirche gewinnen ihr Vollmaß nur in Verbindung mit geförderter Kultur. Das Christentum ist zwar nicht *aus* einem Kulturboden erwachsen, aber doch *auf* einem solchen entstanden und fordert zum vollen Verständnis und ganzen Aneignung höhere Bildung der Personen und Verhältnisse.

Die christliche Mission hat demnach eine ungemein schwierige Aufgabe; sie strebt einen Religionswechsel an, der eine Änderung des innersten Menschen fordert, welche in ihrem Gefolge eine große Wandlung des auswendigen Menschen nach sich zieht, eine Wandlung, welche in den meisten Fällen nicht gesichert erscheint oder doch nicht eine allgemeine sein wird, wenn nicht zugleich der Kulturstand der Bekehrten sich hebt.

Nur spät ist die evangelische Christenheit an diese schwierige Aufgabe hinangetreten, aber nicht weil sie ihr zu schwer schien, sondern vornehmlich, weil ihr der Zugang zu den Heiden, welche durch die Mission so große Veränderungen erleben sollten, verschlossen war. Erst im 17. Jahrhundert ist, nachdem schon im 16. sich dies angebahnt hat, die Heidenwelt den evangelischen Kirchen zugänglich geworden, und in eben diesem Jahrhundert haben sie auch angefangen, mit der Missionsaufgabe sich zu beschäftigen. Nicht nur im engeren Sinne des Wortes kirchliche Kreise haben den Gedanken erwogen, was aus den Wilden werden solle; auch

Digitized by Google

andere haben darüber nachgedacht. Zwei literarische Erscheinungen können uns das zeigen, von denen die eine dem Anfang des 17. Jahrhunderts angehört, die andere schon in das 18. Jahrhundert fällt. Die erstere ist Shakespeares Schauspiel „Der Sturm", welches 1623 zuerst gedruckt wurde.

Die Fabel ist bekanntlich die, daß Prospero, der Herzog von Mailand, durch Verrat seines Thrones und seiner Heimat beraubt, auf einer Insel Zuflucht findet, wohin später auch sein verräterischer Bruder verschlagen wird. Diese Insel, wahrscheinlich eine der Bermudas-Inseln, deren Entdeckung 1552 eine der ersten unter den protestantischen Entdeckungen heidnischer Länder war, findet Prospero im Besitz eines Weibes, einer Hexe, und ihres mißgestalteten Sohnes Caliban, den er in seine Macht bekommt und zu einem gebildeten Wesen zu machen sucht. Caliban, der von seiner Mutter den amerikanischen Götzen Setebos kennt, ist ein Vertreter der heidnischen Amerikaner und erweist sich als ein unbildsames Wesen. Der Narr Trinculo, der ihn auf der Erde liegend findet, meint, in England würde er diesen Wilden ausstellen können, und Leute, die für einen lahmen Bettler keinen Deut übrig hätten, würden gerne zehn geben, um einen „Indianer" zu sehen. Der Indianer aber, so wenig bildungsfähig er sonst ist, zeigt sich sehr empfänglich für den Wein, welchen der betrunkene Stefano ihm giebt. „Das ist, sagt Caliban, ein braver Gott; er bringt himmlischen Trank. Ich will vor ihm niederknien; dieser Trank ist nicht von der Erde. Bist du nicht vom Himmel gefallen?" Der Wein bewährt sich als eine nur zu wirksame Kulturgabe, leider bis auf den heutigen Tag. Den Caliban hat sie zu einer Verschwörung gegen seinen Herrn Prospero angestachelt, die zwar vereitelt wird, diesen aber veranlaßt, über seinen Erziehungsversuch das Todesurteil zu sprechen: „Ein Teufel ist er, ein geborner Teufel, an dessen Natur keine Kultur haftet; an dem meine Mühen, aus Menschenliebe unternommen, alle, alle verloren sind, ganz verloren."

Nicht so pessimistisch ist die Auffassung von der Möglichkeit, einen Wilden zu wandeln, welche die andere literarische Erscheinung vertritt, die fast ein Jahrhundert jünger ist, als Shakespeares Sturm. Ich meine Defoes 1719 erschienenes Buch von dem „Leben und merkwürdigen, erstaunlichen Abenteuern Robinson Crusoes", das allen wohl als Campes „Robinson der Jüngere" bekannt ist. Das Original ist eine Schrift voller Missionsgedanken.

Bekanntlich wird Robinson als Schiffbrüchiger auf eine südamerikanische Insel verschlagen und im ersten Teil sehen wir, wie er hier in der Einsamkeit von vielen Errungenschaften unsrer Kultur entblößt eine nach der andern sich erwirbt. Erst nach vielen Jahren der Einsamkeit sieht er wieder einen Menschen und dieser ist ein Heide, ein Kannibale. Von da an beginnt die Missionsarbeit im Buche. Robinson selbst, durch sein Unglück zur Buße und Bekehrung geführt, zu seinem Gott und seiner Bibel bekehrt, steht keinen Augenblick an, Freitags Missionar zu werden. Es gelingt ihm, Freitag wird Christ. Einen Augenblick freilich ist Robinson zweifelhaft, ob der Bekehrte

Digitized by Google

nicht im Grunde seines Herzens am liebsten wieder in seiner Heimat wäre, den Zwang christlicher Kultur abwürfe und als Kannibale etwa auch seinen Missionar verspeisen möchte. Aber zu seiner Beschämung erkennt er bald, daß er ihm unrecht gethan und daß Freitags treues Herz solche Gedanken nicht hegt. „Der Wilde, erzählt Robinson, war jetzt ein guter Christ, ein viel besserer, als ich selbst" und als solcher bewährte sich Freitag bis zu seinem Tode. Was dem Prospero mit Caliban nicht gelungen, hat Robinson mit dem Kannibalen zustande gebracht. Zwar waren ihm die Schwierigkeiten nicht verborgen geblieben und hatten ihn erkennen lassen, daß „Gottes Wort und Geist die absolut notwendigen Lehrmeister sind, um Menschenseelen in der seligmachenden Erkenntnis Gottes und der Gnadenmittel zu unterweisen". Aber diese Lehrmeister konnte er ja haben. „Wir konnten, erzählt er, hier das Wort Gottes lesen, und waren hier nicht weiter entfernt von seinem Geiste, daß er uns unterweise, als wenn wir in England gewesen wären."

Der Romanschriftsteller Defoe und sein Held kannten bessere Mittel, die Schwierigkeiten der Missionierung und Kultivierung zu überwinden, als Shakespeare und sein gelehrter, mit Zaubermitteln ausgerüsteter Prospero und auch als manche erleuchtete Theologen, Zierden der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche im 17. Jahrhundert.

Es war um die Mitte dieses Jahrhunderts, im Jahre 1664, daß der Baron Justinianus von Welz seine „christliche und treuherzige Vermahnung" ausgehen ließ „an alle rechtgläubige Christen der Augspurgischen Confession, betreffend eine sonderbahre Gesellschaft, durch welche nebst göttlicher Hülfe unsre Evangelische Religion möchte ausgebreitet werden". Das war der erste öffentliche Aufruf zur Mission, der in der evangelischen Kirche gehört wurde. Von den Schwierigkeiten der Aufgabe, zu welcher Justinianus ermahnte, redet dieser nicht, hat sie vielleicht auch nicht erkannt, aber davon redet er, daß dies Werk nach Gottes Willen sei und der Christen Pflicht, und wird darum den Schwierigkeiten gegenüber sich der „göttlichen Hülfe" getröstet haben, auf die er im Titel seiner Schrift hinweist. Sein Aufruf fand hier und da Zustimmung, aber dieselbe war nicht mächtig genug, um gegen den Widerspruch aufzukommen, der sich erhob, und der diesen Missionsruf erstickt hat. Unter den Widersprechenden zeichnete sich der Regensburger Superintendent Joh. Heinr. Ursinus aus, der 1674 seine „wohlgemeinte, treuherzige und ernsthafte Erinnerungen an Justinianum" herausgab, „seine Vorschläge, die Bekehrung des Heidentums und Besserung des Christentums betreffend." Dieser Theologe wußte mehr als genug von den Hindernissen.

„Sollen die Heiden heutzutage bekehrt werden, so müssen zuvor dreierlei Hauptmängel und Hindernisse abgethan und weggeräumt werden, 1. an seiten der lehrenden Christen, 2. an seiten der zu bekehrenden Heiden, 3. an seiten Gottes selbst." Wir haben es jetzt nicht mit allen seinen Einwänden zu thun; es genügt zu erinnern, daß nach Ursinus unter anderen die Lehrenden

Digitized by Google

„erstlich mit den Heiden müssen reden und Gottes Wort ihnen vortragen können, denn der Glaube kommt aus dem Gehör". Das einfache Mittel der Spracherlernung scheint Ursinus nicht zu genügen; er denkt wohl an die Sprachgabe des Pfingstfestes. Als dritte Eigenschaft der Missionare wird gefordert: „Ferner müssen sie es im äußerlichen Wandel nach dem Schein der Vernunft den heidnischen Mönchen, Pfaffen und dergleichen nicht nur gleich, sondern auch zuvorthun. Denn eben dadurch die Heiden am meisten gefangen werden gehalten in den Stricken des Satans, daß durch seine Hülfe seine Werkzeuge schier übernatürliche Dinge treiben, welche von ihrem Volke für göttliche Wunderwerke gehalten werden. Fasten, beten, seinen Leib kasteien ist lauter Kinderspiel: wer nicht in glühende Öfen gehen, glühende Eisen verschlucken, seinen Leib zerschneiden, verborgene Sachen offenbaren, ja gar sich lebendig in Feuer und Wasser mit Bezeugung großer Freudigkeit seines innerlichen Geistes kann stürzen und dem Teufel durch sein selbst Opferung sich ergeben, der wird nichts geachtet." D. h. verstehen wir richtig, so soll der evangelische Missionar den heidnischen Zauberer übertrumpfen, wie Moses Schlangenstab die Stäbe des Jannes und Jambres verschlang; ehe der evangelische Missionar arbeiten kann, muß er mit der Wundergabe ausgerüstet sein. Hören wir noch eines der Desiderien, die „an seiten der Heiden" erfüllt werden müßten. „Die Heiden, sagt Ursinus, welche bekehrt sollen werden, müssen nicht sein erstlich wilde Leute, die schier nichts Menschliches an sich haben, als die äußerliche Gestalt, wie die Grönländer, Lappen, Samojeden, Menschenfresser, hin und her in den abgelegenen Inseln und unter den Polis wohnend, zu welchen kein Zutritt zu hoffen und mit welchen kein vernünftiges Volk einige Gemeinschaft hat." Das heißt, der *βάρβαρος* und *Σκύθης* muß hellenisiert werden, ehe er christianisiert werden kann, oder modern ausgedrückt: erst kultivieren, dann christianisieren.

Der Missionsprediger ist damals zum Stillschweigen gebracht worden und, wie so oft die, welche von der Kirche nicht verstanden sind, thun, zu den Sektierern gegangen. Aber während in der deutschen evangelischen Kirche der Regensburger Superintendent das Wort behielt, war doch schon evangelischerseits der Versuch gemacht und gelungen, der Schwierigkeiten, die dem Missionswerke im Wege stehen oder nach der Klugen Meinung stehen sollen, Herr zu werden. Ein paar Jahrzehnte vor dem Erscheinen von Ursinus Erinnerung hatte John Elliot sich an die Indianer gemacht; er hatte es verstanden, mit ihnen zu reden in ihrer Sprache, sogar Gottes Wort in ihre Sprache zu übersetzen und aus dem Gehör war der Glaube gekommen; es war der Anfang der Indianermission schon geschehen, deren Erfolg wohl noch viel erfreulicher vor aller Augen da stehen würde, wenn nicht andere Kulturträger, wie einst zu Caliban, mit der Flasche gekommen und den bösen Geist geweckt hätten. Einige Jahrzehnte nach dem Erscheinen von Ursinus Schrift gab es noch mehr Missionare, unter ihnen solche, die sich an die wagten, welche von

Digitized by Google

andern vergeſſen waren, die zu den „Grönländern“, ſo „unter den Polis“ wohnen, gegangen waren, und die, obwohl die Wunderzeichen ausblieben, und die Kultur nicht zuvor ihr Werk gethan hatte, von dort die fröhliche Botſchaft ſandten: „ſie wollen nun“ d. h. dieſe Wilden wollen nun glauben ans Evangelium.

Das waren freilich immer nur einzelne Erſcheinungen. Von einem allgemeinen Aufgebot aller Kräfte, welche die evangeliſche Kirche zur Welteroberung mobil machen konnte, war noch nicht die Rede. Das hat ſich erſt in den letzten hundert Jahren angebahnt. Die Jubiläumsgedanken, die im Jahre 1892 oft ausgeſprochen ſind, gehen auf den Bahnbrecher William Carey zurück, und auf die berühmte, wirkſame Predigt, die er im Mai 1792 gehalten hat. Dieſe Predigt hatte aber ihre Vorgeſchichte, zu der auch eine Predigerkonferenz im Jahre 1786 gehört. In derſelben hatte der ehrwürdige Vorſitzende Ryland die jüngeren Brüder aufgefordert, ein Thema zur Beſprechung vorzuſchlagen. Nach einer Pauſe meldete ſich Carey und ſchlug vor, darüber zu verhandeln, „ob der den Apoſteln gegebene Befehl, alle Völker zu lehren, nicht bindend ſei für alle ihnen nachfolgende Prediger bis zum Ende der Welt, ſintemal die denſelben begleitende Verheißung ebenſo lange gelte.“ Da fuhr ihn der Vorſitzende an: „Sie ſind ein elender Schwärmer, ſolche Frage zu ſtellen. Selbſtverſtändlich kann nichts geſchehen, ehe nicht ein zweites Pfingſten kommt, wann eine Austeilung von Wundergaben, die Sprachengabe eingeſchloſſen, den Auftrag Chriſti ausführbar machen wird, wie im Anfang!“ Der Mann, welcher glaubte, mit Gottes Wort und Geiſt könne die Kirche die ihr geſtellten Aufgaben erfüllen, ſollte ein Enthuſiaſt, und der Mann, welcher Zeichen forderte, wollte der Nüchterne ſein!

Auch an der Schwelle dieſes letzten Miſſionsjahrhunderts begegnen uns die Bedenken, ob es möglich ſei, ohne außerordentliche Hilfe Gottes, ohne Wunder in der ganzen Welt den Religionswechſel ſamt ſeinen notwendigen Folgen zuſtande zu bringen, den die Miſſion anſtrebt. Bekanntlich hat W. Carey ſich nicht abhalten laſſen, ſondern iſt gegangen und hat es probiert. Ihm ſind andere nachgefolgt, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt iſt die Zahl der Vereinigungen, die ſich dem Werke widmen, der Miſſionare, die zu den Heiden gehen, der Heiden, die durch ſie das Chriſtentum annehmen, die Ausdehnung des Gebietes, auf dem man thätig iſt, gewachſen. Keineswegs kann man ſchon ſagen, daß die Kirche alle ihre Kräfte angeſpannt hat; daran fehlt noch ſehr viel. Aber man darf ſagen, daß ſeit der Apoſtelzeit die chriſtliche Kirche nie in dem Maße an der Heidenbekehrung ſich beteiligt hat, wie in unſern Tagen, daß, ſo

Digitized by Google

lange das Christentum besteht, nie so viele berufene Knechte Gottes in dem Werke thätig waren und daß in der ganzen christlichen Zeitrechnung nie so viele Heiden Christen wurden, wie es jetzt Jahr um Jahr geschieht. So darf man von einem Erfolge der Mission reden, und dennoch ist das Verlangen nach Wunder und Zeichen nicht verstummt. Es äußert sich nicht gerade in dürren Worten, daß man etwa, wie Ryland, ein neues Pfingsten mit Wundergaben fordert, aber doch so, daß man Forderungen stellt, aus denen deutlich die Unzufriedenheit mit dem bisherigen Erfolg, mit dem Betriebe der Mission, dem ganzen Gebaren in derselben und das Begehren nach etwas Größerem, Außerordentlichem, Wunderbarem zu erkennen ist. Wir nennen einige Symptome dieser Geistesrichtung.

Vielleicht erinnern sich die Leser, daß im Jahre 1859 ein Missionar in Nordindien die gesamte Christenheit aufforderte, in der zweiten Woche des neuen Jahres sich zu Gebetsversammlungen zu vereinigen, in welchen um eine „allgemeine Ausgießung des h. Geistes" gebeten werden möchte. Diese Bitte gab den Anstoß zu den Gebetsversammlungen im Januar, die seitdem so weit verbreitet und eine neue christliche Sitte geworden sind. Es läßt sich leicht erklären, daß ein Mann in der Missionsarbeit stehend, angesichts der Schwierigkeiten, mit denen er zu ringen hat, einen Hilferuf ausstößt und die Fürbitte der ganzen Christenheit fordert. Wir wollen es ihm auch nicht übel nehmen, daß er von einer allgemeinen Ausgießung des heil. Geistes redet, obgleich wir diesen Ausdruck für unbiblisch halten. Die allgemeine Ausgießung des heil. Geistes ist ein für allemal geschehen, sie ist eine Heilsthatsache, die sich ebensowenig wiederholt wie Ostern und Karfreitag. Der Missionar hat sich nur eines ungenauen Sprachgebrauches bedient, was ja oft genug geschieht. Allein er hat doch auch wirklich etwas anderes begehrt, als was immer geschieht, wo Gottes Wort verkündet wird und Gottes Geist sich bezeugt. In außerordentlicher Weise sollte Gottes Reich kommen, wie er denn auch ausdrücklich sich auf die Erweckungen in Amerika, Irland und Skandinavien berief, welche von einer Art von Zungenreden begleitet in jenen Jahren viel von sich reden machten. Es sollte durch besondere, außergewöhnliche Offenbarungen des heil. Geistes der Lauf des Evangeliums beschleunigt werden.

Eine Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen Gang der Mission, um ein anderes Symptom zu nennen, verraten auch die, welche ihre Mission „Glaubensmission" nennen. Diese Männer reichen in ihrem Glauben ohne Zweifel viele anerkennenswerte „Tugend" dar, aber daß sie in ihrer Tugend „Bescheidenheit" darreichen, kann man nicht sagen, weder in dem landläufigen Sinne, noch in dem, welchen Petrus im Auge hat, wo er dazu ermahnt. Denn man kann es nicht bescheiden nennen, daß jemand die eigene Arbeit eine Glaubensarbeit nennt und damit den andern den Glauben abspricht. Und es ist eine merkwürdige und lehrreiche Erscheinung, daß dieser Glaube meistens die γνῶσις, die Bescheidenheit im Sinne des Bescheidwissen nicht verträgt, daß er vielmehr meistens da aufhört, wo einer Bescheid weiß. Glaubens-

Digitized by Google

mission nennen sie ihre Arbeit, weil sie die vielen menschlichen Vermittlungen, die auch in der Mission sich geltend machen, ablehnen. Dies ist ein Glaube, von dem noch in besonderem Sinne gilt: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Ähnliche Gedankenwege geht auch Hudson Taylor, der Begründer der sog. China Inland-Mission, ein Mann voll Eifer für den Dienst Gottes, und wie es scheint, von großem und gesegnetem Einfluß auf die, welche mit ihm zu thun haben. Er findet zu viel menschliche Vermittlung in den gewöhnlichen Bahnen der Mission; er will keinen Menschen um Geld bitten, nur Gott; er will keinen Missions-Vorstand, der die Arbeit leitet; es soll alles unmittelbar von Gott aus gewirkt werden. Eine sehr bezeichnende Geschichte erzählt er, die für das, was oben vom Bescheidwissen gesagt war, einen Beleg bietet. Auf seiner ersten Seereise hatte er der Mutter zulieb sich mit einem Schwimmgürtel versehen, aber in einer stürmischen Nacht wurde er unruhig und bekam erst Frieden, nachdem er den Gürtel weg gelegt. „Ich habe seitdem, schreibt er, den Irrtum eingesehen," den Irrtum nämlich, als ob Gott nicht auch in den Mitteln seine Hand habe, und spricht sich bei dem Anlaß gegen die sogenannten „Glaubensheilungen" aus. Er findet es „vermessen", den Gebrauch ärztlicher Mittel zu versäumen. Taylor weiß hier nämlich Bescheid; er hat Medizin studiert und steigt in diesem Punkt auf den Weg der andern Sterblichen herab, während der deutsche Herausgeber, kein Mediziner, sondern ein Theologe, bemerkt: „Das soll aber gewiß nicht heißen, daß es nicht Fälle giebt, wo es gilt, ihm (Gott) mit Ausschluß der Mittel vertrauen." Ganz anders denkt in diesem Punkte Taylors Namensvetter, der wesleyanische Bischof Taylor, der in das gefährliche Klima Westafrikas unter Mißachtung aller Vorsichtsmaßregeln, welche die Erfahrung gelehrt hat, eine große Missions-Gesellschaft führt, Männer, Frauen, Kinder, in dem Glauben, daß Gott die Missionare behüten werde. Nicht in diesem großen Stil, in viel innerlicherer Weise tritt diese Gedankenrichtung bei dem frommen Freimissionar Arnot hervor. Dafür ein Beispiel. Er ist unter den Barotse und hat mit einem Eingeborenen zu thun, der aufs tiefste bekümmert ist, weil er einen Hund verloren hat, den er dem König zuführen soll. Das wird ihm wahrscheinlich den Kopf kosten. „Der Gedanke kam mir, erzählt Arnot, ob dies nicht eine mir gegebene Gelegenheit sei, ihm die Macht des Gottes zu zeigen, von dem ich ihm zwei Abend vorher geredet. Ich betete im stillen zu Gott wegen der Sache und fühlte Freudigkeit, Ratan zu sagen, der Hund würde wiederkommen. Nein, nein, sagt er, nein, nein und ging bald weg. Etwa eine Stunde später kam der Hund zurück. Der arme Ratan konnte keine Worte finden, mir zu danken und seinen Glauben an die Realität meines Gottes auszudrücken."

Da haben wir einige Symptome von der Neigung, das unmittelbare, wunderbare Eingreifen Gottes zur Unterstützung des so überaus schwierigen Werkes der Mission zu suchen.

Findet sich diese Art des Verlangens nach Wundern meistens bei alten bewährten Freunden und Mitarbeitern der Mission, so hat diese auch junge, gewöhnlich noch in keiner Arbeit bewährte Freunde, die ihr sagen, daß

Digitized by Google

ihre gewöhnlichen Mittel nicht ausreichen. Jene finden, daß der Erfolg der Mission viel größer sein sollte, diese sind eigentlich erst Freunde der Mission geworden, seit sie so viel Erfolg hat, daß man von ihr redet. In Deutschland haben sie sich meistens erst in den letzten acht Jahren mit der Mission beschäftigt, seit wir nämlich Kolonien haben. Auch sie glauben der Mission, insbesondere der evangelischen, nachdem diese hundert Jahre nicht ganz erfolglos gearbeitet, sagen zu müssen, daß sie mit durchaus unzureichenden Mitteln arbeite. Wenigstens die sogenannten Wilden in Afrika und überhaupt in der ganzen Welt seien, so sagen sie, durchaus unfähig, die Dogmen der christlichen Religion zu verstehen; man sollte sie damit verschonen. Auch die christliche Moral, meinen andre dieser Freunde, sei viel zu hoch für sie; man solle sie auch damit nicht plagen. Was diesen Wilden zu ihrer Erziehung not thue, sei die Arbeit; eine Arbeitserziehung werde sie mit der Zeit für die christliche Religion empfänglich machen. Es ist die alte Weisheit: zuerst Kultivierung, dann Christianisierung. Ob bei diesen Freunden, die mit der Christianisierung warten wollen, aufgeschoben nicht so viel sein würde wie aufgehoben, brauchen wir nicht zu untersuchen. Es genügt zu bemerken, daß sie wie auch teilweise die älteren Freunde verkehrte Gedanken haben sowohl über das Ziel der christlichen, der evangelischen Mission, wie über die Mittel, die ihr zu Gebote stehen und auch von der Bedeutung der Zeichen und Wunder, die allerdings vorzeiten in der Mission vorgekommen sind. Die christliche Mission bringt freilich Dogmen — und nebenbei bemerkt, machen diese den Heiden nur wenig Schwierigkeiten — aber nicht zur Annahme in einem dieselben für wahr haltenden Glauben, sondern um eine Sinnesänderung, eine Herzenswandlung, eine Wendung in der Willensrichtung zu erzielen. Und diese ist es, die es so schwer macht, die Menschen zu bekehren; nicht weil die Forderung schwer zu verstehen, die Sache nicht leicht begreiflich wäre — jedes Kind versteht sie —, sondern weil es dem Menschen so schwer ankommt, die Finsternis zu lassen und dem Lichte sich zuzuwenden, ist das Missionswerk so schwierig. Diese große Forderung einer Wendung des Herzens aber kann man wohl bei Seite lassen, man kann sie abschwächen, und es ist das in der Mission zum Schaden des Werkes geschehen, aber man kann sie durch keine anderen Mittel erzielen, als durch die, welche Gott der Mission gegeben. Wenn ein Wilder arbeiten kann, so ist er damit um kein Jota geneigter, sein Herz Gott zu geben; wenn Ratan durch den Missionar seinen Hund wieder bekommt, so ist er wohl überzeugt, daß der Missionar einen mächtigen Gott hat, wie er früher glaubte, daß sein Priester oder Zauberer

Digitized by Google

einen mächtigen Geist hatte, vielleicht geht auch beides nebeneinander; dem eigentlichen Ziel ist er aber um deswegen keinen Schritt näher gekommen. Wer dieses Ziel will, hat die einzig ausreichenden Mittel im Worte Gottes und dem Zeugnis des heil. Geistes. Das Wort im Munde des Zeugen, sich je nach dem Bedürfnis wandelnd, stellt dem Heiden den vor Augen, der im Lichte wohnt und Licht ist, so wie wir Christen ihn kennen, in dem Angesichte Jesu Christi. Dieses Gottes-Wort mit seinen göttlichen Gedanken weckt in den Herzen die Sehnsucht nach dem, was gut und wahr und rein und schön ist, und der heil. Geist überführt davon, daß der Mensch nur in der Zuwendung zu diesem Lichte sein Heil findet. Nichts kann die Wirkung des Wortes und Geistes ersetzen, nichts diese innere Entscheidung beschleunigen, erleichtern, den Massen bequem machen, auch Wunder und Zeichen nicht.

Doch um dies letztere klar zu machen, müssen wir uns verständigen darüber, was wir unter Wunder verstehen. Selbstverständlich sind nicht gemeint miranda, nicht die Beweise des wunderbaren Waltens Gottes, sondern miracula, Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes. Auch noch in einem anderen Sinne reden wir jetzt nicht von Wundern. Die Septembernummer des Church Miss. Intellig. von 1892 bringt einen gedankenreichen Artikel[1]) über „Wunder in der Mission". Welches Wunder der Verfasser im Sinne hat, sagt ein dem Artikel vorgesetztes schönes Motto aus Dantes Paradies, das, frei übersetzt, besagt: „Wenn ohne Wunder sich die Welt zum Christentum bekehrte, so wäre dies ein Wunder, hundertmal so groß als alle andern Wunder." Er denkt an das Wunder, welches immer geschieht, wenn ein Mensch von neuem geboren wird. Von diesem Wunder reden wir hier nicht, sondern von dem, wie der Verfasser es nennt, „physischen Wunder," von Ereignissen in der sichtbaren Welt, die Gott zu stande bringt, ohne daß wir die sinnlichen Ursachen, mögen diese mitwirken oder nicht, sehen oder verstehen, um dadurch Menschen als von ihm Beauftragte zu legitimieren.

Diese Wunder nun, wie sie uns die heil. Schrift berichtet, was wollen sie? Wir antworten zunächst, sie wollen nicht die Heilsordnung ändern und auch nicht die Weltordnung. Wenn wir Jesum, der „ein Wunderthäter" war, betrachten, so sehen wir ihn mit den Wundern aufs sorgfältigste umgehen, daß nicht etwa der Irrtum aufkomme, er sei zufrieden mit einem Verhältnis zu ihm, was nur durch die Wunder hergestellt ist. Er thut da keine oder nur wenige Wunder, wo man ihm

[1]) Thema und Inhalt dieses Artikels sind vor Erscheinung jener Abhandlung im Intelligencer fertig gewesen.

Digitized by Google

nicht glaubt; wenn man ihm glaubt um der Zeichen willen, so vertraut er diesen Glaubenden nicht; wo man, um zu glauben, Zeichen fordert, da verspricht er ein Wunderzeichen, das in dem geforderten Sinne kein Zeichen ist, seine Auferstehung nämlich, die nur für den Glauben ein Zeichen ist. Die Wunder sind nicht da, um die Heilsordnung, daß nur der Glaube, die innerliche Zuwendung des Herzens zu Gott gerecht und selig macht, zu ändern und auch nicht um die gegenwärtige Weltordnung zu ändern. Wenn Jesus tausende mit wenigen Broten speist, so bedeutet das nicht, daß er eine Revolution herbeiführen will in der Weise, wie Menschen sich ernähren. Wenn er Tote auferweckt, so will er nicht sagen, daß in seiner Nähe keiner sterben wird. Wenn er den Petrus auf dem Meere gehen läßt und dem Sturm dräuet, daß es ganz stille wird, so hält dies den Missionar Paulus nicht ab, Schiffe zu benutzen, noch bewahrt es ihn davor, dreimal Schiffbruch zu leiden. Wenn Jesus und Paulus Kranke heilen, so macht das den Paulus von seinem Pfahl im Fleisch nicht frei, noch überhebt es ihn der Notwendigkeit, in seiner Missionsgesellschaft den Arzt Lukas zu haben. Die Wunder wollen nicht Hunger und Mühe, Not und Krankheit und Sterben aus der Welt oder aus dem Leben der Christen hinwegschaffen; sie wollen weder die Weltordnung noch die Heilsordnung ändern. Was wollen sie denn? Die Wunder sind, wie sie denn auch genannt werden, Zeichen. Sie wollen zunächst, was eine gute Einleitung will, — auditorem reddere attentum.[1]) Dann sind sie eine Predigt in Thaten, in Ereignissen, ein großartiger Anschauungsunterricht. Endlich sind sie sowohl für die, welche noch nicht glauben, als für die, welche zum Glauben gekommen sind, ein Beweis, daß Gott mit seinem Gesandten und dessen Sache ist und daß er die Gedanken, welche sein Wort verkündigt, verwirklichen kann, will und wird.

Hat nun die Mission auch heute diese Wunderzeichen nötig, um die Zuhörer aufmerksam zu machen, um neben die Wortpredigt die Predigt durch Anschauungen zu stellen, um die Autorität der Prediger zu stärken, um ein Unterpfand zu geben, daß Gott seine Verheißung: Siehe, ich mache alles neu! erfüllen kann und wird? D. Fabri hat seiner Zeit die Aufforderung zu den Gebetswochen, die ihr vorangegangenen und nachfolgenden Erweckungen kritisch besprochen und ist bei der Gelegenheit zu dem Schluß gekommen, daß allerdings die Christenheit sich zu überlegen habe, ob die Ermahnung: Strebet nach den Geistesgaben, insbesondere daß ihr weissaget, ihr nicht gelte und schien geneigt, in den Erlebnissen, wie sie

[1]) Daß Jesus oft gebietet, von den Wundern zu schweigen, steht dem nicht entgegen.

Digitized by Google

Blumhardt und andre gehabt haben oder gehabt zu haben meinen, einen Anfang der Wundergaben zu erkennen, dem Weiteres folgen könne. Schreiber dieſes möchte ſich dieſer Möglichkeit nicht verſchließen; und ſeine theologiſchen Gedanken von der zukünftigen Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden würden nicht zerſtört werden durch die Annahme, daß einmal Wunderzeichen nötig ſein werden. Allein die Chriſtenheit muß die Erkenntnis, ob dies oder das nötig ſei, und dann die Freudigkeit, darum zu beten, nicht auf Grund von ſchwarmgeiſtigen Einfällen bekommen, ſondern erleuchtet durch das Wort heiliger Schrift und gewitzigt durch die Erfahrungen der Kirche in achtzehn Jahrhunderten.

Nun ſcheint allerdings für die, welche Wunderzeichen fordern, dies zu ſprechen, daß die Anfangsgeſchichte der Miſſion nicht ohne Wunder geweſen iſt. Jeſus ſelbſt iſt, wie wir ſchon ſagten, ein Wunderthäter geweſen und ſeine unmittelbaren Nachfolger auch. Zwar haben wir in dem Miſſionsbefehl ſelbſt — da wir vom Markusſchluß abſehen müſſen — keine Verheißung von Wundern, noch weniger, auch bei Markus nicht, einen Befehl, ſie zu vollbringen. Allein den Jüngern, die Jeſus in die Städte Israels ſandte, gab er die Macht, Wunder zu thun und wenn er den Apoſteln, die er in alle Welt ſandte, verhieß, daß ſie nicht allein die Arbeit thun ſollten, ſondern daß der heil. Geiſt ſie begleiten würde, ſo war eben eine der Erweiſungen dieſes heil. Geiſtes in jener erſten Zeit auch die Gabe, Wunder zu thun. Das bibliſche Miſſionsbuch, die Apoſtelgeſchichte, iſt voll von Erzählungen, daß Gott, wie es mehrmals heißt, zu dem Zeugnis durchs Wort das Zeugnis durch die Wunderthat hinzutreten ließ. Auch der Mann, welcher in dieſer Miſſionsarbeit der Führer war, Paulus thut Wunder. Den Römern wagt er davon zu reden, was Gott durch ihn gethan, um Heiden zum Gehorſam zu bringen „in Wort und Werk, in Kraft der Zeichen und Wunder". Den Korinthern gegenüber, die ſeine Autorität nicht, wie ſich gebührte, anerkannten, rühmte er ſich zwar nur ſeiner Arbeit und ſeines Leidens, ſeiner Schwachheit, wie er ſich ausdrückt, aber nicht weil er weniger ſei als die ſehr hohen Apoſtel, denn eines Apoſtels Zeichen ſind unter ihnen gewirkt worden mit aller Geduld in „Zeichen und Wundern und Thaten". Und im Hebräerbriefe leſen wir, daß dies letzte Wort Gottes an die Menſchen geſchehe, indem Gott ſein Zeugnis hinzubringe durch „Zeichen und Wunder und mannigfaltige Kräfte und Verteilungen des heiligen Geiſtes nach ſeinem Willen".

Es bedarf keines weiteren Zeugniſſes, daß die Geſchichte des Chriſtentums und der Miſſion mit Wundern begonnen hat, aber es iſt nicht

Digitized by Google

so geblieben. Schon in der ersten Missionsperiode, in welcher die römische *οἰκουμένη* christianisiert wurde, hat das Wunder aufgehört, je mehr das Werk der Mission fortschritt; je mächtiger die Kirche, je siegreicher sie wurde, desto mehr schwand das Wunder. Als sich dann die Kirche zu einem neuen Siegeslauf aufmachte und Mittel- und Nord-Europa zu erobern trachtete, hat sie von Anfang an ohne Wunder missioniert. Und dasselbe gilt von der jetzigen Missionsperiode, in welcher wirklich die ganze *οἰκουμένη* in Arbeit genommen wird; so groß ihr Arbeitsfeld, so schwierig ihre Arbeit, das Wunderzeichen fehlt ihr.

Es sei noch einmal daran erinnert, daß, wenn gesagt wird, das Wunder fehlt der Mission, seit sie ihren ersten Anfang hinter sich hat, nicht gemeint ist, miranda fehlen. O nein, wenn die Welt voll Wunder Gottes ist, so sein Missionswerk nicht am wenigsten. Auch soll nicht gesagt sein, daß das Wunder des heil. Geistes fehlte, daß Menschen erneuert werden; o nein, ohne dies könnte die Kirche nicht einmal ihren Bestand behaupten, geschweige denn sich ausbreiten. Aber das „physische Wunder" fehlt.

Ich weiß wohl, daß die römisch-katholische Kirche behauptet, ihr fehlten solche Wunder nicht, und auch einige Protestanten sagen, nicht das Wunder fehle, sondern nur das Auge, welches sie zu sehen verstehe. Allein diese angeblichen Wunder unterscheiden sich von den biblischen zunächst dadurch, daß jeder diese sehen mußte, keiner, auch der Ungläubigste nicht, sie leugnen konnte. Wohl erkundigen sich die Feinde Jesu aufs genaueste, ob der Blindgeborene in der That von Jesu geheilt sei, aber die erkundigte Thatsache können sie ebensowenig leugnen, wie die Jünger Jesu. In allen biblischen Zeugnissen findet sich keine Spur von Skepsis den Wundern gegenüber. Die Pharisäer verfallen wohl auf das Auskunftsmittel, die Wunder auf Beelzebub zurückzuführen, aber an ihrer Wirklichkeit zu zweifeln kommt ihnen nicht in Sinn. Die beiden von Mutterleib Lahmen, der in der Halle Salomonis herumsprang und der in Lystra aufsprang und wandelte, waren vor aller Augen. Eben deshalb waren diese Wunder Zeichen. Wenn damals, wie in der römischen Kirche geschieht, eine Kommission die Wunder hätte prüfen müssen, so würden Hannas und Kaiphas in derselben haben sitzen können, ohne daß ein andres Resultat herausgekommen wäre. Diese Notorietät, diese von allen anerkannte Realität geht den angeblichen Missionswundern ab und noch etwas anderes. Wenn Paulus dem Lahmen zu Lystra sagt: Stehe auf und wandle, oder wenn die Schweißtüchlein, die er getragen, die Kranken gesund machten, so konnte niemand zweifelhaft sein, daß er, Paulus, dieses Wunder zu-

Digitized by Google

stande gebracht; dasselbe hing, ob ers wollte oder ohne daß er es besonders wollte, augenscheinlich von seiner Person ab. Auch dieser Zug fehlt dem, was man als Wunder der Neuzeit anführt und so lange nicht die Gesandten Gottes vor aller Augen auf ihr befehlendes Wort hin oder von ihrer Person ausgehend Wunderthaten verrichten, haben wir ein Recht zu sagen, daß der christlichen Missionsthätigkeit im Laufe der Zeit die Wunderzeichen abhanden gekommen sind, die sie im Anfang hatte. Die Wundergaben des heil. Geistes sind, wie Luther einmal in einer Pfingstpredigt sagt, der Kirche „zeitlich abgegangen".

Woran liegt das? Ist es ein Mangel an Glauben? Ist die wunderlose Zeit eine glaubenslose Zeit? Wer so urteilen wollte, müßte mehr denn ein Jahrtausend verdammen, Helden des Glaubens, wie den Augustin und den Luther, die keine Wunder thaten. Oder hat es ihnen vielleicht an der richtigen Erkenntnis gefehlt, daß sie nicht wußten, wie reich die Rüstkammer Gottes, um sich aus ihr für den ihnen verordneten Kampf eine so mächtige Waffe wie das Wunder zu holen? Auch so zu urteilen möchte ein Blick auf die heil. Männer, von denen die Bibel selbst uns erzählt, verwehren, denn auch diese treten uns durchaus nicht alle mit Wundern ausgerüstet entgegen. Z. B. gleich an der Schwelle des Neuen Bundes sehen wir zwei Gestalten, die eine ist die ehrwürdige Gestalt Johannis des Täufers; er ist wunderlos; die andere die Gestalt des Größeren nach ihm; er ist wunderreich. Als die Jünger Johannis zu Jesu kamen, mußte es ihnen auffallend sein, nicht nur, daß der eine nur Wasser trank und der andere Wasser in Wein wandelte, sondern auch, daß der eine nie ein Wunder gethan, dieser aber gleich damit anfing, in Wunderthaten sich zu offenbaren. Die Jünger, welche bei Johannes blieben, mußten ihrem Meister als das Bezeichnende von Jesu melden: die Lahmen gehen; die Blinden sehen. Nebenbei bemerkt, ich weiß nicht, ob die, welche sagen, die religiöse Verehrung habe es an sich, Mythen zu bilden und das Haupt ihres Helden mit einem Wunderkranz zu schmücken, es genügend erklärt haben, warum die Johannesjünger die Stirn ihres Meisters ohne diesen Schmuck ließen, obwohl ihnen doch nicht unbekannt war, wie wunderreich sein Antitypus Elias ist. Doch uns ist es jetzt darum zu thun, daß hier zwei Knechte Gottes neben einander stehn, der eine ohne, der andere mit Wundern. Wir haben den Grund für diesen Unterschied jetzt nicht zu erörtern, höchstens können wir im Vorbeigehn fragen, ob vielleicht der schlichte, eindringende Ernst der johanneischen Predigt: „Andert euren Sinn" durch Wunder würde abgeschwächt worden sein? Wir entnehmen nur dieser Thatsache, daß die Wundergabe nicht

Digitized by Google

eine Sache des Glaubens ist; es kann sich niemand etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben. Die Verteilung des Geistes geschieht, wie die früher angeführte Stelle aus dem Hebräerbriefe sagt, nach dem Willen Gottes, der je nach der Zeit und Gelegenheit und Aufgabe die Wunder giebt oder versagt. Es gilt nicht zu verdammen, sondern zu verstehen, warum eine Zeit wunderlos ist.

Giebt es eine Erklärung, warum die Mission nur in ihrem Anfang von Wundern und Zeichen begleitet worden ist, während sie doch immer die gleich schwierige Aufgabe hat? Wir sehen, dieselbe besteht wesentlich darin, eine Herzensänderung herbeizuführen, welche aber auf den ganzen Menschen, in allen seinen Verhältnissen, auch auf seinen Kulturstand Einfluß üben muß und die in den häufigen Fällen, wo dieser sehr niedrig ist, eine Hebung desselben zur Folge haben wird. Diese äußeren Verhältnisse, den Kulturstand schafft die Mission nicht, sie findet denselben vor. Die Kultur ist älter als die Mission. Letztere beruht auf dem Befehl Jesu: Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern; die Kultur auf dem Befehle Gottes des Schöpfers: Machet die Erde euch unterthan! Dieser Befehl steht an dem Anfang, jener in der Mitte der Zeit, darum findet die Mission, wohin sie kommt, Kultur vor. Diese Kultur hat auch ihre Geschichte; sie bewegt sich vorwärts und auch rückwärts. Wir bemerken aber, wenn wir die Missionsgeschichte überblicken, daß jede Missionsperiode mit einer Kulturperiode verbunden ist, daß so oft ein Vormarsch in der Mission geschieht, auch ein Vormarsch in der Kultivierung der Erde geschieht, entweder vor der Mission her oder sie begleitend. Als die christliche Mission begann, war ihr der Boden durch eine vorangegangene Kulturbewegung bereitet. Genau genommen waren es mehrere, die letzte war die Bildung des römischen Reiches, in dessen Grenzen die Mission ihr erstes Arbeitsfeld fand. Als dies römische Kulturreich christianisiert war, trug es seine Kultur vom Mittelländischen Meer nach dem mittleren und nördlichen Europa und mit dem Kultivator marschierte der Missionar. Und noch weniger ist der Missionar unsrer Tage allein gelassen; hier und da mag er ein par Schritte voraus oder auch zurück geblieben sein, überall ist er aber begleitet von einer mächtigen Kulturbewegung, die seit 400 Jahren aus dem christianisierten Europa und dem von Europa kolonisierten Amerika ausgeht und die ganze Heidenwelt erfüllt.

Bei dieser steten Verbindung christlicher Mission und Kultur ist aber ein Unterschied zu bemerken. In der ersten Missionsperiode hielt sich, wie wir schon andeuteten, die Mission im wesentlichen in dem Bereich des höher kultivierten Gebietes, der Kulturmensch missioniert den Kultur-

Digitized by Google

menschen; in der zweiten und dritten Missionsperiode treten Missionar und Kultivator aus dem Kulturgebiet ins Naturgebiet; der Kulturmensch missioniert den Barbaren. Man kann sich diesen wichtigen Unterschied an dem Gesichte klar machen, das Paulus in Troas hatte, das ihn veranlaßte, alsbald nach Europa aufzubrechen. Woran hat er den Macedonier als solchen erkannt? Gewiß nicht erschien er ihm als Barbar. Die Missionsstadt Antiochien, von welcher der Missionar ausgegangen war, hatte ihren Namen wie einen großen Teil ihrer Kultur diesen Macedoniern zu verdanken. Die Städte Vorderasiens, von denen Paulus damals schon manche kannte, trugen alle Spuren von dem hohen Kulturstand des Landes, dem Paulus jetzt helfen sollte. Seine Bibel las er oft und gebrauchte sie in der Sprache des Volkes, dessen Vertreter bittend vor ihm stand. Das war kein Barbar, sondern ein Kulturmensch, mindestens ebensosehr wie Paulus selbst. Haben Missionsarbeiter der zweiten Periode jemals im Gesichte Repräsentanten ihrer Missionsvölker gesehen, so hat sich einem Bonifacius oder Alkuin oder Ansgar kein Kulturmensch vorgestellt, sondern ein wilder Germane oder Skandinavier in Felle gehüllt, die Hörner des erlegten Tiers als Schmuck auf dem Haupt stand vor ihnen. Und wer heute im Geiste sich die vorstellt, welche uns anrufen: Kommt hernieder und helft uns, der sieht einen Sklaven in der Gabel des Sklaventreibers, einen unbekleideten Wilden, einen in Pelz gehüllten Eskimo, keine Kulturgestalten. Und sollte auch ein Japaner, Chinese und Hindu vor sein Auge treten, so verwischt doch weder die Plumphose noch der zierlich gedrehte Zopf den Eindruck, den vielleicht nicht ganz begründeten Eindruck, daß er, der Missionar, ein Kulturmensch ist, der in dieser Beziehung hinabsteigt, wenn er zu seinen Missionsvölkern geht.

Nun trifft es sich, daß, wie die erste Periode von der zweiten und dritten sich dadurch unterscheidet, daß dort der Kulturmensch zum Kulturmenschen, hier der Kulturmensch zum Barbaren kommt, so in der ersten Periode der Missionar mit Wundern ausgerüstet ist, in der zweiten und dritten dagegen nicht. Wenn der Apostel Paulus zu den Heiden, zu den Hellenen ging, so unterschied er sich äußerlich nicht von ihnen. War ein Unterschied vorhanden, so war dies wohl eher zu Ungunsten des Missionars; als das höhere Wesen erschien er keineswegs. Und diesen Unterschied, so weit er vorhanden, suchte er zu verwischen, wenn er auch im Äußeren, wie wohl nicht zu bezweifeln, den Hellenen ein Hellene wurde. Zog er in eine Stadt, so brauchten die Bewohner nicht zu bemerken, daß ein ganz außerordentliches Ereignis sich zugetragen hatte, daß der Verkündiger

Digitized by Google

eines Wortes, das nie ein Mensch erdacht noch gehört, unter sie getreten war. Und wenn es ihm gelang, diesem Worte Gehör zu verschaffen, so mochte es leicht kommen, daß er sich gar als ein σπερμολόγος lächerlich machte. Aber wenn er den Lahmen heilte, den πνεῦμα Πύθωνος austrieb, dann sprach die ganze Stadt von ihm. Das Wunderzeichen machte auf ihn aufmerksam. Und hatte das apostolische Zeugnis eine Gemeinde von Gläubigen gesammelt, so war diese äußerlich in keiner Weise von den heidnischen Volksgenossen unterschieden, es sei denn, daß nur selten ein Vornehmer ihr angehörte. In dem schweren Kampf, den sie zu kämpfen hatte, waren die Wundergaben eine Stärkung des Glaubens, ein thatsächlicher Beweis, daß hinter dem Worte, dem sie Glauben geschenkt, eine Kraft Gottes stehe. So lassen sich aus den Verhältnissen der ersten Missionsarbeit die begleitenden Wunderzeichen als nützlich und notwendig begreifen. Sie hörten auf, je mehr die Kirche sowohl durch ihre Widerstandskraft im Leiden, als auch durch ihre Triumphe die Aufmerksamkeit auf sich zog und in sich selbst der Beweis war, daß hier eine höhere göttliche Geistesmacht gegen die heidnischen Geistesmächte auftrete.

Der Missionar der zweiten wie der dritten Missionsperiode bedurfte und bedarf dieser Zeichen und Wunder nicht. Er tritt nicht als Gleichstehender, sondern von vornherein als in jeder Hinsicht an Geistesbildung, an Kultur Höherstehender den Heiden gegenüber. Das hierin begründete Fremdartige seiner Erscheinung macht von vornherein auf ihn aufmerksam. Die ihm durch seine höhere Stellung zuwachsende Autorität kommt auch der Predigt des Evangeliums zu gut und wirkt wie ein Wunderzeichen, so daß er besonderer Wunder entbehren kann.

Dieser Unterschied zwischen dem Missionar und dem Heiden ist besonders stark in der gegenwärtigen Periode. Sogar eine der Hauptschwierigkeiten der heutigen Mission ist die so hochgespannte Differenz des Kulturstandes zwischen Lehrer und Schüler. Die Gefahr, welche auch mit den Zeichen und Wundern verbunden ist, die Gefahr, statt das Wesen nur den Schein einer Bekehrung zu bekommen, ist darum in hohem Maße vorhanden. Schon der Naturunterschied, daß ein Weißer zu Roten, Gelben, Braunen, Schwarzen kommt, macht es schwer, daß der heutige Missionar die paulinische Missionsregel: den Hellenen ein Hellene zu werden, in seine Praxis übersetzt. Nun kommt dieser Fremdfarbige auf einem Schiffe, sei es auf einem von Wind getriebenen Segelschiff, wie zu Kolumbus Zeit vor 400 Jahren, oder wie heute meistens, auf einem von Dampf getriebenen Dampfer, beides Mal mit einem Wunder, so daß man begreift, wie die Indianer meinten: Kolumbus sei

Digitized by Google

vom Himmel herabgeſtiegen. Vielleicht tritt den Heiden noch ein größeres Wunder vor Augen; der Miſſionar fährt mit dem „eiſernen Pferde“, auf der Eiſenbahn, tief ins Land hinein. Er ſelbſt aber, ſeine ganze Kleidung vom Hut bis zum Schuh iſt ein Wunder. Wenn er ſich niederlaſſen will, ſo errichtet er das Wunderwerk ſeines Hauſes. Die Mietswohnung Pauli in Rom verriet nicht, daß hier ein Miſſionar wohne; das Haus eines modernen Miſſionars iſt meiſtens ein weithin beſprochenes Weltwunder und macht ihn ſofort zu einem bekannten Mann. Je tiefer das Volk in der Kultur ſteht, je weniger es alſo, wie man behauptet, das Chriſtentum verſteht, deſto mehr iſt durch die Umſtände der Miſſionar genötigt, ſich der Zeichenſprache zu bedienen, d. h. deſto mehr iſt der Kulturmenſch gezwungen, ſich eine Kulturlage zu ſchaffen (und nebenbei bemerkt auch den Heiden als Gehülfen dieſer Kulturarbeit zu benutzen), in welcher er leben kann. Vielleicht iſt er genötigt, den erſten Weg bauen zu müſſen, den erſten Garten anzulegen, Laſtvieh, den Pflug einzuführen, ſich mit lauter kulturellen Wunderzeichen zu umgeben, nicht weil er will, ſondern weil er muß. Wie einſt das Thun Jeſu, wirft ein ſolches Auftreten des Miſſionars dem Heiden die Frage in ſein Herz: Woher kommt ihm ſolche Weisheit und Thaten? Und nun vollends, wenn der Miſſionar anfängt, ſeine Botſchaft zu verkündigen! Daß der Miſſionar dazu der Volksſprache mächtig geworden, iſt dem Heiden auffällig; daß er durch ein Buch, durch ein Papier Gedanken mitteilen, Botſchaft geben kann, iſt ihm ein Wunder. Das ganze Thun des Miſſionars iſt vermöge ſeines höheren Kulturſtandes ein Wunderzeichen für den Heiden. Seine höhere Kultur rüſtet ihn mit einer Autorität aus, daß er der Wunderzeichen nicht bedarf.

Nicht ganz in gleichem Maße iſt dies der Fall bei Völkern höherer Kultur, mit denen die Miſſion auch heute zu thun hat. Allein auch hier iſt der Miſſionar nicht nur bei der Mehrzahl, die, wie ſchon früher bemerkt wurde, an dieſer höheren Kultur nicht teilnimmt, ſondern auch bei dem ganzen Volke der Überlegene. Die Dampfſchiffe, die Eiſenbahnen, die moderne Bildung ſind nicht im Beſitz des gebildeten Hindu, des Japaner und Chineſen, ſondern kommen zu ihm aus denſelben chriſtlichen Ländern, aus denen auch der Miſſionar zu ihm kommt. Die Botſchaft des Evangeliums hat das Zeugnis gegenüber den nichtchriſtlichen Religionen voraus, daß ihre Bekenner auch in den Dingen dieſes Lebens die höher Stehenden ſind.

Auch in den ſogenannten Kulturländern rekrutiert ſich die chriſtliche Kirche vornehmlich aus den Niederſtehenden und gleicht in der Hinſicht

Digitized by Google

den ältesten christlichen Missionsgemeinden. Auch haben die modernen Missionsgemeinden wie die der ersten Zeit schwere Kämpfe zu bestehen. Aber wenn sie darin nicht wie jene von Wunderthaten unterstützt werden, so haben sie eine Stärkung des Glaubens davon, daß sie mit der Annahme des Christentums in ihrer ganzen äußeren Lage gehoben werden. Man hat sogar behauptet, daß Heiden Christen werden, weil sie dadurch in eine höhere Kaste kommen; die modernen Wunderzeichen wirken, wo dies der Fall, ebenso verkehrt, wie es die alten gethan haben, die auch Menschen zu Jesu brachten, ohne innere Herzensänderung. Das Haus, die Kleidung, das Feld, das Einkommen, sehr häufig die Kinderzahl, der geistige Bildungsstand eines aus den Heiden Bekehrten werden gehoben und in dem allen hat der Glaube der jungen Gemeinde eine Unterstützung, welche ihn die Wunderzeichen nicht so sehr vermissen läßt.

Wer das eigentliche Ziel der Mission nicht aufgeben will, einen Religionswechsel bei den Heiden herbeizuführen oder christlich geredet, wer durch die Missionsarbeit die Heiden zu einem durch Jesum Christum vermittelten Leben mit Gott führen will, wer daran festhält, daß es dazu nur einen Weg giebt, die Herzensbekehrung, der kann heute ohne die alten Wunderzeichen mit den Gnadenmitteln des Wortes und Sakramentes unter der Wirkung des heil. Geistes erfolgreiche Mission treiben. Wir müssen nur nicht in den heute sehr verbreiteten Irrtum fallen, daß, was wir nicht thun, vielleicht nicht thun sollen, darum unterbleibt. Auch in Gottes Haushalt giebt es eine Arbeitsteilung. Dem Herrn der Mission ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Die Weltregierung steht in seinem Dienst. Unter seiner Regierung ist es so gefügt, daß in unsern Tagen der Missionar nicht allein arbeitet; es begleitet ihn eine Weltbewegung, die es eilig hat, die Welt zu kultivieren. Man hat nicht nötig, sich das Ziel verrücken zu lassen, man braucht nicht die geistlichen Mittel zu fälschen; wir können bleiben bei dem, was uns befohlen ist, denn von der die Welt regierenden Hand Gottes ist schon dafür gesorgt, daß auch heute begleitende Wunderzeichen seinen Evangelisten nicht fehlen, die ihnen so viel Autorität geben, daß sie gehört werden und aus dem Hören der Glaube, die Herzensentscheidung kommt. Bei dieser Missionsfrage, wie bei allen, meines Erachtens auch bei allen Kirchenfragen, stellt sich bei der Prüfung alter und neuer Ratschläge heraus, daß Gehorsam die beste (Kirchen- und) Missions-Politik ist, Gehorsam gegen Gottes Ordnungen und Weisungen. Wer Künste sucht, kommt immer weiter ab vom Ziel. Verläßt man Gottes Ordnung, so verliert man, wie Simson mit seinen Nasiräerlocken, die weltüberwindende Kraft. „Du machst mich,

Digitized by Google

heißt es im 119. Psalm, mit deinem Gebote weiser, denn meine Feinde sind." Möge die evangelische Mission immer mit reinem Gewissen hinzufügen können: „Denn dein Gebot ist ewiglich mein Schatz."

Aus der Praxis des Missionslebens.

Ein Beitrag zur evangelischen Missions-Methodik.

Von Missionar Olpp.

Die S. 41 dieser Z. enthaltene „Aufforderung an die Missionare" ruft Erinnerungen wach, die mich zurückversetzen in eine Zeit, in der ich mit viel Fragen auf dem Herzen in die Arbeit eintrat. Von Missions-Methodik war damals noch weniger bekannt wie heutzutage. An Missionsideen fehlte es nicht, sie mußten aber erst noch erprobt werden. Inzwischen hat die Praxis viel zur Klärung der Ideen beigetragen. Man hat mehr gelernt als nur das eine, wie man es nicht machen soll. Für Schemate, die in allen Fällen zutreffend sich erweisen, wird aber niemand sorgen können. Die Verhältnisse draußen sind zu sehr von einander verschieden; auch kommen die Persönlichkeiten zu sehr in Betracht, als daß sich allgemein giltige Regeln aufstellen ließen. „Eins schickt sich nicht für alle."

Wenn ich nun weit über den Rahmen des Fragestellers hinausgehe, dann möge er bestens entschuldigen. Es hängen damit noch so viele andere Fragen zusammen; ja die Grundstellung eines Missionars zur Gesamtarbeit kommt in erster Linie in Betracht, ehe man auf einzelne Thätigkeiten desselben, wie etwa den Katechumenat eingehen kann.

Unter den Dutzenden von Fragen, die an den angehenden Missionar herantreten, ist jedenfalls die von principieller Bedeutung: Hast du den Heiden deine Kirche zu bringen und Christus in ihr? oder, hast du ihnen den Heiland der Sünder, Jesum Christum zu bringen und mit ihm die Kirche? Daß dies nicht ganz einerlei ist wird der Kundige wissen. Je nachdem er sich dazu stellt, wird er auch die Fragen, die ihm in der Praxis vorkommen, zu lösen versuchen. Nun kann man freilich sagen: Nach dem einen Grundsatz verfährt die römische, nach dem andern die evangelische Mission. Allein auch in der protestantischen Mission sind Strömungen vorhanden, in welchen der eine diesem, der andere jenem Ufer zusteuert, während andere sich in der Mitte zu halten suchen. So vernahm ich z. B. aus dem Munde eines deutschen evang. Missionars die Äußerung: „Ich neige zum

Digitized by Google

Ritualismus". Ein anderer sagte darauf: „Wir können den hinsterbenden Naturvölkern nur noch den Heiland der Sünder verkündigen, damit sie wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden." Wie man sich nun zu obiger Principienfrage stellt, wird man auch die Probleme mehr praktischer Natur beantworten, heißen sie nun Katechumenat, Kastenfrage, Kindertaufe, Kirchenzucht, Schulwesen, Seminare für Eingeborene, Straßenpredigt, Industriearbeit, Stellung zur Politik, zur Kolonialfrage, oder wie sonst immer. Es wird sich immer darum handeln, ob man die Perlmuschel höher schätzt als die Perle in der Muschel. Bekannt ist, daß die Perle die Muschel erzeugt und nicht umgekehrt die Muschel die Perle.

Nun meine ich, wenn derartige Fragen wie „Katechumenat" und ähnliche auf dem Arbeitsfelde auftauchen, sie auch dort am leichtesten auf Konferenzen beraten werden könnten. Lassen sich Missionare anderer Gesellschaften hinzuziehen, dann wäre das um so besser. An Ort und Stelle lassen sich schwierige Probleme oft noch schärfer erfassen und beurteilen wie von fernen, fremdartigen Verhältnissen aus, trotz dem sonst gerne zugestandenen unzureichenden „Umblick und Überblick". Detailsachen, Nebenumstände werden daheim oder sonstwo so leicht übersehen, und doch können sie bei näherer Betrachtung oft die größten Schwierigkeiten bereiten und gereifte Pläne wieder umstoßen. Sollte mündlicher Austausch draußen zu keinem befriedigenden Resultat führen, dann steht als nächste Instanz die Missionsleitung in der Heimat hinter deren Sendboten. Die einstigen Lehrer sind am ehesten in die Verhältnisse eingeweiht, und werden nicht versäumen, wenigstens sichere Anhaltspunkte zum Handeln zu geben. Außerdem hat der Herr Herausgeber auf S. 44 dieser Zeitschrift noch einen Weg erwähnt, der eingeschlagen werden kann.

Treten wir der Sache näher, dann sei gleich bemerkt, daß Schreiber dieses unter einem Volk und unter Verhältnissen arbeitete, die der Bildung einer Christengemeinde aus den Heiden nicht geringe Schwierigkeiten darbot. Auf einem Areal von c. 400 Quadratmeilen wohnten gegen 3000 Seelen, in mehr wie 50 größeren oder kleineren Gruppen verteilt, die unter einem Oberhaupte standen. An den für diesen Stamm gesetzten Missionar trat nun die Frage heran: Sollst du den Nomaden ein Nomade werden, und von einer Niederlassung zur andern wandernd ihnen das Evangelium verkündigen, oder ist es geratener, erst einen Stützpunkt zu gewinnen, und von diesem aus suchen konzentrisch zu wirken? Einer meiner teuersten, bereits entschlafenen Lehrer, gab seiner Zeit der Evangelisationsarbeit den Vorzug im Princip. Dessen Vorgänger hielt mehr von Konzentration. Auch heute noch giebt es Missionstheoretiker, welche der Meinung

Digitized by Google

sind: der Erfolg der Arbeit hänge lediglich ab von dem Grade der persönlichen Selbsthingabe an die Sache. Diese wird natürlich von jedem evangelischen Sendboten vorausgesetzt. Treue im Beruf ist die erste und notwendigste Bedingung jeglicher Arbeit, von der Erfolg erwartet wird, vor allem in der Mission. Es kommen aber auch noch andere Faktoren mit in Betracht. Die Empfänglichkeit seitens der Heiden ist nicht auf allen Gebieten dieselbe. Die Hindernisse, die es zu überwinden gilt, treten nicht allenthalben in gleicher Stärke auf. Klimatische wie politische Einflüsse und Schwierigkeiten können dem einen oder anderen hinderlich in den Weg treten. Auch kommt es darauf viel an, ob man mit der Treue und persönlicher Selbstverleugnung auch die nötige Weisheit und Geduld zu verbinden weiß, damit durch Eile nicht geschadet, durch Zögern nichts versäumt, durch Härte niemand verletzt, durch Nachgiebigkeit niemand verwöhnt wird; ob man Zeit und Gelegenheiten gut auszunützen versteht; die Leute erfaßt, wie sie sind und nicht wie sie sein sollen; ob man nur Mögliches oder fast Unmögliches von ihnen fordert; ob man Gesetz und Evangelium in rechter Weise zu verteilen und anzuwenden weiß.

Der Apostel Paulus hat innerhalb 20 Jahren die bevölkertsten Centren der damaligen Kulturwelt evangelisierend durchreist; sich nicht nach Afrika, sondern nach Westasien und Europa führen lassen. Er hat nirgends länger als 3 Jahre sich an einem Orte aufgehalten, und mit Gehilfen an der Seite Großes erreicht. Missionar Livingstone, der große Entdeckungsreisende, hat vor 50 Jahren erklärt: „Südafrika sei viel zu dicht mit Missionaren besetzt.“ So sehr der unvergleichliche Paulus im Rechte war, seiner Zeit so zu handeln, wie er gethan, so hat der große Livingstone doch wohl über das Ziel hinausgeschossen. Die Missionsgeschichte hat ihn wenigstens korrigiert. Zur Zeit arbeiten wenigstens drei, vielleicht vier bis fünfmal mehr Missionare in Südafrika wie vor einem halben Jahrhundert, und doch sind es ihrer noch zu wenig. Ja, böte Afrika dieselben Bedingungen dar, wie die alten Kulturvölker, würden wir dem großen Vorgänger willig folgen. Die Verhältnisse dort und hier, einst und jetzt sind aber zu verschieden, als daß man darüber viel Worte zu verlieren braucht. Die Griechen und Römer mögen zur Zeit der Apostel religiös noch so sehr zerfahren und sittlich ebenso tief gesunken gewesen sein wie die Naturvölker Afrikas in der Gegenwart — eins hatten sie doch voraus: ihr Intellektus war mehr geschult; die klimatischen, socialen wie politischen Verhältnisse waren günstiger; Missionare und ihre Objekte verstanden einander leichter. In einem Zeitraum von

Digitized by Google

1900 Jahren sind nach dem Süden ausgewanderte Völkerschaften eben stets gesunken, so daß es jetzt mehr Kraftaufwand erfordert, bis der Sauerteig des Evangeliums hindurchgedrungen ist. Unter den Afrikanern kann nicht nur evangelisiert werden so oben hin; daraus erspriesst keine bleibende Frucht. Sie bedürfen der Erziehung, des christlichen Vorbildes, der Überwachung ebenso sehr wie der Verkündigung des göttlichen Wortes, wenn anders christliche Gemeindebildungen das Ziel der Arbeit sind.

Mit wenig Ausnahmen gehen daher alle Pioniere der evangelischen Mission darauf aus, irgendwo einen geeigneten Haltpunkt zu gewinnen, der sowohl den Wünschen des Sendboten wie den Bedürfnissen des Volkes entspricht. Was beide gemeinsam bedürfen, ist vor allem gesundes und ausreichendes Quellwasser. Was Nomaden noch ebenso dringend zur Existenz nötig haben ist: Weideland, welches nicht zu viel schädliche Pflanzen aufweisen darf, und auch salzhaltende Bestandteile in sich tragen muß. Der Missionar hinwiederum schaut sich gerne nach Bauland um, wäre froh, wenn er auch Bau- und Brennholz fände, und die Lage seuchenfrei sich erwiese für Menschen und Vieh. Auch sollte die Stelle möglichst im Mittelpunkt des Stammgebietes liegen und zugänglich sein für Fuhrwerk und was der Wünsche mehr sind. Nicht immer trifft alles zusammen. Die Stelle mag noch so gut gewählt sein, so wird sichs doch bald herausstellen, daß das Stationsgebiet eine größere Anzahl von Familien und deren Viehbesitz nicht ernähren kann. Ist das Land einmal abgeweidet, dann ist das ganze Jahr hindurch nicht mehr viel darauf zu suchen. Sind vollends Heuschrecken darüber hergefallen, dann ists ein Anblick zum Erbarmen. Jeder Besitzer muß dann sehen, wo er mit den Seinigen bleibt und vor Hungertod seine lebende Habe schützt. An diesev Kalamität trägt nun aber nicht der gesuchte Stützpunkt, oder das Princip der Konzentration die Schuld. Derselbe Notstand kann ebenso gut auch über andere Ansiedlungen hereinbrechen, auf welchen der stets evangelisierende Heidenbote sich etwa aufhält. Wohl oder übel müßte dieser dann mit seiner Umgebung auf die Wanderschaft, und entweder wie ein Bettler von den Eingeborenen sich unterhalten lassen, oder aber, falls er sonstwie Nahrungsmittel mit sich führte, dieselben mit seinem Anhang teilen. Daß unter solchen Umständen an keine gesegnete Thätigkeit zu denken ist, liegt vor Augen. Es wäre schade um die auf solche Weise vergeudete Kraft und Zeit. Keime zu einer Gemeindebildung ließen sich vielleicht erzielen für kurze Zeit, doch bald würden sie wieder verdorren. So kümmerlich kann es auf einer Station, selbst wenn Dürre und Ver-

Digitized by Google

wüstung durch Heuschrecken sie heimsuchte, nie aussehen. Der fest stationierte Missionar wird nach Vermögen darauf bedacht sein, derartigen Eventualitäten vorzubeugen, und zu geeigneter Zeit sich sonstwie mit Lebensmitteln versehen, so daß er im Notfall in der Lage ist, seine Umgebung gegen allerlei Dienstleistungen vor dem Äußersten zu schützen.

Hat der Missionar einmal einen festen Stützpunkt gefunden, dann wird er ihn auch festhalten und zu schätzen wissen, welchen Rückhalt er an ihm hat in Zeiten von Sturm und Unwetter, von Krankheiten und anderen Unbilden. Er wird bald gewahr werden, daß die Bewohner einer Station, und wären es ihrer auch nicht mehr wie fünfzig, für ihn nicht allein ein Missionsobjekt sind; die Station als solche gestaltet sich allmählich zu einem Missionssubjekt um, und damit ist viel gewonnen.

Hier erhebt sich nach und nach das Wohnhaus des Missionars. Im weiteren folgen Kirche und Schule, die mit Hilfe der Eingeborenen aufgerichtet werden. Stationsgründung und Gemeindebildung, zwei verschiedene Dinge, gehen mit einander Hand in Hand. Die Leute merken, der weiße Mann kann noch mehr als predigen. Er ist in der That ein ||Kha-||kha-aob, ein Mann, der auch andere können macht (ihnen was beibringt). Er ist ihnen geistig überlegen. Manche fühlen sich dadurch schon angezogen. Auf der Station nimmt auch in der Regel das Haupt des Stammes seinen Sitz. Die Station übt eine magnetische Kraft aus. In Wirklichkeit vergeht auch selten ein Tag, an welchem nicht einer oder der andere, oft sogar Viele, auf ihr eintreffen und ihren Aufenthalt nehmen für längere oder kürzere Zeit. Willig folgen die Eingesessenen mit ihren Gästen den Passanten, der Einladung durch die Glocke, gleichviel, ob die Versammlung anfänglich im Schatten der Bäume, oder in einem provisorischen Buschkirchlein, im Hause des Missionars, oder später in einem massiv erbauten Gotteshause stattfindet.

Auch derjenige, welcher der Konzentration das Wort redet, braucht deshalb seinen Titel Missionar nicht zu verleugnen und zu meinen, sein Beruf als Heidenbote müßte dem des „Pastor" Platz machen. Er wird auch nicht von vorneherein verlangen, daß seine noch heidnische Umgebung den Sonntag feiern müsse. Die Feier des Tages des Herrn wird sich ganz von selbst Bahn brechen, ohne Befehl, zum Teil schon durch das Vorbild, das der Missionar ihnen giebt. Er wird seine Katechumenen nicht ohne Not in die Unterscheidungslehren der christlichen Kirchen einweihen, braucht auch nicht die symbolischen Bücher der

Digitized by Google

evangelischen Kirche (mit Ausnahme des Katechismus) zu erklären, es wäre denn, daß später wackere Gehilfen, die für Mitarbeit herangezogen werden, sich mit Kirchengeschichte zu befassen hätten. Den Schatz unserer Liturgien braucht er vorerst ebenfalls nicht, lieber einfache Kirchenlieder. Der Katechumenenunterricht soll die vornehmsten Grundwahrheiten des göttlichen Wortes im Zusammenhang behandeln, so daß Gedächtnis und Wille gleichmäßig in Thätigkeit kommen und Gottes Wort, Geist und Gnade eine Erneuerung der Herzen zuwege bringe, Verlangen nach der heiligen Taufe erwecke, Glauben in Jesum Christum und seine Versöhnungsgnade immer stärker erwache, bis das Ziel, das nächste wenigstens, erreicht ist. Sobald sich nun ein Gemeinlein gebildet hat, dann gilt es erst recht dem oft übersehenen Nachsatz im Taufbefehl des Herrn: „Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe", nachzukommen. Solches kann aber am leichtesten ausgeführt werden an einem Ort, wo zumeist drei Klassen von Zuhörern zusammen sind: Heiden, Katechumenen und getaufte Christen. Man kann ihnen getrennt oder auch vereinigt nahe treten, so oft es einem möglich ist, und je nachdem sie es bedürfen. Nachhaltige Pflege mittelst Seelsorge, Predigt und Verwaltung der Sakramente kann man den Christen nur da zu teil werden lassen, wo man sie täglich vor Augen hat. Die jungen Christen aus den Heiden bedürfen doch der Nachhilfe und Pflege nicht weniger wie die Glieder der christlichen Kirche in der Heimat? Dort wie hier giebts immer welche, die nicht in der Taufgnade verharren, trotz aller Pflege.

Nur an dem Stützpunkt, auf der Station kann die Jugend gleichzeitig und regelmäßig auch Schulunterricht empfangen. In der Schule kann nicht minder der Same des göttlichen Wortes ausgestreut werden wie bei andern Versammlungen, ohne daß man die Realfächer hinten an zu setzen braucht. So lange kein Schulzwang durch irgend eine Staatsbehörde eingeführt ist, und zwanzig- bis dreißigjährige Schüler noch so gerne erscheinen wie sechs- und zehnjährige, erscheint es auch nicht als absolutes Bedürfnis, eine Berliner Bürgerschule unserer Zeit als Typus für Nomaden-Söhne und -Töchter sich vor Augen zu stellen. Besser ist es jedenfalls, dem Gebrauch des göttlichen Wortes etwas mehr Ernst und Eifer zuzuwenden, anstatt den jugendlichen Schaf- und Ziegenhirten den Kopf mit den Errungenschaften unserer Kulturstaaten bis ins Kleinste anzufüllen. Wie mancher erwachsene Schüler, der eben Lesen und Schreiben gelernt, aber das „große Einmaleins" nicht begriff, meldete sich, während er die Schule besuchte, zum Taufunterricht.

Auch in manch anderer Hinsicht ist der Wirksamkeit von der Station

Digitized by Google

aus vor dem bloßen Wanderpredigen der Vorzug zu geben. Der willkürlichen Beerdigung Verstorbener z. B. wird ein Ende gemacht durch Anlegung eines Kirchhofes für entschlafene Christen. Mir ist es vorgekommen, daß eine auf dem Sterbebette von mir konfirmierte Frau, die nach ihrem Wohnort zurückbegehrte und dann starb, auf dem Kirchhof der Station beerdigt sein wollte, obgleich diese 4 deutsche Meilen entfernt lag. Ihr Wunsch wurde natürlich erfüllt. Selbst die Heiden ahmten den Brauch, die Entschlafenen neben einander zu betten, nach, und legten für sich einen eigenen Kirchhof an. Am Sonntag scheuten sich selbst die Heiden, den Tag des Herrn durch grobe Arbeit oder geräuschvolle Geschäfte zu entheiligen. Auf der Station werden die Tages-, die Jahres-, die Festzeiten bestimmt, während die Heiden früher nur so in den Tag hinein lebten, und Tages- wie Jahreszeiten nur so ungefähr nach dem Lauf der Gestirne zu bestimmen wußten. Jede Station hat natürlich auch ihre Poststelle, wo Neuigkeiten aller Art einlaufen und ausgehen. Andere, im Lande hantierende Europäer versäumen nicht leicht die Station zu besuchen, nach Briefen zu fragen, oder welche auf die Post zu geben, und wäre es auch nur die private Missionspost gewesen. Auf der Station werden Verdienst- und neue Betriebsquellen für die Eingeborenen eröffnet, die sie in den Stand setzen, Ausfälle auf Jagd, oder sonst in ihrem Viehbesitz mit persönlich erworbenem Verdienst zu decken. Versuche werden gemacht, dem Gartenland einigen Nutzen abzugewinnen, und wenigstens etwas Abwechslung in die einförmigen Nahrungsverhältnisse hinein zu bringen. Mit Kollegen werden auf der Station Konferenzen abgehalten, die den Nachweis liefern, daß, wenn sie auch 30 und noch mehr deutsche Meilen auseinander wohnen, doch in einem Sinn und Geiste miteinander arbeiten. Beides, Gesetz und Evangelium wird hier gehandhabt je nach Bedürfnis. Vor allem ist zu schätzen das Gemeinschaftsleben, wozu ja die Glieder an Christi Leib berufen sind. Das alles wäre bei einer nur evangelisierenden Thätigkeit des Missionars entweder gar nicht, oder doch nur in sehr beschränktem Umfang und bei fraglicher Dauer möglich.

Aber wie? Wird dieser ganze Apparat ins Werk gesetzt nur um der paar hundert Seelen willen, welche die Station bewohnen, und die andern alle, die so ferne weilen, bleiben von den Segnungen des Evangeliums ausgeschlossen? Wäre es denn da am Ende doch nicht richtiger gehandelt, man suchte ein Dörflein um das andere auf, ging ihnen bis in die versteckteften Schlupfwinkel nach, und verfolgte ihre Spuren, falls man die Leute an dem gesuchten Orte nicht mehr vorfände, und ruhte

Digitized by Google

nicht, bis auch sie die Worte des Lebens vernommen haben? Nicht doch, lieber Freund. Zunächst müßtest du mit deinen Gesinnungsgenossen dich verpflichten, alle paar Jahre für einen Stellvertreter zu sorgen; denn zu Fuß, zu Pferd, selbst im geschützten Ochsenwagen hält man es auf ununterbrochenen Reisen nicht gar zu lange aus. Keiner käme über die Anfänge, über die Lehrzeit im Missionsdienst weit hinaus, und ich meine: Verluste an Menschenleben durch Fieber u. dgl. kommen schon häufig genug in der Mission vor, so daß man vor taktisch begangenen Fehlern sich möglichst hüten sollte. Ja, wäre es bei der empfohlenen Konzentration nur auf die Bequemlichkeit für den Heidenboten abgesehen, dann wäre diese Methode gewiß verwerflich. Allein so stehen die Dinge nicht. Die Pforte zum Ausgang in die Peripherie soll damit keineswegs geschlossen, vielmehr nur eine feste Basis gewonnen werden, die Evangelisationsarbeit nur um so kräftiger betreiben zu können. Auch in der Missionsarbeit ist ein fester Stützpunkt für gesegnetes Wirken nach außen hin notwendig. Kann und soll der Sendbote sich auf der Station nicht gleich der Schnecke in sein eigenes Gehäuse zurückziehen, will er auf der anderen Seite auch kein bloßer Reiseprediger sein, so gilt es, einen Mittelweg einzuschlagen. Das eine soll man thun, das andere kann man nicht lassen. Zum Glück sind dem Heidenboten die Füße noch nicht so gebunden, wie den im Pfarramt stehenden Geistlichen daheim. Wollen diese einmal verreisen, dann muß unbedingt für Stellvertretung gesorgt werden. Wie schön wäre es, wenn auch in der Mission immer gleich geeignete Kräfte zur Verfügung ständen! Woher sie aber nehmen? In Ermangelung derselben tröstet man sich mit dem Gedanken: Die kleine Herde ist noch nicht derart an eine feste kirchliche Ordnung gewöhnt wie die Christen in der Heimat. Läßt man ihr hin und wieder etwas mehr Luft, so kann das nicht schaden. Es handelt sich ja zumeist nur um etliche Wochen. Die Leute wissen auch gar wohl, daß sie nicht allein berechtigt sind, den Missionar völlig in Anspruch zu nehmen; er vielmehr verpflichtet ist, allen nachzugehen. Nur darf er nicht allzulang außen bleiben.

Unternimmt man Predigtreisen, dann handelt es sich gewöhnlich um ein Doppeltes: Um Ablegen eines Zeugnisses vor Heiden, die noch ganz indifferent seiner Wirksamkeit bisher gegenüber standen; anderenteils um Seelsorge und geistliche Nahrung für jene, die er zu seinen Schäflein zählt. Es braucht nicht in allen Fällen ein unlauterer Grund vorzuliegen, der sie bewog, die Station mit dem Außenfeld zu vertauschen. Familiäre Verhältnisse sprechen oft ein Wörtlein mit,

Digitized by Google

das man gelten lassen muß. Zuweilen treten auch Hungerperioden ein, die gebieterisch verlangen, seine Habe vor dem Untergang zu retten. Nimmt der Missionar solche Momente wahr, dann versäumt er zu Hause nicht so gar viel, und läßt andrerseits die Außenlieger erkennen, daß es ihm wahrlich um ihrer Seelen Heil zu thun ist, wenn er ihnen nachgeht.

Auf solchen Reisen kann es nun leicht geschehen, daß dem Missionar Leute begegnen, die einen Zug zur Wahrheit haben, ihm näher rücken, und gerne von ihm weiter unterrichtet sein möchten. Es mag Nationen und Arbeitsgebiete geben, wo es ganz am Platze ist, wenn man direkt den Unterricht mit den Katechumenen beginnt, und nicht eher nachläßt, bis die Taufbewerber ihr Ziel erreicht haben. Dabei wird freilich vorausgesetzt, daß der evangelisierende Missionar noch an keine Gemeinde gebunden ist, die seiner Pflege harrt, und indessen völlig verwaist stehen müßte. Auf stark bevölkerten Gebieten geht es wohl noch an, daß man in dieser Stadt oder in jenem Dorf solche Unterrichtskurse eröffnet und später die einzelnen Häuflein Getaufter in einen Gemeindeverband zusammenzuschließen trachtet, bis an jedem Orte endlich eine eigene Kirchgemeinde entsteht. Einer derartigen Thätigkeit bot aber der Boden, auf welchem Schreiber dieses arbeitete, keine Gelegenheit dar. Zu einem geordneten Unterricht für Katechumenen konnte ich es auf Predigtreisen nicht bringen, obgleich ich vielleicht häufiger wie meine Mitarbeiter mich veranlaßt sah, solche Reisen zu unternehmen. Die Verhältnisse des mir anvertrauten Stammes brachten es mit sich, daß mir bei allem Festhalten an dem Princip der Konzentration doch reichlich das Los der Wanderpredigt zugeteilt ward.

Unmittelbar vor meinem Eintritt in meinen zweiten Wirkungskreis fand infolge eines zustande gekommenen Friedensschlusses eine Gebietserweiterung des Stammlandes statt. Sie hatte nur Wert, wenn die Grenzorte von eigenen Stammesgenossen belegt wurden. Zuvor schon drohte ein Riß die Zugehörigen in zwei Hälften zu spalten. Eine Teilung sollte aber möglichst vermieden werden, denn der Wunsch nach Zusendung einer Hilfskraft aus dem Vaterlande blieb unerfüllt. Mir lag die Pflicht ob, das Ganze zusammenzuhalten; nicht aus politischen Gründen — das ging mich weiter nichts an — wohl aber aus pastoralen Rücksichten. Die Seelenzahl der Unterthanen des Oberhauptes hatte sich durch Zuzug einst zersprengter Zweige des Stammes stark vermehrt, und unter diesen befanden sich auch Glieder, die sich der Christengemeinde angeschlossen hatten. Ich war in die Notlage geraten, das Feuer am Herde nicht erlöschen zu lassen, und sollte auch jene nicht aus den Augen verlieren,

Digitized by Google

die mir durch Verschiebung der Sippen ferne gerückt waren. Die Christen, oder für den Taufunterricht sich Meldenden, bestanden zumeist aus Einzelgliedern verschiedener Familien, und durften sich nicht so ohne weiteres von der Sippe lostrennen, wenn das Familienhaupt Ordre gab, oder von der Obrigkeit solche bekam, zum Verziehen.

Bei dieser Sachlage blieb mir kein anderer Ausweg übrig, als den Versuch zu wagen, Arbeitskräfte aus den Eingeborenen zu erziehen, trotz der Bedenken anderer. Dadurch trat selbstverständlich zunächst Mehrung statt Minderung der persönlichen Arbeit ein. Als diese Kräfte nach 4—5jähriger Vorbereitung gewonnen waren, die Station ein neu massiv erbautes Gotteshaus erhalten hatte, die Schule in der alten Kirche gehalten werden konnte, und 8 deutsche Meilen von da entfernt ein Filial mit provisorischem Versammlungslokal errichtet ward, vermochte ich dem Evangelistendienst mehr Aufmerksamkeit und Zeit zu widmen wie bisher. Allein auch jetzt hielt ich noch an dem Grundsatz fest, auf meinen Predigtreisen keinen Katechumenenunterricht zu eröffnen, vielmehr die Taufbewerber auf die Station kommen zu lassen, oder aber sie dem eingeborenen Katecheten auf dem Filial zuzuweisen, welcher wie jener auf der Station noch extra für diesen Dienst vorbereitet worden war. Daß damit eine starke Zumutung an die Willigkeit der Leute gestellt wird, ist offenbar; ebenso fest bin ich aber auch überzeugt, wie heilsam dies Verfahren auf die Katechumenen wirkte. Wer so zur Exzentricität neigt wie die nomadisierenden Naman und Khoi-khoin, wer, wie diese Leute, so ein ausgeprägtes Bewußtsein von ihrer Persönlichkeit und Freiheit besitzt, die außer ihrer Sippschaft nur ungern andere, die über ihnen stehen, anerkennen — solchen Leuten kann es durchaus nicht schaden, wenn sie im Katechumenenunterricht zusammengewürfelt werden, und jetzt schon lernen, in Gemeinschaft miteinander zu leben, so wie sie später als Glieder der evangelischen Kirche ein christliches Gemeinschaftsleben mit einander führen sollen. Man thäte ihnen wahrlich keinen großen Dienst, wenn man sie ihrer völligen Isolierung überließe und darin noch bestärkte. Also auch hinsichtlich ihres Charakters wie ihrer social-politischen Stellung wegen ist das Princip der Konzentration mehr am Platze, wie das der centrifugalen Wirksamkeit.

Wie aber sollen die, welche sich dem Katechumenat auf der fern gelegenen Station anschließen, während desselben ihr Leben fristen? Der Missionar oder Katechet kann doch nicht dafür aufkommen! Nein, das thut er auch nicht. Für Nahrungsmittel müssen sie selbst sorgen und thun es auch nach Vermögen. Besser situierten Leuten fällt dies Opfer

Digitized by Google

nicht so schwer, wie es vor unsern Augen den Anschein hat. An Arbeitskräften fehlt es einem wohlhabenden Viehbesitzer nicht sogleich, auch wenn er das eine oder andere Glied seiner Familie eine Zeit lang entbehren muß. Das nötige Milch- und Schlachtvieh, das er nach der Station wandern sieht, fällt ihm dagegen schwerer herzugeben. Doch, er thut es. Nur können ganze Familien von auswärts nicht gleichzeitig dem Unterricht beiwohnen. Die ökonomischen Verhältnisse gestatten es nicht. Zurückstehende Glieder treffen dann später ein. Weniger bemittelte Personen und arme Leute, die kaum Milch von einer Ziege zur Nahrung haben, brauchen deshalb nicht zurück zu bleiben. Sie finden auch in der Regel Unterschlupf und Rückhalt bei Verwandten oder Bekannten auf der Station, oder es werden ihnen von Wohlhabenden etliche Stücke Milchvieh zur Nutznießung für diese Zeit geliehen.

Die Leute, von denen hier die Rede ist, sind eins der ältesten Naturvölker, die es giebt. Seitdem sie in Berührung getreten sind mit indogermanischen Rassen schmelzen sie freilich mehr und mehr zusammen oder gehen in einer Mischbevölkerung unter. Sie haben aber die alt gerühmte Gastfreundschaft der Orientalen, das Band der Sippschaft, welches sie untereinander verbindet, als einen der hauptsächlichsten Reste einer höheren Kultur bis an die Südspitze Afrikas hinübergerettet, und pflegen dasselbe bis auf den heutigen Tag. Sie stehen somit selbst als Heiden hinsichtlich der Barmherzigkeit nicht so gar weit hinter christlichen Kulturvölkern zurück, auch wenn sie keine Armen- und Siechenhäuser nach unserer Art bauen. Wer den Angehörigen, den Gast- und Logiervätern auf der Station nicht gar zu sehr zur Last fallen will, versucht sich irgendwie nützlich zu machen. Die Frauen durch Handreichung aller Art, mit der Nadel, durch Walken von Fellen, Anfertigen von Fellteppichen, Pflücken von Binsen, Nähen von Matten, Herbeischaffen von Brennholz, Graben nach Feldzwiebeln und dergleichen. Und ebenso greift das männliche Geschlecht an durch Handarbeit in Holz, Leder, Seilerwerk, Eisen und anderes mehr.

Der Katechumenenunterricht währt gewöhnlich 7—9 Monate und wird je nach den Umständen 2—3 mal per Woche erteilt. Hat der Katechet im Filial seinen Kursus vollendet, dann führt er die Taufbewerber seinem „Lehrvater“ zu. Dieser vereinigt sie mit den seinigen, wiederholt den Hauptinhalt des beiden gemeinsamen Lehrstoffes, nimmt sie noch einen Monat hindurch in seelsorgerliche Pflege und Besprechung unter vier Augen und läßt sie dann nach gehaltener Prüfung zur Taufe zu. Acht Tage später nehmen sie auch mit älteren Gliedern der Gemeinde

Digitized by Google

am heiligen Abendmahl teil. Darnach wird denen, die von auswärts kamen, falls sie dringend begehrt werden, gerne Urlaub erteilt. Zur Feier des heiligen Abendmahls wird jährlich mindestens viermal eingeladen. Wer es eben möglich machen kann abzukommen thut es, und freut sich, wenn er wieder etliche Wochen in der Muttergemeinde verweilen und Gottes Wort in sich aufnehmen darf. Den Gliedern, die in der Nähe des Filials wohnen, brachte ich jährlich einmal das Sakrament entgegen und hielt die Christen besonders dazu an, auch auf der Station sich wieder sehen zu lassen, was nie vergeblich geschah. Auf diese Weise reichte einer dem andern die Hand, bald auf den zerstreut liegenden Dörfern in der Ferne, bald im Mittelpunkt des besonders gepflegten Gemeindelebens. Doch sei hier gleich noch bestimmt darauf hingewiesen, daß die Arbeitsteilung nicht dem Missionar, vielmehr dem ganzen Stamm und der christlichen Gemeinde zu gute kam. Jener hat eher mehr wie weniger Arbeit dadurch erhalten. Ihm lag ja die Pflicht der Überwachung und Leitung des Ganzen ob. An ihn traten alle wichtigeren Fragen des kirchlichen Lebens und Wirkens heran. Er mußte den Tenor angeben, und stand zugleich mitten in voller Thätigkeit ob daheim wie unterwegs. Ja hätte er es nur allein mit seinen Stammesgenossen zu thun gehabt, dann wäre die Arbeitslast schon übergroß genug gewesen; er wurde aber von andern Seiten auch angegangen und mußte Gehör schenken.

Eine Reihe von Jahren hindurch, ja ein ganzes Jahrzehnt lang haben 5 näher oder entfernt hausende Häuptlinge anderer Stämme sich an mich gewandt mit Bitten um Besuch, oder lieber noch um Versorgung mit einem eigenen Missionar. Zweien derselben wurde in meiner Zeit noch der Wunsch erfüllt; zwei andern wurden später einer zugesandt, während der fünfte noch heute aufs Warten angewiesen ist. Nach Osten, Norden und Westen, 150—200 Kilometer Entfernung habe ich Reisen unternehmen müssen, die mir entweder befohlen, oder von den Eingeborenen selbst aufgenötigt worden waren. Was sollte ich z. B. machen, als 6 Paar Ochsen einen Weg von nahe 200 Kilometern weit herbei getrieben waren und vor meiner Thür standen, ohne gleich zu wissen, daß man sie vor meinen Wagen spannen wollte! Die Eigentümer der Tiere ruhten nicht, bis ich endlich ja gesagt hatte und mitfuhr. Sechs Jahre hindurch sind jene Leute mir, und ich ihnen nachgegangen. Mehrmals hatte ich Angehörige von ihnen im Tauf- und auch im Konfirmandenunterricht, bis es endlich gelang, daß auch sie gegen das Versprechen jährlich 1600 M. aufzubringen, einen eigenen Missionar erhielten. Vor einem Jahr erhielt ich noch einen Brief von jenen Leuten, die dankbar der Zeit sich erinnerten,

Digitized by Google

in der ich ihnen Gottes Wort verkündigte und allerlei äußere Angelegenheiten ordnen half. Gerne möchte ich wissen, ob evangelische Christen, die in der Diaspora Deutschlands leben, sichs auch so viel kosten lassen, wie diese aus der englischen Kolonie vor 23 Jahren eingewanderten Bastarde?

Die Gemeindeglieder aus dem eigenen Volksstamm brachten gleichfalls nicht kleine Opfer dar bei Gründung der Station und Ausbau derselben. Sie leisteten unentgeltlich Handlangerdienste bei Aufführung der Stationsgebäude, trugen gegen 8000 M. zu den Baukosten bei und waren stets bei der Hand, wenn es galt, Verbesserungen vorzunehmen. Die Neugetauften lieferten irgend etwas ein zum Besten der Kirchenkasse. Darunter befanden sich auch Opferlämmer, die aber nicht geschlachtet wurden. Sie wurden dem Zuchtvieh beigesellt, welches früher schon aus freiwilligen Gaben zusammengekommen war. Davon erhielt nicht allein die Missionskasse daheim jährlich einen schönen Beitrag, auch die Unterhaltung der Kirche und Schule wurde daraus bestritten, und die Nationalgehilfen, so viele ihrer fest angestellt waren, erhielten ihren Unterhalt daraus.

Ob die Eingeborenen bei der tief ins Fleisch einschneidenden Neuregelung der Dinge (infolge der deutschen Besitzergreifung) auch fernerhin Willigkeit zeigen werden, so große Opfer zu bringen, wird die Zeit lehren. Fast fürchte ich, die Blütezeit in jenem Missionsgebiet sei dahin, und es würde mich freuen, wenn ich mich hierin getäuscht sähe. Ist die Konsolidierung der Verhältnisse einmal beendet, dann brechen vielleicht wieder bessere Zeiten an.

Dr. Hermann Gundert.

Von P. Wurm.

Am 25. April d. J. entschlief in einem Alter von 79 Jahren nach langem beschwerlichen Leiden in Calw ein Missionsveteran, der nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit in Ostindien noch über 30 Jahre lang in der Heimat als Nachfolger von Dr. Chr. G. Barth für die Mission und das Reich Gottes thätig sein durfte, und zwar nicht bloß für die Mission einer einzelnen Gesellschaft. Er las, wie sein Vorgänger, die verschiedenen deutschen, englischen, französischen ꝛc. Missionsblätter, hatte für das ganze Missionswerk ein offenes Herz und berichtete darüber in den von ihm herausgegebenen Blättern, bei Missionsfesten und auf Konferenzen. Ohne sich irgendwie hervorzudrängen war er in den verschiedensten Kreisen ein gern gesehener Gast, und wenn Dr. Fabri ihn einmal einen Allerwelts-

Digitized by Google

Missionskritikus genannt hat, so sollte damit nicht gesagt sein, daß er nicht mit Liebe und Nachsicht verschiedene Arbeitsweisen beurteilt, sobald sie aus aufrichtiger Liebe zum Herrn hervorgingen, sondern nur, daß neben dem warmen Herzen auch der nüchterne prüfende Verstand, ja bisweilen ein schalkhafter Humor seine Stelle gefunden habe.

1. Die Jugendzeit.

Hermann Gundert wurde den 4. Febr. 1814 in Stuttgart geboren. Er wuchs auf in jenen bürgerlichen kleinstädtischen Kreisen des alten Stuttgart, wo „im Mittelpunkt des häuslichen Kreises die vielgeliebten Eltern standen, die Kinder unterthänig und gelehrig, leicht heranzuziehen mit dem mäßigen Ererbten, welches von ihnen mehr zu Rate gehalten als bedeutend vermehrt werden sollte; ringsum ein längst gewohnter Kreis von Nachbarn, denen wenig verborgen bleibt, und eine in alles eingeweihte, durch Besuche und Geschenke immer aufgefrischte Verwandtschaft." In seinem elterlichen Hause herrschte nicht nur ein äußerlich kirchlicher Sinn, sondern ein lebendiges Christentum, genährt durch jene Stuttgarter Prediger, welche auch in der Zeit der Aufklärung das Panier des alten Glaubens hoch hielten (K. H. Rieger, Garnisonsprediger Moser, C. A. Dann), und durch brüderliche Gemeinschaft mit den altwürttembergischen Pietisten, die im Stuttgarter Gewerbe- und Handelsstand, wie auch im Lehrerstand manche tüchtige Vertreter hatten.

Der Vater, Ludwig Gundert, war der Sohn eines entschieden gläubigen, hochgeachteten Schullehrers, hatte sich dem Kaufmannsstand gewidmet und unter mancherlei Entbehrungen in seiner Jugend den Glauben der Väter auch als persönliches Eigentum gewonnen. Er hatte eine gleichgesinnte Lebensgefährtin gefunden in Christiane Enßlin und war in das kleine kaufmännische Geschäft des Schwiegervaters als Associé und nach dessen Tod als Nachfolger eingetreten. Die reich begabte, ideal angelegte Christiane hatte in ihrer Jugend über die durch den Pietismus und das hausbackene Bürgertum gezogenen Schranken in der Beschäftigung mit schöner Litteratur u. dgl. hinausgestrebt, der Ladendienst war nicht nach ihrem Geschmack, aber im Gehorsam hatte sie sich in alles gefügt und war dankbar, in Gundert einen Gatten gefunden zu haben, der auf demselben Grunde des Glaubens stand. Mit ihrem treuen Seelsorger Daun blieb sie in Korrespondenz, auch nachdem derselbe durch König Friedrichs Ungnade auf eine Landpfarrei versetzt war. Wie viel Hermann Gundert seiner Mutter verdankte, und wie hoch er sie schätzte, geht namentlich aus ihrem Lebenslauf und Briefwechsel hervor, den er als

Digitized by Google

19jähriger Jüngling zusammenstellte, aber erst in seinem Alter unter dem Titel „Christianens Denkmal" als Manuskript drucken ließ.

Hermann war in einem zahlreichen Geschwisterkreis der zweite Sohn. Obgleich das Ehepaar Gundert zu den Stillen im Lande gehörte, wurde es doch durch die Ereignisse in den Befreiungskriegen so mächtig bewegt, daß der Mann, welcher seinerzeit dankbar gewesen, daß er durch die Verwendung eines Verwandten vom Militärdienst freigesprochen ward, jetzt nach der Schlacht von Leipzig, da die Württemberger von Napoleon abgefallen waren, im Sinn hatte als Freiwilliger in den Kampf zu ziehen, und nur durch die Umstände seiner Frau und die Bitten seiner Freunde zurückgehalten werden konnte. Aber das Söhnlein, das nach dieser schweren Zeit glücklich zur Welt kam, mußte nun den Namen des Befreiers von Deutschland tragen und wuchs zur Freude seiner Eltern kräftig heran. Diese aber hatten in dem Teuerungsjahr 1816/17 einen schweren Stand, so daß der Vater wieder Buchhalter wurde. Daneben hatte er einen kleinen Gehalt als Sekretär der im J. 1812 gegründeten Württembergischen Bibelanstalt; denn an den freiwilligen Arbeiten für das Reich Gottes, an der Bibel- und Missionssache, die damals durch die Besuche des Dr. Steinkopf aus London in den gläubigen Kreisen Stuttgarts gefördert wurde, hatte er sich immer gerne beteiligt. Später, als die Bibelanstalt eine größere Ausdehnung gewonnen, wurde der Gehalt so geordnet, daß Gundert sich ganz diesem Berufe widmen konnte. Von 1823 an gab er auch ein Missionsblättchen heraus: „Nachrichten aus der Heidenwelt", mit Bildern, welche schon die Kinder interessierten. Diesen widmete sich der Vater namentlich am Sonntag Nachmittag und spielte mit ihnen auf den Höhen in der Umgebung von Stuttgart, so daß er deswegen den Besuch der Erbauungsstunde aufgab.

Die Mutter hatte viele körperliche Leiden zu erdulden, welche auch auf die Seele drückten. Über die Erziehung ihrer Kinder schrieb sie 1825 an eine Freundin:

„Es ist mir eine heiße Angelegenheit des Herzens, sie zu erziehen auf der rechten Mittelstraße zwischen lenken und sich selbst überlassen; sie ist um so schwerer, da ihre Jugend im Vergleich mit der, welche ihren Freunden zu teil wird, etwas grell absticht. Wie ihr religiöser Sinn genährt wird? Meine Söhne sagen mir im Vertrauen, sie wollen keine Pietisten werden. — Du hast meinen Hermann gesehen; deine Bemerkungen über ihn sind aus meinem Herzen geschrieben, wenn mir gleich sein Stolz, ich schreibe dies mit Erröten, gefällt. Glaube mir, daß ich immer dahin arbeite, die Kinder in Demut und Gehorsam zu leiten, daß ich ihnen oft genug vorstelle, wie alles, was wir haben, Geschenk Gottes, unverdient und unerwerbbar ist. Aber der Geist ists

Digitized by Google

eben, der die schwachen Lehren der Mutter in ihnen beleben muß" (Christianens Denkmal S. 165).

Hermann besuchte das Stuttgarter Gymnasium, bis er nach glücklich bestandenem Landexamen 1827 in das Seminar zu Maulbronn eintrat, da er sich dem Studium der Theologie widmen wollte. Hier in der Entfernung vom Elternhaus, im beständigen Umgang mit den jugendlichen Genossen tobte der gärende Most gewaltig, so daß er mit der Seminarordnung in manchen Konflikt kam, und der Vater ihm ernste Briefe schrieb. Die Mutter blieb beruhigt über ihn und meinte sogar, er sei in der letzten Zeit etwas weicher und empfänglicher für Lehre und Liebe der Eltern geworden. Sie nimmt regen Anteil an allem, was er schreibt, auch an dem Freundschaftstaumel, in den er geraten war, und weiß ihn mit Scherz und Ernst zu behandeln. Als die Seminaristen anfingen Schauspiele aufzuführen, schrieb der besorgte Vater:

„Daß du dich im dramatischen und mimischen Fach versuchst, will mir nicht einleuchten. Ich weiß mir auf Gottes Erdboden nichts Elenderes zu denken, als einen Schauspieler. Ein Holzhauer hat in meinen Augen einen viel höheren Wert. Warum sollen denn junge Leute, welche von soliden Kenntnissen noch eine so große Menge einzusammeln haben, im Gebiet der Phantasie und Ästhetik herumtummeln, gerade in einer Zeit, wo diese beiden Seelenkräfte ohnehin nicht genug bewacht werden können. Es scheint mir eine irrige Ansicht zu sein, ja ein bloßer Vorwand, wenn man behauptet, der Kanzelredner bedürfe der besonderen Ausbildung zum Deklamator. Welchem Geistlichen sein eigener Herzenszustand und der seiner Gemeindeglieder recht vor Augen steht, der weiß sie zur Quelle alles Heils hinzuweisen, und zwar, weil es von Herzen kommt, und zu Herzen geht, auf eine Art, wie kein Schöngeist noch Redner es thun kann. Er wird Hunderte zum Himmel führen, während der Schöngeist nicht eine einzige Seele hineindeklamiert, und kein Schauspieler eine hineinspielt" (S. 213).

Die Mutter schreibt allmählich auch mit mehr Besorgnis im Februar 1828:

„Lieber Sohn! Ich denke Tag und Nacht an dich vor Gott, dem ich dich und deine Jugend in dieser gefahrvollen Zeit mit Thränen empfehle. Seine heiligen Engel seien die Hüter deiner Unschuld! Laß mir die Freude, die höchste, für die ich gerne noch leiden will, was des Vaters Hand auferlegt, daß du weise wirst zur Seligkeit, daß ich einst dem wundervollen Führer danken möge für die Gnade und den Ernst, womit er mich geführt hat" (S. 217).

Im Mai 1828 schreibt sie:

„Du weißt, daß es nicht meine Sache ist, auf gemachte Religiosität einigen Wert zu legen; nur was der Mensch vor Gott ist, das ist er. Darum freue ich mich der bescheidenen Offenheit. Du sagtest mir nichts Halbes, sondern etwas Ganzes, und lieber kalt oder warm, nur nicht lau! Ich glaube wohl,

Digitized by Google

daß du mit vollem Herzen in Schiller'sche Lieder einstimmst; es kommt auch bei dir die Zeit, wo du sie nicht mehr singen wirst, und diese will ich erwarten. Es freute mich freilich, wenn du lieber Jesuslieder sängest, nicht der Lieder wegen, sondern um des Bedürfnisses willen.

Die Julirevolution 1830, welche die jungen Leute allenthalben mit sich fortriß, hatte beinahe auch im Maulbronner Seminar eine Revolution zur Folge gegen einen unbeliebten leidenschaftlichen Professor, gegen den ein Zeitungsartikel in dem demokratischen Stuttgarter Blatt erschien. Der Professor hatte einen Seminaristen als Verfasser im Verdacht. Hermann Gundert war gerade Lektor und hatte als solcher die Aufgabe, dem aufgeregten Professor die Erklärung der Promotion zu überbringen, der Verfasser sei nicht in ihr zu suchen. Er benahm sich dabei so, daß auch sein Vater seine Zufriedenheit damit aussprach. Aber der hämische Ton, in welchem Hermann nachher über diesen Professor schrieb, und der Hochmut, mit welchem die Promotion von demselben Revokation verlangte und mit Klage drohte, gefiel ihm nicht. Jener Professor trat vom Amt zurück, und David Strauß kam als Professoratsverweser nach Maulbronn. Sein Geist und seine Liebenswürdigkeit bezauberte die Promotion und erfüllte sie mit hohen Ahnungen von der Universitätsherrlichkeit. Der Vater schrieb an Hermann:

„Ich merke, dein Geist nimmt eine andere Richtung. Er hat seine vorige Stätte verlassen, und noch keine neue gefunden. Er schwärmt noch wie ein Bienenstock, bis der Hausvater kommt, ihn wieder fängt, und in einen Korb faßt" (S. 363).

In den letzten Ferien zwischen dem Seminar und der Universität war Hermann dem Elternhaus so entfremdet, daß selbst die Mutter schreibt:

„Er ist ein so selbständiges, in sich abgeschlossenes Wesen, daß ihm auch die schüchternste Bitte der Mutter nicht beikommen kann. Rede du, o Gott, für mich an meiner Kinder Herzen" (S. 366).

Am 24. Oktober 1831 zog Hermann, von seinem Vater begleitet, im Stift in Tübingen ein. Die Gattin des Dr. Steudel war eine Freundin seiner Mutter, und diese mangelte nicht ihn dahin zu empfehlen. Der Vater nahm ihm das Versprechen ab, daß er in keine Burschen- oder Corps-Verbindung treten wolle. Nach der Ordnung des Stifts mußte zuerst Philosophie studiert werden. Eschenmaier war als Professor angestellt, hatte aber mit seinen theosophischen Anschauungen wenig Einfluß auf die jungen Leute. Das Hegeltum stand in der Blüte, und Strauß, den die Promotion in Maulbronn schon liebgewonnen,

Digitized by Google

hatte inzwischen seine wissenschaftliche Reise nach Berlin gemacht und bei seinem Eintritt als Repetent in Tübingen

„gleichsam Hegels letzten Gruß an seine schwäbischen Landsleute überbracht und angefangen, das neueste Evangelium mit großer Siegesgewißheit vorzutragen, indem er des Meisters Logik populärisierend und mit Scherz und Mimik würzend, gelegentlich auch in 2—3 Kategorien verbessernd, von der zujauchzenden Jugend einen kaum weniger starken Glauben heischte und erhielt, als den das alte Evangelium je in Anspruch nahm. Die Maulbronner „Füchse" waren vorweg gewonnen. Die absolute Wahrheit schien gefunden; es galt nun noch, sie auf andre Wissenszweige anzuwenden, die, wie die Theologie, ihrer ebenso bedürftig wie dafür empfänglich sein sollten" (S. 390).

In Tübingen wurde die Anwendung auf die Theologie von Baur durchgeführt, der eben damals von Schleiermacher zu Hegel übergegangen war, und von Strauß selbst, der sein „Leben Jesu" vorbereitete und in dem Jahr erscheinen ließ, in welchem Hermann Gundert die Universität verließ.

Neben der Hegelschen Philosophie war es auch die schöne Literatur, namentlich Goethe, was den jungen Gundert begeisterte. Der Vater schreibt ihm darüber:

„Sieh, lieber Sohn, mir gilt vom Standpunkt des Christentums immer das nil admirari, und nach meiner Überzeugung hat der sel. Pfr. Hiller mit seinem Schatzkästlein mehr wahrhaft Gutes gestiftet als Goethe mit allen seinen Werken. Doch ich lange dir zu tief ins Herz hinein, und will eben warten, bis es anders kommt. Freut mich doch dein Wahrheitssinn, und daß du frei aussprichst, wie es dir ums Herz ist, und mit mir hofft die Mutter auf die Zeit, da unser Hermann das Evangelium von Jesu Christo dem Gekreuzigten verkündigen wird, den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Thorheit, denen aber, die berufen sind, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. — Strauß hat schon in Maulbronn angefangen, stark auf dich einzuwirken, um so mehr, als der sonstige Unterricht der nötigen Lebendigkeit und Wärme ermangelte. Ich mochte dir diese Ambrosia im letzten Semester gar wohl gönnen, weil ich wohl sah, daß deine Seele im toten Buchstaben ermatten wollte, und freute mich auf Tübingen im Gedanken, der Unterricht älterer erfahrener Männer werde auch praktisch auf dich einwirken, du werdest dem Evangelium lernen die Philosophie anpassen, nicht umgekehrt. Nun kommt Strauß nach Tübingen, nimmt alle nach edlem Ziel Strebenden in Beschlag und spannt sie samt und sonders an Hegels Wagen, den sie nun (diese Philosophie geht ja leichter ein als das alte, ehrenfeste, simple Evangelium) in lustigem Rausche daher ziehen. Auch mein lieber Sohn befestigte seinen Strang an diesem Götzenzug, und erkor sich Brahma-Hegel und Wischnu-Goethe, daß er unter ihrem Schutze gegen alle Anfälle des Ichs und der Welt (muß den Teufel auch noch nennen) und des bösen Feindes gesichert sei. Aber wenn das Leben in seiner wahren Gestalt dir erscheint, wenn du selbst in deinem nackten Wesen dir erscheinst, wenn die Platzregen fallen, die Ge-

Digitized by Google

wäſſer kommen, die Winde wehen, dann biſt du in einem Hauſe auf Sand gebaut. Und das ſoll der Vater dem geliebten Sohne nicht ſagen? Ich ſage es: du biſt auf einem Irrweg, und bitte Gott, daß er dir ein Ohr für die Liebe des Vaters, mehr noch für die Stimme ſeines Geiſtes verleihen wolle. Hiemit ſeien aber die Perſonen von Hegel und Goethe von mir nicht verurteilt: ein jeder ſteht und fällt ſeinem Herrn. Du fülle immerhin dein Schifflein mit dem Ballaſt der Gelehrſamkeit, damit es tief und ſtet genug im Waſſer gehe; wiſſe aber, daß der Ballaſt nicht die Ladung iſt, die im Hafen mit Gold aufgewogen wird! Die Ladung heißt: Glaube, Liebe, Hoffnung, und hiemit Gott befohlen!" (S. 390).

Die treue Mutter ſollte die Erhörung der Gebete, die Umkehr des Sohnes nicht erleben, aber man wird wohl ſagen dürfen: ſie mußte als das Weizenkorn in die Erde fallen und erſterben, um dieſe Frucht zu bringen, ihr Tod brachte die entſcheidende Wendung im Leben des geliebten Sohnes. Nachdem 1832 die Bibelgeſellſchaft ein eigenes Haus erworben hatte in einer Gegend der Stadt, wo man noch ins Grüne ſah, war ſie für dieſen Wechſel dankbar. Im Sommer machte ſie mit ihrem jüngſten Kind einen längeren Aufenthalt bei ihrer Schweſter in Welzheim. Aber ihr Zuſtand wurde nicht weſentlich beſſer. Unter den Gliederſchmerzen, dem Herzklopfen, dem Nervenreiz und der Schlafloſigkeit ging die ganze Natur aus den Fugen. Sie wurde noch recht klein gemahlen und erblickte in ihrem langen Leiden nur die Strafe für die Sünden ihres Lebens. Es gab ſehr dunkle Stunden, wo ihr Geiſt ganz umnachtet war. Als Hermann in den Weihnachtsferien zu Hauſe war, erkannte ſie ihn nicht mehr. Am 20. Jan. 1833 wurde ſie nach einigen lichteren Augenblicken von ihrem Leiden erlöſt.

Hermann zog ſich nach ihrem Tode von aller ſtudentiſchen Geſellſchaft zurück und lebte in ſeiner letzten Univerſitätszeit ſo einſam und verſchloſſen, daß ſeine Studiengenoſſen ihn den Sanyâſi nannten. Er war ein zu ſelbſtändiger Charakter, als daß er ſich nun ſo raſch an die Pietiſten hätte anſchließen können, für deren Fehler er auch ein offenes Auge hatte. Er ſelbſt bezeichnete ſpäter ſeine damalige Bekehrung als eine ſehr ſchwächliche, unvollſtändige. Aber es war eine Zeit, wo das Samenkorn unter ſich Wurzel faßte und das Nervenfieber, an welchem er im Sommer 1834 monatelang darniederlag, wurde in der Hand Gottes ein Mittel, das junge geiſtliche Leben zu fördern.

2. Oſtindien.

Hermann Gundert hatte mit ſeiner früheren Geſellſchaft und Weltanſchauung gebrochen, aber in der Heimat ſich noch nirgends angeſchloſſen, und die inneren Kämpfe dauerten fort. Unter dieſen Umſtänden

Digitized by Google

war es ihm ohne Zweifel besonders erwünscht aus allen bisherigen Verhältnissen herauszutreten. Nachdem er 1835 sein theologisches Studium mit einer Examensnote absolviert, die ihn in Württemberg zu einer ehrenvollen Stellung befähigt hätte, und die Doktorwürde der Philosophie erworben hatte, folgte er dem Ruf eines englischen Freimissionars Groves, welcher eine Zeitlang in Bagdad gewirkt hatte, nun aber nach Ostindien übergesiedelt war. Derselbe wünschte einen Lehrer für seine Kinder, der aber auch an dem Missionswerk sich beteiligen könnte, wenn er dazu den Trieb hätte. Gundert gewann eine große Hochachtung vor diesem Mann, der auch auf andere einen tiefen Eindruck machte, so daß ein englischer Offizier in Bengalen von ihm sagte:

„Nie zuvor sah ich die Zier der Herrlichkeit so ausgesprochen, als in diesem Knechte Gottes. Seine ganze Unterhaltung und seine merkwürdigen Erlebnisse schienen mir die Wirklichkeit der Religion so nahe zu bringen, als könnte er mir alles offenbaren, was in meinem Herzen war, während seine ganze bezaubernde Art die umsitzenden, vollbeschäftigten Beamten so fesselte, daß sie bis tief in die Nacht festgebannt auf ihren Stühlen blieben" (Miss.-Mag. 1871, S. 139).

In Tinneweli, im Südosten von Vorderindien, wo jetzt ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld für die Mission war, hatte Groves sich niedergelassen. So betrat Gundert 1836 in Madras zuerst den ostindischen Boden. Bald wurde er jedoch noch mehr als von Groves von einem deutschen Landsmann angezogen, welcher sein geistlicher Vater für die Mission werden sollte.

Gunderts Augen leuchteten noch im Alter, und sein Mund wurde beredt, sobald man auf Rhenius zu sprechen kam, und auch der Artikel im Missionsmagazin 1868, S. 257—289, bezeugt es, daß er an diesem Mann hinaufschaute wie an keinem andern Missionar und dessen Grundsätze im wesentlichen zu den seinigen machte, wie er sich deshalb verletzt fühlte durch die geringschätzigen Bemerkungen über Rhenius bei Graul einerseits (Miss.-M. 1868 S. 289) und bei Langhans andrerseits (Miss.-M. 1865 S. 90 ff.)

Karl Rhenius war der Sohn eines preußischen Offiziers, Schüler von Jänike, und stand im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft. Er war nicht bischöflich ordiniert, denn anfangs verlangte dies die Gesellschaft nicht von den deutschen Brüdern, welche in ihre Dienste traten. Er wollte als Prediger der evangelisch-lutherischen Kirche jener Gesellschaft dienen. Sein theologischer Standpunkt war ungefähr der der Brüdergemeinde. Die durch Almosen und Kastenbrauch verwöhnten geistlich toten Tamilchristen der alten Halle'schen Mission, welche er zuerst in Madras kennen lernte, konnten ihm nicht zusagen. Er wollte allenthalben Leben wecken, Schulen gründen, die

Digitized by Google

Heiden im Innern aufsuchen, wo sich eine Thür aufthat, und mit Brüdern aus verschiedenen Kirchenparteien in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe zusammen arbeiten. Über der Einzelbekehrung verlor er aber die Bekehrung der Völker nicht aus dem Auge. Seit 1820 hatte er in Tinneweli ein Arbeitsfeld gefunden, wo er unabhängiger von den Engländern mit deutschen Brüdern wirken konnte, und seit 1824 waren unter den Schanars, den kastelosen Palmbauern, tausende durch ihn zu Christo geführt worden. Als Gundert in Tinneweli ankam, war Rhenius von der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft entlassen, und eben der Freimissionar Groves hatte zu dem Bruch, der seit Jahren vorbereitet war, das Seinige beigetragen, indem er ihn bewog, auf seinem Arbeitsfelde zu bleiben, und ihm die Unterstützung von englischen Freunden in Bombay und Großbritannien, die seinen Wert erkannten, in Aussicht stellte.

Hören wir, wie Gundert ihn schildert: „Rhenius war ein Offizier, dem es wohl anstand, im Kampfe zu sterben; ein geborener Herrscher, der immer den Blick aufs Ganze festhielt, und die Empfänglichen zu großartigen Gedanken und Zielen begeisterte. Seine Gegenwart wirkte wie ein Zauber; wer schon erfahren hatte, was ein schlechtes Regiment besagen will, stellte sich mit wahrer Lust unter die Leitung seiner Augen. Noch steht er vor uns, ein kerzengrader Mann mittlerer Größe, stark gebaut, den mächtigen Kopf fest auf den starken Schultern tragend, mit der kecken Nase und den großen dunkeln, blitzenden Augen unter der hohen Stirn, die straffen schwarzen Haare schon ziemlich gebleicht. So tritt er jeden Morgen heraus aus seiner Kammer, gestärkt für die Last des Tages durch kindliches Gebet, um mit dem langen schwarzen Stab eine kurze Strecke durch den Garten zu schreiten, umjubelt von seinen Kindern. Briefe und Boten, die herzukommen, verweist er an ihre Plätze, um erst die englische Hausandacht mit hellem Gesang, mit Lesen und Katechisieren, mit Danken und Flehen zu halten, ehe er sich in die Geschäfte des Tages wirft. Alle Fenster und Thüren stehen offen um seinen Schreibtisch, von da und dorther kommen die Leute an ihn heran; irgendwie weiß er sie zu befriedigen und hat doch, soweit es immer möglich war, die strenge Tagesordnung eingehalten. Der Schreiber hat das zuletzt übersetzte Kapitel der Propheten abgeschrieben, der Sekretär die befohlenen Briefe ausgefertigt; schnell werden sie vorgelesen und Rhenius unterzeichnet das Palmblatt mit dem Griffel. Um 1 Uhr wird gespeist; da sagen die Kinder auf, was sie gelernt haben, und von allen Sorgen des Tages merkt man dem Familienvater nichts an. Nach dem Essen werden die Thüren geschlossen; eine halbe Stunde lang ist alles still. Dann öffnen sie sich wieder, und das Gesumme, das Erzählen und Fragen, auch Jammern und sich Ereifern geht wieder an, immer unterbrochen von der klaren, ruhigen Stimme des Führers, bis die Sonne sich neigt, und der gesattelte Ponny vorgeführt wird, — etwa zum Ritt nach der Hauptstadt, um dort noch den Heiden eine Predigt zu thun; wo möglich aber ist er zurück, um den Abendgottesdienst für alle in Tamil zu halten, da dann dieser oder jener gerade anwesende Katechist eifrig nachkritzelt, um auch seiner Gemeinde was Neues aus Gottes Wort mit heimzubringen. Und nach dem Thee sitzt der unermüdliche Mann wohl bis Mitternacht am

Digitized by Google

Schreibtisch und übersetzt weiter an seiner geliebten Bibel. Anders freilich war der Sonntag, da alles weltliche Treiben völlig verstummte; noch anders der Monatsanfang mit den versammelten Katechisten und Schullehrern, oder gar die Neujahrsfeier, zu deren Anfang eingeborne Dichter neue Lieder absangen in ungewohnten Weisen mit regelmäßig einfallendem Chor" (Miss.-Mag. 1868, S. 287—289).

Der 22jährige Gundert war durch seine Lebensführung noch mehr als durch seine Bildungslaufbahn innerlich vorbereitet um unter der Leitung eines solchen Mannes den Missionsberuf mit ganzer Seele zu ergreifen. Die Jahre in Tinneweli sollten jedoch nur seine Lehrjahre werden, in denen von selbständiger Arbeit noch nicht die Rede sein konnte. Es entgingen ihm bei aller persönlichen Hochachtung vor Rhenius die wissenschaftlichen Schwächen dieses durchaus praktischen Mannes nicht. Auch verhehlte er sich nicht, daß diese unabhängige Mission keine rechte Zukunft habe, wenn einmal der geistesmächtige Führer nicht mehr unter den Lebenden sei. Und dieser Fall sollte bald eintreten. Rhenius entschlief den 5. Juni 1838 und seine deutschen Mitarbeiter wagten es nicht, das Werk in der bisherigen Weise fortzuführen. Sie traten mit den Gemeinden zu der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zurück, und Gundert wurde von seinen württembergischen Landsleuten eingeladen, drüben auf der Westküste von Vorderindien, auf den Stationen der Basler Mission seine Arbeit fortzusetzen. Er folgte dem Ruf, und zwar nicht allein, sondern mit einer Gattin, die er im Hause des Freimissionars Groves kennen gelernt hatte, und die nun nicht bloß für sein Haus, sondern auch für den Missionsdienst seine treue, in jeder Beziehung tüchtige Gehilfin werden sollte. Diese edle, demütige, innig fromme, von treuer Liebe zum Werk des Herrn beseelte, alles mit ihm tragende Frau, eine geborene Dubois aus dem Kanton Neuchâtel, blieb ihm über seine ganze Missionszeit erhalten, bis sie in Calw einige Jahre vor ihm selbst nach schweren Leiden heimgeholt wurde.

Den 2. Nov. 1838 traf Gundert mit seiner Gattin in Mangalur ein, der Hauptstation der Basler Mission. Vier Jahre vorher hatten die ersten Missionare Greiner, Hebich und Lehner daselbst ihr Werk begonnen; 1836 waren vier weitere Brüder nachgesendet worden, darunter ein zwei Jahre älterer Studiengenosse von Gundert, der Kandidat der Theologie Hermann Mögling, ein Pfarrerssohn, der wie Gundert seinen gläubigen Eltern während der Studienzeit manchen Seufzer ausgepreßt hatte, der aber in demselben Jahre, in welchem die absolute Philosophie in Tübingen ihre Triumphe feierte durch Straußens Leben Jesu,

Digitized by Google

nicht nur von einem lockeren Studentenleben, sondern auch von der herrschenden Philosophie und Theologie gründlich umkehrte und von einfachen Bauersleuten in der Gemeinde seines Vaters zum Heiland aller Sünder sich weisen ließ, und dann seine Umkehr mit dem Eintritt in den Missionsdienst besiegelte. Hebich und Mögling waren die bedeutendsten und einflußreichsten unter den Missionaren, denen nun Gundert als dritter zur Seite treten sollte.

Hören wir, wie er selbst die beiden Freunde schildert.

„Es waren zwei grundverschiedene Männer, berufen, der deutschen Mission auf der Westküste ihren eigentümlichen Charakter zu geben. Beide waren durch merkwürdige Führungen fast plötzlich zu Christo bekehrt. Beide hatten sich mit ganzer Seele der Heidenmission hingegeben. Jeder erkannte in dem andern die ungewöhnliche Begabung und persönliche Tüchtigkeit an. Aber die vielseitigere Bildung des Kandidaten, seine entgegenkommende Offenheit für geistige Bestrebungen jeder Art, seine rege Erfindungsgabe und lebendige Beweglichkeit hatten etwas Beunruhigendes für den alten Praktikus; während allerlei orakelartige Äußerungen Hebichs im wunderlichen Gemisch mit kaufmännischer Schlauheit und scharfblickendem unbedenklichen Dreingreifen den Neuling zu eingehendem Studium und allseitiger Kritik des interessanten Mitarbeiters aufforderten. Beide waren indessen Optimisten im besten Sinn des Wortes; so genossen sie einander in großer Heiterkeit und Gemütlichkeit, ohne doch irgend welchen Zwischenfall, der zu gegenseitiger Beobachtung und Ergründung dienen konnte, unbenutzt vorbeigehen zu lassen. Die beiderlei Missionsrichtungen, welche jeder vertrat, ließen sich vorerst noch nicht klar aussprechen; herrschte bei dem einen der Glaube an plötzliche Eingebung und ein gewisses Zutrauen in die bisher erprobte Arbeitsweise vor, so tauchten bei dem andern Träume auf von einer allseitigeren Anfassung, Weckung und Erziehung der in einem Heidenvolke schlummernden Kräfte, die freilich erst unter der Übung zur festen Theorie sich klären konnten. Was aber beide erstrebten, oder vielmehr in gleicher Erkenntnis ihrer Unzulänglichkeit sich demütig erbaten, war eines: die gründliche Bekehrung von Heidenseelen, das Gottesgeschenk wenigstens eines Kindes, in dessen neuem Leben der irdische Vater die besten Züge seines eigenen Bildes erkennen könnte" (Samuel Hebich, Ein Beitrag zur Geschichte der indischen Mission. Basel 1872, S. 54).

Gundert, dessen Bekehrung nicht so rasch vor sich gegangen war, wurde nun das mäßigende, vermittelnde Element, das die beiden ein wenig im Zaune hielt. Seine Liebe zu den Heiden und zu den Brüdern war nicht geringer, aber er durchschaute mit seinem klaren Blick da und dort die Mängel. Es war durchaus nicht seine Art sich hervorzudrängen. Er konnte still an seiner Arbeit sitzen und sich um andere wenig bekümmern. Aber wenn er gerufen wurde, stellte er seinen Mann und war zu jedem Opfer bereit, und so wenig er andere, auch schwächere Brüder, seine geistige Überlegenheit fühlen ließ, so war er eben wegen seiner demütigen, selbst-

Digitized by Google

losen Hingabe, seiner gediegenen Kenntnisse, seines klaren Verstandes und gesunden Humors eine bei allen beliebte und hochgeschätzte Persönlichkeit.

So sehr die Missionare auf Sparsamkeit im Haushalt bedacht waren, — Mögling suchte sogar eine Weile das Ideal der apostolischen Mission gegen den Willen von Hebich und Greiner durchzuführen, indem er mit den Waisenknaben auf dem Boden schlief, nur Reis aß und dgl. — so erkannten sie doch jetzt die Anwesenheit einer Frau als eine Wohlthat nicht nur für die äußere Versorgung, sondern auch für die Mission selbst, sofern jetzt erst eine Mädchenanstalt in Mangalur gegründet werden konnte.

Gundert sollte jedoch bald auf ein anderes Arbeitsfeld kommen und durfte darin Gottes besondere Führung sehen. Bei seinem Abschied von Tinneweli hatte ihn Miss. Schaffter gebeten, nach einem Katechisten Michael zu sehen, welchen Rhenius nach Malabar gesendet hatte. In Andscharakandi, drei Stunden landeinwärts von Kananur, besaß ein Schotte Brown eine Pflanzung von Pfeffer, Zimmt und andern Landesprodukten, die er von zusammengekauften Sklaven der niedrigsten Kaste, der Pulayer, bearbeiten ließ. Ein zweistöckiges Haus stand mit den Magazinen am Fluß, auf welchem alle Waren an die Küste nach Talatscheri geschafft wurden. Oben auf dem mit Zimmt bewachsenen Hügel stand das Dorf der Sklaven. Ihre Aufseher, meist Mapillas (Mohammedaner) wie auch die Schreiber und das Hausgesinde, wohnten besonders, und den Sklaven war dahin der Zutritt nicht gestattet. Francis Brown hatte, angehaucht von der philanthropischen Tendenz der Neuzeit Rhenius um einen Katechisten gebeten, der nun seit 1835 die Kinder der Sklaven in einer Schule unterrichtete und die Alten in einer eigens dafür erbauten Kapelle mit dem Evangelium bekannt machte. Michael hatte bald so viel erreicht, daß die Jugend an ihn anhänglich wurde und etliche Jünglinge um die Taufe baten. Als aber der Besitzer 1837 nach Europa reiste, legten die Verwalter dem Katechisten allerlei Schwierigkeiten in den Weg.

Da Gundert die Pflanzung besuchte und zugleich in den benachbarten Küstenstädten sich umsah, drängte sich ihm der Gedanke auf, wie viel in Malabar zu thun wäre, wenn daselbst eine Station errichtet würde. Bis jetzt hatte die Basler Mission die Stationen Mangalur in Süd-Kanara, Dharwar in Süd-Mahratta und Honor in Nord-Kanara besetzt. Sieht man auf die Karte, so liegt wohl Andscharakandi näher bei Mangalur als die zwei genannten Stationen. Allein in der Provinz Malabar wird wieder eine andere Sprache gesprochen, das Malayalam, und in Mangalur hatten die Missionare außer dem Kana-

Digitized by Google

resischen das Tulu, die eigentliche Volkssprache von Süd-Kanara zu erlernen, während in Süd-Mahratta Kanaresisch gesprochen wird. Gundert verhehlte sich nicht, wie sehr durch eine weitere Sprache die Aufgabe der Basler Mission gesteigert würde. Allein die Brüder bekamen einen noch deutlicheren Fingerzeig, daß der Herr sie dorthin rief.

Im Jahr 1837 war im Bergland von Kurg ein Aufstand gegen die englische Regierung ausgebrochen, der sich bis Mangalur verbreitete, so daß alle Europäer flüchteten. Als derselbe bewältigt war, befand sich in der Kommission, welche das Urteil sprechen sollte, ein englischer Richter Namens Strange aus Talatscheri in Malabar. Hebich, der die Arbeit unter den Engländern in Ostindien für einen durchaus nicht unwichtigen Zweig seiner Missionsthätigkeit ansah, versäumte nicht, ihn zu besuchen und ihm ins Gewissen zu reden. Die andern Missionare meinten, der scharfdenkende, vielbelesene Engländer werde Hebich nur für Narren haben. Allein das Wort Gottes fand bald eine gute Stätte bei ihm, und er bekannte später, von dem derben Deutschen habe er zum erstenmal gelernt, was Beten eigentlich sei. Als dieser Strange 1839 um seiner Gesundheit willen nach Europa zurückkehren mußte, schenkte er der Basler Mission sein Haus auf dem herrlich an der Meeresküste gelegenen Nettur-Hügel bei Talatscheri. Dasselbe wurde nun Gunderts Station.

Von da aus konnte Andscharakandi bedient werden, und eine baldige Besetzung von Kalikut, der Hauptstadt von Malabar, wo ein englischer Beamter schon die ersten Basler Missionare bei ihrer Landung in Indien hatte festhalten wollen, wurde bereits ins Auge gefaßt. Es war inzwischen in Basel Wilhelm Hoffmann als Inspektor eingetreten, der, nicht so ängstlich sparsam, wie sein Vorgänger Blumhardt, namentlich in der Gründung von neuen ostindischen Stationen mutig vorwärts schritt. Von Talatscheri aus sollte auch die Garnisonstadt Kananur bedient werden, wo unter dem Mischmasch von allerlei Volk, welches an europäische und Sipahi-Regimenter sich anschloß, auch einzelne Tamil-Christen sich befanden, denen christliche Offiziere im Verein mit dem Kaplan Lugard einen Gottesdienst und eine Schule eingerichtet und eine Kapelle erbaut hatten, in welcher auch englische Soldaten, wenn sie es wünschten, religiöse Versammlungen halten konnten. Es waren Leute aus allerlei Denominationen, aber sie wechselten mit der Verlegung der Regimenter, und es fehlte eine ordentliche Leitung.

Für Gundert war diese Aufgabe zu groß. Daher wurde Hebich 1840 gebeten einmal besuchsweise auf etliche Monate von Mangalur herüber zu kommen und die verwirrten Verhältnisse zu ordnen. Mit gewohntem Eifer ging er ans Werk und hatte großen Erfolg, so daß das Komitee ihn 1841 definitiv nach Kananur versetzte, wo er bis zu seinem

Digitized by Google

Abschied von Indien 1859 unter Engländern und Eingebornen gewaltig predigte und viele Segensspuren hinterließ. Gundert läßt in seiner Darstellung von Hebichs Leben seine eigene Thätigkeit sehr zurücktreten. Aber sie darf nicht unterschätzt werden und hat zur Konsolidierung der Malabarmission wesentlich beigetragen, wenn auch nicht so viele Einzelbekehrungen in die Augen fallen wie bei Hebich. Gundert war der Sprachgelehrte, der zur Neubearbeitung der von englischen Missionaren in Kotschin ungenügend in Malayalam übersetzten Bibel das Meiste beigetragen, Traktate in Malayalam, Grammatik und noch in Europa sein großes Malayalam-Wörterbuch geschrieben hat, das von allen Kennern als eine linguistische Leistung ersten Ranges anerkannt wird, während Hebich das Malayalam niemals soweit lernte, daß er darin hätte predigen können, sondern sich von seinen Katechisten dolmetschen ließ.

In Andscharakandi kam es 1840 zu einer Krisis. Der Katechist Michael erklärte, er könne es bei der dort herrschenden Lustseuche nicht länger aushalten, worauf er unter einer Last von Beschuldigungen von den Verwaltern entlassen wurde. Hebich kam herüber und setzte den Herren gewaltig zu, so daß sie ihm nicht widerstehen konnten, und sogar die Taufe einzelner gestatteten, die von Gundert vollzogen wurde. Es wurde ein andrer Katechist an den Ort versetzt, und im folgenden Jahr konnte Gundert eine Abendmahlsgemeinschaft von 16 Personen herstellen.

In Talatscheri fand Gundert den schönen Nettur-Hügel nicht geeignet für eine Missionsstation, weil er zu entlegen war von der Stadt und wohnte eine Zeitlang in der Stadt. Seine Gattin nahm 10—15 Mädchen zur Erziehung auf und unterrichtete etwa 50 weitere aus der Nachbarschaft. Als ein weiterer Missionar nach Talatscheri kam, konnte auch eine Knabenanstalt errichtet werden. Die Gemeinde wuchs langsam. In den Küstenstädten von Malabar haben die aus Arabien eingewanderten Mapillas, fanatische Mohammedaner, das Regiment und sind bei jedem Aufstand gegen die englische Regierung in der vordersten Reihe. Auch die dravidischen Bewohner des Landes sind weniger zugänglich, weil sie mehr vom eigentlichen Brahmanismus beherrscht sind als in Kanara und im Tamillande. Ihre Sprache ist auch mehr mit Sanskritwörtern durchzogen. Aber einzelne tüchtige Leute fanden sich auf dem Nettur-Hügel ein und bekamen dort, was sie anderswo vergeblich gesucht hatten, wie Mannan Tschandren, ein in der Wedanta-Philosophie bewanderter Schullehrer von Tschombala (1844), der (als Paul Tschandren) in seiner Heimat der Grundstein zu einer Christengemeinde, ihr Lehrer und mit seinem Hause das Vorbild einer christlichen Familie wurde. Ferner

Digitized by Google

der Elephantenführer Gowinda (getauft Thomas), der erste zuverlässige Christ aus der Nayerkaste, dem Adel von Malabar. Er war auf einer Wallfahrt nach Gokarna begriffen als indischer Büßer. Als er hier die Botschaft von der Vergebung der Sünden in Christo Jesu hörte, ging er nicht weiter, sondern ließ sich taufen und verkündigte das Evangelium.

Da der Nettur-Hügel durch andere Anstalten in Anspruch genommen war, siedelte Gundert 1849 mit der Mädchenanstalt nach Tschirakal bei Kananur über, dem Sitz der alten, von der englischen Regierung pensionierten Fürsten von Malabar. Um einen großen künstlichen Teich lagen die verfallenen Paläste und Tempel. Eine große Menge von Brahmanen wurde von den Fürsten gefüttert, so daß die Familie häufig in Geldverlegenheit war. In der Nähe der Residenz ist das gleichnamige Weberdorf. Hier ist mehr als in den Küstenstädten der Sammelpunkt der heidnischen Malabarbevölkerung.

Hier hatte Hebich schon 1844 ein Häuschen gebaut für einen seiner Katechisten, Jakob Ramawarma, den Sohn eines Radscha von Kotschin, der dort in der englischen Schule für das Christentum gewonnen, im Seminar der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu Madras zum Predigtamt herangebildet, aber ausgetreten war, dann in Belgam bei den Londoner Missionaren freundliche Aufnahme gefunden hatte und als Gehilfe angestellt war. Dort mußte er wegen Ehebruchs entlassen werden. Der Missionar Taylor empfahl ihm aber, wenn er auf die Westküste käme, Mögling oder Hebich aufzusuchen, diese würden sich seiner annehmen. Als Hebich durch einen Katechisten von ihm erfuhr, ließ er ihn zu sich rufen, und veranlaßte ihn zu bleiben. Da er ein schönes Malayalam sprach, machte er ihn zunächst zum Schulmeister für seine „Büblein", d. h. für seine eingebornen Gehilfen, und benutzte ihn als Dolmetscher bei seinen Predigten, fand es aber am Zweckmäßigsten, ihn nach Tschirakal zu versetzen, nachdem er ihn mit einem einfachen Tamil-Mädchen getraut hatte. Seinen Sündenfall in Belgam bekannte er Hebich erst bei einer Erweckung in der Gemeinde Kananur 1847.

Nach dem Beschluß des Komitees sollte Tschirakal für einen europäischen Missionar und für die Mädchenanstalt eingerichtet werden. Als die Bauten im Mai 1849 vollendet waren, konnten die Geschwister Gundert, eine europäische Lehrerin und eine Schar von Mädchen einziehen, zusammen über 50 Personen. Ein Plan für die Geschäftsverteilung zwischen Gundert und Hebich wurde dadurch vernichtet, daß Gundert fast drei Jahre lang wegen eines Halsleidens nicht predigen konnte. So wanderte die ganze Schar am Sonntag nach Kananur zur Kirche, am Donnerstag kam Hebich herauf. Jakob Ramawarma sollte zur Ordination vorbereitet werden, und Gundert unterrichtete ihn, als seine Gesundheit so weit hergestellt war, in wissenschaftlichen, namentlich theologischen

Digitized by Google

Fächern, auch im Deutschen, um ihm die Schätze unsrer theologischen Litteratur zugänglich zu machen. Er freute sich der Begabung und der Fortschritte seines Schülers. Die Ordination fand 1856 in Kananur statt, aber Ramawarma starb schon 1857 an den Pocken.

Ein anderer wackerer Zögling Gunderts war Abraham Mulil, früher Munschi bei den Missionaren in Kananur, ein angesehener Mann in der Tijerkaste, den Palmbauern von Malabar, die aber wesentlich höher stehen als die Billawer in Kanara und die Schanârs in Tinneweli. Derselbe war von Hebich und Diez für das Evangelium gewonnen worden und wurde von Gundert zum eingebornen Reiseprediger herangebildet, in welchem Amt er die Provinz fleißig durchzog und als ein „männlicher, in allen Sätteln gerechter Malayalam-Prediger" sich erwies.

Die letzten zwei Jahre, welche Gundert in Ostindien zubrachte, stand er nicht mehr im unmittelbaren Missionsdienst. Die englische Regierung war auf den Mann aufmerksam geworden, welcher die Sprachen der Eingebornen auf der Südwestküste beherrschte wie wenige Europäer und dabei in allen Zweigen des Wissens eine gründliche Bildung und ein gesundes Urteil hatte, und trug ihm die Stelle eines Regierungsschulinspektors für die Provinzen Kanara und Malabar an. Gundert entsagte nur ungern dem Missionsberuf und stellte es dem Komitee in Basel anheim, ob er den Ruf annehmen oder ablehnen sollte. Auch dieses nahm es schwer, den tüchtigen Arbeiter aus dem unmittelbaren Missionsdienst zu entlassen, aber man erwartete doch für die Sache der Mission im ganzen eine nicht zu unterschätzende Förderung, trotz der religionslosen Regulativen für die Regierungsschulen, wenn eine solche Persönlichkeit zu visitieren hatte.

Gundert mußte jedoch im Frühjahr 1859 zur Erholung nach Europa zurückkehren,[1]) während seine Frau und Tochter in Indien blieben, in der Hoffnung, er könnte bald seine Arbeit wieder antreten. Es ging aber mit der Herstellung seiner Gesundheit nicht so rasch, daß die Ärzte die Rückkehr in ein Tropenklima hätten billigen können, und inzwischen that sich in der Heimat eine Thür für ihn auf.

3. Calw.

Dr. Chr. G. Barth, der treue Herold der Missionssache und unermüdliche Arbeiter für das Reich Gottes in der Heimat, der Verfasser

[1]) 1846 hatte G. vier Kinder nach Europa gebracht, sich aber nur kurze Zeit in der Heimat aufgehalten. Er brachte damals den vor wenigen Monaten in Indien verstorbenen bekehrten Brahmanen Kaundinja mit, der im Missionshaus studierte.

Digitized by Google

der „Süddeutschen Originalien" und selbst ein solches Original, hatte 1838 seine Pfarrei Möttlingen bei Calw aufgegeben, um in der gewerbsamen kleinen Stadt im engen Schwarzwaldthal ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten und dem Besuch der Missionsfeste und der Konferenzen zur Förderung des Reiches Gottes zu leben.

Er hatte den Calwer Verlagsverein gegründet, durch welchen Schul- und Volksbücher von entschieden bibelgläubiger Richtung um außerordentlich billigen Preis hergestellt wurden, wie denn seine „Zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten" in hunderten von Auflagen verbreitet, und in eine Menge von Sprachen übersetzt sind. Er hatte ferner das Calwer Missionsblatt redigiert, das Nachrichten von allen evangelischen Missionsgesellschaften in einer für das Volk verständlichen Sprache enthielt, Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden, um den Geistlichen den Stoff für solche zu liefern, ein Missionsblatt für Kinder, um auch in diesen schon eine Freude an dem großen Werk des Herrn zu wecken. Als großer Kinderfreund hatte er die Jugendblätter als Monatsschrift zur Förderung wahrer Bildung herausgegeben, und eine Anzahl von Erzählungen für Kinder geschrieben. Die Basler Missionsfeste, welche er regelmäßig besuchte, trotz der damals noch beschwerlichen Reise, waren nicht zum wenigsten durch seine anregenden Ansprachen zu christlichen Volksfesten geworden, und es knüpften sich daran Bekanntschaften mit christlichen Freunden von verschiedenen Himmelsgegenden, die weiter gepflegt wurden. Nicht bloß mit den Basler Missionaren, sondern auch mit denen der Brüdergemeinde stand er in persönlichem Verkehr, und gewann dadurch seine schöne ethnographische Sammlung, welche einen bedeutenden Teil der jetzigen Sammlung im Basler Missionshaus ausmacht. Auch über den Kanal hinüber erstreckte sich seine Freundschaft und Bekanntschaft. Er war bei den Londoner Mai-Meetings ein gern gesehener Gast, und konnte sich mit Christen aus verschiedenen Denominationen verständigen. Außer der Heidenmission hatte er auch für die Judenmission ein warmes Herz, und seine Gedichte, obgleich nicht alle von großem poetischen Wert, sind doch ein treuer Spiegel des kindlichen Geistes und der jugendlichen Begeisterung für das Werk des Herrn, welche dieser mit köstlichem Humor begabte Mann bis an sein Ende behielt.

Dieser Mann war nun durch ein Herzleiden, das ihm zu Ende der fünfziger Jahre schwere asthmatische Anfälle verursachte, genötigt nach einem Gehilfen sich umzusehen, der nach und nach seine ganze Arbeit übernehmen sollte. Aber wer konnte sich dazu befähigt fühlen! Es war so ganz die Persönlichkeit Barths, welche alle diese Aufgaben bewältigen konnte. Als Barth 1859 die Basler Feste besuchte, war er in der Generalkonferenz nach 3½stündigem Hören so erschöpft, daß er die Kirche verlassen mußte und beinahe in Ohnmacht fiel. Auf einen Wink von Inspektor Josenhans griff ihm der eben aus Indien zurückgekehrte Gundert unter die Arme und führte ihn ins Freie, wo er sich wieder erholte. Ohne daß beide es

Digitized by Google

damals ahnten, sollte dies ein Bild von ihrer Stellung in den nächsten Jahren werden. Gundert sollte, als Barth eines Gehilfen dringend bedurfte, seine Stütze werden, und war bereit, ihm wenigstens etwas abzunehmen.

Nachdem er noch eine Reise nach England gemacht, trat er im Frühjahr 1860 in Calw ein und nahm trotz seiner noch geschwächten Gesundheit so viel auf seine Schultern, daß Barth schreiben konnte: „ich befleißige mich des Faulenzens." Immerhin behielt Barth die Redaktion der Jugendblätter und noch manches andere für sich, da Gundert nach Verabredung mit dem Basler Komitee für den Anfang den dritten Teil seiner Zeit auf die Malayalam-Literatur verwenden sollte.

Im Mai 1860 traf auch Gunderts Gattin und Tochter in Calw ein. Es war für die französische Schweizerin eine Verleugnung, die geliebte Missionsarbeit zu verlassen und in schwäbische Haushaltung sich einzuleben. Aber die demütige, liebevolle Christin fügte sich in kindlichem Geist in alles und gewann auch hier schnell die Herzen. Man konnte ein wunderliches Sprachengemisch hören, wenn man im Gundertschen Haus zu Gast war. Der Frau wurde es schwer, richtig deutsch zu sprechen, Gundert sprach nicht gern französisch, so redete das Ehepaar unter sich gewöhnlich malayalam oder englisch; mit den Gästen wurde deutsch gesprochen und mit einer Verwandten, die als Gehilfin des Hausherrn in seinen Arbeiten und als Stütze der Hausfrau zu der Familie gehörte, sprach die Frau französisch. Trotzdem war ein so harmonischer Ton im Hause, daß man gerne daselbst aus- und einging. Allem Gemachten, Phrasenhaften, aller Schönfärberei und Treiberei war Gundert im Innersten feind. Bei Missionsfestreden entfaltete er nicht die populäre Beredsamkeit wie Barth, aber aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse aus allen Missionsgebieten konnte er immer etliche Brocken geben, die er oft nur hinwarf, die aber die furchtbare Macht des Heidentums und die reale Kraft des Evangeliums in kurzen Zügen vor die Augen der Zuhörer stellten.

Als Barth den 12. Nov. 1862 in einem Alter von 63 Jahren heimgehen durfte, war Gundert bereits in alle seine Arbeiten eingetreten. Nur mit Jugendschriften und der Judenmission befaßte er sich nicht. Der Verlagsverein, in welchem Gundert später von seinen buchhändlerisch ausgebildeten Söhnen unterstützt wurde, gewann nach und nach eine den jetzigen Zeitverhältnissen entsprechendere Gestalt. Die Bibelerklärung, deren Übersetzung ins Englische Barths letzter Wunsch gewesen war, vertrat einen theologischen Standpunkt, den Gundert sich nicht aneignen

Digitized by Google

konnte, namentlich in den prophetischen Schriften eine wörtliche Erfüllung der Weissagungen in der Zukunft des Volkes Israel, wie sie besonders von englischen Judenmissionsfreunden erwartet wurde. Gundert stellte sich bei aller Anerkennung einer wirklichen übernatürlichen Inspiration doch ähnlich wie Geß sehr frei zu den biblischen Einleitungsfragen. In diesem Sinn wurde nun die Calwer Bibelerklärung größtenteils von jüngeren württembergischen Geistlichen unter Gunderts Leitung neu bearbeitet, wobei man allerdings nicht auf die Zustimmung aller bisherigen Freunde des Calwer Verlagsvereins rechnen durfte. Es wurden ferner wissenschaftlich theologische Werke, aber auch für gebildete Laien lesbar, von derselben Richtung in Angriff genommen, wie das Calwer Bibellexikon, das Calwer Kirchenlexikon, die Württembergische Kirchengeschichte, auch eine Konkordanz, Werke, die bei ihrem billigen Preis und größtenteils gediegenen Arbeit gute Aufnahme fanden. Auch die Missionsblätter bekamen ein den Ansprüchen unsrer Zeit mehr entsprechendes Gewand. Einen großen Zuwachs an Arbeit bekam Gundert dadurch, daß ihm 1865—1874 auch die Redaktion des Missions-Magazins übertragen wurde.

Diese erste deutsche Zeitschrift, welche über die gesamte evangelische Missionsthätigkeit Bericht erstattete, hatte Jespektor Blumhardt schon 1816 mit der Gründung des Basler Missionshauses begonnen. In vierteljährigen Heften war sie bis 1856 in Basel erschienen, aber außer dem Kreis der engeren Missionsfreunde wenig gelesen worden. Dr. Ostertag hatte 1857 eine neue Serie in monatlichen Heften begonnen, und großen Fleiß auf eine schöne, den Ansprüchen eines größeren Leserkreises entsprechende Darstellung verwendet. Die Abonnentenzahl wuchs rasch, aber es konnte den Kritikern nicht entgehen, daß bei der schönen Darstellung auch manche Geschichte für unser nach Pikantem haschendes Geschlecht etwas ausgeschmückt war.

Gundert befleißigte sich strenger Objektivität. Aber es war ein großes Stück Arbeit, so viel Stoff fast allein zu liefern, und die Zahl der Abonnenten nahm wieder ab, namentlich seitdem auch die Allgemeine Missions-Zeitschrift entstanden war, die ihre Kreise etwas weiter zog, auch theoretische Fragen besprach und, nicht im Dienst einer einzelnen Gesellschaft herausgegeben, sich freier äußern konnte. Das Missionsmagazin beschränkte sich meistens auf geschichtliche Darstellungen. Nur auf die Angriffe von Langhans in der Schrift: „Pietismus und Christentum im Spiegel der äußeren Mission 1864" antwortete Gundert im Missionsmagazin 1865 durch die Artikel: „Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz," und konnte hier mit überlegener Sachkenntnis die bodenlosen Behauptungen und die will-

Digitized by Google

kürlich in falschen Zusammenhang gebrachten Citate des Berner Reformtheologen widerlegen, die ein ähnliches System verraten, wie es in neuerer Zeit der römische Historiker Janssen gegen die Reformation versucht hat. Gundert giebt aber dabei auch dankenswerte positive Einblicke in so manche Einzelheiten des Missionsbetriebes, die sonst den europäischen Missionsfreunden weniger bekannt werden, so daß diese Artikel noch immer lesenswert sind.

Zum Schlusse sagt er: „Wir sind keine Sanguiniker, und die „stets rosig gelaunten" Männer, wie sich Langhans einen Missionsinspektor malt, werden in der Mission mit Laternen zu suchen sein. Aber — „Erfahrung bringt Hoffnung", sagt der Heidenapostel von allen, die durch den Glauben an Christum Frieden mit Gott haben, und wir, die wir schon aus mancher Hoffnungslosigkeit genesen sind, unterschreiben sein Wort auf Grund wirklicher Erfahrung. Wir haben gute Hoffnung für Indien, und gute Hoffnung für die Zukunft der Kirchen und Gemeinschaften, welche sich thätig an der Mission beteiligen. Wer unsern Glauben nicht kennt, mag unsre Hoffnung verhöhnen, und wie das der Gang der Welterfahrung mit sich bringt, allmählich der Verzweiflung oder der Blasiertheit verfallen. Darum steht doch fest, was der Mund der Wahrheit gesagt hat: es wird noch ein Hirte und eine Herde werden, und dann zur Erntezeit werden sich miteinander freuen die Säer mit den Schnittern. Daher rufen wir den Missionsfreunden zu: Stehet fest und unbeweglich in der Hoffnung des Evangeliums! Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Auch unser Kritiker kann noch zu dieser Hoffnung kommen, er wird nur von seinen Höhen herabsteigen und wieder ein Kind werden müssen. Uns ist die Kritik unsres Thuns willkommen, selbst wenn sie nicht von der freundlichsten Gesinnung getragen ist; wir haben auch schon von Aussetzungen, welche Heiden und Mohammedaner an uns machten, Nutzen gezogen. Allein in der Eile verdammen, was man sich in der Eile nicht die Mühe gegeben hat, gründlich kennen zu lernen, ist bloße Verschwendung des Atems. Ohne einen Wahrheitssinn, der die Dinge nehmen kann, wie sie sind, und Berichte zu lesen vermag wie sie lauten, dient der Gegner nicht einmal der eigenen Sache." Es folgt noch die bekannte Anekdote von Napoleon „Achtung vor der Last, Madame!" (Miss.-Mag. 1865, S. 195 f.)

1875 gab Gundert die Redaktion des Missionsmagazins an seinen Schwiegersohn Miss. Hesse ab, und 1887 legte sie auch dieser wieder in andre Hände, um seinem betagten Schwiegervater in den übrigen Arbeiten beizustehen. Gundert hatte sich bis dahin noch großer Rüstigkeit erfreut. Der Besuch der Basler Feste wurde fortgesetzt, die Verbindung mit England nicht. Zu den Bremer Missionskonferenzen wurde Gundert regelmäßig eingeladen und war ein allseitig geschätztes Mitglied. Auf Missionsfesten redete er da und dort gerne, soweit seine Zeit es erlaubte. Allein auch ihm waren noch einige schwere Leidensjahre bestimmt,

Digitized by Google

da die Wassersucht angesetzt hatte. Mit großer Geduld, ohne viele Worte zu machen ertrug er sein Leiden, immer zufrieden mit seinem Gott und Heiland, bis seine Erlösungsstunde schlug.

Begleitwort

zu den „Missionsbildern mit Versen für Kinder" von **D. Grundemann.**

Nur schüchtern bin ich an die Verwirklichung eines Gedankens gegangen, der mich bereits seit Jahren beschäftigt hatte. Das Bedürfnis nach einem geeigneten Mittel, um unsre Kinder mit der Mission bekannt zu machen und sie für dieselbe zu erwärmen, hatte mir längst auf dem Herzen gelegen. Daß gerade für diesen Zweck Bild und Wort zusammenwirken sollten, war mir nicht zweifelhaft. Einer der bekannten Neuruppiner Bilderbogen dessen Verse beginnen:

„Der Kaffer und der Hottentott,
Die glauben noch an keinen Gott" —

hatte mir das Ziel deutlicher gezeigt. Ich würde diesen ersten Missionsbilderbogen zur größtmöglichen Massenverbreitung aufs wärmste empfohlen haben, wenn nicht einerseits die Verbreitung dieser (hier nicht näher zu qualifizierenden) Bilder als eine ästhetische Versündigung am inneren Leben unsres Volkes aufzufassen wäre, andrerseits der Text ohne alle Sachkenntnis verfaßt, der Missionssache nur einen sehr zweifelhaften Dienst hätte leisten können. Trotzdem habe ich vor 7 Jahren es versucht, mich mit der bekannten Firma persönlich in Verbindung zu setzen. Der damals herrschende Kolonialenthusiasmus konnte ja vielleicht die Brücke für ein neues, in angemessenere Bahnen geleitetes Unternehmen werden. Ich wurde jedoch kurz abgewiesen.

Viele andre Arbeiten haben danach jenen Gedanken lange zurückgedrängt, und sobald sie auftauchten stellten sich immer die beiden Schwierigkeiten ein: 1. Wie kann man gute Bilder ganz billig herstellen? 2. Wo findet sich ein Versemacher mit genügender Sachkenntnis? Die erstere war durch Verbesserung des Zinkätzungsverfahrens unter Anwendung der Photographie[1]) in neuster Zeit bereits merklich verringert worden. Die andre wurde im vorigen Jahre plötzlich durchbrochen, wie wenn die innere Triebkraft der Pflanze zur rechten Zeit die feste Knospenhülle zersprengt. Als ich unter den Eindrücken der Missionskonferenz von Halle zurückreisend auf dem Bahnhof Calbe eine Stunde warten mußte, kamen mir mit unwiderstehlicher Gewalt die Kinderverse in den Kopf, welche jetzt den Anfang der vorliegenden Hefte bilden.

Manche Missionsfreunde mögen es mir verdenken, daß ich dem Spiel meiner Phantasie damals nicht Schranken gesetzt habe. Es giebt Leute, die kein Verständnis dafür haben, wie ein Mann mit solchen kindischen Reimereien

[1]) Ich bin durch besondere Lebensführungen mit den verschiedenen Zweigen der graphischen und typischen Künste bekannt geworden und habe ihre weitere Entwicklung einigermaßen verfolgt, was mir nun sehr zu statten kommt.

Digitized by Google

seine Zeit vergeuden kann. Diese Auffassung klang mir aus dem kräftigen Schlußrufe entgegen, welcher auf der letzten Konferenz in Halle die Mitteilung meiner Proben unterbrach. Ich glaube, der Erfolg, den diese Reimereien in den letzten Wochen gefunden haben, ist die beste Widerlegung dieser Auffassung. Es dürfte ja wohl nicht oft vorkommen, daß ein Druckwerk, ehe nur das erste Exemplar erschienen ist, in mehr als 156000 Exemplaren bestellt würde, wie dies mit unsern unscheinbaren Kinderheften in den letzten 8 Wochen geschehen ist. Dieser Erfolg ist ein deutlicher Beweis, wie ein dringendes Bedürfnis in dieser Richtung weit und breit sich regt. Es giebt ja freilich Missionskinderschriften in großer Zahl, auch mit Bildern versehen, in ansprechender Ausstattung. Aber ob sie ihrem Ziele nahe kommen? — Vor mir liegt ein Kindertraktat, der in einer gebildeten Männern angemessenen Diktion mit vielen Fremdwörtern die Entwicklung des Christentums auf den Hawaii-Inseln darlegt. Es kann einer ein ganz vortrefflicher Missionsschriftsteller sein — aber darum sind seine Darstellungen nicht ohne weiteres für Kinder zu verwenden. — Andre haben den volkstümlich-kindlichen Ton getroffen, aber die Aufgabe verkannt. Es giebt Missionstraktate, bei denen nicht die Mission im genitivus objectivus, sondern im genitivus subjectivus steht, Kinderschriften, deren Tendenz irgendwie auf die Bekehrung der Leser hinzuarbeiten, unverkennbar ist. Ich bedaure diese Sache hier nicht ausführlicher besprechen zu können. Ich kann nur sagen: Das ist keine gesunde Nahrung für Kinder. Thöricht wäre es, Kindern die Milch mit einer kräftigen, wenn auch bei chronischen Krankheiten Erwachsener trefflich bewährten Medizin zu mischen. In dieser Hinsicht finde ich gerade in der Kindermissionslitteratur so viel (in der besten Absicht) gemachte Mißgriffe, daß ich mir sehr gut erklären kann, wie weit und breit ein Verlangen nach gesunder, unvermischter Missionskindermilch vorhanden ist, aus dem allein sich jener geradezu erstaunliche Erfolg erklärt.

Was aber gilt uns als Aufgabe derartiger Missionsmittel? Vor allem möchte ich die dem kindlichen Verständnis und der kindlichen Neigung entsprechende Form betonen. Ich meine, wir sollten in dieser Beziehung das ganze deutsche Kindervolk vor Augen haben und gleichermaßen für das Tagelöhnerhaus, wie für vornehme städtische Häuser arbeiten. Weiter sollte man nicht bloß hier und da ein interessantes Stücklein geben, wie es gerade kommt. Auch in diesem Punkte fehlt uns leider großenteils das zielbewußte, systematische Arbeiten, während man sich meistenteils mit der occasionellen Behandlung begnügt. Die letztere aber bringt es nie zu einer gediegenen Sachkenntnis, selbst wenn man nur das allerbescheidenste Maß verlangte. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß in unserm Volke eine ganz erstaunliche Unkenntnis der Mission herrscht. Selbst bei Missionsfreunden, welche (ohne regelmäßiges Lesen ihrer Berichte) öfter die Mission auf Festen behandeln hören, fehlen die Grundlinien, an welche sich das jedesmal Gehörte in angemessener Weise anschließen könnte. Solche einfachsten Grundlinien des Missionswissens unsern Gemeinden nach und nach mitzuteilen erachte ich als die höchst wichtige Hauptaufgabe dieser Bilder und Reime. Wer als Kind die Verse über ein gewisses Missionsgebiet auswendig

Digitized by Google

gelernt und durch die Bilder einige Anschauung davon gewonnen hat, der bringt für jeden späteren Missionsbericht — sei er mündlich erstattet oder gedruckt — eine Reihe von Kategorien mit, die nicht jeder Bericht erst jedesmal besonders geben kann, und in die er nun die neuen Mitteilungen einzugliedern vermag. Solch eine gründliche, solide Fundamentierung des Missionswissens in der Gemeinde schwebt mir als das Ziel vor. Endlich aber müssen wir auch bekennen, daß zur Zeit in der Missionsgemeinde größtenteils eine Vorstellung von der Mission herrscht, die sich mit der Wirklichkeit nicht deckt — und die gelegentlich recht bedenklich werden kann. Suchen wir den Kleinen die große Sache möglichst objektiv und sachlich vorzuführen; arbeiten wir von unten auf eine Missionskenntnis groß zu ziehen, die möglichst wenig mit Illusionen versetzt und darum möglichst wenigen Enttäuschungen ausgesetzt ist.[1])

Ob die von der brandenburgischen Missionskonferenz herausgegebenen Bilderbüchlein zur Lösung dieser hohen Aufgabe auch nur ein wenig beitragen werden, ist ja freilich fraglich. Ich bin mir der Mangelhaftigkeit dieses ersten Versuches wohl bewußt. Vielleicht werden Bilder und Verse manchen enttäuschen. Ich erwarte eine starke Kritik — hoffe aber, daß mich dieselbe veranlassen wird, fort und fort manches besser zu machen.

Schon nach den gelegentlich vorgelegten Proben haben sich bisher vereinzelte Kritiker erhoben; gegen die Bilder zunächst nur eine Stimme. Zur Rechtfertigung der Malerin muß ich sagen, daß die Beurteilung selbst ein mangelhaftes künstlerisches und technisches Verständnis bekundeten. Sollten berufene Kunstverständige und Sachkenner an den Bildern etwas auszusetzen finden, so werden wir ihnen für jede desfallsige Mitteilung und Andeutung über die in Zukunft zu vermeidenden Mängel aufrichtig dankbar sein.

Ein Wort darüber, wie solche Bilder entstehen, mag nicht überflüssig sein. Es haben nämlich mehrfach Missionsfreundinnen den Wunsch geäußert, mit ihrer Fertigkeit im Zeichnen und Malen der Sache zu dienen. Das ist aber nicht so einfach. Wir können nicht bloß vorhandene Bilder etwas verkleinert nachzeichnen und kolorieren lassen — wenn auch hie und da vielleicht einmal ausnahmsweise ein Bild in dieser Weise Verwendung finden kann. Die Bilder werden nach ausgedehntem Material, das oft recht mühsam zu beschaffen ist, gearbeitet und je nachdem der Keim des Bildes zugleich mit den Reimen erwachsen ist. Was und wie es auf dem Bilde darzustellen ist, muß der Versemacher in eingehender Erörterung feststellen. Auch selbst an der ersten Skizze giebt es noch öfters dies und jenes zu ändern. Diese gemeinsame Arbeiten erfordern ausgedehnte Korrespondenzen und sind natürlich bedeutend erschwert, wenn nicht schon in derselben Richtung eine gewisse Übung vorhanden ist. Auch was die rein technische Seite betrifft, müssen manche Voraussetzungen gemacht werden. Daher können wir nicht jede freundliche Anerbietung so ohne weiteres annehmen.

Mehr noch als die Bilder haben die Verse bisher Kritik erfahren. Wie sie meistens entstanden sind, das übergehe ich hier — es gehört zu sehr in

[1]) Daß, wo es sich irgendwie um Kunst handelt, ein gewisses Maß von Idealisieren nicht zu vermeiden ist, übersehe ich dabei nicht.

Digitized by Google

das internste Gebiet. Daß ich mir darauf etwas einbilde, oder wie ein Zeitungsreporter mir sogar in den Mund legt, „daß ich unter die Dichter gegangen sei," rührt mich wenig. Ich weiß sehr wohl, wie sehr mangelhaft diese Verse sind und würde sehr dankbar sein, wenn ein Begabterer sich künftig der Arbeit unterziehen wollte, denn ich habe eben nur ein Werk der Not verrichtet. Aber auch hier muß ich verfehlte Anerbietungen dankend ablehnen. Wenn mir gesagt wird: „Geben Sie mir nur die Bilder, ich will schon Verse dazu machen", so zeigt dies Anerbieten eben, daß man die Sache nicht versteht, denn Wort und Bild müssen in einem Kopfe entsprungen sein, wenn sie sich wirklich decken sollen. Es handelt sich dabei eben um die erforderliche Sachkenntnis, Bekanntschaft mit dem betreffenden Material u. s. w.

Ein paar Dichterinnen haben sich mir zur Verfügung gestellt. Aber ein Versuch war nicht eben ermutigend; denn die ausgedehnte Korrespondenz, die sich dabei entwickelte, beanspruchte mehr Zeit, als die schließlich herauskommenden 20 Zeilen — die doch noch umgestaltet werden mußten — zur direkten Arbeit erfordert haben würden. — Eine wichtige Stimme aber, von ein paar alten erfahrenen Amtsbrüdern, die mich daran erinnerte, daß für die Kinder das Beste nur gerade gut genug sei, erfüllt mich doch mit dem Verlangen, die Verse möglichst verbessert zu sehen. Es wird sich das vor allem auf die äußere Form (Metrum, Reim, treffenden Ausdruck u. s. w.) beziehen. Ich werde jedem, der mich in dieser Beziehung korrigiert, und mir dazu verhilft, daß die 2. Auflage einen wirklich verbesserten Text bringt, herzlich dankbar sein.

Die 2. Auflage soll nämlich im Juli erscheinen und ist bereits dadurch völlig gesichert, daß ca. 40 000 Exemplare bei der überwältigenden Herstellungsarbeit von der ersten auf jene übertragen werden mußten. Sie wird auch durch eine hoffentlich ansprechende Titelviguette verbessert werden.

Trotz des niedrigen Preises[1]) haben wir jetzt bereits mit Sicherheit die Mittel, eine dritte und vierte Serie herauszugeben. Ostafrika und China sind bereits in Arbeit und sollen womöglich im Oktober fertig sein.

Und nun flattert hinaus, ihr Heftchen, wie Vögelein. Singt ihr auch vielleicht manchem nicht kunstgerecht genug, so singt nur immer auf eure Weise den Kindern das Lob dessen, der alle Völker berufen läßt zu seinem seligen Reiche!

---

[1]) Bei der Brandenburg-Konferenz (R. Grundemann in Mörz bei Belzig, v. Cölln in Brück (Mark): Proben Ser. I u. II gegen Einsendung von 15 Pf. in Briefmarken. 100 Stück zu 3,50 M., 1000: 32 M. Von 500 an portofreie Zusendung. In geringerer Zahl bitten wir die Hefte durch den Buchhandel zu beziehen: Kommiss. K. J. Müller, Berlin. Im Einzelverkauf ist der Preis von 5 Pfg. festzuhalten.

Digitized by Google

Die dritte allgemeine indische Missionskonferenz.

Vom Herausgeber.

Zum dritten Male[1]) hat in den letzten Tagen des Dezember 1892 und den ersten Tagen des Januar 1893 die allgemeine indische Missionskonferenz getagt und zwar diesmal in Bombay. Diese große Konferenz der Missionsarbeiter Britisch-Indiens findet von zehn zu zehn Jahren statt. Das erste Mal (1872—1873) versammelte sie sich in Allahabad (A. M.-Z. 1875, 433), das zweite Mal (1882—1883) in Kalkutta (ebd. 1883, 273). Der Besuch ist von 136 in 1872 auf 460 in 1882 und 630 (nach andern Angaben 700) in 1892 gestiegen. Selbst von Ceylon und Barma waren Missionare gegenwärtig. An der ersten Konferenz nahmen fast gar keine, an der zweiten 181 und an der dritten 276 Damen teil, während die Zahl der eingebornen männlichen Pastoren 28, 46 und 93 betrug. Schon diese Zahlen sind beredt; sie zeigen, wie bedeutend die weibliche Missionsthätigkeit in Indien gewachsen ist und was für ein gewichtiges Element bereits der eingeborne Pastorenstand geworden ist. Über dreißig der in Indien arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften sind in Bombay vertreten gewesen; außer der Heilsarmee fehlten von den deutschen Missionsgesellschaften die Leipziger, die Hermannsburger und die Schleswig-Holsteiner, von den englischen wohl nur die S. P. G.

Da es nicht möglich war, die große Menge der fremden Gäste bei Gastfreunden unterzubringen, so war in der Nähe des Wilson College, der großen schottischen Schulanstalt, in der die Hauptversammlungen stattfanden, ein ganzes Zeltlager aufgeschlagen, in welchem die Teilnehmer der Konferenz wohnten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß des Volks zuviel beisammen war, zumal die große Zahl der eigentlichen missionarischen Berufsarbeiter noch durch eine Menge Gäste vermehrt wurde, deren etliche — und zwar nicht immer zum Vorteil der Sache — auch in die Verhandlungen eingriffen. Auf der einen Seite ist es gewiß von hohem Werte, daß die Vertreter der sämtlichen evangelischen Missionen Indiens in einer allgemeinen Konferenz

[1]) Streng genommen zum vierten Male; doch pflegt die 1862 zu Lahore abgehaltene erste indische Missionskonferenz nicht als eine allgemeine betrachtet zu werden. Freilich auch die Allahabad-Konferenz war thatsächlich noch eine ziemlich partielle.

Digitized by Google

einen Einigungspunkt besitzen, der das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärkt und Gelegenheit bietet, sich über große missionarische Principienfragen möglichst miteinander zu verständigen, auf der andern Seite werden die Verhandlungen sehr erschwert, wenn die Teilnehmerzahl so anwächst, daß sie kaum noch übersichtlich bleibt. Will man eine allgemeine indische Missionskonferenz festhalten und sie nicht etwa in eine nord- und südindische zerlegen, so müssen in Zukunft auf der Konferenz sich Sektionen bitten, welche die Specialfragen verhandeln und dürfen nur missionarische Berufsarbeiter zugelassen werden.[1]) Auch sollten die Frauen ihre besonderen Versammlungen haben. Es scheint denn auch, daß das Gefühl der Befriedigung über den fruchtbaren Verlauf der Verhandlungen diesmal kein so allgemeines gewesen ist wie bei den früheren Konferenzen. Das lag allerdings auch noch an zwei andern Umständen.

Erstens daran, daß das Programm, wie das auf den meisten, englischen Charakter tragenden Missionskonferenzen der Fall ist, sehr überladen war. Wir haben diesen Mißstand wiederholt energisch getadelt, leider bis jetzt ohne Erfolg; vielleicht wird auf die englischen Stimmen, die uns jetzt sekundieren (z. B. Int. 1893, 175), mehr gehört. Es ist zweifellos viel fruchtbarer, eine kleinere Anzahl wichtiger Themata gründlich zu besprechen, als jedesmal alle möglichen Missionsfragen auf das Programm zu setzen und dann sie eilends durchzupeitschen. Nicht alle Redner besitzen die Fähigkeit, in einer Viertelstunde oder gar in fünf Minuten, auf welche Zeit die Vorträge bezw. Ansprachen beschränkt werden, etwas zu sagen. Um Zeit zu gewinnen, ließ man die Hauptreferate gar nicht vortragen, sondern gedruckt verteilen. Nun geschah das nicht selten zu spät, so daß sie vor der Diskussion gar nicht gelesen werden konnten, auch waren ihrer zuviel; kurz, man trat wiederholt unvorbereitet in die Besprechung. Bei der Kürze der auf die einzelnen Beratungsgegenstände verwendbaren Zeit kamen auch viele nicht zum Wort, die sich dazu gemeldet, was verstimmte; zumal hier und da der allerdings ungegründete Vorwurf erhoben wurde, daß das Präsidium nicht ganz unparteiisch bei der Auswahl der Redner verfahren sei.

Bedauerlicher war der andere Umstand, der gegen den Schluß der Konferenz eine Disharmonie in das brüderliche Zusammensein brachte. Soweit man aus den etwas verhüllten Berichten ersehen kann, beantragten, wie es scheint, einige Gäste drei Resolutionen der Konferenz gegen die Legalisierung der Unzucht in den Garnisonorten des indischen

[1]) Wie es scheint, war die Zahl der nichtmissionarischen Teilnehmer ziemlich groß. Jeder, der eine Rupie bezahlte, hatte Zutritt.

Digitized by Google

Militärs, gegen den Opiumhandel und gegen den unbeschränkten Verkauf von Spirituosen. Seitens der Geschäftskommission wurde die Abstimmnng über diese Resolutionen abgelehnt, weil beschlossen worden sei, überhaupt keine Resolutionen zu fassen. Der Ablehnungsgrund war also ein rein formaler, doch ist aus der Kritik, die er sowohl gelegentlich der Konferenz wie in späteren Artikeln über dieselbe erfahren, zu vermuten, daß auch sachliche Meinungsverschiedenheiten vorhanden gewesen sein müssen. Jedenfalls würde, wenn es zur Abstimmung gekommen wäre, ein einheitliches Votum nicht erzielt worden sein und eine Annahme durch eine bloße Majorität wollte man vermeiden. Aus den vorliegenden Berichten ist uns nicht völlig klar geworden, ob unter den Konferenzmitgliedern die genannten Dinge etwa als notwendige Übel einige Verteidiger gefunden, oder ob man aus Konnivenz gegen die Regierung mit einem Zeugnis zurückhalten wollte, oder ob man nur darum Abstand von demselben nahm, weil kein einheitliches Votum zu erwarten war, oder ob man es als außer der Kompetenz der Missionskonferenz liegend ansah, gegen Übelstände, wie die Resolutionen sie kennzeichneten, öffentlichen Protest zu erheben. Wir enthalten uns des Urteils, da wir eben nicht klar in der Sache sehen; jedenfalls bleibt es beklagenswert, daß die Konferenz in einen solchen Mißklang auslief und daß man denselben mißbrauchen wird, um ihren Teilnehmern Motive unterzulegen, die sie wahrscheinlich nicht geleitet haben.

Was nun die verhandelten Themata selbst betrifft, so umfaßten sie folgende Hauptgegenstände:

1. Die Arbeit unter den niedern Volksklassen und Massen.
2. Die socialen und gesetzlichen Rechte der eingebornen Christen.
3. Ehe und Ehescheidung.
4. Die Arbeit unter den Aussätzigen.
5. Die eingeborne Kirche in Indien.
6. Die religiöse Erziehung der Jugend.
7. Die Stellung der evangelischen Mission gegenüber der jesuitischen.
8. Die Mäßigkeitssache.
9. Die Arbeit unter den gebildeten Klassen.
10. Die Arbeit unter den Frauen.
11. Die Heranbildung und Stellung der eingebornen Geistlichen.
12. Die Schulthätigkeit als Missionsmittel.
13. Die industrielle Missionsthätigkeit.
14. Einheitliche Missionsstatistik.
15. Die Sonntagsfeier in Indien.
16. Die öffentliche Moral in Indien.
17. Die Hindulehre von der Seelenwanderung.
18. Die sociale Lage der niedern Klassen.

Digitized by Google

19. Missionshöflichkeit (comity).
20. Die Arbeit unter den Anglo-Indiern und Eurasiern.
21. Die christliche Literatur.

Nimmt man die Gliederungen hinzu, in welche diese Themata geteilt waren, z. B. Nr. 21: a) die einheimische Literatur, b) die englische Literatur, c) die Bibelübersetzungen, d) die Kolportage, so kommen fast noch einmal soviel Beratungsgegenstände heraus, was für sechs Konferenztage (exkl. Sonntag) ein überreichlicher Speisezettel ist. Und da sind die täglichen Gebetsversammlungen, die beiläufig bemerkt, die Weihestunden der Konferenz gewesen (Miss. Rev. 1893, 360), wie die verschiedenen öffentlichen Meetings noch gar nicht mitgerechnet.

Indem wir uns vorbehalten, auf einzelne Verhandlungsgegenstände zurückzukommen, nachdem der offizielle Report in unsere Hände gelangt sein wird, begnügen wir uns vorläufig mit einigen Andeutungen über die wichtigsten der besprochenen Themata auf Grund der Mitteilungen im Int. 1893, 173. 365. Miss. Rev. 1893, 276. 448. Miss. Rec. Unit. Presb. Ch. 1893, 86. Miss. Her. 1893, 102. Ev.-luth. M.-Bl. 1893, Nr. 9 u. 10. Calwer M.-Bl. Nr. 6.

1. Die Arbeit unter den niederen Volksklassen.

Dieses wichtige Thema war durch die Ereignisse selbst in den Vordergrund der Verhandlungen gestellt. In den letzten Jahren hat sich nämlich in verschiedenen Distrikten Indiens gerade unter den niederen Klassen der Bevölkerung eine wachsende Bewegung zum Christentum bemerkbar gemacht, welche so große Massen ergriffen, daß die Missionare bezüglich des Unterrichts derselben in Verlegenheit gebracht worden sind. Die Gründe für diese christliche Massenbewegung sind wohl mehr socialer als religiöser Art. Die Hoffnung, ihre gedrückte Lage durch den Anschluß an die Mission zu verbessern, spielt gewiß eine nicht unwichtige Rolle, doch wurde mit Nachdruck geltend gemacht, daß auch ein religiöses Bedürfnis mitwirke. Es wurden verschiedene Beispiele dafür angeführt, daß das Christentum eine große Umänderungsmacht an diesen Leuten beweise, so daß selbst heidnische Priester darüber staunten. Alle Konferenzglieder waren einig darüber, daß in dieser Massenbewegung Gott dem Evangelio eine weite Thür aufthue und daß es die Aufgabe der Mission sei, die gegebene Gelegenheit voll auszunutzen. Es scheine, daß die Erweisung der erneuernden Kraft des Christentums gerade an den verachteten Stämmen der indischen Bevölkerung der Weg sei, auch die höheren Klassen zum Glauben zu führen.

Eine nicht unbedeutende Differenz trat bei der Frage über die Vorbedingung bezw. Vorbereitung zur Taufe zutage. Besonders die ameri-

Digitized by Google

kanischen Baptisten und bischöflichen Methodisten traten für eine baldige Taufe ohne vorhergegangenen eingehenden Unterricht ein. Wenn die Leute nur vom Götzendienst sich lossagten, die Taufe begehrten und in der einfachsten Weise ihren Glauben an Christus bekenneten, so solle man sie sofort taufen und nachher unterrichten. Das religiöse Wissen mache den Christen nicht, am wenigsten das bloß gedächtnismäßige. Man war in dieser laxen Praxis, wie an etlichen Beispielen dargethan wurde, teilweise sehr weit gegangen, so daß unter den tausenden schnell Getauften sich nicht wenige befunden haben mußten, die kaum gewußt, welchen folgenreichen Schritt sie gethan. Es wurde daher mit Energie gegen diese schnellen Massentaufen besonders von dem amerikanischen Lutheraner Uhl und dem der Ch. M. S. angehörenden Dr. Weitbrecht geltend gemacht, daß solche Übereilung die traurigsten Erfahrungen im Gefolge habe; „Vorsicht, Vorsicht, Vorsicht" warnte der eine, „lehret, lehret, lehret" mahnte der andre. Man dürfe doch wahrlich nicht Nichtwissen mit Glauben verwechseln. „Die bestunterrichteten Christen pflegen in der Regel auch die bestwandelnden zu sein." Und dieser gesunden Anschauung stimmte die Majorität der Konferenz zu.

Im innern Zusammenhang mit diesem Thema stand die spätere Besprechung über „Die sociale Lage der niederen Klassen", die als tiefstes Elend, Armut und Rechtlosigkeit charakterisiert wurde. So sehr auch davor gewarnt wurde, durch Wohlthaten diese Leute zu verwöhnen und in ihrer Trägheit zu bestärken, so war man doch darin einig, daß nicht nur auf dem Wege des Unterrichts, sondern auch durch energische Maßregeln behufs der Verbesserung ihrer äußern Lage, durch Anleitung zu allerlei Handwerksarbeit, durch Schutz vor gewaltthätiger Unterdrückung ꝛc. an ihrer intellektuellen, sittlichen und gesellschaftlichen Hebung seitens der Mission gearbeitet werden müsse. In letzter und tiefster Instanz liege die Rettung freilich allein in dem Evangelio. Auch bei dieser Gelegenheit wurde noch einmal vor dem übereilten Taufen gewarnt.

2. Die Arbeit unter den gebildeten Klassen.

Mit Nachdruck wurde bei dieser Verhandlung geltend gemacht, daß es ein durch die Thatsachen widerlegtes Vorurteil sei, die indischen christlichen Gemeinden bestänben aus lauter den untersten Klassen angehörigen Mitgliedern; auf ungefähr sechs Christen komme ein höherer Kastenmann,[1]) ein Ergebnis, welches in anbetracht der ungeheuren Schwierigkeiten, die der Bekehrung der Hindus höherer Kasten entgegenstehen, als ein ähn-

[1]) Doch wohl eine zu günstige Schätzung.

Digitized by Google

licher Triumph des Christentums bezeichnet werden müsse, wie die durch die Mission bewirkte Hebung der niedersten Volksklassen. Eine stattliche Anzahl der auf der Konferenz das Wort ergreifenden eingebornen Redner lieferte den thatsächlichen Beweis dafür, was für geistig bedeutende und religiös tief gegründete Elemente die höheren Kasten dem indischen christlichen Gemeinwesen gestellt. Die gebildeten Klassen der heidnischen Bevölkerung wurden in religiöser Hinsicht als unentschieden und ungeklärt charakterisiert. Es seien in ihnen alle möglichen Schattierungen vertreten von der bittersten Feindschaft gegen das Christentum an bis zur geheimen Jüngerschaft. Die größte Gefahr liege in der Hinneigung zur Zweifelsucht, welche oft zum Atheismus führe und in der Genußsucht, die in Materialismus auslaufe. Es gebe aber auch viele edle Geister unter den gebildeten Hindu und diese besäßen meist eine hohe Achtung vor Christi Person wie vor der Bibel, sie läsen das Christentum in den Hinduismus hinein, und während sie früher den Missionaren entgegnet hätten: eure Lehre ist nicht wahr, sagten sie jetzt, sie ist nicht neu.[1]) Bezüglich der Beeinflussung dieser dem Christentum nicht fern stehenden gebildeten Hindu wurde besonders ein freierer gesellschaftlicher Verkehr und die vermehrte Benutzung aller Gelegenheiten empfohlen, durch welche die Kastenregeln und die religiösen Vorurteile abgeschwächt werden könnten. Freilich seien für die religiöse Einwirkung auf diese bedeutungsvolle Volksklasse auch besonders begabte Missionare nötig. Man einigte sich zu einem Appell an die heimatlichen Kirchen, je und je ihre „tüchtigsten, sympathischsten und magnetischsten Geistlichen" zu sog. Wintermissionen nach Indien zu senden, damit sie vor den Englisch verstehenden gebildeten Kreisen Vorträge hielten und in persönlichen Verkehr mit ihnen träten. Im engen Zusammenhange mit diesem Gegenstande stand

3. das höhere Schulwesen als Missionsmittel.

Das ist eine der brennendsten indischen Missionsfragen, über welche die Meinungen sehr auseinandergehen. Wie es scheint, hatte man eine gewisse Furcht davor, daß die Geister bei dieser Frage etwas aufeinander platzen möchten und die Vorsicht, welche die Leitung der Debatte beherrschte, gab den Gegnern Veranlassung zu dem Vorwurfe, es sei zu

[1]) In seiner höchst interessanten Ansprache auf dem diesjährigen Jahresfest der Ch. M. S. erzählte der Laienmissionar und frühere indische höhere Polizeibeamte Monro u. a., daß er zu Krischnagar in einer vor einem vornehmen indischen Publikum von einem gebildeten heidnischen Hindu gehaltenen Vorlesung die mit allgemeinem Beifall aufgenommene Behauptung habe verteidigen hören: „die Religion der Hindu ist nichts anderes als das Christentum minus die Gottheit Christi" (Int. 1893, 411).

Digitized by Google

einseitig den Verteidigern der bestehenden Schulpolitik das Wort gegeben worden.[1]) Da wir demnächst einen selbständigen Artikel über das indische Schulwesen bringen werden, so sei zur Orientierung hier nur bemerkt, daß die Opposition nicht etwa gegen die Schulthätigkeit als solche gerichtet ist, sondern dagegen, daß die auf die Universitäten vorbereitenden höheren Schulen (also etwa unsere Gymnasien) den eigentlichen Missionscharakter zu wenig wahrten, daß sie um der Regierungsunterstützung und um der guten Universitätsexamina willen sich ihr religiöses Ziel verrücken ließen, daß heidnische Lehrer an diesen Schulen mitunterrichteten und daß nur ein unverhältnismäßig geringer Prozentsatz der sie besuchenden Schüler zum Christentum bekehrt werde. Am bittersten und übertriebensten brachte ein eingeborner Pastor Navalkar diese Kritik zur Sprache, indem er noch hinzufügte, daß selbst der fakultative Religionsunterricht hier und da einen rationalistischen Beigeschmack habe. Gegen ihn trat nicht bloß der Direktor der schottischen höheren Schulanstalt in Bombay sehr energisch auf, sondern auch mehrere Eingeborne unter den Mitgliedern der Konferenz, namentlich der beredteste unter ihnen, der Rechtsgelehrte Banerdschi, mit der Erklärung, daß sie ihre Bekehrung den Missionsschulen verdankten.[2]) Mit ihnen trat die große Majorität der Konferenz für die höheren Missionsschulen ein, die neben der Straßen- und Reisepredigt, der literarischen, ärztlichen und weiblichen Missionsthätigkeit einen wenn auch relativ selten direkt bekehrenden so doch einen der Christianisierung Indiens entschieden wegbereitenden Einfluß üben. Ihre Arbeit sei vielfach eine Saat auf Hoffnung, aber gewiß eine Saat, deren Bedeutung für die Stellung Jungindiens zum Christentum weit über den augenblicklichen Bekehrungserfolg hinausgehe. Allerdings müsse in diesen Schulen ein entschieden christlicher Geist herrschen, die Bibel (nicht menschliche Gedanken über die Bibel) mit Sorgfalt und Begeisterung gelehrt und besonders darauf gesehen werden, daß Lehrer an ihnen thätig sind, deren ganze Persönlichkeit christlich erziehend wirkt. Es sei ein extremer Kritizismus, der die höheren Schulen als Missionsmittel nicht anerkenne, weil andere Missionsmittel direkter wirken; aber das Ideal seien christliche Gymnasien mit christlichen Lehrern und christlichen Schulen, nur sei es zur Zeit unausführbar, auch

[1]) Nach andern Berichten wird dieser Vorwurf als völlig ungerechtfertigt energisch zurückgewiesen, am ausführlichsten Int. 1893, 172.

[2]) Auch in den Ansprachen auf der Jahresversammlung der Ch. M. S. wurde wiederholt auf diese Debatte der Bombay-Konferenz angespielt und manche Thatsache angeführt zum Beweise für die direkten und indirekten segensreichen Erfolge der höheren Missionsschulen in Indien (Int. 1893, 415).

Digitized by Google

nicht zu rechtfertigen, wenn man brahmanische Jünglinge, die die Missionsschulen zu besuchen verlangten, zurückweisen wollte. Gegen eine christliche Universität Indiens erhob gerade der oben genannte Banerdschi seine Stimme, da sie die eingebornen Christen von ihren nichtchristlichen Landsleuten scheiden und so des Einflusses auf sie berauben würde.

4. Die indische Kirche.

Ein gedankenvolles Referat über diesen wichtigen aber zur Zeit noch keineswegs spruchreifen Gegenstand hielt der beredte Banerdschi, der als Leiter des sog. Christo-Samadsch in Kalkutta, einer der Korinthischen Christuspartei vielleicht ähnlichen Gemeinschaft, bereits den praktischen Anfang zu einer selbständigen indischen Kirche zu machen versucht hat. Diese Kirche, so führte er aus, solle nicht eine geteilte, sondern eine einheitliche, nicht eine fremde, sondern eine eingeborne sein. Die Missionare sollen daher den Bekehrten nicht die exotischen denominationellen Lehr- und Verfassungsunterschiede als ein Gesetz auflegen, nicht ein „adjektivisches", sondern ein „substantivisches" Christentum bringen und für dasselbe einen ebenso soliden als einfachen Grund legen. Von dem, was substantivisches Christentum ist, dürfe freilich auch nicht ein Jota aufgegeben werden, aber als Grundlage genüge das apostolische Glaubensbekenntnis. Unter der Leitung des heiligen Geistes werde sich dann die indische Kirche schon selbst weiter bauen und ihren eigenen Verhältnissen entsprechend organisieren. Auch der Korreferent, ein amerikanischer Missionar Chamberlain, trat für die Selbständigkeit der indischen Kirche ein. Er wollte die eingebornen Talente in die Front gestellt und sie zu einer Angriffskolonne gemacht haben. Je mehr Verantwortung man auf die einheimischen Gemeinden lege, desto mehr leisteten sie. Die Verwaltung der aus der Heimat gesandten Gelder durch die Missionare möge notwendig sein, aber die Kirchensteuer der eingebornen Christen müsse von diesen selbst verwaltet werden. Dagegen wurde von nüchternerer Seite geltend gemacht, daß man bei diesen Idealen mit der Wirklichkeit zu rechnen vergesse. Es werde einer Gemeinschaft wie der Christo-Samadsch sie darstelle, nicht gelingen, eine einheitliche indische Kirche zu sammeln, sondern er werde die bestehenden Kirchengemeinschaften nur um eine neue vermehren. Das Apostolikum reiche zur Bekenntnisgrundlage nicht aus. Besonders durchschlagend wirkte es, als das verbürgte Zeugnis eines angesehenen eingebornen Christen mitgeteilt wurde, daß 1. die Eingebornen noch nicht reif seien für kirchliche Einheit und Selbständigkeit, 2. einander selbst nicht trauen und 3. ihre eignen Kinder noch nicht zu erziehen verstehen.

Digitized by Google

Man hätte hinzufügen können, daß sie auch für selbständige finanzielle Verwaltung die nötige Reife noch nicht besitzen. Allgemein wurde wohl das Selbständigkeitsideal als richtig anerkannt, aber sobald es darauf ankam, bestimmte Wege zu zeigen, auf denen es und gar schon jetzt verwirklicht werden könnte, da war die Verlegenheit groß. Man wird sich also vorläufig damit begnügen müssen, die indischen Gemeinden zur Selbstthätigkeit kräftig anzuregen und für die Heranbildung eines tüchtigen eingebornen Pastorenstandes zu sorgen; das weitere ist Zukunftsmusik.

5. Die Ausbildung und Stellung der eingebornen Pastoren.

Hier konnte der Referent die erfreuliche Mitteilung machen, daß es in den evangelischen heidenchristlichen Gemeinden Indiens bereits 850 eingeborne ordinierte Pastoren gebe, eine Vermehrung von 90 Prozent innerhalb der letzten 9 Jahre. Bezüglich der Ausbildung und Stellung dieser Pastoren ging eine doppelte Strömung durch die Konferenz: die einen, besonders Amerikaner, welche energisch darauf dringen, daß dieselben von den einheimischen Gemeinden ganz unterhalten werden, stellen geringere Anforderungen an die wissenschaftliche Ausbildung; die andern, besonders die Schotten, legen das Hauptgewicht auf die letztere und weil solche den europäischen Missionaren möglichst gleichgebildete eingeborne Pastoren dann auch eine höhere gesellschaftliche Stellung beanspruchen, so verlangen sie nicht, daß die indischen Gemeinden, zumal wenn diese klein und arm sind, ihren ganzen Unterhalt aufbringen. Die Vertreter der Ch. M. S. nahmen eine vermittelnde Stellung ein gemäß der Praxis dieser Gesellschaft, nach welcher die einzelnen Kirchendistrikte einen Zuschuß aus der Heimat erhalten zur Besoldung eines durchgebildeten indischen Klerus, der aber gradatim verringert wird. Im ganzen stimmte man dem Referenten zu, daß man nicht bloß wahrhaft bekehrte und geheiligte Männer, am liebsten solche, die sich schon bewährt hätten, sondern auch gründlich unterrichtete brauche. Es müsse eine tüchtige Ausbildung in biblischer, systematischer und praktischer Theologie nicht in der englischen, sondern in der Muttersprache und ein gründliches Studium der Religionen stattfinden, mit denen man es zu thun habe. Für die verschiedene Arbeit in Städten und Dörfern könne man Männer von verschiedener Bildungshöhe verwenden. Nicht im Gehalt, wohl aber in ihrer amtlichen Stellung zu den Gemeinden seien die eingebornen Geistlichen den europäischen Missionaren gleichzustellen. Jedem Missionar müsse es, wie andrerseits bemerkt wurde, eine Freude sein, soweit dies ohne Schädigung

Digitized by Google

der Sache geschehen könne, den eingebornen Pastoren gegenüber nach dem Wort zu handeln: sie müssen wachsen, wir abnehmen.

6. Die Frauenarbeit.

Dieser Zweig der indischen Missionsthätigkeit ist etwa erst 20 Jahre alt, gewinnt aber von Jahr zu Jahr an Bedeutung. In der betreffenden zahlreich besuchten Versammlung waren nur Damen die Rednerinnen und die Berichte melden, daß sie ihre Sache mit großer Beredsamkeit vertreten haben. Vielerlei wurde besprochen, besonders der Besuch in den Senanas, die weibliche Schulpflege, die Taufe von Frauen und Mädchen, der Dienst an den Kranken und die ärztliche Thätigkeit der Frauen. Ungefähr 30 geprüfte Ärztinnen hielten eine besondere Versammlung, in welcher sie gegen die Aussendung nicht approbierter Doktorinnen und besonders gegen die Leitung von Hospitälern durch ärztlich ungenügend qualifizierte Damen protestierten.

7. Missionary comity.[1])

Der erste Redner über diesen Gegenstand konstatierte die doppelte Thatsache, daß die Zahl der Missionare im Verhältnis zu der indischen Gesamtbevölkerung (288 Millionen) eine geringe und also reichlich Raum für alle sei, ohne daß einer die Wege des andern zu kreuzen brauche und daß unter den verschiedenen Missionsgesellschaften namentlich bezüglich der Taufe und der Kirchendisciplin große Verschiedenheiten herrschen. Er empfahl daher die Einsetzung eines allgemeinen Comity-Komitees für ganz Indien behufs der Grenzregulierung zwischen den verschiedenen Arbeitsgebieten, der Schlichtung etwaiger Streitigkeiten, der Aufstellung von Regeln für das Verhalten der einzelnen Gesellschaften zu einander, der Ausstellung von Zeugnissen für eingeborne Arbeiter, die etwa aus dem Dienst einer Missionsgesellschaft in den einer andern treten u. dgl. Er beklagte sich über Übergriffe, die sich namentlich die bischöflichen (amerik.) Methodisten in Nordindien erlaubt, eine Beschwerde, die auch von andern bestätigt und noch auf die Baptisten ausgedehnt wurde. In seiner Verteidigungsrede rechtfertigte der Bischof der angegriffenen Methodisten die beklagte Praxis seiner Denomination und erklärte, auch ferner das Recht in Anspruch zu nehmen, wie die römische und anglikanische Kirche[2]) seine Arbeiter überall hinzusenden, wo sich ihnen eine Thür aufthue. Ja, er

[1]) Über die Bedeutung dieses Begriffs vgl. A. M.-Z. 1888, 305.

[2]) Er konnte nur die High church-Abteilung meinen, die durch die S. P. G. vertreten ist; die Ch. M. S. macht sich keiner Grenzverletzung schuldig.

Digitized by Google

verstieg sich zu der Behauptung, daß die Methodisten ein Werk thäten, das andre Missionen weder thun wollten noch thun könnten und lehnte ihre Zustimmung zur Einsetzung des vorgeschlagenen Komitees ab. Ein anglikanischer Bischof befürwortete vergeblich eine territoriale Scheidung der Arbeitsgebiete der verschiedenen Missionsgesellschaften. Das einzige Ergebnis der Verhandlung war der ziemlich magere Beschluß, daß den verschiedenen Missionsgesellschaften empfohlen werden sollte, weder Beamte noch Glieder andrer evangelischen Missionen anzunehmen, ohne eine vorherige Anfrage bei der Gesellschaft, welcher sie bisher angehört und besonders bei solchen diese Vorsicht anzuwenden, welche unter Kirchenzucht gestanden.

8. Literarische Thätigkeit.

Unter den Rednern über diesen wichtigen Gegenstand war der greise Dr. Murdoch von Madras besonders eindrucksvoll, ein Mann, der seit mehr als 40 Jahren dem südindischen Zweige der Gesellschaft für einheimische christliche Literatur durch Schrift und Wort, Reisen und Organisation unermüdlich gedient hat. Mit beweglichen Worten wandte er sich an die jüngeren Missionare, in diese bedeutungsvolle und hoffnungsreiche Arbeit einzutreten, wenn den älteren die Feder aus der Hand falle. Dr. Weitbrecht,[1]) der viele gute Worte auf der Konferenz geredet hat und sich durch die Nüchternheit, Klarheit und Prägnanz, mit der er sprach, hervorthat, machte gleichfalls mit Nachdruck auf die Wichtigkeit dieses Zweiges der Missionsthätigkeit aufmerksam unter Hinweisung auf die Thatsache, daß die Zahl der lesen könnenden Eingebornen Indiens sich von Jahr zu Jahr vermehre und zwar in einer viel größeren Proportion als die der Bevölkerung. Allein die Regierungsschulen würden jetzt von 3700000 Schülern besucht. Es sei ein großes Verlangen nach Lektüre vorhanden, leider werde es aber zumeist durch unsittliche und vom Zweifel vergiftete Schriften befriedigt. Daher sei die Produktion einer guten, volkstümlichen christlichen Literatur eine der gewichtigsten Aufgaben der Mission. Von anderer Seite wurde an den dankenswerten Dienst erinnert, den die Bibel- und Traktatgesellschaften leisten, die durch Kolportage hunderttausende von Bibelteilen und andere Schriften verbreiten. Allgemein wurde die Ansicht geteilt, daß für die literarische Arbeit besonders begabte Missionare ganz frei gestellt werden sollten, um sich

[1]) Er ist der Sohn des bekannten deutschen Missionars Weitbrecht, der gleichfalls im Dienste der Ch. M. S. eine gesegnete Pionierarbeit in Indien gethan hat, und der Schwager Christliebs, ein Mann, der auch eine gediegene deutsche Bildung besitzt.

Digitized by Google

durch andere Thätigkeit ungehindert lediglich der Schriftstellerei widmen zu können. Über

9. die Arbeit unter den Aussätzigen,

speciell dem Aussätzigen-Asyl in Almora, wurden sehr erfreuliche Mitteilungen gemacht. Der betreffende Missionar erzählte, daß dasselbe Hütten für 136 Aussätzige besitze. Seit 1864 führe das Asyl ein Register, welches 850 Namen aufweise, von denen 500 Christen gewonnen seien. Dieser Erfolg sei besonders dem Eifer eines Mannes zu danken, der selbst aussätzig und die letzten 15 Jahre erblindet, mit großer Hingebung als Evangelist gewirkt habe. Ähnliche Erfahrungen konnten auch von andern Aussätzigenhospitälern, z. B. in Aleppi und Mandalai, berichtet werden. Im ganzen erstreckte sich der Bericht über 18 größere und 9 kleinere der christlichen Pflege von Aussätzigen gewidmeten Anstalten in Indien.

Fast jeder Gegenstand der Beratung hatte gezeigt, welch eine große und verantwortungsvolle Arbeit der evangelischen Mission in Indien vertraut ist und wie gering im Verhältnis zu den 288 Millionen der Bevölkerung die Kräfte sind, die ihr zur Verfügung stehen. Darum schloß die Konferenz mit einem kräftigen Appell an die heimatlichen Kirchen um baldige und reichliche Vermehrung der Missionsarbeiter. Gott helfe, daß er nicht leer zurückkomme. Das Feld ist weiß zur Ernte; möchte die heimatliche Christenheit die Verantwortlichkeit voll erkennen, welche die Gott gegebene Gelegenheit auf sie legt.

Die neunte kontinentale Missionskonferenz in Bremen am 9., 10. und 12. Mai 1893.[1])

Von Pfarrer Paul.

In der Himmelfahrtswoche dieses Jahres fand nach vierjähriger Zwischenzeit wieder eine Zusammenkunft der kontinentalen Missionskonferenz statt. Sie trat am 9. Mai im gastfreien Hause des Bremer Großkaufmanns F. Vietor zusamen. Missionsinspektor Oehler-Basel eröffnete dieselbe mit einer biblischen Ansprache über 1 Kor. 15, 58, in welcher er die Mission als ein „Werk des Herrn" im eminenten Sinne des Wortes charakterisierte, in welchem das „Feststehen" mit dem „Zu-

[1]) Die Verhandlungen werden als Manuskript gedruckt. Wem an einem eingehenderen Einblick in dieselben gelegen ist, der kann unentgeltlich ein Exemplar durch den Herausgeber beziehen, soweit der Vorrat reicht.

Digitized by Google

nehmen" unzertrennlich verbunden sei, das ebenso persönlichen Glauben wie selbstlose Liebe fordere, und mancher Mißerfolg voll fröhlicher Zuversicht getrieben werden könne.

Nach D. Warnecks Vorschlag erfolgte hierauf die Konstituierung der Versammlung, deren Leitung in die Hände des Missionsinspektors Oehler (Stellvertreter: Direktor v. Schwartz-Leipzig) gelegt ward. Inspektor Kausch-Berlin übernahm das Protokoll.

Wie die Präsenzliste zeigte, waren folgende 16 deutsche und außerdeutsche Gesellschaften vertreten:

1. Die Baseler Mission durch Inspektor Oehler und Präses Miescher.
2. Die Mission der Brüdergemeine durch Missionsdirektor Romig und Prediger Schneider.
3. Die Rheinische (Barmer) durch Präses Th. Gundert, Inspektor Dr. Schreiber und Inspektor Spieker.
4. Berlin I durch Missionsdirektor D. Wangemann u. Missionssuperintendent Merensky.
5. Berlin II durch Inspektor Kausch.
6. Berlin III durch P. Diestelkamp, P. v. Bodelschwingh und Graf Andreas v. Bernstorff.
7. Die Leipziger Mission durch Direktor v. Schwartz, Missionar Haudmann und Senior Ittameier.
8. Die Hermannsburger Mission durch Direktor P. Haccius.
9. Die Norddeutsche Missionsgesellschaft durch Inspektor Zahn.
10. Die Schleswig-Holsteinische Mission durch Inspektor Fiensch.
11. Die Neuendettelsauer Mission durch Inspektor Deinzer.
12. Die Neukirchener Mission durch Inspektor Stursberg.
13. Der Morgenländische Frauenverein in Berlin durch P. Thiele.
14. Die Dänische Mission durch Propst Vahl und C. Aschenfeld-Hansen.
15. Die Nederlandsche Zendeling-Genootschap durch Dr. A. Drost in Delft.
16. Die Utrechtsche Zendelingsvereeniging durch M. A. Adriani.

Außer diesen Vertretern der Missionsgesellschaften nahmen teil: P. D. Warneck-Rothenschirmbach, P. D. Grundemann-Mörz, Missionar Spieth-Ho (Westafrika), P. Paul-Lorenzkirch und eine größere Anzahl der Geistlichen von Bremen und Umgegend als Zuhörer. Entschuldigungs- respektive Begrüßungsschreiben hatten geschickt: die norwegische und die finnländische Missionsgesellschaft; die Mission Romande (Waadt), die Pariser Missionsgesellschaft und Missionar Hesse-Calw. Ein angemeldeter Vertreter von der Mission der schwedischen Staatskirche blieb aus.

Die Verhandlungen wurden eröffnet mit einem „Bericht des Ausschusses der deutschen Missionsgesellschaften" erstattet durch seinen Schriftführer D. Warneck. Der im Jahre 1890 bei der Konferenz deutscher Missionsgesellschaften in Halle ernannte Ausschuß wird von den Herren Oehler-Basel, Schreiber-Barmen, Buchner-Herrnhut,

Digitized by Google

v. Schwartz-Leipzig und D. Warneck gebildet. Von den 369 Nummern seines Geschäftsmanuals wurde über folgende Hauptsachen berichtet:

a) Ausführung der in Halle beschlossenen Denkschrift an den preußischen evangel. Oberkirchenrat betreffend den Missionsdienst der Theologen. Die Denkschrift und ihre Antwort ist sämtlichen Missionsgesellschaften zugänglich gemacht worden.

b) Besetzung der Marschall-Inseln durch deutsche Missionare. Der in gewissen Kolonialkreisen erhobene Ruf: „nur deutsche Missionare für deutsche Kolonien", ist auch von der Jaluitgesellschaft in Hamburg für die Marschallinseln geltend gemacht worden. Der Ausschuß ist dieser Forderung entgegen und beim Kolonialamt für die amerikanischen Missionare eingetreten, damit ihnen keine Schwierigkeiten bereitet werden. Die betreffende Korrespondenz, ist ziemlich umfangreich und enthält eine Reihe der wichtigsten Verhandlungen auch mit dem Am. Board. Die in den Zeitungen gemeldete Vertreibung der amerik. Missionare wird seitens des Kolonialamts in Abrede gestellt. Zu der von der Jaluitgesellschaft geplanten Verdrängung der Amerikaner bot keine deutsche Missionsgesellschaft die Hand.

c) Der Antrag des Missionsdirektors P. Haccius betr. die Erleichterung der Annahme von Vermächtnissen für die Mission kann erst bei dem ersten wieder vorliegenden Falle, der zur Beschwerde Veranlassung bietet, vor die betreffenden Behörden gebracht werden.

d) Die von einer Dame geschriebene Antisklaverei-Brochüre der deutschen Kolonialgesellschaft gab Anlaß zu energischer Abwehr gegen einen auf naivster Unkenntnis beruhenden Passus, welcher behauptete: „was bis jetzt in Deutschland für Afrika geschehen, ist von katholischer Seite ausgegangen. Wo bleiben die Evangelischen?"

e) Eine Anteilnahme der deutschen Missionen an den Erträgnissen der Antisklaverei-Lotterie wurde nach langen Verhandlungen glücklich verhindert. Von seiten des Antisklavereikomitees war eine Unterstützung der evangelischen wie der katholischen in den afrikanischen Schutzgebieten thätigen deutschen Missionsgesellschaften geplant. Sowohl in der Überzeugung, daß auf dem Lotteriegeld kein Segen Gottes ruhe, wie um das Lotteriewesen, zumal wenn es in den Dienst christlicher Glaubens- und Liebeswerke gestellt wird, wie immer mehr Unsitte zu werden droht, ihrerseits nicht zu sanktionieren, lehnte die evangelische Mission unter Führung des Ausschusses die Annahme der betreffenden Gelder ab. Infolge dieser Ablehnung verzichtete man auch darauf, der römischen Mission solche Gelder zuzuweisen.

f) Von der Bitte um Intervention der deutschen Reichsregierung zu gunsten der verfolgten Christen in China sah man bei eingehender Erwägung der Angelegenheit ab, um die Reichsregierung nicht ohne Not in Anspruch zu nehmen, da deutsche Missionare von der betreffenden Verfolgung nur verhältnismäßig wenig zu leiden gehabt.

g) Die Stellungnahme der Missionsgesellschaften zu dem neugegründeten evangelischen Afrika-Verein, über die wegen der umfangreichen Schriftstücke noch in einer Specialkonferenz am Abend verhandelt wurde, sah man durch allerlei Bedenken gegen die neue Gründung erschwert.

Digitized by Google

Die an die allseitig gebilligten Mitteilungen des Ausschusses sich anschließende Debatte, welche mehr Abneigung gegen den neuen Verein, als Sympathien für denselben zum Ausdruck brachte, auch wenig Hoffnung auf eine bedeutende Wirksamkeit desselben aussprach, lief in den Beschluß aus, daß man gegen ihn nichts öffentlich sagen, sondern nun ruhig abwarten wolle, wie es ihm ergehen und was er leisten werde.

Nach dem Referate D. Warnecks wurde der bisherige Ausschuß von der Versammlung einmütig neugewählt.

Es folgte hierauf: „Besprechung über unser Verhalten gegenüber den römischen Missionen speciell in den deutschen Schutzgebieten", eingeleitet durch Inspektor Oehler.

Ausgehend von den Verhandlungen der letzten Konferenz, wo ein ähnliches Thema zur Verhandlung stand, konstatiert der Referent die Thatsache, daß das Urteil der evangelischen Missionskreise über die römische Mission kein ganz einheitliches sei. Während die einen das Treiben der Römischen schlechthin verwerfen, sehen die andern in ihnen noch „christliche Brüder". Aus der letzteren Anschauung heraus sei das Verlangen nach Grenzregulierung laut geworden. Der Vortragende stellt vier Fragen zur Debatte: 1. Arbeitet die römische Mission für oder gegen Christum? 2. Ist sie eine Erscheinung von einheitlichem Charakter, welche von uns generaliter anerkannt oder verurteilt werden müßte? 3. Ist auf sie Röm. 15, 20 und Phil. 1, 18 anzuwenden? 4. Ist die römische Propaganda mit der des Islam zu vergleichen? Der Referent selbst faßte sein Urteil in folgende Sätze zusammen: Weil das Evangelium von Jesu Christo als dem einigen Mittler universelle Bestimmung hat, so hat die evangelische Christenheit das Recht und die Pflicht, auch unter den römischen Christen dieses Evangelium zu verkündigen. Daher kann die evangelische Mission principiell eine Gebietsteilung nicht anerkennen; doch kann es sich aus praktischen Rücksichten für sie empfehlen, ihre Arbeit zur Zeit auf die Heiden zu beschränken. Im letzteren Falle wäre eine geflissentliche Einwirkung auf die Katholiken zu vermeiden. Für den allgemeinen Verkehr unter beiden „Brüdern" gilt, daß man untereinander nach den Geboten allgemeiner Nächstenliebe zu handeln hat.

Bei der lebhaften Debatte traten auch die beiden erwähnten Anschauungen über die römische Mission hervor. Einzelne Stimmen betonten das Christliche in der katholischen Kirche; sie sahen in dem, was die römische Mission pflanzt, ein Christentum niederen Grades und bezeichneten außerdem den Katholizismus als eine uns von Gott gesetzte Zucht. Andere bezeichneten das römische als ein gefälschtes Christentum, bei dem es mindestens zweifelhaft sei, ob die Fälschung oder das Christentum überwiege; man müsse daher der römischen Mission zielbewußter als bisher entgegentreten. Auch bei der Beurteilung der

Digitized by Google

Missionsfrüchte gingen die Meinungen etwas auseinander. Während von einer Seite behauptet wurde, die portugiesischen Christen in Indien unterschieden sich zu ihrem Vorteil immerhin von den Heiden, erklärte ein anerkannter Kenner Afrikas, die römische Mission hätte die Religiosität der Afrikaner nur verschlechtert; sie habe Fetischdienst erzeugt, wo er vorher nicht gewesen wäre; die Paradestation Bagamoyo sei nichts als eine weltliche Plantage, wo man bei den Arbeiter-Christen saure Gesichter zu sehen bekomme; Afrika habe keine römischen Negergemeinden aufzuweisen. In diesem Zusammenhang wurde auch der Ausspruch eines Chinesen erwähnt, welcher erklärte: Das römische Christentum ist der Buddhismus des Westens. Einstimmig war die Versammlung im Beklagen der römischen Ein- und Übergriffe in die evangelische Mission. Gerade in unsern Kolonien (Dar-es-Salaam, Kamerun und Togo) sind sie neuerdings in Gebiete der evangelischen Mission eingebrochen. Ebenso war man in der Verwerfung einer Grenzregulierung durch den Staat einig, die Holländer haben in der Minahassa schlechte Erfahrungen damit gemacht und wir würden sie ganz gewiß auch machen. Man will in der Praxis jetzt, wo noch so viele heidnische Gebiete offen stehen, den Römischen möglichst aus dem Wege gehen; wo aber katholische Missionschristen nach der evangelischen Wahrheit fragen, wie es zumal von den Gebieten der Goßnerschen und der Leipziger Mission in Indien erwähnt wird, da muß man auch unter den Römischen missionieren; dasselbe gilt, wenn evangelische Christen an Orte der römischen Mission ziehen resp. in katholische Gebiete auswandern.

Die nächste Nummer der Tagesordnung war: Missionsstatistische Grundsätze, aufgestellt von P. D. Grundemann. Trotz aller Bedenken, so führte der Vortragende aus, die gegen die Überschätzung der Statistik in der Mission geltend zu machen wären und trotz der Unvollkommenheit, die ihr anhafte, müsse man doch ihre Nützlichkeit und Notwendigkeit anerkennen. Die Missionsgesellschaften thäten das auch, indem sie statistische Tabellen führten und veröffentlichten; nur eine, die Goßnersche, stehe der Frage ziemlich kritisch gegenüber. Sehr wünschenswert sei aber eine einheitliche Statistik der evangelischen Mission. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten wären leider zur Zeit noch sehr groß. Die verschiedenen Gesellschaften verständen nicht immer dasselbe unter der Bezeichnung: Christen, Nationalgehilfen, Kommunikanten ꝛc. Selbst in dem Begriff „Missionar" gingen sie auseinander. Besondere Schwierigkeiten bereiteten die Tabellen der Engländer und Amerikaner. Der Vortragende legt verschiedene Wege zur Abhilfe vor. Als den besten bezeichnet er die Aufstellung eines einheitlichen und deutlichen Schemas für alle Gesellschaften. Dasselbe sollte folgende Rubriken enthalten: 1. Name des Gebiets. 2. Zahl der Stationen. 3. Missionare. 4. Eingeborne besoldete Gehilfen. 5. Gesammelte Christen inkl. Katechumenen. 6. Kommunionberechtigte. 7. Zugang der Getauften im letzten Jahre. 8. Schulen.

Digitized by Google

9. Schüler überhaupt. 10. Darunter Mädchen. 11. Summa der Ausgaben für das betreffende Gebiet. Es wäre der Tabelle nur noch eine Klarstellung der dabei angewandten Begriffe beizufügen, z. B. ob unter den Missionaren nur ordinierte oder auch Handwerkerbrüder, Ärzte, Lehrer ꝛc. zu verstehen wären.

Die Debatte hierüber ließ erkennen, daß über die Notwendigkeit einer sorgfältigen Statistik nur eine Stimme vorhanden war. Auch der Vertreter der Goßnerschen Mission erklärte, daß diese Gesellschaft jedem, der sich dafür interessiert, ihre statistischen Tabellen zur Verfügung stelle. Man beklagte aber allgemein die zur Zeit herrschende Verschiedenheit der Aufstellungen, sowie die Nachlässigkeit, welche in den Statistiken verschiedener Gesellschaften wie z. B. der Londoner und der Ausbreitungs-Gesellschaft herrsche. In den Statistiken dieser Gesellschaften fehlen nämlich Jahr für Jahr eine ganze Menge Posten, jahrelang oft dieselben, und dann werden die gegebenen Zahlen doch summiert, ohne daß man die Lücken durch Schätzungen ausfülle, ein Verfahren, was ganz falsche Summen liefere. Selbst die verdienstvolle Statistik des Propst Bahl leide an der dadurch herbeigeführten Ungenauigkeit. Der anwesende Verfasser erklärte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich, daß er principiell überall eher zu niedrige, als zu hohe Zahlen eingestellt habe. Einstimmig wurde schließlich der Vorschlag von Prediger Schneider-Herrnhut angenommen, wonach der Ausschuß beauftragt wird, eine einheitliche Behandlung der statistischen Tabellen in Anlehnung an D. Grundemanns Vorschläge zunächst für den Bereich der deutschen Missionsgesellschaften herbeizuführen und dann den Versuch zu machen, auch die englischen und amerikanischen Gesellschaften für dieselben zu gewinnen.

Es folgte D. Grundemanns Referat über: „Die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden und die Lehren, welche sich daraus für die Missionspraxis ergeben." Der Gedankengang des Redners, der zur Illustration hauptsächlich seine Beobachtungen auf dem indischen Missionsfelde heranzog, war folgender: Als hauptsächlichste Qualitätsklassen christlicher Gemeinden sind solche von erweckten Christen und solche von Gewohnheitschristen zu unterscheiden. Die scharfen Grenzen dieser Klassen entziehen sich der menschlichen Kenntnis und erscheinen vor unsern Blicken oft fließend, auch giebt es innerhalb jeder dieser Klassen mancherlei Abstufungen. — Das Missionswerk ist nun in einem Kreise Erweckter entsprungen und wird noch immer von dieser Seite geleitet, obgleich in neuerer Zeit sich immer mehr Kreise daran beteiligen, die man nur als gewohnheitschristlich bezeichnen kann. In den leitenden Missionskreisen wird als Ziel und Erfolg der Mission die Sammlung erweckter Christengemeinden aus den Heiden als selbstverständlich angenommen. Damit stimmen jedoch manche Züge, welche uns von den heidenchristlichen Gemeinden berichtet werden, nicht überein. — Zu einem sachgemäßen Blick in das Wesen der heidenchristlichen Ge-

Digitized by Google

meinden gehört u. a. die Erforschung des Bodens, auf welchem jene gewachsen sind. Wichtig ist vor allem eine möglichst eingehende Kenntnis des Volksbewußtseins und der Volkssitte. Was das erstere betrifft, so lebt z. B. der Inder in einer von der unsrigen ganz verschiedenen Gedankenwelt, die das Produkt mehrtausendjähriger Geistesthätigkeit ist und von der der Einzelne unmöglich mit einem Male loskommen kann. Ebenso verhält es sich mit der Volkssitte, die über das einzelne Individuum einen Bann ausübt, von dem nur ein allmähliches Loskommen zu erwarten ist. Nach dem Missionsbefehl ist es nun die Aufgabe der Mission die Völker zu Jüngern Christi zu machen. Das μαθητεύειν bedeutet einen Vorgang, welcher demjenigen entspricht, da eventuell „unter Anwendung der Zuckertüte" die bisher schulfreien Kinder in die Schule gebracht werden. Ebenso ist zu betonen, daß der Herr als Objekt der Mission die Völker bestimmt hat. In der modernen Missionspraxis ist freilich dieses Ziel gewissermaßen verschoben worden, indem namentlich an Stelle des μαθητεύειν der Begriff der Seelenrettung gesetzt wird, ein Begriff, der in dieser Fassung jeder direkten biblischen Begründung ermangele. Auch das Objekt der Missionsarbeit wird vielfach verkannt. Die Völker sollen es sein. Leider hat man zum großen Teil nur Individuen gesammelt, sogar solche von verschiedener Nationalität an einem Orte. — Das Urteil über die Qualität der gegenwärtigen heidenchristlichen Gemeinden wird dahin zusammengefaßt: Als Ergebnis der Mission finden wir Gemeinden von Gewohnheitschristen, die mutatis mutandis auf einer Stufe stehen mit unsern heimatlichen Volkskirchengemeinden. Wie in diesen ragen über die Menge einzelne hervor, in denen das christliche Leben sich bereits in höherer Entwicklung entfaltet hat. Auch da, wo in den Gemeinden die typischen Formen erweckten christlichen Lebens in großem Maße angenommen worden sind, ist das nicht ein Zeichen von der Höhe des inneren Lebens, vielmehr tritt leider gar oft eine Differenz von Form und Inhalt zu Tage, die von Rechts wegen Heuchelei zu nennen wäre, der wir jedoch mildernde Umstände zubilligen wollen. — Wir in der Heimat sollten es uns abgewöhnen, die Heidenchristen nach dem Ideal zu messen, sollten mit nüchternem Blick einen bescheideneren Maßstab verbinden und uns an den Gedanken gewöhnen, daß jene jungen Gemeinden dem Durchschnitt der heimatlichen Christenheit gleichstehen. In der Missionspraxis sollten wir uns bescheiden, Gemeinden gesammelt zu haben, die unter den Einfluß und die Zucht des göttlichen Worts gebracht sind und in dieser Schule sich weiter entwickeln. Der Missionar soll sich vor künstlichen Bekehrungsmitteln hüten und nicht unbesehen die Formen eines hochentwickelten Christenlebens einzuführen suchen, die leicht zur Heuchelei

Digitized by Google

führen können. Besonders wichtig ist das Verfahren bei der Aufnahme in die Gemeinde. Man soll sie nicht hinausschieben bis man Beweise der Herzensbekehrung hat, sondern sich an der Willigkeit genügen lassen, sich in die christliche Ordnung zu fügen und unter dem Einfluß des göttlichen Wortes zu leben. Da es sich um Christianisierung der Völker handelt, ist zu vermeiden, die Christen aus dem Zusammenhang mit ihrem Volksleben herauszureißen. Man sollte als bestimmtes nächstes Ziel die Familie suchen, nicht das Individuum. Bei der Vorbildung unserer Missionare ist darauf hinzuwirken, daß sie nicht mit einem fertigen System hinausgehen, welches auf einer unzutreffenden Anschauung der Missionserfolge beruht; auch sollen sie imstande sein, mit freiem Blick sich unter fremden Verhältnissen zu orientieren.

In der an D. Grundemanns Ausführungen sich anschließenden Debatte wird der Ernst und die Wahrheitsliebe, mit welcher er seine Beobachtungen verwertet und den Gegenstand behandelt hat, voll anerkannt. Gleichwohl ist man auf verschiedenen Seiten der Meinung, daß sein Gesamturteil über die derzeitigen heidenchristlichen Gemeinden ein zu einseitiges sei und im ganzen günstiger lauten dürfe. Es wird z. B. von Missionar Handmann darauf hingewiesen, wie schwer es sei, über den geistlichen Stand der einzelnen Missionschristen, zumal aber ganzer Gemeinden schnell ein Urteil zu fällen; man sehe viele Wirkungen des jungen Glaubenslebens erst nach und nach und bei beständigem Vergleichen mit dem Heidentum. Als ein gutes Zeichen für das religiöse Leben in den Betschuanengemeinden Südafrikas stellt es P. Haccius hin, daß man jetzt dort ohne Schwierigkeit gute Kirchenvorstandsmitglieder finde. Sehr energisch wird von allen Seiten der Satz betont, daß man schon recht zufrieden damit sein könne, wenn die Missionsgemeinden jetzt nach Jahrzehnten christlicher Einwirkung etwa auf derselben Stufe ständen, wie unsere heimatlichen Gemeinden nach einer tausendjährigen christlichen Geschichte; thatsächlich ständen sie dann höher als diese. Nur sei festzuhalten, daß man es in den Missionsgemeinden zur Zeit mit Elementarchristen oder einer Kindheitsstufe zu thun habe; man müsse mit Geduld auf die Reifezeit warten und sie herbeiführen helfen. Auch die Behauptung des Vortragenden, daß die Missionsfreunde hierzulande auf dem Missionsgebiet Gemeinden von lauter erweckten Christen erwarteten, fand mannigfachen Widerspruch; früher möge, zum Teil infolge von überschwenglichen Missionsberichten, eine solche Anschauung gepflegt worden sein, jetzt sei man wenigstens in den am meisten interessierten Kreisen über den wirklichen Stand jener Gemeinden unterrichtet. Bei der vorgerückten Zeit war es leider nicht möglich, den eigentlich wichtigsten zweiten Teil des Vortrags eingehend zu besprechen. Die etwas vagen Bestimmungen des Referenten von *μαθητεύειν* und *τὰ ἔθνη* fanden nicht die allgemeine Zustimmung, ebensowenig der von ihm gesetzte Gegensatz zwischen Jüngermachen und Seelenrettung. Die bekannte Kontroversfrage zwischen Einzelbekehrung und Völkerchristianisierung wurde kaum gestreift und der Gegenstand verlassen, weil zu erwarten stand, daß das Hauptthema des folgenden Tages eine ganze Anzahl der praktischen Fragen, in die er auslief, gleichfalls zur Diskussion stellen werde.

Digitized by Google

Den nun folgenden Vortrag von Inspektor Zahn: „Taufordnung für die evangelische Heidenmission“ wird die nächste Nummer dieser Zeitschrift im Wortlaut bringen. Es folgen darum hier nur die aufgestellten Thesen:

1. Die evangelische Heidenmission, wenn sie auch gern aus der Kirchengeschichte lernen will, muß doch ihre Taufpraxis nicht von dieser, sondern durch die heilige Schrift bestimmen lassen.
2. Dieser folgend beginnt sie ihre Arbeit nicht mit der Taufe, sondern mit der Predigt des Evangeliums, welches zu Jesu einladet.
3. Hat ein Heide auf diese Predigt hin seine Willigkeit erklärt, ein Jünger Jesu zu werden, so ist er zu taufen.
4. Nur wo die Aufrichtigkeit oder die Einsicht des Willigen zweifelhaft ist, hat das Katechumenat eine Berechtigung. Die Dauer des Katechumenats läßt sich nicht allgemein bestimmen, doch ist eine lange Dauer unnatürlich.
5. Das Katechumenat hat dem Kandidaten nichts anderes zu bringen, als die Missionspredigt. Die katechetische Unterweisung ist nur die fortgesetzte Heidenpredigt, deren Form dadurch bestimmt wird, daß sie an Willige gerichtet ist.
6. Die Heidenpredigt und also die katechetische Unterweisung sollte eine kurze Summe dessen geben, was ein Heide wissen muß, um Christ zu werden. Diese Verkündigung sollte auf der Geschichtserzählung der Thaten Gottes zu unserm Heile beruhen und angesichts der sittlichen Notstände des Heidentums besonders hervorheben, daß dieses Heil eine Heiligung des ganzen Menschen meint.
7. Die Arbeit des Katecheten ist wichtiger als die des Täufers. Der fremde Missionar, der das Christentum am besten versteht und der einheimische Missionar, der den Heiden am besten versteht, sollten zusammenwirken.

   Ein Katechismus, der kurz den Inhalt der katechetischen Unterweisung enthält, ist für den Katechumenen wünschenswert und ein Hilfsbuch zum Katechismus für den Katecheten.
8. Auch bei der Entscheidung über die Zulassung zur Taufe sollten der fremdländische und einheimische Missionsarbeiter zusammenwirken und die Gemeinde in ihren Vertretern gehört werden.
9. Die Missionsarbeiter sind nur Haushalter über die Heilsgüter und dürfen auch die Taufe nur nach dem Willen des Stifters verwalten.
10. Dieser will, daß man taufe, wer mit Wissen sich von Jesu will leiten lassen aus dem Sündenleben in die Gemeinschaft des dreieinigen Gottes und in die Gemeinschaft der Brüder. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Täufling nur ein Anfänger sein kann.
11. Die Aufrichtigkeit dieses Begehrens wird am besten erprobt, wenn man gleich am Anfang die Aufgabe alles dessen fordert, was offenkundig einem Jünger Jesu nicht ziemt und nur die als aufrichtig Erprobten ins Katechumenat aufnimmt.
12. Diese Aufnahme sollte ein besonderer Akt sein, welcher der Gemeinde bekannt gegeben wird, welche fortan ihre zukünftigen Mitglieder mit ihrem Gebet unterstützt. Die Mitwirkung der Gemeinde, des Katecheten oder Täufers und des Täuflings wird helfen, daß ein Mißbrauch des Sakraments verhütet werde.

Digitized by Google

13. Größte Vorsicht ist nötig, wenn Halberwachsene sich zur Taufe melden, die einer heidnischen Familie angehören.

Die Kindertaufe sollte Sitte, nicht Gesetz sein und nur da geschehen, wo eine christliche Erziehung der Kinder zu erwarten ist. Nur da, wo die Kinder wirklich nescientes et nolentes sind, darf die Taufe ohne Unterricht erteilt werden. Ältere Kinder sollten ihrem Alter entsprechend vor der Taufe unterrichtet werden.

14. Der erfreuliche Akt der Taufe sollte in einer würdigen Feier vollzogen werden, deren Schmuck die Taufe selbst nicht verhüllt, sondern hebt.
15. Zu weiterer Pflege der Getauften sind Paten und Taufzeugen dienlich. Die Kinder werden durch Konfirmation zum heiligen Abendmahl zugelassen. Die Erwachsenen haben mit der Taufe das Recht zum heiligen Abendmahl empfangen. Nur Nebengründe können veranlassen, den Tauftag nicht den ersten Kommunionstag sein zu lassen. Alle Getauften bedürfen der Pflege in einer wohl organisierten Gemeinde.
16. Die sicherste Gewähr für richtige Verwaltung des Taufsakraments ist die Verheißung des Herrn: Ich bin bei euch alle Tage bis zur Weltvollendung.

Die Debatte über diesen wichtigen Gegenstand, dem fast ein ganzer Verhandlungstag gewidmet wurde, ließ im wesentlichen volle Übereinstimmung mit den Vorschlägen des Referenten erkennen. Es kam dabei die große Mannigfaltigkeit in der Taufpraxis auf den einzelnen Missionsfeldern zur Sprache. So hat z. B. allein die Utrechter Missionsgesellschaft auf ihren drei Missionsfeldern eine dreifach verschiedene Methode hinsichtlich der Vorbereitung auf die Taufe und betreffs der Forderungen, die an den Täufling gestellt werden. Wenn der Referent gefordert hatte, daß die Taufpraxis in der Mission nicht zu sehr durch das im Laufe der Kirchengeschichte bei uns Gewordene beeinflußt werde, so wurde von anderer Seite doch betont, daß auch die Vorgänge in der apostolischen Gemeinde wegen der veränderten Voraussetzungen in unserer Zeit nicht ohne weiteres nachgeahmt werden dürften. Einstimmig war man in der Verwerfung der von den römischen, wie auch von gewissen methodistischen und baptistischen Missionaren geübten Praxis der vorschnellen Taufen, bei denen es vielfach heiße: erst taufen, dann unterrichten! Am eingehendsten war die Aussprache über den Katechumenat, auf dessen sorgfältige Ausgestaltung von allen Seiten großes Gewicht gelegt wurde. Besonders bei den Völkern niedriger Bildungsstufe erscheint eine längere Dauer unerläßlich. Doch wurde andrerseits auch sehr vor einem zu langen Hinausschieben der Taufe gewarnt. Auch darauf wurde hingewiesen, daß ein provisorischer Anschluß an die Christen Bedürfnis sei für solche, welche wegen ihres Hinneigens zum Christentum aus der alten Volksgemeinschaft bereits ausgestoßen, aber noch nicht zur Taufe reif seien. Ebenso wurde der Gesichtspunkt einer Sichtung unter den Taufbewerbern mit Nachdruck geltend gemacht. Die Berliner in Südafrika haben sogar zwei Katechumenatsstufen. Während in den ersten Katechumenenkreis jeder, der Christ werden will, aufgenommen wird, müssen im zweiten, engeren Kreis schon gewisse Proben bestanden werden, z. B. das Aufgeben der Vielweiberei. In derselben südafrikanischen Mission findet man auch den altkirchlichen Brauch, daß die Katechumenen nur zu gewissen Teilen des Gemeinde-Gottesdienstes zugelassen werden. Bei der Aus-

Digitized by Google

sprache über das Maß dessen, was im Katechumenat mitzuteilen und zu lernen sei, wird unter Zustimmung zum Vortrag sehr entschieden betont, es dürfe nicht zu viel Gewicht auf einen umfangreichen, auswendig gelernten Wissensstoff gelegt werden. Höchst wünschenswert sei die Abfassung eines Katechumenenbuches für die evangelische Mission, in dem alles, auch das geschichtliche Material, festgestellt sei, was einem Heiden bei seiner Aufnahme in die Gemeinde von der christlichen Wahrheit darzureichen, bezw. was von ihm zu verlangen sei. Zu unterscheiden sei davon der Katechismus für die Hand des Katechumenen, der allerdings für verschiedene Missionsfelder verschieden sein müsse. Mit deren Abfassung werde wohl am besten gewartet, bis ein reifer Christ aus dem Volke seinen Landsleuten dieses Buch schenken könne. Es wird bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß der Katechismus Luthers in Südafrika beim Unterricht schwer zu gebrauchen sei, während von andrer Seite für Südindien gerade das Gegenteil behauptet wurde. Bei der Frage, ob die Gemeinde der Getauften und der Abendmahlsempfänger dieselbe sein solle, entschied man sich dafür, daß im Princip jeder getaufte Erwachsene auch zum Abendmahl zuzulassen sei, in der Praxis werde es aber notwendig sein, zwischen Taufempfang und Abendmahlsteilnahme nicht nur einige Zeit, sondern auch noch einen Sakramentsunterricht zu legen. Als besonders schwierig erwies sich die Frage, wie es mit der Taufe von Halberwachsenen zu halten sei. Allgemein fand man es unbedenklich, auch Kinder zwischen 3 und 6 Jahren zu taufen, wenn die Garantie einer fortgesetzten christlichen Erziehung gegeben sei; was aber der Katechet vor der Taufe von ihnen verlangen solle, etwa ein einfaches Bekenntnis oder auch nur ein Gebet, blieb eine offene Frage.

Hierauf behandelte Senior Ittameier-Reichenschwand das Thema: Der Missionar und die Notwehr. Der Gedankengang war etwa folgender: Wenn ein Leiden um Christi willen, also ein Martyrium, droht, kann keine Notwehr erlaubt sein. Das gilt nicht bloß, wenn die Verfolgung von der Obrigkeit ausgeht, sondern auch gegenüber einem fanatischen Pöbel. Flucht dürfte im letztern Falle erlaubt sein, ein Anrufen staatlichen Schutzes sogar geboten. Aber sonst gilt es willig zu leiden. Auch ist es dem Missionar nicht erlaubt, gegen die Obrigkeit die Waffen zu ergreifen, selbst wenn Christi Sache auf dem Spiele steht. Anders jedoch, wenn der Missionar von Räubern gewöhnlicher Art bedroht wird. In diesem Falle ist nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

1. Der Missionar ist so gut wie jeder andere Mensch berechtigt, sich seines Lebens zu wehren und sich und seine Schutzbefohlenen nötigenfalls mit der Waffe zu verteidigen. 2. Diese Berechtigung findet ihre Begrenzung einerseits durch die Pflicht der Unterthänigkeit gegen die weltliche Obrigkeit, selbst wenn sie unrecht thut, andrerseits durch die Pflicht des Duldens beim Leiden um Christi willen. 3. Der nur erst drohenden Gefahr eines Angriffs zuvorzukommen oder bei kriegerischen Expeditionen sich zu beteiligen ist dem Missionar verboten als nicht mehr unter den Begriff der Notwehr fallend. Im Zusammenhang mit Punkt

Digitized by Google

3 wurde das Verhalten zweier Missionare in Deutsch-Ostafrika (Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission 1892, 61) gemißbilligt, die sogenannten Kreuzzüge der römischen Mission aber noch viel schärfer verurteilt.

Die sich anschließende Aussprache über den Gegenstand zeigte im wesentlichen Übereinstimmung mit den aufgestellten Grundsätzen. Es wurde zwar einerseits sehr stark der Charakter der „Friedensboten" betont, welcher jedes Kämpfen, als immer verhängnisvoll, ausschließt, andrerseits jedoch das Recht der Notwehr für die Missionare, zumal wenn sie Frauen und Kinder zu beschützen haben, willig anerkannt. Wie weit dabei der Einzelne gehen dürfe, müsse seiner persönlichen Gewissenhaftigkeit überlassen bleiben. Es wurde übrigens in der Debatte erwähnt, daß bei vielen afrikanischen Missionsstationen sich ganz von selbst eine Art Befestigung gegen räuberische Überfälle eingebürgert habe. Für die Stationen der Brüdergemeine wird das ausdrücklich verneint und konstatiert, daß ihre deutsch-ostafrikanischen Brüder bei einem drohenden Überfall auf den Gebrauch ihrer Waffen verzichtet.

Es folgt das Thema: Die Verbindung des morgenländischen Frauenvereins mit den deutschen Missionsgesellschaften. Referent: P. Thiele-Berlin.

Der Vortragende geht von der Geschichte des Frauenvereins aus, der sich wesentlich die indische Senanamission zur Aufgabe gestellt. In den 50 Jahren seines Bestehens hat der Verein eine große Anzahl Frauen und Mädchen ausgesandt, die ausschließlich im Anschluß an verschiedene Missionsgesellschaften gearbeitet haben, in letzter Zeit immer nur an englische. Neuerdings hat man wieder Verbindung mit deutschen Missionsgesellschaften gesucht, bei der Rheinischen ist das in einem Falle gelungen. Der Verein hegt nun den Wunsch, seine Thätigkeit auszudehnen und zu einer Art Centralanstalt für weibliche Hilfskräfte in der Heidenmission zu werden; er bietet in diesem Sinne den deutschen Missionsgesellschaften seine Dienste an.

Bei der Debatte wird ausgesprochen, daß in manchen Kreisen deutscher Missionare eine Abneigung gegen die Thätigkeit unverheirateter Gehilfinnen bestehe, deren dauernde Wirksamkeit übrigens oft auch an ihrer baldigen Verheiratung scheitern. Die Arbeit werde besser von den Missionarsfrauen geleistet. Gegen eine Centralanstalt spricht man sich allgemein aus, weil die Bedürfnisse und damit die notwendige Vorbereitung zu verschieden wären. Auch bleibt nicht unerwähnt, daß die Missionsgesellschaften selbst bereits ein reichliches Angebot von jungen Gehilfinnen aus ihren eigenen Kreisen hätten, wodurch der Bedarf für die wenigen in Frage kommenden Stellen genügend gedeckt werden könnte.

Hierauf nimmt D. Warneck das Wort zu einem Vortrag über „die Vertretung der Mission in der Presse". Er teilt die Behandlung der Frage in zwei Teile: 1. Ist eine geordnete Vertretung der evangelischen Mission in der politischen Tagespresse Bedürfnis? und

Digitized by Google

2. Wenn diese Frage bejaht wird, wie ist sie am praktischsten zu organisieren? Zur Begründung der ersten Frage weist er auf den unzweifelhaften Einfluß der politischen Tagespresse hin, sowie auf die Thatsache, daß dieselbe in den Fällen, wo sie von unserer Mission überhaupt Notiz genommen, es meist ohne Sachkunde und Wohlwollen gethan, wie sich besonders auch bei ihrer blinden Parteinahme für die römische Mission gezeigt. Ist nun eine geordnete Vertretung der evangelischen Mission in dieser Presse Bedürfnis? Es würde sich dabei nicht nur um Abwehr von Angriffen, Entstellungen u. dergl. handeln, sondern um geregelte Mitteilung positiver Thatsachen, fortgehende Orientierungen und Übersicht über den Stand des ganzen Werks oder einzelner besonders beachtenswerter Felder. Der Vortragende nimmt die Bejahung dieser Frage nicht als selbstverständlich an, weil er wisse, daß gewisse Missionskreise wenig Wert auf die über die Missionsliteratur hinausgehende publizistische Thätigkeit legen und von derselben für die Förderung der Mission kaum einen Erfolg erwarten. Er seinerseits empfiehlt freilich diese Thätigkeit entschieden, nicht nur weil die wachsenden Aufgaben der Mission die Gewinnung immer größerer Kreise nötig machen, sondern auch weil thatsächlich viele nicht durch Feindschaft, sondern nur durch Unkenntnis der Mission fern bleiben und weil es doch unsere Pflicht, nicht unthätig zuzusehen, wenn durch ungerechte Angriffe auf die evangelische Mission die Ehre Gottes und die Ehre seiner Knechte aufs Spiel gesetzt würde. Wir dürfen nichts unterlassen, was die Vorurteile und die Unwissenheit in denjenigen Kreisen überwinden kann, die unsre Missionsliteratur nicht erreicht und die am Ende doch noch zu gewinnen sind. Bei der Öffentlichkeit, in der heute die Mission steht, muß auch die öffentlichste Kanzel, die es heute giebt, die politische Tagespresse, benutzt werden.

Es knüpfte sich unmittelbar an diesen ersten Teil des Vortrags eine Debatte. Weitaus die Mehrzahl der Anwesenden erkannten das Bedürfnis nach einer solchen Vertretung der evangelischen Mission in der Tagespresse an. Es ward dabei betont, daß die kirchlich gesinnten Tagesblätter selbst für Berichterstattung in Missionsangelegenheiten Sorge tragen sollten; die anders geartete Tagespresse müsse von uns versorgt werden. Es sei dies nicht bloß eine Pflicht gegen die Mission, sondern auch gegen das große Publikum, das sonst nichts oder nur Unrichtiges von ihr erfahre. Es wurden zwar auch einzelne Bedenken laut, ob das Unternehmen nicht der Mission gefährlich werden könnte, zumal wenn allerlei Missionskritisches vor ein urteilsunfähiges Publikum gebracht werde. Dieselben wurden aber leicht durch den Hinweis darauf widerlegt, daß Ungünstiges aus der Mission jetzt schon in der Presse breit genug getreten werde und es jedenfalls besser sei, ein sachkundiger als ein sachunkundiger Mann stelle die Sache dar.

Da hiernach die Frage nach dem „ob“ fast einstimmig bejaht wurde,

Digitized by Google

ging der Referent zu seinen positiven Vorschlägen in Bezug auf das „wie" über. Er machte deren drei:

1. Jede einzelne Missionsgesellschaft soll ein Mitglied ihres Arbeitspersonals, das federgewandt und sachkundig ist, mit der Vertretung der Interessen dieser bestimmten Gesellschaft in der Presse beauftragen. Dasselbe soll sich mit einer gewissen Anzahl von Zeitungen in Verbindung setzen und zugleich mit den Namen dieser Zeitungen dem Missionsausschuß gemeldet werden.

2. Der Ausschuß hat die Versorgung der Presse in allen denjenigen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, welche das allgemeine Missionsinteresse betreffen; es ist ihm zu überlassen, eins von seinen eigenen Mitgliedern oder einen andern sachkundigen Missionsmann mit der Ausführung dieser Aufgabe zu betrauen.

3. Das Praktischste wäre, eine einzelne Persönlichkeit, die sachkundig, federgewandt und nicht ohne Ansehen ist, ganz für den Missionsdienst in der Presse anzustellen. Das Gehalt würde leicht aufgebracht werden, wenn die deutschen Missionsgesellschaften es im Verhältnis zur Größe ihrer Einnahmen unter sich verteilten. Die Hauptschwierigkeit liege in der Gewinnung einer geeigneten Persönlichkeit.

Diese Vorschläge, besonders der letztere, fanden wider Erwarten des Referenten den Beifall der Versammlung. Nur über die Aufbringung der notwendigen Geldmittel konnten an Ort und Stelle noch keine bindenden Zusagen gemacht werden. Während die Vertreter einiger Missionsgesellschaften die Zustimmung ihrer Komitees als wahrscheinlich hinstellten, machten andere dieselbe fraglich. Es wurde auch der Gedanke ausgesprochen, ob nicht D. Warneck einen geeignet erscheinenden Kandidaten in sein Haus nehmen und in diese Preßthätigkeit einführen wolle. Auf diese Weise könne das Unternehmen aus kleinen Anfängen wachsen. Ein anderer Vorschlag war der, daß D. Warneck mit einer Anzahl missionskundiger junger Pastoren ins Einvernehmen trete und einem jeden gegen Entschädigung die Versorgung einzelner Blätter übergebe. Ein endgiltiger Beschluß hierüber ward nicht gefaßt, vielmehr die weitere Verfolgung der ganzen Preßangelegenheit dem Ausschuß übertragen.

Für die Behandlung des Themas: „Die amtliche und finanzielle Stellung der mit der Leitung von Gemeinden betrauten eingebornen Missionare zu den Sendboten aus der Heimat" waren zwei Referenten bestellt, Missionsdirektor Romig und Inspektor Schreiber. Ersterer ging von der Thatsache aus, daß es der Brüdergemeine trotz ihrer verhältnismäßig langen Missionsthätigkeit schwer falle, auf ihren Gebieten tüchtige eingeborne Mitarbeiter zu gewinnen. Man habe versucht, begabte eingeborne Knaben in besonderen Anstalten zu erziehen, aber viele von ihnen hätten in der Zeit nach ihrer Entlassung aus der Anstalt die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt.

Digitized by Google

Nicht günstiger sei das Resultat gewesen, wenn man ausgewählte junge Männer zur Ausbildung nach Europa geschickt habe. Die Berührung mit der Civilisation hätte vielfach ehrgeizige Streber aus ihnen gemacht. Als der beste Weg habe sich noch immer der bewährt, daß man schon etwas reifere Männer unter der beständigen Aufsicht und Führung eines Missionars bei individueller Behandlung allmählich zu Gehilfen im Predigtamte herausgebildet habe. Zu der Schwierigkeit der Ausbildung kommt nun aber eine neue: welche Stellung sollen diese eingebornen zu den europäischen Missionaren einnehmen? Jene fordern Gleichheit, besonders hinsichtlich des Einkommens. Wenn diese versagt wird, geschieht es leicht, daß nur Leute aus den niedern und wenig einflußreichen Klassen zum geistlichen Amte kommen. Ein denkbarer Ausweg wäre ja der von der Heilsarmee vorgeschlagene, daß der europäische Missionar in seinen Lebensgewohnheiten ganz zu den Eingebornen herabstiege. Aber dagegen sind allerlei sittliche, religiöse und gesundheitliche Bedenken geltend zu machen. Der Referent faßt seine persönliche Stellung zur Sache in die Worte sammen: Die europäischen Missionare sollen allein von ihrer Missionsgesellschaft besoldet werden; die eingebornen Prediger dagegen sind principiell von den Gemeinden zu besolden, unter denen sie wirken. Dabei darf ihr Gehalt nicht die finanziellen Kräfte ihrer Gemeinden übersteigen. Eine völlige Gleichheit beider Klassen sei somit nicht anzustreben.

Inspektor Schreiber äußerte sich folgendermaßen: Es sei leicht ersichtlich, warum gerade die Brüdergemeine über solche Schwierigkeiten klage; sie habe vorzugsweise mit Völkern niederster Kulturstufe zu thun, die noch dazu meist ihre nationale Selbständigkeit verloren. Hier würden immer europäische Missionare die Leitung behalten müssen. Auch andere Gesellschaften hätten unter solchen Völkern ähnliche Erfahrungen zu machen. Anders lägen jedoch die Dinge unter höher stehenden und national selbständigen heidnischen Völkern, wo die Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes weit geringere Schwierigkeiten aufweise. Übrigens sei auch der Wortlaut des Themas nicht ganz richtig gefaßt. Man solle nicht von eingebornen „Missionaren", sondern nur von eingebornen „Predigern" reden. Dann ergebe sich die Lösung der Schwierigkeit fast von selbst. Um den Missionar würden sich die jungen Christen sammeln, aus denen allmählich Lehrer und Katechisten, später eingeborene Pastoren hervorgingen. Der Missionar entwickle sich so auf natürliche Weise zum Superintendent oder Bischof. Auch in Konferenzen oder andern Verbänden der eingebornen Pastoren dürfe er die Leitung nicht aus den Händen lassen. Mit der Zeit würde man wohl dahin kommen, einzelne hervorragende Eingeborne den europäischen Missionaren gleichzustellen. Er

Digitized by Google

warnt übrigens davor, die wissenschaftliche Bildung der eingebornen Pastoren zu hoch zu schrauben. Sie brauchten darin nicht einem deutschen Pastor gewachsen zu sein. In keinem Falle dürften sie ihrem Volke entfremdet werden. Wenn man das beobachte, würden auch ihre finanziellen Forderungen bescheidenere sein.

Bei der sich anschließenden Debatte war man allgemein darüber einig, daß zur Zeit in unsern Missionen eine Gleichstellung der eingebornen Pastoren mit den europäischen Missionaren noch gar nicht in Frage kommen könnte, auch in Hinsicht auf den Gehalt. Der letztere beträgt z. B. in der indischen Mission der Baseler für den eingebornen Pastor etwa den dritten Teil von dem eines Missionars. Von Westafrika wird erwähnt, daß die guten Gehalte der von den Europäern besoldeten Clerks (Kaufleute), sowie der im Kolonialdienst stehenden Schullehrer auch den Gehalt der eingebornen Missionsgehilfen in die Höhe trieben. Am praktischsten sei es, die Höhe des Gehalts für die eingebornen Pastoren durch die Gemeinden bestimmen zu lassen, in deren Diensten sie stehen. Dem Rate Dr. Schreibers gegenüber, ihre wissenschaftliche Bildung nicht zu hoch zu schrauben, erklärt Inspektor Zahn, es könne auch nicht das Richtige sein, den Bildungsstand dieser Leute zu niedrig zu halten; man müsse ihn vielmehr möglichst zu heben suchen, allerdings nur in dem Maße, als das betreffende Volk es vertrüge. Übrigens walte auch hier ein großer Unterschied auf den verschiedenen Missionsgebieten ob; in Indien z. B. stelle sich die vorliegende Frage wesentlich anders als in Afrika. Es gebe in der That gebildete Pastoren aus den Hindu, die den europäischen Missionaren an Tüchtigkeit ebenbürtig seien und darum auch eine ihnen ähnliche Stellung beanspruchen dürften.

Den Schluß der Vorträge bildete ein Referat des Missionsdirektor Romig über: „Mäßigkeitsvereine in der Mission."

Der Vortragende ging von der bekannten Thatsache aus, daß die Völker, welche Objekt unserer Missionsthätigkeit sind, zum großen Teil durch den weißen Mann mit einer verderblichen Branntweinflut überschwemmt werden. In den christlichen Völkern Europas und Amerikas habe man sich der Seuche durch die Temperenzbewegung zu entledigen gesucht. Es liege der Gedanke nahe, dieselbe auch auf die Missionsgebiete zu übertragen. Wenn das wünschenswert sei, bleibe noch zu entscheiden, ob man nur Mäßigkeits-Vereine oder völlige Enthaltsamkeits-Vereine bilden solle.

In der dadurch angeregten Aussprache gingen die Meinungen auseinander. Die Frage, ob man eine völlige Abstinenz von berauschenden Getränken jemandem zum Gesetz machen dürfe, wurde von der einen Seite ebenso entschieden verneint, wie von der andern bejaht. Die Auseinandersetzungen knüpften sich hauptsächlich an die Thatsache an, daß in gewissen südafrikanischen und indischen Missionsgemeinden das Branntwein- oder Kafferbiertrinken principiell ausgeschlossen ist und geradezu als ein Hindernis der Taufe behandelt wird. Die Baseler Mission in Westafrika hat ein Handelsverbot für Branntwein in

Digitized by Google

ihren Gemeinden, wovon auch die Bremer Mission nach Missionar Spieths Aussage moralischen Vorteil zieht. Selbstverständlich war die ganze Versammlung darüber einig, daß selbst die völlige Enthaltung vom Genuß geistiger Getränke bei Völkern, welche Maßhalten nicht kennen, ein Gewinn sei; nur dagegen wurde protestiert, daß man die absolute Enthaltung etwa als Taufbedingung aufstelle oder solche aus der Gemeinde ausschließe, welche einem Enthaltsamkeitsverein nicht beitreten. Auch die Mäßigkeitsvereine, die empfohlen wurden, müßten als eine Sache der Freiheit behandelt und dürften nicht unter den Gesichtspunkt von Heilsbedingungen gestellt werden. Predigt, Seelsorge, persönlicher Einfluß des Missionars sei die Hauptsache, Trunkenbolde seien in Kirchenzucht zu nehmen und mit allen Mitteln des Worts die Tugend der Mäßigkeit zu wecken und zu pflegen.

Unter Gesang und Gebet schieden die Teilnehmer der ebenso anregenden wie im brüderlichen Friedensgeist verlaufenen Konferenz aus dem gastfreien Bremer Hause. Die nächste Konferenz ist nach drei oder vier Jahren in Aussicht genommen. Den Teilnehmern war noch eine Mitteilung von allgemeinem Interesse gemacht worden. Sie betraf den in Vorbereitung befindlichen neuen Grundemannschen Missionsatlas. Derselbe, welcher an Umfang etwa in der Mitte zwischen dem großen und kleinen Grundemannschen Atlas stehen soll, kann nur unter der Bedingung erscheinen, daß durch vorherige Subskription der Verkauf einer größeren Anzahl von Exemplaren gesichert ist. Man rechnet dabei auf die Empfehlung des Ausschusses und die Hilfe der Missionsgesellschaften und Missionskonferenzen.

Geographische Rundschau.

Von E. Wallroth.

Asien. J. Batchelor, der treue Missionar, Sprachforscher und beste Kenner der Aino (vgl. A. M. Z. 1890, 172) hat auch als geographischer Forscher uns manche Kunde gebracht und als neuste, daß vor und neben den Aino, den Ureinwohnern des japanischen Reiches, ein Zwergvolk dort hauste. Es wohnte wahrscheinlich in Erdhöhlen und wird in alten Überlieferungen Koropok-guru d. h. Lochbewohner oder auch Tsutschi-gumo d. h. Erdspinnen genannt. — Ein Bericht des Dominikanermissionars P. Villaverde führte uns zu den Philippinen und zwar der nördlichsten Insel Luzon, wo das den Igorroten beigezählte Volk der Kianganen (Quianganes) näher erforscht ist. Sie wohnen in meist kleinen Niederlassungen, erbauen ihre Hütten aus Holz, bearbeiten den Acker nicht mit einem Pfluge, sondern mit einer Schaufel und widmen ihre ganze Kraft nebst vieler Mühe dem Reisbau. Reis und sein Anbau steht in hohem Wert und Ansehn; seine Bestellung giebt gesellschaftliche Geltung. Wer keinen Reis bauen kann oder will, gilt für arm oder einen Tagedieb. Das Eigentumsrecht ist strenge ausgebildet, die Industrie hingegen wenig entwickelt. Reichtum giebt den Adel und leider ist der beste Kopfjäger

Digitized by Google

der geachtetste Mann. Ein reichgewordener Armer kann aufrücken, muß aber mit einem Trinkgelage dies teuer erkaufen. Alte Leute und Frauen genießen ein hohes, fast priesterliches Ansehen; der Kianganе lebt in Einzelehe, verzieht aber seine Kinder über alle Gebühr. Eifersüchtig, leicht gereizt ist er im Verkehr schwer zu behandeln, und die vom Manne unzertrennbare Lanze muß auch die kleinste Beleidigung rächen. Blutrache ist ein heiliges Gesetz und wird selbst nach Jahrzehnten noch ausgeübt. Die Religion kennt Kadungayan, das Nordland der Seelen, und in der Sonne einen Ort für gewaltsam, plötzlich Gestorbene. Totenfeste werden mit großem Kostenaufwand begangen, denn die Seele des Verstorbenen muß sich von der Substanz der dabei verschmausten Opfertiere nähren. Der Leichnam wird nicht eher zur Erde bestattet, als bis diese Totenfeste vorüber sind, also die Leichen der Reichen viel später als die der Armen. Nach dem Tode bleibt die Seele eine Zeitlang in der Nähe des Sterbehauses, ernährt am Tage sich von Abfällen und versucht des Nachts in ihr Haus einzudringen, um eine ihr nahe Person oder deren Seele mit sich zu nehmen. Deshalb wird die Ursache schwerer Erkrankungen jenen Verstorbenen zugeschrieben. Dann müssen Zauberärzte helfen und aus der Galle und der Leber geschlachteter Tiere wird geweissagt. Träume, besonders solche vom Jenseits gelten für wahr und ein Rauschtrank aus Reis namens Bubud spielt bei allen diesen religiösen Festen und Handlungen eine sehr wichtige Rolle; die Substanz dieses Weines kommt vor allem den abgeschiedenen Seelen zu gute. Wucherei und Schulden drücken oft schwer und der Missionar Villaverde kannte einen tapfern Kianganen, welcher als Sklave verkauft in den christlichen Niederlassungen arbeitete, um die große Schuld von 40 Büffeln, welche die Krankheit seines verstorbenen Vaters verschlungen hatte, abzutragen; aber er ließ nicht von den schwer belastenden, viel Geld und Gut fordernden Gebräuchen seines Volkes. Derartiges erinnert nur allzusehr an ähnliche Vorkommnisse auf der Goldküste. Ja, das Heidentum kostet viel Geld und Kraft. — Für die Geographie der Insel Mindanao war die Bootfahrt des Missionars P. Juan de Heras wichtig, welcher den Agusan, den zweitgrößten Strom dieser Insel, näher erforschte und beschrieb.

B. Hagen giebt uns sehr interessante „anthropologische Studien aus Insulindien", welche ein vorzügliches Bild früherer Zustände zeigen. Schon sehr frühe erfolgte die Einwanderung aus Vorderindien: in die Gegend der Malakkastraße und nach dem Osten Sumatras zogen dunkelhäutige, kurznasige Tamilen, Dravida aus dem Lande Kling an der Koromandelküste; noch diesen Tag sind sie als Kuli und mohammedanische Händler hier und in Singapur anzutreffen. Die hellfarbigen Hindu edlern Gesichtsschnittes wandten sich nach Java, als sie ihre Heimat, das nordwestliche Vorderindien, verlassen hatten. Sie prägten den vornehmen javanesischen Eingebornen den mehr indischen Typus auf und etwa zweitausend Jahre lang hat auf Java indische Kultur geherrscht; ja die östliche Seite dieser Insel wurde nach und nach in Religion und Sitte ein zweites Indien. Das mächtige dort im Mittelalter blühende Reich Modjopahit verbreitete indische Bildung fast durch ganz Indien, auch in solchen Gegenden, welche von den Indiern selbst nicht besucht wurden. „Noch heute leben unter der jüngeren Hülle des Islam bei den Malaien indische Religionsvorstellungen." Auf der nordöstlichen Küste Sumatras bei Deli sind Trümmerhaufen, welche den Ruinen von Modjopahit gleichen. Dem

Digitized by Google

Herrscher des letztgenannten Reiches war das nordwärts gelegene Reich Pasei zeitweise unterthan, ebenso auch das starke aber dann alternde Malaienreich Menangkabau. Javaner eroberten 1252 das 1160 von Palembang aus gegründete Singapur, und erst mit dem anfangenden 16. Jahrhundert hörte Javas Einfluß auf: der Islam drang ein, stürzte das alte Reich Padjadjaran im westlichen Java und dann das Hindureich Modjopahit. — Auf der Ostküste Sumatras waren die indischen Niederlassungen naturgemäß Handelskolonien, nur an den Flüssen zogen sie sich im sumpfigen, ungesunden Flachlande etwas weiter einwärts hinein. Eine Reihe indischer Ruinen bis nach Pertibie und Mandeling beweist aber, daß die indischen Ansiedlungen das südwestliche Hochland von Menangkabau von der Ostküste aus zu erreichen suchten und hier bildete das dichtbevölkerte Reich Menangkabau einen Sitz einheimischer Kultur. Hingegen blieb die kahle, unfruchtbare, nicht lockende Gebirgsheimat der Batta von der indischen Besiedelung unberührt abseits liegen, nur im Süden von ihr gestreift. So auch erklärt sich die halbindische Götterlehre und das indische ABC der Batta, ebenso wie das gänzliche Fehlen aller hindischen Ruinen. Die gesamte Küstenbevölkerung von Atjehs Südgrenze bis nach Siak ruht auf battascher Grundlage. Während die Araber nur im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihren Einfluß in Indonesien ausübten, haben die Chinesen alle Inseln und besonders nach den neusten Erforschungen auch Borneo stark mit Blut und Wesen durchsetzt. Hier mag auch eine nunmehr klar festgestellte ethnographische Erkenntnis mitgeteilt sein: diejenigen Völker Indonesiens, welche das Blasrohr benutzen und andererseits die, welche den Bogen gebrauchen, bilden je eine Sprachfamilie. Professor Ratzel hat diese Studien ungemein betont und gefördert; es sind scheinbar kleinere Fragen und doch Schlüssel zu wichtigen, bisher verschlossenen Räumen des Wissens.

In den letzten Jahren hat Borneo eine große Bedeutung gewonnen; nicht nur ist das Sultanat Brunei ganz britischem Schutze 1888 unterstellt, nicht nur hat England durch den Radscha Brooke, den Neffen, festen Fuß auf dieser Insel (vgl. A. M.-Z. 1889, 239), sondern auch der bisher unbekannte, herrenlose Nordteil ist dem weltmeerfahrenden Volke nicht entgangen. Diese Insel liegt zwischen dem indobritischen Kaiserreich, Australien und Neuguinea zu verlockend; Singapur ist nahe, ein Blick nordwärts zeigt Hongkong. James Brooke kam 1841 nach Borneo, nahm vom Sultanat Brunei den Staat Sarawak weg, erweiterte 1861 sein Gebiet ums Zehnfache und erhielt 1882 vom Sultan noch mehr Land. Etwa um 1850 hatte der amerikanische Konsul in Brunei einige Gebietsteile vom Sultan erworben und sie einer amerikanischen Gesellschaft verkauft. Der einzig überlebende Teilnehmer, Baron Overbeck, östreichischer Generalkonsul in Hongkong, übernahm alle Rechte, versuchte aber vergeblich die Regierung seiner Heimat zur Gründung einer dortigen Kolonie zu bewegen und verband sich deshalb in England mit dem Geldmanne A. Dent. Beide Männer erhielten 1879 vom Sultan zu Brunei und auf Sulu Gebietsrecht im nordöstlichen Borneo. Overbeck trat zurück, Dent erwarb das alleinige Besitzrecht und gründete 1881 die British North Borneo Company, welche mit souveräner Gewalt bekleidet das Land vom Sibukofluß im Osten (4 Gr. s. B.) bis zum Kimanifluß im Westen besitzt. England hat auch die Insel Labuan, wo 1857 eine katholische Mission versucht ward, diesem neuen Gebiet unterstellt. Mithin herrschen im Süden Borneos die

Digitized by Google

Holländer, uns durch die rheinischen Missionare gut bekannt, im Norden Albions Söhne. British North Borneo umfaßt etwa 31000 englische □miles und hat eine gute Zukunft. Die Stelle der fehlenden Landstraßen ersetzen teilweise die Flußläufe und der Holzreichtum, Tabak, Gold im Segamafluß viel Kohle, Kaffee, Kakao, Zucker, Indigo, Sago, Zimmet, Kautschuk, Baumwolle, die eßbaren Vogelnester der in den Kalkbergen des Nordostteils nistenden Salanganen machen diese Kolonie wertvoll. Dunlops neuerdings ausgeführte Reise im Stromgebiet des Kinabatangan bis zum Padasfluß bewies, daß die Sandsteingebirge gleichsam wie Inseln aus dem Flach- und Sumpfland sich erheben und daß im Innern viele Flüsse existieren. Die Eingebornen landeinwärts heißen zuerst Buludupy; die Dusun oder Sundyak[1]) bewohnen das Inland; die Murut und Peluan z. B. das Padasflußgebiet, die Bajoros oder Meer-Zigeuner, wohl malaiischen Ursprungs, und echte Malaien die Küstenlandschaft. Die malaiische Sprache scheint die vielen einheimischen Mundarten zu unterdrücken. Die Dörfer an der Seeküste und an den Flußmündungen beherbergen die fischenden Sulu, Bugi und Illanun, also Bewohner benachbarter Inseln. Die Dyak oder Dajaken, welche wir auch in der südlichen, also holländischen Hälfte Borneos antreffen, scheinen in mancher Hinsicht den Chinesen ähnlich und verwandt zu sein, während die Dusun halbchinesischen Ursprungs sind. Jedenfalls aber ist die Grenze zwischen Dusun und Dajak sehr schwankend. Im Norden, etwa 7 Gr. n. B. liegt der Hafenort Kudat mit gut 1000 Einwohnern und einer Missionsstation der Soc. Prop. Gosp. nebst dem Regierungssitz; nordwärts die Insel Banguey mit Mitford, im Osten unterm 6. Gr. Elopura d. h. „Schöne Stadt" oder Sandakan an gleichnamiger Bucht mit 7000 Einwohnern, darunter die Hälfte Chinesen. Auch hier hat die genannte englische Missionsgesellschaft eine Station und bekehrte Hakka-Chinesen führten ergiebigen Kaffeebau ein. Ohne Chinesen ist hier jegliche Kolonialarbeit nutzlos, deshalb ist es eine Hauptsorge der Regierung, Chinesen einzuführen und herzuholen. Daß hierdurch wiederum der Mission wichtige Wege und Thüren sich öffnen werden, liegt klar auf der Hand. In Sandakan oder Elopura ist seit 1884 eine katholische Mission ebenfalls in der Arbeit, desgleichen am Paparfluß. Endlich liegt an der Darvelbucht, nahe dem 5. Gr. n. Br. im Osten der Kolonialort Silam, wo Thee, Kadamum und Hanf gezogen wird. —

Im westlichen Java, nur drei Tagereisen von Batavia, wohnt inmitten einer abgelegenen Gebirgsgegend Kendeng das bisher ziemlich unbekannte Volk der Baduj, der Trümmerhaufe und versprengte Überrest des oben genannten einst mächtigen Reiches Padjadjaran. Die Baduj sind nicht Abkömmlinge der jetzigen Bewohner der Residenzschaft Bantam, sondern gehören noch der reinen, vorislamitischen Zeit Javas an; ihre Sprache, verschieden von übrigen sundanesischen, und ihre Sitte lehrt uns die Zustände vor 3—400 Jahren wiedererkennen. Von den Malaien Baduj genannt, heißen sie sich selbst orang parahian d. h. Flüchtlinge oder Volk der Geister. Abgeschlossen von dem Verkehr mit der Außenwelt leben sie in drei heiligen Binnen- und sieben Außendörfern und als furchtbarste Strafe gilt ihnen das Ausgestoßenwerden

[1]) Nach Handbook of British N. Borneo. London 1890, W. Clowes S. 34 zerfallen die Sundyaks in die Runga, Kururie, Umpuluan, Saga Saga, Tunbunwha, Tingara, Rumanow u. a. m.

Digitized by Google

aus diesem engen Verbande, welcher fast einer asketisch gearteten Sekte gleicht. Als einzigen Gott kennen sie den Batara Tunggul, einst auf Erden lebend, nun Herrscher der ganzen Welt; neben ihm giebt es nur noch Götter von untergeordneter Bedeutung, welche im artja domas d. h. dem Heiligen, umherschwärmen; aber an eine Seelenwanderung glauben sie nicht. Ob sie bei alledem Buddhisten oder Siwaiten sind, ist noch nicht recht klar, jedenfalls werden Buddhas zehn Gebote strenge gehalten. Stehlen und Lügen ist ihnen unbekannt und die Ehe wird streng sittlich gehalten; nur der Rauschtrank ist manchmal bei den Gastmählern, besonders dem Kawalur oder Erntefest erlaubt. Diese strenge Lebensweise ist durch Not und Verdrängung verursacht, ein dunkles, ernstes Gegenbild zum einst fröhlichen Leben im Machtreich Padjadjaran. Die socialen Einrichtungen werden ohne Gesetze, patriarchalisch einfach und streng gehandhabt und das Volk ist deshalb gesund, kräftig, freimütig, offen, ohne jene Kriecherei der Sundaner und Javaner, ähnlich einem andern zurückgedrängten Volk auf der Insel Bali.

J. W. Izerman hat Sumatra bis zu Siak erfolgreich in drei Monaten durchquert und sowohl den eigentlichen Reisezweck, am Kwantanfluß und bis zu den Kohlenfeldern Ombilien eine Eisenbahnstrecke zu erforschen, als auch andere Studien trefflich erreicht und vollendet. Die Felsenufer des Kwantan sind prachtvoll mit herrlichen Urwäldern gekrönt; zwischen den Baumriesen, deren Äste über den Strom hin domartig sich wölben, geben köstliche Blumen sowie die feierliche großartige Stille der Natur wunderbaren Reiz. Aber die großen Gefahren der Stromschnellen und die entsetzliche Ameisenplage zu Lande ließen den Reisenden sehr an indisches Ungemach denken. Im Gegensatz zur frühern Ansicht stellt es sich heraus, daß das Land zwischen den Flüssen Kwantan und Kanpar nicht eine Reihe von Morästen, sondern hügelig und verhältnismäßig wasserarm ist. Die Malaienbevölkerung lebt vom Ackerertrag auf unbestellten Feldern, dürftig, aber nicht unzufrieden fortwährend umherziehend.

Sehr unbekannt sind die Inseln Flores und Sumba. J. W. Meerburg, Kontrolleur von Bima auf Sumbawa, durchquerte 1891 West-Flores, also das Mangerai-(Manggarai-)Land, welches mit wenigen Ausnahmen ganz gebirgig ist, und eine malaiische Bevölkerung hat. Die Leute sind sanftmütig, haben gemeinsames Bodeneigentum, kennen keine Steuern, nur eine patriarchalische Heiratsform, männliche Erbfolge, schlichte Lebensweise, wenig Feste, einen dürftigen Hausrat in kegelförmigen Häusern. Die Männer tragen kurze, blaue Hosen, die Frauen die bekannten Sarongs. Tättowierung ist unbekannt. Die Sprache ist der Bimanesischen (auf Sumbawa) sehr ähnlich, doch mit malaiischer Wortfügung. Die Religion soll Animismus sein, verehrt wird als höchstes Wesen der Mori Kraëng (Herr, Fürst); der Tote wird liegend ohne Festlichkeiten bestattet. — In demselben Jahre besuchte ten Kate von Sika (oder Sikka) aus an der Südküste des östlichen Flores mit Hilfe eines dort seit lange ansässigen katholischen Missionars die nordwestlich von Sika gelegene Landschaft Lio, wo bisher kein Weißer gewesen war und wilde Bergbewohner angetroffen wurden. Östlich wohnen reine Papuas, wie überhaupt ein negroides oder melanesisches Element auf die Einwohner des mittleren und östlichen Flores entschieden eingewirkt hat, aber bei Vorherrschung des gelben Elements. Dann wurde die Insel nordwärts nach Maumeri durchquert. Ten Kate verweilte zwei Monate auf der südwärts gelegenen

Digitized by Google

Insel Sumba oder Sandelholzinsel, wo viel kleine Könige herrschen und vier verschiedene Sprachen geredet werden. Die Bewohner sind sehr wild, der Schädeljagd ergeben, fortwährend mit einander im Streit, leidenschaftliche Reiter, wozu die vielen kleinen Pferde, welche auch teils wild leben, gut zu statten kommen. Im dichtbewaldeten Mittelgebirge, dem Ostteil der Insel, liegt der heilige Ort Merapu, von feindlichen Stämmen bewacht. Die Südküste dieser Insel ist auf allen Karten falsch angegeben, dort sind nicht Gebirgsketten, sondern nur einzelne Berggruppen, von Schluchten geteilte Hochebenen; Prärien nehmen den größten Raum ein und der Wald verschwindet daneben; unter den Tieren sind wenig Säugetiere, nur Pferd und Ratte sind häufig.

Wir statten nun den Montawei oder Poggi oder Nassau-Inseln, westlich von Sumatra, einen kleinen Besuch ab; deren scheue Bewohner von brauner Haut, mit schwarzem, dichtem und bisweilen krausem Haar den kraushaarigen Indonesiern anzugehören scheinen. Die Religion besteht in der Verehrung der weiblichen Gottheit Bulungan, zu welcher der Sikere (Priester) Zugang verschafft. Von der Gewalt der vielen bösen Geister kann Weltabsonderung befreien, diese oft jahrelange Absperrung heißt Pantang, dem Pemali der Batak auf Sumatra und der Dajak auf Borneo vergleichbar. So berichtet das holländische Kriegsschiff Java 1889. —

In **Afrika** machte Missionar H. H. Dobinson von seiner Nigerstation Onitscha aus nach Okpanam und dem wasserlosen Isele 1891 eine Landreise. Am letzten Ort erregte der 30jährige stattliche König Egbuna durch sein ordentliches, gutes Wesen, seine Reinlichkeit und Feinheit Bewunderung. Auch in Ugbo fand der Missionar gute Aufnahme; an beiden Orten war nie ein Europäer gewesen. — Von der Insel Fernando Po erzählt ein neuer Bericht, daß die Spanier schon aus Klugheit den unter der Bevölkerung einflußreichen evangelischen Missionaren freien Spielraum lassen; die Ureinwohner der Insel, Bubi genannt, sind durchaus nicht, wie es früher immer hieß, unbezähmbare, feindliche Wilde, sondern ein fleißiges, arbeitsames, aber freiheitliebendes Naturvolk. Falsche Berichte der gierigen Plantagenbesitzer, denen sie ihre Bergesfreiheit nicht für Betrug und elende Schnapsflaschen verkaufen wollten und die ungünstigen Darstellungen der Jesuitenmissionare, welche 1868 ohne Erfolg erzielt zu haben, diese Insel verließen, gaben ein ganz verkehrtes Bild dieses Volkes. Der Bubi schützt sein Eigentum strenge und achtet ebenso das des andern; daher wird Diebstahl schwer bestraft, Arbeit hoch geschätzt und selbst der reiche Greis arbeitet noch gerne auf seinem Acker. Es ist zu hoffen, daß die 30000 Bubi nicht untergehen, sondern christlich geworden als Volk erhalten bleiben. Auch die katholischen Missionare vom unbefleckten Herzen Mariä urteilen bereits ganz anders über diese Inselbewohner, als jene Jesuiten.

Wichtig und wirkungsvoll sind Frankreichs Bestrebungen gewesen, im westlichen Sudan seine Herrschaft auszubreiten (vgl. auch A. M.-Z. 1889, 241. 1890, 177). Das von Natur gesegnete Land ist der völligen Erschließung wert. Die Franzosen haben in den neu erworbenen Gebieten eine Reihe kleiner heidnischer Negerfürsten eingesetzt, nach dem Sprichwort: Divide et impera und um die Eroberung des mohammedanischen Schwertapostels El Hadschi Omar, welcher 1855—1860 hier siegreich eine Macht gründete, allmählich wieder zu vernichten: so in Koniakary, Gemu, in Kesiedugu einen Nebenbuhler des

Digitized by Google

gefürchteten Almany Samory. Auch Kaarta wurde von den Franzosen erobert, die Baninko bei Diena besiegt und im April 1891 Kankan besetzt. Zur selbigen Zeit durchzog Brosselard-Faidherbes Truppe das südwestliche Senegambien. Eine 132 km lange Senegal-Eisenbahn verbindet Kayes mit Bafulabe und eine schmalspurige letzteren Ort mit Diubeba. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Wichtigkeit dieser Eisenwege einzusehen, da bald der 10. Gr. westlich von Greenwich am Senegal erreicht ist. Achmadu von Segu-Sikorro erlag der französischen Republik, ebenso kürzlich Almany Samory von Wassulu und auch Ibrahim Sory, der Priesterkönig oder Almany von Futa-Dschallon überwand seine Lust, unter Englands Schutz sich zu stellen und unterzeichnete 1888 einen Vertrag mit Frankreich. Übrigens bildet dieses Reich, mit Timbo oder Konkole als Hauptstadt, ein lockeres zusammengewürfeltes Ganze, ohne einheitliches Volk, Gesetz u. s. w. In Timbo, der Glaubensburg für die umliegenden Heidenländer, thronen die Almanys oder Priesterkönige des Islam. Aber Frankreich streckt auch ostwärts seine Greuzen bedeutend weiter, wie denn Dodds Eroberung des finstern Reiches Dahomeh (vgl. A. M.-Z. 1891, 481) Frankreich dieses Land übergab und damit ein grauenhaftes Mörderneſt ausgehoben hat. Auch für die Bremer Mission ist dieses wichtig (vgl. Monatsbl. d. Norddeutsch. M.-G. 1892, 107).

Eins der östlichen Ziele Frankreichs ist der Tsad-See, welcher später durch eine transsaharische Eisenbahn nordwärts verwertet werden könnte. Dieses Wasserbecken, an der Südgrenze der Sahara gelegen, östlich vom untern Niger, ist von wenig weißen Reisenden besucht worden u. a. von Rohlfs 1865. Die Ausdehnung seiner Oberfläche hängt natürlich von den Jahreszeiten ab und wegen seiner geringen Tiefe ist er fast mehr eine immerwährende Überschwemmung als ein See zu nennen. Seine Inseln sind Schlupfwinkel für Räuber und seine ziemlich stark bevölkerten Ufer: Bornu, Wadai-Kanem, Baghirmi sind eine heiße Brutstätte des mohammedanischen Fanatismus. Vom Kongo und dessen Nebenfluß Sanga (Sangha) aus dringen die Franzosen nordwärts zu diesem See; bis jetzt bildet der 15. Gr. östl. L. v. Greenwich eine Grenze zwischen deutschem und französischem Interessengebiet. Adamaua würde demnach der deutschen Schutzherrschaft zufallen, aber die westliche deutsch-englische Grenzlinie von Akwa und Rio del Rey bis zum Orte Yola am Benue wird wohl hier im englischen Yola enden und schwerlich zum Tsad-See vordringen. Denn die Franzosen kamen uns zuvor und schließen bald ihr Senegambien-Sudan-Reich am Tsad-See mit ihrem Kongo-Reich zusammen. Der bekannte General-Gouverneur de Brazza sicherte Ende 1891 am Oberlauf des Sangaflusses Frankreichs Herrschaft, legte in Bania oder Bembe unterm 4. Gr. n. Br. eine Niederlassung an und drang bis Bubua nordwärts vor (etwa 5. Gr. n. Br. und 15. Gr. östl. L. v. Greenwich) Frankreich hofft, daß die Fulbe von Adamaua sich ihm anschließen. Im kühnen Zuge hat der Schiffslieutenant Mizon 1891 von Yola aus das Gebiet bis zum Sanga (wohl zu unterscheiden vom Sanaga) durchquert, folgte bis Ngaundere der Spur Flegels von 1882 und erreichte jenseits dieses Ortes die Wasserscheide des Quellengebiets des Binue und der betreffenden Kongozuflüsse, reiste über Kunde und Gasa, verfolgte den Kadeifluß bis zur Einmündung in den Sanga, traf am 4. April 1892 mit de Brazza am letztgenannten Strom zusammen und fuhr über Banana am Kongo in die

Digitized by Google

Heimat zurück. Er bewies deutlich, daß Kameruns Hinterland nicht von der Küste sondern vom Norden nach Osten im Inland erforscht werden müsse.

Innerhalb des deutschen Kamerungebiets sind nunmehr folgende Regierungsstationen errichtet: ostwärts am Bengofluß oder Sanaga der Ort Idia (Edea), unter dem Bali-Stamm 12 Gr. östl. L. v. Greenwich und 4½ Gr. n. Br. Balinga etwas südöstlich hiervon Tsonu (Zonu) oder Epsumb oder die Yaunde Station. Die Yaunde ziehen nordwärts, die Wute wohnten früher viel nördlicher, wurden aber von den Fullah südwärts gedrängt, wie denn hier eine große, sichtbare Völkerbewegung stattfindet. Die Sudanneger schieben die Bantustämme der Küste und nördlich des Sanaga allmählich zur Seite. Zwischen diesem Fluß und dem Nyong sitzen die Bakoko oder Mwelle, an der deutsch-französischen Grenze die Fan. Die westlichen deutschen Stationen sind Mundame, nahe dem Elefantensee, nordwärts im Batom-Volk die Niederlassung gleichen Namens; unter den Banyang nahe dem 6. Gr. nördl. Br. Tinto und im Bahi-Stamm die Baliburg. — Der kühne Deutsche Curt Morgen bereiste 1889 und 1890 das Kamerungebiet von der Yaunde-Station aus bis zum Binue. Nach seiner Schilderung sind diese Yaunde von großer Gestalt, schöner, bronzebrauner Hautfarbe, mit teilweis fast kaukasischem Gesichtsschnitt, harmlose gastfreundliche Leute. Auch er beobachtete das Drängen und Schieben der Negerstämme von Norden her und das Südwärtsstreben der Mohammedaner. Er zog über den Sanagafluß zum Oberhäuptling Ngila ins Land der kriegslustigen Wute und entdeckte am Weihnachtsfest 1889 den großen Strom Mbam von etwa 400 m Breite mit bewaldeten Ufern, welcher im Malimbaland als Bengo mündet, nachdem er sich mit dem Sanaga vereinigt hat und seitdem auch Sanaga heißt.[1]) Das Bati-Volk trat dem deutschen Forscher feindlich entgegen, sodaß der Rückzug am Sanaga entlang nach Malimba angetreten werden mußte, vorbei an der Station Idia, wo auch Wörmann eine Handelsniederlassung angelegt hat. 1890 unternahm Morgen die zweite Reise, gründete bei Ngila die Kaiser Wilhelmsburg, zog tief ins Innere Adamauas, lernte dies eigenartige Bergland eingehend kennen, kam todkrank zum stattlichen jungen Sultan in Tibesti und erreichte am 12. Januar 1891 Bakundi, den Außenposten der englischen Niger-Company nahe dem Binue und diesem Fluß entlang Lagos.

Während Dr. Stuhlmann in seinen Ewe oder Wambuti, Akka Zwergen (vgl. auch A. M.-Z. 1889, 247. 1890, 185) uns die mittelafrikanische Urrasse vorstellte, hat die Londoner Geographische Gesellschaft durch Th. Bent die geheimnisvollen Simbabje Ruinen (vgl. A. M.-Z. 1891, 482) in Südafrika untersuchen lassen. Ein merkwürdiger labyrinthischer Bauplan ist freigelegt und starke Festungswerke sind entdeckt, daneben ein Tempel und Goldschmelzofen. Alles dieses deutet Bent als den Hauptsitz eines goldgewinnenden Volkes. Übrigens werden des Deutschen Karl Mauchs Forschungen nicht widerlegt, sondern ergänzt; auch glaubt man phallische Sinnbilder aufgefunden und in den umliegenden Landschaften ähnliche Ruinen entdeckt zu haben (vgl. auch Missionar Beusters Bericht über ein Bauwerk am Lundefluß im Berl. Miss. Bericht 1893, 87). Heinr. G. Schlichter sieht laut Petermanns geogr.

[1]) Denn nicht der Mbam sondern der Sanaga scheint der Hauptstrom zu sein. Näheres ist abzuwarten.

Digitized by Google

Mitteil. 1892, 285 in den Simbabje Mauerresten einen Gnomon oder Hemicyklium zwecks astronomischer Zeitbestimmung für die Sonnenanbetung, welcher die Erbauer dieser Stätten huldigten.

Im Norden des Sambesi hat der Franzose E. Foa das bis jetzt fast ganz unbekannte Gebiet der Atschekunda und Azimba erforscht, wo die Eingebornen im urtümlichsten Zustand leben, sich in Felle kleiden, Raub, Diebstahl, Totschlag lieben. Ihr Land ist schön mit Bergen und Thälern durchzogen und gesund, hat keine Sümpfe, beherbergt zahlreiche Elephanten und Löwen. — Wichtig für Afrikas Erforschung ist auch Franz Stuhlmanns und Emin Paschas gemeinsame Reise gewesen. Am 12. Februar 1891 zogen sie von der deutschen Station Bukoba am Westufer des Ukerewe westwärts nach Karague, welches Land durch die Wirren Ugandas an Wichtigkeit verloren hat. Über Kafuro gings ins Königreich Mpororo, südlich vom Albert Edward-See, welches noch nie von einem Europäer besucht ist. Das Land Ruhanda, selbst nicht einmal von einem Araber betreten, soll das elfenbeinreichste im deutschen Schutzgebiet sein und Vulkane enthalten. Nördlich von diesem Lande zogen sie am Südrande des Sees Albert Edward oder Ngesi zum großen Ort Witschumbi, zum Fluß Ngesi oder Itiri oder Semliki. Der Schneeberg Rumenzori oder Bumenzori wurde bis zur Höhe von 3800 m bestiegen und nach der Durchreise durchs Land Mboga das südwestliche Ufer des Albert Nyansa oder Mwutan-Nsige erreicht, wo Emin Pascha eine Abteilung seiner früheren Untergebenen antraf. Nordwestlich gewandt überschritten sie den Oberlauf des Ituri und betraten das westafrikanische Urwaldgebiet, wo jeden Abend nur mit großer Mühe ein Lager errichtet werden konnte. Am Tage ist das Tierleben nicht sehr reich, aber nach Sonnenuntergang erheben sich wie auf ein verabredetes Zeichen die Stimmen und der betäubende Lärm unzähliger Cicaden, das Geheul der Leoparden, Gekrächze der Eulen, das glockenartige Schreien der Laubfrösche. Dies centrale Waldgebiet ist durch die raubenden Araber auch entsetzlich verheert, nach Elephanten und Menschen durchstöbert. Beschwerlich war der Rückweg nach Bukoba, welches Stuhlmann allein am 13. Februar 1892 erreichte (vgl. die Karte. Petermann, geogr. Mitt. 1892 Tafel 16).[1])

Amerika hat abgesehen von Pearys Grönlandszug 1891—1892 in diesem Zeitraum wenig wichtige geogr. Neuheiten zu bieten; Kolumbusfeier und dgl. nimmt viel Interesse in Anspruch. Aber man beschäftigt sich vielfach mit der Urgeschichte der Eingebornen und findet immer neue Probleme. Neuerdings sieht man Amerika ethnologisch betrachtet als selbständig entwickelt an, verwirft die großen vorgeschichtlichen Einwanderungen aus Asien und erblickt in dem verwickelten, vielgliederigen Sprachbau, welcher dem der alten Welt und dem der Südseeinsulaner fremd ist, einen neuen Beweis, daß Amerika

[1]) Emin Pascha soll nach neuster Nachricht im November 1892 etwa 30 Tagereisen von den Stanleyfällen, nach älterer, wohl zuverlässigerer Kunde etwa Mitte März 1892 von den Manyema des Pisgebberges am Ituri niedergemetzelt worden sein. Sicheres ist noch nicht mitzuteilen; wahrscheinlich wandte sich Emin Pascha nach der Trennung von Stuhlmann im Dezember 1891 westwärts zum Kongo und schloß sich einer Manyemakarawane, die von Arabern geführt ward, an, da seine erwarteten Träger aus dem deutschen Schutzgebiet nicht nachkamen. — Nach soeben eingetroffener Drahtnachricht ist dem deutschen Konsul zu Sansibar der Tod Emins sicher.

Digitized by Google

den Amerikanern gehört, auch längst bevor eine Einwanderung aus andern Erdteilen erfolgen konnte. —

Oceanien. Die Luisiaden und d'Entrecarteaux-Inseln sind 1888 vom Engländer Thomson besucht und uns dadurch etwas näher beschrieben worden. Die Eingebornen der Rossel-Insel sollen gefährliche Kopfjäger sein und in ihrer äußeren Erscheinung eine Art Zwischenform zwischen den Papua von Neuguinea und denen der Salomoinseln bilden, natürlich aber mit gänzlich isolierter Sprache. Die Häuser, auf einer Plattform errichtet, zeigen die Form umgestürzter Boote und bilden saubere Dörfer. Misima oder St. Aignan-Inseln hat eine Art Karstgebiet mit verschwindenden Flußläufen, ihre Einwohner sind teils Papua teils den Malaien ähnlich. Normanby ist gut bevölkert mit vielen sauberen Dörfern und vielen Sprachen; auch die Ferguson-Insel ist infolge der Fruchtbarkeit, welche das zersetzte vulkanische Gestein bildet, stark bewohnt.

Der englische Missionsarzt Dr. Montagues wurde am 1. Februar 1892 aus neunmonatlicher Gefangenschaft der Tugere-Kannibalen auf Neuguinea befreit, welche er folgendermaßen schildert. Nicht weit von der niederländisch-englischen Grenze im holländischen Süd-Neuguinea wohnen diese Eingebornen in großen Dörfern dicht an der Küste und auch landeinwärts, sind körperlich und geistig sehr günstig entwickelt, schöne, kräftige Gestalten von hellgelber Farbe mit sorgfältig ausgeführter Bemalung. Sie führen Steinkeulen, Bogen nebst vergifteten Pfeilen, fahren in roh gebauten Booten und reden eine gemeinsame Sprache mit nur geringen Mundarten, wovon er ein Wörterverzeichnis sammelte. Kindermord ist unbekannt, aber auf den Raubzügen sind sie Kannibalen. Für die Mission erschien ihm das Land sehr günstig. Montagues wohnte vor seiner Gefangenschaft auf der Missionsstation Barpilonimka, 30 km den Fluß Morehead aufwärts, etwa 50 km von der niederländischen Grenze. — Dicht bei diesem Orte fließt der Flyfluß, welcher von Mac Gregor kürzlich genauer untersucht ist. Dieser mächtige[1]) Strom hat niedriges Uferland, welches sich deshalb für europäische Ansiedelung nicht eignet, aber mit herrlichen Cedern bewaldet ist. Die Flußanwohner waren mit Ausnahme des Dorfes Tagota friedlich. Auch den St. Joseph-Fluß besuchte er, an dessen Mündung katholische Missionare arbeiten, und schätzt die dortige Einwohnerschaft auf 10000 Seelen. Ihre Dörfer haben keine Pallisaden, sondern auf hohen Bäumen wird Wache gehalten. Für den Handelsverkehr giebts besondere Marktplätze, die Blutrache hat große Bedeutung, aber Kannibalismus herrscht hier nicht, welcher z. B. auf Vanua Levu, einer der Fidschi-Inseln, stark geübt ward; war doch der 1883 verstorbene König Cakobau, der 1874 diese Inselgruppe an England abtrat, in seinen früheren Jahren hierin ein großer Held. Erst seit etwa 25 Jahren hat besonders durch den Einfluß der Mission und der Kultur der Kannibalismus auf den Fidschi-Inseln aufgehört.

---

[1]) 325 km von der Mündung entfernt ist der Fluß 548 m breit und 12 m tief. In 24 Stunden fließen hier 180 Milliarden Gallonen (je 5,43 l) Wasser vorbei, genug, um die Bevölkerung der ganzen Erde einen Tag mit 120 Gallonen Wasser für jeden Kopf zu versorgen.

Digitized by Google

Gemischte Zeitung.[1])

1. Einen sehr erfreulichen Fortschritt hat die Rheinische Missionsgesellschaft aus dem Jahre 1892 wie überhaupt aus den letzten Jahren zu berichten. Seit 5 Jahren haben sich die Hauptstationen derselben um etwa 20, in Summa (auf ihren sämtlichen Missionsgebieten) auf 68 vermehrt, zu denen noch 168 Filiale kommen. Die 3 neuen Stationen, welche in 1892 angelegt worden sind, befinden sich auf Nias (Fadoro) und in Südwestafrika, nämlich Otjihaënana im Osten des Herero-, und Omupanda im Ovambolande. Auf dem Sumatra benachbarten Nias sind die Missionare quer durch die Insel an die Westküste vorgedrungen und haben dort einen sehr verheißungsvollen Anfang gemacht. 2 Dörfer haben dort ihre Götzen weggeworfen, 55 Personen sich zum Taufunterrichte gemeldet und 70—100 Heiden kommen sonntäglich zum Gottesdienst. Aber auch im Bereich der 4 alten Stationen auf der Ostküste scheint jetzt die Ernte zu reifen; die Scharen wachsen, welche sich zur Taufe melden, allein auf der jüngsten stehen über 100 im Taufunterricht. Der im vorigen Jahre zurückgekehrte sprachkundige Missionar Sundermann hat außer mehreren kleineren niassischen Büchern das von ihm übersetzte Neue Testament mitgebracht. — Auf der neuen Ovambostation befanden sich die Missionsgeschwister wiederholt in gefährlicher Lage, erst als ihnen ihr eben vollendetes Haus abbrannte, und dann als infolge des ausbleibenden Regens die Eingebornen gegen sie als die Schuldigen aufgereizt wurden. Gott hat sie aber gnädig beschützt und auch Regen gegeben. — Ein großes Segensjahr hat in 1892 die Sumatranische Mission unter den Batta wieder erlebt; es haben hier 3007 Taufen stattgefunden und 6325 Heiden befinden sich im Taufunterricht, mehrere neue Kirchen, bei deren Einweihung an 5000 Menschen, Christen und Heiden, gegenwärtig waren, sind gebaut worden und immer weiter thun sich die Thüren auf. 2 neue Stationen im noch völlig heidnischen Gebiete (auf der großen Insel Samosir im Tobasee und in der Landschaft Uluan) sind bereits wieder in der Anlage begriffen.[2]) Die eingebornen ordinierten (14) und nichtordinierten (104) Pastoren und Lehrer und die über 300 Ältesten der christlichen Gemeinden halfen wacker mit an dem Werke der Evangelisierung. — Viel langsamer geht es freilich auf Borneo, doch ist auch hier insofern einiger Fortschritt zu konstatieren, als die Zahl der von eingebornen Evangelisten besetzten Filialen im Wachsen begriffen ist. — Auf Neuguinea haben schon wieder 2 Gräber müssen gegraben werden für eine Missionarsfrau und einen ledigen Missionar. In Summa hat diese junge Mission der Rheinischen Missionsgesellschaft schon 9 Menschenleben gekostet, während die Neuendettelsauer Brüder noch keinen Verlust an Menschenleben gehabt haben. Dennoch wird unverzagt und hoffnungsvoll weiter gearbeitet. Das Vertrauen der Eingebornen zu den Missionaren wächst und das erste Fragen nach dem Einen, was not thut, beginnt. — In China hatte selbst das Missionshospital in Tungkung unter

[1]) Die unterbrochene Missionsrundschau soll, wenn irgend möglich, von der nächsten Nummer an erscheinen. Ich bitte um Nachsicht wegen des Aufschubs, der dadurch verursacht worden ist, daß eine fest gegebene Zusage nicht gehalten, ich selbst aber in der Verabfassung durch andre Arbeiten gehindert wurde.

[2]) Es sollen über dieselben demnächst specielle Mitteilungen folgen.

Digitized by Google

Leitung des Missionsarztes Dr. Kühne unter der fremdenfeindlichen Bewegung zu leiden gehabt, doch durften die dortigen Brüder auch etliche schöne Früchte ihrer geduldigen Arbeit einsammeln.

Im ganzen hat die Rheinische Missionsgesellschaft jetzt 93 Missionare in ihrem Dienste und die Zahl der sämtlichen Heidenchristen ihrer Gemeinden beträgt 47 436; im Jahre 1882 waren es ihrer nur ca. 23 000, im Laufe eines Jahrzehnts hat sie sich also reichlich verdoppelt. Auch die Einnahme ist bedeutend gestiegen: in den letzten 5 Jahren von 382 000 auf 487 909 M.; die Ausgabe (in 1892) betrug 489 543 M., doch ist das kleine Defizit bereits durch eine Extragabe aus Afrika gedeckt (Berichte der Rhein. M.-G. 1893, Nr. 6 und Barmer M.-Bl. 1893, Nr. 6).

2. Auch in den meisten übrigen deutschen Missionen scheint das Jahr 1892 eine reichliche Ernte gebracht zu haben, soviel man aus den andeutenden Notizen schließen kann, welche über den vorjährigen Census bereits in die Öffentlichkeit gelangt sind. So betrug z. B. in der Baseler Missionsgesellschaft die Gesamtzahl der Taufen 1854, von denen 994 auf die Goldküste und 300 auf Kamerun kamen, so daß auf dem letzteren (dem jüngsten Baseler) Gebiete bereits 675 Getaufte vorhanden sind. In Indien wie auf der Goldküste ist jetzt das erste Zehntausend überschritten. 1533 Katechumenen stehen im Taufunterrichte; auch an dieser Zahl hat Kamerun einen unverhältnismäßig großen Anteil: 355, wie auch die Zahl der Missionsschüler hier eine überraschend große ist: 1457. Die Gesamtzahl der Baseler Heidenchristen beträgt 26 435, die der Schüler 12 432 (Ev. M.-M. 1893, 256). Einen sehr schmerzlichen Verlust hat die Baseler Mission durch den unerwarteten Tod des aufopferungsvollen Missionsarztes Dr. Eckhardt auf der Goldküste erlitten (ebd. 254).

3. In dem Berichte, welchen der Miss.-Sup. Merensky auf dem Jahresfeste der Berliner (I) Missionsgesellschaft erstattete, wurden u. a. folgende Mitteilungen gemacht. Es seien jetzt gerade 100 Jahre, daß die gegenwärtige Missionsarbeit der evangelischen Kirchen in Südafrika durch die zweite Aussendung der Brüdergemeine ihren eigentlichen Anfang genommen habe. Damals fand sie dort ein unerschüttertes Heidentum, und die Kolonisation war in ihren Anfängen; jetzt finden wir in diesen Gebieten 484 663 Christen eingeborener Abstammung, während bereits 75 000 farbige Kinder evangelische Schulen besuchen. An dieser Arbeit und ihren Erfolgen hat die deutsche Mission hervorragenden Anteil. Allein die Berliner Gesellschaft hat 125 Missionare im Lauf der letzten 60 Jahre ausgesendet, von welchen 27 heimgegangen sind. Im letzten Jahr starben 4 Brüder (unter ihnen der bekannte Sup. Knothe) und 2 Schwestern. Die Arbeit in der Kapkolonie unter dem Mischvolk geht ihren stillen und gesegneten Gang. 59 Erwachsene wurden hier getauft, die Schulen sind in gutem Zustand. An einem Orte bestanden 21 Jünglinge die von der Regierung geforderte Lehrerprüfung. Im Kafferlande der östlichen Kapkolonie wurden 12 Erwachsene, im Sululande 68 getauft. Hier schließen sich Leute, die auf den Stationen der Berliner Gesellschaft geistliche Anregung empfangen, vielfach englischen Gemeinden an. Im Freistaat und auf dem Diamantfelde geht es vorwärts, Bethanien wurde eine Musterstation genannt. Getauft sind hier 82 Heiden. In Transvaal leidet die gesegnete Arbeit, die auf 23 Stationen betrieben wird, unter schwerem

Digitized by Google

Druck. Die Rechtlosigkeit, zu der die Farbigen hier verurteilt sind, drückt ihre geistige und äußere Entwicklung nieder. Kein Eingeborner kann eine Scholle Land erwerben, und die Plakkerwet giebt den Buren die Macht, selbst von Privatgrund farbige Leute jederzeit zu vertreiben, auch gegen den Willen des betreffenden Eigentümers. Dabei sollen die Missionare selbst auf den „Instituten" Trunksucht u. dgl. Ausschreitungen nicht mehr bestrafen, weil das Sache des Staates sei. Da Missionare gezwungen wurden, eingezogene Strafgelder zurückzuzahlen, mußte solch Vorgehen der Regierung das Vertrauen der Leute zu uns untergraben, die auch nicht begriffen, weshalb die Missionare den auf ihnen lastenden socialen Druck nicht mildern können. Die Separation, welche Missionar Winter leitet, besteht noch immer. Getauft sind hier trotz aller Hindernisse 388 Erwachsene. Die Bonyäe-Mission würde aufgegeben werden, wenn die Hilfsvereine ihre Zustimmung dazu erteilen.[1]) Da das Land englisch geworden ist, überließe man am besten die Arbeit hier englischen Gemeinschaften. Dagegen wurde empfohlen, die Mission in Deutsch-Ostafrika, wohin wieder 3 Brüder abgeordnet wurden, kräftig fortzusetzen. Seit die Arbeit in Südafrika angefangen wurde, sind durch den Dienst der Gesellschaft getauft in Summa 35186 Seelen, davon in Amalienstein 2606, in Bethanien 2513, in Botschabelo 3887. Gegenwärtig leben in Südafrika auf den Stationen von Berlin I 23954 (11719 Erwachsene) Christen, und die Schulen wurden von 4283 Kindern besucht. In China hat die Gesellschaft ca. 700 Getaufte. 64 Missionare und 12 europäische Gehilfen (Handwerker und Kaufleute) arbeiten in Afrika, 6 stehen in China.

Die Jahreseinnahme belief sich auf nur 329235,71 M. Es wurden davon verausgabt für die heimische Verwaltung und das Seminar 60432,55 Mark, für die Mission in China 48706,1 M., für Südafrika 217432,18 Mark und für die Mission in Deutsch-Ostafrika 26253,51 M., wofür der Unterhalt einer Station, die Anlegung der zweiten mit zusammen 3 Missionaren und 3 Handwerkern, sowie Ausrüstung und Reise der beiden nachgesendeten Brüder bestritten wurde. Die neue Mission hat bis jetzt 67735,68 Mark gekostet. Es ist selbstverständlich, daß die Mission in Südafrika mit der oben genannten Summe allein nicht hätte erhalten werden können. Es wurden für sie auch die in Südafrika erzielten Einnahmen verwendet, welche sich auf 182159,21 M. beliefen.

Diese Summe setzte sich zusammen aus

Geschenken von weißen Kolonisten	15300,—	M.
Unterstützung durch Kolonialregierungen	20422,50	„
Pachtzins u. dgl.	56830,—	„
Erlös aus Verkäufen von Sachen, die deutsche Vereine gesendet hatten	10938,60	„
Stolgebühren und Kirchenabgaben, auch Schulgeldern . .	54602,45	„
Freiwilligen Gaben von farbigen Christen	24065,60	„
	182159,21	M.

4. Die kirchlichen Kämpfe, unter welchen die Hermannsburger Mission zu leiden hat, haben jetzt auch den Verlust der australischen Mission zur Folge. Die südaustralische lutherische Synode nahm Anstoß an der zwischen dem Hannoverschen Landeskonsistorium und der Hermannsburger

[1]) Ist nicht geschehen.

Digitized by Google

Missionsleitung getroffenen Vereinbarung und forderte Wiederaufhebung derselben. Diese wurde jedoch von Hermannsburg aus abgelehnt und zwar mit gutem Grunde. Eine Aufhebung ohne Ursache wäre schlimmer gewesen, als wenn die Vereinbarung gar nicht gemacht wäre. Eine große Verwirrung, die vollständige Entfremdung der Hannoverschen Landeskirche, auch der treugesinnten Pastoren und Gemeinden würde die Folge gewesen sein; und um diese dauernd zu halten, um die Gemeinschaft mit diesen zu befestigen, ist das Bündnis ja gerade gemacht. Doch die südaustralische Synode unter Führung der Viktoria-Zweigsynode glaubte in der Vereinbarung mit der ihrer Behauptung nach bereits völlig unierten Hannoverschen Landeskirche eine Verleugnung des lutherischen Bekenntnisses sehen zu müssen und vollzog den Bruch mit der Hermannsburger Mission in der Weise, daß man erklärte, keine Pastoren und Missionare von Hermannsburg mehr annehmen und das Werk der Heidenmission mit Hermannsburg nicht mehr gemeinsam betreiben zu können. Dieser Bruch legte der dortigen Missionsleitung nun die Frage vor: ob sie die australische Mission ohne Verbindung mit der australischen deutschen Synode fortsetzen oder dieselbe ganz aufgeben wolle. Man entschloß sich nach ernster Beratung für das letztere. Es ist ja nicht leicht, ein Missionsgebiet aufzugeben; man glaubte aber doch in dem vorliegenden Fall es mit gutem Gewissen thun zu können. Die Mission in Australien war Anfang der sechziger Jahre nicht von Hermannsburg aus begonnen, wie die afrikanische Mission. Die in Australien lebenden deutschen Lutheraner erkannten und fühlten ihre Missionsverpflichtung den dortigen Heiden gegenüber. Sie wandten sich an Ludwig Harms mit der Bitte, ihnen zur Ausführung behilflich zu sein. Dieser ging freudig darauf ein und schloß ein Bündnis mit ihnen, demzufolge sie die Mission betreiben und, soweit sie sich nicht selbst unterhalten könne, unterhalten sollten, während er sich verpflichtete, die nötigen Missionare für sie auszubilden, auszurüsten und auszusenden. Von Hermannsburg aus ist dann später doch viel, sehr viel Geld in jene Mission hineingesteckt. Hat man nun dortseitig das Bündnis gebrochen, so liegt für Hermannsburg keine Verpflichtung zum weiteren Missionsbetriebe vor. Und da die eigentliche Missionsarbeit eine sehr geringe ist, die wenigen Christen leicht auf andere Stationen translociert werden können und die australische Synode voraussichtlich, wie sie auch dazu verpflichtet ist, die Mission in anderer Weise fortsetzen wird, so kann sich die Hermannsburger Mission ruhig zurückziehen. Verliert sie damit ihre australische Mission, so ists die Frage, ob das nicht sogar ein Gewinn für ihren gesamten Missionsbetrieb ist. Sie kann nun ihre persönlichen und pekuniären Kräfte auf ihre drei größeren gesegneten Missionsgebiete, auf die Sulu-, die Betschuanen- und die Telugu-Mission konzentrieren und kann soviel freier und freudiger vorwärts gehen. Die australische Mission ist doch stets mehr oder weniger ein Bleigewicht gewesen, welches zurückhielt. Wie es mit der Mission in Neuseeland wird, wo einer der beiden Missionare sich den kirchlichen Gegnern angeschlossen hat, während der andere seiner Mission treu ist, ist noch nicht abzusehen. Vermutlich wird auch diese, die mit der australischen Mission verbunden ist, sich nicht halten lassen. Beschlossen ist darüber noch nichts; die Luthardtsche Kirchenzeitung muß darüber irrtümlich berichtet sein. Jedenfalls wird man aber von Hermannsburg aus den treuen Missionar nicht im Stiche lassen.

Digitized by Google

5. In der Schleswig-Holsteinschen Missionsgesellschaft (Breklum) ist ein seit langem latent gewesener Riß offen ausgebrochen. Es ist keineswegs allein die finanzielle Bedrängnis, welche die beklagenswerte Krisis herbeigeführt hat, sondern leider wesentlich eine persönliche Spannung zwischen dem Gründer der genannten Gesellschaft, Pastor Jensen, und ihrem derzeitigen Inspektor, Pastor Fleusch, eine Spannung, welche allerdings nicht bloß in den verschieden gearteten Individualitäten beider Männer, sondern auch in sachlichen Differenzen ihre Wurzel hat. In diese Spannung sind dann auch die Missionskreise und die Missionszöglinge hineingezogen worden; ein Teil der ersteren beantragte die Entlassung des Inspektors, die Gesamtheit der letzteren ihre eigene Entlassung aus dem Dienste der Gesellschaft. Wir können uns hier auf die gegen den Inspektor vorgebrachten, zum Teil recht kleinlichen Anklagen nicht einlassen. Während der Gesamtvorstand auf die Seite des maßlos angegriffenen Inspektors trat und das Entlassungsgesuch der 6 Zöglinge annahm, ergriff der mit Pastor Jensen eng verbundene Teil der pietistischen Kreise die Partei Jensens, der nach einem vergeblichen Ausgleichungsversuche den Riß dadurch unheilbar machte, daß er eine neue Breklumer Missionsgesellschaft gründete und die entlassenen Zöglinge für dieselbe engagierte. Die alte Gesellschaft will ihre Mission in Indien fortführen, und fordert die Freunde derselben auf, ihr treu zu bleiben. Ob aber auf die Dauer zwei Missionsgesellschaften in Schleswig-Holstein neben- bezw. gegeneinander bestehen können, ist sehr unwahrscheinlich; langten doch die Einnahmen nicht zur Unterhaltung der einen. Wir protestierten seinerzeit schon gegen die Begründung der Schleswig-Holsteinschen Missionsgesellschaft und die Ereignisse haben unsere Bedenken gerechtfertigt. Es ist nicht nötig, daß jede Provinz eine eigene Missionsgesellschaft habe und Gründungen, die auf die Person eines einzelnen Mannes zugeschnitten sind, haben immer ihre Gefahren. Das Gesundeste wäre jetzt gewesen, die Schleswig-Holsteinsche Missionsgesellschaft hätte ihre Selbständigkeit als aussendende einfach aufgegeben und sich als Unterstützungsverein einer oder mehreren der älteren Missionen wieder angeschlossen. Durch die Gründung der neuen Breklumer Gesellschaft ist die ärgernisvolle Verwirrung leider nur vergrößert, und es steht zu befürchten, daß über kurz oder lang dieselbe Krisis sich wiederholt.

6. Einen von Dank für reichen Segen getragenen Bericht durfte an ihrem diesjährigen Jahresfeste auch die Ch. M. S., bekanntlich die größte aller evangelischen Missionsgesellschaften, erstatten. Die Einnahme war die höchste, welche die Gesellschaft (ein durch ein besonders großes Legat ausgezeichnetes Jahr abgerechnet) bis jetzt je gehabt hat: alles in allem 282 805 Pfund (5 656 100 M.). Die Beiträge von Vereinen und Freunden (ungerechnet die Legate und Zinsen von Kapitalien) stellten sich um 600 000 M. höher als die Durchschnittsbeiträge in den letzten 5 Jahren. Freilich auch die Ausgaben sind bedeutend gewachsen; sie überstiegen in 1892 die hohe Einnahme noch um 306 700 M., ein Defizit, das jedoch bis auf 74 240 M. gedeckt werden konnte. Eine beträchtliche Vermehrung hat die Arbeiterzahl erfahren, in 1892 81 Personen, unter ihnen 52 Damen. Seit 1886 ist die Zahl der europäischen Missionsarbeiter von 288 auf 514 (ohne die Missionarsfrauen) gestiegen. Schon seit 1873 begann die Steigung; bis 1882 betrug sie jährlich im Durchschnitt 26, bis 1892 48, während der letzten 5 Jahre

Digitized by Google

sogar 64. Von 1872—1882 traten 30, im folgenden Jahrzehnt 120 ordinierte Kandidaten in den Missionsdienst, während die Vermehrung der Damen von 1872—1892 16 zu 137 betrug. Seit einer Reihe von Jahren handelt der Vorstand der Gesellschaft nach dem Grundsatz: alle, welche sich in den Missionsdienst melden, falls sie qualifiziert zu demselben erfunden werden, auch auszusenden ohne Rücksicht darauf, ob augenblicklich die Geldmittel es erlauben oder nicht. Und dieses Wagen im Glauben hat eine Steigerung auch der Missionsbeiträge zur Folge gehabt. Während des Jahres 1892 haben auf den sämtlichen Missionsgebieten 10712 Taufen stattgefunden. Die Gesamtzahl aller zu dieser Gesellschaft gehörenden Heidenchristen betrug 196638, ein beträchtlicher Rückgang gegen das Vorjahr, der vermutlich in der Lostrennung einiger großen Gemeinden in Südindien und in der Nigermission seinen Grund hat. Hoffentlich klärt der noch nicht erschienene Report das Dunkel auf. Einen großen Verlust erlitt die Gesellschaft auf ihrem ausgedehnten Missionsgebiete in Nordwest-Amerika durch den Tod des ausgezeichneten Bischofs Horden, der 40 Jahre lang in den unwirtlichen Hudsonsbayländern als Missionar wirksam gewesen war (Int. 1893, 256. 401 und General Review of the year).

7. Über den Fortschritt der evangelischen Mission in Japan giebt die folgende statistische Tabelle eine sehr übersichtliche Darstellung (Journal des Miss. évang. 1893, 277). Den Kommentar wird die Rundschau bringen.

Jahre	Ausw. Missionare	Nicht verheiratete Damen	Stationen	Nebenstationen	Organ. Gemeinden	Eingeb. Pastoren	Erwachsene Christen	Taufen Erwachsener
1886	128	85	50	211	193	93	14815	3640
1887	148	103	69	316	221	102	18019	5020
1888	177	124	72	324	249	142	23544	6950
1889	200	171	84	448	274	135	28977	5007
1890	214	189	93	423	297	129	30820	4431
1891	209	178	97	381	323	157	33390	3718
1892	219	201	119	537	365	233	35534	3731

8. Die englische baptistische Missionsgesellschaft, die bekanntlich im vorigen Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, hat nicht nur den Jubiläumsfonds von 2 Millionen Mark, zu dessen Sammlung sie aufforderte, wirklich aufgebracht, sondern sogar noch 270000 M. darüber zusammengetrommelt. Es ist nämlich das ganze Jahr hindurch ziemlich viel Geräusch gemacht worden, so daß unser einer wenigstens des Geklappers müde wurde. Ich weiß nicht, was man mit dem Gelde machen will; soll es kapitalisiert werden, so ist das höchst bedenklich. Es liegt nicht viel Segen auf den eisernen Missionskapitalien. Wie zu befürchten war, ist nun die Folge dieser Parforcesammlung, daß die regelmäßigen Jahresbeiträge unter ihr gelitten. Die genannte Gesellschaft registriert einen Fehlbetrag von 317471 M. pro 1892, zu dem noch eine ältere Schuld von 292819 M. kommt, so daß ein Gesamtdefizit von über 600000 M. vorhanden ist. Verständigerweise will man diese große Schuld aus der Welt schaffen, indem man sie aus dem Jubiläumsfonds deckt; aber sofort geht nun das Trommeln wieder an, um

Digitized by Google

die laufende Jahreseinnahme auf eine Höhe von 2 Millionen zu bringen. Uns berührt dieser geschäftsmäßige Geldsammlungsdrill wenig sympathisch; das Geld ist ja gewiß ein nicht unwichtiger Faktor auch im Missionsbetrieb, aber nach der Verheißung Jesu gehört es unter die „zufallenden" Dinge, wenn geistlich korrekt gearbeitet wird (Miss. Her. 1893, 149 u. 247).

9. Gelegentlich der zehnjährigen allgemeinen indischen Missionskonferenzen pflegt seit 40 Jahren ein allgemeiner Missionscensus über Gesamtindien (inkl. Ceylon und Hinterindien) veröffentlicht zu werden. Das ist auch jetzt gelegentlich der Bombay-Konferenz geschehen, nur hat man diesmal den Missionscensus bloß auf 9 Jahre, also bis einschließlich 1890 ausgedehnt, um ihn mit dem Regierungscensus, der am Schluß jeder Dekade erhoben wird, konform zu machen. Leider sind mir bis jetzt die betreffenden Statistical Tables noch nicht zugegangen und muß ich daher die selbständige Berichterstattung über den Census noch verschieben. Hoffentlich bringt sie die nächste Nummer. Unterdes gebe ich aber die übersichtliche Tabelle, welche der Intelligencer (1893, 323) bringt, die sich indes nur auf Vorderindien (also mit Ausschluß von Hinterindien und Ceylon) beschränkt. Die Missionsgesellschaften sind denominationell in 9 Gruppen geordnet, für deren Korrektheit ich allerdings keine Garantie übernehme. So habe ich z. B. ernste Bedenken gegen die statistische Richtigkeit der als Lutheraner bezeichneten Gruppe und auch sonst bin ich sowohl hinsichtlich der Rubrizierung wie der Zahlen nicht zweifelfrei.

10. Uganda. Die Berichte des Kapitän Lugard sind der römischen Presse sehr ungelegen gekommen und sie weiß sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Beweisstücke derselben als „Erfindung" bezeichnet. Wahrhaft drollig ist ein angebliches Gespräch, das ein Pater in Sansibar mit einem „mohammedanischen Augenzeugen", „der mindestens ebenso unparteiisch ist wie Dualla und Genossen", über die bekannten Ereignisse in Uganda führt und das in eine glänzende Rechtfertigung der völlig unschuldigen Katholiken und in eine schauerliche Anklage gegen Kapitän Lugard ausläuft. Wir sind an diese naiven Dialoge aus den Jahrbüchern schon einigermaßen gewöhnt, aber der des Pater A . . . (Gott will es, 1893, 298) hat uns doch besonderen Spaß gemacht. Was man doch nicht alles aus einem Afrikaner herausfragen kann und wie prächtig für das gute katholische Publikum daheim sich die Sachen zustutzen lassen, wenn man sie in die Form von solchen schönen Gesprächen bringt. Schade, daß mein Raum nicht reicht; diesen Meisterdialog hätte ich gern abgedruckt. Übrigens wird ja wohl bald ein Bericht des seitens der englischen Regierung nach Uganda entsandten Sir Portal erscheinen, der das öffentliche Urteil über die vielbesprochene Katastrophe zum Abschluß bringen dürfte. Wenn die Zeitungen richtig berichten, so hat der genannte Bevollmächtigte das Land unter das Protektorat der englischen Regierung gestellt.

Unterdes sind höchst interessante Berichte des Missionsbischofs Tucker eingegangen, welcher von Mombas aus nach einer 89tägigen Reise am 23. Dez. vorigen Jahres glücklich in der Hauptstadt des Landes angekommen ist. Unterwegs fand er in einer zerfallenen Hütte bei dem Häuptling Mumia die von den abergläubischen Eingebornen hierher geschleppten Gebeine des am 29. Okt. 1885 auf Befehl Muangas ermordeten Missionsbischofs Hannington, und er nahm sie mit sich, um ihnen in der neuen evangelischen Kirche zu Mengo

Digitized by Google

Gesellschaften.	Auswärtige Missionare				Eingeborne ord. Pastoren				Eingeborne Laienhelfer				Christen				Kommunikanten			
	1851	1871	1881	1890	1851	1871	1881	1890	1851	1871	1881	1890	1851	1871	1881	1890	1851	1871	1881	1890
Baptistische	49	49	80	129	—	19	135	215	91	190	461	425	4544	16496	75747	133122	1367	5387	30245	53801
Kongregationalistische .	71	63	70	76	2	46	67	84	158	447	473	582	22929	48040	68954	77466	1720	6012	9689	13775
Anglikanische	100	147	144	203	13	105	170	249	163	773	767	870	57952	115483	180681	193363	9232	23976	40990	52377
Presbyterianische . . .	53	88	105	149	5	26	39	64	38	217	260	520	821	7474	17274	34395	272	2647	5714	11128
Methodistische	13	43	71	110	—	12	26	116	6	117	180	561	440	2846	10646	32381	367	1568	4295	15782
Lutherische	42	87	107	125	—	11	23	48	36	224	328	365	4304	31596	62536 [1]	62838 [1]	1692	12576	21924	24207
Brüdergemeine und Freunde Isolierte [2]	11	11	9	16	1	6	1	10	1	16	19	13	102	2323	1467	398	11	650	458	114
Frauen-Missions-Gesellschaften [3]	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	67	150	—	—	10	30
Ergänzung [4]	—	—	—	49	—	—	—	11	—	—	—	155	—	—	—	25548	—	—	—	11508
	339	488	586	857	21	225	461	797	493	1984	2488	3491	91092	224258	417372	559661	14661	52816	113325	182722

[1]) Eine dieser beiden Ziffern ist entschieden falsch; denn allein in der Kols- und in der Baseler Mission, die vermutlich auch zu den lutherischen gerechnet ist, haben sich seit 1881 die Christen um über 10000 vermehrt.

[2]) Ich weiß nicht, was unter den isolierten Missionen zu verstehen ist, ob die sog. Glaubensmissionen oder bezw. nur die indischen home missions. In letzterem Falle sind die Zahlen entschieden viel zu niedrig.

[3]) Auch diese Rubrik ist unbefriedigend.

[4]) Es ist wieder nicht klar, was mit dieser Gruppe gemeint ist.

Digitized by Google

eine endliche Ruhestätte zu bereiten. Mit Hilfe einiger Gewaltmärsche brachte er es fertig, dem Wunsche der Missionare und der dortigen Christen nachzukommen und das Endziel seiner Reise noch gerade vor Weihnachten zu erreichen. Schon während der letzten Tage wurden dem Bischof zahlreiche herzliche Grüße und Geschenke zum Willkommen entgegengesandt. Ein heftiger Regensturm gerade im Augenblick der Ankunft hatte die Leute zum Teil fern gehalten; aber sobald das Wetter sich aufklärte, kamen sie in großen Scharen herbei. Sie hatten für den Bischof ein neues stattliches Haus mit 6 Zimmern gebaut, das ihn in Erstaunen setzte. Hören wir ihn selbst berichten: „Der Weihnachtstag brach an, ein Tag, den ich gewiß nie vergessen werde. Die freudige Bewegung meines Herzens ist mir noch frisch in der Erinnerung, die ich empfand, als ich hier vor zwei Jahren in der alten Kirche vor einer Versammlung von 1000 Seelen redete. War ich damals schon tief ergriffen, so war ich gestern geradezu überwältigt, als ich auftrat, um im Namen unseres Heilandes vor einer Versammlung zu reden, die mehr als 5000 Seelen zählte. Die lautlose Stille, als ich auftrat, und ebenso während des ganzen Gottesdienstes, war fast ebenso ergreifend und Ehrfurcht einflößend, als der Anblick der großen Versammlung selbst. Missionar Pilkington war mein Dolmetscher und machte seine Sache vortrefflich. Am Nachmittag fand ein zweiter Gottesdienst statt, an welchem wieder 3—4000 Menschen teilnahmen, wobei auch 30 Frauen getauft wurden. Einer der Missionare predigte in der Landessprache. Dann folgte noch ein englischer Gottesdienst für die Europäer. Das war ein anstrengender Weihnachtstag, aber zugleich ein echter Freudentag, wahrlich wohl wert, um seinetwillen bis ans Ende der Welt zu reisen.

Ich habe von der Küste mehr als 8000 Teile der Bibel mitgebracht. Die Freude der Leute darüber ist unbeschreiblich; mein Haus ist fortwährend belagert von solchen, die kaufen wollen. Weil das letzte Mal bei Ankunft der Bücher der Zudrang des Volkes so stark war, daß man den Einsturz des Hauses befürchten mußte, so soll es diesmal so eingerichtet werden, daß die Bücher zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen zu haben sind. Die Leute müssen sich also noch ein klein wenig gedulden. Noch viele Frachten Bücher sind schon unterwegs, und wenn unsere Freunde daheim uns weiterhin gut versorgen, so hoffe ich, Gottes Wort in ununterbrochenem Strom in dies Land zu leiten. Ich erwarte als ganz selbstverständlich, daß eine ansehnliche Schar zur Verstärkung für dies Gebiet im Frühjahr von England aufbrechen wird, Leute, die stark sind in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke, gesandt von der Gemeinde Gottes daheim für die Gemeinde Gottes in Uganda" (Int. 1893, 264. 375).

11. Von dem freischottischen Missionar Dr. Kerr Croß sind wieder recht betrübende Nachrichten über Sklavenjagden und räuberische Einfälle, von denen besonders das Nord- und Nordwestufer des Nyaßa heimgesucht wird, eingelaufen. Besonders ist es der Araberhäuptling Mlosi, der die Menschenjagden organisiert und alles aufbietet, den britischen Einfluß zu bekämpfen. Es ist derselbe Mann, der vor einigen Jahren Karonga, glücklicherweise vergeblich, belagerte. Auch jetzt ist diese Station der schottischen Handelsgesellschaft wieder ernstlich bedroht, so daß sie sich in Verteidigungszustand hat setzen müssen. Aber auch die eingebornen Stämme fallen übereinander her, um sich zu zerfleischen. So berichtet der Doktor von einer Bande Angoni, die am

Digitized by Google

18. November v. J. plötzlich das am Seeufer gelegene Kondedorf Kayume ohne allen Anlaß überfielen. Im Dunkel der Nacht umringten sie das in den Bananenhainen versteckte, aber durch keine Palisaden geschützte Dorf. Vor jeder Hüttenthür stellte sich ein feindlicher Krieger auf, und als die nichts ahnenden Wankonde infolge des Lärms herauskamen, wurden die Männer und Knaben mit dem Speer niedergestoßen, die weiblichen Bewohner dagegen gebunden und zu Sklaven gemacht. Am Morgen befand sich kein einziger Mann oder Knabe mehr im Dorf, während 300 Frauen und Mädchen gefesselt sich wie furchtsame Schafe zusammendrängten. Den ganzen Tag über schwelgten dann die Menschenräuber von den Vorräten, die sich im Dorfe vorfanden. Das Dorf liegt nur etwas über drei Wegstunden von Karonga, der Station der afrikanischen Seengesellschaft, entfernt. Einige Beamte machten sich sogleich mit zwei Trupps Eingebornen auf, um den Angoni ihre Beute abzunehmen. Als sich diese überrascht sahen, begannen sie ihre wehrlosen Gefangenen niederzumetzeln. Eine schauerliche Scene spielte sich nun ab. Das Angstgeschrei der Weiber und Kinder, die sich verzweifelt um ihr Leben wehrten, das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, die sich am Boden in ihrem Blute wälzten, das Wutgebrüll der Krieger, die ihre Beute nicht fahren lassen wollten — alles das wirkte zusammen, um jene Augenblicke den herbeieilenden Befreiern unvergeßlich zu machen. Diese drangen in aller Eile vor und nach einem kurzen harten Kampf waren 200 der noch lebenden Gefangenen befreit. Dr. Croß begab sich ebenfalls sogleich auf den Platz, wo die Greuelscene stattgefunden hatte und fand — auf Händen und Knien zwischen dem Schilfgras herumkriechend — 47 Verwundete, deren Wunden er behandelte und verband. Andere waren bereits von ihren Leuten fortgeschafft worden. Viele waren schrecklich zugerichtet. Ein Mann hatte fünfzehn Speerwunden und ein Kind von etwa zwei Jahren deren sieben. Manche Frauen waren vollständig durchbohrt. Die Zahl der Gefallenen betrug 29 Männer, 100 Frauen, 32 Mädchen und 16 Knaben. Von den Angoni waren 30 Mann gefallen (Ev. M.-M. 1893, 222).

12. Zum Schluß wieder einmal ein Pröbchen aus der römischen Missionspraxis. Seit ganz kurzem sind römische Missionare der Steyler Missionsgenossenschaft ins Togoland gekommen. Wir erlauben uns bescheidene Zweifel, ob sie bereits auch nur dürftig mit der Sprache vertraut sind, trotzdem sie einige Evhecitate (z. B. den Marianischen Gruß) in ihren Berichten anführen, die sie als eine Art Zauberformel die Kinder auswendig lernen lassen, ohne daß dieselben ein Verständnis für den Inhalt haben können. Sie fangen aber frisch an zu taufen und zwar nicht bloß Kinder, sondern auch Erwachsene in Sterbensgefahr. „Wohin wir kommen, erkundigen wir uns nach Kranken und Sterbenden. Auf solche Weise erreichten wir die große Anzahl von Taufen (100!!), welche wir den armen Kranken in der Todesgefahr spendeten.“ Ein Beispiel. Pater Dier, der eben ein sterbendes Kind auf den Namen Maria dolorosa getauft, schreibt:

„Am folgenden Tage aber machte mir der Teufel Schwierigkeiten. Einer unserer besten Katechumenen sagte mir, daß seine alte Großmutter krank sei. Gut, sagte ich, ich komme sogleich, sie zu besuchen. Geh nach Haus und sag ihrs, daß ich kommen wollte. Die Alte aber merkte, was ich wollte: ihre Bekehrung (d. h. ihre Taufe). Sie ließ mir deshalb sagen: ich will nicht

Digitized by Google

getauft sein, ich bin Fetischpriesterin, halte fest an der Religion des Landes und bin auch wieder gesund. Geh zurück, sagte ich sodann zu dem Katechumenen, und sag deiner Großmutter, daß ich ihr Medizin bringen wolle. Was aber geschah? Die alte Fetischpriesterin machte sich aus Furcht vor der Taufe in ihrem kranken Zustand auf, um sich nach Denu, etwa zwei Stunden von hier, zu begeben. Da hat sich der Feind alles Guten doch gezeigt; er merkte, daß es ihm allmählich an den Kragen geht. . . ." (Gott will es, 1893, 309 f. 344 f.). Nun, ich glaube, daß der Teufel vor derart Taufen so sehr sich nicht fürchtet und rate dem guten Pater, eine andere Lehre aus dieser hübschen Geschichte zu ziehen. Wck.

Literatur-Bericht.

1. **Dalman**: „Kurzgefaßtes Handbuch der Mission unter Israel." Berlin 1893. S. 144. Nr. 18 der Schriften des Institutum Judaicum zu Berlin. Um dem Mangel „an einem übersichtlichen Überblick über Wesen und Werk der Mission unter Israel zur Orientierung für Fernstehende, zum Nachschlagen für Missionsfreunde und Missionsarbeiter" abzuhelfen, hat der Herausgeber eine Reihe von ihm früher verfaßter und in der Strackschen Judenmissions-Zeitschrift veröffentlichter Aufsätze zusammengestellt und sie durch zwei selbständige Beiträge von Gottheil („Die Arbeit an den Einzelnen aus Israel") und Bieling („Zum Unterricht jüdischer Katechumenen") ergänzt. Die Aufsätze sind geschichtlicher, statistischer, literarhistorischer und theoretischer Art, nur sind sie nicht sachlich geordnet. Den breitesten Raum nehmen die letzteren ein, besonders der von Dalman selbst stammende Artikel: „Theorie und Praxis der Judenmission im allgemeinen". Was in diesen theoretischen Abschnitten gesagt ist, ist meist gut gesagt und nüchtern gehalten. Die beiden geschichtlichen Aufsätze: „Verbreitung und religiöser Zustand des Judentums" und „Grundzüge der Geschichte der Judenmission" sind zu kurz und hätten für das Handbuch erweitert werden sollen; befriedigender sind die Abschnitte: „Statistik der Judenmission" und „Literatur über Judenmission und Judentum". Zur allgemeinen Orientierung ist das Buch zu empfehlen.

2. **Binder**: „Das Evheland mit dem deutschen Togogebiet in Westafrika." Stuttgart 1893. Ein Land und Leute kurz und gut schildernder Vortrag, der jedoch der Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft nur anhangsweise gedenkt. Bei dem Interesse, welches das genannte Land heute für uns Deutsche hat und bei dem Mangel an Kenntnis, die über dasselbe verbreitet ist, ein zeitgemäßes Schriftchen.

3. **Forck**: „Die Außenstation We. Ein Licht in der Finsternis des Evhelandes." Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen. Mit mehreren guten Illustrationen. Eine kleine Monographie einer werdenden Missionsstation, die als Traktat zur Verbreitung zu empfehlen ist.

Digitized by Google

Taufordnung für die evangelische Heidenmission.

Referat für die kontinentale Missionskonferenz von F. M. Zahn.

Es bedarf keiner weitläufigen Darlegung, daß wer von der Verwaltung des Taufsakramentes in der Mission reden will, ein ungemein wichtiges, umfassendes und tiefgreifendes Thema in Angriff nimmt. Niemanden wird es auch wundern, daß sich hier wiederholt, was man bei der Erörterung von Missionsfragen immer erfährt, und was dieselben so interessant macht, daß man nämlich ein Gebäude aus den Fundamenten neu sich erheben sieht ganz wie das, in dem man zu Hause als einem von alters her erbauten, in allen seinen Räumen wohl bekannten, ohne viel Fragen und Bedenken wohnt und sich daheim fühlt. Unser heimatliches christliches und kirchliches Leben ruht auf einer vielhundertjährigen Entwicklung, und wenn wir nicht in unsrer Ruhe durch besondere Ereignisse gestört werden, lassen wir es uns ohne viel Kopf- oder auch Herzzerbrechen gefallen. In der Mission dagegen soll alles neu eingeführt, Menschen von ganz anderer Denkungsart und Vorgeschichte aufgenötigt werden, und fast auf Schritt und Tritt ist der Missionsarbeiter gezwungen, auf die Anfänge zurückzugehen und sich zu besinnen, ob er Recht und Pflicht hat, christliche Lehre und Sitte einzuführen oder vielmehr so einzuführen, wie sie sich daheim in langer Geschichte gestaltet haben. Auch bei der Frage nach der richtigen Taufpraxis zeigt sich das und auch hier wie überall muß die evangelische Mission sich zurecht finden ohne von ihrer Kirche eine Hilfe zu empfangen. Ich denke dabei nicht an den offiziellen bureaukratischen Organismus der einzelnen evangelischen Kirchen. Von vielem andern abgesehen haben diese, in ihrer Ordnung auf dies oder jenes einzelne Land zugeschnitten, überhaupt weder den Beruf noch das Geschick zu der Missionsarbeit, die es auf alle Länder der Erde abgesehen hat. Ich denke an die evangelische Kirche als ein Ganzes. In ihren Ordnungen, ihren Liturgien, ihrer Theologie hat sie nichts oder fast nichts der evangelischen Mission auf den Weg gegeben, aus dem diese lernen könnte, wie sie die Taufe unter den Heiden zu verwalten hat.

Digitized by Google

Zwar verlautete neulich aus Afrika, daß es dort Missionare gebe, die nach „altkirchlichen Vorbildern" arbeiten, die Universitätenmissionare nämlich in Ostafrika und die von Berlin I in Südafrika. Gegen die letzteren darf man kein Mißtrauen hegen, als ob sie etwa ihre altkirchlichen Vorbilder jenseits der Reformation suchen würden; höchstens könnte es verdächtig scheinen, daß sie hier in der Gesellschaft der Universitätenmission genannt werden. Diese nämlich ist nicht verdachtfrei. Als der von der Church Miss. Society etwas vernachlässigte Rebmann hörte, die Universitätenmission wolle ihn ablösen, lehnte er dies doch ab, denn er wollte seinen Posten nicht an Männer abgeben, die dafür hielten, die Reformation sei eigentlich unnötig gewesen. Wer die Reformation für sehr nötig und für kein Mißverständnis hält, kann nur mit den größten Beschränkungen von „kirchlichen Vorbildern" für die Verwaltung der Taufe reden.

Seit die evangelische Kirche durch Schuld der römischen Kirche abgetrennt wurde, hat sie für lange Zeit nur Kinder getauft; sie hat Lehrbücher für die Unterweisung von Kinder-Katechumenen, aber nicht von Erwachsenen; sie hat Taufliturgien für Kinder, aber nur eine für erwachsene Proselyten. Diese eine ist in der 1571 gedruckten „Christlichen Agende, wie die bei den zweien Ständen der Herren und Ritterschaft im Erzherzogtum Östreich unter der Ems gebraucht wirdt" (Höfling I, S. 566) enthalten und ist nicht einmal eine Liturgie für Heidentaufen, sondern nur für Juden- und Mohammedanertaufen. Ich weiß nicht, ob schon damals die Juden in Östreich besonders zahlreich waren; die Mohammedaner waren den Christen dort näher als andren, und daher wird wohl diese Liturgie entstanden sein. Die Heiden waren damals den evangelischen Kirchen nicht nahe gerückt und als dies geschehen, war der Kirche das Auge noch verschlossen für die Missionsaufgabe, und so kam es, daß die evangelische Mission ohne kirchliche Ausrüstung an ihre Arbeit gehen mußte.

Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß wir nicht lernen könnten und sollten von dem, was vor der Reformation liegt; die Reformation wollte nicht brechen mit der Vergangenheit. Höfling hat der Mission einen guten Dienst gethan — nebenbei bemerkt wohl der erste reelle Dienst, den ein zünftiger Theologe der Mission geleistet, und meines Erachtens ein größerer, als wenn man nichts thut als ihr an hervorragender Stelle oder auch in bescheidener Ecke einen Platz im Gebäude der Theologie anzuweisen — er hat einen guten Dienst gethan, als er in dem ersten Band seines Buches: Das Sakrament der Taufe, Erlangen 1859 ausführlich historisch „Das Katechumenat und die Taufe der Pro-

Digitized by Google

selyten" behandelte. Er sagt in seiner Vorrede, die schon aus 1846 stammt: „Doch ganz besonders wünschte er (der Verfasser), daß dieser erste Band seines Buches bei denen einige Beachtung finden möchte, welche sich für ein protestantisch-kirchliches Missionswesen herzlich interessieren und in die wirklich kirchliche Gestaltung desselben thätig einzugreifen berufen sind, weil er . . . fest überzeugt ist, daß, was die kirchliche Behandlung des Katechumenates und der Taufe der Proselyten anbetrifft, gar manches von der alten Kirche gelernt und mit weiser Kritik ihrer Praxis entnommen werden kann." (Vorrede XII.) Und am Schlusse dieses lehrreichen Bandes heißt es: „Eine dringendere Veranlassung wie früher, ein mächtigerer Antrieb, sowohl dem Katechumenat und der Taufe überhaupt, als insbesondere auch dem Liturgischen . . . eine ernstere Aufmerksamkeit zuzuwenden, liegt für unsre Kirche in unsern Tagen vor, wo sie ihrer Missionspflicht erst recht sich bewußt und durch Gottes Gnade zu einem lebendigen Missionseifer erweckt ist. Möchte sie ihrem erkannten Berufe nach allen Seiten hin nicht nur mit rechtem Eifer und rechter Treue, sondern auch mit rechter Weisheit nachkommen!" (H. I, S. 563.)

Dem wird man nur zustimmen können, und gewiß würde die Mission den Fachmännern sehr dankbar sein, wenn sie solcher Specialarbeiten, wie die von Höfling recht viele bringen wollten. Man wird daraus lernen können, allerdings „mit weiser Kritik". Und bei dieser Kritik muß man meines Erachtens noch mehr als Höfling, daran denken, daß eine Reformation der Kirche nötig geworden ist. Das ist nicht auf einmal gekommen; das Geschwür, das geschnitten werden mußte, hat sich langsam gebildet und schon in früher Zeit zeigt sich der Anfang des Übels. Eine jüngere theologische Schule macht uns darauf aufmerksam, daß wir das Christentum hauptsächlich in paulinischer Deutung haben und scheint fast mit der Vorsehung unzufrieden zu sein, daß bei der Bildung des neutestamentlichen Kanons Paulus so bevorzugt worden ist. Allerdings würde ja das Neue Testament sich wohl anders lesen, wenn etwa Petrus oder Jakobus so viel zu Worte gekommen wären, wie Paulus, aber ob die Christenheit dann mehr an dem Buche hätte, scheint doch sehr zweifelhaft. Insbesondere wir Missionsleute wären zu beklagen, wenn die göttliche Vorsehung es anders gefügt hätte. Für die Missionsleute ist Paulus der richtige Interpret des Evangeliums; ich füge hinzu, für die Zeit der Heiden ist der Lehrer der Heiden der beste Ausleger des Evangeliums. Er hat es so verstanden, daß er auch im Mittelpunkt der Heidenwelt sich dieses Evangeliums nicht schämte. Dieser kühne Glaubens-

Digitized by Google

ſtandpunkt war den Epigonen bald zu hoch. Vor der Macht des Heidentums erſchrocken haben ſie hier und da dem Evangelium nachhelfen wollen, und ſo iſt im Lauf der Jahrhunderte die Reformation nötig geworden. Sie hat uns zu dem pauliniſchen Verſtändnis des Chriſtentums zurückgeführt und damit der Kirche die Macht gegeben, die Heidenwelt, die ihr jetzt bis an die Enden der Erde erſchloſſen wurde, zu überwinden. Darüber hat die evangeliſche Kirche den Vorteil verloren, ruhig in alten, erprobten kirchlichen Gleiſen gehen zu dürfen. Sie muß ſelbſt wieder proben und ſuchen den rechten Weg zu finden. Aber ſie hat mehr gewonnen als verloren, ſie hat den rechten Verſtand des jedermann ſelig machenden Evangeliums; ſie hat die Pflicht wie das Recht und die Möglichkeit in allen Fragen, auch in der Tauffrage, zu den Quellen zu gehen und aus der heiligen Schrift ſich zu unterrichten, wie ſie ihr Werk zu treiben hat.

2. Auf einem Berge Galiläas hat der Auferſtandene den Elfen den Befehl gegeben: Macht alle Völker zu Schülern, oder um in Luthers Sprache, die dasſelbe meint, zu reden: Macht alle Völker zu Jüngern! Hätte Jeſus die Zukunft vorausnehmend, reden wollen, wie man ſpäter reden konnte, als die Seinen dieſen Befehl ausführend durch ihren Erfolg ſeinen Anhängern einen neuen Namen erworben hatten, ſo würde er geſagt haben: Macht alle Völker zu Chriſten! Aber dieſen Namen kannte man damals noch nicht; Jeſu Angehörige hießen Jünger. Wie die Phariſäer Jünger hatten, wie Johannes der Täufer Jünger ſammelte, ſo machte auch Jeſus Jünger (Joh. 4, 2 *μαθητὰς ποιεῖν*). Das war zunächſt ihr Titel. Die „Jünger“ in Damaskus, Jeruſalem, Joppe, Antiochien, Judäa und anderswo (Act. 9, 19. 26. 38. 11, 26. 13 u. a. O.), das iſt die geläufige Bezeichnung für die Chriſten an verſchiedenen Orten. Als ſich bei Saulus die große Veränderung vollzog, und die Chriſten nicht glauben konnten, daß der Verfolger ein Chriſt geworden ſei, wird dies von Lukas ſo ausgedrückt: ſie glaubten nicht, daß er ein Jünger wäre (Act. 9, 26). Und die erfolgreiche Miſſionsthätigkeit dieſes mit Mißtrauen aufgenommenen Schülers Chriſti wird wohl einmal ſo geſchildert: ſie hatten jene Stadt evangeliſiert und viele zu Jüngern gemacht (Act. 14, 21). Wie ſich von ſelbſt verſteht, wünſcht Jeſus, daß wer ſein Schüler hieß, es auch im Vollſinn des Wortes ſei, aber in der Natur der Sache liegt es, daß es auch Jünger gab, die es nicht im Vollſinn waren. Die vielen ſeiner Jünger, die Jeſum nach ſeiner harten Rede bei Kapernaum verließen und Judas Iſcharioth, der blieb und bei dieſer Gelegenheit ein Teufel genannt wird, hießen Jünger und gehörten dem Kreiſe an nicht weniger als Petrus, der für ſich und andre ſagte:

Digitized by Google

Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte ewigen Lebens? (Joh. 6, 60. 66—71.)

In dieses Schülerverhältnis, wies Jesus die Elfe an, sollten sie die Völker einfügen, indem sie dieselben tauften auf den Namen des dreieinigen Gottes.[1]) Den Jüngern stand damals noch kein gekrönter Gönner zur Seite, der, wie Karl der Große in der capitatio de partibus Saxoniae die, welche sich nicht taufen ließen, mit Geldstrafen belegte, oder gar, wie nach dem Frieden von Selz, mit dem Tode bestrafte, wer sich der Taufe entzog. Sie mußten die Leute willig machen, sich durch die Taufe in das Verhältnis der Schülerschaft verpflanzen zu lassen. Die Ausführung des Missionsbefehles begann nicht mit dem Taufen. Ehe dies geschehen konnte, mußten die Missionare etwas anderes thun. Dies andere war aber nicht, was Jesus mit der zweiten, ohne Verbindung, neben das βαπτίζοντες gesetzten Anweisung aufträgt, nicht: lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe, so daß etwa bei der Taufe Erwachsener allerdings dies vor dem Taufen geschehen mußte, bei den Kindern dagegen nachfolgte, wie auch Höfling zuweilen sich ausdrückt. Dazu paßt weder die Stellung dieser zweiten participialen Näherbestimmung des μαθητεύσατε, noch ihr Wortlaut. Vielleicht würde man auch von der ersten christlichen Predigt unter Heiden den Ausdruck gebrauchen können: lehret, aber nahe liegt der Ausdruck nicht. Auch könnte man wohl den Inhalt der Missionspredigt, die Heilsverkündigung als eine ἐντολή, ein Gebot, fassen, wie der Ausdruck auch gebraucht wird (1 Tim. 6, 14. 2 Petr. 2, 21. 3, 2. 1 Joh. 3, 23). Die Missionspredigt bringt ja auch den Befehl Gottes den Sinn zu ändern und zu glauben (vgl. Act. 17, 30). Aber dennoch würde man ihren Inhalt nur sehr unzweckmäßig ein Gebot Jesu nennen; die Missionspredigt beginnt nicht mit einem Gebot, sondern mit einem Angebot, nicht mit einer Forderung, sondern mit einer gnadenreichen Zusage. Und vollends kann man die erste Predigt nicht mit den Worten bezeichnen: alles, was Jesus geboten hat, als ob die Heilsverkündigung eine Summe von Geboten Jesu zum Inhalt hätte. Jesus hat auch Gebote gegeben, nicht nur das alte und doch neue Gebot der Liebe, auch andere z. B. eben dieses Gebot Matth. 28, 18—20, oder das Gebot, so oft seine Schüler das Mahl feiern, seiner zu gedenken und seinen Tod zu verkündigen. Diese Gebote alle sollen sie seine Jünger lehren. Die Meinung ist: Die Elf sollen alle Menschen zu Schülern machen, in dem sie dieselben in dieses Verhältnis durch die Taufe einpflanzen, und

[1]) Für unsern Zweck ist es einerlei, ob man liest: βαπτίσαντες oder βαπτίζοντες.

Digitized by Google

indem sie ihnen dann alle Ordnungen dieses neuen Verhältnisses, die Jesus gegeben hat, überliefern. So wird die Jüngerschaft, oder was dasselbe ist, die Gemeinde unter der steten Gegenwart ihres himmlischen Lehrers imstande sein, der Vollendung dieser Weltzeit entgegenzureifen.

Wie sie die Menschen willig machen sollten, das sagte ihnen dieses Wort nicht; das hatten sie aus Jesu eigener Thätigkeit gelernt. Er war umher gezogen und hatte gepredigt: Das Reich der Himmel ist nahe herbei gekommen. Mit derselben Botschaft hatte er seine Jünger auf ihre Missionsübungsreisen gesandt. Er hatte die Menschen eingeladen: Kommet zu mir, folget mir nach! So sollen auch sie thun, wenn sie nun nach dem Worte Jesus, das Lukas uns aufbewahrt hat, seine Zeugen sind bis an das Ende der Erde (Act. 1, 8) oder in seinem Namen Buße und Vergebung unter allen Völkern verkündigen (Luk. 24, 47). Man kann es vielleicht am besten mit dem Worte nennen, das der Schluß des Markus hat: Predigt das Evangelium aller Kreatur! (Mark. 16, 15.) Die Missionsthätigkeit beginnt nicht mit der Taufe, sondern mit der Predigt des Evangeliums. Mit der Taufe hört streng genommen die Missionsthätigkeit auf. Was vor ihr liegt ist Werbung für die Schülerschaft, für die Kirche; vom Tauftag an geschieht die Arbeit an Christen, das ist innerkirchliche Arbeit. Es muß aus andern Gründen auch dann noch Missionsarbeit geschehen; allein den einzelnen angesehen und im engsten Sinne des Wortes hat die Mission ihr Ziel und Ende erreicht mit der Taufe.

Es ist von höchster Wichtigkeit für die Mission, daß dieses Verhältnis nicht umgekehrt wird; daß nicht die Heiden erst in die Jüngerschaft hineingebracht und dann evangelisiert werden, daß man vielmehr mit dem Evangelium anfange. Der größte Missionar aller Zeiten hat gesagt: Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern zu evangelisieren (1 Kor. 1, 17). In dem ältesten Berichte von der ersten Missionsreise, die ungemein erfolgreich war, ist mit keiner Silbe davon die Rede, daß die Missionare getauft hätten. Das ist natürlich geschehen, aber der Geschichtschreiber erwähnt nicht dies, sondern daß an manchen Orten viele Schüler Jesu geworden sind (Act. 13 u. 14). Und als diese erfolgreichen Missionare zu ihren Auftraggebern oder zu denen, die schon länger Christen waren, zurückkehrten, haben sie, scheints, nicht von dem Vollzug vieler Taufen berichtet, sondern davon, wie viel Gott mit ihnen gethan hätte, und wie er den Heiden hätte die Thür des Glaubens aufgethan (Act. 14, 27) oder von dem „Wandel" d. i. der Bekehrung der Heiden (15, 3). Das erste ist die Predigt des Evangeliums, welche die Heiden zu einer

Digitized by Google

Veränderung bewegt, zum Glauben führt und sie willig macht, Jesu Schüler zu werden. Die Taufe wird unrichtig verwaltet, wo man dies vergißt.

3. Hat die Missionspredigt ihr Ziel erreicht, den Zuhörer willig zu machen, ein Schüler Jesu zu werden, so entsteht die Frage: Kann ihm sein Wunsch gewährt und er durch die Taufe in dies Verhältnis aufgenommen werden? Entweder hat die Predigt die Hörer, wie bei der ersten christlichen Predigt, erschüttert, daß sie fragen: Was müssen wir thun, damit wir errettet werden? und der Missionar giebt die Antwort: Ändert euren Sinn und laßt euch taufen! (Act. 2, 37. 38.) Oder es ist in der Missionspredigt schon von der Taufe die Rede, und der Hörer fragt: Siehe, Wasser, was hinderts, daß ich getauft werde? (Act. 8, 36.) Oder der Prediger bemerkt solche Wirkung seiner Predigt an den Zuhörern, daß er sich fragt: Mag auch jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden? (Act. 10, 47.) Der Missionar hat sich zu fragen: Darf ich taufen? darf ich die Bitte um Aufnahme in die Jüngerschaft abschlagen? Aus der h. Schrift ist uns kein Beispiel bekannt, daß die Missionare diese Bitte abgeschlagen, auch keines, daß sie lange gezögert haben, ihre Zusage zu geben. Am ersten Tauftag war es die dritte Stunde am Tage, als die Missionspredigt begann, und der Tag ging nicht zu Ende, ohne daß 3000 Nichtchristen zu Christen gemacht waren in der h. Taufe. Daß diese erst eine längere Zeit erprobt worden seien, ob sie nachher auch der Jüngerschaft Schande machen könnten, ist ganz ausgeschlossen. Nicht einmal scheint es wahrscheinlich, daß man sich bei so vielen Taufen an einem Tage nach dem Herzensstand der Einzelnen habe erkundigen können. Von der ersten außerisraelitischen Taufe in Samaria wird uns nicht gesagt, wie lange es gewährt, aber man hat den Eindruck, und die Chronologie macht es auch wohl nötig, daß man sehr schnell taufte, den Simon Magus mit den andern (Act. 8, 12). Der erste Vollheide hatte nur einen kurzen Unterricht auf dem Wege, ehe Philippus ihn taufte und dann allein nach Äthiopien ziehen ließ (Act. 8, 35). Späteren scheint diese Eile anstößig gewesen zu sein und sie haben doch wenigstens das kleine Glaubensexamen in V. 37, den bekanntlich die besten Handschriften nicht haben, eingeschoben. Der Apostel der Heiden, bei dem selbst drei Tage zwischen der Erscheinung auf dem Wege und der Taufe liegen, hat wohl nicht immer so schnell getauft, wie in der Nacht zu Philippi, wo der Kerkermeister mit seinem Hause getauft wurde, aber er ist an keinem Orte so lange gewesen, um zwischen Begehr nach der Taufe und Empfang der Taufe Katechumenate von der Dauer einzu-

Digitized by Google

ſchieben, wie ſie ſpäter beliebt worden ſind. Am längſten ſcheint er in Korinth geweſen zu ſein, aber doch nicht viel mehr als 1½ Jahr (Act. 18, 14). Für lange Katechumenate iſt überall kein Raum.

Wenn wir auch alle Fälle kennen würden, in denen die apoſtoliſchen Männer getauft haben, und wüßten, daß in keinem Falle auf die Taufbitte nein geſagt, nie die Zuſage hinausgeſchoben ſei, ſo würden wir doch kein Recht haben zu folgern, man dürfe nie nein ſagen, müſſe vielmehr immer ſofort taufen. *Οὐχ ὁ χρόνος, ἀλλ' ὁ τρόπος κρίνεται*, wird in den apoſtoliſchen Konſtitutionen geſagt. Es kommt nicht auf das wann, ſondern auf das wie bei der Taufe an. Umſtände ändern die Sache. Die apoſtoliſchen Hörer waren zum Teil Juden, die eine religiöſe Vorbereitung ſondergleichen empfangen hatten, oder Proſelyten, die an dieſer Erziehung mehr oder weniger teil genommen hatten, oder es waren doch Glieder von Heidenvölkern, die wenigſtens nach der Seite der intellektuellen Bildung ſehr hoch ſtanden. Und dann nicht jeder Miſſionar iſt ein Paulus! Wenn im Kerker zu Philippi zwei Männer mit blutigem Rücken im Block ſitzend Gott Loblieder anſtimmen, deſſen Accompagnement ein Erdbeben iſt und ein armer Menſch, am Rande der Verzweiflung, von dieſen Zeugen hört: Glaube an den Herrn Jeſum, ſo wirſt du und dein Haus ſelig, ſo kann man wohl raſch vorgehen, ohne daß daraus folgt, man habe anderswo nicht nötig zu warten. Es kann in jeder Hinſicht verſchiedene Verhältniſſe geben, die auch andere Antwort erfordern. Es kann eine ſolche Verſchiedenheit ſo allgemein ſein unter einem Volk oder in einer Miſſionsperiode, daß es die Regel werden muß, langſam vorzugehen, wie es in der apoſtoliſchen Zeit die Regel geweſen zu ſein ſcheint, ſchnell zu taufen.

Allein wenn man keine falſchen Schlüſſe aus der apoſtoliſchen Praxis ziehen darf, ſo iſt doch aus ihr zu folgern, daß das ſogenannte Katechumenat, d. h. die zwiſchen die Willigkeitserklärung und die Taufe geſchobene Unterweiſung, nicht an und für ſich nötig iſt. Es liegt vielmehr ſo, daß man beſondere Gründe haben muß, das Waſſer zu wehren, wenn einer begehrt getauft zu werden. Wenn das Katechumenat als die abſolut giltige Regel angeſehen wird, ſo iſt das nicht geſund. Wenn ſich dasſelbe über lange Zeiten erſtreckt, iſt es auch ein unnatürliches Verhältnis. Aus Tertullian lernen wir, daß die Gegner der kirchlichen Taufpraxis behaupteten, es ſei die Einfalt verloren gegangen bei den Katechumenatsordnungen. Vielleicht hatte Tertullian recht, dieſen Vertretern der Einfalt vorzuwerfen, ſie wollten nur keine Zucht, aber in der That war es eine Verkünſtelung des einfachen Verhältniſſes,

Digitized by Google

daß man die, welche die Taufe begehrten, noch jahrelang warten ließ. Die Pforte zum schmalen Weg ist enge; aber man baute vor die enge Pforte eine Vorhalle mit verschiedenen, auf einander folgenden Abteilungen, durch die man die Katechumenen zur Jüngerschaft Jesu zuließ. Man vergaß, daß sie Jünger dessen werden wollten, der niemand von sich stieß, und auch niemanden warten ließ, bis er für ihn würdig würde.

Man muß besondere Gründe haben, wenn man jemanden die Bitte um die Taufe abschlägt. Die apostolische Praxis zeigt, daß es kein berechtigter Grund ist, wenn man meint, die Taufbewerber warten lassen zu müssen, damit sie vor der Taufe Proben ablegen. Solche Proben wären bei Ananias und Sapphira, bei Simon Magus, bei Demas nicht weniger angebracht gewesen, als bei einem Papua oder Hottentotten, der sich zur Taufe meldet. Aber man hat sie nicht angewandt. Wohl kann der Missionar Gründe haben, die Aufrichtigkeit der Bitte zu bezweifeln; es kann sein, daß die Willigkeit auf Selbstbetrug beruht oder gar nur geheuchelt ist, oder daß dem Petenten die nötige Erkenntnis fehlt von dem, was seine Bitte in die Jüngerschaft aufgenommen zu werden, zu bedeuten hat. In allen diesen Fällen hat der Missionar recht, sich Zeit zu nehmen, ehe er die Taufbitte gewährt. Aber er wird dabei im Sinne behalten müssen, daß zwischen der aufrichtigen und richtig verstandenen Bitte um die Taufe und der Taufe kein Zwischenraum Berechtigung hat, sondern ein solcher nur erlaubt ist, wo an der Aufrichtigkeit oder an dem richtigen Verständnis berechtigte Zweifel bestehen. Wo solche Zweifel nicht bestehen, hat man kein Recht das Gnadenmittel der Taufe, welches dem Menschen eine Hilfe ist, ihm zu verweigern.

4. Wo solche Zweifel entstehen oder gar die Gewißheit vorhanden ist, daß es dem Taufbewerber an Aufrichtigkeit oder Erkenntnis fehlt, ist das Katechumenat berechtigt; dann hat die Missionspredigt ihren Zweck nicht erreicht. Das Katechumenat tritt ein, aber es ist nichts anderes, als eine fortgesetzte Missionspredigt, die jetzt versucht zustande zu bringen, was ihr bisher mißlang, das aufrichtige und verständnisvolle Begehren unter die Schüler Jesu aufgenommen zu werden. Man kann von dem Katechumenen nicht etwa fordern, was man nachher von dem Christen fordert. Man kann ihn nicht lehren, was nur der Christ versteht. Er ist noch in der Vorbereitung auf den Christenstand, wie früher in der Zeit, als er die Missionspredigt hörte, seinen Wunsch aber noch nicht ausgesprochen hatte. Der Name Katechumenat, Katechese will bekanntlich nicht sagen, daß nun die Missionspredigt in Frage und

Digitized by Google

Antwort erfolgt. Merkwürdigerweise denken wir bei Katecheſe und Katechismus an dieſe Art der Unterweiſung, da doch der Ausdruck nur bedeutet mündliche Belehrung und die älteſten uns erhaltenen chriſtlichen Katecheſen Vorträge ſind, während wir bei Homilie an einen Vortrag denken, obgleich die ὁμιλία ein Geſpräch in Rede und Gegenrede bedeutet. Allerdings kann die Unterweiſung des Katechumenen im Unterſchied von der Miſſionspredigt ſich leichter je nach Bedürfnis in Frage und Antwort bewegen. Denn die Miſſionspredigt hat auch Zuhörer, die es einen Spott haben, die den Prediger für einen σπερμολόγος halten. Im Katechumenat dagegen ſind aus dem Zuhörerkreis diejenigen ausgeſchieden, die erklären, ſie wollen Jünger Jeſu werden. Man hat es mit Willigen zu thun. Danach kann ſich die Miſſionspredigt hier in der Form etwas anders geſtalten; man hat Schüler vor ſich, die lernen wollen, die ſich darum auch alles gern gefallen laſſen werden, was das Lernen erleichtert. Abgeſehen hiervon iſt die Katecheſe, wenn ich darunter die Heilsverkündigung an die um die Aufnahme in die Jüngerſchaft ſich Bewerbenden verſtehe, nichts anders als die Miſſionspredigt, welche für die Jüngerſchaft wirbt. Wie lange es dauern darf oder muß, einen Willigen zur vollen, nötigen Erkenntnis zu bringen, ob es ſchnell oder langſam vor ſich gehen muß, darüber laſſen ſich allgemein giltige Sätze nicht aufſtellen. Aber wenn man im Auge behält, daß die katechetiſche Weiſung nichts iſt als die Heidenpredigt, nur daß ſie unter beſonders günſtigen Umſtänden erfolgt, ſo wird man es für Unnatur halten müſſen, das Katechumenat über lange Zeiträume auszudehnen.

5. Da katechetiſche Unterweiſung nur unter günſtigen Verhältniſſen fortgeſetzte Heidenpredigt iſt, ſo fällt die Frage nach dem in dem Katechumenat zu überliefernden Stoff zuſammen mit der nach dem Inhalt der Miſſions- oder Heidenpredigt, eine Frage, die viel zu groß iſt, um im vorbeigehen erledigt zu werden, die ich aber ſehr gerne einmal ausführlich und eingehend behandelt ſehen würde. Ich muß mich mit einigen Bemerkungen begnügen.

Die Miſſionare von Hermannsburg in Indien haben in ihrer Konferenz vom Januar 1892 den Wunſch nach einem Katechumenenbuch ausgeſprochen. Der Wunſch iſt ſehr berechtigt; es iſt ein großes Bedürfnis für jede Miſſion ein Buch zu haben, in welchem der Stoff zuſammengeſtellt iſt, welcher in der Heidenpredigt und alſo in der katechetiſchen Unterweiſung vorzutragen iſt. Ich würde dies Katechumenenbuch einfach Katechismus nennen, womit nicht geſagt iſt, daß es notwendig in Frage und Antwort verfaßt ſein und noch weniger, daß es nur Lehrſätze ent-

Digitized by Google

halten sollte. Ich denke an ein Buch, das eine „kurze Summe" dessen enthält, was „einem Christen zu seiner Seligkeit zu wissen nötig ist" oder um mich der uns beschäftigenden Frage anzupassen, was einem Menschen, der Christ werden will, zu wissen nötig ist.

Die Hermannsburger Missionare haben für dieses Buch gefordert 1. die fünf Hauptstücke mit Anhang, aber ohne die Erklärung, 2. eine einfache, kurze Erklärung in Dispositionsform mit Beispielen und schlagenden Stellen aus der h. Schrift, 3. vierzehn namhaft gemachte biblische Geschichten, sieben aus dem Alten, sieben aus dem Neuen Testament. Mit dem dritten Punkte haben diese Missionare, wie dies überhaupt von den evangelischen Kirchen zu sagen ist, im Religionsunterricht einen wesentlichen Fortschritt gemacht über die ersten katechetischen Anfänge hinaus, wie sie im Kleinen lutherischen Katechismus und auch im Heidelberger vorliegen; sie haben der biblischen Geschichte einen Platz angewiesen, und ihr gebührt ein Platz zumal in der Heidenpredigt oder Heidenkatechese. Evangelisieren d. h. eigentlich Geschichte, Heilsgeschichte erzählen, und alle Heilslehre ist nur die Deutung der Heilsthatsachen. Die biblische Geschichte ist der Schlüssel zur Heilslehre. Ich würde darum die drei geforderten Teile in eine organische Verbindung miteinander zu bringen versuchen, indem ich in dem Katechismus die biblische Geschichte in einer Summa zu Grunde legte, an die sich anschlösse, oder besser aus der herauswüchse, was an Heilslehre in diesem Stadium mitzuteilen ist.

Ich nehme ein Beispiel, an das sich bequem zwei Bemerkungen anknüpfen lassen, die ich noch zu machen wünsche. Unter den alttestamentlichen Geschichten ist von den Hermannsburgern mit Recht die Gesetzgebung genannt. Ich würde das erste Hauptstück nicht als besonderes geben, sondern im Anschluß an diese Geschichte, aus ihr heraus verstanden und erklärt und dann auch nicht in der Form des Kleinen lutherischen Katechismus, sondern so wie die Bibel die zehn Worte bringt. Was immer für die kürzere Fassung der ersten Worte im Dekalog gesagt werden kann, in der Heidenpredigt sollte man nicht beiseite lassen, was 2 Mos. 20, 4—6 über Abgötterei gesagt ist.

Daran schließe ich zunächst die Bemerkung, daß diese Summa nicht die christliche Lehre an und für sich bringen sollte, sondern so, daß man erkennt, sie ist für Heiden berechnet. Paulus schildert einmal die Veränderung, welche die Heidenpredigt herbeigeführt hat, mit folgenden Worten: Sie verkündigen von euch, . . . wie ihr euch zu Gott gewandt habt von den Götzen, zu dienen einem lebendigen und wahren Gott und zu erwarten seinen Sohn vom Himmel (1 Thess. 1, 9). Der Mittel-

Digitized by Google

punkt, die Hauptſache iſt die Abwendung von den Götzen, die Zuwendung zu Gott. Das bewirkt die Miſſionspredigt unter Israel nicht; auch die Predigt in der Kirche verfolgt nicht dies Ziel. Wohl aber iſt es bei der Heidenpredigt die Hauptabſicht, die Menſchen für Gott von den Abgöttern weg zu gewinnen. Die katechetiſche Unterweiſung muß dies Ziel feſt im Auge behalten.

Die beiden Sätze, in welchen der Apoſtel die Folge dieſer Bekehrung von den Idolen ſchildert, gehören zuſammen, aber ich will jetzt nur auf den erſten hinweiſen. Die Bekehrung von der Abgötterei ſoll keine bloße Verſtandeswendung ſein, ſondern dazu führen, daß die Heiden jetzt einem „lebendigen und wahren Gotte dienen." Dieſe Abſicht muß den Katechumenen nicht unbekannt bleiben; ſie müſſen es wiſſen, daß man ſich Gott nicht zuwendet, ohne ihm und zwar ihm als einem lebendigen und wahren Gott zu dienen. Dieſer Gottesdienſt muß einigermaßen ihnen beſchrieben werden, um ſo mehr als unter dem Einfluß des Götzendienſtes, unter einer langen heidniſchen Gewöhnung die ſittlich-religiöſen Begriffe ungemein gelitten haben. Das kann nicht vor der Taufe alles wieder in Ordnung gebracht werden, aber ehe einer Chriſt wird, muß er wiſſen, was ſeine Zuwendung zu dem einen lebendigen und wahrhaftigen Gott für ſein ganzes Leben bedeutet.

In Israel hatte die Miſſionspredigt nicht nötig, dieſe Seite in dem Maße hervorzuheben, denn es ſtand unter dem „Zuchtmeiſter auf Chriſtum", dem Geſetz. Aus Israels Geſchichte hat man denn auch ein Stück dieſes Geſetzes, den Dekalog, genommen und in den Katechismus der Heiden eingefügt. Ich bemerke, daß dies nicht altkirchlicher Gebrauch iſt; unter den Lehrſtücken des Katechumenats findet ſich der Dekalog nicht; er iſt erſt ſehr ſpät eingeführt, als es ſich nicht mehr um Heidenunterweiſung, ſondern um Unterweiſung chriſtlicher Kinder handelte. Dagegen haben auch die Alten das Bedürfnis gefühlt, in dem Katechumenat die chriſtliche Moral den Katechumenen darzuſtellen. Eine Reihe von außerkanoniſchen Schriften wurden ihnen empfohlen gerade zu dem Zweck, daß ſie die chriſtliche Lebensauffaſſung kennen lernen ſollten. Wie man ſchon früher wußte, gehörte zu dieſen Schriften auch die wiedergefundene Apoſtellehre. Die erſten ſechs Kapitel enthalten, indem ſie den Weg des Lebens und den Weg des Todes ſchildern wollen, moraliſche Vorſchriften, und dann lautet der Anfang von Kap. 7: Wegen der Taufe aber: So tauft! Nach dem ihr dies alles vorhergeſagt, tauft in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geiſtes. Es widerſpricht dem Wortlaut dieſer Schrift, wenn man annimmt, was in ihr enthalten, ſei

Digitized by Google

die Summa der christlichen Lehre in dem altchristlichen Kreise, aus dem die Schrift stammt, oder Kap. 1—6 enthalte alles, was die Katechumenen damals zu hören bekamen. Das ist auch an und für sich unmöglich; man müßte es denn für möglich halten, daß man in diesem Kreise, der nach Harnack ein johanneischer war, die Heiden getauft hätte, ohne daß sie den Namen Jesu gehört oder von Gott dem Vater, dem Sohne und dem h. Geiste etwas vernommen hätten. Kap. 1—6 enthalten nichts davon. Auch ist es keineswegs so, daß Kap. 1—6 die christliche Sittlichkeit in ihrer „Tiefe und Breite" darlegen, vielmehr fehlt das centrale Motiv christlicher Sittlichkeit vollständig. Aber man sieht, daß diese Christen das Bedürfnis empfunden haben, die Katechumenen in die christliche sittliche Auffassung einzuführen. Und dies Bedürfnis tritt überall in der Heidenmission hervor. Die meisten Defekte, über die man in den jungen Gemeinden zu klagen hat, sind sittliche Defekte. Ein Unterricht über das, was der Christenstand für das ganze Leben bedeutet, ist darum sehr nötig.

Giebt man demselben im Katechismus einen größeren Raum, so muß man sich dabei hüten vor dem Fehler der Gegner des Paulus, vor dem Fehler, von dem meines Erachtens auch die altkatholische Kirche, von der διδαχή an, nicht ganz freigeblieben ist, welcher auch angesichts der moralischen Versumpfung der Heidenwelt sehr nahe liegt. Die Gegner des Paulus glaubten, der Heide müsse Jude werden, ehe er Christ werde; der ἄνομος müsse ὑπὸ νόμον gestellt werden, und verstanden nicht, wie er ohnedies ἔννομος werden könne. Paulus hat dem mit recht aufs äußerste widerstanden. Man sollte auch diese Darlegung des christlichen Wandels nicht dazu geben, damit dieses Gesetz Erkenntnis der Sünde wirke, obgleich dies nebenbei geschehen mag. Die Sündenerkenntnis der Heiden wird gewirkt durch die Erkenntnis, daß sie, statt den einen lebendigen Gott zu ehren, den Abgöttern sich zugewandt und damit und darum das Gesetz, das er in ihr Herz geschrieben hat, verletzt haben, wie die Buße der Juden geweckt wird durch die Erkenntnis, daß sie den Messias verworfen und damit bewiesen haben, wie sie mit ihrem Gesetz, mit der alttestamentlichen Gottesoffenbarung, ganz in Widerspruch stehen. Der christliche Wandel sollte dargestellt werden, um den Katechumenen zu zeigen, wozu sie Gott durch Jesum erretten will. Es scheint mir nicht richtig, die Dankbarkeit als das Motiv christlicher Sittlichkeit zu nennen, obgleich sie auch ein Motiv ist. Es kommt dann leicht so zu stehen, als ob dem Christen die Sünden vergeben würden und er nun auch sich dankbar erwiese und etwas Besonderes thue, indem er Gott zu gefallen

Digitized by Google

ſuche. Das Evangelium ſollte ſo dargeſtellt werden, daß es eine Botſchaft iſt von dem, was Gott gethan, um uns aus einem Sündenleben, das uns Gott entfremdet, in die Gemeinſchaft mit Gott zu erretten, aus der wir nun nie und nirgendswo entfallen ſollen. Wie ſich das Leben dann geſtaltet, ſollte dem Katechumenen gezeigt werden, damit ſeine Bitte um die Taufe die Bitte ſei, zu ſolchem chriſtlichen Leben errettet zu werden.

6. Dieſer Katechismus ſollte ein kurzes Buch ſein, zumal wenn er, was meines Erachtens übrigens durchaus nicht nötig, nicht einmal wünſchenswert iſt, in Frage und Antwort gefaßt iſt. Er ſollte, wenn es angeht, eine klaſſiſche Form bekommen und könnte in ſeinen Hauptſtücken Memorierſtoff werden. Die Katecheten müſſen ihn lebendig machen durch ihre Darſtellung, ihre Beiſpiele und Illuſtrationen. Ein Catechismus major für die Katecheten wäre gewiß auch eine dankbare Gabe, aber auch er würde dieſelben der Aufgabe nicht entbinden, ſelbſt die Katecheſe friſch, lebendig, herzbewegend zu geſtalten. Das iſt eine ſehr wichtige Aufgabe, denn die Vorbereitung auf die Taufe iſt wichtiger, als die Taufe ſelbſt, oder ich will lieber ſagen, ſchwieriger. Bei uns iſt es ſo geworden, daß wir nur einem höheren Diener, — wenn von hoch und niedrig unter evangeliſchen Kirchendienern die Rede ſein darf — einem ordinierten die Taufe geſtatten, in der apoſtoliſchen Zeit haben es, ſcheint mir, die niederen Diener gethan. Bei Johannes leſen wir, daß Jeſus mehr Jünger machte und taufte, denn Johannes, „wiewohl er ſelbſt nicht taufte“ (Joh. 4, 2); die Jünger mußten dies thun. Von Petrus im Hauſe des Kornelius heißt es, „er befahl (προσέταξε) ſie zu taufen in dem Namen des Herrn“ (Act. 10, 47). Ich habe ſchon Pauli Wort citiert, daß Chriſtus ihn nicht geſandt habe zu taufen, ſondern zu evangeliſieren. So ſchrieb er, nachdem er zuvor ſchon bemerkt hatte: „Ich danke Gott, daß ich keinen von euch getauft habe, außer Kriſpus und Gajus, . . . ich habe aber auch des Stephanus Haus getauft; im übrigen weiß ich nicht, ob ich noch einen andern getauft habe“ (1 Kor. 1, 14—17). Daß er evangeliſiere, war ihm Lebensberuf, daß er ſelbſt taufe, war ihm ſo Nebenſache, daß er erſt nur zwei nennt, dann noch einen Nachtrag bringen muß und endlich ſich gegen den etwaigen Vorwurf fahrläſſigen Zeugniſſes ſichert, indem er ſagt, daß er wenigſtens ſonſt keinen mehr im Gedächtnis habe. In der That iſt es viel wichtiger, wer Katechet als wer Täufer ſein ſoll. Die Frage hängt von verſchiedenen äußeren Umſtänden ab, z. B. von der Anzahl der europäiſchen Miſſionare. Wie ich ſehe, halten es die rheiniſchen Miſſionare in Sumatra ſo, daß die Katechumenen alle vom Miſſionar unterrichtet werden; nach

Digitized by Google

einer flüchtigen Rechnung würden dort auf einen Missionar etwa hundert Katechumenen jährlich kommen. Kann man die an einem Orte sammeln und zu einer Zeit des Jahres unterrichten, so geht dies ja noch an, obgleich es viele Arbeit giebt. Aber diese Möglichkeit hängt wieder von andern Umständen, klimatischen, geographischen, socialen ab, die hier so, dort anders liegen. Z. B. wird es, wenn die Ansammlung der Katechumenen an einem Ort auch nur für einige Wochen möglich oder nötig ist, von Wichtigkeit sein, ob man sie während dieser Zeit ernähren oder halb oder ganz für ihre Beschäftigung sorgen muß. Daß die Katechumenen ihre Heimat verlassen, hat auch sonst Bedenken. Von entscheidender Bedeutung ist es auch, was für Material oder besser Personal man an den eingebornen Gehilfen hat.

Es ist nicht thunlich, hier auf alle Möglichkeiten einzugehen; es wird auch gewöhnlich sich von selbst so gestalten, daß der eingeborne und der fremdländische Missionsarbeiter gemeinsam die katechetische Unterweisung übernehmen. Es ist das auch in der Ordnung, da beide ceteris paribus ihre besonderen Gaben haben, welche zur Anwendung kommen sollten. Der einheimische Katechet wird meistens die Volkssprache besser in seiner Gewalt haben, so daß er sich allen verständlich machen und, was nicht minder wichtig ist, alle verstehen kann, z. B. die Alten, auch die Frauen; er wird auch besser das Semitische ins Hamitische — oder um welche Rassenart es sich sonst handeln mag — übersetzen, für das semitisch-japhetitische Gewand, in dem wir doch das Evangelium bringen, das nationale geben können. Kurz, nach allen den Seiten hin, nach welchen der Evangelist oder Katechet Hermeneut sein muß, wird der eingeborne Arbeiter der geschickter Katechet sein. Dagegen damit bei diesem Übersetzen nichts verschüttet werde, daß nicht der Ernst in der Wahrheit der Heilsbotschaft Schaden leide, daß nicht auf Nebendinge statt auf die Hauptsache der Nachdruck gelegt werde, darauf wird am besten der Vertreter der alten Christenheit acht haben können, der das Erbe einer langen christlichen Entwicklung den jungen entstehenden Christengemeinden überliefert. Der fremdländische Missionar wird am besten im Verein mit dem einheimischen die Katechumenen unterweisen.

7. Diese Gemeinsamkeit der Arbeit wird auch da angebracht sein, wo die Entscheidung getroffen wird, ob der Bewerber zur Taufe zugelassen werden soll. Diese Frage erhebt sich zuerst, wenn der Hörer der Missionspredigt sich zur Taufe meldet; wird sie dann dahin beantwortet, daß die Missionspredigt in der katechetischen Unterweisung fortzusetzen ist, so tritt die Frage aufs neue auf, wenn diese beendigt ist. Es liegt in

Digitized by Google

sofern doch einiger Sinn darin, daß der höher qualificierte Kirchendiener die Taufe vollzieht, als naturgemäß der Täufer auch über die Zulassung zur Taufe entscheidet. Aus hierarchischem Interesse ist früher dem Bischof die Taufe vorbehalten, und als dies nicht mehr durchführbar war, ist der Akt der Handauflegung dem Bischof vorbehalten und zu dem besonderen Sakrament der Firmelung ausgebildet worden. Die Visitatoren der Hermannsburger afrikanischen Mission haben mit Recht dem Superintendenten die Oberentscheidung genommen und dem Täufer gegeben; was sie noch von der früheren Ordnung gelassen, wird wohl als Kompromiß nötig gewesen sein, sachlich nötig scheint es nicht. Es ist ganz in der Ordnung, daß eine Missionsgemeinschaft ihre Taufbedingungen für die Missionare obligatorisch macht, aber ob nun der einzelne Taufbewerber innerhalb dieser Ordnungen getauft werden kann, diese subjektive Unterscheidung wird man dem Täufer überlassen müssen. Der Täufer wird aber sehr gut thun, bei dieser Entscheidung sich nicht auf sich selbst zu verlassen. Wenn er auch ein alter Missionar ist, sehr vertraut mit seinem Volke, er wird doch vieles nicht erfahren, was die eingebornen Christen erfahren. Ihres Beirates sollte er sich nie entschlagen. Da, wovon noch die Rede sein muß, die Taufe den Bewerber auch in die Gemeinschaft der Jünger einfügt, so haben insbesondere auch deren Vertreter ein Recht, gehört zu werden, wenn einer aufgenommen wird. In der Taufordnung sollte bestimmt werden, daß der taufende Missionsarbeiter die Vertreter der Gemeinde offiziell um ihre Zustimmung zu fragen hat und ihm der dringende Rat gegeben werden, nicht ohne Befragung und Besprechung mit den eingebornen Gehilfen und Christen über die Zulassung zu beschließen.

8. Wenn so der fremdländische und der einheimische Arbeiter gemeinsam die Entscheidung treffen, so fragt sich, welches objektive Maß sie anzulegen haben, um nach ihm die Taufwürdigkeit zu entscheiden. Darauf möchte ich zunächst eine Antwort geben, welche die formelle Seite berücksichtigt. Die Entscheidung darf nicht nach den eigenen, vielleicht sehr frommen, hohen Gedanken des Missionars und seiner Mitarbeiter geschehen. Die Evangelisten sind Haushalter über Gottes Gut; wie sie das Wort nicht fälschen dürfen weder durch Zuthun, noch durch Abthun, so auch nicht das Sakrament. Sie haben nur das Recht, es so zu verwalten, als es stiftungsmäßig und nach der Lehre der heiligen Schrift verwaltet sein will. Als sich Riedel auf Celebes gegen den Vorwurf zu verteidigen hatte, daß er zu rasch taufe, antwortete er: „Ich glaube von ganzem Herzen, wenn ich einen Unwürdigen taufe, so thue ich nicht die

Digitized by Google

Sünde (denn er legt sein Bekenntnis ab und hat selbst die Verantwortung dafür), als wenn ich einen Würdigen ausschließe" (Riedel von Grundemann S. 59). Ich erinnere mich, von Josenhans gehört zu haben, daß der beste Missionar der sei, der am längsten mit der Taufe wartet. Ich verkenne die Wahrheit nicht, die darin liegt; weiß auch wohl, daß dies ein Paradox sein sollte. Aber es hat doch einen kleinen Anstrich von Heterodoxie und erinnert an Tertullian, in dem doch wohl schon eine Dosis Montanismus stak, als er schrieb: cunctatio baptismi utilior est. Jedenfalls ist es nicht der richtige Missionsrat, möglichst lang zu warten; die Instruktion muß dahin gehen, dies Sakrament nach der Meinung des Stifters zu verwalten.

Der Missionar hat darum nicht Recht, das Sakrament so zu verwalten, daß er beinah — denn ganz geht es doch nicht — die Heuchler von der Jüngerschaft ausschließt. Jesus wollte keine Gemeinde, in der heuchlerische Mitglieder unmöglich. Er wollte auch keine Gemeinde, deren Glieder nicht mehr sündigen. Paulus hat in Korinth, in dessen Gemeinde er das „Siegel" seiner Missionsthätigkeit sah (1 Kor. 9, 2), viele getauft oder taufen lassen. Unter den Getauften war nicht bloß der eine, der es schlimmer gemacht hatte als die Heiden (1 Kor. 5, 1), sondern viele, die sich so hielten, daß er fürchten muß, bei seiner Ankunft Leid tragen zu müssen „über viele, die vorher gesündigt und nicht anderen Sinnes geworden seien über die Unreinigkeit und Hurerei und Ausschweifung, die sie begingen" (2 Kor. 12, 21). Der Apostel nahm das zwar als eine Demütigung von Gott, aber daß er wegen seiner Taufpraxis sich Vorwürfe gemacht habe, davon hören wir nichts. Er wußte, daß auch in der Gemeinde Ärgernisse kommen müssen, und daß es nicht Jesu Absicht war, das Sakrament der Initiation so verwalten zu lassen, daß man die Sündenfälle — ich wiederhole beinahe, denn ganz geht es doch nicht — unmöglich macht. Ich habe den Eindruck, daß etwas von dem verkehrten Gedanken, daß dies doch geschehen sollte, auch die evangelische Taufpraxis bestimmt.

Es kann noch weniger gestattet sein, die Taufe so zu verwalten, daß Nebenzwecke dabei erreicht werden sollen. Man darf z. B. den Taufbewerbern kein Gelübde vollständiger Enthaltung von Spirituosen abfordern als Taufbedingung. Man darf nicht zur Bedingung machen, daß die Katechumenen lesen lernen, ehe sie getauft werden. Ich verstehe wohl, daß man an der Unlust und Trägheit lesen zu lernen einen Gradmesser des Verlangens nach der Heilswahrheit hat, natürlich bei denen, die noch lesen lernen können. Ich billige es auch vollständig, daß man

Digitized by Google

das Katechumenat benutzt, um dies durchzusetzen, und glaube, wenn auf Seiten des Katecheten nicht weniger wie des Katechumenen alles in Ordnung, wird man sein Ziel auch erreichen. Ich verstehe auch, daß nach Lage der Dinge und Personen völlige Abstinenz anzuraten ist, und daß dieser Rat auch dem Katechumenen gegeben werden muß. Allein es ist doch eine Überschreitung seiner Vollmacht, wenn der Missionar etwas zur Taufbedingung macht, was nicht klar in Gottes Wort geboten ist. Er stellt damit vor das Gnadenmittel ein Menschengesetz, das, wie oft die „Aufsätze der Menschen", sehr vernünftig sein kann, aber doch etwas Sauerteig in den Süßteig der Gnadenbotschaft mischt. In der Abendmahlsliturgie der hiesigen reformierten Gemeinden heißt es: „Ausgeschlossen ist, wen das Evangelium selbst ausschließt." Das muß man auch beim Taufsakrament anwenden: Ausschließen darf man nur, wen das Evangelium selbst ausschließt.

9. Aus der heiligen Schrift ist zu entnehmen, wonach zu bemessen, ob einer zu taufen ist oder nicht. Materiell aber ist es zu bemessen nach dem, was gemäß dem biblischen Zeugnis das Sakrament der Taufe ist. Niemand wird erwarten, daß ich jetzt eine Lehre von der Taufe geben, noch befürchten, daß ich dabei die Schleusen konfessioneller Streitflut öffnen werde. Ich glaube, ich kann ohne das sagen, was für unsern Zweck nötig ist, indem ich mich an den Missionsbefehl anschließe. Der Auferstandene hat befohlen, in seine Jüngerschaft einzusetzen durch die heilige Taufe. Ich würde darum zunächst antworten, man darf den taufen, der mit verständnisvoller Willigkeit begehrt, ein Schüler Jesu zu sein, von ihm zu lernen, der gesagt: kommt zu mir und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig. Diese Taufe, durch welche der Täufling in das Verhältnis zu Jesus gesetzt wird, beschreibt der Auferstandene als eine Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Wenn Paulus von den Israeliten, die aus Ägypten zogen, sagt, sie seien alle auf Mose getauft, so meint er damit, daß sie der Offenbarung, der Gnadengüter, die Mose repräsentiert, teilhaftig geworden sind. Wer auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft wird, soll der Heilsoffenbarung teilhaftig werden, von denen dieser Name sagt. Ich würde zum andern sagen: Getauft darf werden, wer mit verständnisvoller Willigkeit begehrt, ein Kind Gottes des Vaters zu werden, den Sohn als seinen Mittler anzunehmen und durch den heiligen Geist sich erneuern und heiligen zu lassen. Neben den alten Namen der „Schüler" finden wir einen andern alten Namen der Christen; sie heißen die „Heiligen". Die zuerst diesen

Digitized by Google

Namen bekommen haben, die Christen zu Jerusalem und in Judäa, haben ihn gleichsam als nomen proprium bekommen; die Steuer für die Heiligen bedeutet darum die Steuer für die Christen in Jerusalem. Aber mirabile dictu, es gab, wie die Adressen apostolischer Briefe sagen, auch zu Rom (Röm. 1, 7), in Korinth (1 Kor. 1, 2) und in Philippi (Phil. 1, 1) und hin und her unter den Heiden „Heilige", die Gott geweiht waren und, was damit gesagt ist, dem alten Leben entsagt hatten. Es würde sich also fragen, ob der Taufbewerber willig ist, ein „Heiliger" zu werden und dem bisherigen Leben und Wandel zu entsagen. — Endlich ist zu bedenken, daß die Taufe nicht nur in die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott versetzt, sondern eben deshalb in die Gemeinschaft mit den anderen, welche dieser Gemeinschaft sich erfreuen. Die Jüngerschaft bildet eine Brüderschaft. „Bruder" ist ein anderer Name für Christen; „die Brüder mit mir grüßen euch" (Phil. 4, 21), die „Brüder von Joppe", die „Brüder in Judäa" (Act. 10, 23; 11, 1) bedeutet, wie wenn es „Schüler" hieße, die Christen hier und dort. Die Frage ist darum, ob der Taufbewerber willig und geeignet ist, in die Gemeinschaft dieser Brüder einzutreten, die alle von Jesu lernen wollen, die alle mit dem dreieinigen Gott als dessen Heilige Gemeinschaft haben, nachdem sie dem alten heidnischen Leben entsagt haben.

Wenn man an die Taufbewerber diese Frage stellt oder sich selbst fragt, ob es so bei ihnen stehe, ist es wohlgethan, sich zu erinnern, daß die Taufe ein Initiationsakt ist, den Anfang macht für das Christenleben eines Heiden. Man sollte darum die Fragen nicht in der Form stellen, die ihnen ein Theologe eines altchristlichen Volkes etwa geben mag, auch nicht in einer Form, wie sie den Anforderungen eines pietistischen Konventikels genügt. Dann fordert man, was bei einem Heiden nur Treibhausblüte sein kann, oder was er nicht versteht. Je einfacher, in je elementarerer Form die entscheidenden Fragen gestellt werden, desto richtiger wird die auf die Antwort gegründete Entscheidung fallen.

10. Bei diesen Fragen würde der Anfang zu machen sein mit der, ob der Täufling dem alten Wesen absagen will, was er in vieler Hinsicht sofort durch die That beweisen kann. Beweist er das, so ist schon damit ein sehr schwerwiegendes Zeugnis für seine Aufrichtigkeit gegeben. Es wird darum Aufgabe des Täufers sein, sich genau zu erkundigen, wie es mit dem alten Leben steht. Es scheint mir eine sehr weise Anordnung der Leipziger Mission zu sein, daß die Missionare angewiesen sind gleich bei der Meldung, vor der definitiven Annahme alle Verhältnisse, z. B. die ehelichen, vor Zeugen zu erforschen und den Befund in das Kate-

Digitized by Google

chumenenbuch einzutragen. Es ist auch für die Zukunft von Wichtigkeit, da während des Katechumenats leicht dem Katechumenen selbst die Sache sich verschiebt.

Je nach dem Resultat dieser Erforschung muß man von dem Katechumenen fordern, aufzugeben, was sich für einen Jünger Jesu nicht schickt. Trägt er z. B. Zauberschnüre, heidnische Abzeichen und dergleichen, so muß er sie ablegen. Es kommt hier natürlich darauf an, was der Täufer selbst für erlaubt oder unerlaubt hält. Ich halte es für unevangelisch, wenn man fordert, daß der Täufling jeden Schmuck, auch den, der mit dem Götzendienst nicht zusammenhängt, ablege. Es geht auch gegen die biblische Auffassung des Sklavenstandes, wenn man vom Täufling die Freigebung aller seiner Sklaven fordert, wo das bürgerliche Recht den Sklavenstand nicht verbietet. Ich habe die Frage nicht genug studiert, um sagen zu können, ob man die Aufgabe der Kaste fordern darf. Dagegen ist die Polygamie eine der Ordnung Gottes widersprechende Verkehrung des Eheverhältnisses, der entsagen muß, wer sich in die Nachfolgeschaft Jesu begeben will. Jede dieser Fragen könnte eine lange Diskussion veranlassen, die ich nicht provocieren möchte. Ich wollte nur an diesen Beispielen zeigen, daß eine ganze Reihe von Punkten — auch wenn man den einen oder andern der von mir erwähnten ausscheidet, bleiben genug — vorhanden ist, an denen sich entscheiden muß, ob der Bewerber es ernst meint. Ist er bereit, in diesen greifbaren Dingen das verkehrte Alte aufzugeben, zu verleugnen, so sollte dies mehr wiegen, als ein gefühlvolles oder erkenntnismäßig exaktes Bekenntnis seines Heilsverlangens.

Die, welche diese erste Probe nicht bestehen, sollten nicht in das Katechumenat aufgenommen werden. Man braucht sie aber darum nicht zurückzustoßen, sondern kann sie sehr wohl ermahnen, weiter die Predigt des Evangeliums anzuhören und christliche Unterweisung zu suchen, damit sie Einsicht und Kraft zu dieser Entsagung bekommen.

11. Es giebt keinen legitimen Grund für die heutige Missionsarbeit, die im allgemeinen in großer Sicherheit arbeiten kann, diese Bewerber, die man noch zurückweist, und die andern, welche man ins Katechumenat aufnimmt, von dem Gottesdienst der christlichen Gemeinde fernzuhalten. In der alten Kirche hat man durch einen besonderen Akt die Katechumenen zugelassen als Mithörer der Predigt im christlichen Gottesdienste. Es war eine höhere Stufe des Katechumenats, wenn sie dann noch dableiben durften, um dem Gebet für die Katechumenen beizuwohnen und nachher entlassen zu werden. Paulus erinnert die Korinther bei der Beurteilung

Digitized by Google

der Geistesgaben, des Zungenredens daran zu denken, ob auch ein ἄπιστος, wenn er in den Gottesdienst komme, davon Nutzen habe. Wir haben keinen Grund, die noch zurückgestellten und die ins Katechumenat aufgenommenen Taufbewerber von dem Gottesdienst fernzuhalten, vielmehr sollte man sie einladen: Kommt und hört, damit sie beide zur größeren Klarheit geführt werden.

12. Indem man die Bewerber in den Gemeindegottesdienst einladet, fängt man an, von der altkirchlichen Taufpraxis ein sehr wichtiges Stück nachzuahmen. Höfling meint mit Recht, die protestantische Missionspraxis könne von der altkirchlichen lernen, daß man den Taufbewerber möglichst bald in eine Verbindung mit der Gemeinde setze. Ein ähnlicher, wenn auch sehr verschieden ausgedrückter Gedanke bewegte den alten Heldring. Er sagte einmal in unsrer Konferenz, daß er in holländisch Indien, wo oft eine ganze Insel das Christentum annehmen wolle und wenn dies nicht schnell geschehe, morgen dem Islam zufallen, sofort die ganze Insel, „3000 oder mehr", taufen werde. Das ist nun allerdings sehr nach altniederländischen Mustern gearbeitet, aber ein granum salis ist doch darin. Es ist sehr zu empfehlen, den Anfang des Katechumenats zu markieren. Wenn etwa öffentlich vor der Gemeinde die Namen der Taufbewerber genannt, ihre abgöttischen Zeichen abgelegt würden, von da an sonntäglich namentlich oder doch ausdrücklich für sie gebetet, ihnen ein besonderer Platz im Gotteshaus angewiesen würde, die Ältesten angewiesen würden, auf sie besonders zu achten, so müßte den Katechumenen deutlich werden, daß sie schon jetzt, wenn ihr Taufbegehren aufrichtig, zur Gemeinde der Jünger Jesu sich zu halten und zu rechnen haben.

In der Didache Kap. 7 wird angeordnet: Vor der Taufe aber faste der Täufer und der Täufling und einige andere, wenn sie können. Befiehl aber dem Täufling ein oder zwei Tage zu fasten. Das heißt in unsrer Sprache übersetzt, der Täufling insbesondere, aber auch der Täufer und einige Vertreter der Gemeinde sollen äußerlich und innerlich sich auf diese heilige Handlung vorbereiten. Wenn dies von allen drei Seiten geschieht, ist Aussicht vorhanden, daß Gottes Wille bei der Zulassung zur heiligen Taufe getroffen wird.

12. Dies gilt von Erwachsenen. Es kommen aber auch Halberwachsene. Insbesondere wo die Mission Schulen hat, in der Heidenkinder die Missionspredigt in der Form der Andacht wie des Unterrichts vernehmen, geschieht es in einem bestimmten Alter sehr leicht, daß sie sich zur Taufe melden, zumal wenn der Lehrer unvorsichtig genug ist, auf die Taufmeldung hinzuarbeiten. Ich finde nur bei der Brüdergemeinde Be-

Digitized by Google

ſtimmungen hierüber, die dahin gehen, daß ſolche zwiſchen dem 5. und 12. Jahre gar nicht, vom 12. Jahre an nur nach in Art des Konfirmandenunterrichtes erteilter Unterweiſung getauft werden dürfen. Ich würde hier noch weiter gehen. Zwar darf man kein „Princip“ daraus machen; das Heil iſt für jedes Alter da. Aber da die Erfahrung lehrt, daß junge Knaben und Jünglinge reſp. Jungfrauen die Koſten kaum überſchlagen können und nur zu oft in folgenden beſonders verſuchungsreichen Jahren die Taufgnade verlieren, ſo iſt es ratſam, bei Taufen Halberwachſener, die nicht den Halt einer chriſtlichen Familie haben, aufs vorſichtigſte vorzugehen.

13. Ein anderes iſt es, wenn Kinder dieſen Halt chriſtlicher Familien haben. Nach bis in die apoſtoliſche Zeit zurückgehendem Gebrauch iſt es Sitte, ſolche Kinder zu taufen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß, oder ſehr unwahrſcheinlich, daß nicht da, wo in der Apoſtelgeſchichte davon die Rede iſt, daß er und ſein ganzes Haus getauft wurden, auch Kinder dabei waren. Auch die ſonſtigen Zeugniſſe ſprechen dafür, daß die Kindertaufe ein ſehr alter, bis in die apoſtoliſche Zeit zurückreichender Gebrauch iſt. Die Vorausſetzung aber der Kindertaufe iſt erſtlich die Bewußtloſigkeit des Täuflings, zum andern die Garantie, daß der Täufling chriſtlich erzogen werde. Was das erſtere betrifft, ſo iſt der alte kirchliche Ausdruck, daß ſie nescientes und nolentes die Taufe empfangen. Wie lange kann man die Kinder ſo betrachten? Die Beſtimmungen gehen meiſtens auf 7 und 8 Jahr; zu Ehren der Afrikaner will ich bemerken, daß ein Hererokind ſchon mit 7, ein Chineſenkind erſt mit 8 Jahr für sciens angeſehen wird. Die Brüdergemeinde hat das niedrigſte Alter 5 Jahre angenommen. Aber es ſcheint mir, daß auch dies noch zu hoch iſt. Unſre Kinder wenigſtens mit fünf Jahren beten und wiſſen vom Heiland. Ich würde ſagen 3 Jahre. Vom 3—8. Jahre könnten ſie darum doch mit den Eltern getauft werden, ſie ſollten nur einen für ihr Alter entſprechenden Unterricht empfangen haben.

Was das andere betrifft, ſo ſcheint man zu glauben, eine genügende Sicherheit ſei da, wenn beide Eltern getauft waren, reſp. mit den Kindern getauft werden, oder wenn der Vater allein Chriſt iſt, reſp. wird, oder wenn die Mutter getauft iſt, reſp. wird, der Vater aber die Genehmigung zur Taufe des Kindes giebt. Mir ſcheint, daß die Sicherheit in dem dritten Fall größer als in dem zweiten und unter vielen Umſtänden bei jungen heidenchriſtlichen Familien in allen drei Fällen die Sicherheit nicht ſehr groß iſt. Ich kann darum dem nicht ſo ohne weiteres zuſtimmen, daß man die Kindertaufe obligatoriſch macht. Wir haben keine Zeugniſſe

Digitized by Google

aus der alten Zeit, daß die Kindertaufe erzwungen wurde, ich meine kirchlich, und wenn Tertullian noch in der Kirche gegen die Kindertaufe spricht, so ist nicht wahrscheinlich, daß diese damals auf Kirchengesetz beruhte. Wo Gleichgiltigkeit das Motiv ist, muß dieser seelsorgerlich entgegengewirkt werden. Die Kindertaufe sollte im übrigen meines Erachtens draußen noch mehr als hier Sitte, nicht Gesetz sein.

14. Die Jungen wie die Alten sollen durch die Taufe in die Jüngerschaft Jesu eingepflanzt werden und es wird nicht ohne Bedeutung sein, wie man denen, die würdig geachtet werden, dieses Sakrament erteilt. Darüber wäre sehr viel zu sagen, ich muß mich aber auf wenige Bemerkungen beschränken. Im Vorbeigehen möchte ich meine Verwunderung aussprechen, daß man außer in Baptistenkreisen nicht auf den Gedanken gekommen ist, die älteste Form der Taufe, die immersio, wieder einzuführen. Die einzige evangelische Taufordnung für Erwachsene bestimmt, daß der Proselyt in einer Wanne getauft werden solle; in der heutigen Mission ist das nirgendwo meines Wissens eingeführt.

Wichtiger ist mir, daß der Taufakt feierlich und einfach vollzogen werde. Es ist ein Freudenfest, wenn einer oder viele in die gnädige Gemeinschaft des dreieinigen Gottes eingepflanzt werden. So ziemt es sich wohl, daß man die Taufstätte schmücke, und daß die Täuflinge im Freudenkleide erscheinen. Aber man hat doch darauf zu achten, daß nicht die Hauptsache unter den Nebensachen verschwinde. Die alte Kirche hat die Taufhandlung mit so vielen selbsterfundenen Ceremonien, dem Kreuzeszeichen, dem Anblasen, dem Salz, dem Öl, dem Speichel, den verschiedenen Exercitien beladen, daß Höfling mit Recht sagt, die Handlung, welche Jesus angeordnet, sei dadurch erdrückt worden. Es war altkirchliche Sitte, am Tauftag im weißen Kleide zu erscheinen, das acht Tage später, dominica in albis, abgelegt wurde. In den dazwischen liegenden acht Tagen gingen die Neugetauften auf Sandalen, berührten die Erde nicht mit bloßem Fuß zum Zeichen, daß sie hinfort nicht mehr mit der Welt sich beflecken wollten. Augustin klagt, daß diese Externa einen solchen Raum einnehmen, „daß der ernster getadelt wird, der in seiner Woche die Erde mit bloßem Fuß berührt, als wer seinen Verstand im Weingenuß begraben hat.“ Die ganze Ausgestaltung der Handlung in Liturgie, Gesang, Schmuck sollte in ihrer einfachen Feierlichkeit darauf berechnet sein, die Hauptsache hervorzuheben, nämlich das, was Gott im Sakrament an dem Täufling thun will.

15. Die Getauften sind Christen geworden, aber junge Christen, und als die quasimodogeniti bedürfen sie der Pflege. Diese kann bei

Digitized by Google

den Kindern nach alter kirchlicher Sitte außer von den Eltern durch die Taufpaten, die sponsores, geschehen. Auch bei den Erwachsenen scheint es schon häufig geschehen zu sein, daß die, welche die Heiden herzuführten, ein besonderes Verhältnis zu ihnen einnahmen, für ihre Einführung ins Christenleben vor andern zu sorgen hatten. Ich weiß nicht, ob es sich bewährt hat, daß man, wie die Baseler angeordnet haben, von Gemeinde wegen besondere Männer und Frauen anstellt, denen auch in der Taufliturgie diese Pflicht auferlegt wird. Man wird, wie man auch dies einrichtet, darauf achten müssen, daß dieses Pflegeramt der Paten, Taufzeugen oder kirchlichen Taufpfleger nicht wie bei uns eine bloße Form wird.

Die Pflege wird weiter geschehen, wenn man die als Kinder Getauften durch den Konfirmationsunterricht auf das Abendmahlssakrament vorbereitet. Bei Erwachsenen hat man keinen legitimen Grund, sie vom h. Abendmahl noch fern zu halten und Monate und noch längere Zeit zwischen beide Sakramente zu schieben. Wer die Taufe empfangen kann, ist auch bereit zum h. Abendmahl, wie denn auch nach alter kirchlicher Sitte der Tauftag der erste Kommuniontag war. Es könnte sich nur empfehlen, den Tauftag, der ein Tag tiefer Eindrücke sein wird, zunächst sich auswirken zu lassen und erst etwa acht Tage später die erste Kommunion zu begehen.

Die Getauften sind Glieder einer Brüderschaft geworden, die sich ihrer annimmt, in der sie lernen alles, was Jesus befohlen hat. Damit die Gnade der Taufe nicht verloren geht, muß der Getaufte unter die Belehrung und Erziehung einer wohlgeordneten Christengemeinde gestellt werden.

Wenn der Lebensabend herankommt, hat man leicht den Eindruck, jetzt sollte es erst anfangen. Als ich mich hinsetzte, mein Referat zu schreiben, hatte ich einen ähnlichen Eindruck: Jetzt solltest du erst anfangen zu lernen. Aber es kann nicht sein, und ich hoffe doch einiges gesagt zu haben, was widersprochen oder bestätigt Frucht bringt. Wenn wir aber auch alles gelernt haben, werden doch Fehler und Mißgriffe vorkommen. Das Lernen ist gut, aber wichtiger ist, daß der befahl: Macht alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie tauft, auch verhieß: Ich bin bei euch alle Tage. Seine Gegenwart möge sich kräftig erweisen bei allen seinen Dienern, die taufen, damit eine Jüngerschaft gesammelt werde, die sich bewährt, wenn der Meister als König kommt zur Weltvollendung!

Digitized by Google

Der indische Missionscensus pro 1890.[1])

Vom Herausgeber.

Wie bereits S. 340 angedeutet, ist jetzt der fünfte Census der evangelischen Missionen Britisch-Indiens veröffentlicht worden unter dem Titel: Protestant Missions in India, Burma and Ceylon. Statistical Tables. 1890 (Calcutta. Baptist Mission Press. 1892). Im Unterschiede von den früheren Statistiken, die je den Zeitraum von zehn Jahren umfaßten und von 1862 an gelegentlich der zehnjährigen allgemeinen indischen Missionskonferenzen veröffentlicht wurden (vgl. S. 297), giebt der diesmalige an die Bombay-Konferenz sich anschließende Missionscensus nur eine Übersicht über die neun Jahre von 1882—1890 inklusive. Das ist geschehen, um die Missionsstatistik in chronologische Konformität zu bringen mit dem amtlichen Regierungscensus, der seit einigen Jahrzehnten am Schluß jeder Dekade erscheint. Leider fehlt in den diesmaligen Statistical Tables die General Summary of Results, welche den früheren Census so übersichtlich darstellte, so daß es keine geringe Mühe macht, aus dem ungeheuren Zahlengewirr sie zu rekonstruieren. Es steckt ein riesiger Fleiß in den umfangreichen Tabellen, der um so größere Bewunderung verdient, als er sich durch die Saumseligkeit so vieler Berichterstatter, welche die Geduld der Sammler auf die härtesten Proben stellte, nicht hat ermüden lassen. Obgleich man bei der Prüfung und Zusammenstellung des eingelieferten oder anderweitig gesammelten statistischen Materials mit der gewissenhaftesten Sorgfalt zu Werke gegangen ist, so ist es doch zweifelhaft, ob die mitgeteilten Zahlen lückenlos und absolut zuverlässig sind.[2]) Wiederholt findet sich in den Fußnoten zu den Tabellen die Bemerkung: geschätzt oder unvollständig; aber was noch schlimmer ist, das ist die Unsicherheit in dem Gebrauche der statistischen Generalnenner, nämlich daß die verschiedenen Missionsgesellschaften die Termini Missionar, eingeborne Missionare und Pastoren und besonders Christen im verschiedenen Sinne gebrauchen, ein Übelstand, der eine Einigung über die statistischen Grundbegriffe zum dringenden Bedürfnis macht (vgl. S. 312). Wir schicken nur noch voraus, daß die vorliegenden Tabellen (mit Ausschluß der Frauen-Missionen) 47, mit Einschluß von 7 „isolierten Missionen" 54 Missionsgesellschaften aufzählen, von denen allerdings mehr als ein Drittel nur über sehr beschränkte Kräfte und Mittel verfügen. Vermißt haben wir in dieser Liste nur die Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft, die allerdings in den „Supplementen" später erwähnt wird. 1881 wurden (inkl. 7 „isolierte Missionen") 45 Missionsgesellschaften aufgezählt. Rubriziert sind diese 54 Gesellschaften als baptistische (11), kongregationalistische (2), anglikanische (7), presbyterianische (14), methodistische (3), lutherische (8 — ohne die Schleswig-Holsteinische), brüdergemeinliche und quäkerische (2) und isolierte (7). Vgl. die Tabelle S. 341.

[1]) Vorläufig an Stelle der Rundschau.

[2]) Zu unserer Überraschung findet sich leider wiederholt auch die so oft unsererseits gerügte unbegreifliche Gedankenlosigkeit, daß, während die Zahlenangaben einer längeren Postenreihe unausgefüllte Lücken haben, diese defekten Zahlen doch addiert werden, ohne daß die Lücken durch Schätzungen ausgefüllt sind, so daß notwendig eine ganz falsche Summe entsteht. Z. B. S. 48. 51.

Digitized by Google

Zunächst geben wir nun eine allgemeine Orientierung über die missionarischen Kräfte und die Ergebnisse der Arbeit, wie sie sich in der Gemeinde- und Schulstatistik darstellen, nach dem übersichtlichen Schema von 1881.

	1851	1861	1871	1881	1890
1. Auswärtige ordinierte Missionare[1]					
in Indien	339	479	488	586	857
in Barma	?	22	29	36	61
in Ceylon	34	36	31	36	38
			548	658	956[2]
2. Auswärtige Laienprediger[1]					
in Indien	—	—	—	72	118
in Barma	—	—	—	—	14
in Ceylon	—	—	—	—	15
3. Eingeborne ordinierte Pastoren					
in Indien	21	97	225	461	797
in Barma	?	46	77	114	146
in Ceylon	8	42	79	99	115
			361	674	1058
4. Eingeborne nichtordinierte Prediger[3]					
in Indien	493	1266	1985	2488	3491
in Barma	?	411	359	368	496
in Ceylon	58	102	184	132	384
5. Gemeinden					
in Indien	267	291	2278	3650	4863
in Barma	?	? 352	353	530	632
in Ceylon	43	? 224	? 341	? 358	186
			2972	4538	5681
6. Kommunikanten (d. h. kommunionberechtigte Kirchenglieder)					
in Indien	14 661	24 976	52 816	113 325	182 722
in Barma	?	? 18 439	20 514	24 929	33 037
in Ceylon	2 645	3 859	5 164	6 843	8 182[4]
			78 494	145 097	223 941
7. Eingeborne Christen[5]					
in Indien	91 092	138 731	224 258	417 372	559 661
in Barma	?	? 59 366	62 729	75 510	89 182
in Ceylon	11 859	15 273	31 376	35 708	22 442[4]
			318 363	528 590	671 285

[1]) Mit Einschluß der sog. Eurasier, d. h. der in Indien gebornen Europäer. Die Zahl ist verhältnismäßig nicht sehr groß.

[2]) Um das Maß des Fortschritts der letzten 9 Jahre besonders erkennbar zu markieren, gebe ich für die wichtigsten Rubriken pro 1871, 1881 und 1890 auch die Gesamtsummen.

[3]) Diese Rubrik ist wegen der Unbestimmtheit ihrer Überschrift besonders unzuverlässig.

[4]) Diese Zahlen sind positiv falsch, da unbegreiflicherweise die Statistik des Am. Board ausgelassen ist. Nach dem betreffenden Report betrug in 1890 die Zahl der zu demselben gehörenden Christen 3116, die der Kommunikanten 1477. Aber auch wenn diese Zahlen addiert werden, bleibt ein nicht erklärter Rückgang der „Christen".

[5]) Diese Rubrik beruht oft auf Schätzung. In der Regel hat man die Zahl der Christen 2½ mal so groß angenommen als die der Kommunikanten.

Digitized by Google

	1851	1861	1871	1881	1890
8. Theologische und höhere Schulen					
in Indien	91	162	417	441	541
in Barma	—	—	—	—	35
in Ceylon	—	—	—	—	10
9. Schüler in derselben					
in Indien	12407	21090	41280	46484	55148
in Barma	—	—	—	—	1658
in Ceylon	—	—	—	—	1044
10. Volksschulen und Pensionate					
in Indien	1166	1446	1912	3020	4770
in Barma	—	—	—	—	484
in Ceylon	—	—	—	—	418
11. Männliche Schüler					
in Indien	40449	38936	54241	84760	122193
in Barma	—	—	—	—	10119
in Ceylon	—	—	—	—	27983
12. Mädchenschulen aller Arten					
in Indien	371	369	690	1275	1673
in Barma	—	—	—	—	16
in Ceylon	—	—	—	—	111
13. Schülerinnen					
in Indien	11191	15969	27519	50121	71500
in Barma	—	—	—	—	3856
in Ceylon	—	—	—	—	10110
14. Gesamtzahl aller Schüler (männlicher und weiblicher)[1]					
in Indien	64043	75995	122372	187652	279716
in Barma	?	5868	6245	8708	15633
in Ceylon	13807	14036	14575	38399	39137
			143192	234759	334486

Die Gesamtstatistik pro 1890 stellt sich also folgendermaßen:

	Missionare	Eingeb. Pastoren	Kommunikanten	Christen	Schüler
Indien	857	797	182722	559661[2]	279716
Barma	38	146	33037	89182	15633
Ceylon	61	115	8182	22442	39137
	956	1058	223941	671285	334486

[1] Mit Einschluß der Waisenkinder, aber mit Ausschluß der Sonntagsschüler und -Schülerinnen. Die Zahl der letzteren betrug in 1890 in Indien 135565, in Barma 8698, in Ceylon 16557.

[2] Diese Zahl stimmt nicht mit der von dem amtlichen Regierungs-Census pro 1890 gegebenen. Allerdings führt dieser Census nur die Zahl der Christen Indiens ohne Unterschied der Konfession und der Abstammung auf; sie umschließt also ebenso die Katholiken wie die europäischen Christen und Eurasier. Nun beträgt dieselbe 2159781 (lediglich für Vorderindien). Nach der offiziellen römischen

Digitized by Google

Diese Zahlen sind in mehr als einer Beziehung sehr lehrreich. Zunächst warnen sie vor statistischen Voranschlägen. Der Prozentsatz der Vermehrung bewegt sich keineswegs in einer regelmäßig aufsteigenden Progression. In den drei Dekaden von 1851 zu 1861, 1871 und 1881 betrug der Prozentsatz der Vermehrung der eingebornen protestantischen Christen bezw. 53, 61 und 86 Prozent. Hätte er sich in ähnlicher Skala fortbewegt, so hätte er 1891 über 100 Prozent betragen, d. h. die Zahl der Christen hätte sich auf über 800000 vermehren müssen. Nehmen wir nun auch an, daß sie im (zehnten) Jahre 1891 für Vorderindien auf 590000 gestiegen sein würde,[1]) so bleibt immer ein Defekt gegen den bisherigen Vermehrungsprozentsatz innerhalb eines Zeitraums von 10 Jahren von über 200000. Statt 100 Prozent hat die Vermehrung in den 9 Jahren 1882—1890 nur 34 Prozent betragen. Wir stehen also auf dem indischen Missionsgebiete, dasselbe als Ganzes ins Auge gefaßt, bezüglich der Zunahme der eingebornen Christen vor einem Rückschritt. Es ist nicht wohlgethan, wie in den meisten englischen Missionsorganen — leider selbst im Intelligencer 1893, 324 — geschieht, diese betrübende Thatsache durch fromme Phrasen zu verschleiern. Selbst der offizielle Census giebt zu, daß das vorliegende Ergebnis ein Gefühl der Enttäuschung bewirken müsse. Man habe wenigstens 750000 Christen für Vorderindien erwartet, während die Statistik — allerdings nur für 9 statt für 10 Jahre — bloß 560000 aufweise. Und noch viel schlimmer als in Vorderindien steht es in Ceylon; hier ist nicht bloß ein relativer, sondern ein absoluter Rückschritt eingetreten: die Zahl der Christen hat sich vermindert und zwar um ca. 10000.[2])

Der Zunahme-Defekt in den eigentlichen indischen Missionen erstreckt sich aber keineswegs auf alle Provinzen dieses großen Gebiets. Im Gegenteil

Statistik (vgl. Missiones Cath. 1891, S. 215) wurden 1890 für Vorderindien (also mit Ausschluß der drei Diöcesen Ceylons mit zusammen 233836 Katholiken) 844460 römische Christen angegeben. Nehmen wir diese Zahl als richtig an und zählen ihr noch 300000 sog. Portugalsche Katholiken hinzu, so bleiben Protestanten: 1015321. Nun liegt leider die specifizierte amtliche Regierungsstatistik noch nicht vor, so daß wir außerstande sind, mit Sicherheit anzugeben, wie hoch sich die Zahl der europäischen Christen und der christlichen Eurasier beläuft; nach unserer allerdings sehr gewagten Schätzung dürfte sie schwerlich größer sein als 250000. Es blieben demnach für Vorderindien immer noch ca 760000 eingeborne Protestanten, während der vorstehende Missionscensus nur ca. 560000 angiebt. Vermutlich haben sich viele Eingeborne bei der Regierungszählung als „Christen" bezeichnet, die in der Missionsstatistik nicht als solche figurieren.

[1]) 1890 betrug die Zahl der Taufen 19298. 1891 ist sie, soweit die uns vorliegende Statistik ein Urteil gestattet, größer gewesen; vermutlich haben nicht viel an 30000 gefehlt.

[2]) Wie schon bemerkt, ist die Zahl 22442 für Ceylon (sub Nr. 7 der Übersicht) wenigstens um 3116, möglicherweise um noch eine höhere Ziffer, zu niedrig. Bei den Methodisten und der Ausbreitungsgesellschaft sind aber die Zahlen bedeutend zurückgegangen, bei der letzteren von 14546 in 1881 auf 3723 in 1890, bei den ersteren von 12870 in 1881 auf 8550 in 1890. Man sucht sowohl in dem die statistischen Tafeln begleitenden Texte wie in den Organen der betreffenden Missionsgesellschaften ganz vergeblich nach einer Erklärung für diesen Massenabfall. Möglicherweise ist es richtig, wie man sich in London erzählt, daß viele Glieder der romanisierenden S. P. G. sich hätten als Catholics in das Censusregister eintragen lassen; aber das erklärt doch den Ausfall in der Missionsstatistik nicht.

Digitized by Google

weisen die meisten derselben einen ganz außerordentlichen Prozentsatz der Vermehrung auf: das Pandschab 335 Prozent, die Nordwestprovinzen 139 Prozent, Centralindien 132 Prozent, Bombay 92 Prozent und selbst Bengalen 30 Prozent. Das Manko liegt fast ausschließlich in der Madraspräsidentschaft. Als Ganzes zeigt dieselbe allerdings immer noch eine Vermehrung von 22 Prozent, aber gerade in denjenigen Distrikten derselben, welche die zahlreichste christliche Bevölkerung aufweisen, ist es am wenigsten vorwärts, ja zum Teil nicht unbeträchtlich rückwärts gegangen.

Bevor ich dies jedoch detailliere und zu erklären versuche, gebe ich noch eine statistische Tabelle über den Fortschritt der Vermehrung der Christen und Kommunikanten, wie er sich in den genannten sechs Provinzen verteilt.

	Christen					Kommunikanten				
	1851	1861	1871	1881	1890	1851	1861	1871	1881	1890
Bengalen .	14177	20518	46968	83583	108901	3371	4620	13502	28689	37918
Nordwestprovinzen	1732	3942	7779	12709	30321	573	1030	3031	5021	14728
Pandschab .	98	1136	1870	4762	20729	25	358	707	1998	6034
Centralindien .	271	526	2509	4885	11343	66	138	665	2173	4580
Bombay .	638	2531	4177	11691	22455	290	1100	1591	4887	9192
Madras .	74171	110078	160955	299742	365912	10334	17730	33320	70607	110276
Summa	91092	138731	224258	417372	559661	14661	24976	52816	113325	182722

Gerade die drei größten in der Madras-Präsidentschaft thätigen Gesellschaften weisen die größten Defekte auf, nämlich die Church Miss. Soc. einen Gesamtverlust von $^1/_4$ Prozent, die Soc. Prop. G. gar von 5 Prozent und die London M. S. einen Gesamtfortschritt von nur 9 Prozent. Und viel schlimmer stellt sich die Sache, wenn wir uns nicht mit diesem Blick auf die genannte Präsidentschaft als Ganzes begnügen, sondern in die Details gehen. In Tinnewelly ist die zur Ch. M. S. gehörende Zahl der Christen von 55310 in 1881 auf 54157 in 1890, die zur S. P. G. gehörende Zahl von 40192 in 1881 auf 38045 in 1890 zurückgegangen, also statt eines Fortschrittes ein Verlust von zusammen 3300 in neun Jahren eingetreten. Auch in Tritschinopoly und Madras hat die S. P. G. einen Verlust von ca. 1700 und die Londoner Missionsgesellschaft in Travancore und Coimbatur einen solchen von ca. 1500 erlitten. Die vorliegenden statistischen Tabellen gestatten nicht den Einblick in die Bewegungsziffern der einzelnen Stationen; wir fürchten, daß die Prüfung der Stationsstatistik die Thatsache, daß nicht bloß eine Stagnation, sondern ein Rückgang stattgefunden hat, noch viel evidenter machen würde.

Auffallend ist es nun, daß weder der den Statistical Tables beigegebene Text, noch der auf der Kalkutta-Konferenz gehaltene erläuternde Vortrag von Thomas (Ind. evang. Rev. 1893, 231) noch die Jahres- oder Monatsberichte der betreffenden Gesellschaften auch nur den Versuch machen, Licht in diese auffallende Thatsache zu bringen. Das Wenige, was sie dar-

Digitized by Google

über sagen, sind teils pure Phrasen, teils umgeht es den Kern der Frage. Es bleibt nur eine dreifache Möglichkeit: entweder waren die Zahlen pro 1881 zu hoch oder die pro 1890 sind zu niedrig oder — es hat ein Abfall stattgefunden. Die beiden ersten Erklärungsversuche sind schwerlich zutreffend. Allerdings ist die Gesamtstatistik weder pro 1881 noch pro 1890 irrtumsfrei, aber gerade die auf die Madras-Präsidentschaft bezüglichen Zahlen dürften bei beiden Census ziemlich korrekt gewesen sein. Sicher ist das der Fall bei der Statistik der Ch. M. S., die stets vollständig und zuverlässig zu sein pflegt, was man von der der S. P. G. und der London M. S. freilich nicht sagen kann. Es hilft also nichts: man wird die dritte Möglichkeit annehmen müssen, daß ein Abfall stattgefunden hat. Nur gerüchtweise ist die Kunde zu uns gedrungen, daß allein aus den Tinnewelly-Gemeinden der Ch. M. S. 8—10 000 Sudrachristen zur römischen Kirche übergetreten sind und daß solche Übertritte auf den Stationen der S. P. G. stattgefunden, ist bei der romanisierenden Tendenz dieser Gesellschaft von vornherein wahrscheinlich. Ob auch Rückfälle ins Heidentum vorgekommen, darüber sind wir ohne Nachricht, unmöglich ist es nicht. Und der Grund solchen Massenabfalls? Bei den Tausenden, die die Ch. M. S. verlassen haben, soll es eine verletzende Strenge in der Handhabung der Antikastenvorschriften gewesen sein. Es kommt wohl noch dazu, daß die getauften Massen nicht genügend im evangelischen Glauben gefestigt waren und daß die eingebornen Prediger, in deren Pflege sich ganz vorwiegend die Tinnewelly-Gemeinden befinden, ihrer Aufgabe nicht genügend gewachsen gewesen sind. Es ist nicht weise gewesen, die Zahl der europäischen Missionare unter dieser großen christlichen Bevölkerung so sehr zu verringern.[1]) Jedenfalls ist es die Pflicht der betreffenden Gesellschaften, den Ursachen beider, des Abfalls und des Stillstands, auf den Grund zu gehen und sich ja nicht durch allgemeine Redensarten über dieselben wegzutäuschen. Das ist die ernste Lehre, welche die vorliegende Statistik über die madrassischen Missionsgebiete den Missionaren und den Missionsleitungen erteilt.[2]) Auch können wir nicht umhin, ein scharfes Wort des Tadels darüber zu äußern, daß die englischen Missionsberichte über die Vorkommnisse, welche jetzt durch die Statistik an die Öffentlichkeit treten, bisher tiefes Schweigen beobachtet haben. Es ist die Pflicht der Missionsberichterstattung, die heimatlichen Missionskreise auch über die betrübenden Vorgänge auf dem Missionsgebiete in Kenntnis zu setzen. Das Verschweigen und Verschleiern hilft auf die Dauer doch nichts, aber es erschüttert das Vertrauen in die Glaubwürdigkeit der Missionsorgane. Die heimatliche Missionsgemeinde soll sich nicht bloß mitfreuen und mitdanken, wenn Gott Segen giebt; sie soll auch mitleiden und mitbeten, wenn — vielleicht durch menschliche Mißgriffe oder Versäumnisse — Verluste eintreten.

Allein so schmerzlich das statistische Ergebnis bezüglich des Missionsfortschrittes im südlichen Indien und auf Ceylon auch ist, so soll uns das doch die Freude über die Zunahme nicht verderben, welche die vorliegende Statistik auf andern Gebieten des großen indischen Missionsfeldes aufweist.

[1]) Vgl. die Bemerkungen Grundemanns in A. M.-Z. 1892, 212.

[2]) Mit großem Nachdruck hat schon Grundemann längst vor dem Erscheinen der jetzigen Statistik auf das alles aufmerksam gemacht. Ebd. S. 208.

Digitized by Google

Und wenn die Lehren, welche die Stagnation bezw. der Rückgang in Südindien und Ceylon innerhalb der letzten neun Jahre erteilen, von den Missionsarbeitern beherzigt und die Fehler, die sie gemacht, erkannt und verbessert werden, so wird auch diese schmerzliche Erfahrung ein Segen.

Erfreulicher als der Gesamtprozentsatz der Vermehrung der Christen ist der der Kommunikanten, nämlich 59 Prozent; doch bleibt auch er gegen die Vermehrung um 115 Prozent in der vorangehenden Dekade ziemlich um die Hälfte zurück, so daß man den Rückgang des Zunahmeprozentsatzes der Christen nicht entschuldigen kann durch die größere Zunahme der Konsolidation der bestehenden Gemeinden. Interessant ist, daß das Verhältnis der Zahl der Christen zu der der Abendmahlsberechtigten ein immer normaleres wird. Während es pro 1851 6,2 : 1; pro 1861 5,5 : 1; pro 1871 4,2 : 1; pro 1881 3,7 : 1 betrug, stellt es sich pro 1890 für Gesamtindien 3 : 1. Ein gutes Zeichen, wenn es die innere Konsolidierung der Gemeinden, ein schlimmes, wenn es das Nachlassen der missionarischen Aggressivität bedeutet.

Und nun nur noch ein paar Nachträge. Zuerst bezüglich der ärztlichen Missionen. Die Statistical Tables enthalten einen Anhang, der nach Provinzen geordnet die Stationen derjenigen Missionsgesellschaften aufführt, auf welchen Missionsärzte [1]) und Missionshospitäler bezw. Apotheken (dispensaries) sich befinden.

	Ärzte	Eingeborne Gehilfen [2])	Hospitäler
Bengalen	19	34	44
Nordwestprovinzen	6	13	13
Centralindien	16	15	23
Bombay	11	17	14
Pandschab	34	35	34
Madras	11	54	38
Summa	97 [3])	168	166

Sodann bezüglich der Frauenmission. Gleichfalls in einem besonderen Anhang wird die Thätigkeit der unverheirateten Missionarinnen in Schule und Senana tabellarisiert. Es gab in

	1871	1881	1890
Europäische und eurasische Missionarinnen [4])	370	479	711
Eingeborne Missionarinnen	837	1543	3278
Offene Senanas	1300	7522	40513
Schülerinnen in denselben	1907	9132	32659 [5])

[1]) Ob diese Ärzte schon unter den europäischen Missionaren mitgezählt sind, geht aus den Tabellen nicht hervor. Ausdrücklich wird aber bemerkt, daß die Zahlen defekt sind. — [2]) Die betreffende Überschrift lautet: N.-Christian. Ich bin mir nicht gewiß, ob das N. Non- oder Native bedeuten soll. Jedenfalls sind eingeborne Assistenten gemeint. — [3]) Ob die Ärztinnen in dieser Zahl mit inbegriffen sind, erhellt nicht. — [4]) Für Barma und Ceylon belaufen sich die betreffenden Zahlen in 1890 auf 62 bezw. 27. — [5]) Diese Zahl ist unverständlich, da es doch mehr Senana-Schülerinnen als Senanas geben muß.

Digitized by Google

Noch ein kurzes Wort zur indischen Musik ꝛc.

Nicht vom ästhetischen und künstlerischen, sondern, wie gewünscht, vom rein praktischen Gesichtspunkte aus, möge noch ein kurzes Wort folgen. Schon als ich Dr. Grundemanns ersten Artikel las, hoffte ich bestimmt auf verschiedene Erwiderungen seitens indischer Missionare, und wartete deshalb, da ich als der Jüngere den Älteren nicht vorgreifen wollte. Doch scheint ja soweit alles zu schweigen. Um jedoch nicht zu denen zu gehören, die cum tacent, clamant, so möchte ich doch wenigstens offen gestehen, nicht Dr. Grundemanns Ansicht beipflichten zu können. Aus meinem allerdings kaum vierjährigen Aufenthalt in Indien möchte ich deshalb zum Beweis meiner Ansicht folgendes mitteilen.

Zunächst über „unsere Lieder“:

Fast sämtliche Telugu-Missionare haben es sich angelegen sein lassen, deutsche resp. englische Kirchen- wie Volkslieder ins Telugu zu übertragen, obwohl wir eine schöne Sammlung christlicher Lieder nach indischem Versmaß und Rhythmus besitzen. Grund dafür ist folgender: Die Telugus haben, soweit meine Erkundigungen gehen, nur zwei Gebiete für ihre Lieder gemäß der zwei Kasten, welchen die Pflege der Lieder oblag und noch obliegt. Dies ist erstens die Priesterkaste. Sie besingen ihre Götter, also Götterlieder und zwar, was die Hauptsache ist, meist recht schmutzige Götterlieder. Zu zweit sind es die Schauspieler, mit Erlaubnis gesagt, Prostituierte, welche Pfleger der Musik sind und natürlich ihren Erwerbszweig besingen, also gleichfalls schmutzige, unreine Lieder.

Freude über die Schönheiten in der Natur habe ich noch nie entdeckt, obwohl ich gerade in Beziehung hierauf vielfach mit Heiden gesprochen habe. Es ist deshalb wohl der Schluß zu ziehen erlaubt, daß, weil der Hindu kein Verständnis und keinen Geschmack an der Natur findet, er auch keine Lieder darüber besitzen kann. In Wirklichkeit entsinne ich mich auch nie ein derartiges Lied gehört zu haben. Nachfragen ergaben, daß solche Lieder nicht vorhanden seien. So müssen folglich allen indischen Telugu-Melodien unsaubere Texte, sei es über die Götter, sei es über die Freuden und Genüsse des Fleisches zu Grunde liegen.

Dazu kommt, daß eine ganz bestimmte Melodie einen ganz bestimmten Text beansprucht. Wollen wir also ein christliches Lied nach indischem Rhythmus singen, so weiß fast jeder Hindu auf Grund der Melodie, worüber der Text handeln muß, denn die Worte werden ja beim Singen vielfach nicht verstanden. Hört also ein Hindu uns singen, so wird er sofort an seine eigenen schmutzigen Lieder erinnert.

Da dies nun der Fall ist, so ist es meiner Meinung nach nicht erlaubt, diese schmutzigen, den Heiden nur zu gut bekannten Melodien zu unseren heiligen Liedern zu gebrauchen. In den Ohren der Heiden klingen diese Lieder wohl „süß“ in ihrer melancholischen oder stürmischen Tonart, je nach dem Erfolg, den sie erzielen sollen, aber für christliche indische Ohren sollte ein reinerer Geschmack sein.

Um dies noch praktischer zu erklären, möge eine kleine Geschichte folgen, wie sie einer unserer Katecheten erlebt hat. Er sang, wie wir es stets zu

Digitized by Google

thun pflegen, zur Heranlockung und Einleitung vor der Straßenpredigt ein schönes christliches Lied nach indischer Melodie. Beim Singen bemerkte er, wie die Augen der Telugus leuchteten vor Ergötzen und sie sich sichtbarlich freuten über den schönen Gesang. Kaum ist der Gesang aber vorüber, so wird er von allen Seiten mit Fragen bestürmt, weitere Erklärungen über die Befriedigungen der Fleischesgenüsse zu geben. Das Lied war eben nach einer, dem Katecheten zwar unbewußt, den Hindus aber nur zu gut bekannten Buhlermelodie gesungen.

Nun sei auch erwähnt, daß unsere Christen wenigstens, besonders die Kinder, mit großer Liebe unsere deutschen Melodien singen, besonders die geistlichen Volkslieder. Würde Dr. Grundemann einen Tag in unserer Mitte verlebt haben, so hätte er sich gewiß gefreut, wenn in frühester Morgenstunde aus dem Knabenhaus eine schöne deutsche Melodie, etwa: „Jesu, geh voran", sowie aus dem Mädchenhaus etwa: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh", herüber ertönte. Solche Lieder singen die Kinder unaufgefordert jeden Morgen nach dem Aufstehen. Desgleichen ertönt, wenn die Mädchen des Abends nach der Andacht nach ihrem etwas entfernten Hause zurückwandern, durch die stille Nacht regelmäßig ein Liedchen. Auch vergeht kein Tag, an dem nicht unsere muntere Kinderschar dies oder jenes Liedchen singt. Und dies alles vollständig unaufgefordert. Stets freuen sie sich, wenn wieder ein Lied fertig ist und sind sehr begierig es zu lernen, was gewöhnlich auch sehr schnell geht. Auch sei erwähnt, daß unsere Christen, obwohl sie beide Arten von Melodien zu lernen Gelegenheit haben, doch die deutschen, wenn sie etwas lebhafteren Charakters sind, vorziehen.

Dr. Grundemann führt, um seine Ansicht zu bekräftigen, die Militärmusik an. Doch möchte ich fragen, sind die Bläser Heiden oder Christen? Sind es Heiden, so wundere ich mich gar nicht, daß sie an ihren Liedern mehr Freude haben, eben aus dem oben genannten Grunde. Ja sie müssen sogar diese Lieder spielen, wie wollten sie sonst mit den anderen Musikanten ihres Schlages fertig werden, wie ihren Reis verdienen? Sie lieben eben noch ihre schmutzigen Hindulieder, zu denen natürlich die entsprechende Melodie gebraucht werden muß. Unter englischen Kreisen müssen sie nach englischem Rhythmus, unter heimischen Kreisen nach heimischem Rhythmus blasen. Ja ich muß noch mehr sagen. Wenn sie auch wüßten, daß europäische Melodien schöner sind, daheim brauchen sie sie doch nicht. Man möchte sie vergleichen mit den Köchen. Sie lernen im Hause der Herrschaft so reinlich sein, wie es nur ein europäischer Koch vermag, aber o weh, daheim wird gekocht, wie wenn der Koch nie Reinlichkeit gelernt hätte. Reinlichkeit ist eben nicht indisch. Doch wird wohl keiner zweifeln, daß die Annahme derselben für Hindus besser wäre.

Auch betreffs der Bilder sei mir erlaubt, einiges aus meiner Erfahrung mitzuteilen. Solange ich in Indien weile, habe ich stets kleine biblische Bilder von Richter gehabt. Herzlich wünsche ich, Dr. Grundemann hätte einmal unseren Kindern diese Bilder gezeigt. Da heißt es sofort: dies ist Joseph, dieser giebt die Silberstücke, dort ist die Grube, hier das Tau, womit sie ihn herauszogen. Kurz, auf jedem Bilde können sie sofort alle Einzelheiten erkennen, und zwar mit solcher Lebhaftigkeit, daß man seine große Freude daran

Digitized by Google

hat. Oft kommen Kinder, auch Erwachsene, und bitten sich mein Bilderbuch aus. Da sitzen sie alle zusammen auf der Matte zu meinen Füßen und nun höre ich, wie sie ganz genau alle Einzelheiten auf dem Bilde erklären. Die Erfahrungen von dem Bilde mit dem schützenden feurigen Engel, von denen Dr. Grundemann berichtet, finde ich nicht maßgebend, da die betreffenden Beschauer derartige Geschichten eben jedenfalls noch nicht gehört haben. Es war noch zuviel verlangt, auch wenn die Beschauer Christen wären. Heiden kann man solche Bilder überhaupt nicht zeigen, denn wie kann man bei ihnen ein Verständnis dafür erwarten!

Unsere sowohl christlichen wie heidnischen Schulkinder lieben die Richterschen Geschichtsbilder sehr, es macht ihnen die größte Freude, selbst ein solches zu besitzen. Am liebsten rahmen sie es ein, wenn sie ein Stück Glas und Holzleisten bekommen können. Oft bin ich von unseren Katecheten und Lehrern gebeten worden, ihnen ein Bild zu schenken, woraus doch hervorgeht, daß sie die natürlichen Bilder mehr lieben, als die stilisierten indischen.

Zum Schluß möchte ich noch einige Äußerungen mitteilen, die ich nebenbei hörte, als ich mich jetzt noch besonders nach obigen Angelegenheiten näher erkundigte.

„Wollten wir in allem den Heiden möglichst gleich werden, so würden diese nur umsomehr über uns lachen." „Wir Christen müssen etwas vor ihnen voraus haben. Deswegen achten uns jetzt gerade die Heiden, weil wir in ihren Augen so klug sind und alles so schön machen können." „Daß Heiden an unseren Kirchtürmen Anstoß genommen haben, ist mir fremd, sie bewundern ja unsere Kunst und freuen sich über die neu hinzugekommene Zierde ihrer Stadt."

Ohne auf diese Worte viel zu sagen, habe ich sie nur ruhig angehört und glaube nicht, daß dieselben nur Schmeichelworte sein sollen.

Dies ist meine Ansicht, wie noch mehrerer Brüder, mit denen ich über diesen Punkt gesprochen habe. P. Schulze.

Die S. P. G. in Barma.

Berichtigung.

In der Mai-Nummer S. 196 ist von der Abfassung eines Buches des Bischofs Titkomb zur Belehrung der Barmanen über die christliche Religion die Rede, woraus der Leser den Eindruck bekommt, als ob es vorher solche Bücher nicht gegeben hätte; die amerikanischen Missionare, welche schon seit 1813 unter den Barmanen die Missionsarbeit betrieben, hatten längst solche Bücher veröffentlicht und verbreitet. Vielleicht war dem betreffenden Barmanen solch ein Buch noch nicht in die Hände gekommen, weil er „mit der ausgesuchtesten Höflichkeit" dem Bischof sagte, „solch ein Buch, aus dem er sich hätte belehren können, gäbe es nicht"; vielleicht war diese seine Antwort eine bloße Höflichkeitsphrase, um dem Bischof zu schmeicheln, und der Bischof hatte dessen Antwort für bare Münze genommen. Ich weilte damals in Rangun und erinnere mich des peinlichen Eindrucks, welchen dieser bischöfliche Versuch, einen bisherigen Mangel zu ersetzen, auf die amerikanischen Missionare gemacht

Digitized by Google

hatte. Titkomb hatte eben eine kurzgefaßte Darlegung der christlichen Religion gegenüber dem Buddhismus im Englischen niedergeschrieben und von einem seiner englischen Missionare übersetzen lassen.

Hätte Bischof Titkomb seine Personal Recollections nicht 1880, sondern einige Jahre später veröffentlicht, dann würde er manche Dinge anders gesagt und zumal die Superlative von „besten, zuverlässigsten, ausgezeichneten Männern" sparsamer gebraucht haben. Einem damals zuverlässigsten Ratgeber gegenüber mußte er z. B. später selber eine kühlere Stellung einnehmen, ein ausgezeichneter einheimischer Geistlicher mußte später suspendiert werden.

Titkomb mit seiner warmen, offenen und geraden Gesinnung war ein Optimist, nicht im schlimmen Sinne des Wortes; er gehörte zur sogenannten evangelischen Partei der englischen Hochkirche und hatte deshalb manchen seiner Geistlichen und Missionare gegenüber einen schweren Stand. Er hielt es nicht unter seiner Würde, auch die amerikanischen und schottischen, selbst den deutschen lutherischen Geistlichen in Rangun aufzusuchen; sein liebewarmes Herz pflegte Umgang mit frommen Christen auch außerhalb seiner Konfessionskirche. In solcher Gesinnung hatte er auch in seinem Hause eine Bibel- und Betstunde für alle europäischen und halbeuropäischen Christen eingerichtet, an welcher auch die Geistlichen anderer Konfessionen, selbst der schottische Gouverneur, teilnahmen, um „gemeinsam" die Bibel zu lesen, wobei auch der betr. Gouverneur sein griechisches Testament zur Hand hatte. Diese Versammlungen werden S. 206 gemeint sein.

Ein anderer Irrtum ist S. 212 verzeichnet, wonach vor Titkomb „im ganzen Königreich Barma nicht ein Laden war, in welchen man englische und barmanisch-christliche Schriften erhalten konnte." Wohl schon seit 1830 bestand die große und bis heute größte Druckerei Barmas in Rangun, nämlich die der amerikanischen Baptistenmission mit einem großen Buchladen und zugleich seit langer Zeit in Verbindung mit den britischen und mit den vorderindischen Bibel- und Traktat-Gesellschaften, wo man religiöse Bücher und zumal die Bibel nicht bloß in der englischen und barmanischen, sondern in vielen Sprachen kriegen konnte und noch kriegen kann; und hunderte von Kolporteuren, bezahlten und unbezahlten, verbreiteten diese Schriften und Bücher über das ganze Königreich. Es wird an jener Stelle etwa gemeint sein, daß man mehrere kleinere Buchladen errichtete, oder daß man nach vorderindischem Beispiele den Versuch machte, einheimische Buchhändler zu veranlassen, neben ihren heidnischen auch christliche Schriften und Bücher zu vertreiben.

Auch über die Politik des Exkönigs von Barma und dessen Verbindung mit der Mission in Mandalay ließe sich manches anders sagen; doch das würde zu weit führen. A. Mayr.

Bitte betr. die Missionsbilder

mit Versen für Kinder.

Die unter obigem Titel erschienenen Heftchen haben sehr verschiedene Beurteilungen erfahren, wie dies nicht anders zu erwarten war. Die Thatsache,

Digitized by Google

daß 160 000 Exemplare vor dem Erscheinen bestellt wurden, zeigt, daß ein weit gefühltes Verlangen nach etwas Neuem auf dem Gebiete der Missionsliteratur für Kinder vorliegt. Unsre Hefte haben viele enttäuscht — namentlich die Verse. Wir selbst fühlen in vielen Beziehungen die Mängel des vorliegenden Versuchs, obgleich andrerseits die vollste Anerkennung demselben gezollt ist. Da das Unternehmen fortgeführt wird, so möchten wir alle Missionsfreunde bitten uns zu helfen, daß wir den Kindern wirklich das beste geben können. Die Verse zu Ser. III. und IV. sind vorläufig gedruckt und werden jedem Missionsfreunde gern zugesandt, mit der Bitte sie zu verbessern, oder andre bessere an ihre Stelle zu setzen. Wir bitten herzlich alle, denen Gott die Gabe kindliche Verse zu machen verliehen hat, und die dabei die nötige Sachkenntnis besitzen, uns in dieser für die Missionssache so wichtigen Arbeit beizustehen und von unserm Vorsitzenden (Grundemann, Mörz bei Belzig) durch Postkarte den gedruckten Entwurf zu fordern und entweder denselben zu korrigieren, oder durch besseres zu ersetzen.

Die betr. Beiträge müssen **bis zum 25. September** unter der genannten Adresse eingehen. Die Entscheidung über die Einlieferungen wird nach Anhörung andrer Sachverständiger in gewissenhafter Erwägung getroffen werden, nachdem die betr. Verse, auch vor Kindern der verschiedenen Stände und in verschiedenen Gegenden, geprüft sein werden.

Für Urteile über die Bilder, soweit sie von solchen kommen, die mit den Grenzen der Leistungsfähigkeit des typographischen Farbdrucks vertraut sind, und für alle sonstigen Winke und Ratschläge zur Verbesserung werden wir gleichfalls aufrichtig dankbar sein.

Der Vorstand
der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg.

Literatur-Bericht.

1. **Pfotenhauer**: „Die Missionen der Jesuiten in Paraguay. Dritter Teil: Die Kritik und der Zusammenbruch des Systems." Gütersloh 1893. 5 M. — Dies ist der Schluß der ebenso fleißigen wie zuverlässigen Arbeit Pfotenhauers über den Jesuitenstaat in Paraguay, des bedeutendsten Quellenwerks über diesen Gegenstand, welches überhaupt existiert. Während die beiden ersten Teile wesentlich referierend die äußere Geschichte dieser romantischen Mission erzählen und einen Einblick in die sog. Reduktionen, ihre Anlage, ihre Leitung, ihr gottesdienstliches, wirtschaftliches und staatsgesellschaftliches Leben thun lassen, giebt dieser abschließende dritte Teil eine kritische Darstellung der jesuitischen Missionsmethode. Der überreiche Inhalt dieses interessantesten und wichtigsten Teils des Gesamtwerkes zerfällt in drei Hauptabschnitte: 1. Mit welchen Mitteln lösten die Jesuiten das Problem der Indianerfrage? 2. Ist das die Lösung der brennenden Frage? und 3. das Gottesgericht der Geschichte. Weit den größten Raum nimmt die erste Hauptabteilung ein. Sie gliedert die jesuitischen Missionsmittel sehr übersichtlich in Mittel des weltlichen Arms, „Kunstgrifflein

Digitized by Google

einer sinnreichen Lieb" behufs der Sammlung der Heiden, Mittel der Erziehung der Gesammelten und Mittel der Bewahrung der Gewonnenen, jede Rubrik konkretisierend durch das eingehendste Detail. In dieser 286 Seiten umfassenden Abteilung liegt der Schwerpunkt des ganzen Buchs. Es ist wieder ein überwältigendes Thatsachenmaterial, mit dem der Verfasser operiert; alles ist belegt mit den unanfechtbarsten Quellenzeugnissen. Eine vernichtendere Kritik der jesuitischen Missionsmethode giebt es nicht. Pfotenhauer hat das riesige Quellenmaterial durchforscht, gesichtet und geordnet wie vor ihm niemand, und nicht er, sondern dieses authentische Jesuitenmaterial selbst spricht das Urteil. Ohne Einsicht in dieses Detail genommen zu haben, darf hinfort niemand über die Jesuitenmissionen in Paraguay urteilen, wenn er sich nicht dem Vorwurfe aussetzen will, den man den meisten Lobrednern dieses Paraguay-Romans bis jetzt machen muß, über etwas zu reden, das er nicht gründlich kennt. Die Fülle des konkreten Thatsachenmaterials, welche der Verfasser beherrscht und darbietet, macht die Lektüre seines Buchs zu einer der fesselndsten, die man nur haben kann; auch die Schreibweise, die wir besonders in dem ersten Teile als etwas schwerfällig bezeichnen mußten, ist weit leichter und flüssiger geworden. Ich habe das umfangreiche Buch in Einem Zuge mit wachsender Spannung durchgelesen und bin überzeugt, daß die einmal angefangene Lektüre auch andre Leser nicht loslassen wird. Zur Beurteilung des Jesuitismus und seiner Missionen ist Pfotenhauers Werk ein Standardwerk, das kein protestantischer Polemiker entbehren kann. Möchte es in einer Zeit, die unter dem Banne der Romverzauberung steht, in weiten Kreisen gelesen werden und vielen Schwärmern für die römischen Missionen die Augen öffnen.

2. **Richter**: „Uganda. Ein Blatt aus der Geschichte der evangelischen Mission und der Kolonialpolitik in Centralafrika." Gütersloh 1893. 3 M. Geb. 3,75 M. — Eine Monographie über die Mission in Uganda war dringendes Bedürfnis. Keine Mission der Gegenwart ist so sehr Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden wie diese. Monatelang hat sich mit ihr die gesamte politische Presse Europas beschäftigt. Leider hat aber die kolonialpolitische und konfessionelle Parteistellung die Berichterstattung getrübt und das öffentliche Urteil umsomehr irre geführt, als diese Berichterstattung der Sachkunde ermangelte. So war es zeitgemäß, daß eine auf wirklichem Quellenstudium beruhende und zusammenhängende Geschichte dieser ereignisreichen, wechselvollen, ja man muß sagen romantischen Mission Klärung in den Wirrwarr brachte. Denn man kann die vielbesprochene Katastrophe, die Anfang des vorigen Jahres ausbrach, nicht verstehen, wenn man nicht einen Einblick in den gesamten Verlauf der Geschichte dieser Mission hat. Die vorliegende Arbeit gewährt einen solchen Einblick. Ihr Verfasser hat sich bereits durch sein lichtvolles und frisches Buch über die „Evangelische Mission im Nyassalande" als kompetenter und geschickter Missionsschriftsteller ausgewiesen. Auch sein „Uganda" ist eine willkommene und wertvolle Bereicherung der Missionslitteratur: auf dem fleißigen Studium umfassender Originalquellen beruhend und mit schriftstellerischem Geschick geschrieben bildet es eine ebenso belehrende und zuverlässige wie fesselnde Lektüre. In elf Hauptkapiteln (Vorbereitungen; Land und Leute; Nach Uganda; Die erste

Digitized by Google

Missionswirksamkeit; Ebbe und Flut; Bischof Hannington; Die Verfolgung; Alex. Mackay; Die Revolution; Muangas Rückkehr; Die letzte Katastrophe) ist der reiche Stoff übersichtlich gegliedert. Das Titelbild stammt allerdings aus der Zeit Mtesas; heute dürfte die Hauptstadt des Landes wohl einen wesentlich andern Anblick gewähren. Eine Karte wäre eine wertvollere Beigabe gewesen. S. 236 ist statt 1879 1889 zu lesen.

3. **Warneck**: „Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer." 6. Auflage. Gütersloh 1893. 2 M. Geb. 2,50 M. Mit der Missionskarte von Heilmann 2,70 M. — Nachdem dieses Handbuch im ersten Jahre seines Erscheinens fünf Auflagen erlebt, tritt es nach einem fünfjährigen Zwischenraum seine sechste Reise an. Die missionsgeschichtlichen und -statistischen Partien haben eine hier und da nicht unwesentliche Verbesserung erfahren und sind überall bis auf die Gegenwart fortgeführt; sonst ist an dem Ganzen wenig geändert worden. Zur besonderen Freude gereicht es dem Verfasser, daß das Buch jetzt auch seitens des preußischen Kultusministeriums den Lehrerseminarien besonders empfohlen worden ist. Auch für Pastoren dürfte es ein nicht unwillkommenes Hilfsmittel sein.

4. **Grundemann**: „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission." II. Die Missionsgesellschaften. Berlin 1893, K. J. Müller. — Wie das erste[1]) so ist auch dieses zweite Heft der „Abendunterhaltungen" ein Meisterstück volkstümlicher Belehrung über die Mission. Es behandelt vornehmlich die deutschen Missionsgesellschaften, und orientiert auch über die deutschen Schutzgebiete; der außerdeutschen Missionen wird nur summarisch gedacht. Wir raten jedem Pastor, sich beide Heftchen, die zusammen nur ½ Mark kosten — so wir nicht irren — ja kommen zu lassen und zweifeln nicht, daß die Lektüre ihnen Lust machen wird, diese Schriftchen unter dem Volke zu verbreiten.

5. Kleinere Schriften aus dem Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung.

a) Evangelischer Missionskalender 1894. 20 Pf. — Ein alter Bekannter, dem man gern wieder Quartier giebt. Diesmal ist das schöne bunte Titelbild auch wirklich ein Missionsbild.

b) Zwölf Bilder aus der Missionswelt mit kurzen Erklärungen. 4 Heftchen à 10 Pf. — Ein praktischer Gedanke: solche Bilder mit kurzem Text zusammenzustellen. Nur hätte man reichlich ein Drittel der Bilder lieber weglassen sollen, da sie weder schön noch neu sind.

c) Tschandukutti und Krischann. Zwei Sucher der Wahrheit. 10 Pf. — Zwei miteinander verschlungene Bekehrungsgeschichten aus der indischen Mission, die sich erbaulich lesen und lehrreich sind.

d) Sieben Männer für Christum. 10 Pf. — Die erbauliche Geschichte von sieben vornehmen englischen jungen Männern (fünf studierten und zwei Offizieren), die 1885 zusammen in den Dienst der China-Inland-Mission eintraten.

e) Limbach: „Bilder aus dem südindischen Volksleben." Basel, Missionsbuchhandlung. 0,15 M. — Man könnte hinzufügen: nach

[1]) Das Missionswesen in der Heimat. 1891. Vgl. A. M.-Z 1891, 543.

Digitized by Google

dem Leben gezeichnet. Denn der Mann, der das Buch geschrieben hat, kennt Land und Leute, und malt sie ab, wie sie leiden und leben.

6. Katalog der Bibliothek der Ostindischen Missionsanstalt in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. — Es ist in dieser Zeitschrift schon früher einmal ausführlich von der Missionsbibliothek des Halleschen Waisenhauses die Rede gewesen (1887, 313), so daß unsere Leser über dieselbe orientiert sein dürften. Für diejenigen, welche Specialmissionsstudien treiben, war ein Katalog längst Gegenstand ihrer Wünsche. Es ist sehr dankenswert, daß Direktor Dr. Fries jetzt einen solchen hat zusammenstellen lassen und bereit ist, ihn jedem zuzusenden, der ihn zu haben wünscht. Die Anordnung läßt allerdings manches zu wünschen übrig, auch sind einige Druckfehler stehen geblieben; doch hindert das die Orientierung wenig.

7. **Eger**: „Griechisch-Deutsches Wörterbuch zum Neuen Testamente von Prof. Dr. Schirlitz." 5. neu bearbeitete Auflage. Gießen 1893, Roth. 30 Bogen. Lex. 8. 6 M. Elegant geb. 7,50 M. — Eine vollständige Neubearbeitung des bekannten Schirlitzschen Lexikons, die sowohl quantitativ eine beträchtliche Vermehrung als qualitativ eine wertvolle Verbesserung bedeutet. Unter den vorhandenen neutestamentlichen Wörterbüchern ist es nicht bloß das billigste, sondern auch das einfachste, am raschesten orientierende und am leichtesten zu handhabende. Grimm und Cremer, die übrigens fleißig benutzt worden zu sein scheinen, sind ja theologisch gründlicher und für den gelehrten Forscher unentbehrlich, aber für den Handgebrauch der Pastoren und besonders der Studierenden und Missionszöglinge ist das Schirlitzsche Lexikon in der vorliegenden Bearbeitung das bequemste Handbuch. Wir empfehlen es besonders für den Gebrauch in den Missionsseminarien.

8. **Davies**: „Gaudentius. Kulturhistorische Novelle aus der Zeit des Titus und Domitian." Aus dem Englischen übersetzt von Holzmann. Buchhandlung der Goßnerschen Mission. 1893. Schön gebunden 2,50 M. Wie alle historischen Romane aus der ersten Zeit der christlichen Kirche, so fesselt auch die vorliegende „Novelle" durch ihren auf sorgfältigen archäologischen Studien beruhenden Inhalt. Und sie würde das noch mehr thun, wenn sie nicht etwas zu breit geschrieben und der psychologischen Entwicklung mehr Sorgfalt gewidmet wäre. Gerade in das Werden wie in das Leben der Christen thäte man gern tiefere Blicke.

9. In demselben Verlage ist auch ein kleines für Kinder erzählendes Schriftchen von Missionar Kiefel erschienen: „Der letzte Tag auf meiner Station", das sich sehr hübsch liest.[1])

10. **Christlieb**: „Homiletik". Vorlesungen. Herausgegeben von dem Inspektor der Evangelistenschule „Johanneum" Haarbeck. Basel, Jäger u. Kober. 1893. Das ist ein schönes Vermächtnis an junge und ältere praktische Geistliche, das ein geistgesalbter Zeuge unter den Professoren der Praktischen Theologie hinterlassen hat. Christlieb war ein Mann der Bibel und

[1]) Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß das Buch von P. Gerhard: „Geschichte und Beschreibung der Mission unter den Kols in Ostindien" (mit einer Karte. 1883. 1,50 M.) in der Goßnerschen Missionsbuchhandlung jetzt zu dem herabgesetzten Preise von 0,50 M. zu haben ist.

Digitized by Google

des praktischen Lebens, das beweist auch die vorliegende Homiletik, in der durch und durch mit Realitäten gerechnet wird. Er sieht unsere heutige speciell die deutsche Christenheit an, wie sie wirklich ist und demnach bestimmt er auch die Aufgabe der Predigt nicht lediglich als auf Erbauung, sondern sehr wesentlich auch auf Erweckung gerichtet. Was er in dieser Hinsicht sagt, ist eine sehr beherzigenswerte Ergänzung zu der in Schleiermachers Bahnen wandelnden idealen Praktischen Theologie, welche die Zuhörer der Predigt gern nur als gläubige Gemeinde behandelt. Auch Kap. II: „Persönliche Erfordernisse zum Predigen" kann nicht genug zur Beherzigung empfohlen werden. Der Grundgedanke, daß der Prediger ein Zeuge sein muß des, das er selbst gesehen und gehört hat und daß er reden muß, dieweil er glaubt, zieht sich als ein Lebensgedanke durch diese ganze Homiletik hindurch, die sich überhaupt dadurch charakterisiert, daß sie die Gewissen packt.

Bei der Warmherzigkeit, mit der Christlieb die Mission vertrat und der umfassenden Kenntnis, die er von derselben besaß, hatte ich erwartet, auch in seiner Homiletik mehr Ausbeute für die missionarische Predigt zu finden; aber was er Kap. I 1 b α über die Aufgabe der Missionspredigt sagt, hat meinen Erwartungen wenig entsprochen. Es ist zu allgemein gehalten, als daß man für die eigentliche missionarische Praxis viel Gewinn davon hätte. Wohl aber ist das Buch als Ganzes eine wertvolle homiletische Schulung auch für den evangelischen Missionar. Wck.

Digitized by Google

Das englische Schulwesen in Indien.

Von Georg Stosch.

Wer in Indien Veranlassung hat, sich mit dem indischen Schulwesen näher zu befassen, der sieht sich von selbst nach England gewiesen, wenn er nach den Wurzeln des Unterrichtswesens fragt, wie es sich in Indien herausgebildet. Das indische Schulwesen ist im wesentlichen ein englisches Gewächs, aus der Übertragung englischer Principien entstanden und nach englischen Schablonen weiter gebildet. Nie und nirgends findet sich der Gedanke, ein originales indisches Schulwesen in größerem Stil herzustellen.

Daß das englische Schulwesen seine großen Vorzüge hat, ist eine auch in Deutschland allgemein zugestandene Thatsache. Man lernt auf englischen Schulen vielleicht nicht so viel als auf deutschen, aber man lernt gründlicher. Das alle Stufen des Unterrichts beherrschende Examensystem nötigt ebenso wohl jeden einzelnen Schüler, das Notwendige sich anzueignen, als es den Eifer der Begabteren anspornt, sich in den Prüfungen Auszeichnungen zu erringen. Alles hat seine bestimmte Ordnung und jede Leistung ihren bestimmten Wert. Bei aller Gesetzmäßigkeit fehlt es nicht an der Möglichkeit für die Schüler, nach freier Wahl ihrer Individualität und Neigung entsprechend sich bestimmten Fächern besonders zu widmen. Der Lieblingsklassiker spielt in England eine größere Rolle als bei uns. Ist der klassische und mathematische Unterricht wie bei uns die Grundlage der allgemeinen Bildung, so herrscht eine gewisse Freiheit, dem einen oder andern Zweige mit bevorzugendem Eifer sich zu widmen. Bevorzugt doch die eine der beiden alten Universitäten Cambridge die mathematischen Studien, während Oxford die alma mater für klassische Gelehrsamkeit ist.

Auf den englischen Universitäten ist das Nebeneinander von Gesetzmäßigkeit und Freiheit in noch völligerem Maße zum Princip erhoben, als in den Unterrichtsanstalten mit vorbereitendem Charakter. Die Vorlesungen der Professoren dienen dem freien Wissenstrieb, der entweder über eine wissenschaftliche Frage sich specieller orientieren will oder allgemeine Anregung zu wissenschaftlichem Forschen erlangen möchte. Sie stehen mit den Forderungen der Examina nur in einem lockeren Zusammenhange. Giebt es doch Vorlesungen hochgeschätzter Lehrer, welche nur darauf angelegt sind, sittlichen oder religiösen Enthusiasmus in den Hörern zu erwecken. — Neben den Vorlesungen steht das coaching system, die Vorbereitung der Studenten für die Examina durch sogenannte tutors. Hier lernen die Studenten entweder nur das Nötige für die ordentlichen

Digitized by Google

Examina, oder sie lassen sich einschulen für die Erlangung höherer akademischer Grade und Auszeichnungen. Die Examina sind sehr streng und dringen auf große Genauigkeit und Solidität des angeeigneten Wissensstoffes. Die Solidität englischer Bildung verdankt ihren Ursprung diesem System des persönlichen Unterrichts, der bestimmt normierte Ziele im Auge hat. Wiederum läßt dieses System schon auf der Universität diejenigen mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen, die durch ihre höhere Begabung für einen höheren Platz im Leben bestimmt erscheinen. Die Laufbahn berühmter Staatsmänner begann mit dem Tage, da sie einen bevorzugten akademischen Grad erlangten. Berühmte Bischöfe begannen ihren Weg mit Erfolgen in Oxford oder Cambridge.

Das bis ins einzelnste durchgeführte Examensystem ists denn auch, welches, nach englischem Muster, das gesamte indische Unterrichtswesen von den untersten bis zu den höchsten Stufen beherrscht. Für die Elementarschule ebenso, wie für die Mittelschule, für den Eintritt in den höheren Bildungsgang, die sogenannte Matrikulation, für die Stufe des First of Arts ebenso wie für die des Baccalaureus der freien Künste sind die Examenforderungen bis ins einzelne festgelegt, ja auch auf den höheren Stufen werden sogenannte Textbücher ausgegeben, in denen dasjenige vorhanden ist, mit dem sich die Kandidaten für das Examen vertraut zu machen haben. Selbst die höchste Stufe wissenschaftlichen Erfolgs in Indien, die Würde eines Magister artium beruht in keiner Weise auf irgendwie freien und selbständigen wissenschaftlichen Leistungen, sondern das Examen für diesen Grad überspannt nur und erweitert in etwas die Forderungen für das Baccalaureateexamen. Wir sehen, es ist im wesentlichen und fast einzig gedächtnismäßige Aneignung bestimmter Wissensstoffe, die gefordert wird. Man sucht ja, nach Vorgang des englischen Systems auch der Freiheit einen gewissen Raum zu gönnen, indem auf allen Stufen unterschieden wird zwischen sogenannten compulsary und optional subjects, d. h. zwischen notwendigem Wissensstoff und solchen Zweigen, welche zur freien Wahl gestellt sind. So kann ein Studierender, welcher einen Grad erwerben will, neben Ableistung eines Examens in seiner Muttersprache und im Englisch zwischen verschiedenen Wissensstoffen wählen; Philosophie und Geschichte, alte und neue Sprachen, Sanskrit, Mathematik und Naturwissenschaften sind zu seiner Wahl gestellt. Aber die Forderungen in den einzelnen Wissenszweigen, welche unter vier Rubriken fallen, sind genau bestimmt. So ist etwa für die Leistung im Griechischen eine Tragödie des Sophokles vorgeschrieben, für die Leistung im Deutschen etwa die Iphigenie von Goethe. Sollte der Kandidat Latein wählen, so ist etwa ein Buch aus den Annalen des Tacitus für

Digitized by Google

die Prüfung eines Baccalaureus, eine Rede des Cicero für die First of Arts Prüfung ausgewählt, mit welcher sich der Kandidat bekannt zu machen hat. Auch für die philosophischen und geschichtlichen Studien sind bestimmte Bücher vorgeschrieben, nach denen examiniert wird. Es kommt sogar vor, daß nur die Bekanntschaft einzelner Kapitel aus wissenschaftlichen Schriften gefordert wird. Da die Kandidaten so im voraus genau wissen, was von ihnen gefordert werden wird und was nicht, so ergiebt sich die Begrenzung ihres Studieneifers auf ganz bestimmte Materien von selbst. So ist denn die Freiheit in den Studien eine rein formale. Es ist nicht die individuelle Vorliebe für bestimmte Zweige wissenschaftlicher Arbeit, die die Studenten bei ihrer Wahl regiert, sondern die Erwägung, in welchem Zweige man etwa am leichtesten zum Ziel gelangen könne. Daß indische Studenten sich auch materiell mit englischen nicht messen können, geht aus der Schwierigkeit hervor, welche die Elite indischer Schulen hat, auf einer englischen Universität auch nur das Eingangsexamen zu bestehen. Am leichtesten wird ihnen das Examen in der Mathematik. Der indische Geist inkliniert für die Formen der Dinge. Kein Unterricht wird in Indien so gut erteilt wie der mathematische. Was den Versuch anlangt, daß indische Studenten in England ein Examen in klassischen Sprachen machten, so giebt ihnen ein warmer englischer Freund den Rat, welchen ein englisches Witzblatt denen giebt, die sich verheiraten wollen: Don't, thue es nicht. In der That ist die Beschäftigung eines indischen Studenten mit den klassischen Sprachen eine rein dilettantische, wie sich jeder überzeugen kann, der einer Unterrichtsstunde in klassischen Sprachen, wie sie an indischen Hochschulen erteilt wird, beizuwohnen Gelegenheit hat.

Es sind indische Schulmänner selbst, welche aussprechen, daß in Indien das Lernen der Examina wegen da zu sein schiene, nicht die Examina des Lernens wegen. Notwendigerweise muß das durchgeführte Examensystem in Indien eine andre Wirkung haben als in England. Dort wird seine veräußerlichende Wirkung paralysiert durch ein reges, nationales, moralisches und religiöses Interesse. Nie wird ein englischer Student in derselben Weise der Sklave seiner Examennot werden wie ein indischer. Dazu ist er eine zu ausgeprägte Persönlichkeit. Dem indischen Studenten fehlen tausend Dinge, die dem Engländer es ermöglichen mit einem gewissen Humor die Sorgen seines akademischen Berufes zu tragen. Auf den jungen Hindu wirken die Examina rein niederdrückend, bevor er sie bestanden und leider allzuoft aufblähend, nachdem er sie bestanden. Denn je oberflächlicher und mechanischer das Wissen ist, je weniger jemand mit dem Kern seiner Persönlichkeit um die Wahrheit gerungen, desto mehr

Digitized by Google

blähet das Wiſſen auf. Man vergleiche den feierlichen Akt, mit dem in Cambridge akademiſche Würden verteilt werden, mit einem ähnlichen Akt an der Univerſität in Madras. Während auf der indiſchen Univerſität bei einem ſolchen Akt von allen möglichen Lebensregungen lediglich eine hohle Eitelkeit ſich zeigt, ſo daß ein Menſchenfreund geradezu Erbarmen haben möchte mit dieſen armen Opfern eines akademiſchen Grades, ſo darf man die Beſchreibung eines ähnlichen Aktes in Cambridge nur leſen, um den vollen Eindruck davon zu haben, in welcher geſunden Weiſe der engliſche Charakter gegen die Konſequenzen eines Syſtems reagiert, das in mechaniſcher Anwendung die Eitelkeit derer, die Erfolg hatten, hervorrufen müßte. Wohl grüßen mitten im feierlichen Akt die Studenten den, der den erſten Preis errang mit dem Willkommenſang: Siehe der ſiegreiche Heros kommt! aber der Gruß hat eine Beimiſchung von Humor; wird doch der, der den letzten Preis erringt, mit noch höherem Applaus gelohnt als der erſte Sieger und über ihm ſchwebt als Symbol ſeiner Würde der hölzerne Löffel, durch Studentenhände an einem Faden von den Emporen der Univerſitätsaula herabgelaſſen. Während der erſte Sieger vor dem Vicekanzler der Univerſität kniet, der ihn mit einer lateiniſchen Formel zum Baccalaureus Artium ernennt, rufen die Studenten: So kniet die Tugend vor dem Laſter! in einem Wortſpiel, da vice zugleich Laſter und Abkürzung für Vicekanzler iſt. Solche Dinge wären in Indien rein unmöglich. Den akademiſchen Graderteilungen iſt dort auch nicht das leiſeſte Körnlein von Lebensfreude beigemiſcht. Sie bedeuten für die erfolgreichen Kandidaten nur die Befreiung von einer jahrelangen Sklaverei eines öden Studiums. Sind die Freigelaſſenen wirklich frei? Nehmen ſie aus ihren Studienjahren eine Freude am Lernen, einen Trieb zum Forſchen mit? Haben ſie Wohlgefallen gefunden an den idealen Gütern des Lebens? Haben ſie gelernt mit Freuden ihre Kraft an irgend ein Problem zu wagen? Es iſt nicht meine Antwort, ſondern die Antwort aller ernſten Beobachter, daß das nicht der Fall iſt. Die Armen nehmen anſtatt der Freude am Lernen vielfach den Überdruß an aller Wiſſenſchaft mit. Haben ſie an etwas Freude, ſo iſt es nur die Anwartſchaft auf eine gut bezahlte Regierungsſtelle, die ſie tröſtet über die freudloſen Jahre eines freudloſen, ihre innere Kraft verzehrenden Studiums. Wie könnte es anders ſein. Der indiſche Knabe iſt, wenn er ſeine Schullaufbahn beginnt, vielmehr eine tabula rasa als ein engliſches Kind. Er bringt wenig ideale oder moraliſche Impulſe in die Schule mit. Nun wird er vorwärts getrieben von Klaſſe zu Klaſſe. Der Terrorismus des Regierungsexamens, das am Ende jedes Schuljahrs ſteht, läßt dem Lehrer wenig Zeit und Kraft, auf die Individualität

Digitized by Google

des Kindes irgendwie einzugehen. Es wird auch kaum der Versuch gemacht, das zu Lernende dem Verständnis der Kinder innerlich näher zu bringen. Denn im Examen bestehen die Kinder und die Lehrer am besten, die am mechanischsten gelehrt und am mechanischsten gelernt haben. Je weiter die Knaben in ihrem Schullaufe fortschreiten, desto mehr müssen sie Dinge lernen, welche mit ihrem natürlichen Leben und Wesen in keinem bemerkbaren Zusammenhange stehen. Es wird kaum der Versuch gemacht, sie für diese Dinge zu interessieren; der Knabe muß sie lernen, um im Examen zu bestehen. Wie viel besser haben es englische Studenten bei ihren tutors. Da ist doch ein Lehren und Lernen von Person zu Person. Das altindische Schulwesen, das freilich nie größere Kreise berührte, sah auch Schüler nach freier Wahl sich um einzelne Meister sammeln. Davon ist nichts zu finden in dem Mechanismus des englischen Schulwesens in Indien.

Wie sehr es auch nur an dem Versuche fehlt, den Selbständigkeitstrieb in den Kindern irgendwie zu wecken, wie wenig man daran denkt, sie anzuleiten, sich Rechenschaft von ihren Gedanken zu geben, geht aus dem einen Umstand genügend hervor, daß freie Ausarbeitungen in der Muttersprache überhaupt keinen Platz in dem Unterrichtsplane haben. Und doch haben die Hindus eine natürliche Anlage, ihre Gedanken geschmackvoll und angemessen auszudrücken. Aber diese Anlage wird durch den Unterricht nicht nur nicht gepflegt, sondern je höher die Schüler in ihrem Bildungsgange gehen, desto mehr scheinen sie es zu verlernen, ihre Gedanken einfach und natürlich auszudrücken, wie die bombastischen und oft gar ungeordneten Publikationen in den indischen Zeitungen beweisen.

Daher die allgemeine Klage, daß seit der Einrichtung des jetzigen Unterrichtswesens kein wissenschaftliches Werk von größerer Bedeutung von Hindus geschrieben worden ist. Was der indische Jüngling verspricht, das erfüllt der Mann nicht, sagt man. Hohe Regierungsbeamte haben diese Thatsache der wissenschaftlichen Unfruchtbarkeit zu einer allgemeinen Anklage gegen das Schulwesen gemacht. Die Schulmänner suchen die Thatsache, die sie nicht leugnen können, so oder so zu erklären. Ein hervorragender eingeborner Schulmann sieht den Grund darin, daß die Studenten ihre ganze Kraft verzehren in der für sie überaus schwierigen Erlernung der englischen Sprache. Das mag in gewissem Sinne wahr sein; aber hat man je gehört, daß ein Deutscher seine Kraft für wissenschaftliche Leistungen an der Erlernung der lateinischen Sprache verloren hätte? Eher möchten wir sagen, daß durch den Kanal der englischen Sprache dem indischen Jüngling so Vieles und so Verschiedenartiges zugeführt wird, wofür ihm das innere Organ und die Assimilationskraft

Digitized by Google

fehlt, daß es ihm ergeht wie einem Boden, auf den ununterbrochen Regen niederfällt, anstatt fruchtbar zu werden, wird er zum Sumpf. Es dringt zu viel auf die jungen Leute ein, das sie nicht zu verarbeiten vermögen. Eine fremde Bildung überwältigt sie, daß ihnen der Atem ausgeht.

Wenn es doch wenigstens eine einheitliche Weltanschauung wäre, die ihnen Gewalt anthäte! Wie muß es aber in dem Geist eines Jünglings aussehen, der zu der widerspruchsvollen Weltanschauung seiner indischen Heimat eine fremde Weltanschauung treten sieht, in der scheinbar noch tiefere Widersprüche zutage kommen. Er hat heute etwa Miltons verlornes Paradies und morgen die Schrift eines ungläubigen Philosophen, heute ein moralphilosophisches Werk mit christlichem Hintergrund, morgen eine physiologische Abhandlung zu studieren, in der moralische Entschlüsse nur als Sekretionen des Gehirns gelten. Muß den Armen, dem der Maßstab für die Beurteilung des Glaubens ebenso fehlt, wie für die Beurteilung des Unglaubens, die Welt und ihre Bildung nicht vorkommen wie ein Kaleidoskop? Wird er nicht notwendig auf den Weg geführt, mit Pilatus zu sagen: was ist Wahrheit? In der That ist Skepticismus das vorherrschende Erziehungsresultat auf indischen Hochschulen.

Dies führt uns auf den schwersten Mangel des indischen Unterrichtssystems, seine religiöse Neutralität, die neuerdings zu Erscheinungen führt, welche einen Beobachter, der das indische Volk lieb hat, nur mit Schmerzen erfüllen können. Ein christliches Mitglied der Madras Universität hielt vor etwa einem Jahre einen öffentlichen Vortrag für Studierende und solche, die ihre Studien vollendet hatten, über das Wesen der Erziehung. In diesem Vortrag wird nicht einmal der Name der Religion genannt, nicht der Name Gottes, geschweige der Name Christi. Und das aus dem Munde eines Mannes, dem es persönlich an christlicher Frömmigkeit nicht fehlt. Was ist eine Erziehung ohne Religion? Welch unbegreiflicher Fehlgriff ist es, ein religiös angelegtes Volk wie das indische ohne Religion erziehen zu wollen. Es fehlt selbst aus dem Munde von Heiden die Anklage nicht, daß die englische Regierung durch ihr Erziehungssystem die indische Jugend ruiniert. Will man die moderne europäische Bildung nach Indien verpflanzen, so sollte man doch nicht vergessen, daß die Seele dieser Bildung noch immer das Christentum ist und daß ziemlich dürftige disjecta membra übrig bleiben würden, wenn man die europäische Bildung von ihrem christlichen Gehalt sondert. Will man nur diese disjecta membra dem Hindu bringen? Giebt es eine Einheit der modernen Bildung, so ist es das Christentum.

Digitized by Google

Wie kann man aber einen Unterrichtsplan aufstellen, in welchem den einzelnen Disciplinen die verbindende Seele einer einheitlichen Weltanschauung fehlt? Man darf einem europäischen Studenten zumuten, Systeme zu studieren, die sich untereinander widersprechen. Seine christliche Erziehung, seine Bekanntschaft mit der Bibel setzt ihn, wenn er anders ein aufrichtiger Mensch ist, in den Stand, die Spreu von dem Weizen der Wissenschaft zu sondern. Dazu ist ein heidnischer Hindustudent nicht imstande.

Auch hier klafft zwischen dem englischen Universitätsleben und dem kümmerlichen Leben indischer Studenten eine tiefe Kluft. Das Leben in Cambridge ist von religiösen Motiven und von moralischen Impulsen durchsetzt. Die Studenten können sich kaum der Teilnahme an den täglichen Universitäts-Gottesdiensten entziehen. Und es werden nicht gar viele sein, die sich entziehen möchten; denn in den Kreisen, aus denen die Studenten kommen, ist der religiöse Gedanke eine Macht und die Ehrfurcht vor der Kirche eine geheiligte Tradition. Wie anders können die mit den Problemen der Wissenschaft ringen, die am Morgen einen frischen Trunk aus der Quelle des lebendigen Gotteswortes genommen. Dem gegenüber befindet sich der indische Student in einer Wüste, in einem trocknen und dürren Lande, da kein Wasser ist. Was er von Religion aus dem elterlichen Hause mitbringt, das sind religiöse Phantasmen, welche keine Kraft haben, der Seele irgend etwas zu bieten. Vielleicht entschließt er sich auf dem Wege seiner Schuljahre alles in der Welt für Lug und Trug zu halten, was ja ohnehin das Grundmotiv der indischen Weltanschauung ist. Jedes intellektuellen und moralischen Ideals bar, wachsen sich nicht wenige von diesen armen Menschen zu völligen Egoisten aus, die trotzdem daß sie in hohen Stellungen sind, kein Interesse kennen als ihren persönlichen Vorteil. Der sittliche Stand des indischen Beamtentums, welches sich ja eben von den indischen Universitäten rekrutiert, ist moralisch trotz allen glänzenden Scheins vielleicht tiefer als der von Heiden, welche die moderne Bildung nicht berührt hat. Sind doch die Regierungsschulen oft geradezu ein Pfuhl der Unsittlichkeit. Man muß die Schüler etwa auf der Hochschule der Brahminenstadt Combaconum beobachtet haben, um sich zu überzeugen, daß die moderne Bildung den Ruin von Leib, Seele und Geist nicht aufzuhalten vermag. Einen wie viel gesunderen Eindruck machen junge Leute aus bevorzugten Ständen in Gegenden, zu denen die englische Bildung noch weniger gedrungen ist. Heidnische Eltern tragen Bedenken, ihre Söhne solchen Schulen anzuvertrauen, nicht nur aus religiösen sondern aus sittlichen Gründen.

Man kann nicht sagen, daß die Vertreter des englischen Unterrichts-

Digitized by Google

systems die Mängel desselben nicht fühlten. Es fehlt auch nicht an Vorschlägen zur Besserung. Man hat Seminarien gegründet, in welchen die Lehrer in der Methodik des Unterrichts unterwiesen werden, um wenigstens in etwas der rein mechanischen Aneignung des Unterrichtsstoffes zu steuern. Man empfiehlt und fordert gymnastische Übungen in den Schulen, um der leiblichen Gesundheit der Zöglinge zu dienen. Die indischen Schulzeitungen hallen wieder von dem „mens sana in corpore sano.“ Kann man auch die englischen sports nicht nach Indien verpflanzen, kann man vor allem jenen ritterlichen Frohsinn englischer Jünglinge, der sich in ihren Wettspielen auswirkt, nicht in die nervenschwächere, zum Ruhen und Träumen geneigte indische Jugend verpflanzen, so haben doch ohne Zweifel körperliche Übungen ihr Gutes. Man kann neuerdings manches fröhliche Bild auf den Spielplätzen auch der indischen Jugend sehen. — Man denkt auch daran, allmählich, wenigstens auf den höheren Stufen die Textbücher abzuschaffen, um eine umfassendere und freiere Beschäftigung der Studierenden mit den einzelnen Stoffen hervorzurufen. Ob das gelingen wird, ist fraglich. Jedenfalls knüpfen sich gerade an diese Textbücher einige der schwersten Vorwürfe gegen die indische Unterrichtsverwaltung. Denn diese Textbücher haben zum Teil den Studenten die eingehende Beschäftigung mit den anstößigsten und schmutzigsten Stellen der einheimischen Litteratur zur Pflicht gemacht und haben so direkt entsittlichend gewirkt. Solche Anstöße würden auch bei einer andern Methode nicht vermieden werden, da der Unterricht in den einheimischen Sprachen meist in der Hand von heidnischen Lehrern liegt. Aber es nimmt sich doch eigentümlich aus, wenn im Namen einer christlichen Regierung den jungen Leuten Bücher in die Hand gegeben werden, auf die man mit großen Buchstaben schreiben möchte: sittlich vergiftend.

Wenn wir so die indische Unterrichtsverwaltung in mannigfacher Bewegung sehen, zu bessern, so hat man doch noch keinen Weg finden können, den sittlichen Zustand der Zöglinge wirksam zu beeinflussen, weil man den einzigen Weg, der dies ermöglicht, verschmäht. Die religiöse Neutralität ist noch immer ein unbestrittnes Axiom. Denn sie ist ein Axiom der englischen Gesamtpolitik.

Als die englische Regierung das Princip der Neutralität für ihr Schulwesen in Indien aufstellte, geschah es nicht in der Absicht, die Wirksamkeit der christlichen Missionen irgendwie zu schädigen. Dafür war die Regierung zu fest von dem Segen überzeugt, den die Missionen bis dahin gestiftet. Das Lob, welches der Schularbeit der Missionare zu teil wird, ist ein ziemlich volltönendes. Hätte die Regierung sich zu dem Schulwesen der Missionen in Gegensatz gestellt, so hätte sie sich so

Digitized by Google

ziemlich mit allem überworfen, was an Schulwesen in Indien bisher vorhanden war. Es wäre ihr nichts übrig geblieben als die Anknüpfung an den leeren Raum. Das konnte nicht ihre Absicht sein. Sie glaubte, daß bei dem Princip der Neutralität den christlichen Bestrebungen innerhalb des Schulwesens die nötigen Lebensbedingungen nicht fehlen würden. Ihre Absicht war nur, auch diejenigen Kreise, die für die Missionen nicht erreichbar waren, in den Bereich ihres Einflusses zu ziehen; der Schrecken vor dem indischen Aufstand war eines der Motive für die Gründung der Universitäten. Zum andern wünschte die Regierung eine gewisse Einheitlichkeit in den weltlichen Kenntnissen hervorzurufen. Herrschte doch in dieser Beziehung in den Missionsschulen eine große Verschiedenartigkeit. Denn der Grundsatz des größten und warmherzigsten Schulmannes, den Indien gesehen, des Missionars Dr. Duff, „daß Europa Indien so viel als möglich alle Bildung schulde, die es erworben, und überdem die Kenntnis des wahren Gottes und des Weges, wie man bei ihm ewig wohnen könne," faßt die Aufgabe des Schulwesens, was seine weltlichen Ziele anlangt, doch ungemein weit. Zwar hat Dr. Duff selbst nicht nur mit bewundernswürdiger Weisheit Lehrpläne ausgearbeitet, sondern auch viele Lehrbücher geschrieben in großer Selbstverleugnung mit denen für die untersten Stufen anfangend. Gewiß ein Zeugnis für die Seelengröße dieses gelehrten Mannes. Aber die Bestrebungen Dr. Duffs waren doch kein allgemeines Gesetz und konnten die Thatsache nicht wesentlich alterieren, daß man im allgemeinen, was die weltlichen Kenntnisse anlangt, ziemlich principlos verfuhr. Hätte die Schularbeit nach dieser Hinsicht eine festere und mehr zielbewußte Tendenz gehabt, so hätte die Regierung nicht wagen können, so vorzugehen, wie sie wirklich vorging. Die mangelnde Einheitlichkeit, welche die Schularbeit der Missionen in den weltlichen Fächern kennzeichnete, machte es der Regierung möglich, ihre formale Schablone aufzustellen. Durch das Grant in aid System knüpfte die Regierung die Missionen allmählich an ihr Interesse. Die Regierung zahlte Geldbeihilfen an diejenigen Schulen, die sich ihrer Aufsicht unterwarfen und den von ihr aufgestellten Lehrplan annahmen. Schulen, die sich dieser Aufsicht nicht unterwerfen, sind schon dadurch im Nachteil, daß ihre Schüler die Regierungsexamina nicht oder viel schwerer bestehen können.

So sind denn die Missionen in der eigentümlichen Lage durch eine gewisse Notwendigkeit an ein Schulwesen gebunden zu sein, welches eines anderen Geistes Kind ist, als sie selbst. Die Missionen hatten früher für ihr Schulwesen den Grundsatz aufgestellt: „Die ganze Schulmaschinerie soll der Evangelisation der Schüler dienen." Kann man diesen Grundsatz noch durchführen, wenn die weltlichen Wissenschaften autonom

Digitized by Google

auftreten? Der Gegensatz zwischen sonst und jetzt wird illustriert durch zwei Handbücher der Geographie, welche beide von Missionaren für Schulzwecke veröffentlicht sind. Dr. Ewart beginnt sein im Jahre 1844 veröffentlichtes Geographiebuch mit den Worten: „Unser himmlischer Vater hat die Erde mit den deutlichsten Beweisen seiner göttlichen Güte erfüllt. Der Psalmist schreibt: Die Erde ist voll der Güte des Herrn. Die Erde, o Herr, ist voll deiner Gnade. Die Erde und das Meer ist voll deines Reichtums." Dagegen veröffentlichte im Jahre 1872 ebenfalls ein Missionar ein nach dem Princip der religiösen Neutralität verfaßtes Geographiebuch, in welchem das Christentum so vollständig totgeschwiegen wird, daß man meinen könnte, der Buddhismus und die Sikhreligion seien die einzigen Religionen auf Erden und es gäbe nirgends eine Anbetung Gottes als etwa in Benares, wo nach dem Buche die Pilgrime aus aller Herren Länder zusammenkommen. Von seiten der christlichen Missionen, namentlich durch die englische Tract Society ist ein ungemeiner Fleiß auf die Herstellung von Lesebüchern in den einheimischen Sprachen verwandt worden. Sie sind in christlichem Sinne gehalten, obwohl in keiner Weise aufdringlich. In einfacher und überzeugender Weise tritt die christliche Moral an die Herzen der Kinder heran. Daß diese Bücher ein edles Werk an der Volksseele Indiens gethan haben, ist keine Frage. Die Regierung hat ihren Gebrauch auch ausdrücklich freigegeben und sanktioniert. Im Gegensatz gegen diese Lesebücher sind aber sogenannte offizielle Lesebücher zumeist von heidnischen Gelehrten ausgearbeitet worden, welche dem Princip der religiösen Neutralität vollständig Rechnung tragen. Sie sind zum Teil eleganter aber auch schwerer verständlich geschrieben als die christlichen Lesebücher. Sie sind nicht widerchristlich, aber noch weniger christlich. Sie sind nicht unmoralisch, aber auch nicht moralisch in höherem Sinne. Sie beschränken sich auf die Mitteilung gemeinnütziger Kenntnisse und interessanter Geschichten.

Natürlich läge es im Interesse der Missionen, in ihren Schulen die christlichen Lesebücher zu gebrauchen. Da aber die Schulinspektoren Heiden sind und die Regierungsbücher bevorzugen, so ist es unter Umständen sehr schwer, an den christlichen Lesebüchern festzuhalten, wenn man nicht Lehrer und Schüler in den Examinibus Verlegenheiten und Nachteilen aussetzen will. Der Kampf, den die heidnischen Schulinspektoren gegen das Christliche in den Missionsschulen führen, ist kein offener. Oft fließt ihr Mund über von Anerkennung für den Segen christlichen Einflusses. Und doch verschiebt sich im ganzen und im einzelnen die Lage der Dinge von Jahr zu Jahr mehr zu Ungunsten des christlichen Einflusses in unsern Schulen. Die Forderungen in den weltlichen Fächern werden höher gespannt, so

Digitized by Google

daß Lehrern und Schülern Zeit und Kraft nicht reichen für die Bibellektionen.

Noch stehen die Religionsstunden in den Missionsschulen unangefochten da. Es wäre unrecht zu leugnen, daß die religiöse Unterweisung bei aller Ungunst der Lage nicht von großem Einfluß und Segen sei. Die Missionsschulen haben, was die sittliche Zucht anlangt, einen weit besseren Ruf als die Regierungsschulen. Selbst heidnische hohe Beamte rühmen es mit Stolz, daß sie ihre Bildung einer Missionsschule verdanken. Sie haben zum mindesten einen Eindruck vom Christentum erlangt und die hohen Forderungen des göttlichen Gesetzes sind an ihr Gewissen herangetreten. Aber der Einfluß des Religionsunterrichtes ist auf den unteren Stufen größer, als auf den höheren; denn je höher die Schüler steigen, um so mehr paralysiert der Gedanke an die Examina alles andere Interesse. Die Zeit, die ein Schüler den religiösen Lektionen widmet, hält er für verloren, da ihm seine religiöse Erkenntnis für das Examen nichts hilft. Nicht wenige nehmen darum mit innerem Verdruß an der religiösen Unterweisung teil. Schon haben in manchen Fällen Schulinspektoren es auszusprechen gewagt, daß man der Religion nicht so viel Zeit widmen dürfe, wenn man wünsche, daß die Schüler bestehen sollen. Mangelnde Erfolge sind dem Umstande zugeschrieben worden, daß die religiöse Unterweisung einen zu breiten Platz einnähme.

Die Missionare haben schon jetzt kein gesetzliches Recht, ihre Schüler zur Teilnahme an den Religionsstunden zu zwingen. Wäre dieser Umstand mehr bekannt, würde auch die jetzt noch vorhandene persönliche Pietät für die Missionare mehr und mehr schwinden, was offenbar im Zuge der Zeit liegt, so können die Missionsschulen in die Lage kommen, daß sie lediglich weltliche Fächer lehren, während ihr Religionsunterricht in den Rang eines fakultativen Nebenfaches heruntergedrückt wäre. Das wäre in der That dann ein unerträglicher und unverantwortlicher Zustand. Macht sich aber nicht von irgend einer Seite her ein eingreifender Umschwung geltend, so wird dieser Zustand eher oder später zweifellos eintreten. Die schiefe Ebene ist längst betreten. Sofort nach Unterwerfung der Missionsschulen unter das Regierungssystem nahm die Zahl der in den Schulen direkt für das Christentum Gewonnenen auffallend ab. Sie hat sich seitdem beinah auf Null reduziert. Man sieht, daß die Maschinerie des Unterrichts der direkten Evangelisation nicht mehr günstig ist.

Es ist nirgends gut, ihrem Wesen nach separate Dinge vereinigen zu wollen. So erweist sich auch die unnatürliche Verbindung christlicher Bestrebungen mit einem Schulmechanismus, der in entgegengesetzter Richtung arbeitet, als verhängnisvoll. Sollte man diese Verbindung nicht je

Digitized by Google

eher, je lieber lösen? Noch hat man sich in missionarischen Kreisen mit dem Gedanken nicht vertraut gemacht, zu diesem Äußersten zu schreiten. Man findet mit Recht, daß die Beaufsichtigung der Regierung ihre nicht zu unterschätzenden Vorteile hat, daß für indische Lehrer und Schüler der Stecken des Treibers eine gewisse Notwendigkeit ist. Man tröstet sich mit der zweifellosen Thatsache, daß der sittliche und intellektuelle Stand der Missionsschulen im allgemeinen höher ist als der der Regierungsschulen und daß es trotz der Ungunst der Lage möglich ist, manchen religiösen und sittlichen Impuls in die Seelen der Schüler zu pflanzen. Dabei bleibt immerhin das Bedenken bestehen, daß die Missionare bei Gründung und Erhaltung ihrer Schulen einen andern Zweck verfolgen als die Eltern, die ihre Kinder den Schulen anvertrauen. Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch hie und da Missionare sich bereit finden lassen, ihre Ziele nach den Wünschen der heidnischen Eltern wenigstens in etwas zu modifizieren. So arbeiten zwei Principien nebeneinander oder gegeneinander. Wir können die Befürchtung nicht unterdrücken, daß das der Religion feindliche Princip je länger je mehr die Oberhand gewinnen wird. Das wird bestätigt durch die Ruhe, mit welcher heidnische Schulinspektoren und heidnische Eltern die Versicherung hinnehmen, daß die wesentlichste Absicht einer Missionsschule sei, ihre Zöglinge mit dem Christentum bekannt zu machen. Es scheint das Gefühl vorzuwalten, daß die Macht der Thatsachen und der Mechanismus des Lehrplans stärker sind als unser missionarischer Wunsch.

Jedenfalls ist es notwendig, daß Missionare und Missionsleitungen die Gefahr, welche ihren Bestrebungen innerhalb des Schulwesens droht, klar ins Auge fassen. Eine einzelne Mission kann hier schwerlich allein vorgehen. Einigkeit würde auch hier stark machen. Noch steht es so, daß die Schulbehörden in Indien missionarischem Einfluß nicht ganz unzugänglich sind. Einige moralphilosophische Werke mit christlichem Gehalt sind auf Vorschlag von Missionaren unter diejenigen Bücher aufgenommen, welche für die höheren Examina studiert werden können. Die Geschichte Israels bis zur Zerstörung Jerusalems hat wenigstens eine Zeit lang neben der indischen und englischen Geschichte zur Wahl gestanden. Es wäre ein großer Vorteil, wenn es möglich sein sollte, ein Kompendium der christlichen Lehre für die indische Jugend berechnet unter die für die Universitätsexamina zur Wahl stehenden Gegenstände aufgenommen zu sehen. Das würde dem Princip der Neutralität an sich noch nicht widersprechen. Ob es je erreicht werden wird, ist zweifelhaft; denn leider scheint man sich vielfach in die bestehende Lage als in etwas Unvermeidliches zu fügen. Die Bestrebungen, auf das Ganze des Unterrichtswesens Einfluß zu er-

Digitized by Google

halten, sind früher stärker gewesen als jetzt. Der Gedanke, eine christliche Universität in Indien zu gründen, scheint in neuerer Zeit nicht weiter verfolgt zu werden, obwohl er ein Gedanke von allergrößter Tragweite ist und vielleicht nicht unausführbar, wenn er von der einheitlichen Überzeugung aller evangelischen Missionen in Indien getragen würde. Durch die Christianisierung des höheren Unterrichts, durch die Unterstellung des letzten Lehrzieles unter christliche Motive würden auch die unteren Stufen dem christlichen Gedanken ganz anders unterstellt werden, als es jetzt möglich ist.

Zweifellos ist, daß nur das positive Christentum die Schäden der indischen Volksseele heilen kann, daß jede andere Bildung außer der christlichen dem Volke mehr Schaden bringt als Nutzen, daß der jetzt noch in der Wüste wandernde Geist der Hindus an keiner andern Quelle seinen Durst stillen wird als an dem, der da sagt: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.

Die schottische Freikirche — eine Missionskirche.

Von Julius Richter (Rheinsberg-Mark).

I.

Die schottische Freikirche hat in diesem Jahr vom 18.—26. Mai ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert und hat bei dieser Gelegenheit nicht nur aus allen Gegenden Großbritanniens und seiner Kolonien, sondern auch seitens mehrerer kontinentaler evangelischer Kirchen Zeichen herzlicher Teilnahme und aufrichtigen Wohlwollens erhalten. In den evangelischen Kirchen Deutschlands ist von diesem Jubiläum verhältnismäßig wenig Notiz genommen; und das ist bis zu einem gewissen Grade begreiflich, weil in der That die besondern Verhältnisse, die zur Gründung dieser Freikirche geführt haben, für uns etwas Unverständliches haben. Wir Deutschen begreifen es wohl, daß Lehrdifferenzen, wenn auch in untergeordneten Punkten, zu Spaltungen führen; aber es ist uns etwas Fremdartiges, nebensächlichen Verfassungsfragen ein so großes Gewicht beigelegt zu sehen. Trotzdem verdient die schottische Freikirche die lebhafte Teilnahme aller evangelischen Christen wegen der musterhaften Organisation, die sie sich gegeben, und wegen der lebendigen christlichen und kirchlichen Liebesthätigkeit, welche sie entfaltet. Vielleicht in noch höherem Maße erweckt sie die ungeteilte Hochachtung der Missionsfreunde durch die großartige Ausdehnung ihrer Missionsthätigkeit im Verhältnis zu ihrer Kleinheit, durch den charakteristischen Missionsbetrieb, den sie sich herausgebildet

Digitized by Google

hat, und durch die mustergiltige Eingliederung ihrer Missionsthätigkeit in den Gesamtorganismus des kirchlichen Lebens.

Das allgemeine Interesse, welches bei einer so feierlichen Gelegenheit der Blick in den eigentümlichen, vielgegliederten Organismus einer uns geistesverwandten Kirche gewährt, wird es rechtfertigen, wenn wir dem Bericht über ihre Missionen und über ihr großes südafrikanisches Erziehungsinstitut Lovedale einen orientierenden Bericht über die Entstehung, die Organisation und das geistliche Leben der schottischen Freikirche vorausschicken.

1. Begreiflicherweise sind in diesem Jubiläumsjahr die Blicke der Freischotten zurückgerichtet in die Vergangenheit; die Disruption vom 18. Mai 1843, d. h. der große, offizielle Bruch mit der schottischen Staatskirche, aus welchem die Freikirche hervorgegangen ist, die Vorgänge, welche zu ihr führten, und das neue Leben, welches aus ihr hervorsproßte, stehen im Mittelpunkte des Interesses. Und das um so mehr, als eine ganze Anzahl der jetzigen geistigen Führer der Freikirche, der auch in Deutschland wohl bekannte Professor Blaikie, der Verfasser von Livingstones Leben, Dr. theol. Walker, der Herausgeber des Free Church Monthly, des ausgezeichneten, offiziellen Organs der Freikirche, u. a. die Disruption selbst mit erlebt und mit durchlitten haben.

Der Reformator Schottlands war bekanntlich John Knox; dieser Mann hatte es verstanden, der durch ihn gegründeten Kirche den Stempel seines Charakters aufzuprägen, eine unbeugsame Entschlossenheit, trotz jeden Hindernisses seinen Willen durchzusetzen, eine brennende Liebe und Hochachtung für die Botschaft der göttlichen Gnade, und ein unauslöschliches Verlangen, dieser Predigt unbedingt freien Lauf durch ganz Schottland zu geben. Zugleich hatte er seiner Kirche in der presbyterianischen Verfassung eine breite, volkstümliche Grundlage gegeben. Jede einzelne Gemeinde war eigentlich ein abgeschlossenes Ganze für sich, welches seine innern Angelegenheiten durch die Kirk-session, den Gemeinde-Kirchenrat mit dem Pastor an der Spitze verwaltete. Die einzelnen Gemeinder wurden zusammengefaßt durch das Presbytery, wir würden etwa übersetzen „Kreissynode", nur umfaßte es etwas mehr Gemeinden (20—70), als bei uns üblich ist. Dieses Presbyterium, zusammengesetzt aus den Geistlichen und je einem Laien aus jeder Gemeinde, war die Aufsichtsbehörde, in deren Händen die innerkirchliche Verwaltung der Gemeinden lag, sie ordinierte die Geistlichen u. s. w. Über den Presbyterien aber thronte als Centralorgan, als letzte Berufsinstanz, als gesetzgebende Körperschaft und Vertretung der Kirche, die General-Assembly, wir würden sagen, die „Generalsynode", welche in jedem Jahr eine Woche lang tagte, über das gesamte kirchliche Leben die Berichte entgegen nahm, und alle während des Jahres aufgetauchten Streitfragen entschied. Nun war allerdings die schottische Kirche Staatskirche, d. h. sie stand unter staatlicher Kontrolle; aber es ist bei einer so entschieden auf demokratischer Grundlage aufgebauten Verfassung leicht begreiflich, daß entweder die Staatsoberhoheit eine sehr begrenzte war, oder daß es, wenn der Staat sein

Digitized by Google

Aufsichtsrecht ernstlich geltend zu machen suchte, zum Bruch kommen mußte. Thatsächlich existierte in Schottland niemals ein Summepiskopat, ein königlicher Oberkirchenrat, oder ein königliches Konsistorium nach unsern Begriffen; sondern die Staatsaufsicht beschränkte sich im wesentlichen darauf, daß ein Vertreter der Krone der General-Assembly beiwohnte, und daß die gesetzlich bindende Kraft der Beschlüsse derselben in einzelnen Fällen streitig war. Die schottische Kirche wachte eifersüchtig darüber, daß ihr ihre Freiheit nicht beeinträchtigt wurde; und der Staat war ebensowenig begierig, einen maßgebenderen Einfluß auf die Kirche zu gewinnen.

Nun war der Zankapfel zwischen Staat und Kirche das auch bei uns noch weit verbreitete Patronatsrecht. Königin Anna hatte dasselbe im Jahr 1712 durch ein Gesetz festgelegt, und die freiheitsliebenden Schotten mußten es sich also gefallen lassen, daß ihnen unter Umständen von den reichen Landlords mißliebige Geistliche aufgedrängt wurden. Es war darüber schon im achtzehnten Jahrhundert zu harten Kämpfen gekommen, und ganze Gemeinden waren um deswillen aus der Staatskirche ausgetreten (1733 die Original-Secession und 1752 der Relief). In dem saft- und kraftlosen Rationalismus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, oder wie man ihn in Schottland nannte, im Moderatismus, war nebst allem spezifisch-christlichen und kirchlichen Interesse auch das Verständnis für den verderblichen Charakter des Patronatsrechts erloschen. Die stolzen Schotten beugten ihre Hälse dem verhaßten Joch.

Nun wurde im ersten Drittel dieses Jahrhunderts auch Schottland von der infolge der napoleonischen Wirren und der Freiheitskriege durch das ganze evangelische Europa gehenden Erweckung ergriffen, und geistesgewaltige Prediger und Gelehrte wie Mac Cheyne, Thomson und vor allen Thomas Chalmers fachten die Flamme zu einem großen Feuer des heiligen Geistes an, welches in den im Rationalismus erstarrten Geistern einen neuen Frühling weckte. Es regte sich in der schottischen Staatskirche ein mächtiges Leben. Thomas Chalmers legte z. B. der General Assembly den großartigen Plan vor, für ein durch Sammlungen aufzubringendes Kapital von 2 Mill. Mark 200 neue Kirchen zu bauen, und zum freudigen Erstaunen seiner überraschten Freunde standen nach einem halben Jahrzehnt die 200 Kirchen da, wie aus der Erde gestampft. Auch die Heiden- und Judenmission wurden mit großer Energie in Angriff genommen.

Dieses neue, evangelische Leben empfand nun aber, auf die alten Traditionen von John Knox und den Covenanters zurückgreifend, den Einfluß, welchen der Staat während der Herrschaft des Rationalismus über die Kirche erlangt hatte, und besonders das Patronatsrecht wie einen Pfahl im Fleisch. Die General Assembly beschloß daher im Jahr 1834 das sogenannte Veto-Gesetz, wonach den Gemeinden das Recht zustehen sollte, gegen einen ihnen mißliebigen Prediger Widerspruch zu erheben. Ob sie zur Beschlußfassung über ein solches Gesetzes berechtigt war, galt

Digitized by Google

selbst unter den ersten Rechtsgelehrten Schottlands als nicht ausgemacht. Dieses Gesetz brachte den Kampf zwischen der Kirche und dem Staat zum Ausbruch.

In einem entlegenen Orte Auchterarder präsentierte der Earl of Kinnoull als Patron einen Kandidaten Robert Young. Die Gemeinde erhob gegen ihn Widerspruch. Das zuständige Presbyterium weigerte sich daraufhin, Young zu ordinieren, und die General-Assembly bestärkte die Gemeinde und das Presbyterium in ihrem Widerspruch, indem sie die Präsentation des Young für ungesetzlich erklärte. — In einem andern Dorfe, Marnoch, erhob die Gemeinde gegen den ihr präsentierten Prediger Edwards gleichfalls Widerspruch, und die General-Assembly erklärte daraufhin seine Präsentation für null und nichtig und verbot seine Ordination. Trotzdem wagte es das zuständige Presbyterium, in grober Widersetzlichkeit gegen die General-Assembly, den Edwards zu ordinieren und in sein Amt einzuführen; und als die betreffenden sieben Geistlichen deswegen von ihrer vorgesetzten Behörde zur Rechenschaft gezogen und ihres Amtes entsetzt wurden, blieben sie ruhig in ihren Stellen und appellierten an die Gerichte.

Die Gerichte mußten entscheiden, ob das Veto-Gesetz vom Jahr 1834 zu Recht bestand oder nicht. Die evangelische Partei, ohne Zweifel der Kern und die eigentliche Kraft der schottischen Staatskirche, nahm die Sache sehr tragisch. Ihr handelte es sich um das oberste Prinzip, ob Jesus wirklich der Herr seiner Kirche sei, und diese deshalb das Recht und die Pflicht habe, alle innerkirchlichen Fragen allein nach seinem Willen zu entscheiden. Die Gerichte dagegen, welche sich über die Tragweite der Bewegung täuschten, stellten sich auf einen rein formellen, staatlichen Standpunkt, und einer der obersten Richter erklärte: „daß unser Heiland das Haupt der Kirche von Schottland in irgend einem zeitlichen, gesetzgeberischen oder gesetzlichen Sinne sei, ist eine Behauptung, die ich mit keinem andern Namen bezeichnen kann als Widersinn. Das Parlament ist das Haupt der Kirche; von seinen Beschlüssen und von ihnen allein, leitet die Kirche alle ihre Macht ab.“ Unter solchen Umständen konnte ihre Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Sie erklärten das Vetogesetz der General-Assembly für ungesetzlich, Young sei der rechtmäßige Pfarrer von Auchterarder, Edwards von Marnoch, die sieben abgesetzten Geistlichen seien augenblicklich wieder in ihr Amt einzuführen u. s. w. Kurz, sie zogen die äußersten Konsequenzen gegen die General-Assembly der schottischen Kirche mit ausgesuchter Rücksichtslosigkeit; und die Parlamente als letzte Berufungsinstanz bestätigten alle Entscheidungen der Gerichte.

Da gab es für die evangelische Partei nur eine Wahl, entweder völlige Unterwerfung unter den Staat und Anerkennung seiner Einmischung in die innerkirchlichen Verhältnisse oder Austritt aus der Staatskirche. Die Führer der Partei zogen das letztere vor. Am 18. Mai 1843 trat in Edinburg die General-Assembly in der St. Andreas-Kirche zusammen. Vor Eintritt in die Tagesordnung nahm der letztjährige Moderator oder Vorsitzende Dr. Welsh das Wort und verlas einen sorgfältig ausgearbeiteten Protest. Er und seine Freunde erklärten feierlich, in einer Kirchengemeinschaft nicht länger bleiben zu können, in

Digitized by Google

welcher sie wider ihr Gewissen sich die Einmischung des Staats auf Kosten der Oberherrschaft Jesu Christi gefallen lassen müßten. Als er mit seiner Verlesung zu Ende war, verließ er seinen Stuhl und schritt langsam dem Ausgang zu, Chalmers und eine große Menge ihrer Freunde und Gesinnungsgenossen schlossen sich an, und so verließ die denkwürdige Prozession in langer Reihe die St. Andreaskirche, begab sich nach der Vorstadt Canonmills und konstituierte sich dort in einem notdürftig zum Versammlungssaale hergerichteten Lagerraum als selbständige Freikirche. Der in der Andreaskirche zurückgebliebene Teil der General-Assembly — begreiflicherweise die größere Hälfte — trat inzwischen in die Verhandlungen ein und beeilte sich, das Tischtuch zwischen sich und den Ausgeschiedenen zu zerschneiden und die Disruption unheilbar zu machen. Sie unterwarfen sich bedingungslos den Entscheidungen der Gerichte und der Parlamente, sie erklärten die Protestler für ihres Amtes verlustig und machten bekannt, daß am ersten Sonntag nach der Assembly auf allen Kanzeln bekannt gemacht werden solle, daß die sämtlichen Stellen der Ausgeschiedenen vakant seien.

Dieser 18. Mai 1843 war ein denkwürdiger Tag. 474 Geistliche verzichteten mit einem Schlag auf ihr Amt, ihr Gehalt, ihre Kirchen und Gemeinden, auf alle Stellungen und Ehren um des Gewissens willen, ohne zu ahnen, in wieweit die Gemeinden Verständnis für ihr Vorgehen haben und ihnen folgen würden, oder wie sich innerlich und äußerlich die Verhältnisse ihrer Freikirche gestalten möchten. Und die bittern Folgen ihres Entschlusses sollten ihnen nicht erspart bleiben. Die Staatskirche nahm ihr formelles Recht mit entschiedenem Nachdruck in Anspruch. Die Protestler hatten innerhalb der nächsten Wochen ihre Pfarrhäuser zu verlassen; sie hatten oft Not, besonders auf dem Lande, ein Unterkommen zu finden. Vielfach brachten die Geistlichen ihre Familien in eine entfernte Stadt und mieteten sich selbst notdürftig in irgend einem Bauernhause ein. Ihre Kirchen wurden verschlossen, sie mußten die ihnen anhängenden Häuflein unter freiem Himmel, im Walde, in Kiesgruben, in Scheunen, oder wo sich eben ein geeigneter Platz bot, versammeln. Und wenn sie daran gehen wollten, neue Kirchen und Pfarrhäuser zu errichten, wurde ihnen weder für Geld noch für gute Worte das dazu nötige Terrain überlassen. Trotz dieser Mühsale, welche die Ausgetretenen über sich ergehen lassen mußten, war die Begeisterung in ihrer Mitte so groß, daß sie sich sogar auf das Missionsfeld hinaus verpflanzte. Alle Missionare, welche die schottische Kirche in Afrika und Indien in ihrem Dienst hatte, traten zur Freikirche über. Freilich mußten sie infolge davon die im Schweiß ihres Angesichts erbauten Missionsstationen und in Calcutta und

Digitized by Google

Bombay ihre wertvollen, zum Teil unter großen Opfern errichteten Colleges verlassen, und sie wußten nicht, ob die Freikirche imstande sein würde, ausreichend für sie zu sorgen und die Missionen fortzusetzen. Aber sie wollten lieber alles verlieren, als ihr Schicksal von dem Lose ihrer evangelischen Freunde trennen, deren Heldenmut sie als ein Gott wohlgefälliges Opfer ansahen.

2. Eine neue Organisation mußte für die neugebildete Freikirche so schnell als möglich in Angriff genommen werden. Die erste dringendste Not war die, die ausgetretenen Geistlichen, deren Zahl sich schnell vermehrte, pekuniär sicher zu stellen. Professor Chalmers, die Seele der ganzen Bewegung, hatte zu diesem Zweck einen höchst einfachen und geistvollen Plan ausgedacht. Wenn, so hatte er ausgerechnet, hunderttausend Erwachsene sich ihnen anschlössen, und jeder in jeder Woche einen Groschen bezahlte, so würden zur Besoldung der Geistlichen in jedem Jahr $1^1/_2$ Millionen Mark einkommen. Für diejenigen, welche etwa armutshalber wöchentlich einen Groschen zu zahlen unfähig wären, würden andere, wohlhabendere mit größeren Gaben eintreten. Die Bedingung war nur, daß gewissenhaft jede Woche die einzelnen Groschen abgeholt wurden, und dazu stellte sich bei der großartigen Willigkeit und Begeisterung ihrer Anhänger ein Heer von freiwilligen Sammlern zur Verfügung. Chalmers Plan wurde von der General-Assembly der Freikirche, wenn auch mit einigem Zagen und ungläubigem Zweifeln, angenommen. Er bewährte sich über alle Erwartung glänzend. Schon im ersten Jahre 1843—44 kamen auf diese Weise 1374000 M. zusammen. Diese wurden gleichmäßig unter die damals zur Freikirche gehörigen 583 Geistlichen verteilt und brachten jedem 2100 M. Gehalt. Dieses Chalmersche Prinzip, welches unter dem Namen Sustentation-Fonds berühmt geworden ist, ist bis auf den heutigen Tag die Grundlage der Finanzwirtschaft der schottischen Freikirche geblieben. Diese Geistlichen beziehen also nicht ein festes Gehalt, sondern das an sie auszuzahlende Geld wird in jedem Jahr durch freiwillige Groschensammlungen aufgebracht; und der Gesamtertrag der Sammlungen dann gleichmäßig nach festen Grundsätzen unter sie verteilt. Den einzelnen Gemeinden ist es erlaubt, neben den Sammlungen für den Sustentation-Fonds noch besondere Sammlungen für ihre Geistlichen zu veranstalten und ihnen dadurch ein höheres Gehalt zu verschaffen. Im Jahr 1892/93 gehören 1161 ordentliche Pfarrstellen zur Freikirche; die Sammlungen zum Sustentation-Fonds ergaben $3^1/_2$ Mill. Mark. Es erhielt also jeder Geistliche als Minimaleinkommen 3200 M. Durch die besondern Gehaltszuschüsse der einzelnen Gemeinden hob sich aber das Gehalt sehr vieler Pfarrstellen auf eine solche Höhe, daß das Durchschnittsgehalt eines

Digitized by Google

Geistlichen der Freikirche außer freier Wohnung offiziell auf 5360 M. berechnet wird. Das ist wenigstens 2000 M. mehr als das Durchschnittsgehalt der Geistlichen in den östlichen Provinzen der preußischen Landeskirche.

Nächst der Sicherstellung der Pfarrgehälter mußte die neue Kirche darauf bedacht sein, in ihrem ganzen Bereiche für neue Pfarrhäuser Sorge zu tragen. Denn besonders auf den Dörfern in den Hochlanden, in den von der Civilisation noch so fernen Grafschaften Roß und Sutherland konnten die Pfarrer ohne geeignete Wohnungen durchaus nicht existieren. Aber welche Aufgabe, für mehr als 500 Gemeinden Pfarrhäuser zu bauen, ohne noch einen Pfennig zu diesem Zweck zu besitzen! Dr. Guthrie, einer der tüchtigsten und begabtesten Geistlichen der Freikirche, machte sich an diese Riesenaufgabe. Er wußte nicht nur geschickt zu sammeln, sondern verstand es auch ausgezeichnet, durch Schilderung der Mühsale, welchen die Geistlichen in den ersten Jahren ausgesetzt gewesen waren, seinen Zweck populär zu machen. So hatte er den großen Erfolg, innerhalb Jahresfrist für den Pfarrhausbau 2320000 M. zu sammeln. Besonders erfreulich war dabei, daß diese Gaben fast ausschließlich von den Wohlhabenden gezeichnet wurden; es beteiligten sich an dieser Sammlung nur 6610 Geber mit einem Durchschnittsbetrag von 400 M., und die kleinsten Zeichnungen beliefen sich immer noch auf 100 M. und darüber. Da nun jede Gemeinde aus diesem Fonds 4000 M. erhielt und den Rest aus lokalen Hilfsquellen und eignen Mitteln aufzubringen hatte, so konnte Dr. Guthrie mit seinem Gelde mehr als 550 Pfarrhausbauten in die Wege leiten.

Aber damit waren die Anforderungen an die Gebefreudigkeit der doch nicht gerade reichen schottischen Gemeinden noch längst nicht zu Ende. Nur im Vorübergehen erwähnen wir die gewaltigen Anstrengungen, welche gemacht werden mußten, um für alle Gemeinden an Stelle der verlorenen Kirchen neue Gotteshäuser zu beschaffen. Und das war um so schwieriger, als, wie erwähnt, eben in den Jahren vor der Disruption auf Chalmers Betreiben 2 Millionen gesammelt und davon 200 neue Kirchen gebaut waren. Diese nahm nun alle die Staatskirche in Beschlag, und die Freikirche mußte mit dem Kirchbau ganz von vorn anfangen. Es muß dem geringen Prozentsatz des schottischen Adels und der reichen Familien, welche sich der Freikirche anschlossen, zur hohen Ehre angerechnet werden, daß sie diese schöne Gelegenheit, einen guten Gebrauch von dem väterlich ererbten Reichtum zu machen, in wahrhaft nobler Weise benutzten. Allein durch die Munificenz dieser wenigen Geber wurden acht Kirchen und drei Pfarrhäuser geschenkt. Hunderte von Kirchen wurden durch andere Sammlungen erbaut.

Digitized by Google

Wir müssen noch des Schulwesens der Freikirche gedenken. Zur Zeit der Disruption waren die Volksschulen in Schottland noch eine kirchliche Institution, und es galt der Grundsatz: neben jeder Kirche eine Schule. Als sich demnach die Freikirche kirchlich selbständig organisierte, blieb ihr nichts anderes übrig, als sich auch mit einem eigenen System von Volksschulen auszustatten, und sie verwandte auf diesen Zweck in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens die beträchtliche Summe von 3½ Mill. Mark. Als nun das Staatsschulsystem erstarkte und die Schulen durch Regierungszuschüsse oder grants erhalten wurden, entledigte sich die Freikirche dieser schweren Last, indem sie ihre ganzen Volksschulen an die staatliche Schulverwaltung abgab. Nur ihre drei Normalschulen, wir würden sagen, Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare — beides ist vereinigt — in Edinburg, Glasgow und Aberdeen behielt sie in ihrer Hand und versorgte so die Staatsschulen mit solchen Lehrkräften, welche sie religiös und sittlich in ihren Anstalten ausgebildet hatte. Noch wichtiger war daß die Freikirche Fürsorge für die Ausbildung eines geeigneten Nachwuchses der Geistlichkeit tragen mußte. So war es eine der ersten Angelegenheiten, mit der sich die General-Assembly der Freikirche beschäftigte, daß die Errichtung eines eigenen College, wir würden sagen, einer theologischen Fakultät in Edinburg beschlossen wurde. Auch für diesen Zweck wurden Sammlungen im Bereich der freikirchlichen Gemeinden veranstaltet, und dieselben ergaben eine Summe von über 800 000 M. für die notwendigen Bauten und 2 Millionen M. zur Fundierung der Gehälter für die fünf angestellten Professoren der Theologie. Nachdem so Edinburg, die politische Hauptstadt Schottlands, mit einem College versehen war, wollte auch Glasgow, der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs, nicht zurückstehn. Und da ein reiches Glasgower Kirchenmitglied extra für diesen Zweck die königliche Summe von 600 000 M. schenkte, wurde auch diesem Wunsche gewillfahrt. Schließlich ist sogar noch ein drittes, kleineres College in Aberdeen dazugekommen, sodaß jetzt die kleine Freikirche mit durchschnittlich jährlich 250—300 Studenten der Theologie drei theologische Fakultäten aufzuweisen hat, fast eine luxuriöse Ausstattung!

Wir übergehen die andern, zur sicheren Fundierung der Kirche erforderlichen Fonds, die Emeritenkasse, den Witwen- und Waisenfonds, den Wohnungszuschuß für Gemeinden ohne Pfarrhaus u. s. w. Das Erwähnte wird genügt haben, um die Überzeugung zu wecken, daß die schottische Freikirche mit einer geradezu großartigen Freigebigkeit darauf bedacht gewesen ist, den Unterbau ihrer Institutionen nach allen Seiten hin fest und solide zu legen. Wir können nicht umhin zu staunen, wenn wir von den Summen hören, die für die wichtigsten Posten des kirchlichen Etats im

Digitized by Google

Verlauf der verflossenen 50 Jahre flüssig gemacht und ausgegeben sind: 70 Mill. für den Bau von Kirchen und Pfarrhäusern; mehr als 190 Mill. für die Besoldung der Geistlichen; 30 Mill. für Schulen, Seminare und Universitäten. Das Gesamteinkommen der schottischen Freikirche, alles durch freiwillige Sammlungen aufgebracht, vom Jahr 1843 bis 1893 betrug 470 Millionen Mark. Nun hat Schottland im ganzen etwa 4 Mill. Einwohner, und davon zählen sich höchstens 1/5 nominell zur Freikirche; die wirklichen Gemeindeglieder zählen nach den authentischen Tabellen dieses Jahres (1893) in summa nur 339 006[1]) Kommunikanten. Dividieren wir mit dieser Zahl in das Gesamteinkommen der Kirche, so ergiebt sich, daß von jedem Kommunikanten im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts 1382[2]) M., oder jährlich 27,60 M. für kirchliche Zwecke beigesteuert sind. Es mag auf der ganzen Welt kaum ein zweites Beispiel einer so gewaltigen Freigebigkeit für die Kirche geben, und Professor Blaikie hat recht, wenn er seine Landsleute von der Freikirche die besten Geber der Welt nennt.

3. Der Gedanke liegt nahe, daß bei so ungeheuren Aufgaben im engeren Rahmen der rein kirchlichen Zwecke sich die Kraft der kleinen Kirche in dieser Sorge um die Existenzmittel ihrer Gemeinschaft verzehrt hätte. Allein wenn irgendwo, so bewährt sich im kirchlichen Leben der Satz, daß die Kraft im Verhältnis mit den in Angriff genommenen Aufgaben wachse. Die schottische Freikirche verdient geradezu als ein Vorbild der mannigfaltigen Ausgestaltung der kirchlichen Liebesarbeit hingestellt zu werden. Sie hat dabei vor unsern deutschen Kirchen einen sehr großen Vorzug voraus. Da gerade die lebensvollsten Männer die Träger und Bildner der kirchlichen Organisation waren und bei der verhältnismäßigen Kleinheit ohne Schwierigkeit alle kirchlichen Aufgaben übersehen werden konnten, ist es der schottischen Freikirche in musterhafter Weise gelungen, alle ihre Liebesarbeit fest in den kirchlichen Organismus einzufügen. Lebensfunktionen der Kirche Christi, welche bei uns infolge unserer geschichtlichen Entwickelung außerhalb des Rahmens der kirchlichen Verfassung stehen, wie Heiden- und Judenmission, Stadtmission, Jünglingsvereine und Sonntagsschulen u. s. w., sind in dieser Freikirche einfach Zweige desselben großen Baumes und werden von dem Gesamtleben der Kirche getragen.

Wir lassen nur einige der wichtigsten dieser Liebesarbeiten an uns vorüberziehen, um uns dann der Heidenmission insonderheit zuzuwenden. Da

[1]) Nach einer andern Tabelle 341 306 Kommunikanten.

[2]) Die Rechnung ist ungenau, insofern die Zahl der „member“ in den ersten Jahren nach 1843 wesentlich geringer war; auch sind die adherents, die kirchlichen Kostgänger, außer Ansatz gelassen, weil sich ihre Zahl nicht berechnen läßt.

Digitized by Google

Chalmers' edles Herz vor Verlangen brannte, den Elenden seines Vaterlandes das Evangelium zu bringen, so verwandte er die beste Kraft seiner letzten Lebensjahre auf die Begründung und Organisierung der Edinburger Stadtmission, „Heimatmission" nennt man sie in Schottland. Er verfolgte dabei im Zusammenhang mit seinen bedeutenden Ideen über Armenpflege und sociales Elend ein anderes Ziel als z. B. unsere Berliner Stadtmission. Es kam ihm darauf an, die der Kirche Entfremdeten, social und sittlich Verlorenen durch Selbsthilfe wieder auf die Stufe bürgerlich und kirchlich gesitteten Lebens zu heben. Zu diesem Zweck war sein Ziel, in den schlimmsten Vorstadtgemeinden festen Fuß zu fassen, dort womöglich mit den eigenen Mitteln der Verlorenen für sie Kirchen und Schulen zu bauen und durch festgegründete und organisierte Gemeinden sie aus dem Sumpf ihres Elends herauszuheben. Er begann seine Arbeit in dem verrufensten Stadtteil von Edinburg, im West-Port. Seine Ideen wurden später in noch größerem Maßstab in den großen, schlechten Stadtvierteln von Glasgow durchgeführt. Heute legen neun oder zehn aus diesen Kreisen heraus gegründete Kirchen und Gemeinden Zeugnis für die Erfolge dieser Ideen ab.

Eine der Lieblingsideen Chalmers' war, es sei die Aufgabe der Kirche, so viele Mittelpunkte evangelischer Predigt zu gründen, daß niemand im Bereich seines Vaterlandes vom Evangelium unberührt bleiben könne. Das hatte aber in den armen und unwirtlichen Gegenden des nördlichen Schottland, in den Grafschaften Roß und Sutherland und auf den Inseln große Schwierigkeiten. Dort war die Bevölkerung dünn, die Wege schlecht, und im Winter eine Kommunikation fast unmöglich. Dabei lagen die Pfarren bis zu zehn Meilen und mehr auseinander. Da war an eine ausreichende Versorgung dieser Hochländer gar nicht zu denken. Infolge dessen faßten Chalmers und seine Freunde den Plan, in diesen Gegenden so viele neue Kirchspiele zu begründen, daß dieser Not erfolgreich abgeholfen werde. Bisher sind demnach seit 1843 in den Hochlanden und auf den schottischen Inseln nicht weniger als 110 neue Kirchspiele mit selbständigen Pfarren gegründet worden.

Einen besonders erfreulichen und hoffnungsvollen Anblick gewähren die Veranstaltungen zur Belehrung und Bewahrung der Jugend im christlichen Leben. Nicht nur, daß die mehr als 3200 Sonntagsschulen von fast 218 000 Kindern und Jünglingen besucht werden — gewiß mehr als $^3/_4$ aller Kinder der freischottischen Gemeinden! —, daß die Jünglings- und Jungenmänner-Vereine nach englischem Muster von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme kommen — zur Zeit bestehen ihrer schon 375. Sondern die praktischen Schotten haben noch ein originelles Mittel gefunden, weithin durch das ganze Land die Jugend für die christliche Lehre zu interessieren, das sogenannte „Jugendheil" („Welfare of Youth"). Es werden nämlich in jedem Jahre Themata bekannt gegeben, über welche die ganze heranwachsende Jugend aufgefordert wird, sich aus bestimmten Lehrbüchern zu unterrichten. Dann finden an einem bestimmten Termine in allen Gemeinden des Landes Klausuren statt, in welchen alle Bewerber ihre Gedanken über die vorgeschriebenen Themata innerhalb einer bestimmten Zeit zu Papier bringen. Die besten Aufsätze werden prämiert, die nächstbesten lobend ausgezeichnet u. s. w. Der Zudrang zu diesen christlichen Aufsatzübungen ist ein ganz bedeutender. Im vorigen Jahr stellten sich über 3300, in diesem gar 4187 Bewerber ein. Werden nun dabei so wichtige

Digitized by Google

Themata zur Verhandlung gestellt, wie das Leben Christi, Thomas Chalmers u. s. w., so ist leicht erkennbar, ein wie starker Sporn zur Aneignung wichtiger Kenntnisse in diesen Examinibus liegt.

Großen Wert hat endlich die schottische Freikirche von Anfang an auf ihre Judenmission gelegt. Dieselbe war schon vor der Disruption besonders in Pesth begonnen worden. Gerade die ersten Jahre waren hoffnungsvoll. Einer der angesehensten ungarischen Rabbiner, Saphir, trat mit seiner ganzen Familie zum Christentum über. Bei der Disruption stellten sich auch die Judenmissionare auf die Seite der Freikirche, und ihre Arbeiten wurden von dieser weitergeführt. Es ist in einer ganzen Reihe von Städten unter den Juden gearbeitet worden, in Straßburg und Breslau, in Jassy, Prag und Lemberg u. s. w. Es haben auch mehrere bedeutende Bekehrungen stattgefunden; so ist durch die freischottischen Missionare die Familie Pick und der bekannte New-Yorker Judenevangelist Hermann Warszawiak gewonnen. Aber im ganzen ist doch diese Arbeit nur von mäßigen Erfolgen gekrönt gewesen. Die meisten Stationen haben wieder aufgegeben werden müssen. Zur Zeit ist die Arbeit der freischottischen Judenmission auf vier Stationen konzentriert, auf Pesth, Konstantinopel, Tiberias und Safed (in Galiläa). Die bedeutendste Station ist Konstantinopel mit ihren Schulen, Hospital, Kolportage u. s. w. In Tiberias ist ein Hospital erst im Bau begriffen. Die Station Safed ist neu in Angriff genommen. Eine aus den Juden gewonnene, selbständige Gemeinde ist nirgends vorhanden.

Wir haben nur in allgemeinen Umrissen einige der wichtigsten Lebensthätigkeiten der schottischen Freikirche skizziert. Halten wir uns gegenwärtig, daß die Zahl der Gemeinden in der schottischen Freikirche nur halb so groß ist wie die der Provinz Brandenburg, ihre Seelenzahl kaum $^1/_3$ derselben Provinz gleichkommt, so tritt uns deutlich die großartige Lebendigkeit des kirchlichen Lebens in dieser kleinen Kirchengemeinschaft vor Augen. Selbst die lebendigst kirchlichen Gegenden Deutschlands, das Ravensberger Land, das Wupperthal oder die kirchlichen Kreise Württembergs werden kaum den Wettkampf mit ihr aufnehmen können. Uns aber in den östlichen Provinzen steht ein so lebendiges, evangelisches, thatkräftiges Kirchentum wie ein hohes Vorbild vor Augen. Wenn mit diesem Jahre die schottische Freikirche in ihr zweites halbes Jahrhundert eintritt, so wolle Gott ihr auch fernerhin solche geistesgewaltigen, evangelisch festen Prediger wie Chalmers, Mac Cheyne, Bonar, Mackay u. a. und einen so thatkräftigen, im Glauben starken, in der Liebe brennenden Geist schenken.[1])

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Ich kann mir nicht versagen, noch hinzuzufügen, wie lehrreich die Geschichte dieser ehrwürdigen Freikirche für diejenigen Bestrebungen ist, welche bei uns auf kirchliche Selbständigkeit gerichtet sind. Zwei Voraussetzungen sind unerläßlich, wenn diese Bestrebungen wirklich Aussicht auf Erfolg haben sollen: 1) eine geistliche Erweckung, welche ein Volk Gottes sammelt und 2) ein freiwilliger Opfersinn, welcher entschlossen ist, sich finanziell auf eigne Füße zu stellen. Nach staatlicher Geldunterstützung rufen und zugleich kirchliche Selbständigkeit beanspruchen — das verträgt sich nicht mit einander. Wk.

Digitized by Google

Was hat die gegenwärtige Miſſion für die Sprachwiſſenſchaft geleiſtet?

Von E. Wallroth.

(Schluß.)

IV. Amerika.[1])

I. Eskimo-Familie.[2])

a) Der Grönlands-Dialekt.

Eine ſehr hervorragende Stelle nimmt der „ausgezeichnete“ S. P. Kleinſchmidt ein; ſeine Grammatik der Grönlands-Sprache mit teilweiſem Einſchluß des Labrador-Dialekts (Berlin 1851), das 1871 umgearbeitete Wörterbuch ſichern ihm in der Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft eine dauernde Bedeutung.[3]) Der alte, bekannte Hans Egede bahnte 1729 eine Sprachlehre an, welche ſein Sohn Paul vollendete;[4]) der Herrnhuter J. F. Beyer gab handſchriftlich ein grönländiſch-deutſches Wörterbuch (1750), Egil Thorhalleſen, Chriſt. Mich. Konigſeer, Otho Fabricius, Pet. Kragh anderes.[5])

[1]) Vgl. Jul. Platzmann: Verzeichnis einer Auswahl amerikaniſcher Grammatiken u. ſ. w. Leipzig, Köhlers Antiquarium 1876 (38 S.) ſehr empfehlenswert. Überhaupt iſt Köhlers Antiquarium Leipzig Univerſitätsſtraße 26 für die Sprachwiſſenſchaft ſehr wichtig und fördernd.

[2]) Hauptquelle iſt J. C. Pilling: Bibliography of the Eskimo Lang. Washington 1887.

[3]) Kleinſchmidt war erſt Herrnhuter, trat dann zur däniſch-lutheriſchen Kirche über, † 1886 zu Godhaab; er führte ein neues, viel beſſeres Syſtem der grönländiſchen Orthographie ein, vgl. über ihn Evang. M.-M. 1863, 514. Globus Bd. 51, 256. Ausland 1882, 499. Calwer M.-Bl. 1888, 87.

[4]) Paul Egede († 1789): Dictionarium Danico-Latinum, complectens primitiva cum suis derivatis. Hafniae 1750; Catechismus 1756. Grammatica groenlandica danicolatina Hafniae 1760 Thomas a Kempis 1787 u. a. Der alte Hans E. ſchrieb Elementa fidei christianae Hafniae 1742.

[5]) Thorhalleſen aus Island († 1789): Gebote, schema conjugationis Hafn. 1776, expositio catechismi, precationes ebenda. — Konigſeer († 1786) ſchrieb eine Sprachlehre und verſchiedene Wörterverzeichniſſe, auch Lieder. Fabricius, Däne, † 1822: Groenlandske Ordbop, Kjobh. 1804, Ritual (Kinderbibel); Kragh: Traktate, Geſpräche 1839, Andachtsbücher, Predigten † 1883 (vgl. Kirchliche Chronik. Hamburg 1883, 245); Knud Kjer Lieder. Odenſe 1834. Der Eingeborne Wittus Frd. Steenholdt 1854. Ethik. — Die Zeitſchrift: Atuagayd liutit nalingirnarmik u. ſ. w. ſeit 1861 mit Bildern. Nach Cranz iſt durch Broderer die Druckerpreſſe 1792 nach Grönland gekommen. Und wie viel iſt in dieſen hundert Jahren geſchehen! — Die Preſſe in Godhaab ſeit 1862 druckte: abgeſehen von der

Digitized by Google

b) Der Labrador-Dialekt

ist durch Friedrich Erdmanns Eskimoisches Wörterbuch klar dargelegt,[1]) die Frucht langjähriger Missionsarbeit und im Mai 1891 erschien eine Grammatik des Th. Bourquin, welcher 26 Jahre zuletzt als Superintendent in Labrador lebte.[2]) Der englisch-kirchliche Edm. Peck gab einen Katechismus und kürzlich ein Wörterbuch in der Sprache der Hudsonbai-Eskimo mit 10 000 Wörtern, wobei ihm aber die Arbeiten der Brüdermissionare sehr zu statten kamen.[3])

c) Nordamerika-Dialekt.

Bekannt ist der Katholik Em. Fort. Man. Joseph Petitot;[4]) ebenso der Church Miss. Soc. Miss. Wil. Carp. Bompas: Westeon Esquim. Primer (grammar, lessons, prayer etc.) wichtig für den Aleutenbezirk der Russe John Veniaminoff[5]) und Elias Tischnoff.[6]) Auch die treuen Missionare der Brüdergemeine sammeln die Sprachgrundsätze ihres Arbeitsfelds in Alaska.

Bibel etwa 20 religiöse, 10 Schul- 16 andere Bücher, etwa 6 Grammatiken und Wörterbücher. Erik Ad. Wandall lebte 1834—1840 in Grönland († 1807) und übersetzte einige Schulbücher 1845. 1848. Allerhand Schriften sind auch im Verlagskatalog der Unitäts-Buchhandlung, welcher den allbekannten Herrnhuter-Losungen jährlich beiliegt, S. 14 f. verzeichnet. Näheres dort und bei Pilling.

[1]) Eskimo-Deutsch, gesammelt von den Herrnhuter Missionaren in Labrador, Budissin 1864 (360 Seiten mit je zwei Kolumnen). Katechismus Stolpe 1883. (Erdmann † 1873.)

[2]) Dies Werk (vgl. Jahresbericht 1889/90 S. 7 und Missionsbl. a. d. Brüdergemeinde 1891, 290) beruht als die Frucht einer 26jährigen, selbstverleugnenden Liebesarbeit auf wissenschaftlicher Grundlage, und giebt auf 20 und 415 Seiten durch eine Fülle brauchbarer Beispiele den geistigen Schlüssel dieser sehr schweren, armen, und doch geschmeidig biegsamen, ungemein zusammensetzungsfähigen Sprache. — Die andern Erbauungs- und Schulbücher stehen im genannten Katalog S. 13 f. verzeichnet, mithin leicht zu finden. Zu Bourquin vgl. Ausland 1891, 519 (!).

[3]) Pilling a. a. O. (Grundemann: Entwicklung 1890 S. 107). Teile des Prayer Book 1881.

[4]) Miss. der Unbefleckt. Empfängnis Mariä, korrespondierendes Mitglied verschiedener französischer, wissenschaftlicher Gesellschaften: Vocabulaire français-esquimaux, dialecte des Tschigbit Paris 1876. Traditions 1885.

[5]) Grammatik und Wörterbuch der Sprache der Aleuten. St. Petersburg 1846 (232) russisch.; Die Sprache der Koloschen und Kadjaken mit russ.-kolosch. Glossar. ebenda 1846 (81 S.). Über den Fox-Dialekt ebenda 1846, Anerkennung im Ausland 1881, 791. Vgl. auch Evang. M.-M. 1886, 25.

[6]) Aleuten-Kadjak-Fibel. St. Petersburg 1848. Synod-Presse; Katechismus und Geschichte des heil. Michael. ebenda. (zu Alaskas Volkshorden vgl. A. M.-Z. 1888, 351.)

Digitized by Google

II. Die nordamerikaniſchen Indianer.

1. Nordweſtindianer. Der engliſch-kirchliche Miſſ. J. B. Mc. Cullagh in Aiyanſch am Naß-Fluß verfaßte eine Nischga-English grammar;[1] eine Sprachlehre des Kwakiutl oder Kwagutl auf dem Nordteil der Vancouverinſel der engliſch-kirchl. A. J. Hall.[2] Der bekannte und abtrünnige Duncan ſammelte 1857 ein engliſches Wörterbuch der Tſimſchi(e)r-Sprache (oder Tſimſhean oder Zimſhian) am Skeena und Naßfluß in Britiſch-Kolumbien und verfaßte Lehr- und Andachtsbücher.[3]

2. Athapasken oder Athabasken.[4] — Das Tukudh am Yukonfluß oder Kutſchin oder Loucheux (die Schielenden) wurde von Kirckby und dem engliſch-kirchl. Miſſ. und Halbindianer Rob. Mc. Donald erforſcht[5] und mit Hilfe der Silbenſchrift[6] gefaßt. — Die Sprache der Tinnéh[7] hat der genannte Katholik R. P. E. Petitot lexikographiſch bearbeitet;[8] für dieſelbe und fürs Slawi,[9] Beawer, Nitlakapamuk oder Thompſon Indianer ſorgt die weltwandernde S. P. C. K. (Miſſionare D. N. Kirckby und A. C. Garrioch.)

3. Algonkin [vielleicht aus Adirondack Blatteſſer entſtanden] fürs Kri (Kniſtino, Kriſtino, oder Naehiack) erfand ſeit 1840 der eifrige

---

[1]) Nach Ollendorfs Methode, typographiert; den Druck übernimmt die S. P. C. K., welche auch das Prayer Book herausgab. Vgl. Proceedings 1890, 251. 254.

[2]) Montreal 1889. R. Cuſts Urteil im Intelligencer 1889, 743; Teile des Prayer Book gab S. P. C. K.

[3]) S. P. C. K. und Evang. M.-M. 1875, 290!

[4]) Von den Engländern nach dem Hauptſtamme auch Chippewyan genannt.

[5]) Vgl. A. M.-Z. 1887, 559; größte Teil des Prayer Book und Geſangbuchs S. P. C. K.

[6]) Über Silbenſchrift vgl. bei dem 1. Teil dieſer Arbeit der Bibelüberſetzungen, A. M.-Z. 1891, 521.

[7]) Gleichwie der nördlichſte Stamm der Athapasken Kenai oder Thnaina d. h. Menſchen, von den meiſten Forſchern zu dem athapaskiſchen Sprachſtamm gerechnet, ſo muß der Volksſtamm der Tinnéh oder Tenni oder Denè-Dindjié, der eigentliche Athapaskenſtamm, hierher gerechnet werden. Tinnéh heißt Menſchen, wie auch die Eskimo ſich ſelbſt Innuit oder Juit d. h. Leute nennen. Die Spracheinteilung Amerikas iſt übrigens ſehr ſchwierig und noch eine offene Frage. —

[8]) Petitot: Dictionnaire de la langue dénè-dindjie (dialectes montaguais ou chippewayon, peau de lièvres et loucheux) avec une grammaire. Paris 1876. Dazu vgl. Globus Bd. 32, 343. 46, 320. Petitot teilt die Stämme etwas anders ein; das Nähere im genannten Bd. 32. Über Pierre Laure († 1738) und Jeſuit La Broſſe um 1760 vgl. Dahlmann a. a. O. 114.

[9]) Zum Broken Slavi einen Miſchmaſch vgl. A. M.-Z. 1887, 552.

Digitized by Google

Evans die Silbenschrift,[1]) bearbeitete eine Sprachlehre und Archidiakonus Hunter nebst dem begabten John Horden, späterem Bischofe, gaben Bücher heraus, welche auch in der philologischen Welt ihre Anerkennung fanden.[2]) Den Ottawa oder Kurzohren hatte der Katholik Dejean ein Wörter- und Gebetbuch angefertigt (Hahn V, 366); die Odschibwa (Ojibwa) oder Tschippeway[3]) oder Solto (Saulteaux) erhielten vom Katholik Baraga Bücher[4]) ebenso vom E. P. L. Legoff, welcher über 20 Jahre unter ihnen missionierte[5]) und vom Archidiakonus, dem evangelischen Kirkby Schriften[6]) u. a. m.[7]) Die Sprache der Blackfoot-Schwarzfuß-Indianer erforschte John Will. Tims,[8]) in die Abenaki-Mundart übersetzte der eingeborne Lehrer Osunkirhine Schul- und Erbauungsschriften, den stammverwandten Mikmak in Neuschottland, Neufundland erwuchs als die Frucht 40jähriger Missionsarbeit ein Wörterbuch;[9]) derselbe S. T. Rand gab den Mali-

[1]) Vgl. um Raum zu sparen A. M.-Z. 1887, 454. 509. 511. Diese Erfindung der Silbenschrift war ungemein wichtig.

[2]) A. M.-Z. 1877, 60. 1887, 514. S. P. C. K. Catalogue D. S. 41 und A S. 5 Hunter: Grammatical construction of the Cree Lang. (268 S.) Horden: Grammar of the Cree Lang.; Kirkby, J. A. Mackay, Frau Hunter; auch ein Dictionary. Am 12. Jan. 1893 starb Bischof Horden zu Moose Factory.

[3]) Von andern wird der Stamm der Tschippeway als Chipewyan mit den Odschibwä nicht identifiziert. Die Odschibwä heißen auch Saulteaux, weil die Franzosen sie zuerst bei Sault St. Marie antrafen.

[4]) A Dictionary of the Otchipwe Lang. explained in English; neu, 3 Teile in 1 Bd. Montreal 1880 (etwa 1150 S.) nur an Missionare verteilt, und A theoretical and practical Grammar. Handschr. v. 343 S. Folio. — Vgl. Platzmann a. a. O. 10. Hahn V, 372. 374. Baraga verfaßte auch Gebetbuch und andere kleinere Schriften.

[5]) Grammaire de la langue montagnaise (dera-dindji) [vgl. Tinnéh] Montreal 1889 (351 S.); Cours d'instructions en langue montagnais. Daselbst 1889 (450 S.). Gebetbuch 1890 (404 S.). A. T. Bibl. Gesch. 1889.

[6]) Die Portions of the Prayer Book, Hymns etc. paßte der jetzige Bischof W. C. Bompas den Slawi an; alles druckte die S. P. C. K.

[7]) Der Katholik J. A. Cuoq: Lexique de la langue algonquine. Montréal 1886 (446 S.) Gete etc. Übersetzung von Schuster, Bibl. Gesch. 1885. Heckewelder (Herrnhuter † 1823): Comparat. vocabulary. Camb. 1887. Zu den Solto vgl. auch Evang. M.-M. 1857, 393 über Silbenschrift.

[8]) Grammar and dictionary of the Blackfoot lang. London 1889. (380 S.) (N. Custs Urteil im Intelligencer. 1889, 743.) gedruckt von S. P. C. K.; neu: Gesangbuch. Die Blackfoort zerfallen in: 1. eigentliche B. 2. Paëgun, 3. Blood, 4. Small Rover; aber alle Stämme sprechen dieselbe Sprache.

[9]) Dictionary english-micmac. Halifax 1888. (290 S.) Traktate; alles vom Baptisten S. T. Rand. Es zerfallen die Abenaki oder Wapanakki in die drei Stämme der Penobscot, Passamaquoddy und Mikmak. —

Digitized by Google

ſeet in Neubraunſchweig einen Katechismus (Halifax 1863), und der Katholik Andreas Whik um 1610 den Maryland-Indianern Grammatik, Wörterbuch und Katechismus, den Illinois der Jeſuit Gravier um 1700 eine Sprachlehre.[1]) Der erſte evangeliſche Miſſionar unter den Indianern Nordamerikas, der Schwede Joh. Campanius, ſeit 1643 in Neuſchweden, überſetzte Luthers Katechismus[2]) in die Sprache der Delaware (oder der Munſee oder Leni-Lenape) welche er bearbeitete und der edle David Zeisberger (geb. 1721 † 1808) gab Grammatik und Lexikon.[3]) Der gelehrte John Eliot († 1690) faßte die ſchwere, harte Mundart Nipmick der Mohikaner oder Mohegan um 1647 mit großer Mühe in eine Sprachlehre und gab ſomit den Indianern Maſſachuſetts 1866 eine Grammatik.[4])

4. Die Irokeſen-Sprachgruppe[5]) (Iroquois).[6]) Von den vielen Namen der betreffenden Miſſionare ſeien hier genannt: Will. Andrews 1769, H. Barcley † 1764, Ogilvie († 1768), [Will. Mart. Beauchamp 1865], E. Boudinot, Jeſuit Jean Breboeuf: Huron.

[1]) Vgl. Hahn V, 252. Dahlmann a. a. O. 112 f. auch die Patres Steph. Rasles, Gravier, Joſ. Ign. Le Boulanger; Rasle ſchrieb auch ein Abenaki Wörterbuch.

[2]) Ofwersatt på American-Virginiske språket. Stockholm. 1696. (160 S.) jetzt ſehr ſelten; ſein Vocabularium Barbaro-Virgineorum, vocabula Mahakuassica, eine Mundart des Susquehanock oder Minqua. Vgl. Pilling: Bibliography of the Iroquoian Lang. und Evang. M.-M. 1880, 417.

[3]) Vgl. Pilling a. a. O.; Globus Bd. 52, 191. Sein Delaware Onondaga, Engliſch-Deutſch. Wörterbuch erſchien Cambridge 1887, ſeine Grammatik ſchon 1829 in Philadelphia. Das iſt ſehr wichtig für die nun ausgeſtorbene Sprache. Wih. v. Humboldt: Kawi Sprache CCCXXXII und II 39. Abend- und Morgen-Gebete im Munſee hatte die S. P. C. K. drucken laſſen. Vgl. auch Globus 60, 105. D. G. Brinton.

[4]) Ausführlich in Baſel. Bib.-Bl. 1856, 11 f. Den Schluß ſchrieb er: „Prayer and pains, through faith in Jesus Christ, will do anything.“ auch ein Katechismus vgl. Calwer Kirchenlexikon 1890. I, 448. Vormbaum I, 61.) A grammar of the Massachusetts Indian language Cambr. 1666, neu abgedruckt durch du Ponceau und Pickering, Boſton 1822. Vgl. Benfey a. a. O. S. 239 und Wilh v. Humboldt Kawi-Sprache II, 39.

[5]) Oder der Sechsvölkerbund: Cajuga, Mohawk (oder Gancagaono nicht zu verwechſeln mit Mohikaner) Oneida, Onondoga, Seneka, Tuſkarora, als weſtliche Abteilung treten hinzu: Andaſten, Attionandaron, Eriga, Huronen, Wyandot. Vgl. als Sprachquelle J. C. Pilling: Bibliography of the Iroquoian Lang. Waſhington 1888.

[6]) Dieſer Name Iroquois wird verſchieden abgeleitet (vgl. Globus Bd. 59, 112): von hiro (= dixi) und koue = wehe; ierokwa oder garokwa d. h. Tabakraucher; irinako (ininako) lange Schlange; die letztere Erklärung erſcheint mir die beſte zu ſein.

Digitized by Google

Gramm. 1630. J. Brown, Jesuit Bruyas um 1680, N. B. Burton, Buttrick, Campanius (vgl. Delaware-Sprache), Jesuit Eh. de Carheil († 1726), S. J. M. Chaumont. (Huron. Sprachlehre) † 1693, L. Claesse (Mohak) 1715, J. A. Cuoq (Irokois Grammat.) geb. 1821, Dépéret, S. Davis, Ad. Elliot (Mohak und Kayuga), B. Freeman, H. A. Hill, Prämonstratenser A. Th. Le Brun um 1785, Pater Jos. Le Caron (Huron. Wörterbuch), J. Marcoux (Mohak), Jesuit P. Potier (Huron. Gramm.), J. E. Pyrläus († 1785) für die Mohak-Sprachlehre, S. T. Rand geb. 1810 (vgl. bei Maliseet) für das Mohak; Gabriel Sagard (Huron.-Diktionn.), Jesuit S. J. de Smet (geb. 1721 † 1801) fürs Oneida, F. A. M. de Terlage, Eleaz. Williams Katechist. Asher Wright fürs Seneka und endlich unser Landsmann Dav. Zeisberger fürs Onondoga, Makikan, Algonquin, Iroquois.[1])

5. Die Dakota oder Sioux (Nadoesi oder Nadowesier) oder Siebenratsfeuer.[2]) Für diese Sprachgruppe wirkten Wil. Jos. Cleveland (Bibl. Gesch. Katechismus, Lieder ins Dakota) geb. 1845; J. With. Cook (geb. 1836) für den Jankton-Dialekt, Jam. O. Dorsey für Omaha, Iowa, Siou., Cegiha, Oto und Missouri nebst Kansa-Sprache (geb. 1848), Ch. L. Hall für Gros-Ventre oder Hidatsa-Sprache handschriftl. Wörterbuch u. s. w., S. D. Hinman für Santee (geb. 1839), der Presbyterianer E. Mc. Kenney für Omaha, der Katholik S. Mazzuchelli fürs Winnebago, Mos. Merrill fürs Oto, W. Montgomery, S. W. Pond, Alf. Riggs, Missionare des Board († 1869), Steph. R. Riggs: Sprachlehre und Wörterbuch des Dakota 1851, die zusammenfassende Benutzung der Arbeiten der Dakota-Missionare, Bunyans Pilgerreise ꝛc. († 1883); J. S. Williamson: Engl.-Dakota vocabul. and dictionary 1871, Dr. Thom. Sm. Williamson.[3]) —

---

[1]) Essay of an Onondoga grammar (sein großes Wörterbuch ist bei Delaware genannt), bündige Handschrift von 2367 Seiten, Onondoga gramm. Handschrift 1776 (176 S.). Kurze Einleitung in die Principia der Sprache der sechs Nationen (24 S.). Die Geschichte des Menschensohnes 1767, Handschrift; alles in der Brüdergemeine zu Bethlehem Pa. aufbewahrt. Näheres bei Pilling a. a. O. Ebenso über J. G. E. Heckewelder († 1823).

[2]) Die Stämme: Cegiha, Joway, Kansa, Missuri, Omaha, Osaga, Oto, Santee, Yankton. Quelle besonders: J. C. Pilling: Bibliography of the Siouan Languages. Washington. 1887. Auch der Amerik. Board druckte für Creek, Osaga, Seneka, Abenaqui, Ojibwa, Choktaw, Dakota vgl. ausführlich in Ely Vol. 523 f.

[3]) Der Vater der Dakota-Mission. † 1879. Vgl. Kirchliche Chronik 1879 Seite 269. Die Zeitschrift Anpao d. h. Tagesanbruch und Dakota Friend (1851 von G. H. Pond) oder Tawaxitkukin sowie Japi oaye 1871 f.

Digitized by Google

6. Die Appalachen, früher östlich vom Mississippi. a) Die Sprache der Cherokee oder Tscherokesen wurde von S. A. Worcester († 1859) grammatisch und lexikalisch bearbeitet, doch ist sein Werk nicht vollendet worden, aber religiöse Bücher und die Zeitschrift Phoenix[1]) nebst Almanac hat er veröffentlicht. — b) Die Sprache der Krik[2]) (Creek) erforschten H. F. Buckner,[3]) John Fleming (Muskoke-teacher 1836), die Zeitschrift Indian Missionary 1884 ff., Rob. Mc. Hill Loughridge,[4]) James Perrmann Baptist † 1882, Anna Eliz. Worcester-Robertson für Muskogi, (geb. 1826): Engl. and Creek vocabulary 1860—1889 handschriftlich, ebenso Vocabulary of the Chicasaw 1875, W. Robertsons kleine Zeitschrift „Our Monthly"; E. F. Wilson: Vocabulary of the Seminole lang. 1889 als Handschrift, und einige andere. — c) Die Sprache der Tschokta oder Choktaw erläuterten Cyrus Byington,[5]) G. Colbert, Charl. Cook Copeland, John Edwards Grammar handschriftlich; Adrien Rouquette,[6]) Shoster Loring, S. Williams um 1825 (Traktate), Alfred Wright[7]) und der Eingeborne Allen Wright (Vocabulary handschriftlich). Chakta leksikon St. Louis 1880 (311 S.).

7. Abgesonderte Sprachen. Die Sprache der Flatheads, Flachköpfe oder Selisch legte der Jesuit G. Mengarini grammatisch

[1]) Später erschien der Phoenix wöchentlich allein durch E. Boudinot. New Echota, der Cherokee Messenger durch Evan Jones. Der Almanac erschien 1835 f. 1853 f. Das Cherokee ist bei Pilling unter Irokois. Vgl. Globus Bd. 56, 30.

[2]) Welche früher in den nördlichen Hauptstamm der Muskogi und den südlichen der Flüchtlinge oder Seminolen zerfielen, später westwärts des Mississippi wohnen mußten. Quelle: J. C. Pilling: Bibliography of the Muskhogean Languages. Washington 1889.

[3]) Grammar of the Muskooke or Creek language. Marion Ala. Mission of the southern Baptist convention 1860.

[4]) Übersetzungen in Krik und handschriftlich Brief grammar of the Creek lang. 1882; Engl. and Creek dictionary. Wenlaka 1882 auch Handschriften; sonst noch Lieder. Loughridge geb. 1809.

[5]) (Geb. 1793 † 1868) ausgezeichnet! Byingtons Grammar of the Choctaw l. (edit. by Brinton) Philadelphia 1870 vgl. Platzmann S. 11. Ausland 1884, 582 ist eine der besten der amerikanischen Grammatiken, Frucht vieler Jahre und reichster Erfahrung; außerdem Dictionary 5 Bde. als Handschrift u. a. m. Glob. 60, 105.

[6]) Französischer Herkunft geb. 1813, handschriftlich: Dictionnaire Chatta-français.

[7]) Geb. 1788 † 1853 übersetzte viele Schulbücher und Traktate, gab mit L. S. Williams den Choctan Instructer heraus. Näheres in Pilling a. a. O. Muskhogean.

Digitized by Google

(Nev-Eboraci 1861) nieder,[1]) die Sprache der bis 1823 ausgestorbenen Beotluck in Neufundland sammelten J. Leigh um 1820 und W. Wilson (Globus Bd. 57, 198), die Missionare des Amerikanischen Board haben 13 Indianersprachen niedergelegt (!) darunter auch die der Oregon (Ely Vol. S. 189), von dem Katholik Marie Charl. Pandory veröffentlichte man 1862 zu New-York eine Grammatik und Wörterbuch der Yakama im Oregongebiet (Platzmann 38).

8. Kalifornische Gruppe. Der Franziskaner Buenar. Sitjar hinterließ ein Vokabular,[2]) und Ant. Timmeno sammelte für die Sprache des S. Cruz-Eilandes, dessen Bewohner zur S. Barbara-Familie gehören (P. g. M. 1879, 254). Felipe Arroyo de la Cuesta († 1842) erforschte das Mutsun,[3]) und die Tularenna-Sprache ist von den katholischen Missionaren zur allgemeinen Verkehrssprache erhoben (A. Bastian. Loango Exped. II, 261).

9. Sonora-Sprachgruppe. Fürs Pima oder Nevome sorgte der bekannte Jesuit Kino[4]) und fürs ausgestorbene Coahuilteco oder Texano, vor hundert Jahren am untern Rio Grande, giebt Garcias Catecismo (Queretaro) 1760 vortreffliche Aufschlüsse (Globus Bd. 49, 125).[5]) —

III. Die Indianersprache des eigentlichen Mexiko und Mittelamerika.

Da die meisten der von nun an folgenden Missionare früheren Jahrhunderten angehören, können sie meistens ohne Anführung ihrer Werke genannt werden und muß auf die Quellen verwiesen sein.[6]) —

[1]) Nur in 100 Exempl. gedruckt; M. übersetzt mit de Smet den Katechismus [Hahn V, 446. 458]; J. Giorda gab: Dictionary of the Kalispel or Flathead Indian lang. with gramm. Montana. 1877.

[2]) Voc. de la lengua de los naturales de la mision de San Antonio, Alta California New-York 1861; S. † 1808 zu S. Antonio; dieser Volksstamm, jetzt fast ausgestorben, wird von Duflot de Mofras die Tatché oder Telamé genannt (Platzm. S. 8. P. g. M. 1879, 256 b.)

[3]) Platzm. 31: Extracto de la grammatica etc. Vocabulary etc. 1861. 1862. Die Mutsun gehören zur Mission S. J. Baptist; P. g. M. 1879, 256 b.

[4]) † 1720 in der Station St. Xaver als Missionssuperintendent am Gila und Colorado. Seine Arte de la lengua Névome erschien 1862; vgl. ferner: Mithridat. III. 2, 183. 185. 187. 162.

[5]) Zu nennen sind fürs Pima noch: Lud. Bonifaz, Velasko, Mercado, Jesuiten Olinano, Sedelmaier, Adam Gilg (Pima und Cubeve), fürs Opata: P. Man. Aguirre, fürs Tequima: Natal Lombardo 1702, fürs Timukua in Florida der Franziskaner Pareja 1612 f. (Vgl. Dahlmann a. a. O. 104.)

[6]) Platzmann a. a. O. Dahlmann a. a. O. Mithridates. III 2.

Digitized by Google

a) Das eigentliche Mexikaniſche oder Aztekiſche (Nahuatl): der Jeſuit und Florentiner Horat. Carochi (geb. 1579 † 1666 oder 1686) 1645; J. A. de Aldama y Guevara. 1754, Ped. de Arenas (1611), Anton. Vaſq. Gaſtellu (1689), der gelehrte Franziskaner Alonſo de Molina,[1]) And. de Olmos, 1547; Jeſuit Anton. del Rincon 1595; Carl. de Tapia Zenteno 1753; Auguſtin de Betancourt 1673.[2]) — b) Fürs Huaſteka (oder mexikaniſches Maya) beſonders der Franziskaner Carl. de Tapia Centeno 1767 und Andreas de Olmos, Bernard. de Quiros. — c) Fürs Othomi mit großer Litteratur: Luis de Neve y Molina 1767 und 1863 u. a.[3]) d) Fürs Cora: Jeſuit Joſ. de Ortega 1729. — e) Taraska, die Hauptſprache der Provinz Michoakan: Ju. Ayora, Thom. Chacon, Dieg. Rodriguez, Franziskaner Serra.[4]) — f) Zapoteka Dominikaner Ju. de Cordoba (1571), Ped. de la Cueba, Chriſto. de Aquero, Ant. Pozo.[5]) — g) Chiapaneka oder Chiapas bearbeitete: Ju. de Albornoz, Luis Barrientos, Juan Nuñez. — h) Tarahumara: Fonte und Figueroa, Thom. de Guadalaxara, Jeſuit Roa, Steffel (1791 zu Brünn). — i) Guaſave an der Sinaloaküſte: Villafane. Mithrid. III 2, 155. — k) Matlaltzinka in Michoacan: Andr. Caſtro (1542), Bapt. Hieronymo, Dieg. Baſalenque 1640, Mig. de Guevara. — l) Tepehuana: Joſ. Fernandez, Jeſuit Figueroa, Fonte († 1616); Jeſuit Benito Rinaldini (1743)[6]). — m) Mixteka:

---

[1]) Vgl. Illuſtrierte Zeitung Leipzig 1880. N. 1955 S. 544 mit Abdrücken. († 1584) Damato Soto in Vera Cruz ſoll den Schlüſſel zur Azteka-Schrift entdeckt haben. Globus Bd. 45, 192. Ausland 1890, 885.

[2]) Außerdem: Sahagun 1530 f. Franziskf. Juan Baptista, Dom. de la Anunciacion († 1594) Diego Nagera, Motolinia o Benavente, Dominguez y Argaiz, Romero, Franc. de Avila (1717) Diego de Guzman [1642], Jeſuit J. Paredes (1754) Auguſtiner Man. Perez (1723), Franziskf. Mouilla (1635) Alon. Escalona, Jeſuit Must. Alcocer, Franziskf. Ju. Romanones, Arnol. Basacs, Garcia Cisneros, Miguel Zarata, Antonio Perez de la Fuente, Figueron.

[3]) Ferner: Carceres, Horac. Carochi, Haedo, Escamilla, Puron, Rangel, Urbano, Oroz, Ped. Palacio, Sanchez de la Baquera, Jeſuit Francisco Miranda 1759, Ortega, Pacedes, Alonso de Rengel, Juan de Dios Castro, Fr. Iragorri (1760), Ribero, José de Avila, Ju. Soriano (1766), Melch. de Vargas, Ant. Ramirez, die Mundart Mazahua wurde bearbeitet. Dahlmann S. 100.

[4]) Juan Ramirez, Pedro Pila, Franziskan. Maturino Gilberti (1858) und ſein Ordensbruder Ju. Bapt. de Lagunas.

[5]) Alons. Camacho, Franc. Pacheco, Geronim. Moreno, Diego Vergara, Villanueva, Leon. Levanto (1776). Für die Mundart Mixe: Quintana, Marc. Beneito, Fer. Bejarano.

[6]) Übers Cahita vgl. Dahlmann S. 100. Das ſchwere Chontal: Diego de

Digitized by Google

Ant. de los Reyes 1593; Franc. Alvarado, Dominikaner 1593; Benit. Fernandez.[1]) — Das Maya der Halbinſel Yukatan, auch Maya-Kitſché (Quiche) genannt, erforſchte der erſte Pater L. de Vilalpanda, auf deſſen Arbeit die der Nachfolger meiſtens beruht; ſo J. Coronel, Gebr. de S. Buenaventura.[2]) Für das eigentliche Kitſché (Quiche), die Sprache Guatemalas, lieferte Lu. Cancer, Doming. de Vico, Dom. de Baſſeta, Zuñiga, Marc. Martinez, Barth. Anléo mancherlei. Das Kachi Kil oder Cakchiquel (oder Achi) erforſchten Balth. de Alarcon, Delgado, Franziskaner Maldonado, Ben. de Villacañas, Angel, Ildef. Flores, Pantal. de Guzman; das Totonak Dominikan. Marc. Martinez, Olmez, Toral, Zambrano, Bouilla, Franc. Dominguez. —

Die Moskitoſprache[3]) an der Honduras- und Nikaraguaküſte, oder das Mosko der Miſchraſſe von Indianern und Schwarzen haben die Herrnhuter erforſcht, ſchriftlich niedergelegt und zu höherer Stufe erhoben.[4]) — In Coſta Rica hat der Lazariſt Biſchof Bern. Mig. Thiel fleißige Sprachſtudien getrieben und die Mundarten erkundet: z. B. der Boruca, Terraba.[5]) Auch ließ er in Darien die Sprache der Cunos oder Tulé-Indianer durch einen Miſſionar erforſchen.[6]) Bevor wir nach Südamerika gehen, muß eines bedeutenden Mannes gedacht werden: des ſpaniſchen Jeſuiten Lorenzo Hervas (1735—1809); Miſſionar in

---

Carranza (Hahn IV, 377), und das damit verwandte Tzental: Dom. de Ara, Franc. Cepeda, Franc. Ximenez, das Tzotzil: Man. Hidalgo.

[1]) Doming. de S. Maria, Franc. Ortiz Auguſtiner; Diego Rio, An. Gonzalez, M. Azevedo; für die Mundart Chuchona: Dominik. Roldan 1580; P. de Zlissa; fürs Tepuzculula der genannte B. Fernandez. Für die Sprachen Guatemalas iſt von den katholiſchen Miſſionaren nicht ſo viel geſchehen vgl. P. g. M. 1893, 1 und Tafel 1.

[2]) Ferner Coronel 1590, L. Vidales, Gasp. Antonio, Alon. Solano, Ant. de Ciudad Real Ped. Beltran de S. Rosa, C. Mena, J. de Mijeneges Bern. de Valladolid, Dieg. de Landa, Cuartos, Aguilar. (Vgl. auch Leipzig. Illuſtr. Zeitg. 1880 Nr. 1940.) Globus 59, 97: Estanislao Carrillo † 1846. J. Ruiz und Verhandlungen der Berliner anthropol. Geſellſchaft 1887. 22/1: Reynoso, Fabreyat. Über das jetzige Maya oder Huaſteka vgl. oben.

[3]) Vgl. M.-Bl. der Brüdergem. 1884, 94. 1886, 54.

[4]) Verſuche einer Grammatik und eines Wörterbuchs ſind gemacht worden (Überblick des Miſſionswerks 1889, 22), ein Leſebuch, Bibl. Geſchichten gedruckt.

[5]) Talamanca, Bribri, Uren, Caen, Guëtares am Rio Frio, Cabecar, Estrella, Chirippo. Thiel, (geb. 1850 in Elberfeld) ſchrieb: Apuntes lexicograficos de las lenguas y dialectos de los indios de Costa Rica. S. José 1883. Vgl. auch P. g. M. 1885, 214.

[6]) P. g. M. 1886, 276 auch Paya und Tapaliza-Dialekt; vgl. A. L. Pinart: Documentos sobre Panama. Panama 1882 f.

Digitized by Google

Amerika, welcher viele Grammatiken in Rom wie in einem Brennpunkt der Sprachkunde zum Catalogo de las lenguas de las naziones etc. Madrid 1800 ff. sammelte.[1])

IV. Die Indianersprachen Südamerikas.[2])

Den Buschnegern Guayanas, welche neben ihrem Djoe-tongo oder Judendialekt (aus dem Neger-Portugiesisch entstanden) auch das Neger-Englisch[3]) reden, ist letzteres schriftlich und im Druck gegeben.[4]) —

1. Die Arawakken[5]) in Guayana: der Herrnhuter Theoph. Schumann gab eine Grammatik, welche nebst einem Arawaisch-deutsch. Wörterbuch und zwei anderen Manuskripten handschriftlich im Archiv der Brüder-Unität aufbewahrt wird.[6]) Auch unser Landsmann, der treue Plymouth-Bruder und deutsch-schweizer Freimissionar Joh. Meyer schrieb um 1846 die Grundzüge einer Sprachlehre und sammelte ein Wörterbuch, druckte auf eigener Presse ein Lesebüchlein u. s. w. Evang. M.-M. 1859, 368. 557. Das Accawoio im Brittisch-Guayana hat W. H. Brett verwertet,[7]) welcher auch 1862 in der ausdrucksarmen Sprache der Warau dasselbe mühevoll erreichte. (S. P. C. K.)

2. Die Karaiben-Gruppe.[8]) Nachdem schon um 1666 der

---

[1]) Näheres Th. Benfey a. a. O. 269 f. Wilh. v. Humboldt: Kawi-Sprache Berlin 1836. I., CCLXXXI. (Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus.) Dahlmann a. a. O. 118 f.

[2]) Das Buch: Marcellino da Civezza: Saggio di bibliografia, geografica, glossica, ethnografica S. Francescana Prato 1879 (698 S.) war mir leider nicht zur Hand. — Die Jesuiten durften bei ihrer Vertreibung aus Südamerika fast nie ein Buch mitnehmen und so ging vieles verloren. Leider!

[3]) Oder Kreolisch mit Französischem und Spanischem vermischt: Vgl. M.-Bl. a. d. Brüdergem. 1892, 372 auch H. G. Schneider: Ein Besuch in Paramaribo, Stuttgart 1891 S. 44—53 über das Neger-Englische. — Jesuit Ducoeurjoly gab ein Wörterbuch des Negerfranzösisch zu S. Domingo 2c. 1802.

[4]) H. R. Wullschlägels Wörterbuch, Grammatik, Erbauungs- und Schulbücher; vgl. Verlagskatalog der Unitäts-Buchhandlung in Gnadau S. 11 f. Verschiedenes ist zu Calw, Paramaribo, New-York 1869 ff. gedruckt.

[5]) Die Arawakken oder Arrawaken gehören sprachlich nicht zu den Karaiben, sondern zu der großen Maipure oder Nu-Aruak-Gruppe.

[6]) Evang. M.-M. 1856. 1, 145. Platzmann 2. Die S. P. C. K. druckt einen Katechismus.

[7]) Katechismus Evang. M.-M. 1869, 508 f. 1889, 426. A. M.-Z. 1889, 205. S. P. C. K.

[8]) Auch die südamerikanische Sprachmitteilung ist noch sehr schwierig und ungewiß; etwaige Irrungen bitte ich deshalb zu entschuldigen. Vgl. noch P. g. M. 1889, nebst Taf. 6.

Digitized by Google

Dominikaner Raym. Bréton den Insel-Karaiben Sprachlehre und Wörterbuch gegeben hatte, und die Festland-Karaiben oder Galibi durch die Jesuiten Pelleprat 1655, Lombard um 1725, de la Mousse die Niederlegung ihrer Sprache erhielten, studierte der Sohn des genannten Herrnhuters, der Chr. Ludwig Schumann um 1780 diese Sprache und verfaßte Grammatik nebst Wörterbuch.[1]) Die Sprache des einst mächtigen Chayma-Stammes hat Franc. de Fauste 1680 erforscht grammatisch wiedergegeben, ebenso die der nun aussterbenden Kumanagoto derselbe und Man. de Yangues 1683[2]) u. a.

3. Die brasilianische Gruppe A. a) eigentliches Tupi, auch wohl das Brasilianische genannt. Der Jesuit J. de Anchieta 1595 († 1597) erlangte Berühmtheit nebst Luiz Figueira 1687, J. F. Betendorf 1681.[3]) Auf dies Tupi gründeten die Jesuiten die bekannte lingoa geral brasilica, um die verschiedenen Mundarten zu verschmelzen und eine große Sprache zu schaffen.[4]) — b) Das Guarani oder Süd-Tupi: Jesuit Ant. Ruiz de Montoya 1640 schuf wichtige Sprachwerke, außerdem Fr. Legal, P. Restivo (1724) d'Aragona, Samaniego, Jos. Insauralde; die Missionare gossen die Lettern selbst. B. Das isolierte Kiriri oder Kariri-Sabuja wurde von Ber. de Nantes 1709, Jesuit Luis Vinc. Mamiani 1699 erforscht.

4. Das alte Kulturvolk der Tschibtscha (Chibcha) oder Muisca (Mosca) in Kolumbien fand in Ber. de Lugo 1619 einen Bewahrer seiner Sprache, welche vor etwa 100 Jahren ausstarb. Auch in Neugranada machten die Jesuiten wichtige Forschungen und führten die verschiedenen Mundarten um 1600 auf eine gemeinsame Sprache zurück.[5])

5. Die Ando-peruanische Gruppe: Die den Maya ver-

[1]) Evang. M.-M. 1856, I, 183. Auch die S. P. C. K. druckt einen Katechismus; über den Jesuiten Creuilly vgl. Hahn IV, 268.

[2]) Über Celedons Grammat. de la lengua Köggaba der Arhuaco-Indianer vgl. Glob. Bd. 53, 233. Zu andern Mundarten: Saliva, Guaiva, Achagua, Yarura, Betoi, vgl. Mithrid. III, 624. 630. 635. 641. 645. 654.

[3]) E. Vega behandelt die Südmundart Maramoni und der holländisch-reformierte Prediger Dorislarius übersetzte den Katechismus ins Tapuja von Rio Francisco in Pernambuco vgl. A. M.-Z. 1880, 572. Zu Jesuit W. d'Etré und der Del Inga-Sprache vgl. Hahn V, 209 f.

[4]) Ein großartiger Gedanke, wodurch aber leider die Erforschung früherer Sprachen und Dialekte fast unmöglich gemacht ist. Vgl. Ausland 1887, 515. 1888, 958. Hahn IV, 290. V, 207. [Joao Daniel.] Zum Omagua vgl. Mithridat III 607 Camaño.

[5]) Von welcher Jos. Daddei ein Wörterbuch druckt. Hahn V, 6. 7. Mithrid. III, 701.

Digitized by Google

wandte kulturentwickelte Stammessprache der Inka, das Ketschua (Kitschua oder Quitschua),[1]) hat der spanische Jesuit Diego de Torres Rubio († 1638 alt 91 J.) Europa zugänglich gemacht; neben ihm der Ordensbruder Diego Gonzalez Holguin 1607;[2]) das Aymara oder Kola (Colla) in Südperu, Bolivia und Argentina wurde von Jesuit Lud. Bertonio Romano 1603. 1612 erforscht und die Druckerei der Missionsstation Juli am Titicaca-See besorgte manches Buch; hier war auch der deutsche Jesuit Wolfgang Bayer 1752—1766 thätig.[3])

6. Die Nu-Aruak oder Maipure-Gruppe: Das Moxa oder Moja in Bolivia wurde zugänglich durch den Jesuiten Ped. Marban 1701, der Dialekt Baure durch Jesuit Ant. Magio 1749,[4]) und das Guañana oder Guana (?) durch Franc. Diaztaño (Mithrid. III, 470).[5])

7. Das Chiquito in Bolivia bearbeitete Ign. Chomé († 1768) und Camano,[6]) und das Tonocote der zum Guaikuru-Sprachstamm gehörenden, jetzt ausgestorbenen Abiponen der Jesuit Pastor um 1642[7]) und den Lule-Dialekt Anton. Machoni de Cerdeña 1732 und S. Cruz das Cocama.

8. Chiles-Sprachen, z. B. das Araukanische studierte Gabr. de Vega 1592, der Jesuit Andr. Febres 1765 aus Köln;[8]) Joſ.

---

[1]) Noch jetzt in Peru, mit Ausschluß der Hochebene, in Cochabamba, in einigen Teilen Ecuadors und Argentiniens gesprochen. Vgl. auch Ausland 1891, 651.

[2]) Alon. Barzena, Ju. Martinez, Al. Huerta 1616, Dieg. de Olmes 1633, J. Roxo Mejia y Ocon, Estevan Sancho de Melgar.

[3]) Und Marco Vega, Anasco; die Junka- und Puquina-Mundart fand im Bischof Oré, Fern. de la Carrera (1644) ihre Behandlung; außerdem: Bast. Jurado Palomino, Fern. de Arondano. Vgl. neben Dahlmann 73 f. Mithrid. III, 594. 538. Platzm. S. 3.

[4]) Die Jesuiten suchten für die 29 Völkerschaften der Moxos-Reduktionen im 18. Jahrhundert als allgemeine Landessprache die von S. Trinita einzuführen. Dies gelang ihnen hier nicht, anders unter den Chiquitos und in Paraguay. (Hahn V, 207.) Xav. Iraizos schrieb Geschichte der Missionen und Sprachen in der Provinz los Moxos; eine Feuersbrunst zerstörte um 1825 viele wichtige Sprachhandschriften im Jesuitenkolleg zu Bolivia.

[5]) Die Inschriften des Pano-Stammes am Ucayalefluß fand Narciſſo Gilbar. ebend. III, 324. 581.

[6]) Chomé auch noch das Zamuco; Joſ. Sanchez das Ubjara.

[7]) Vgl. Charlevoix. Paraguay 1768. II, 105. I, 358. Hahn V, 39. Mithrid. III, 498 wo auch das Mokoby genannt ist. Übrigens befahl Philipp V. von Spanien, daß die Jesuiten von 1743 an alle Indianer spanisch lehren sollten.

[8]) Sonst sind für Chile zu nennen: Santisteban, Vega, Valdivia, 1606 und 1602 in der Sprache der Alentino.

Digitized by Google

Garcia gab über Patagoniens Sprachstämme Nachricht (Mithrid. III 400) und im fernen

9. Feuerland legte der englische Miss. F. Brydges (Bridge) die biegsame, weiche rein agglutinierende Sprache der Yahgan grammatisch nieder und sammelt ein großes Wörterbuch;[1]) auch die schwere Sprache des Alaculoostammes ist von dortigen englischen Missionaren erforscht und teilweise ihr Wortschatz aufgezeichnet (Globus Bd. 47, 331.). —

Im Obigen wurde versucht, die Spracharbeit der Missionare darzulegen, verdiente Namen festzuhalten, Stoffe für Missionsgeschichtsschreiber und vielleicht auch für Sprachliebhaber zu ordnen. Der Schreiber dieses Aufsatzes ist am besten von den Mängeln solcher Arbeit überzeugt, bittet nochmals um Nachsicht, besonders wo Namen einiger Missionare vergessen, ausgelassen oder nicht genügend berücksichtigt worden sind. Jeder, welcher sich mit derartigen Arbeiten beschäftigt hat, muß schon allein die Schwierigkeit, das Erforderliche an Büchern, Zeitschriften besonders auch der fremdländischen zusammenzuschleppen, eingestehen. Wer nun fern von einer Großstadt vieles mühsam[2]) suchen muß, dem wäre vielleicht Nachsicht doppelt zu geben. Krankte die Kraft, so war der Wille vorhanden. Möge es klar geworden sein, wie viel die Mission der Sprachwissenschaft genützt hat und ferner geben wird; es ist noch auf diesem Felde viel zu thun.[3])

---

[1]) Bis jetzt, soweit mir bekannt, nur handschriftlich; er lieferte viel Stoff zu Garbes und Lucien Adams Grammatik. (Globus Bd. 55, 271. 51, 317 mit Beispielen 55, 270,) veröffentlichte auch in Buenos Ayres Standard mancherlei über diese Sprache. Über Despards Forschung der damals 1859 Tekenika genannten Sprache vgl. Evang. M.-M. 1874, 404. Die S. P. C. K. druckt das Vat. Unf.

[2]) Seit einem Jahre allerdings nicht fern von, sondern in einer großen Stadt, nämlich Altona bei Hamburg. Auch hier sei die Bitte freundlichst ausgesprochen, dem Verfasser dieses Aufsatzes auch fernerhin möglichst Nachrichten, neue Erscheinungen dieser Art zukommen zu lassen. Für die vielfach geleistete Hilfe und Sendungen sei hiermit öffentlich bestens gedankt. —

[3]) Vgl. Georg von der Gabelentz: Handbuch zur Aufnahme fremder Sprachen Berlin 1892 (272 S.) und dazu Fried. Müllers Beurteilung im Globus 61, 334, ist sprachforschenden und sprachschriftgründenden Missionaren sehr zu empfehlen (vgl. noch A. M.-Z. 1891, 323 Lepsius: Standard Alphabet).

Digitized by Google

Missionsrundschau.

Asien.

Vom Herausgeber.

Japan. Die sanguinischen Erwartungen, welche bis vor etwa einem halben Jahrzehnt namentlich seitens amerikanischer Enthusiasten proklamiert wurden, daß Japans Christianisierung spätestens innerhalb eines Menschenalters vollendet sein würde, sind durch die Thatsachen gründlich zu schanden geworden. Unsre nüchternen Warnungen, die von jenen Enthusiasten als kleingläubiger Pessimismus bemitleidet wurden, haben sich als nur zu berechtigt erwiesen. Es ist eine sich stets rächende Mißachtung der Naturgesetze des Himmelreichs, wenn man an die Stelle des senfkornartigen Wachstums eine Dampfevangelisierung setzen zu können meint. Jetzt sind auch die Amerikaner etwas ernüchtert. „Wir haben gelernt, — heißt es im Report des Am. Board pro 1892 p. XVIII — daß Nisima der Wahrheit näher war, als er erklärte: ich habe einen Pflug (nicht eine Erntesichel) in meiner Hand."

Allerdings ist im Laufe des letzten Jahrzehnts (1882—1892) ein beträchtlicher Fortschritt eingetreten. Während es 1882 nur 4987 erwachsene evang. Christen in Japan gab, weist die Statistik pro 1892 35 534 selbständige Gemeindeglieder auf, ein Wachstum, welches das in der griechisch- wie in der römisch-katholischen Mission weit übertrifft, wie die folgende Vergleichung zeigt:

	Zahl der Christen	
	1882	1892
Römische Katholiken	28 488	44 812
Griechische Katholiken	8 237	20 325
Protest. Kirchenglieder	4 987	35 534

Prozentsatz der Vermehrung in der genannten Dekade

Römische Christen	57
Griechische „	146
Protestant. „	612

Und dieser Prozentsatz stellt sich noch viel günstiger, wenn man bedenkt, daß die protestant. Statistik nur die erwachsenen Kirchenglieder ohne die getauften Kinder, die Katechumenen und die sog. Anhänger berechnet, während die römische und die griechische auch die Kinder und vermutlich die Katechumenen mitzählt.

Allein so ermutigend dieser Fortschritt zu sein scheint, so wird er doch bedeutend durch die Thatsache reduziert, daß in den letzten 5 Jahren ein stetiger Rückgang in der Zahl der jährlichen Taufen stattgefunden hat. Es wurden nämlich getauft in

1888:	7687	erwachsene Personen
1889:	5542	„ „
1890:	4899	„ „
1891:	3731[1])	„ „
1892:	3718[1])	„ „

[1]) Int. 1893, 613 giebt allerdings pro 1891: 4228, pro 1892: 4218 Taufen

Digitized by Google

Die Flutzeit der Zunahme innerhalb der ersten Hälfte der letzten Dekade betrug 300 Prozent, nämlich von 4987 in 1882 stieg die Zahl auf 19 829 in 1887, während sie in der zweiten Hälfte nur 100 Prozent erreichte. Mit andern Worten: von 1882 bis 1887 *vervierfältigte* sich die Zahl der protestantischen Christen, von 1888—1892 verdoppelte sie sich kaum. Und das ist noch nicht alles. In den letzten 5 Jahren haben 26 574 Taufen stattgefunden. Diese Zahl addiert zu der Summe der Christen in 1887 müßte eine Gesamtzahl von 45 863 in 1892 ergeben; zieht man von dieser letzteren Summe den Verlust durch Todesfälle ab, dieselben zu 5% gerechnet, so müßten immer noch c. 42 500 bleiben; es sind aber nur 35 500 vorhanden — wo bleibt der Rest von 7000? War die frühere Statistik inkorrekt oder hat ein Abfall stattgefunden? Vermutlich ist beides der Fall; jedenfalls ist zur Zeit des Flutfortschrittes auch mancher als Mitglied in eine christliche Gemeinde aufgenommen worden, der in der folgenden Reaktionsperiode nicht standgehalten hat.

Was die Zahl der *Missionare* betrifft, so ist sie von 90 in 1882 auf 205 in 1892 gestiegen, während die der unverheirateten Missionarinnen sich von 56 auf 201 vermehrt hat. Es ist eine charakteristische Erscheinung, der wir auch in Indien und China begegnen, daß die Zahl der *unverheirateten Missionarinnen* in einer weit größeren Proportion wächst als die der männlichen Missionare. So erfreulich nun auch jedes Wachstum von Arbeitern in der Mission ist und so viel Frauenarbeit es auch zu thun giebt, so können wir dieses Vermehrungsverhältnis zu ungunsten der männlichen Missionare doch nicht für eine gesunde Erscheinung halten, und am wenigsten dann, wenn die Fräuleins, wie es in verschiedenen Berichten ausdrücklich von ihnen gerühmt wird, als *Evangelistinnen* auftreten (z. B. Rep. der Presb. Ch. in the Unit. St. South pro 92/93 p. 42. Rep. Am. Board pro 1892 p. 86). Leider scheint dies besonders bei amerikanischen Ladies immer mehr Mode zu werden und darum dürfte es an der Zeit sein, die Grenzen etwas schärfer zu ziehen, innerhalb deren die weibliche Missionsthätigkeit sich zu bewegen hat. Predigende Damen thun überall ein unweibliches Werk und speciell in einem Lande wie Japan geben sie auch leicht ein Ärgernis. Japan braucht *Männer* und zwar *tüchtige* Männer, die auch an wissenschaftlicher Ausbildung die gebildetsten Eingebornen überragen. Wie es scheint, ist ein Überfluß an solchen Männern nicht vorhanden, denn in den verschiedensten Berichten kehrt der Wunsch wieder: „was wir brauchen, das sind Männer von ausgezeichneter Tüchtigkeit, die zu *Führern* qualifiziert sind." Dieses Bedürfnis wird aber nicht befriedigt, wenn in immer wachsenden Scharen Fräuleins ausgesandt werden, und am wenigsten, wenn diese Fräuleins statt als Lehrerinnen oder Diakonissinnen als Predigerinnen fungieren.

Bedeutend gewachsen ist die Zahl der *Gemeinden*, von 93 in 1882 auf 365 in 1892; allein im letzten Jahre sind 42 Gemeinden neu organisiert worden. Besonders stark zugenommen hat die Zahl derjenigen Gemeinden, die

---

an, während die statistische Tabelle von Loomis (Miss. Illr. 1893, 134) die obigen Zahlen hat. Die Differenz ist dadurch zu erklären, daß das Organ der Ch. M. S. auch die getauften Kinder mitzählt.

Digitized by Google

sich ganz, von 49 in 1891 auf 77 in 1892, und die sich teilweis selbst erhalten, von 112 in 1891 auf 288 in 1892; ein erfreuliches Zeichen des Selbständigkeitstriebs der japanischen Christen. Merkwürdigerweise ist aber der durchschnittliche Jahresbeitrag, den die japanischen Christen für ihre kirchliche Selbständigkeit leisten, nicht gestiegen sondern bedeutend gesunken, nämlich von 2,76 Yen (1 Yen = 2,85 M.) in 1882 auf 1,80 Yen in 1892 pro Kopf des erwachsenen Kirchengliedes. In Summa betrugen die Beiträge pro 1892 63337,99 Yen, also c. 178 000 M.

Erfreulich ist der steigende Prozentsatz der zum Christentum übertretenden Frauen. Während in 1882 auf 74 christliche Männer nur 26 christliche Frauen kamen, stellt sich 1892 das Verhältnis von 58 zu 42 (wenigstens annähernd). Dagegen ist die Schülerzahl in den christlichen Schulen in den letzten Jahren bedeutend zurückgegangen. Wie groß dieselbe in 1882 gewesen, kann ich augenblicklich nicht feststellen.[1]) In 1889 betrug dieselbe (mit Ausschluß der Sonntags- und der theologischen Schulen) 10 297, in 1892 nur noch 6893, also eine Abnahme von 3404. Der Grund für diese überraschende Erscheinung — wir kommen später darauf zurück — liegt darin, daß jetzt die Regierungsschulen den christlichen Schulen eine bedeutende Konkurrenz machen, die durch die antichristliche Reaktion, welche durch das Land geht, sehr unterstützt wird. Dagegen hat sich in den theologischen Schulen die Frequenz bedeutend gesteigert. Zur Zeit existieren 16 solcher Schulen mit einer Gesamtzahl von 359 „Studenten", 10 mehr als 1891, 72 mehr als 1889. Ähnlich verhält es sich mit der Zunahme der japanischen Pastoren. Allein von 1891 zu 1892 ist die Zahl derselben von 157 auf 233 (die der nichtordinierten Gehilfen von 429 auf 460) gestiegen. Die Zahl der japanischen ordinierten Geistlichen ist heute also bereits größer als die der auswärtigen Missionare. Das wäre ja an sich eine sehr erfreuliche Thatsache, wenn nämlich die Qualität der Quantität entspräche. Wir unsrerseits können die Befürchtung nicht ganz unterdrücken, daß unter dieser schnellen Theologenvermehrung die Qualität doch manches zu wünschen übrig lassen dürfte. Jedenfalls zeichnen sich manche dieser jungen japanischen Theologen gerade nicht durch Bescheidenheit aus, und wenn auch ein Teil dieses Bescheidenheitsmangels auf Rechnung eines starken Nationalgefühls zu setzen ist und darum mild beurteilt werden darf, so liegt der Grund doch wohl auch noch tiefer, nämlich darin, daß es an der rechten Herzensdemut fehlt. Auch die christlichen Theologen scheinen nicht frei zu sein von dem etwas aufgeblasenen Selbstbewußtsein Jungjapans, das sie in ihren eigenen Augen viel weiser erscheinen läßt als die auswärtigen christlichen Lehrer, deren Meister zu werden sie mehr Neigung zeigen als ihre Schüler zu bleiben. Ich erlaube mir kein Urteil über die Solidität der Bildung dieser jungen Theologen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie an einer ähnlichen Oberflächlichkeit leidet, wie sie das moderne japanische Unterrichtswesen überhaupt charakterisiert (Z. M. R. 1892, 218). Jedenfalls fehlt es auch bei ihnen an demjenigen Maße von wissenschaftlicher Vorbildung, welches zur wirklichen innern Aneignung und Be-

[1]) Ich schreibe diese Rundschau in der Sommerfrische, wo mir das betreffende statistische Material nicht vollständig zur Hand ist.

Digitized by Google

herrschung des europäischen Wissens befähigt. Es gehört viel Weisheit seitens der abendländischen Missionare dazu, daß sie in Japan einen ebenso gründlich gebildeten wie christlich vertieften Pastorenstand heranziehen.

Von den 27 auswärtigen M.-Gesellschaften, die in Japan thätig sind, ist zur Zeit die der amerik. Kongregationalisten (Am. Board) noch die führende. Allerdings übertreffen die vereinigten Presbyterianer an Zahl ihrer Mitglieder jetzt die der Kongregationalisten um ein geringes. Während die letzteren nämlich zusammen 10 760 members zählen, welche sich in der Kumiai Kyokuwai zusammengeschlossen haben, ist die Zahl der in der Itchi Kyokuwai vereinigten Presbyterianer auf 11 190 gestiegen. Möglicherweise liegt das daran, daß die Kongregationalisten infolge ihrer independentischen Doktrin dem japanischen Selbständigkeitsstreben zu frühe einen zu weiten Spielraum lassen, ein Fehler, den sie nach den schmerzlichen Erfahrungen in Hawaii nicht zum zweiten Male machen sollten. Zur Zeit sind sie noch die führende Macht, wenn sie aber nicht dafür Sorge tragen, daß fortgehend tüchtige amerikanische Missionare nach Japan gesendet werden, welche die missionarische Oberleitung in den Händen behalten, sondern die auswärtigen Missionare nur zu Gehilfen der eingebornen degradieren (Rep. Am. Board pro 1892, 75) und ihre Zahl verringern statt sie zu vermehren, so werden sie bald dauernd von den andern M.-Gesellschaften überflügelt werden. Auch die episkopalen Missionen, welche sich zu einer bischöflichen Kirche Japans (Nippon Seikokuwai) zusammengeschlossen haben, machen stetige Fortschritte; schon zählen sie 4343 Kirchenglieder und bilden die drittgrößte kirchliche Vereinigung (Miss. Her. 1893, 134. Int. 612. Z. M. R. 1893, 166).

Es ist nun von Wichtigkeit den Ursachen nachzuforschen, welche die Verlangsamung des Christianisierungsprozesses in den letzten Jahren wesentlich beeinflußt haben. Besser als alle Missionsberichte[1]) hat uns darüber ein Aufsatz eines deutschen Professors an der kaiserlichen japanischen Universität, Dr. Busse's, instruiert: „Streifzüge durch die japanische ethische Literatur der Gegenwart," namentlich die II. Gruppe: „nativistisch-konservative Bestrebungen,"[2]) an dessen Ausführungen wir unsre Darstellung wesentlich anlehnen.

Seit länger als einem halben Jahrzehnt macht sich in wachsender Energie eine Reaktion in Japan geltend, die auf eine Wiederbelebung der altnationalen Moral- und Weltanschauung abzielt und im engsten Zusammenhange mit der Erstarkung des krankhaften nationalen Selbstbewußtseins steht, das schon gelegentlich der Revision der Verträge mit den auswärtigen Mächten zu den heftigsten fremdenfeindlichen Demonstrationen führte. Wir haben eine

[1]) Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit den dringenden Wunsch, daß mehr Sorgfalt namentlich auch auf die Jahresberichte verwendet werden möchte. — Dieselben enthalten einen Überfluß an kleinlichen Dingen und allgemeinen Redensarten, aber einen großen Mangel an leitenden Gesichtspunkten und realen Thatsachen; sie beschäftigen sich zu ausschließlich mit dem missionarischen Kleinbetrieb, häufen Personalnotizen und dergl. statt die Mission im Zusammenhange mit der Entwicklung des Gesamtlebens des Volkes, unter welchem sie getrieben wird, darzustellen. Auch verhüllen sie zu oft, wie wir schon gelegentlich der Besprechung des indischen Missionscensus gerügt, unliebsame Vorgänge, so daß man vor Rätseln steht, die man nicht lösen kann.

[2]) Abgedruckt in Z. M. R. 1893, 75. 143.

Digitized by Google

solche Reaktion immer befürchtet; jetzt scheint sie einen gewissen Höhepunkt erreicht zu haben. Daß sie in der Christianisierung des Volkes einen Ebbezustand herbeigeführt hat, überrascht uns weder noch sehen wir einen Schaden für die Mission darin. Es ist für die Qualität des jungen japanischen Christentums besser, daß es einen Passionsweg geht als daß es unter der Gunst von ihm innerlich fremden Motiven leidenlos zur Herrschaft gelangt. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß jahrelang die Einführung des Christentums in Japan auch von solchen führenden Persönlichkeiten empfohlen wurde, die ihm innerlich ganz fremd gegenüberstanden, lediglich aus kulturellen oder politischen Gründen. Es gehörte so zu sagen zum guten Ton, dem Christentum auch in der heidnischen japanischen Presse das Wort zu reden, die Kinder in die Missionsschulen zu schicken und dergl. und es liegt auf der Hand, daß das eine Gefahr für die Lauterkeit des evangelischen Glaubens bedeutete. Man freute sich über die leichten Triumphe und schnellen Siege, aber man übersah, wie sehr darunter die solide Grundlegung litt. Stellt man die jetzt eingetretene heidnische Reaktion unter den Gesichtspunkt einer göttlichen Korrektur, so wird man durch sie ganz und gar nicht entmutigt; im Gegenteil, man erblickt dann in ihr eine Missionspädagogie, welche der Religion des Kreuzes durchaus kongenial ist.

Mit der rapiden Umwälzung der gesamten staatlichen und socialen Verhältnisse, welche die Geschichte Japans seit einigen dreißig Jahren charakterisiert, riß je länger je mehr ein Geist der Zügellosigkeit ein, der sich gegen alle Autorität auflehnte und besonders in der jüngeren Generation eine Höhe erreichte, die von Unverschämtheit nicht mehr weit entfernt war. Vor diesem Geist der Ungebärdigkeit, der an die Stelle der alten Pietät und Unterordnung unter die Autorität trat, erschraken selbst Enthusiasten des modernen Fortschritts, so daß es den Vertretern der auf den altjapanischen Religionsanschauungen beruhenden Moral nicht allzuschwer wurde, diesen Verfall der väterlichen Sitten auf die Vernachlässigung der alten Religions- und Morallehren zurückzuführen. So wurden die Anweisungen des Konfucius über den Respekt der Untergebenen gegen die Vorgesetzten wieder in stärkere Erinnerung gebracht und namentlich mit Nachdruck das monarchische Princip des Schintoismus neu betont, welches die unbedingte Ehrfurcht vor dem Willen des Herrschers anbefiehlt. „Der Kaiser selbst schärfte in einem hochoffiziellen Erlasse diese Tugenden der Väter seinen Unterthanen, speciell der heranwachsenden Jugend, wieder ein und dem Vorgehen des Kaisers schlossen sich viele sonst höchst modern denkende Männer an. Man verlangte, das Princip der Ehrfurcht vor dem Herrscher zum Fundamentalprincip des Moralunterrichts in den Schulen gemacht zu sehen. Und so erleben wir das Schauspiel, daß, während auf der einen Seite die Forderungen nach individueller Unabhängigkeit und Freiheit und nach Erweiterung der Volksrechte immer weiter gehen, auf der andern Seite die Rückkehr zu den alten Sitten und Tugenden mit größtem Nachdruck gepredigt und gefordert wird."

Die scharfe Betonung des Altnationalen bringt nun notwendig diese ganze reaktionäre Richtung in einen Gegensatz zu dem Fremden, und dieser Gegensatz richtet seine Spitze um so mehr gegen das Christentum „als

Digitized by Google

unter denen, welche am lautesten waren in der Erhebung radikaler politischer Forderungen und am eifrigsten mit allem Alten aufräumen wollten, sich nicht wenige Anhänger des Christentums befanden." Die konservativen Elemente, welche die Träger der gegenwärtigen Reaktion bilden, differieren in ihren Bestrebungen nicht unwesentlich von einander, aber die Abneigung gegen das Christentum ist das sie vereinigende Band. Buddhisten, Konfucianer und Schintoisten reichen sich in der Bekämpfung des Christentums die Hände. Am auffallendsten ist das Zusammengehen der Buddhisten mit den Vertretern der beiden letzteren Richtungen. Aber der Buddhismus ist überall eine eklektische Religion,[1]) die sich vortrefflich auf Anpassung versteht, und so gebärden sich heute in Japan buddhistische Priester als die eifrigsten Verteidiger konfucianischer und selbst schintoistischer Ideen. An und für sich ist die in der Mikadoidee gipfelnde konservative Bewegung dem Buddhismus nicht günstig. Sein Princip der Trennung von Staat und Kirche müßte ihn in Gegensatz zu der jetzigen Strömung bringen, deren Princip und Ziel ja die absolute Einheit von Religion und Moral mit der Politik ist, wie sie der Grundsatz des Gehorsams gegen den Herrscher als den Sohn des Himmels darstellt. Naturgemäß gereicht die gegenwärtige nationale Reaktionsbewegung wesentlich dem Konfucianismus und speziell dem Schintoismus zum Vorteil, aber der Buddhismus ist schlau genug, durch seine erstaunliche Akkommodationskunst auch für sich aus ihr Nutzen zu ziehen, indem er eifrig für die nationale Moralanschauung eintritt.

Näher liegt das Bündnis zwischen Konfucianismus und Schintoismus, obgleich die Fanatiker unter den Nationaljapanern von demselben nichts wissen wollen. Außer dem chinesischen also ausländischen Ursprung haben sie gegen den Konfucianismus, daß sein Loyalitätsprincip zu abstrakt und generell sei. „Die chinesische Lehre trennt nämlich das kaiserl. Amt von der Person seines Inhabers, in der japanischen Auffassung gehören beide untrennbar zusammen. Der chinesische Kaiser genießt göttl. Verehrung kraft seines Amts, die Vertretung des Himmels kommt nicht seiner Familie ihres göttl. Ursprungs wegen zu, sondern ist mit dem Amte, das er inne hat, verbunden. Der Himmel kann eine andre Dynastie auf den Thron erheben, deren regierende Häupter dann ebenso gut Söhne des Himmels sind wie die der früheren Dynastie. Anders in Japan. Hier ist es das Geschlecht, die Dynastie des Mikado, die ihres göttl. Ursprungs wegen eo ipso auf göttliche Verehrung Anspruch hat. Der Mikado empfängt nicht erst seine Weihe durch das Kaisertum, sondern das Kaisertum empfängt seine Weihe durch ihn. Die Kaiserwürde ist daher an diese von den Göttern selbst eingesetzte individuelle Dynastie gebunden und kann an kein andres Geschlecht übertragen werden." Man sieht, wie eng die gegenwärtige nationale Reaktionsbewegung mit dem alten schintoistischen Heidentum zusammenhängt und wie sie Religion und Politik mit einander zusammenschweißt, eine Verbindung, die möglicherweise noch zu Katastrophen führen kann, wie sie das Christentum im alten römischen Reiche erlebte.

Es ist also auch kein wirklicher Friede zwischen Konfucianismus und

[1]) Vergl. über den modernen Reformbuddhismus in Japan Miss. Her. 1892 Aug. übersetzt in Ev. M. Mag. 1892, 495, und Z. M. R. 1893, 79.

Digitized by Google

Schintoismus. Immerhin haben beide die meisten Berührungspunkte miteinander, zumal ein großer Teil der einflußreichen Kreise Altjapans seine Bildung der chinesischen Literatur verdankt. Dazu zeigt sich auch der Konfucianismus (wie der Buddhismus) durch die moderne Philosophie regenerationsfähig. Die gegenwärtige japanische Literatur ist voll von Abhandlungen, welche die Möglichkeit seiner Belebung erörtern. Da er seines moralischen Gehalts wegen immerhin für die Japaner politisch brauchbar ist, und sich, obgleich einer eignen metaphysischen Grundlage entbehrend, in das schintoistische System einfügen läßt, so erscheint er zumal im Kampfe gegen das Christentum als willkommener Bundesgenosse.

Den Hauptgewinn von der gegenwärtigen nativistischen Strömung hat natürlich der altjapanische Schintoismus bezw. der Klerus desselben. Der Inhalt seiner Lehre hat irgend eine Fortbildung durch das neue offizielle Ansehen, mit der er bekleidet ist, nicht erfahren, ja wie die Dinge liegen, scheint eine solche geradezu ausgeschlossen zu sein. Denn es ist eben der altnationale Glaube, auf dessen Wiederbelebung die Stärke der Bewegung beruht. Ob diese religiöse Reaktion angesichts des gesamten modernen Fortschritts, zu dem sie in schreiendem Gegensatz steht, Bestand haben kann, das ist eine andre Frage; augenblicklich sonnt sie sich in der kaiserlichen Gunst und wird von der öffentlichen Meinung der Masse getragen. Wie mächtig diese öffentliche Meinung ist, geht z. B. daraus hervor, daß ein Professor an der Kaiserl. Universität, Kume, der in einer Reihe von Zeitungsartikeln dem Schintoismus göttlichen Ursprung absprach, bzw. die Abstammung der Mikado-Dynastie von der Sonnengöttin leugnete, zum Widerruf genötigt und dann trotzdem er denselben leistete, doch seiner Professur entsetzt wurde (Z. M. R. 1892, 172).

Es sind hervorragende Führer des japanischen Volks, welche die Sache des Schintoismus gegenüber dem Christentum vertreten. Es würde uns zu weit führen, dieselben sowie ihre schriftlichen Arbeiten einzeln zu nennen; wir verweisen für diese Specialien auf den genannten Aufsatz von Busse. Aber einige ihrer Grundgedanken müssen wir mitteilen. „Die Moral, heißt es bei dem einen, entwickelt sich langsam im Laufe der Zeit und trägt alsdann den Stempel des Volksgeistes. Sie muß sich dem Volksgeiste anpassen, soll sie wohlthätig auf das Volk wirken und die Auflösung seiner gesellschaftlichen Ordnung verhindern. Die Moral des Westens, speziell die christliche Moral, paßt deshalb nicht für Japan. Der Westen kennt das Princip des Gehorsams und der Loyalität[1]) nicht in dem Maße wie es die japanische Moral verlangt. Daher ist es unmöglich, die Moral des Ostens und des Westens zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, da das Christentum das bedenkliche Princip der Gleichheit aller Menschen aufgestellt hat." Als Folge wird die Forderung des Unterrichts in den altnationalen Moralprincipien in den Schulen aufgestellt, eine Forderung, welche den christlichen Schulen ans Leben geht. Ein andrer Apologet der

[1]) Vielleicht schweben dem Verfasser dabei besonders die amerikanischen Missionare vor, die mit dem Christentum auch ihre politisch freiheitlichen Ideen überall hin verpflanzen möchten.

Digitized by Google

japanischen Nationaltugend, der keine auf Religion gestützte Moral will, weist nach, daß die den Bedürfnissen der Gegenwart vollkommen genügende altjapanische Moral, die man weder dem Konfucianismus noch dem Buddhismus verdanke, lediglich in den Grundsätzen der Loyalität gegen den Herrscher, des Gehorsams gegen die Eltern, der Reinheit, Keuschheit und Ehre bestehe. Loyalität und Patriotismus müssen als die Grundpfeiler der nationalen Ethik wieder zur Grundlage der moralischen Erziehung in den Schulen gemacht werden. Andre reden noch in einer viel schärferen Tonart. Da heißt es: „der christliche Gott ist ein Monstrum, ein Phantom, eitel Dunst und Rauch, der Glaube an ihn stupider Aberglaube. Die christliche Sittenlehre erniedrigt den Menschen unter das Vieh. Sie will uns die Zierden unsres Volkes: den kindlichen Gehorsam und die Ehrfurcht vor dem Herrscher nehmen; er stellt seinen imaginären Gott über den Kaiser und untergräbt den kindlichen Gehorsam, da die christlichen Söhne ihre den vaterländischen Sitten treu bleibenden Eltern verlassen. Die Christen möchten die Ahnentafeln zerbrechen, um dem frommen Ahnenkultus ein Ende zu machen. Entgegen der erhabenen Lehre von den 5 Grundverhältnissen des Lebens haben sie die nichtswürdige Lehre von der Gleichheit aller Menschen aufgestellt. Das Christentum ist daher eine nationale Gefahr für Japan, die bekämpft werden muß. Die eigentliche Absicht der Christen ist, Japan politisch zu vernichten und zu annektieren,[1]) nachdem sie es religiös korrumpiert haben. Sie müssen daher zu Feinden des Vaterlandes erklärt werden. Das Christentum muß ausgerottet und darf nie wieder in Japan geduldet werden."

Das sind nur einige Stimmen, aber diese Stimmen sind typisch, sie beeinflussen die öffentliche Meinung nach oben wie nach unten und erklären die den Fernstehenden überraschende Erscheinung, daß der Christianisierungsprozeß ins Stocken gekommen ist. Man muß sich nur wundern, daß es zur Zeit noch nicht zu heftigen Ausbrüchen gegen die Christen gekommen ist. Allerdings werden von mehr als einem Orte als Zeichen wachsender Feindschaft und Unduldung Anforderungen an christliche Offiziere und Lehrer berichtet, entweder ihre Stellung aufzugeben oder das Zeugnis ihres Glaubens zu unterlassen (Rep. Am. B. 81), auch wird die Unterlassung von öffentlichen christlichen Volksversammlungen, wie sie früher zahlreich stattfanden, durch die Befürchtung von tumultuarischen Auftritten motiviert (Miss. Her. 1893, 154), aber zu eigentlichen Verfolgungen scheint es noch nicht gekommen zu sein.

Wir haben bereits wiederholt gehört, wie energisch der Unterricht in der altjapanischen Moral für die Schulen gefordert wird. Diese Thatsache, wie die schnelle Vermehrung der Regierungsschulen, von denen man unter den geschilderten Umständen kaum sagen kann, daß sie konfessionslos sind, erklärt den Rückgang des christlichen Schulwesens. Ist das öffentliche Schulwesen, das fast allgemeine staatliche Institution geworden ist, schon an sich den Privatschulen nicht günstig (Rep. Am. B. 84), so wird diese Ungunst durch die offizielle und nichtoffizielle Empfehlung der Pflege des Schintoismus und seiner

[1]) Vermutlich geht diese Insinuation besonders gegen die griechisch-katholische Mission, da die russische Politik es allerdings auf die Erwerbung wenigstens einiger japanischer Inseln abzusehen scheint.

Digitized by Google

Moral gerade in den staatlichen Schulen natürlich noch wesentlich gesteigert. Augenblicklich ist die Zeit vorbei, da nichtchristliche Japaner ihre Kinder in christliche Schulen schickten. Besonders charakteristisch ist ein Vorgang in Sendai, einer Stadt am Stillen Ozean etwa 80 Meilen nördlich von Tokyo. Hier hatten vor einigen Jahren nichtchristliche Japaner die Mittel aufgebracht, um eine höhere Schule nach Art der Doschischa in Kyoto zu errichten und hatten dieselbe der Leitung des Am. Board unterstellt. Unter dem Einfluß der gegenwärtigen Reaktionsströmung setzte es aber eine christentumsfeindliche Richtung im Schulvorstande durch, daß die Anstalt ganz und gar ihres christl. Charakters entkleidet werden sollte, was zur Folge hatte, daß im März 1892 sämtliche christliche Lehrer ihr Amt niederlegten, die Verbindung mit dem Board aufgelöst und die Schule geschlossen wurde. — Selbst die Doschischa ist nicht mehr so zahlreich besucht wie früher, obgleich die theologische Abteilung zugenommen hat. Leider ist jetzt auch der Mitbegründer dieser berühmten Anstalt, Yamamoto, gestorben (Rep. 85. M. Her. 142).

Natürlich thut die christliche Mission was sie kann, um der gegnerischen Bewegung gegenüber das Feld zu behaupten und besonders um die unmotivierten Vorwürfe zu entkräften, daß das Christentum Autorität und Gehorsam untergrabe. Speziell wendet sie besondern Fleiß auf die literarische Thätigkeit sowohl durch die Herausgabe einer ganzen Reihe von Zeitschriften (Z. M. R. 1893, 159) als von selbständigen wissenschaftlichen wie populären Büchern (Rep. 90). Und zwar sind es nicht bloß die auswärtigen Missionare, welche diese literarische Thätigkeit pflegen sondern auch japanische Theologen beteiligen sich an ihr aufs lebhafteste. Unter ihnen macht sich aber auch eine Anzahl liberaler, ja zum Teil radikaler Wortführer besonders bemerklich, teils Schüler des allg. ev.-prot. M.-V.'s., der Unitarier und Universalisten, teils aber auch Männer, die aus den orthodoxen Schulen hervorgegangen sind. Auch sie verteidigen das Christentum gegen die Angriffe der altjapanischen Reaktionäre, denen gegenüber sie die Vereinbarkeit der christl. Morallehre mit den Pflichten der Loyalität und des Patriotismus zu erweisen suchen, aber doch stehen sie in einem gewissen Gegensatz zu den auswärtigen Missionaren und insofern unter dem Einflusse der nativistischen Bewegung, daß sie das Schlagwort: national-japanisches Christentum ausgeben. Und vielleicht ist diese christliche Reformrichtung mit ihrer bedenklich rationalistischen Tendenz noch eine größere Gefahr für die japanische Mission als die heidnische Reaktion. Selbst ein Mann wie der bekannte Yokoi, der den Kongregationalisten angehört und die angesehene Zeitschrift Rikugo Zasshi redigiert, setzt den amerikanischen Missionaren ziemlich unverblümt den Stuhl vor die Thür, indem er ihnen erklärt, nachdem sie 30 Jahre lang in Japan thätig gewesen, könne man auch ohne sie fertig werden;[1]) man wisse jetzt ge-

[1]) In der Rede, die er gelegentlich der Verabschiedung des Missionars Schmiedel (allg. ev.-prot. M.-V.) gehalten, spricht er wieder mit mehr Anerkennung von den Diensten, welche die auswärtigen Missionare Japan geleistet, aber auch bei dieser Gelegenheit kommt sein japanisches Selbstbewußtsein zum stärksten Ausdruck. Auch protestiert er in dieser Rede gegen die Einführung christlicher Dogmen und preist den scheidenden Missionar, weil er, „vielleicht der einzige von verschiedenen hundert Mis-

Digitized by Google

nügend, was an dem amerikanischen und europäischen Christentum Gutes und Schlechtes sei, und müsse nun ein von den abendländischen Formen und Einflüssen freies Christentum japanischen Stils schaffen. *Japan sei berufen, das Christentum zu reformieren und die eigentliche Weltreligion aus ihm zu machen.* Seine große Bevölkerung sei für diese große Aufgabe vor andern geeignet, weil sie den Dogmen, welche das abendländische religiöse Denken seit Jahrhunderten gefangen halten, frei und unabhängig gegenübersteht. Das national-japanische Christentum läuft also auf ein möglichst dogmenfreies, d. h. rationalistisches und moralistisches Christentum hinaus, das mit den Morallehren der nationalen Religionen Japans sich vereinbaren läßt. Es sind weit nicht alle literarisch hervortretenden japanischen Theologen, welche diesen Standpunkt vertreten, aber mit einigen Tropfen christentums-reformerischen Öls scheint die Majorität gesalbt zu sein. Die amerikanischen Berichte behaupten zwar, daß die Hochflut der kritisch-rationalistischen Theologie, die besonders durch einige Vertreter des allg. ev.-protest. M.-V.s an Selbstbewußtsein sehr gewonnen hatte, bereits in der Abnahme begriffen sei (Miss. Rev. 1893, 490), allein wir fürchten, daß sie, wie sie oft thun, die Dinge durch eine zu optimistische Brille betrachten. Aber auch angenommen, daß sie recht hätten, so bleibt immer das in hohen Wogen gehende krankhafte japanische Selbstbewußtsein mit seiner ungeheuren Selbstüberschätzung eine Versuchung zu einer Alteration der allg. christlichen Wesenswahrheiten, so lange dieses Selbstbewußtsein von der Eitelkeit getragen wird, daß die Japaner ein von den abendländischen Nationen *apartes* Christentum haben müßten. So enthält z. B. die Tokyo Mail vom 3. Dezember 1892 ein Gespräch mit einem jungen japanischen Geistlichen, der England besuchte, in welchem derselbe u. a. erklärt: „Ich fürchte die Kritik nicht. Noch ist nichts erwiesen worden, was auf irgend eine Weise der Religion Christi schaden wird. Ich bin sehr liberal in meinen theologischen Ansichten. Ich nehme die Bibel als die Grundlage meines Glaubens und Lebens, aber ich folge Christus nicht, um den Strafen in einer andern Welt zu entfliehen, sondern um das Böse, das in mir ist, zu überwinden. Mein augenblicklicher Gedanke ist der, eine Wirksamkeit unter den Japanern *auf rein japanischer Grundlage* zu beginnen, und ich werde mich mit keiner Denomination, sei sie heterodox oder orthodox, in Verbindung setzen, indem ich nur *meiner* Auffassung von Christi Religion folge. Ich habe das Gefühl, daß die christliche Religion *von den Japanern selbst geformt sein will*, um sich den eigenartigen Neigungen und dem Genius des japanischen Volks anzupassen. Kein Erfolg ohne das.“ Auf die Frage, welche Methode er wählen würde, um seine Landsleute zu gewinnen, sagte er: „ich liebe die des Professors Drummond“ (Z. M. R. 1893, 98).

Wenn wir in dem selbstbewußten Japanismus, wie ihn auch christliche Theologen vertreten, eine Gefahr für die Seele des Christentums erblicken, so fürchten wir nicht, von unsern Lesern mißverstanden zu werden. Wir haben in dieser Zeitschrift oft und nachdrücklich genug den Gedanken vertreten, daß

---

sionaren, die wissenschaftliche Bibelkritik in Japan einzuführen gearbeitet habe“ (Z. M. R. 1893, 59).

Digitized by Google

das Christentum nationale Eigentümlichkeiten respektiere und verkläre und darum vornehmlich in seiner Kultus- und Verfassungsgestaltung sich auch national verschieden individualisiere. Aber was dieses Jungjapan unter Japanisierung des Christentums versteht, das ist doch etwas ganz anderes. Wie das japanische Unterrichtswesen überhaupt sehr einseitig auf Verstandesbildung angelegt ist, so scheint man unter der eigentümlichen japanischen Christentumsformung wesentlich eine Rationalisierung des Christentums zu verstehen, die an die Stelle der christlichen Mystik die Vernunft, der christlichen Heilsgeschichte abstrakte Ideen und der christlichen Dogmen die Moral setzen möchte. Streng genommen ist das nicht einmal etwas national Japanisches sondern Jungjapan erklärt es bloß dafür, weil es sich im Selbstgefühl seines Siebenmeilenstiefelfortschritts berufen glaubt, an der Spitze des modernen christlichen Reformliberalismus zu marschieren. Diese ganze liberalistische Bewegung unter einem Teile der jungen christlichen Theologen Japans hat etwas Knabenhaftes, sie will das Christentum reformieren, ehe sie es sich innerlich wirklich angeeignet hat und urteilt ohne Erfahrungsreife. Man vernimmt aus dem Munde dieser jugendlichen Reformer viel Phrasenhaftes und bekommt den Eindruck, daß sie sich wohl verstandesmäßig allerlei theologisches Wissen angeeignet aber schwerlich eine eigentliche Herzensbekehrung durchgemacht haben. Hoffentlich ist das aber nur ein Durchgangszustand, wie er eben jugendlichen Entwicklungen eigentümlich ist. Es kommt eben alles darauf an, daß auswärtige Missionare von festem Herzen, überzeugtem Glauben, gründlicher Bildung und pädagogischer Weisheit da sind, welche das Zeug zu sichern Steuerleuten haben, dann wird das japanische Missionsschiff durch alle Nebel hindurch seinen richtigen Kurs schon halten. Vor der heidnischen Reaktion sind wir wenig bange. Sie kann vielleicht erst noch eine Katastrophe herbeiführen, aber wird schwerlich auf die Dauer Bestand haben. Nubicula est, transibit.

Wir könnten nun dieser allgemeinen und leider wesentlich ziemlich dunkel gefärbten Schilderung der japanischen Gesamtlage leicht noch eine ganze Reihe freundlicher Lichtbilder hinzufügen von Fortschritten auf vielen einzelnen Stationen, von treuer Amtsführung einer stattlichen Anzahl eingeborner Pastoren, von christlicher Standhaftigkeit, von eifriger Wohlthätigkeitsübung, von reellen Einzelbekehrungen und dergl. (Int. 1893, 278 f. Rec. Unit. Presb. Ch. 1893, 96, Kalwer M.-Bl. 1893, 7. 8. 56. Z. M. R. 1892, 171 u. s. w.), aber wir versparen uns das auf ein andermal. Heute kam es uns wesentlich darauf an, die Verlangsamung des Christianisierungsprozesses, welche seit fünf Jahren eingetreten ist, nicht bloß zu konstatieren sondern auch einigermaßen zu erklären und zugleich darauf hinzuweisen, daß der wachsende Einfluß der liberalisierenden Theologie gerade in diese Epoche des Rückgangs des Christianisierungsprozesses fällt, also sich nicht als eine positiv missionierende Macht erwiesen hat.

Digitized by Google

Die schottische Freikirche — eine Missionskirche.

Von Julius Richter (Rheinsberg-Mark).

(Fortsetzung.)

II. Ihre Missionen.

1. Die kleine schottische Freikirche mit 340000 Kommunikanten hat im Jahr 1892/93 für ihre Heidenmission die gewaltige Summe von 2160080 M. aufgebracht. Rechnen wir davon die Einnahme vom Missionsfelde mit 726340 M. ab, so sind in Schottland allein gesammelt 1413740 M. Verteilen wir diese Summe gleichmäßig auf die Kommunikanten, so kommen auf den Kopf 4,15 M. Missionsbeiträge. Vergleichen wir hiermit Grundemanns Tabelle (Entwickelung der evang. Mission S. 82), wonach in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung 9 Pfg., oder gar Blieske, Soli Deo Gloria S. 12, wonach in der Provinz Posen auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung nur 2 Pfg. Missionsbeitrag kommen, so tritt uns die großartige Leistung und die überraschende Lebendigkeit des Missionslebens in Schottland entgegen. Wir legen uns die Frage vor, durch welche musterhafte Organisation des Sammelwesens die Missionsbeiträge eine solche Höhe erreicht haben? Der diesjährige Jahresbericht des Missionskomitees giebt darüber interessante Aufschlüsse: Danach giebt es unter den 1091 Gemeinden der Freikirche nur 46, welche im letzten Jahr für die Mission nichts thaten. In 298 Gemeinden fanden ein-, drei- oder selbst viermal im Jahr Sammlungen beim Ausgang aus der Kirche statt. Bei weitem die Mehrzahl der Gemeinden aber, mehr als 750, hatten sich zu Parochial-Missionshilfsvereinen mit regelmäßigen, festen Missionsbeiträgen organisiert. Im allgemeinen hat es sich in richtig organisierten Gemeinden herausgestellt, daß immer von drei Kommunikanten einer ein Mitglied dieser Sammelvereine ist. Nun ergiebt sich die überraschende Thatsache, daß doch durch diesen kunstvollen Organismus nur die Summe von 364180 M. gesammelt ist. Der bei weitem größere Teil der Gaben, nämlich mehr als 800000 M. ist für specielle Zwecke gegeben worden; und es scheint für das leitende Missionskomitee die große Aufgabe zu sein, solche speciellen Zwecke in den Mittelpunkt des Missionsinteresses zu stellen, für welche sich die Herzen erwärmen und die Börsen öffnen. Es ist etwas Bewundernswertes, wenn außer den regelmäßigen Missionsbeiträgen z. B. im Jahr 1891/92 für einen Missionsinvalidenfonds 133000 M., oder im Jahr 1892/93 als eine be-

OCT 25 1893

Digitized by Google

sondere Missionsjubiläumsgabe 210000 M., oder an Legaten im Jahr 1891/92 140000 M., im Jahr 1892/93 200000 M. gegeben werden. Das ist eine Gebefreudigkeit für Missionszwecke, vor der wir Deutsche mit Bewunderung stehen. Man vergegenwärtige sich doch nur das Verhältnis: unsere Berliner I Mission, welche den größeren Teil von sieben preußischen Provinzen zu ihrem finanziellen Nährboden hat, arbeitet mit einem Etat von ca. 330000 M., und diese Freikirche von kaum 1100 Gemeinden und 340000 Kommunikanten — kaum die Zahl der evangelischen Kommunikanten Berlins! — legt ihrem Missionsetat in Ausgabe und Einnahme die Summe von 2100000 M. zu Grunde!

2. Indem wir uns nun dem Missionsfelde selbst zuwenden, kann es nur unsere Aufgabe sein, in kurzen Zügen eine Übersicht über die verschiedenen Arbeitsgebiete zu geben.[1]) Die schottische Freikirche hat drei große Arbeitsgebiete, Ostindien, Südafrika und Nyassa-Land, außerdem einige kleinere Bezirke. Von diesen ist das bei weitem wichtigste Gebiet Indien, der Mittel- und Schwerpunkt ihrer gesamten Missionsthätigkeit, zugleich das Gebiet, wo sie ihre besondere Missionsmethode am originellsten entwickelt hat.

Die indische Mission der Freikirche läßt sich der Übersichtlichkeit wegen in vier Gebiete zerlegen, die Calcutta-, die Madras-, die Bombay- und die Nagpur-Mission. Jeder dieser Bezirke ist in den allgemeinen Grundlinien gleich organisiert; immer steht im Mittelpunkt ein großes Kollege mit mehreren angefügten hohen Schulen; in Verbindung damit steht in den Hauptstädten selbst eine Mission im Bereiche der Stadt und der nächsten Umgebung nebst den im Laufe der Zeit gebildeten selbständigen Eingebornen-Gemeinden; an diese hauptstädtischen Missionen lehnen sich in allen vier Gebieten Missionen im weiteren Kreise der Landbevölkerung an. Die nebenstehende Tabelle läßt diese Gleichartigkeit deutlich hervortreten.

Der Kern, aus dem auf allen vier Gebieten sich alle weitere Missionsthätigkeit entfaltet hat, ist das Kollege. Indien hat nämlich seit dem großen Unterrichtsgesetz vom Jahr 1835 in seinen drei Hauptstädten Calcutta, Madras und Bombay Universitäten; dieselben sind aber nach dem Muster der Londoner Universität eingerichtet, d. h. sie sind keine

[1]) Wir schließen uns dabei zunächst an die Artikel Dr. Fischers in dieser Zeitschrift 1878 an: „Die schottischen Missionen" S. 132, 178, 277 u. 416. Speciellere Artikel in dieser Zeitschrift sind: über Dr. Duff 1878 S. 190; 1882 S. 145 und 201; über Dr. Wilson 1882, S. 97; über Tijo Soga 1879 S. 3; über Livingstonia 1882, S. 336, 414. Vgl. Baseler Missionsmagazin 1870, 3 ff.; 1874, 364, 413, 464; 1875, 13, 71, 118 ff.

Digitized by Google

1. Calcutta-Mission.	2. Madras-Mission.	3. Bombay-Mission.	4. Nagpur-Mission.
a) Kollege mit Hochschule. b) 3 weit. Engl. vern. Schulen. c) Hindustadtgmd. d) Senanamission e) Hugli-Landmission m. 4 Stat. f) Santalmission m. 4 Stationen (3 in Santalia, 1 in Assam).	a) Kollege m. Hochschule. b) 29 Engl. vern. Schulen. c) 2 Hindustadtgemeinden d) Senanamission m. 2 Ärztinnen. e) Tschingleputmission mit 2 Haupt- und 27 Nebenstationen.	a) Kollege m. Hochschule. b) 12 Engl. vern. Schulen. c) Hindustadtgmd. d) Senanamission e) Concanmission m. 3 Stationen. f) Punamission. g) Dschalnamission m. 2 Stat.	a) Kollege m. Hochschule. b) 11 Engl. vern. Schulen. c) Hindustadtgmd. d) Senanamission mit 1 Ärztin. e) Nagpur-Landmission. f) Bhandara-, Wardha- und Berarmission mit 3 Stationen.

Lehrinstitute, sondern halten lediglich Examina ab. Sie treten in jedem Jahr nur während der 10 oder 12 Tage der großen Landesexamina in Erscheinung. Die Ausbildung der Examinanden, also das, was nach unsern Begriffen die eigentliche Hauptsache am Universitätsstudium ist, bleibt in Indien freiwilligen Instituten überlassen, welche den Universitäten nur affiliiert sind, ohne doch einen Teil derselben auszumachen. Vier solcher Institute, die also viel mehr dem Begriff unsrer deutschen Universitäten entsprechen, als die sogenannten indischen Universitäten, sind die vier Kolleges der Freikirche. Der in denselben erteilte Unterricht erstreckt sich über alle Gebiete der Wissenschaft, welche bei den öffentlichen Examinibus zur Prüfung kommen, Sprachen, Naturwissenschaft, Geschichte, Mathematik u. s. w. Welchen Zweck hat es nun für eine Kirche als Missionsgesellschaft, solche Universitäten zu gründen und zu unterhalten? Bei der Überlegenheit der englisch-westländischen Bildung über die indisch-orientalische müssen sich alle Indier, welche sich zu den staatlichen Examinibus vorbereiten, mit der englischen Wissenschaft und Literatur bekannt machen. Da ist es nun für die religiöse Zukunft Indiens von unberechenbarem Werte, wenn möglichst viele dieser Studenten von einem streng christlichen Standpunkte aus darein eingeführt werden, und wenn sie mit der englischen Wissenschaft zugleich mit dem Christentum gründlich vertraut werden.[1]) Das war die Idee, welche die Freikirche zur Gründung

[1]) Dr. Alex. Duff, der eigentliche Begründer des modernen indischen Schulwesens, gab sich der Hoffnung hin, daß allein schon die Einführung englischer und europäischer Bildung und Wissenschaft, auch ohne Zusammenhang mit einer spezifisch christlichen Weltanschauung, das Gebäude des Hinduismus erschüttern und der

Digitized by Google

ihrer vier großen Kolleges veranlaßte. Der in denselben erteilte Unterricht steht bei aller Wissenschaftlichkeit auf dem Boden strengbiblischer Lehre, und jeder Unterrichtstag wird mit einer Lektion aus der heiligen Schrift begonnen. Alle vier Kolleges werden von zusammen etwa 1450 Studenten besucht.

Eine Universität muß einen Unterbau an höheren Schulen haben, damit die Studenten mit einer genügenden geistigen Ausrüstung die Kolleges beziehen. Die Freikirche hat deshalb sowohl jedes ihrer Kolleges mit einem Gymnasium (high school) verbunden, als auch außerhalb der Hauptstädte in wichtigen Orten wie Puna, Patschamba (Santal), Nellore, Conjeveram, Tschingleput u. s. w. Mittelschulen (english-vernacular schools) errichtet, welche auf das zum Universitätsstudium berechtigende Examen (entrance examination) vorbereiten. In allen diesen Schulen wird nur in den unteren Klassen in der Landessprache unterrichtet, die oberen Schulklassen erhalten allen Unterricht, sogar in der Religion in der englischen Sprache. Im ganzen unterhält die Freikirche in Indien nicht weniger als 56 derartige Mittelschulen mit etwa 4500 Schülern.

Über diesem Wertlegen auf die höhere Schulbildung haben aber die Freischotten auch das Elementarschulwesen nicht vernachlässigt; ja, sie haben darauf in gewissen Bezirken, z. B. in der Umgegend von Calcutta und im Santalgebiete um so mehr Gewicht gelegt, als diese niedern Schulen von der Regierung weniger gepflegt werden. Sie unterhalten deshalb in Indien noch 141 Elementarschulen mit über 7000 Schülern.

Rechnet man demnach, daß alle Schulen der Freikirche in Indien von etwa 14000 Schülern bevölkert werden, daß aber die Gesamtzahl der zur Freikirche gehörigen Gemeindeglieder sich auf kaum 5000 beläuft, so erhellt, daß auf die Schulen als Missionsmittel ein sehr großes Gewicht gelegt wird. Und zwar sind nur sehr wenige dieser Schulen ausschließlich oder auch nur vorwiegend für Christenkinder bestimmt oder von ihnen besucht; sondern es liegt diesem ganzen Missionsbetrieb ausgesprochenermaßen die Idee zu Grunde, die Schulen als das wichtigste Missionsmittel für die besonderen Verhältnisse Indiens, sogar noch vor der Predigt des Evangelii zur Anwendung und zur Geltung zu bringen.

Mission die Wege bahnen würde. Diese Hoffnung hat sich als nichtig erwiesen. Um so wichtiger ist es, daß die Kolleges der Freikirche von Anfang an ihren christlichen Charakter und ihren Missionszweck mit aller Geflissentlichkeit in den Vordergrund gestellt haben. Gegen die richtige, aber doch einseitige Beurteilung des indischen Missionsschulwesens in dem Artikel von Stosch S. 385 ff. vgl. die Ausführungen D. Warnecks S. 302 ff. und Bas. Miss.-Mag. 1893, S. 399 ff.

Digitized by Google

Nun haben die Freischotten eine Anzahl hervorragend tüchtiger und begabter Missionare als Lehrer in ihren Kolleges und Schulen zur Verfügung gehabt — wir nennen nur Duff in Calcutta, Wilson in Bombay, Anderson und Miller in Madras und Hislop in Nagpur, — Männer, deren wissenschaftliche Bedeutung und pädagogische Leistungen außer allem Zweifel stehen. Und das Ansehen der schottischen hohen Schulen ist in Indien so groß, daß der Zudrang zu denselben fast stets bis an die Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit ging, und daß das ganze staatliche Schulwesen Indiens in einigen wichtigen Punkten nach dem freischottischen Muster gestaltet ist. Trotzdem hat die Missionsgeschichte des letzten halben Jahrhunderts dieses schottische Schulprincip nicht ganz bewährt. Die Erfolge der Schulthätigkeit, nach der Zahl der durch sie Bekehrten gemessen, sind verhältnismäßig gering und vermindern sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Allerdings befinden sich unter denselben eine Anzahl so ausgezeichneter Geistlichen und Gelehrten wie Narajan Scheschadri, Dhandschibhoi Naurodji und Baba Padmanschi. Aber die hauptstädtischen Gemeinden, welche sich hauptsächlich aus den ehemaligen Schülern rekrutieren, sind stets klein geblieben (Calcutta ca. 450; Bombay ca. 175; Madras ca. 400; Nagpur 250 Seelen) und scheinen sich keineswegs durch große Lebendigkeit auszuzeichnen. Inwieweit diese Schulthätigkeit zur Hebung des geistlichen Lebens des indischen Volkes überhaupt beigetragen, inwieweit namentlich dadurch die christlichen Ideen zu einem Gemeingut der Gebildeten und die Achtung vor dem Christentum herrschend geworden sind, läßt sich natürlich nicht zahlenmäßig nachweisen. Das eigentliche Ziel der freischottischen Schularbeit ist dies, durch lange, sorgfältige Geduldsarbeit die Macht des Hinduismus zu untergraben und an seiner Statt tief und fest in das indische Volksleben die Fundamente der christlichen Erkenntnis zu legen, um so die Zeit vorzubereiten, wo das indische Volk massenhaft das leck gewordene Schiff seines abgöttischen Heidentums verläßt und zu tausenden in die christliche Kirche eingeht. Jedenfalls sind wir zur Zeit von diesem Ziele in Indien, besonders in Nord- und Westindien noch sehr weit entfernt.

Ist nun auch die Schularbeit der Mittelpunkt der freischottischen Missionsthätigkeit, so ist doch auch, und zwar in letzter Zeit mit jährlich steigender Energie, die einfache Missionsthätigkeit durch die Predigt in Angriff genommen worden. Es hat wenig Zweck, die Zahl der Getauften und sonstige statistische Einzelheiten hier aufzuführen; es genüge dazu auf die am Schluß gegebene tabellarische Übersicht zu verweisen. Nur auf vier Punkte möchten wir dazu in Kürze hinweisen. Die ge-

Digitized by Google

sammelten Heidenchristengemeinden werden zu ihrer Pastorierung sobald als möglich eingebornen ordinierten Geistlichen übergeben; es sind solcher mit Einschluß von zwei Predigtamtskandidaten zwölf angestellt, von denen 5 in den vier hauptstädtischen Gemeinden amtieren und zwei in Amrawati, der Hauptstadt von Berar, eine weiter reichende, evangelistische Thätigkeit entfalten. — In Madras (und Nagpur) ist seit 1887 (resp. 1891) ein Versuch mit weiblichen Missionsärzten gemacht. Da nämlich in Indien die Frauen von Ärzten nicht behandelt werden, so müssen sie der ärztlichen Hilfe fast ganz entbehren, wenn ihnen nicht Frauen dieselbe zu leisten im stande sind. So sind weibliche Missionsärzte eine wichtige Ergänzung der Senana-Missionsarbeit. In Madras sind zwei, in Nagpur zunächst eine beschäftigt. Sie haben Bibelfrauen, Pflegerinnen, Apotheken und kleine Hospitäler zu ihrer Verfügung und stehen in so enger Verbindung mit den Besucherinnen der Senana, daß sie ihre geheilten Patienten zur weiteren geistlichen Beeinflussung ohne weiteres an die letzteren abgeben. —

Der Missionsbetrieb in den mehr ländlichen Bezirken, also in der Huglimission vor den Thoren von Calcutta, unter den Santalen, im Tschingleput-Distrikt, im Concan bei Bombay und in den zur Nagpurmission gehörigen Landdistrikten von Bhandara, Wardha und Berar, ist im allgemeinen ganz gleichartig. Überall steht an der Spitze eines größeren Distrikts ein ordinierter Missionar, der womöglich mit gründlichen medizinischen Kenntnissen ausgerüstet ist und in seinem Hauptquartier eine Apotheke und ein Krankenhaus einrichtet. Solche bestehen zu Hugli, zu Patschamba und Tschakai in Santalistan, zu Walajabad im Tschingleputdistrikt, zu Nagpur, Bhandara, Wardha, Thana bei Bombay und Dschalna. Jeder dieser leitenden Missionare hat einen Stab von Lehrern und Katechisten zur Verfügung, die er teils als Schullehrer anstellt, teils als Reiseprediger durch das Land schickt, teils zum Besuch der Messen, zu Straßenpredigten und außerordentlichen Gelegenheiten aussendet. In den Städten stehen außerdem den Missionaren noch zahlreiche christliche Hindufrauen als Bibelfrauen zum Besuch der Senanas zur Seite. Die Zahl der so zu höheren oder niederen Evangelistendiensten verwandten christlichen Hindus beläuft sich auf fast 800. In Anbetracht der unendlich großen Aufgabe könnte uns ja diese hohe Zahl sehr wohl gefallen; das Gewicht, das auf die Erziehung gelegt ist, könnte uns dieselbe verständlich machen; nur daß auf diese 800 christlichen Agenten nach Verlauf eines halben Jahrhunderts nur etwa 5000 Getaufte kommen, überrascht. — Die Zahl der Getauften verteilt sich ungleichmäßig über die einzelnen

Digitized by Google

Missionsgebiete; man bekommt den Eindruck, daß die hauptstädtischen Gemeinden kränkeln, weil sie (zumal die in Bombay und Nagpur) aus zu verschiedenartigen Völkersplittern zusammengewürfelt sind. In das Stadium einer religiösen Bewegung scheint die Mission nur im Tschingleputdistrikt durch die Arbeit des Missionars Andrew und im Dschalnadistrikt durch den eingeborenen Missionar Narajan Scheschadri eingetreten zu sein. Des letzteren Arbeit in den ländlichen Distrikten im Norden des Herrschaftsgebietes des Nisam von Haiderabad ist vom Standpunkt des missionarischen Erfolges aus angesehen der Glanzpunkt der indischen Missionsarbeit der Freikirche. Der Hindugeistliche Narajan Scheschadri hat in der Nähe von Dschalna ein christliches Dorf von über 1000 Einwohnern gegründet und hat demselben bis zu seinem im vorigen Jahr erfolgten Tode mit großem Eifer vorgestanden.[1])

3. Gehen wir von Indien nach dem zweiten großen Missionsgebiete der schottischen Freikirche, nach Südafrika hinüber, so betreten wir ein ganz andersartiges Arbeitsfeld. Dort in Indien ein hochgebildetes Volk mit einem philosophisch durchgearbeiteten Religionssystem, hier ein Volk in den Anfängen der Kultur mit erstaunlich dürftigen, nebelhaften religiösen Vorstellungen; dort ein großes politisches Gemeinwesen, dessen Grundzüge durch eine jahrhundertelange Geschichte festgeprägt sind, und in dem die Engländer nur die Zügel der Regierung zu ergreifen brauchten; hier auch eine englische Kolonie, aber eine solche, deren Bewohner aus eigner Kraft nicht weit über die kleinlichste Zersplitterung in Klans und Familienverbände hinausgekommen waren, ein Chaos von Völkerbruchteilen, die sich viel mehr abstoßen als anziehen. Dort ein weiches, gefügiges, des Gehorsams gewohntes Volk, hier ein hochmütig stolzes, seiner Unabhängigkeit und Unbändigkeit frohes Volk. Aber so verschiedenartig die Arbeitsgebiete, die Aufgabe der Missionsarbeit ist im wesentlichen dieselbe, und sie verwendet im wesentlichen dieselbe Methode. — Die Freikirche arbeitet in Südafrika unter dem Volke der Kaffern und hat unter ihnen drei Missionsgebiete, im sogenannten Kafraria, in Transkei und Natal.

a) In Kafraria, d. h. dem östlichen, von Kaffern und Fingus bewohnten Teile der Kapkolonie, zwischen dem großen Fischfluß und dem Keifluß, arbeiten die Freischotten schon seit 1821; die Anfänge ihrer Missionsarbeit reichen bis in die ersten Anfänge der Kaffernmission zurück. Sie haben in diesem Gebiete vier Hauptstationen: Lovedale, Macfarlane, Burns-

[1]) Die beiden Missionen unter den Ureinwohnern Indiens, die Dr. Grundemann (Allg. Miss.-Zeitschr. 1878, S. 485 ff. u. 558 f.) bespricht — unter den Warali bei Bombay und den Gonda bei Tschindwara — sind wieder aufgegeben worden.

Digitized by Google

hill und Pirie. Indem wir das berühmte Erziehungsinstitut von Lovedale einer besonderen Besprechung vorbehalten, berichten wir hier nur von den andern Missionsarbeiten. Zwei von diesen vier Stationen, Lovedale und Macfarlane werden von ordinierten Eingeborenen pastoriert, Burnshill und Pirie sind mit europäischen Missionaren besetzt. Jede der vier Stationen ist mit einem Kranze von Außenstationen umgeben, auf denen in Lovedale ausgebildete Katechisten Volksschulen unterhalten und Sonntags und Wochentags Gottes Wort predigen. Auf diese Volksschulen wird großer Wert gelegt. „Diese Schulen, sagt ein Bericht, sind Hilfen zur direkten Missionsarbeit. Sie sind Mittelpunkte des Lichts. Sind die Lehrer entschiedene Christen, so können sie mit großem Erfolg die jungen Gemüter christlich beeinflussen und die jungen Herzen in der bildsamsten Periode ihres Lebens erziehen. Einige unserer Lehrer behalten dieses Ziel in erster Linie im Auge." Bemerkenswert ist an diesen Stationen in Kafraria 1. die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder; die Freischotten legen großes Gewicht darauf, ihre Christen in verständiger Weise zur Gebefreudigkeit zu erziehen. Allein z. B. an Schulgeld wurde im Jahr 1892 auf diesen 4 Stationen mit Ausschluß des Lovedaleinstituts etwa 5000 M. bezahlt; außerdem brachte z. B. die Gemeinde Burnshill in einem Jahre 2500 M. für kirchliche Zwecke auf; eine Außenstation von Pirie schenkte zu einem Kirchbau nicht nur den Grund und Boden, sondern auch einen beträchtlichen Teil der Baukosten. 2. Während z. B. die Berliner (I) Missionsgemeinden in Kafraria ein ziemlich greisenhaftes Ansehen haben und langsam wachsen, scheinen sich diese schottischen Gemeinden in einem Zustand frischeren Wachstums zu befinden. Jede hat einen jährlichen Zuwachs von 100—150 Gemeindegliedern. 3. Einen stark methodistischen Zug haben die Revival-Gottesdienste, welche auf allen südafrikanischen Missionsgebieten der Freikirche alljährlich gehalten werden. Es finden dann in schneller Reihenfolge Serien von Gottesdiensten ganz speciell mit der Absicht statt, Bekehrungen herbeizuführen. Daß dadurch vielfach eine Belebung der Gemeinden stattgefunden hat, ist zweifellos; es haben sogar im Anschluß daran in dem Lovedale-Institut und in Impolweni (Natal) liebliche Erweckungen stattgefunden. Aber ob bei Heiden der durch solche außerordentliche Veranstaltungen erzielte Erfolg nachhaltig ist, will uns Deutschen wenigstens zweifelhaft erscheinen.

b) Im Transkei-Gebiete haben die Schotten z. Z. fünf Stationen, Cunningham, Blythwood, Main, Duff und Somerville, so in der Reihenfolge von Süden nach Norden, von dem Keiflusse aus nach den noch ganz wilden Stammesgebieten der Tembu und Pondo zu gezählt. Die

Digitized by Google

wichtigsten Missionsobjekte sind auch hier, wie in Kafraria die Fingu, welche von der englischen Regierung seit dem dritten Kaffernkriege in großer Zahl in das Transkeigebiet verpflanzt sind. Die bedeutendste Station ist Blythwood, ein zweites Lovedale, nur in kleinerem Maßstabe. Es ist unter bedeutenden Opfern seitens der heidnischen und christlichen Fingus gegründet und in den Jahren 1891—1892 massiv um- und ausgebaut worden. Allein zu diesem Umbau steuerten die Fingu 10000 M. bei. Sie wissen also den Wert eines solchen Erziehungsinstituts zu schätzen. Dasselbe zerfällt in ein Knaben- und ein Mädcheninstitut, jedes besteht aus Schule und Pensionat. Nach dem neusten Jahresbericht befanden sich in demselben 155 Knaben und 47 Mädchen. Der Unterricht steigt von den ersten Elementen bis zu der staatlichen Seminarlehrer-Prüfung und dem theologischen Examen auf. Mehr als die Hälfte der Zöglinge schreitet in ihrer Bildung über das Niveau unsrer preußischen Volksschule hinaus. Im letzten Jahre erlangten allein 28 Zöglinge ein staatliches Lehrerzeugnis. Neben der theoretischen Schulung steht in Blythwood wie in Lovedale die praktische Ausbildung. Von den Knaben sind 12, von den Mädchen 18 „Lehrlinge", d. h. die Knaben werden in allerlei Handwerken, besonders in Tischlerei, Zimmerei und Maurerarbeiten, die Mädchen in allen Künsten des Haushalts und der Handarbeiten unterwiesen. — Von den andern Stationen verdient Cunningham wegen seines erfreulichen Wachstums erwähnt zu werden. Hier wurden im letzten Jahr 69 Erwachsene und 94 Kinder getauft und 260 Katechumenen blieben im Tauf-Unterricht. — Sonderbar berührt es, daß auf der Station Main neben der Schule eine Schuhmacherwerkstatt eingerichtet ist, in welcher sechzehn Knaben wöchentlich in sechs Stunden außer den Schulkenntnissen sich dieses Handwerk aneignen sollen. — Zwischen Main und der sechzehn Meilen nördlich davon isoliert gelegenen Station Somerville soll in diesem Jahr (1893) eine neue Station westlich vom Umtatafluß gegründet werden, dieselbe wird hauptsächlich unter den Tembu zu wirken haben.

c) In Natal hat die Freikirche drei Stationen: Pietermaritzburg, 2½ Meilen davon die große christliche Kaffernfarm Impolweni und Gordon Memorial. Die Gemeinde in Maritzburg zählt, trotzdem die Mission daselbst bereits im Jahr 1867 gegründet ist, nur 185 Gemeindeglieder; vielleicht ist es ein Zeichen kommenden schnelleren Wachstums, daß z. Z. sich 165 Katechumenen im Taufunterricht befinden. An Eifer fehlt es den getauften christlichen Sulu nicht; sie haben den Unterhalt eines der Katechisten auf der Außenstation Impendla übernommen und wollen so selbst an ihrem bescheidenen Teil mit zur Ausbreitung des Evangeliums helfen. An

Digitized by Google

einigen Orten in der Umgegend von Maritzburg scheint sich ein lebendiges Verlangen nach Gottes Wort zu regen. Der Nationalhelfer Abraham erzählt, daß ihm, wenn er des Sonntags außerhalb seines Dorfes zu predigen gehabt habe, eine ganze Anzahl Sulus meilenweit nachgefolgt sei, um den Sonntagsgottesdienst nicht zu missen. — Die Station Gordon Memorial oder Umsinga ist eine rechte Musterstation nach freischottischen Begriffen; wir sehen in ihr die Arbeitszweige der freischottischen Missionsthätigkeit besonders regelmäßig ausgestaltet. Die Station wurde zu Ehren des jungen, frühverstorbenen Studenten Gordon, des Sohnes der Lady von Aberdeen, gegründet. Der junge Mann hatte nämlich die Absicht gehabt, trotz seines hohen Adels selbst als Missionar nach Afrika zu gehen. Seine Mutter ehrte diesen Willen ihres Sohnes so sehr, daß sie 120 000 M. zur Gründung einer Station zu Ehren desselben zur Verfügung stellte und diese Station auch weiterhin mit fürstlicher Freigebigkeit ausstattete. Die Missionsarbeit in Gordon Memorial ist fünffach: zuerst die einfache Predigtthätigkeit des leitenden Missionars Dalzell mit den Sonntagsgottesdiensten, dem Katechumenen-Unterricht, den Amtshandlungen u. s. w. Zweitens eine sehr rege evangelistische Thätigkeit von seiten der Katechisten und einiger angefaßten Gemeindeglieder. Es stellte sich nämlich dem Missionar Dalzell ein Laienevangelist John Meek zur Verfügung, der nach einem ziemlich wüsten Leben sich aufrichtig bekehrt hatte und nun vor Eifer brannte, Missionsarbeit zu treiben. Er war dazu in außerordentlicher Weise geeignet. Er war nämlich im Sululand geboren und mit den Sulu aufgewachsen, sprach besser Sulu als englisch und war mit einer vornehmen Sulu verheiratet. Er hatte schon auf eigene Hand sich in der Nähe von Gordon Memorial eine Thätigkeit zu schaffen begonnen, trat nun aber gern in den geordneten Dienst der schottischen Mission. Drittens entfaltet Dalzell eine bedeutende ärztliche Thätigkeit; im letzten Jahre hatte er mehr als 4600 Kranke zu behandeln. Viertens fehlt natürlich auch hier die Schule nicht, in welcher 115 Schüler von 5—27 Jahren unterrichtet werden; auch hier ist das Ziel der Schule, die Knaben und Jünglinge soweit zu fördern, als irgend möglich ist, am liebsten bis zum Volksschullehrerexamen. Auch hier bestehen neben der Schule ein Pensionat für Knaben unter der Aufsicht des leitenden Missionars Dalzell und ein solches für Mädchen unter einer Schottin Miß Lorimer. Und endlich die Industrieabteilung der Schule. Die jüngeren Knaben werden mit einfachen Garten- und Ackerarbeiten beschäftigt; einige von den älteren pflügen und eggen die Maisfelder, dreschen, reinigen und mahlen den Mais und machen sich im Ackerbau nützlich. Andere beschäftigen sich zeitweilig bei

Digitized by Google

Bauten oder bedienen die Maurer oder legen Fliesen auf den Boden der Stuben und Flure u. dgl. Andere sind in der Tischlerwerkstatt oder in der Druckerei angestellt.[1])

4. Während das südafrikanische Missionsgebiet der Freikirche sich zum größeren Teil seit Jahrzehnten unter englischer Oberhoheit oder wenigstens unter englischem Einfluß befindet, ist das dritte große Missionsgebiet der Freikirche, die Livingstonia-Mission am Nyaßasee, gerade in dem Übergangsprozeß begriffen, in welchem die neugegründete (1890) englische Schutzherrschaft sich zu konsolidieren sucht. Bisher hat glücklicherweise diese neue politische Bewegung in den segensreichen Gang der schottischen Missionsarbeit nicht störend eingegriffen. Das Missionsgebiet der Freischotten am Nyaßa umfaßt das ganze Westufer des Sees von der Nord- bis zur Südspitze mit Einschluß der westlich angrenzenden Hochebene. Die Centralstation ist Bandawe, ungefähr in der Mitte der Westküste des Nyaßasees gelegen, eine evangelische Muster-Missionsstation. Wir verweilen nicht bei einer Aufzählung der einzelnen Bauten und Anlagen in und um Bandawe. Regierungsbeamte und Reisende mögen die Vollkommenheit dieser in die Augen fallenden Erfolge rühmen, die Missionsfreunde sehen die Eingebornenkirche als die Krone des Werkes an. Die kleine Heidenchristen-Gemeinde von 76 Kommunikanten entwickelt ein erfreuliches geistliches Leben. Nicht nur zeigen die Christen ein lebendiges Streben, sich unter stetem Einfluß der Mission mit den heidnischen Volkssitten auseinanderzusetzen; sondern sie beweisen auch in ihrem geistlichen Leben eine solche Lebendigkeit, daß sie sich z. B. in ihren Dörfern bescheidene Zusammenkunftsorte eingerichtet haben, um dort ungestört ihre Morgen- und Abendandachten zu halten. Leider giebt es nur erst sehr wenige Getaufte weiblichen Geschlechts, die Christenjünglinge sind deshalb

[1]) Sonderbarerweise hat das staatliche Direktorium für Volksschulerziehung in Natal beschlossen, einen derartigen industriellen Unterricht, wie er in Gordon Memorial erteilt wird, für alle diejenigen Volksschulen obligatorisch zu machen, welche durch staatliche Zuschüsse (grants) unterstützt zu werden wünschen. Nun können sich z. B. unsere Berliner Missionare in Natal mit derartigen industriellen Arbeiten gar nicht befreunden, ihren Stationsschulen werden also wohl die bisher gewährten grants entzogen werden. Aber selbst die Freischotten, welche doch in Südafrika die Industriemission erst gegründet und überall derselben Bahn gemacht haben, soweit es in ihren Kräften stand, halten diese Forderung des Direktoriums für höchst unbillig. Wie sollen denn, sagen sie mit Recht, auf den zum Teil weit entlegenen Außenstationen Werkstätten eingerichtet werden, und wer soll in diesen kleinen Dorfschulen technische Fertigkeiten lehren? Sollte das Erziehungsdirektorium bei seinen sonderbaren Grundsätzen beharren, so würde es auch die sorgfältig gepflegte Schularbeit der Freischotten empfindlich schädigen.

Digitized by Google

in der Notlage, heidnische Frauen heiraten zu müssen. Das ist für manche ein Strick, an dem sie wieder in das Heidentum zurückgezogen werden. Übrigens ist das Wachstum der Christengemeinde immer noch ein sehr langsames, man möchte ihm ein beschleunigteres Tempo wünschen. — Wenigstens steht die kleine Zahl von kaum 100 Christen in keinem rechten Verhältnis zu dem Aufwand der geistlichen Arbeit. Außer den verschiedenen Gottesdiensten auf der Station nämlich, welche für Erwachsene und Kinder in englisch, njandscha und tonga abgehalten werden, ziehen jeden Sonntag nachmittag die Missionare und alle missionseifrigen Christen in die umliegenden Dörfer hinaus, um dort in einer Schulkapelle oder unter einem schattigen Baume die Dorfbewohner um das Wort Gottes zu versammeln. So finden von Bandawe aus sonntäglich etwa 30—40 solcher evangelistischer Gottesdienste mit über 1000 Zuhörern statt. Um diesen Ansprachen des Sonntags noch mehr eindringende Kraft zu verleihen, ist in der Woche noch ein Nachmittag festgesetzt, wo dieselben Missionare und Helfer auf dieselben Dörfer hinausziehen, um die Eingebornen in ihren Häusern aufzusuchen und die sonntägliche Predigt unter vier Augen tiefer in Herz und Gewissen der Heiden hineinzudrücken. — Den Mittelpunkt der Missionsarbeit bildet auch in Bandawe die Schulthätigkeit. Die Freischotten haben versucht, einmal das kleine Atonga-Ländchen, in welchem die Station liegt, mit einem Netz von Elementarschulen zu überziehen, und dann in Bandawe eine etwas höhere Centralschule einzurichten. Die Elementarschulen, deren zur Zeit 17 vorhanden sind, müssen wir uns recht einfach denken; nur zwei davon haben Lehmhäuser, neun hausen in Grashütten, und bei den acht letzten bietet ein schattiger Baum das Schullokal. Da nun die Lehrer nur Atongaburschen sind, die selbst erst wenig gelernt haben, und die Schulzeit täglich nur 1½—2 Stunden währt, ist nicht zu verwundern, daß nur etwa 18% der Schüler es bis zu einer Fertigkeit im Lesen und Schreiben bringen. Die Lebensfrage für diese Elementar-Schulthätigkeit ist, daß es gelingt, auf der Centralschule in Bandawe eine Schar tüchtiger Volksschullehrer auszubilden; das geistige Niveau dieser Schule wird demnach allmählich gehoben, und es besteht die Absicht, dieselbe zu einem Erziehungsinstitut à la Lovedale auszugestalten. — Westlich von Bandawe liegt auf der Angoni-Hochebene die zweite Station Ndschuju mit der Nebenstation Ekwendeni. Unter dem kriegerischen Volksstamme der den südafrikanischen Sulu nahe verwandten Mazitu oder Angoni konnte die Mission besonders schwer Wurzel fassen. Seit dem Tode des alten Häuptlings Mombera und seines Nebenbuhlers Mtwaro scheint aber der Widerstand gegen die Mission aufgegeben zu

Digitized by Google

sein. Der hier angestellte leitende Missionar Steele übt einige ärztliche Praxis, außerdem hat die Mission drei Schulen eingerichtet; die eingeborne Gemeinde zählt erst 11 Seelen. — Wenden wir uns von Bandawe nach Süden und fahren am Westufer des Nyaßa entlang, so kommen wir zunächst nach Kotakota, der Hauptstadt des Araberhäuptlings Dschumbe, der in englischem Solde steht. Hier sollte schon 1892 eine neue Station angelegt werden. Dschumbe steht aber so sehr im Verdacht, in der Stille auch jetzt noch Sklavenhandel zu treiben, und ist persönlich so wenig zuverlässig, daß dieser Plan vorläufig wieder aufgegeben ist. Südlich von Kotakota liegt das Land des Häuptlings Tschiwere, bei welchem der holländisch reformierte Missionar Murray die Station Mwera angelegt hat. Da diese Mission im engsten Anschluß und unter der Oberleitung der Freikirche arbeitet, muß sie hier wenigstens im vorbeigehen erwähnt werden. Sie ist übrigens über die Anlage der Station und einiger Außenschulen, sowie über die Taufe von zwei oder drei Erstlingen noch nicht hinausgekommen. — Nähern wir uns dem Südende des Sees, so treten wir in das Gebiet der dritten freischottischen Missionsstation Livlezi-Thal. Dieselbe liegt im Gebiete der Südangoni am östlichen Abhange des Kirkgebirges. Der Missionar Dr. Henry,[1]) welcher diese Station angelegt hat, sucht sie mit einem Netz von Außenstationen zu umgeben. Es ist deshalb in Gowa, halbwegs zwischen Livlezi-Thal und Blantyre, eine Nebenstation mit Schule angelegt worden. Eine zweite Nebenstation besteht auf dem Hochlande westlich vom Kirkgebirge, nahe der Hauptstadt des Häuptlings Tschikussi, des Gebieters dieses Landes. Eine dritte Außenstation ist Livingstonia, jene erste Station auf der vom Süden in den See vorspringenden Halbinsel Maclear, welche wegen der Ungesundheit des Klimas von den europäischen Missionaren verlassen werden mußte. Sie wird seit der Anlage von Bandawe durch den ersten Getauften der Livingstoniamission, Albert Namalambe, verwaltet. — Wenden wir uns endlich nach dem Nordende des Nyaßa, so finden wir dort die vierte Station der Freischotten, Ngerenge, 2 ½ Meilen nördlich von der bekannten Handelsniederlassung Karonga, eben im Bau begriffen. Über dieser Station hat ein eigentümliches Verhängnis geschwebt. Der tüchtige Ingenieur Stewart legte sie 1883 in Mweniwanda an der Straße vom Nyaßa zum Tanganjika an. Dieser Platz erwies sich jedoch als ungesund, und die Station sollte ein paar Stunden entfernt nach Tschirenschi verlegt werden. Weitere Nachforschungen führten sodann zur Verlegung der Station nach Karara-

[1]) Während des Drucks trifft die Nachricht ein, daß Dr. Henry, wie schon im vorigen Jahr seine Frau, in Livlezi-Thal dem Klimafieber erlegen ist.

Digitized by Google

muka im Gebiet der Konde. Als nun die Wirren mit den Sklavenhändlern und die Zuteilung des Kondelandes zum deutschen Schutzgebiet Kararamuka dem englischen Einfluß entzogen, legte der schottische Missionar Croß eine neue Station im Wundalehochlande an. Da sich aber herausstellte, daß auch diese Station in der deutschen Interessensphäre lag, verlegte er sie schließlich (1892) nach Ngerenge. Im Verlauf eines Jahrzehnts sind also fünf verschiedene Versuche zu Stationsgründungen gemacht. Das ist ein Suchen und Tasten, wie es sonst bei den besonnenen und umsichtigen Schotten nicht üblich ist. Natürlich ist die Missionsarbeit dort bisher an keiner Stelle über die ersten Anfänge herausgekommen. In Ngerenge arbeiten die Freischotten Schulter an Schulter mit den beiden deutschen Missionen der Brüdergemeinde in Makapalile und der Berliner in Wangemannshöhe und Manow. Die Eintracht, mit der diese Missionen nebeneinander gegründet wurden, hat ein neues Band erhalten durch eine Konferenz, welche die Missionare der drei Gesellschaften alljährlich zu halten beabsichtigen. Bei der im September 1892 stattgehabten ersten Konferenz unterhielt man sich besonders über das Erlernen der Kondesprache und über die für wichtige christliche Begriffe zu wählenden Ausdrücke.

5. Außer diesen drei großen Missionsgebieten in Indien, Südafrika und Nyaßaland hat die schottische Freikirche noch drei kleine Gebiete, auf denen sie teils in Gemeinschaft mit andern Kirchen, teils selbständig arbeitet: die Neuen Hebriden, den Libanon und Scheikh Othman in Arabien.

a) Die Mission auf den Neuen Hebriden wurde von den „Reformierten Presbyterianern", einer kleinen schottischen Kirchengemeinschaft 1848 begründet und bis zum Jahre 1876 fortgeführt. Verschiedene presbyterianische Kirchengemeinschaften Nordamerikas und Australiens legten mit Hand an dieses Werk, so daß es sich mehr und mehr zu einer gemeinsamen Missionsarbeit aller presbyterianischen Kirchen ausgestaltete. Als nun 1876 die „Reformierten Presbyterianer" sich mit der freischottischen Kirche vereinigten, übernahm die letztere auch diese Mission auf den Neuen Hebriden. Sie hat dort die beiden kleinen Inseln Aneityum und Futuna zu verwalten. Auf der ersteren ist durch den im Jahr 1892 verstorbenen Missionar Inglis das Missionswerk annähernd vollendet, er konnte im Verlauf seiner Missionswirksamkeit auf Aneityum 1190 Eingeborne taufen. Futuna hat nur einige hundert Einwohner. Die beiden Inseln werden durch den Missionar und Arzt Dr. Gunn auf Futuna verwaltet, welchem in den beiden Stationen Anelcauhat und Aname auf Aneityum zuverlässige eingeborne Katechisten zur Seite stehen.

Digitized by Google

b) Die Libanon-Mission untersteht eigentlich einer selbständigen „Libanon-Schulgesellschaft"; die schottische Freikirche stellt und unterhält für dieselbe nur den leitenden Missionar, der zugleich Arzt ist. Die Hauptstation ist Shweir. Nähere Nachrichten über die Art und Erfolge dieser Arbeiten bieten die Berichte nicht.[1])

c) Die jüngste Mission der Freikirche endlich ist die Keith-Falconer-Mission in Sheikh Othman bei Aden in Südarabien. Ein vornehmer Professor der orientalischen Sprachen in Cambridge, Keith Falconer, der Sohn des Earl of Kintore, faßte den Entschluß, unter der Oberleitung der schottischen Freikirche auf eigne Kosten nach Arabien zu gehen und dort unter den Arabern eine neue Mission zu beginnen (1886). Er ließ sich in dem Städtchen Sheikh Othman, 2—3 Meilen von Aden, noch auf englischem Gebiete, nieder, erlag jedoch schon nach einigen Monaten der glühenden Hitze und dem perniziösen Fieber. Die schottische Freikirche setzte jedoch aus Pietät gegen sein Andenken die von ihm begonnene Mission fort. Sie entsandte einen ordinierten Missionar Gardner nach Sheikh Othman und stellte ihm einen Missionsarzt zur Seite. Beide haben seither die anliegenden Gebiete durchreist und an mehreren Orten Anknüpfungspunkte zu gewinnen gesucht. Die Sheikh Othman zunächst wohnenden Abdali zeigen sich freundlich entgegenkommend, die weiter entfernt wohnenden Haushabi dagegen kühl, ja feindlich ablehnend. Die Mission ist noch in ihren ersten Anfängen. Noch hat keine Seele auch nur ein Verlangen nach dem Heil gezeigt. Die in Sheikh Othman nach vielen Schwierigkeiten gegründete Schule wird nur von 6 Kindern, und selbst von diesen nur unregelmäßig besucht.

Suchen wir uns zum Schluß noch einmal die großen Grundzüge der freischottischen Missionsarbeit zu vergegenwärtigen, so thun wir es am besten im Anschluß an die angeschlossene Tabelle. Nach zwei Seiten erhellt daraus, wie sehr Indien das am meisten bevorzugte Missionsgebiet ist; einmal nach der Zahl der Missionare, die mit der Bebauung dieses Gebietes beauftragt sind. Von den 56 ordinierten Missionaren arbeiten 32, von den 52 Hilfsmissionsarbeitern (Ärzten, Lehrern und Handwerkern) 11, von den im Missionsdienst stehenden 34 Frauen 24 in Indien. Es sind also auf diesem Missionsgebiet allein von den etwa 140 europäischen Missionaren (die Frauen der Missionare nicht mitgerechnet) etwa 70 be-

[1]) Vielleicht gehören hierher die Nachrichten, welche das Bas. Miss.-Mag. 1893, S. 169 f. bietet, wonach die Presbyterianer in Syrien 26 Gemeinden, 1800 Christen, 145 Schulen und 7000 Schüler haben. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt in den presbyterianischen Kirchen Nordamerikas.

Digitized by Google

Statistische Übersicht.

Bezirk	Haupt- u. Central-Stationen	Hauptstationen [1])	Nebenstationen	orth. europ. Arzt.	Arzt, Lehrer u. Handwerker [2])	Arzt-Frauen [3])	Einheg. Irrenhäuser	Einheg. Lehrer und Katechisten	Andere eingeborne Hilfsärzte	Kommunikanten	Getaufte	Katechumenen	Engl. Vern. School	Vern. School	Schüler des Coll.	Schüler d. Arztschl.	Schüler d. Volksschl.	Schüler insgesamt
Kalkutta	Kalkutta	1	—	5[4])	2	7	3	28	—	139	450	1	3	4	330	488	1086	
	Hugli	1	7	1	—	—	1	43	3	60	150	—	1	48	—	?	1814	
	Santalistan [5])	3	2	3	—	2	—	56	3	178	834	—	1	49	—	23	517	
Bombay	Bombay	2	4	5[4])	1	4	2	30	2	85	177	1	6	6	349	187	680	
	Puna	1	1	2	—	4	1	24	1	154	334	—	7	5	—	270	249	
	Tschalna-Bethel	2	10	1	—	—	—	35	—	400	?1500	—	—	7	—	—	150	
Madras	Madras	1	2	8[6])	5[7])	4	1	144	—	251	402	1	9	—	779	1100	2535	
	Tschingleput	2	17	2	1	—	1		—	84	531	—	20	16	—	501	—	
Nagpur	Nagpur	1	2	3[4])	2[8])	5	1	25	1	113	237	1	9	3	102	985	257	
	Bhandara	1	—	1	—	—	—	2	—	?10	?20	—	—	1	—	—	57	
	Wardha	1	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	1	—	—	35	—	
	Berar	1	—	—	—	—	2	7	1	52	68	—	2	2	—	187	57	
		17	45	32[9])	11	24	12	396	11	1516	**4703**[10])	4	59	141	1560	3777	7403	**13740**
Bombay	Lovedale	1	7	5	15	—	1	15	—	930	1810	1	10[11])	—	639	695	—	
	Macfarlane	1	10	—	—	—	1	4	—	367	792	—	6	—	—	222	—	
	Pirie	1	8	1	—	2	—	5	2	732	747	—	7	—	—	307	—	
	Burnshill	1	5	1	—	1	—	6	3	375	1092	—	9	—	—	570	—	
Kalkutta																		
Nagpur																		
Madras																		
Bombay																		
Kalkutta																		

Digitized by Google

Transkei	Cunningham	1	9	1	—	1	1[12])	10	6	706	996	—	10	—	—	590	—	
	Blythwood	1	—	1	3	2	—	2	—	?	?	1	11	—	244	—	—	
	Duff	1	6	1	—	—	—	8	1	172	223	—	9	—	—	446	—	
	Main	1	9	1	—	—	—	7	4	469	612	—	9	—	—	313	—	
	Somerville	1[13])	13	1	—	—	—	4	5	388	788	—	7	—	—	422	—	
Natal	Maritzburg	1	2	1	1	1	—	6	19	184	445	—	1	—	—	55	—	
	Impolweni	1	13	1	1	1	1[12])	22	17	574	1074	—	6	—	—	332	—	
	Gordon Memorial	1	9	1	5	2	—	12	10	160	591	—	7	—	—	188	—	
		12	91	15	25	10	4	101	67	5057	**9161**	2	92	—	883	4140	—	**5023**
Livingst.-M.	Bandawe	1	17	3	6	—	—	49	--	76	? 82	—	1	17	—	123	1555	
	Ndschuju	2	1	2	3	—	—	9?	—	2	? 11	—	—	3	—	—	? 75	
	Livlezi-Thal	3	1	1	3	—	—	?	—	—	? 13	—	—	3	—	—	? 100	
	Ngerenge	1	—	1	1	--	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	? 25	
		7	19	7	13	—	—	58	—	185[14])	215[14])	—	1	24	—	123	1755[15])	
N.Hebriden	Aneityum	—	2	—	—	—	—	30	—	265	? 750	—	—	28	—	—	200	
	Futuna	1	—	—	1	—	—	4	—	16	? 100	—	—	4	—	—	129	
Syrien Libanon	Schweir	1	7	1	1	—	3	?	—	58	132	—	?	?	?	?	?	
Arabien	Sheikh Othman	1	—	1	1	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	6	—	
	Gesamtsumme:	39	164	56	52	34	19	590	?[16])	7097	15061	6	153	187	2443	8040	9487	19970

Digitized by Google

schäftigt. — Dann nimmt Indien den ersten Platz ein in der Pflege des so sehr bevorzugten Schulwesens. In Indien befinden sich von den sechs Kolleges 4, von den 153 Mittelschulen 59; und zwar haben die indischen Schulen ein wesentlich höheres geistiges Niveau, als die Schulen in Südafrika, das Kollege von Madras steht unvergleichlich höher als das von Blythwood, die Schule von Nellore viel höher als die Dorfschulen der Station Pirie. Von den etwa 20000 Schülern aller Schulen kommen fast 14000 allein auf Indien.

Dagegen der Zahl der Gemeinden und der Heidenchristen nach nimmt ebenso entschieden Südafrika den ersten Platz ein. Von den etwa 7100 Kommunikanten der heidenchristlichen Missionsgemeinden wohnen über 5050 in Südafrika, ebenso von den etwa 15050 Getauften mehr als

---

Anmerkungen zu den vorstehenden Tabellen.

[1]) Als Hauptstationen pflegen wir Deutsche solche anzusehen, welche von einem europäischen Missionar besetzt sind; als Nebenstationen solche, welche von eingebornen Lehrern und Katechisten besetzt sind.

[2]) d. h. solche, die nicht ordiniert sind; eine Anzahl der ordinierten Missionare haben zugleich ihre medizinischen Studien absolviert.

[3]) d. h. Frauen im Dienst der Senanamission; die Frauen der Missionare sind nicht mitgezählt.

[4]) Lehrer und Professoren am Kollege.

[5]) Hierzu die neuangelegte Station Silhatl in Süd-Assam.

[6]) Davon sieben Professoren am Kollege.

[7]) Zwei Ärztinnen.

[8]) Eine Ärztin.

[9]) Davon zwanzig Professoren an den vier Kolleges.

[10]) Alle Zahlen dieser Kolumne sind gewonnen durch Addition der Kommunikanten, der Adherents und der getauften Kinder nach den Originaltabellen; die Zahlen differieren aber in vielfach unerklärlicher Weise von den dort unter dem Titel „Zugelassen seit dem Beginn der Mission“ gegebenen Zahlen.

[11]) Auf allen Elementarschulen der Kapkolonie und Natals, welche auf Grant seitens der Regierung rechnen, muß englischer Unterricht erteilt werden.

[12]) Ein sich zum Predigtamt vorbereitender Kandidat.

[13]) Eine neue Station in der Gründung begriffen.

[14]) Die statistische Tabelle des schottischen Jahresberichts zählt 185 members; nach dem Text würde man wenigstens die 100 zu streichen haben. Nach den sich hin und wieder zerstreut findenden Anggaben müßte man die Zahl der members etwa auf 150, die Zahl der Getauften überhaupt auf etwa 200 berechnen.

[15]) Die statistische Tabelle zählt 2899 Schulkinder, nämlich 1690 Knaben und 1219 Mädchen. Diese Zahlen sind aber wahrscheinlich, wenigstens verglichen mit dem Text der Berichte, zu hoch gerechnet.

[16]) Der Begriff „eingeborne Hilfskräfte“ ist ein so fließender, daß eine Summierung keinen Wert hat.

Digitized by Google

9100. Die an unmittelbaren Erfolgen reichere Mission ist also zweifellos die südafrikanische. Und das ist um so bemerkenswerter, als sonst die Kaffernmissionen die wenigst ergiebigen Südafrikas sind.

Leider hat die schottische Freikirche noch auf keinem Missionsgebiet die Freude gehabt, sich einer allgemeinen, volkstümlichen Bewegung von ganzen Völkerstämmen oder Schichten der Bevölkerung zum Christentum hin gegenüber zu finden. Vielleicht weilen ihre Missionsberichte in den letzten Jahren deshalb so gern bei den zahlreichen Übertritten der Pareiar im Gebiet von Tschingleput, weil sie hoffen, daß die dortige Bewegung größere, volkstümlichere Dimensionen annehmen möchte. Im ganzen handelt es sich auf allen Missionsgebieten — etwa die Neuen Hebriden ausgenommen — bisher noch um Einzelbekehrungen und um die Umgestaltung von abgesprengten Völkeratomen zu Christengemeinden. Und die ganze Missionsarbeit der Freikirche ist in ihren Grundzügen so angelegt, daß sie mehr auf die Durchdringung des Volkslebens mit christlichen Bildungselementen, als auf unmittelbare Gewinnung von Heidenseelen abzweckt.

(Schluß folgt.)

Die Mission in den Centralprovinzen von Brit. Ostindien.

Eine missionskritische Studie zugleich als orientierende Übersicht.

Von D. Grundemann.

Die Centralprovinzen sind eines der jüngsten Missionsgebiete in Britisch Ostindien. Ich erinnere mich noch sehr deutlich der Zeit, wo nur an zwei Punkten die noch ziemlich in den Anfängen stehende Arbeit zweier Gesellschaften zu notieren war. Jetzt sind dort ihrer 10 auf 34 Stationen thätig. Jene zwei Stationen waren allerdings verschwindende Lichtlein in dem weiten heidnischen Gebiete, das um 23 000 Quadrat-Kilometer größer ist als die Hälfte des deutschen Reiches. Hauptsächlich war es wohl dem Mangel an Verkehrsmitteln zuzuschreiben, daß dieses zum Teil sehr fruchtbare und verhältnismäßig nicht eben ungesunde Gebiet nicht mehr von Missionaren aufgesucht wurde, zumal die Bevölkerung ein höchst interessantes und versprechendes Arbeitsfeld darzubieten schien. Bei den 8—9 Millionen Maráthi und Hindi sprechenden Hindus waren freilich auch hier nicht schnell bedeutende Erfolge zu erwarten; noch weniger von den 250 000 Mohammedanern. Aber da sind die Gönds und Kurkus Völkerschaften, die sich von der herrschenden Hindukultur mehr oder weniger frei erhalten haben. Solche stellen der Mission in mehrfacher

Digitized by Google

Beziehung noch nicht die gewaltigen Riegel entgegen, welche sich leider bei den indischen Kulturvölkern immer wieder zeigen. Ich denke, es waren die überraschenden Erfolge der Kolsmission, welche in den fünfziger Jahren die Blicke der Missionsfreunde auf jene kulturfreien Völkerschaften Indiens lenkten. Hinsichtlich der ältesten Station in den Centralprovinzen, der schottisch freikirchlichen zu Nagpur, ist bei ihrer Gründung 1845 dieser Gesichtspunkt wohl noch nicht maßgebend gewesen. (Freilich schon 1841 hatte ein englischer Beamter von Goßner Missionare erbeten, die „unter dem Bergvolke Mittelindiens eine Landwirtschaft gründen sollten.")[1]) Sicherlich aber hatte die englische Kirchen-Missions-Gesellschaft bei der Gründung der zweiten von den erwähnten Stationen Dschabalpur 1854 jene Schichten der Bevölkerung im Auge. Aus den Berichten der sechziger Jahre, wie sie mir vorliegen, tritt es deutlich hervor, daß der damals noch sehr wenig erreichte Hauptzweck dieser Station die Gönd-Mission war. Eine solche wurde ausgesprochenermaßen 1866 auch von Nagpur aus gegründet mit Anlegung der Station Tschindwara.

Ehe ich aber auf die genannte Bevölkerung näher eingehe, bin ich dem Leser eine kurze geographische Orientierung schuldig. Die Centralprovinzen sind das Hochland, welches sich im Süden, Westen und Nordwesten an das Gebirge von Amarkantak anlehnt, das die Hauptwasserscheide der indischen Halbinsel bildet. Der von dort nach Westen strömende Nárbadda bildet in seinem mittleren Laufe die Nordgrenze des Gebietes, das über den oberen Lauf mit einem tüchtigen Zipfel über das breite Flußthal und die Fortsetzung des Windhya-Gebirges (Bhanrer Kette) hinweg sich im allmählichen Abfall zur Ganges (resp. Dschamna-)Ebene hin, bis an die Grenzen Bandelkhands und der Sindhia-Länder erstreckt. Diesen Zipfel bildet die Landschaft Ságar (geschr. Saugor) mit der gleichnamigen Hauptstadt von 50 000 Einwohnern. Noch auf der rechten Seite des Nárbadda liegt die außerordentlich schnell gewachsene Stadt Dschabalpur (70 000 Einw.?), eine der wichtigsten Eisenbahnstationen auf der bisher benutzten Linie Kalkutta-Bombay. Die letztere überschreitet bald den Strom, und folgt sodann der fruchtbaren Ebene, in der man nach links dann und wann die Höhen der Satpura (Mahadeo-)kette zu Gesichte bekommt. Für uns sind folgende Stationen von Wichtigkeit: Narsinghpur, Sohagpur, Hoschangabad (an einer Zweigbahn), Harda, Khandwa, wo sich die Bahn nach Süden wendet und sich die durch Radschputana nach Delhi führende Linie abzweigt. Jenseits Burhanpur bei Bhosawal erreicht die Hauptlinie die Tapti, einen bedeutenden Fluß, der aus dem sich südlich an die Satpurakette anlehnenden Berglande herabkommt, und hier den im Süden desselben von Osten nach

[1]) Bekanntlich fand dieses Unternehmen sehr bald ein trauriges Ende, als, noch ehe eine geeignete Wohnung hergestellt war, 4 von den 6 Sendboten der Cholera erlagen.

Digitized by Google

Westen fließenden Purna vor kurzem aufgenommen hat. An einem der Quellflüsse des letzteren liegt Ellitschpur, berühmt durch seine Grottentempel. Die von dem Purna durchströmte fruchtbare Ebene mit reichem Baumwollenbau bildet den nördlichen Teil der Landschaft Berar, welche 1853 von den Briten annektiert wurde. Durch diese Ebene führt eine andre Bahnlinie, die neuerlichst nach Vollendung des Anschlusses die Hauptverbindung Bombays mit Kalkutta bildet. An derselben liegt Akola (südlich davon in den Bergen Basim). Bei Amrawati hat sie von Norden nach Süden streichende Höhenzüge zu überschreiten und jenseits den in derselben Richtung fließenden Wardha, an dem die Stadt gleiches Namens liegt. Hier sind wir in dem alten Reiche von Nagpur (Schlangenstadt), das in der Zeit der Mahrattenherrschaft in Hände verschiedener Fürsten gekommen war — ebenso wie die oben erwähnten Nárbadda-Landschaften — und 1817 von den Briten in Besitz genommen wurde. Die Hauptstadt gleiches Namens hatte bei der vorletzten Zählung 85 000 Einwohner. Nicht weit davon ist die große Militärstation Kampti mit 48 000 Einwohner. Nach Norden in den Bergen liegt das erwähnte Tschindwara, westlich davon, nahe den Quellen der Tapti, Betul und östlich Sioni. Gegen Süden senkt sich die von zerstreuten Felsklippen unterbrochene Ebene zum Godaveri hinab, in den auch der Wardha fließt. An einem Nebenfluß des letzteren ist Tschanda zu merken, jetzt Station einer Bahn, die von Wardha abzweigend bald den nächsten Verkehrsweg von Allahabad nach Madras bilden wird. Die erwähnte neue Kalkuttabahn aber geht am Südrande des Berglandes weiter nach Osten (Station Bhandara), nach der Landschaft Tschhatisgarh (36 Burgen), deren Hauptstadt Raipur ist. Nördlich liegt Bisrampur und Mundeli. Hier fließen die Gewässer (Mahanadi) zunächst nordöstlich, um sich später östlich dem Busen von Bengalen zuzuwenden. Ebenso geht die Bahn zuerst nordöstlich bis Bilaspur, um dann bald in östlicher Richtung die Grenze zu überschreiten. Nach etwa zwölfstündiger Fahrt erreicht man sodann Tschaibassa, die südlichste Station der Goßnerschen Kolsmission. Im Süden reichen die Centralprovinzen bis an das von der schleswig-holsteinschen Mission besetzte Gebiet von Dschaipur, umfassen noch das von derselben ins Auge gefaßte Reich Bastar und grenzen sodann an das große Reich Haiderabad.

Der größte Teil dieses umfangreichen Gebietes trug früher den Namen Göndwana. Dieses Land der Gönds, welche noch immer 2—3 Millionen zählen, war schon vor der arischen Einwanderung Schauplatz einer Kultur und Staatenbildung, wenn diese auch wohl nicht die gleiche Höhe erreicht hat wie in dem verwandten Tamulenlande. Die Gönds gehören nämlich auch zu der großen dravidischen Völkerfamilie. Nun sind sie schon längst von ihren arischen Unterdrückern in die Waldgebirge zurückgedrängt und mehr und mehr verkümmert. Eine Schilderung ihrer Lebensweise und Sitten kommt dem, was wir von den Kols wissen, sehr nahe. Ihre physische Überlegenheit tritt auch unter den jetzigen Verhältnissen noch zu Tage. Sehr betont wird in den Berichten, daß sie aufrichtig und treu sind und sich dadurch auffallend von den lügenhaften Hindu unterscheiden.

Außer ihnen leben noch einige andre Völkerschaften im Lande, wie namentlich die Kurkus, welche in dem Gebiete des Satpura-Gebirges 40 000

Digitized by Google

Seelen zählen sollen. Sie sind kolarischen Ursprungs, also verwandt mit den Mundari, während die Gônds mit den Urao zusammen gehören. Dieser Teil der Bevölkerung mußte ganz vorzugsweise als geeignetes Missionsobjekt ins Auge gefaßt werden.

Nur gelegentlich sei hier bemerkt, wie man in den unteren Kasten oder der kastenlosen Bevölkerung, die, trotzdem sie sich viel mehr unter dem Einflusse der Hindu befinden, doch in starkem Gegensatz zu ihnen stehen, ein ebenfalls günstiges, wenn auch schwerer zu behandelndes Material hat. Zu den mancherlei Belägen, welche die Geschichte der evangelischen Mission in Indien zu dieser Auffassung geliefert hat, kommt auch gerade die erfolgreichste Mission in den Centralprovinzen.

Bei der Gründung der meisten Stationen ist an die letzteren Schichten wohl wenig oder gar nicht gedacht worden; dagegen wurde meistens mit viel Freudigkeit und großen Hoffnungen an eine Gônd- oder Kurku-Mission gegangen. Man hätte dabei erwarten sollen, daß die Missionare ihre Thätigkeit wirklich auch diesem verheißungsvollen Boden zugewandt hätten. Man sollte die Stationen möglichst zwischen den freilich recht zerstreuten Dörfern in den Bergen suchen, und die auf ähnlichen Missionsgebieten bewährte Methode mit den entsprechenden Mitteln angewendet glauben. Aber wie ist man überrascht, beim Überblick über dieses Missionsgebiet ganz überwiegend Stationen in den Hindustädten und bei aller Begeisterung für die Aborigines Hindumissionen zu finden, ganz ebenso wie in den Gebieten, wo man es nur mit diesem unbeschreiblich harten Missionsacker zu thun hat!

Beobachten wir an einem Beispiel etwas eingehender, wie das gekommen sein mag. Von dem ersten Jahrzehnt der Station Dschabalpur sind mir zwar die Berichte nicht zur Hand. Wir müssen uns mit denen von 1864 an begnügen. Immerhin ist solch eine Entwicklung von fast drei Jahrzehnten sehr lehrreich.[1]) Wir finden zu Anfang derselben in der durch die „Peninsular-Eisenbahn" schnell aufblühenden Stadt schon eine kleine Christengemeinde von 12 Kommunikanten. Wer sie waren und woher sie gekommen, ist leider nicht zu ersehen. Gewöhnlich aber bilden Leute im Dienste der Missionare, Gehilfen, die sie von einer andern Station mitgebracht haben, den Grundstock der neuen christlichen Gemeinde. Gelegentlich kommt wohl ein oder der andre Diener vielleicht aus einem der freilich nicht häufigen, frommen, europäischen Häuser und bittet um die heilige Taufe. Es kommen Christen von andern Stationen, die als kleine Beamte versetzt sind und schließen sich der Gemeinde an.

[1]) Mir fehlen leider mehrere Jahrgänge aus dieser Periode, womit ich zu entschuldigen bitte, wenn in meiner Darstellung irgend etwas Wichtiges fehlen sollte.

Digitized by Google

Nach langer Arbeit in der Straßenpredigt findet sich dann und wann eine schüchterne Nikodemusseele ein — zuweilen mit verkehrten Erwartungen, oft zu schwach die socialen Bande zu durchbrechen. Wirklich kommt es gelegentlich zur Taufe eines aufrichtig Suchenden — doch wie selten! Meist sind es einzelne Individuen, ohne ihre Angehörigen. Welch eine Freude, wenn einmal eine ganze Familie getauft wird. Auf diese Weise werden der jungen Gemeinde oft sehr verschiedenartige Elemente einverleibt. Gerade in Dschabalpur wird ausführlich berichtet über die Bekehrung eines mohammedanischen Schulinspektors, dann wieder über die eines Brahmanen. Ein andermal wird eine mohammedanische Ayah und ein junger Afghane erwähnt, sowie eine als Waisenkind von einer frommen Engländerin erzogene Brahmanentochter. Dann wieder kommen christliche Arbeiter aus dem Tamulenlande. Sie können sich zwar nur über die wichtigsten Dinge im alltäglichen Leben in gebrochenem Hindustani verständlich machen, aber sie werden in die Gemeinde aufgenommen, und als es ihrer mehrere werden, läßt man zu ihrer Pflege einen tamulischen Katecheten kommen. In dieser Weise mehrt sich allerdings solch eine Gemeinde, die ein buntes ethnographisches Mosaik bildet, nur sehr langsam. Nun aber treten die Jahre der Hungersnot ein. Viele Waisen werden der christlichen Barmherzigkeit geradezu in die Hände geschoben — oft kleine Kinder, denen man den Segen des Sakraments nicht versagen kann. Die andern werden oft durch den Eindruck der christlichen Liebe umgestaltet, obwohl das alte Hindublut nicht so leicht sich umwandeln läßt, doch gute liebe Kinder, die mit herzlicher Bereitwilligkeit die Religion ihrer Wohlthäter annehmen. Die Zeit, bis die Waisen herangewachsen sind, vergeht bald. Man sucht für sie irgend eine Stellung und Arbeit. Viele gedeihen freilich nicht in der Freiheit und sind bald nach Entlassung aus der Zucht des Hauses verschwunden, wie der Vogel aus dem geöffneten Käfig. Andre aber halten sich brav oder wenigstens leidlich, verheiraten sich und nun fängt die Gemeinde an zu wachsen. Damit erreicht sie eine stattliche Höhe, aber fortan bleibt sie mehr oder weniger stationär. Die Zahlen schwanken von Jahr zu Jahr. Bald müssen mehrere ausgeschlossen werden, bald giebt es wieder einen Zuwachs.

Nach Verlauf des zweiten Jahrzehnts war die Gemeinde zu Dschabalpur auf 128 Seelen gekommen und nach wenigen Jahren stieg sie auf 172 — eine Zahl, die nur noch einmal um 3 übertroffen wurde. Dazwischen aber liegen wieder Zahlen wie 126. 166. 153. 131. 140. 163. 137, und der letzte Bericht giebt 165. Dieses Schwanken dauert nun also schon zwei Jahrzehnte an. Gott gebe, daß es nicht auch in den

Digitized by Google

Auflösungsprozeß übergeht, den uns eine ganze Reihe nordindischer unter ähnlichen Verhältnissen gesammelter Gemeinden zeigen, oder in jene Verkümmerung, wie sie an andern über 70 Jahre alten Gemeinden, die 9—20 Mitglieder zählen, zu sehen ist.

Übrigens hat der Missionar selbst mit solch einer Gemeinde, wenn sie eine gewisse Ausdehnung erreicht hat, nicht mehr allzuviel zu thun. Es wird ein native pastor angestellt, der unter Leitung des Missionars die Pflege übernimmt. Liebe, treffliche Leute habe ich unter diesen braunen Pastoren kennen gelernt, aber auch sehr, sehr schwache — und einige der besten bekennen es selbst, daß sie ohne die Stütze des Missionars nichts Ordentliches zu leisten imstande sind. Auch Dschabalpur hat seit ca. 1880 seinen Pastor.

Der oder die europäischen Missionare behalten trotzdem Arbeit genug. Die bisher angedeutete Sammlung und Pflege der heidenchristlichen Gemeinde möchte ich mit a) bezeichnen. Weiter sind als fortgehend vorbereitende Thätigkeiten zu erwähnen:

b) die Basârpredigt, welche trotz ihrer außerordentlich seltenen und vereinzelten Früchte mit einer bewundernswerten Ausdauer betrieben wird. Ich glaube die höchst günstige Disposition der Inder (mit geringen Ausnahmen), vermöge deren sie allen religiösen Verhandlungen und Besprechungen ein Interesse entgegen bringen, das uns oft geradezu in Erstaunen setzt, verhindert das Erlahmen dieser Thätigkeit, deren nun doch schon ziemlich lange Geschichte den nüchternen Beobachter bedenklich macht, ob diese Form der Missionierung richtig gewählt ist. Ich sage dies ausdrücklich nur von der Basâr- und Straßenpredigt in den Hindustädten mit ihrer bunt gemischten Bevölkerung.

Die verwandte Form der Reisepredigt, die auch den Hindumissionar in der kühleren Jahreszeit beschäftigt, nimmt oft einen wesentlich andern Charakter an, wenn nämlich der Missionar unter den breitkronigen Mangobäumen des Dorfes oder im spärlichen Schatten einer Lehmhütte in der Tscheri[1]) einer homogenen Menge gegenüber steht. Oft werden freilich auch auf den Reisen, um eine größere Zahl zu erreichen, die Orte aufgesucht, wo man nicht bloß die Einheimischen, sondern von allen Seiten zusammenkommende Fremde findet. Da trägt auch die Reisepredigt wesentlich den Charakter der städtischen Basârpredigt.[2]) Unter Umständen gelingt es, in den Dörfern noch eher Tauf-

[1]) Die außerhalb des Dorfes meist eng zusammengebauten Hütten der Kastenlosen.

[2]) Umgekehrt kommt es vor, daß auch in der Großstadt der Missionar genötigt wird, so einer besonderen Schicht der Bevölkerung seine Arbeit zuzuwenden, bei der es sich schließlich nicht um die Gewinnung einzelner Personen handelt, sondern unter dem Votum des Pântschayats (wir würden sagen: des Gemeindevorstandes) der Übertritt der ganzen Klasse in corpore in Frage steht. So war es 1880 in Dschabalpur nahe daran, daß eine ganze Kolonie von Korbmachern Christen wurden. Leider überließ man, wie es scheint, diese wichtige Arbeit den Katechisten. Der Einfluß der Brahmanen, die sich hinter das Weib des Hauptmanns der Kolonie

Digitized by Google

bewerber zu gewinnen, die der städtischen Gemeinde hinzugefügt werden, mögen sie selbst in die Stadt ziehen oder in ihrer Heimat bleiben als ein willkommener Anknüpfungspunkt für weitere Arbeit. Zuweilen entsteht daraus eine Außenstation, wie Dschabalpur eine solche in Marwara hat, deren Mitglieder in den obigen Zahlen mit begriffen sind. — In der Wirklichkeit gehen die Begriffe Reisepredigt und Basarpredigt, wie sie eben definiert sind, oft ineinander über; für ein rechtes Verständnis der Missionsarbeit sollten sie beachtenswerte Gegensätze bilden, die eben in den indischen Verhältnissen, welche wir mit unsern Sympathien oder Antipathien nicht zu beseitigen vermögen, tief begründet sind.

In dieser Arbeit ist der Missionar nicht allein. Er hat seine Katechisten und sonstige Helfer, oft einen musikalischen Chor, der eine höchst wichtige Hilfe leistet, oder er benutzt die Laterna magica, ein ganz vorzügliches Missionsmittel, wenn man nur immer wirklich geeignete Bilder dazu hätte. Es werde nicht übersehen, daß die Heidenpredigt, wenn sie nicht ganz leichtfertig behandelt wird, ein ganz bedeutendes Maß geistiger Arbeit bei physischer und psychischer Anstrengung in sich schließt. Aber damit ist die Hindumission noch bei weitem nicht erschöpft. Vielfach ragt über alle ihre Zweige hervor:

c) der Schulunterricht. Es ist in Indien eine sehr gewöhnliche Erscheinung, dicht nebeneinander zu sehen kleine Missionsgemeinden, oft sogar kränkelnde, rechte Sorgenkinder, und stattliche blühende Missionsschulen. Auch Dschabalpur liefert ein Beispiel dieser Art. Eine graphische Darstellung der äußeren Entwicklung der dortigen Gemeinde und der Schulen zeigt auf einen Blick den bedeutenden Abstand. Die Schülerzahl stieg von 352 auf 1144, während die Christenzahl gleichzeitig von ca. 48 auf 165 kam.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese Schulen von heidnischen Schülern besucht werden, neben denen der Prozentsatz der christlichen gering ist. Auch die Lehrer sind zum Teil Heiden. Eine nähere Erörterung dieser Anstalten, deren anglisierender Einfluß sehr deutlich ist, während ihr christianisierender sehr zweifelhaft bleibt, würde hier zu weit führen. Ich deute kurz an, daß ich für die hier in Rede stehende Hindumission solche Schulen für ein notwendiges Übel halte, dessen Beseitigung nicht ohne Schaden geschehen könnte. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß die Fälle, in denen der christlichen Gemeinde durch die Schule Mitglieder gewonnen werden, ganz verschwindend sind. Und doch wird ein großes Maß von Kräften und Mitteln für diesen Zweig der Mission verbraucht. Diese Bemerkungen beziehen sich nur auf die Stadtschulen, in denen nur oder auch Englisch gelehrt wird, nicht auf die Dorfschulen, in denen die Kinder nur in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, auch nicht auf höhere specifisch christliche Schulen.

Wollen wir die typische Skizze der Hindumission vervollständigen, so müssen wir wenigstens kurz erwähnen:

d) die Waisenhäuser.
e) Bücherverkauf und Kolportage.
f) Das Hospital und die ärztliche Mission.
g) Die Frauenmission (Senanamission und Bibelfrauen.)

steckten, vernichtete alle Hoffnungen. — Hatte man auch vielleicht versäumt, etwas näher auf die Punkte einzugehen, wo diese armen Leute der Schuh drückt?

Digitized by Google

h) Die Sonntagsschule.

i) Englische Vorträge für gebildete Hindu ꝛc.

Die letztgenannten Zweige bringen zwar auch sehr wenig direkte Früchte, ich möchte aber k und g als ganz vortreffliche Vorarbeiten für zukünftige Ernten hervorheben. Über das Hospital von Dschabalpur kann ich nicht viel sagen, da es in den Berichten nur gelegentlich erwähnt wird; noch weniger über die Frauenmission, über die man die Berichte der C. E. Zenana-Mission nachsehen müßte, die ich nicht habe.

Habe ich bisher eingehend eine Probe von der Hindumission gegeben, so möchte ich nun eine kurze Skizze daneben stellen von dem Werke unter jenen andern Völkerschaften.

a) Es beginnt mit den beschwerlichen Reisen durch die entlegenen Walddistrikte, auf denen zunächst mit den sehr scheuen Eingebornen äußerlich Bekanntschaft angeknüpft wird. Man sucht ihre Verhältnisse so genau als möglich kennen zu lernen und bei den fleißig wiederholten Besuchen mehr und mehr das Vertrauen zu gewinnen.

b) Dabei sollte von vornherein die Erforschung der betreffenden Sprache als ein sehr wichtiges Stück der Vorarbeit getrieben werden. Leider wird dieselbe oft zuerst nicht genügend berücksichtigt und nicht ohne Schaden erst später nachgeholt.

c) Wenn das Vertrauen einigermaßen gewonnen ist, werden Missionsstationen möglichst in der Nähe der Dörfer angelegt, und in letzteren regelmäßig das Evangelium möglichst in der Muttersprache verkündigt.

d) Die Wirkungen der Predigt erzeigen sich hier, wenn erst die offene Thür gefunden ist, in dem Übertritt vorwiegend ganzer Familien oder selbst ganzer Gemeinden.

e) Über die Mitwirkung irdischer Motive sollte man sich nicht täuschen. Etwas anderes zu erwarten wäre unbillig. (Auch die großen Erfolge in den englischen Schulen beruhen auf dem Trachten nach den Vorteilen, welche die Schulbildung im äußeren Leben gewährt.) Der Missionar muß viel Geduld haben, diese aber wird reichlich belohnt.

f) Die Einrichtung des kirchlichen Ältestenamtes und die Heranbildung geeigneter Nationalhelfer in ihrer Muttersprache sind von höchster Wichtigkeit.

g) Dorfschulen, sowie ärztliche Mission sind treffliche Hilfsmittel.

Die Geschichte der letzten vier Jahrzehnte zeigt nun, daß derartige Missionen unverhältnismäßig fruchtbarer sind als die oben charakterisierten. In den drei Jahrzehnten, in welchen mit vielen Schwankungen zu Dschabalpur die Zahl der Christen von 50 auf 165 stieg, wuchs die Zahl der christlichen Kols von 2500 auf nahezu 40 000, nachdem sie erst ein Jahrzehnt zuvor von einigen Hundert auf 2500 gekommen war, trotzdem manche Versehen und Mißgriffe in der früheren Zeit vorgekommen waren, bei deren Vermeidung sich die Entwicklung noch viel günstiger gestellt haben würde. Auch sollen die schweren Erschütterungen und Prüfungen, welche das Werk nur zeitweise hemmen, aber nicht zum Stillstand bringen

Digitized by Google

konnten, nicht vergessen sein. Wohl habe ich hier das fruchtbarste Beispiel dieser Klasse von Missionen hervorgehoben. Andre haben nicht den gleichen Grad der Fruchtbarkeit erreicht,[1]) aber sind doch, wenn nicht geradezu verkehrterweise betrieben, durchweg ungleich fruchtbarer als jene andre Klasse. (Schluß folgt.)

In Sachen des Morgenländischen Frauen-Vereins.

Vom Herausgeber.

Auf der Tagesordnung der diesjährigen kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen stand auch das Thema: „Die Verbindung des Morgenländischen Frauen-Vereins mit den deutschen Missionsgesellschaften". Wie aus dem Referat über die Verhandlungen der genannten Konferenz bekannt ist (vgl. S. 319 dieser Zeitschrift und S. 38 u. 39 des Protokolls), stieß das Angebot des Frauen-Vereins auf mancherlei Bedenken seitens der Leiter der deutschen Missionen und speciell die Begründung eines eigenen Schwesternhauses in Berlin wurde mit Ausnahme des Votums des Pastor von Bodelschwingh allseitig widerraten. Der Vorstand des Morgenländischen Frauen-Vereins bittet nun, um etwaige Mißverständnisse zu vermeiden, um Veröffentlichung folgender Erklärung:

„1. Die Arbeit besteht im Schulehalten, in der Leitung von Waisenhäusern und Unterrichtsanstalten, im Besuch von Senanas, in der Krankenpflege, kurz in Dingen, die die Missionarsfrau nicht mit der zum Gedeihen erforderlichen Regelmäßigkeit besorgen kann. Der Dienst unverheirateter Lehrerinnen und Diakonissinnen ist daher auf dem Missionsgebiet ebenso notwendig als er es hier ist.

2. In bezug auf die geplante „Central-Anstalt" und die Bedenken dagegen ist zu sagen, daß dieselbe als ein „Heim" für Missionsaspirantinnen gedacht ist, in welchem sie außer dem Religionsunterricht und dem persönlichen Anschluß an den Vorstand, auch die Möglichkeit finden sollen, die in Berlin vorhandenen Gelegenheiten zu benutzen, um sich für ihren speciellen Beruf vorzubereiten. Es würden also weder große Kosten verursacht werden, noch würde man eine einseitige Ausbildung den mannigfaltigen Bedürfnissen entgegensetzen. Andere Bedenken aber sind auf der Konferenz gegen dieses Projekt nicht erhoben worden."

Ich bemerke hierzu, daß über die Aufgaben der unverheirateten weiblichen Missionsarbeiterinnen unter den Männern, welche an der Bremer Konferenz teilnahmen, irgendwelche Unklarheit nicht geherrscht hat. Nur das konstatierte Inspektor Öhler, „daß ihm unter den Missionaren vielfach

[1]) Eine komparative Feststellung der Entwicklung sämtlicher unter den Aborigines arbeitenden Missionen, nebst Erforschung der betreffenden Ursachen wäre eine höchst interessante Arbeit, die der Mission einen wichtigen Dienst leisten könnte.

Digitized by Google

Abneigung gegen die Fräuleinsarbeit begegnet sei," ohne doch seinerseits dieselbe zu verwerfen. Im Gegenteil erklärte er ausdrücklich, daß er sie für wünschenswert halte. Was man in Zweifel zog, war ein Doppeltes: 1. den Bezug weiblicher Hilfskräfte durch eine besondere Frauen-Missionsgesellschaft und 2. die Notwendigkeit eines besonderen Schwesternheims. Bei denjenigen deutschen Missionen, welche unverheiratete Damen aussenden, finde auch ohne Vermittlung einer weiblichen Mutter-Missionsgesellschaft genügendes Angebot statt. Keinenfalls war man geneigt, einer selbständigen Frauen-Missionsgesellschaft ein Kondominium über diejenigen Arbeiterinnen zuzugestehen, welche man durch ihre Vermittlung erhalten. Die betreffenden Damen müssen sich dann ganz als zum Verbande derjenigen Missionsgesellschaft gehörig betrachten, in deren Dienst sie getreten sind. Die Art ihrer Beschäftigung, ihre Plazierung, Versetzung, Beurlaubung u. dgl. müssen die Leitung dieser Gesellschaft sich völlig selbst vorbehalten. Das geplante „Heim" dürfte sich in keiner Gestalt als zweckmäßig erweisen. Nicht als Ausbildungsanstalt, weil diesen Dienst besser die Lehrerinnenseminare und die Diakonissenhäuser leisten, und nicht als bloßes Schwesternhaus, weil dazu kein zwingendes Bedürfnis vorliege; denn die genannten Ausbildungsanstalten sorgen nicht bloß für den nötigen Religionsunterricht, sondern gewähren für die Dauer ihrer Benutzung auch Unterkunft. Den weiteren Anschluß, speciell einen Aufenthaltsort vor der Aussendung und während eines Urlaubs biete am naturgemäßesten die sendende Gesellschaft. Zur Zeit stehen auch die Kosten, welche die Begrenzung eines besonderen Schwesternheims verursacht, in keinem gesunden Verhältnis weder zu der geringen Zahl der unverheirateten Missionarinnen, welche Deutschland entsendet, noch zu den dürftigen Mitteln, welche zu diesem Zwecke aufgebracht werden. Erst mehr Missionarinnen und mehr Mittel; die „Heim"-Frage ist eine cura posterior, die dann schon ihre praktische Lösung finden wird, wenn das wirkliche Bedürfnis dazu drängt. Jedenfalls ist die Frage nicht eher spruchreif, als bis ein Einverständnis mit denjenigen deutschen Missionen erzielt ist, welche weibliche Hilfskräfte von dem Morgenländischen Frauen-Verein zu beziehen sich bereit erklärt haben.

Um meinerseits ein wenig zur Klärung der Frage über die Verwendung von unverheirateten Frauen im Dienste der Mission überhaupt beizutragen, erlaube ich mir aus der soeben erschienenen zweiten Abteilung meiner Missionslehre den Abschnitt mitzuteilen, welcher

von den weiblichen Hilfskräften

handelt. Im Anschluß an die Besprechung der ärztlichen Mission heißt es da:

Digitized by Google

Endlich erübrigt noch die Frage, ob neben männlichen auch weibliche Ärzte in den Dienst der Mission gestellt werden sollen. Besonders in Indien und China verbietet Religion und Schicklichkeit den Frauen namentlich der besseren Stände sich von Männern und gar von fremden Männern ärztlich behandeln zu lassen. Will man diese Millionen Frauen in ihren Krankheitsnöten nicht ohne Hilfe lassen, so bleibt kaum ein anderer Ausweg, als ärztlich ausgebildete Damen zu ihnen zu senden. Für uns in Deutschland hat dieser Gedanke, daß Damen Medizin studieren und als Ärztinnen praktizieren, bis auf den heutigen Tag etwas Unsympathisches; in Amerika, wo die Stellung der Frau eine social viel freiere ist als bei uns, hat er längst Wurzel gefaßt und von da aus Propaganda gemacht auch in mehr als einem Lande Europas. In London hat man seit Mitte der siebziger Jahre sowohl für den inneren Missionsdienst in der Heimat wie für den Heidenmissionsdienst vornehmlich in Indien besondere medizinische Bildungsanstalten für Damen errichtet, die in Verbindung mit den Frauen-Missionsgesellschaften teils geprüfte Ärztinnen, teils medizinisch halbgeschulte Krankenpflegerinnen in steigenden Zahlen als Missionarinnen aussenden.

Da diese Frage aufs engste zusammenhängt mit der Bestellung von unverheirateten oder verwitweten weiblichen Missionarinnen überhaupt, so behandeln wir sie auch am zweckmäßigsten in Verbindung mit dieser dritten Klasse missionarischer Hilfskräfte.[1])

Eine direkte biblische Begründung kann man für die Aussendung von Frauen zum Zwecke selbständiger Missionsarbeit ebensowenig beibringen, wie für die Aussendung von Missionsärzten, Missionshandwerkern u. dgl. Die Hinweisung auf das samaritische und auf das kananäische Weib, auf die Frauen, die Jesu Handreichung thaten von ihrer Habe, auf Martha, die ihm diente, auf die Jüngerinnen, die Botinnen der Auferstehung wurden ꝛc., beweist wohl, daß auch Frauen einen Dienst im Reiche Gottes haben, aber nicht, daß sie als selbständige Missionarinnen

[1]) Leider fehlt es an einer ähnlichen Monographie über die Frauenmission, wie wir sie von Christlieb über die ärztliche Mission besitzen. Das in den Protokollen der großen Missionskonferenzen wie in den Organen der selbständigen Frauen-Missionsgesellschaften vorhandene bedeutende literarische Einzelmaterial liefert zu einer solchen Monographie reichlichen Stoff. Von Specialarbeiten ist erwähnenswert: Frau Weitbrecht, Frauenmission in Indien. Gütersloh 1875. Für und wider die Frauenmission in Ev. M.-Mag. 1884, 129. Die Arbeit an den heidnischen Frauen und Mädchen in A. M.-Z. 1891, 277. Meißner, Die Arbeit der Frauen auf dem Gebiete der Heidenmission. 1892. Aus den Konferenzverhandlungen in London 1888. Report II, 140.

Digitized by Google

sollen in weite Fernen gesandt werden.[1]) Ähnlich ist es bezüglich der in den apostolischen Briefen erwähnten Frauen, von welchen Paulus rühmt, daß sie in dem Herrn gearbeitet haben (Maria, Tryphena, Tryphosa, Persis, Evodia, Syntyche. Röm. 16, 6. 12. Phil. 4, 2 f.). Sie, wie Priscilla, welche Paulus samt ihrem Manne seine Gehilfen nennt (Röm. 16, 3) und Schwester Phöbe (V. 1 f.), die Gemeindediakonissin zu Kenchrea, haben in den *christlichen Gemeinden*, deren Glieder sie waren, Dienst gethan, aber sie wurden nicht als berufsmäßige Botinnen unter die Heiden gesandt. Priscilla wechselt allerdings ihren Wohnsitz, aber sie thut das in der Gefolgschaft ihres Mannes, den teils Kaiserliches Gebot teils geschäftliche Gründe dazu bewogen, und Phöbe begiebt sich nach Rom, aber nicht um unter den dortigen Heiden als Missionarin zu wirken, sondern vermutlich um irgend eines Privatgeschäfts willen. Sollte sie auch in Rom als Diakonissin gearbeitet haben, was nach Röm. 16, 2 keineswegs sicher ausgemacht ist, so hat sie das unter den dortigen Christen gethan. Diese biblischen Vorbilder beweisen in ihrer Anwendung auf die Mission wohl, daß in den *heidenchristlichen Gemeinden* die *eingebornen* Frauen zu allerlei Arbeit dienender Liebe herangezogen werden dürfen, aber sie beweisen nicht, daß die Sendung unverheirateter Frauen aus der alten Christenheit zum Zwecke missionarischer Arbeit biblisch begründet ist.

Nun ist der Mangel eines neutestamentlichen Vorbildes für eine bestimmte Form der Missionspraxis aber noch nicht gleich einem Verbote, denn die apostolische Missionsmethode ist weder ein Dogma noch ein mechanisches Schema für die Missionsmethode aller Zeiten und aller Orten (I, 47). Wenn Paulus den Frauen das öffentliche Reden in den Gemeindeversammlungen verbietet (1 Kor. 14, 34. 1 Tim. 2, 12), so ist mit diesem Verbot allerdings eine bestimmte Grenze gezogen, über welche hinauszugehen der Gehorsam gegen die Schrift nicht gestattet. Öffentliche Frauen*predigt* halten wir daher sowohl in den heimatlichen Gemeinden wie auf dem Missionsgebiete für schriftwidrig. Wenn aber ein Kreis anderer Arbeiten schon im apostolischen Zeitalter den Frauen überwiesen wird, namentlich der Dienst an den Armen und Kranken und der Trostbesuch in den Häusern (1 Tim. 5, 10), so ist nicht einzusehen, warum dieser Pflichtenkreis weiblicher Gehilfenthätigkeit den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen entsprechend nicht erweitert werden kann etwa auf die Waisen- und überhaupt die Kinderpflege, den Mädchenunterricht, die

[1]) In dieser Richtung ist die Beweisführung Fräulein Rainys auf der Londoner Konferenz eine verfehlte.

Digitized by Google

Unterweisung in allerlei weiblicher Handarbeit u. dgl. Und wenn dies alles in den heimatlichen Gemeinden nicht bloß als statthaft, sondern als erwünscht geachtet wird und als segensreich sich erweist, warum soll solcher Frauendienst nicht auch in den Organismus der Missionsarbeit eingegliedert werden dürfen?

Daß er nötig ist, ist durch die Erfahrung außer Zweifel gesetzt. Es ist allerdings eine übertriebene Behauptung, daß das weibliche Geschlecht der heutigen Heidenwelt seitens der männlichen Missionare überhaupt unerreichbar sei. Nicht einmal von China und Indien läßt sich das in dieser Allgemeinheit sagen, geschweige von den afrikanischen oder Südsee-Missionsgebieten. Allerdings ist zu gewissen Ständen der chinesischen, indischen und mohammedanischen Frauenwelt den Männern der Zugang verschlossen, aber immer bleiben auch hier für Predigt und Unterricht ihnen die breiten Schichten der niederen weiblichen Bevölkerung erreichbar. Insofern ist also das Bedürfnis nach weiblichen Gehilfinnen nicht unterschiedslos vorhanden, als die Abgeschlossenheit der heidnischen Frauenwelt nicht überall die gleiche ist. Nur wo diese Abgeschlossenheit thatsächlich vorhanden, also in den vornehmeren Ständen der indischen, chinesischen und mohammedanischen Frauenwelt, ist ein Ersatz der männlichen Missionare durch weibliche geboten, wenn man diese Frauenwelt nicht von der Bekanntschaft mit dem Evangelio ausschließen will. Um sie zu erreichen, bleibt nur der Weg des Hausbesuchs durch christliche Frauen, die als Privatlehrerinnen sie im Worte Gottes unterweisen. Diese Unterweisung ist aber gerade bei den Frauen der genannten Stände darum von der höchsten Bedeutung, weil sie trotz ihrer untergeordneten häuslichen Stellung einen großen Einfluß in der Familie, zumal auf die Kinder üben, einen Einfluß, der der Hinneigung zum Christentum seitens ihrer Familienangehörigen mit Fanatismus entgegenarbeitet, solange sie in ihrer Unwissenheit bigotte Heidinnen sind, und der umgekehrt die Herzen der Ihrigen dem Evangelio erschließen hilft, sobald das Licht der heilsamen Erkenntnis ihnen selbst aufgegangen ist.

Viel allgemeiner ist aber das Bedürfnis des Frauendienstes in der Mission als eines Mittels zur Hebung des weiblichen Geschlechts überhaupt durch intellektuelle und wirtschaftliche Erziehung. Es bedarf nur der Hinweisung auf den mit der gesamten tiefen gesellschaftlichen Stellung verbundenen traurig niedern Bildungsstand des Weibes in fast der ganzen heidnischen und mohammedanischen Welt,[1]) um die Notwendigkeit

[1]) Schweiger-Lerchenfeld, Das Frauenleben der Erde. Wien 1881.

Digitized by Google

einer solchen Hebung zu begründen. Die weibliche Bevölkerung ist ein sehr wichtiger Faktor in der Christianisierung und Civilisierung der Menschheit; als Hausfrauen und Mütter übt sie einen gar nicht hoch genug zu schätzenden segensreichen oder verderblichen Einfluß aus, und von der Erziehung der Mädchen hängt die Qualität der Frauen und Mütter ab. Nun liegt es auf der Hand, daß nur in sehr beschränktem Maße die männlichen Missionare es sein können, die die heidnische und heidenchristliche Frauenwelt erziehlich beeinflussen; in häuslich-wirtschaftlicher Beziehung können sie es so gut wie gar nicht, und die Schulerziehung der Mädchen liegt besser in den Händen der Frauen als in den ihrigen. Hier öffnet sich ein ungeheuer weites Gebiet für missionarischen Frauendienst, nicht bloß das der Unterweisung in allerlei Handarbeit, wirtschaftlicher Thätigkeit, häuslicher Tugendübung u. dgl., sondern auch der Krankenpflege und der unterrichtlichen Bildung vornehmlich der Mädchen. Als Hausbesucherinnen, Handarbeits-, Kleinkinder- und Mädchenschullehrerinnen, als Diakonissinnen und wo — wie in den höheren Ständen Indiens und Chinas — das Bedürfnis durchaus dazu zwingt, als Frauenärztinnen leisten weibliche Gehilfinnen der Mission Dienste, die seitens der Männer teils gar nicht, teils nur im unvollkommenen Maße geleistet werden können und die sich vollkommen innerhalb der Schranken halten, welche Schrift und Sitte der Thätigkeit des christlichen Weibes ziehen.

Nun liegt freilich der Einwand nahe, daß diese Dienste seitens eingeborner Frauen oder seitens der Ehefrauen der Missionare geleistet werden könnten, also die Entsendung besonderer weiblicher Hilfskräfte aus der Heimat überflüssig sei. Was die Übertragung der in Rede stehenden Hilfsarbeit auf *eingeborne* Frauen betrifft, so kann darüber kein Zweifel bestehen, daß sie das zu erstrebende Ziel sein muß. Überall wird schon jetzt auf dieses Ziel hingearbeitet, wie z. B. die Thatsache zeigt, daß allein in Vorderindien 3278 eingeborne weibliche Gehilfinnen den 711 europäischen selbständigen Missionarinnen zur Seite stehen.[1]) Aber diese eingebornen weiblichen Arbeiterinnen bilden sich auf den heutigen Missionsgebieten nur zum sehr geringen Teile von selbst; sie bedürfen der Erzieherinnen und der Aufseherinnen und schon als solche Erzieherinnen und Leiterinnen sind die auswärtigen Frauen unentbehrlich. Und was die *Ehefrauen* der Missionare betrifft, so gilt von ihnen ultra posse nemo obligatur. In der That thun die meisten Missionarsfrauen einen

[1]) Statistical Tables 1890, S. 60.

Digitized by Google

großen Teil des Dienstes, den wir soeben der Frauenarbeit überwiesen haben; aber die vorhandene Arbeit ist größer, als daß sie sie allein zu bewältigen vermöchten, und durch ihre hausfrauliche und mütterliche Berufspflicht wird das Maß ihrer Leistungsfähigkeit besonders hinsichtlich der unterrichtlichen Thätigkeit beschränkt.

Natürlich sind auch an die weiblichen Gehilfinnen, die als Lehrerinnen, Diakonissinnen, Ärztinnen u. dgl. in den Missionsdienst treten, bestimmte Qualifikationsanforderungen zu stellen und zwar zunächst im wesentlichen dieselben wie an die Missionarsfrauen: gesunde von jeder Sentimentalität freie Frömmigkeit, Mut, menschenfreundliches, heiteres Wesen, demütiger Dienersinn und praktische Angriffigkeit; dazu das zu ihrer Berufstüchtigkeit nötige Maß von allgemeiner bezw. wissenschaftlicher Bildung.[1]) Daß sie die Eingebornensprache fertig sprechen lernen müssen, ist ebenso selbstverständlich, wie daß ein längeres Bleiben eine Grundbedingung für die Fruchtbarkeit ihrer Thätigkeit bildet.[2])

Endlich noch ein Wort bezüglich ihrer Stellung. Die meisten unverheirateten Missionarinnen werden von besonderen Frauen-Missionsgesellschaften, deren es besonders in England und Amerika zahlreiche giebt,[3]) ausgesandt und auch unterhalten. Diese Frauenverbände sind der Regel nach aber nur

[1]) Besondere Ausbildungsanstalten für weibliche Missionsgehilfen sind wenigstens in Deutschland nicht nötig. Die Lehrerinnenseminare und die Diakonissenhäuser sind die gegebenen Vorbildungsanstalten. Und für viele Dienste genügt eine gute allgemeine Bildung, wie sie unsere höheren Schulen gewähren.

[2]) Heiratet eine dieser Missionarinnen einen Missionar, so können wir das nicht als ein großes Unglück betrachten; sie wird dann auch als Missionarsfrau eine Missionsarbeiterin bleiben.

[3]) Deutschland besitzt nur eine einzige solche Frauen-Missionsgesellschaft, den (Berliner) Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande. Siehe die fünfzigjährige Geschichte desselben im Missionsblatt des genannten Vereins 1893 Januar. Auch die Zahl der von diesem einzigen deutschen Missions-Frauenverein ausgesandten unverheirateten Arbeiterinnen ist nicht groß: in fünfzig Jahren nur 22. Der Grund für dieses Zurückstehen Deutschlands gegen England und Amerika in der Aussendung von Missionarinnen liegt wesentlich in der deutschen Abneigung gegen selbständige Frauenthätigkeit. Die deutsche Auffassung, welche der Frau ihren Beruf vornehmlich im Hause anweist, erblickt etwas Unweibliches in dem selbständigen Missionsdienste unverheirateter Damen. Und wenn man öffentliche Missionspredigt in diesen Dienst einbezieht, hat sie auch ganz recht. Aber sie ist ein Vorurteil, wenn die Frauenthätigkeit sich innerhalb der geziemenden Schranken hält. Werden doch auch große Scharen deutscher Diakonissinnen besonders von Kaiserswerth aus im Morgenlande stationiert, die dort einen gar nicht hoch genug zu schätzenden missionarischen Pionierdienst thun. Erst in der neusten Zeit haben einige deutsche Missionsgesellschaften begonnen, unverheiratete Frauen auszusenden; wir zweifeln nicht, daß die Zahl derselben bald wachsen wird.

Digitized by Google

Zweigvereine der eigentlichen Missionsgesellschaften und zwar bestimmter einzelner Missionsgesellschaften:[1]) sie stellen die Arbeiterinnen und bringen die Mittel für den Unterhalt derselben auf, beanspruchen aber keine selbständige Missionsleitung. Das ist auch das Normale; ein weibliches Mitregiment kann nur Verwirrung stiften. Die unverheirateten Frauen müssen in den Verband einer organisierten Missionsgesellschaft treten; und ihre Plazierung und Beschäftigungsbestimmung muß die Leitung dieser Gesellschaft sich vorbehalten. Sie kann ein gewisses Maß der Korrespondenzarbeit, der Berichterforderung, der Beratung der Missionarinnen ꝛc. den Vorständen der Frauenvereine übertragen, aber kein Kondominium zugestehen.[2]) Für unweiblich müssen wir es erklären, wenn unverheiratete Missionsarbeiterinnen auf isolierten Posten stationiert werden sollten oder sich selbst stationieren oder gar selbständige Missionsreisen unternehmen wollten, ein Fall, der bei emanzipierten Engländerinnen und Amerikanerinnen leider wiederholt eintritt. Die weiblichen Missionsgehilfen bedürfen durchaus des Anschlusses an die Familien der Stationsmissionare. Sind ihrer mehrere auf einer Station, so können sie einen gemeinschaftlichen Haushalt führen, aber der Oberaufsicht des Stationsmissionars müssen sie immer unterstellt bleiben.

Bitte betreffs der Schreibung außereuropäischer Namen.

Von P. Hartmann (früher Missionar in China).

Die Schwierigkeit, welche fremde Namen den Lesern von Missionsberichten immer bieten, wird sehr unliebsam und unnötig vermehrt, wenn man entweder einen und denselben Laut verschieden geschrieben liest, oder wenn man gleich beim Lesen in Zweifel gerät, wie die Aussprache gemeint ist. Es sei erlaubt, dies an einem Beispiel zu verdeutlichen. Auf einer vor kurzem erschienenen Karte einiger Kreise der Kanton-Provinz werden die Namen mit Lepsius' Standard-Alphabet geschrieben und zwar durchgehends nach Hakka-Aussprache, auch bei Punti-Orten. Der Laut tsch wird im ganzen konsequent ts (nicht wie Lepsius eigentlich will č) geschrieben. Wie soll man nun aber wissen, daß derselbe Laut gemeint ist, wenn man auch mehrfach der Schreibung ch begegnet, so in Choo-kiang, Chuenpee, Tai cham? Wenn man den Perlfluß Choo-kiang geschrieben sieht, dann merkt man ja wohl, daß mit Choo die Aussprache Tschu gemeint ist, die sonst auf der Karte tsu geschrieben ist; außerdem erkennt man auch, daß hier plötzlich die Mandarinaussprache an Stelle des Hakka getreten ist. Solche Inkonsequenz wirkt verwirrend.

Die Engländer haben der Schreibung außereuropäischer Namen nun schon seit Jahrzehnten die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Auf einem Kongreß, der im Jahre 1891 in London in dieser Angelegenheit tagte, wurde erklärt, man müsse auf eine gemeinsame Schreibung mit den kontinentalen Völkern

[1]) Nicht immer. Es giebt auch einige ganz unabhängige Frauen-Missionsgesellschaften, die völlig auf eigene Hand missionieren. Das ist eine Emanzipation, der wir das Wort nicht reden können.

[2]) Verhandlungen der neunten Bremer Missionskonferenz 1893. S. 89.

Digitized by Google

verzichten, für's Englische aber darauf dringen, daß noch allgemeiner als bisher der Grundsatz durchgeführt werde, daß in außereuropäischen Namen, den Konsonanten ihr englischer Lautwert belassen, die Vokale aber nach italienischer bezw. deutscher Aussprache behandelt würden. Dieser Grundsatz hat sich in der That schon in vielen englischen Missionsschriften, Wörterbüchern ꝛc. Bürgerrecht erworben. Demzufolge schreiben die Engländer jetzt nicht mehr wie früher: Shang-hae, sondern Shang-hai. Die Franzosen schreiben denselben Namen (konsequent nach ihrer Aussprache) Chang-haï mit einem trêma über dem i. Was ist nun natürlicher für uns Deutsche, als daß wir Schang-hai schreiben?

Wir möchten an alle Missionare, welche für deutsche Missionsblätter schreiben, die dringende Bitte richten, bei Schreibung der fremden Namen die Buchstaben nach dem deutschen Lautwert zu behandeln, so daß jeder einfache Missionsblattleser, auf deutsche Weise lesend, so richtig ausspricht, wie das erreichbar ist. Wir wissen wohl, daß das für viele Missionare eine gewisse Selbstverleugnung im Interesse der deutschen Leser nötig macht. Es kann ja selbstverständlich von niemand verlangt werden, daß er die Orthographie, welche er in seinen eignen Notizen, oder in Briefen und Büchern für Eingeborne anwendet, ändert. Gesetzt also, er schreibt für gewöhnlich die fremde Sprache nach Lepsius' Standard-Alphabet oder nach dem oben angeführten Grundsatz der Engländer oder auf irgend eine andere, an sich gute und berechtigte Weise, so würde er bei Berichten für Deutsche große Aufmerksamkeit darauf richten müssen, die Namen deutsch zu schreiben. Daß dies aber geschehe, ist ein so billiger Wunsch, daß es eigentlich keine Meinungsverschiedenheit darüber sollte geben können.

Über manche Punkte können ja nun freilich Zweifel entstehen und darüber läßt sich verhandeln. Auch unter denen, welche in erfreulicher Weise das gute Recht deutscher Leser auf deutsche Orthographie anerkennen, schreibt doch kaum einer vorkommendenfalls in deutscher Weise ein Z. Statt dessen schreiben die meisten noch im Anschluß an Engländer oder Franzosen Ts. Theoretisch ist nichts dagegen einzuwenden, denn im Deutschen klingt ts absolut wie z. Praktisch würden in den Fällen, wo noch ein andrer Konsonant folgt, manche Irrtümer (auch Druckfehler) vermieden werden, wenn man sich entschließen könnte, statt ts immer nach deutscher Weise z zu schreiben. Doch ist dieser Punkt ziemlich unwichtig.

Wichtig dagegen für die Aussprache und darum für viele Leser von Interesse ist die Unterscheidung von s und ß. Haben wir uns glücklicherweise schon von der außerdeutschen Schreibweise emancipiert in bezug auf das z, und schreiben wir nicht mehr Zanzibar, sondern Sansibar, so wäre es konsequent, wenn wir da, wo andre Völker nach ihrer Weise ein scharfes S setzen, Sz schrieben. Wenn der Zischlaut in Nya-ßa scharf ist, dann ist es auch richtig ß zu schreiben. Dies konsequent durchzuführen, würde freilich bei sehr vielen Worten eine Umgewöhnung notwendig machen. Aber wir hoffen, daß man nicht davor zurückschrecken wird. Schreiben wir schon mit Recht ß in dem Namen der chinesischen Provinz Szu Tschhuen (wo es auch die Engländer thun, freilich in der Meinung, daß das sz den dumpfen E-Laut, bezw. das

Digitized by Google

vokalische Nachhallen des Zischlautes andeuten soll), so sollten wir auch Kuangßi, Szu-tschau ꝛc. schreiben.

Endlich noch einige Bemerkungen über Laute, die wir entweder im Deutschen überhaupt nicht haben, oder die für uns als gleichgiltig erscheinen. Manche Spracheigentümlichkeiten werden ja in den Berichten für Laien unberücksichtigt bleiben. Wenn aber von manchen derselben in der Schreibung eine Andeutung gegeben wird, so ist das nur dankenswert. Wenn z. B. statt Ewe auch Evhe geschrieben wird, so wird mancher auf die Eigentümlichkeit aufmerksam und läßt sich den Laut bezw. das Wort bei Gelegenheit von einem Missionar vorsprechen.

Bei uns im Deutschen spielen die aspirierten Konsonanten keine große Rolle. Wenn z. B. die Württemberger nach p, k, t einen starken Hauch sprechen, so daß z. B. ihr: „kühn" dem Norddeutschen wie khühn klingt (wie ihnen andrerseits das norddeutsche p, k, t wie b, d, g klingt), so ist das doch kein anerkannter Unterschied.

In allen chinesischen Dialekten dagegen ist ein großer, charakteristischer Unterschied zwischen aspirierten und nicht aspirierten Konsonanten (bezw. Doppelkonsonanten). Da nun so viele Silben verschiedener Bedeutung gleich klingen, da überdies die eigentümliche Betonung der Silben für Deutsche nicht wiedergegeben werden kann, so sollte man wenigstens den Unterschied, den die Aspiration hervorbringt, nicht unberücksichtigt lassen. In englischen Missionsberichten wird sie meist wie im Griechischen durch ein Häkchen angedeutet. Da nun das deutsche h genau dem chinesischen spiritus asper entspricht, so empfiehlt es sich, diesen Buchstaben dafür anzuwenden, z. B. Khung-fu-tse (Confucius). Nur muß man dabei beachten, daß ph nicht wie f, sondern wie p mit einem Hauch ausgesprochen wird. Und wenn Tſ statt Z geschrieben wird, so muß man sich hüten, in Tſh das ſh nicht mit ſch zu verwechseln. Zhintschau (Name einer Station am Weiſluſſe in Kan-suh) ist jedenfalls unmißverständlicher als Tſhin-tſchau.

Also noch einmal die Bitte, bei Schreibung fremder Namen gütigſt deutſche Leſer zu berückſichtigen.

Nachſchrift des Herausgebers. Ich unterſtütze dieſe Bitte aufs lebhafteſte, kann mich aber der Befürchtung nicht erwehren, daß der Erfolg nur ein mäßiger ſein wird. Die Schreibung der fremden Namen iſt zur Zeit eine crux, an der ſonderlich auch die Redaktion einer Miſſions-Zeitſchrift ſchwer trägt. Ja, wenn man allwiſſend wäre und die fremden Sprachen alle ſprechen könnte oder wenigſtens Gelegenheit hätte, ſie von Kundigen ſprechen zu hören, dann könnte man es den Leſern mundrecht machen. So aber muß man meiſt die Namen wiedergeben, wie man ſie eben in den Manuſkripten oder den gedruckten Berichten findet. Und vor was für einem Wirrwarr ſteht man da. Die einen geben die engliſche, die andern die franzöſiſche, die dritten die eigne Schreibweiſe, wie ſie glauben, daß ſie der Ausſprache der Eingebornen am meiſten entſpricht; an Regeln binden ſich trotz Lepſius und aller Kongreßvereinbarungen nur wenige. Nach meiner Erfahrung kommt die Schreibweiſe der deutſchen Miſſionare der richtigen Ausſprache immer noch am nächſten, weil ſie die meiſte Achtung vor der fremden Eigenart haben. Ich

Digitized by Google

stehe vor der Lichtung dieses Urwalds als ein fast hoffnungsloser Pessimist; und wenn nun, wie es in vielen Zuschriften an mich geschehen ist, gar noch verlangt wird, daß man die englisch oder französisch geschriebenen Namen für deutsche Leser wieder so umschreiben soll, wie sie gesprochen werden, also z. B. um nur ein paar ganz bekannte und leicht wieder erkennbare zu nennen: Ueit, Kembridsch, Pari, Bordo, so dürfte der Wirrwarr nur noch größer werden und die konsequente Durchführung wäre doch eine Utopie.

Zur indischen Musik.

Noch ein Wort der Erwiderung von D. Grundemann.[1])

Es ist erfreulich, daß die wichtige Frage der indischen Musik in der Mission nicht einschläft. Jede Äußerung zu derselben kann der Sache nur dienlich sein.

Die Ausführungen S. 376 d. Ztg. beeinträchtigen leider ihre Beweiskraft von vornherein durch übertreibende Generalisierung, die zu offenbarem Widerspruch führt. Einen solchen muß man doch in dem völlig absprechenden Urteil über die indischen Melodien finden, wenn sofort darauf erwähnt wird, daß die Missionare stets solche Melodien zur Heranlockung zur Straßenpredigt benutzen. Letzteres geschieht überall in Indien. Es ist eine Thatsache, daß von den Vertretern der verschiedensten Missionen die indische Vokal- und Instrumentalmusik für den genannten Zweck gebraucht wird. Unter den nahezu 1000 Missionaren in Indien dürften sich nur ganz

---

[1]) Ich schließe hiermit die Diskussion über diesen Gegenstand, wenigstens vorläufig. Es liegen mir allerdings noch verschiedene Zuschriften von Missionaren vor, welche sämtlich für den Gebrauch der europäischen Melodien eintreten und Thatsachen anführen, die die Vorliebe der indischen Christen, vornehmlich auch der Jugend für diese Melodien beweisen. Aber sie machen keine wesentlichen neuen Gesichtspunkte geltend und nur wenn dieses geschieht, kann die Fortführung der Diskussion fruchtbar sein.

In einer der erwähnten Zuschriften von der Hand einer Missionarsfrau wird auch gelegentlich die Behauptung Grundemanns zurückgewiesen, daß es unter den indischen Christen keine Wäscher bezw. Wäscherinnen gebe. Nur eine Ausnahme hatte Grundemann konstatiert. In dem betreffenden Schreiben wird von der Baseler Station Tschombala berichtet, daß die Mädchen der dortigen Waisenanstalt seit Jahren alle ihre Wäsche selbst waschen. Wk.

Digitized by Google

vereinzelte finden, die dieses Hilfsmittel verwerfen, dessen außerordentliche Wirkung von allen übrigen anerkannt wird. Wäre die indische Musik so ganz und gar verseucht, wie der Verfasser annimmt, so würde jene Thatsache einen geradezu frevelhaften Mißgriff seitens der Missionare bedeuten, oder mindestens ihrer Urteilsfähigkeit ein Armutsattest ausstellen.

Aber der Verfasser ist thatsächlich im Irrtum. Nicht alle indische Poesie und Musik ist so unsauber. Ich weiß nur wenig von den Telugu; aber so viel habe ich doch erfahren, daß sie einen weit und breit beliebten Dichter haben, Vemana, der ernste Lieder gemacht hat, die viel gesungen werden.[1]) Viel bekannter ist bei uns die Poesie der Tamulen. Selbst wenn wir den Kural des Tiruvalluver nur in deutscher Nachbildung (die, so trefflich Graul sie gegeben haben mag, doch immer etwas Gezwungenes hat) kennen, werden wir bezeugen müssen, daß sich darin reine, edle und schöne Poesie findet, so fremdartig auch vieles uns daran bleiben mag. Es finden sich darin sogar herrliche Sentenzen „mit biblischem Klang — obgleich das Metall derselben kein christliches Glockengut ist" (Graul). Melodien, zu denen diese Lieder gesungen werden, fallen nicht unter die von Br. Schulze gegebene Charakteristik.

Auch werden seine Ausführungen durch die Thatsache widerlegt, daß es trotz aller Bemühungen die europäische, christliche Musik einzuführen schon jetzt eine indische, christliche Musik und Poesie giebt, die sich in manchen Gebieten soweit entwickelt hat, daß die Missionare nicht umhin können, mit dieser gegebenen Größe zu rechnen. Das Christentum wirkt auch in diesem Stücke läuternd und heiligend. Vergessen wir doch nicht, wie unsre Kirchenlieder entstanden sind. Mit dem alten monotonen Gregorianischen Chorgesang war das musikalische Bedürfnis unsrer Voreltern nicht befriedigt. Man mußte wohl oder übel zum Volksliede greifen — das zum Teil auch nicht unanstößig war. Noch heute werden in christlichen Kirchen Lieder gesungen, deren Melodien einst zum Tanz oder auf der Jagd erklangen. Vergl. Koch, Geschichte des Kirchenliedes I 72, 138 u. a.

Auch bei indischen Christen regt sich der Drang, zu dichten und zu

---

[1]) Als Probe: Auf Erden giebt es keinen Pariah,
Der, welcher lügt, ist ein Pariah
Und der, welcher zum Pariah sagt:
„Du bist ein Pariah"
Ist selbst der größte Pariah.

Wörrlein, Dreizehn Jahre in Indien, bemerkt: Diesen Dichter muß der Telugumissionar genau kennen; er leistet ihm treffliche Dienste ꝛc.

Digitized by Google

komponieren. Ich habe aber noch von keinem Falle gehört, daß einer in ſeiner Sprache nach europäiſchem Versmaße gedichtet[1]) und eine europäiſche Melodie dazu komponiert habe, wogegen es ſehr häufig vorkommt, daß ſie nach ihren Maßen chriſtliche Lieder dichten und nach ihrem Muſikſinne die Weiſe dazu ſetzen. Dergleichen kam mehrmals ſogar bei Gelegenheit meines Empfanges vor; in einem Falle ſeitens eines Künſtlers, der den Grund zu dieſer ſeiner Kunſt als heidniſcher Schauſpieler gelegt hatte. Er wurde von den Miſſionaren gerühmt, als derjenige ihrer Gehilfen, der am meiſten in der Evangeliſierung leiſte. — *So lange nun nicht indiſche Dichter nach europäiſchem Maß und indiſche Muſiker in europäiſchen Weiſen ſchaffen, wird man von der europäiſchen Muſik nicht ſagen dürfen, daß ſie dem Volke in Fleiſch und Blut übergegangen iſt.*

Daß Inder europäiſchen Geſang lernen und ganz vorzüglich ausführen können, habe ich vielfach erfahren und bin oft tief gerührt worden durch die mehrſtimmigen Geſänge, namentlich der Kolsmädchen. Im großen und ganzen aber ſcheint ſich doch die Erfahrung zu beſtätigen, daß auch ſolche, die ſchön europäiſch ſingen lernten, den heimiſchen Weiſen den Vorzug geben, daß ihnen die europäiſchen aber immer etwas Fremdes, äußerlich Angelerntes bleiben.

Freilich oftmals finden ſie das ſehr ſchön. Aber der Grund dieſer Anerkennung iſt meiſt nicht ſehr erfreulich, und was die Kunſt betrifft, ſo beruht ihre Schätzung keineswegs auf den innern Wirkungen der letzteren, ſondern vielmehr auf dem Bewußtſein, etwas Apartes zu haben und dadurch eine Stufe höher zu kommen. Die Äußerungen, welche uns am Schluſſe des Artikels mitgeteilt werden, ſind in dieſer Beziehung recht charakteriſtiſch. „Wir Chriſten müſſen vor den andern Landsleuten etwas voraus haben," das iſt der Nerv mancher Regungen, die leider nur zu oft hie und da durch chriſtliche Gemeinden Indiens zucken, denen gegenüber Röm. 12, 16 betont werden ſollte.

---

[1]) Nur angliſierte Inder dichten hier und da ein engliſches Lied.

Digitized by Google

Missionsrundschau.

Asien. (China.)

Von D. Grundemann.

Über die bedrohlichen Erscheinungen des Fremdenhasses in China, welche in neuerer Zeit blutige Katastrophen herbeiführten und eine Intervention der fremden Mächte veranlaßten, haben wir bisher nur einige einzelne Mitteilungen (1892, 89 ff.; 246) gebracht.[1]) Hier folge eine kurze, zusammenfassende Darlegung. Die ersten gewaltsamen Ausbrüche geschahen bereits im Mai 1891 zu Wuhu und Wusueh, denen im Oktober ein weiterer zu Itschang folgte. Alle diese Städte liegen am Jangtz-Kiang. Es scheint, daß in jenem Gebiete sich der Herd befand, von dem aus sich die gewaltsamen Erschütterungen über alle Provinzen des Reichs verbreiteten. In Wusueh wurde ein methodistischer Missionar und ein europäischer Konsularagent ermordet. Überall richteten die Gewaltthätigkeiten sich gegen die Christen, vorzugsweise gegen die katholischen, deren viele besonders in den nördlichen Provinzen umgebracht wurden. Es ist ziemlich sicher, daß eine weithin verzweigte, geheime Gesellschaft die Aufhetzung planmäßig betrieb, daß dieselbe aus dem Kreise der Literaten stammt und daß sich auch Beamte vielfach daran beteiligt haben. Die Mittel — vor allen Plakate —, durch welche die Aufregung geschürt wurde, sind (1892, 90) bereits hinlänglich charakterisiert worden.

Glücklicherweise ist an manchen Orten durch Eifer und Umsicht europäischer Agenten und durch besser gesinnte Mandarinen der Ausbruch verhindert. So war im sogenannten Oberland des Baseler Missionsgebiets, nachdem seit geraumer Zeit aus einer in Hinnen bestehenden eigenen Druckerei die Bevölkerung bearbeitet war, alles zu einer gewaltthätigen Verfolgung bereit, zu der die bereits speciell geplante Zerstörung der Station Kajintschu das Signal geben sollte. Die energischen Maßregeln des deutschen Konsuls in Swatau vermochten es, den Mandarinen des Bezirks zu einem ganz ungewöhnlichen Eifer anzustacheln, so daß er sich selbst an den bedrohten Ort begab, die Station von Soldaten besetzen ließ, und alle Gewaltthätigkeiten vereitelte. Wenn die Christen auch vielfach durch Schmähreden und kleinere Plackereien belästigt wurden, so unterblieb doch jede ernstliche Ruhestörung auf dem ganzen Gebiete (Baseler Jahrb. 1892, 13). — Ähnlich war es in Hangtschau, wo ebenfalls der Angriff auf die Station der Kirchenmission bereits organisiert war, aber durch die Maßregeln des Mandarinen verhindert wurde. Zuvor aber hatten an andern Orten die Beamten ganz offen die raubenden und mordenden Banden begünstigt, trotzdem alsbald nach den Vorgängen zu Wusueh die Behörden durch eine Kaiserliche Proklamation angewiesen waren, die Bewegung zu unterdrücken. Nachweislich hatte jedoch die Regierung selber zu verstehen gegeben, daß sie den Lokalbehörden freie Hand lasse. Noch immer waren die bekannten Verbrecher unbestraft. Da vereinigten sich im Herbst

[1]) Die nächste Nummer wird einen detaillierten Bericht bringen. D. H.

Digitized by Google

1891 die Vertreter der auswärtigen Mächte zu einer ernstlichen Vorstellung, die den beabsichtigten Eindruck nicht verfehlt zu haben scheint.[1]) Die obigen Beispiele von besserer Haltung mancher Mandarinen sind wohl schon darauf zurückzuführen. Die Sache kam im englischen Parlament zur Sprache und wurde in der englischen Presse ausführlich besprochen. Es wurde konstatiert, daß die politischen Blätter, während sie früher bei ähnlichen Gelegenheiten nur bittere Beschuldigungen gegen die Missionare brachten, diesmal einen andern Ton anschlugen. Die „Times" selbst brachte einen eingehenden Artikel, der die Verdienste der Mission um den englischen Einfluß in China darlegte und sogar auf grund der in den Verfolgungen von chinesischen Christen bewiesenen Standhaftigkeit für die Erfolge der Mission eine Lanze brach, während sie dieselben bisher nur als Illusionen zu behandeln pflegte.

Im Laufe von 1892 sind denn auch, wie es scheint, im allgemeinen nicht viel gröbere Ausschreitungen gegen die Christen vorgekommen, obwohl die Aufreizungen in verschiedenen Teilen des Reichs fortgingen.[2]) Man würde jedoch irren, wenn man annähme, daß die unter dem Drucke der westlichen Diplomatie angenommene Haltung der kaiserlichen Regierung aufrichtig gemeint sei und standhalten werde. Selbst bei gutem Willen würde sie dem Treiben der Literaten nicht auf die Dauer gewachsen sein. An manchen Orten haben die Hetzereien schon jetzt wieder einen bedenklichen Charakter angenommen. Vor einigen Wochen kam sogar die Trauerbotschaft, daß zwei schwedische Missionare, O. F. Witholm und A. D. Johansson am 3. Juli d. J. in einem Volksauflauf ermordet worden sind (M. Tid. 118). Die dem Missionsförbundet angehörigen jungen Brüder wollten von Wutschang aus eine neue Station in dem 14 deutsche Meilen entfernten Städtchen Sangpu gründen. Es scheint, daß sie dort gefallen sind. Nähere Nachrichten fehlen noch. In China wird die Mission wahrscheinlich noch lange mehr als auf andern Feldern unter dem Zeichen des Kreuzes stehen.[3])

Dennoch kann ihr mit stiller Kraft fortschreitendes Wachstum nicht mehr aufgehalten werden, selbst wenn hier und da die Verfolgung einen Stillstand oder zeitweiligen Rückgang bewirkt. Sie hat bereits ihre Wurzeln ziemlich tief in das Volksleben eingesenkt — vor allem durch die ärztliche Thätigkeit. Die Wichtigkeit dieser Hilfsarbeit wird immer mehr erkannt und benutzt. Hier ist christlicher Einfluß, der gelegentlich den bittersten Fremdenhaß über-

---

[1]) Unter andern war auch die Unterdrückung der erwähnten über alle Begriffe schändlichen Plakate gefordert. Es scheint wenigstens ihrer öffentlichen Verbreitung ein Ende gemacht zu sein.

[2]) In Fuhkien wurde allerdings Dr Riggs (von der Kirchenmission) im Mai 1892 arg gemißhandelt — wie es scheint, hatte hier die Feindschaft mehr einen lokalen Charakter.

[3]) Sehr nachteilige Wirkungen befürchtet man von der sogenannten Geary Bill, welche seit dem 6. Mai d. J. in Kraft getreten ist. Sie bezweckt im Grunde die Verdrängung aller chinesischen Arbeiter aus den Vereinigten Staaten. Es liegt nahe, daß die chinesische Regierung Repressalien ergreift. Daher hatten amerikanische Missionsfreunde (Vertreter von zwölf verschiedenen Gesellschaften) in einer im Jan. d. J. zu New-York abgehaltenen besonderen Konferenz beraten, wie man etwa noch einen Aufschub erzielen könne. Aber die Schritte beim Kongreß waren erfolglos und das Gesetz ist in Kraft getreten (Rep. R. C. in A. 1893, 16)

Digitized by Google

windet. Hohe Beamte wenden sich schließlich an den Missionsarzt, wenn ihnen die Quacksalber nicht mehr helfen können. — Die englischen Baptisten sind in neuerer Zeit eifrig bemüht, eingeborne Christen zu Ärzten auszubilden und haben in Tsingtschufu (Schantung) dazu ein ärztliches Kolleg gegründet. Fünf von den dortigen fünfzehn Studenten bestreiten die Kosten ihrer dreijährigen Ausbildung aus eigenen Mitteln (B. Rep. 1893, 48).[1]) In einem ihrer Hospitäler in derselben Provinz hatten die Baptisten Gelegenheit, eine ganze Reihe von Leuten zu heilen, die von Wölfen verwundet waren — und erhielten dafür durch eine besondere Deputation den Dank des betr. Distriktsmandarinen (ib.). Aus einem andern Distrikt wird berichtet über die zahlreichen Fälle von Vergiftung, die zur Behandlung kamen. Meist waren es junge Frauen, die in Verzweiflung einen Selbstmordversuch machten. Über die Hälfte konnten gerettet werden (ib. 49 f.).

Auf ein bisher in China weniger beachtetes besonderes Feld der christlichen Barmherzigkeit hat der Missionsarzt Dr. Horder zu Pathoi (Kirchenmiss.) hingewiesen. Er hat sich in neuerer Zeit der Aussätzigen angenommen, über deren bisherige Behandlung er ganz entsetzliche Enthüllungen macht. Ein Mandarin ließ sämtliche Aussätzige seines Distrikts zusammenbringen und bewirtete sie. Während des Essens aber wurde das Haus angezündet und alle Aussätzigen lebendig verbrannt. Die, welche sich zu retten versuchten, wurden von den dazu aufgestellten Soldaten totgeschlagen. In einem andern Falle ließ ein Beamter im Laufe von zwei Jahren nicht weniger als dreihundert solcher Unglücklichen töten. Erkundigungen an kompetenter Stelle bestätigten diese Thatsachen. Jetzt ist in dem Hospital der genannten Station eine eigene Abteilung für Aussätzige eingerichtet. Manche können gebessert in ihre Heimat entlassen werden, wohin sie die Früchte christlichen Unterrichts, und vor allem den Eindruck christlicher Barmherzigkeit mitnehmen (C. M. Rep. 1893, 181).[2]) Die große Ausdehnung der ärztlichen Mission sei hier nur in einem Beispiel mit Zahlen belegt. Die Londoner Missionsgesellschaft behandelte im Laufe des Jahres auf sieben Stationen 88000 Kranke und pflegte in sechs Hospitälern ihrer 2200 (L. M. Rep. 1892, 15). Durch diese oft aus verschiedenen Gegenden und weit her gekommenen Patienten müssen allerdings christliche Einflüsse in weitem Maße verbreitet werden. Auch eine heidnische Nachahmung der ärztlichen Mission — unentgeltliche Verteilung von Arzneien, begleitet von Predigt der Lehren von Kongfutz — illustriert die hohe Bedeutung dieses Missionsmittels (C. M. Rep. 1892, 175). Freilich sind die geistlichen Erfolge — wie ein Bericht (Meth. Episc. Rep. 1893, 109) sagt — „nicht zu sehen oder statistisch zu fixieren; aber wir sind gewiß, daß unsere Arbeit Gutes schafft, wenn nicht in direkter Bekehrung, so doch

[1]) Ähnliche medizinische Missionsschulen haben auch andere Denominationen, z. B. die amerikanischen Presbyterianer in Kanton (Rep. 1892, 36), oder es werden einzelne geeignete junge Leute in den Hospitälern ausgebildet.

[2]) In Pingnang wurde ein alter Katechist vom Aussatz ergriffen. Nach schweren Kämpfen sieht er nun seinen Zustand als besonderen Ruf zur Arbeit unter den Aussätzigen an, aus denen er bald eine Gemeinde sammelte. Ihrer 19 wurden getauft (C M. Rep. 1892, 185). Auch in Schau-hing ist ein Aussätzigenhospital eröffnet (ib. 1893, 202).

Digitized by Google

durch Überwindung von Vorurteilen, Beseitigung falscher Vorstellungen, Zerstreuung der Furcht und durch Erzeugung von Vertrauen auf die Wirksamkeit der europäischen Medizin." Die zunehmende Zahl der Patienten, welche ihre Besuche wiederholen, obgleich dies den chinesischen Begriffen ganz zuwider läuft, ist ein sehr erfreuliches Zeichen (ib.), noch mehr die Beiträge, welche von Geheilten zur Unterstützung des Hospitals gegeben werden (ib. S. 90). Die ärztliche Thätigkeit war auch deutlich zu erkennen als wohlthätiges Gegengewicht gegen die Hetzereien zur Christenverfolgung (C. M. Rep. 1892, 183).

Direktere Wirkung als von der ärztlichen Mission verspricht man sich von der Frauenmission, die in China mehr und mehr Ausdehnung gewinnt. Von den weiblichen, unverheirateten Evangelistinnen sehen wir ab. Es gilt für China dasselbe, was oben (S. 423) von denselben in Japan gesagt ist. Dagegen können wir uns freuen über die besondere Arbeit von Frauen für Frauen. Die Missionare — wenigstens der englischen Baptisten, wie der Jahresbericht sagt (1893, 53) — waren bisher nicht dafür, unverheiratete Missionsarbeiterinnen auf den Stationen zu haben, indem sie Mißverständnisse befürchteten, die ihre bisher errungene Stellung erschüttern könnten. Jetzt sehen sie unter dem dringenden Bedürfnis nach weiblicher Arbeit mehr von diesen Bedenken ab. Mehrere Missionarsfrauen haben wohl nach Kräften unter dem weiblichen Teil der Bevölkerung gearbeitet. Aber die Zahl der weiblichen Kirchenglieder kommt nicht entfernt der der männlichen gleich. Daher haben die Missionare um Aussendung von Damen gebeten und das Damen-Komitee der ursprünglich nur für Indien bestimmten Zenanamission hat die Aussendung übernommen.

Die amerikanischen Methodisten haben in ihrem Hospitale zu Nankin Diakonissinnen und rühmen den Segen ihrer Thätigkeit. „Wenn die Diakonissensache daheim irgend etwas wert ist, so ist sie auf dem Missionsfelde zehnmal soviel wert. Wir glauben, daß diese Thätigkeit eine große Zukunft hat und im Begriff ist, als eines der wirksamsten Mittel, China für Christum zu gewinnen" (Meth. Ep. Rep. 1892, 78). Wir würden dem zustimmen, wenn wir gewiß wären, daß die besonderen Aufgaben einer Missionsdiakonissin erkannt und betont würden. Eine Vermischung der Diakonie mit der Mission in der Weise, daß man die für die Heimat ausgebildete Diakonissin als eo ipso für den Missionsdienst befähigt ansieht, kann nicht ohne nachteilige Folgen bleiben, insofern das unumgängliche Erfordernis des letzteren, nämlich das Einleben in ganz fremde Verhältnisse und noch fremdere Gedankenkreise als nebensächlich hintenangesetzt und vernachlässigt wird. Auch die geübteste und erfahrenste Diakonissin ist beim Eintritt in das Missionsfeld eine Anfängerin, die die Hauptsache noch erst zu lernen hat.[1]) Dies gilt selbstverständlich auch für die Fräulein med. Drs., deren Zahl in China im Wachsen ist. Die bischöflichen Methodisten haben ihrer sechs, die selbständig ihre Kliniken und Hospitäler leiten. Wir freuen uns über jeden Erfolg solcher Frauenthätigkeit (vgl. Meth. Ep. Rep. 1892, 86), können jedoch das

[1]) Krankenpflege in China ist weit verschieden von der gleichen Thätigkeit daheim (C. M. Rep. 1893, 187).

Digitized by Google

Bedenken nicht unterdrücken, daß die freiere Bewegung der Frau im öffentlichen Leben nach amerikanischer Art, im chinesischen Volksbewußtsein der Mission Schwierigkeiten bereitet. Auch die Frauen von Missionaren können segensreiche Frauenhospitalarbeit thun — wie z. B. in Fuhning die Gattinnen zweier Missionsärzte, unterstützt von einer ledigen Schwester. Die armen, von ihrem Elende niedergebeugten Frauen — so heißt es in dem Bericht — bekommen oft schon nach wenigen Tagen unter dem Einflusse christlicher Freundlichkeit fröhliche Gesichter, und zeigen große Bereitwilligkeit, die neue Lehre anzunehmen (C. M. Rep. 1892, 183). Bei dieser Gelegenheit wird über die grobe Unwissenheit der Frauen berichtet, deren ganze Religion nur in den Versuchen, böse Geister zu besänftigen und glückliche Tage aufzufinden, besteht. Frau Taylor hat aus früheren Patientinnen eine Bibelklasse gebildet. Im Hause der einen fanden sich an Stelle des gewöhnlichen Küchengötzen die heil. zehn Gebote (ib. 1893, 187).

Schulthätigkeit ist ein weiterer wichtiger Zweig der Frauenarbeit. Noch immer sind die Mädchen in Missionsschulen gegen die Knaben sehr in der Minderzahl, z. B. in der Kirchenmission 4 : 19. Doch die Mädchenkostschulen machen gute Fortschritte. In denselben arbeiten meist Damen von der englischen kirchlichen Senana-Missionsgesellschaft, zum Teil in Verbindung mit Missionarsfrauen. Frau Lloyd in Futschau hat eine besondere Schule zur Ausbildung von Bibelfrauen eingerichtet. Manche der Zöglinge sind die Frauen von Studenten in dem dortigen theologischen Seminar (Rep. 1892, 177; 1893, 183). Man kann nur wünschen, daß diese Verbindung für die Mission recht viel solche Früchte bringt, wie die Pfarrersleute zu Liengkong, wo die Frau eine blühende Mädchenschule hat, die als die beste des ganzen Distrikts gerühmt wird. Ihre eigenen Kinder aber gelten als wirkliche Vorbilder für Christen und Heiden (ib. 1892, 178). Leider haben die Mädchenschulen auch in China den auf manchen indischen Feldern zutage tretenden Nachteil, daß sie ihre Zöglinge über das Niveau, welches ihnen im Leben bevorsteht, hinausheben und sie gerade in den Dingen, die am nötigsten sind, ungeübt lassen. Manche in der Kostschule gebildete Mädchen sind später nicht imstande, ihre Stellung als Bauerfrauen angemessen auszufüllen. In Erwägung dieses Umstandes haben die Baseler ihre Mädchenanstalt von Hongkong nach Longhen verlegt. In der Großstadt fehlte die Gelegenheit zur Einführung in die landwirtschaftlichen Geschäfte. Überhaupt darf man annehmen, daß die einfachen Verhältnisse auf dem Lande für die Anstaltsmädchen geeigneter sein werden, als die der großen und immer größer werdenden Handelsstadt Hongkong (Baseler Jahrb. 1892, 15). In dem Berichte der Schule von Ningpo ist zwar auch das Ziel richtig bezeichnet, die Mädchen für die nötigen Verhältnisse des chinesischen Lebens zu erziehen und sie zu befähigen, einmal als christlich-chinesische Gattinnen und Mütter ihren Platz auszufüllen. Doch scheint man zu übersehen, daß die Christen überwiegend der ländlichen Bevölkerung angehören, für die eine städtische Bildung nicht passend ist. Und wenn es dort (C. M. Rep. 1892, 190) heißt: „In dem Gedächtnis der Mädchen werden Bibelsprüche aufgespeichert — denn selbst wenn jetzt ihr Herz die Wahrheit nicht aufnimmt, wissen wir nicht, wie

Digitized by Google

oder wann die bekannten Worte einmal mit Kraft zurückkehren mögen" — so ist das doch eine etwas bedenkliche Methode. Man sollte sich lieber mit weniger aber lebenskräftig angeeignetem religiösen Wissensstoffe begnügen und gegenüber der bodenlosen Unwissenheit der chinesischen Frauen überhaupt, das Ziel für die Bildung der chinesischen Christenfrauen nicht sofort dem in der Heimat geltenden gleichstecken.

Überall in der Mission muß vor zu hoch gesteckten Zielen gewarnt werden. Auch in China scheint viel zu viel Wert auf höhere Schulbildung gelegt worden zu sein unter Vernachlässigung der einfachen Elementarschule. Der Bericht der London M. zeigt üble Folgen davon. „Es hat sich herausgestellt, daß nur ein kleiner Teil von den Kindern der Bekehrten Christen werden." Als Grund wird angegeben: „Die Christen sind größtenteils so unwissend, daß sie nicht imstande sind, ihre Kinder in den Wahrheiten des Christentums zu unterrichten. Sie sind zu arm, um sie in eine Kostschule schicken zu können. Sie sind in ihrer Heimat beständig von heidnischen Einflüssen umgeben ꝛc." (L. M. Rep. 1892, 15 f.). Es muß allerdings höchst betrübend sein, wenn die Kontinuität der Erfolge so in Frage gestellt ist, daß man nicht einmal auf die Kinder der Bekehrten rechnen kann. Daß unter solchen Umständen Dorfschulen ein dringendes Bedürfnis sind, wie der Berichterstatter, Mr. Owen in Peking, an jenem Orte ausführt, wird niemand bestreiten. Wir sind gespannt, ob die Missionsleitung dem Winke folgen und kräftig eingreifen wird, um den gefährlichen Mangel zu beseitigen. Auch auf den Feldern anderer Gesellschaften scheinen ähnliche Verhältnisse vorzukommen. So hat man es sich vielleicht auch zu erklären, daß von einem früher sehr viel versprechenden Bezirk (Lo-nguong in Fuh-kien) jetzt berichtet wird, daß der Charakter der meisten dortigen Christen die Erwartungen enttäuscht. Einige der einst großen Gemeinden sind auf drei oder vier Anhänger zusammengeschmolzen. Es wird freilich die Anwesenheit verschiedener entlassener Gehilfen und ihr böses Beispiel als Erklärungsgrund angeführt (C. M. Rep. 1893, 185). Jedenfalls sollte gerade in den Landgemeinden für eine solide Fundamentierung gesorgt werden. In mehreren Berichten wird der Segen der Elementarschule ausdrücklich hervorgehoben. In China stehen derselben freilich mancherlei Hindernisse im Wege — vor allem die Schwierigkeit der Schrift. Um wirklich lesen zu lernen, braucht ein Chinese (nach Archidiak. Wolfes Angabe) zwanzig und mehr Jahre angestrengten, beständigen Studierens, und selbst dann kann er die geschriebene Sprache nur teilweise verstehen:[1]) „Es ist nutzlos zu erwarten, daß arme Dorfleute, von denen viele, wenn sie Christen werden, die Mitte ihres Lebensalters schon überschritten haben, es im Lesen zu etwas bringen könnten, selbst wenn sie Zeit zu den nötigen Übungen hätten. Mündlicher Unterricht ist daher das hauptsächliche Mittel, um christliche Anschauungen zu verbreiten" (C. M. Rep.

[1]) Hierbei ist doch wohl limitierend zu bemerken, daß auch in kürzerer Zeit die Kenntnis einer beschränkten Anzahl von Schriftzeichen erworben werden kann, die das Lesen gewisser ganz einfacher Texte ermöglicht. Immerhin giebt das aber Fesseln für das Lesen, die wir uns kaum vorstellen können und die folgende Darlegung dürfte dadurch nicht entkräftet werden.

Digitized by Google

1892, 182). Unter diesen Verhältnissen sollte man erwarten, daß sich längst eine ganz besondere Methode für christliche Elementarschulen in China herausgebildet habe. Die große Mehrzahl der chinesischen Christen gehört der ländlichen Bevölkerung an. Man darf nicht erwarten, jemals diese Scharen zu Bücherlesern zu machen. Es wäre interessant, zu erfahren, inwieweit bis jetzt ein den wirklichen Verhältnissen angemessener Weg für die christliche, chinesische Volksschule gefunden ist, oder was in dieser Beziehung noch zu thun bleibt? Vielleicht ist der beklagte Mangel an Elementarschulen darauf zurückzuführen, daß man die Ziele noch zu hoch steckte.

Jedenfalls darf man sich über die Wirkung der Missionspresse keine Illusionen machen. Für die große Mehrzahl der chinesischen Christen hat sie gar keine, oder nur eine sehr beschränkte Bedeutung; ebenso für die breiten Volksmassen, aus denen die Gemeinden erfahrungsmäßig ihren bedeutendsten Zuwachs haben. Sie gilt nur der geringeren Zahl derer, die eine Schulbildung genossen haben — auch unter diesen sind viele, die ihre Erzeugnisse nicht genügend verstehen —, sodann für die heidnischen Bücherleser, die aber wohl größtenteils für gewöhnlich christliche Schriften verschmähen dürften. Vielleicht sind alle diese Verhältnisse nicht genügend berücksichtigt worden, wenn von den amerikanischen Methodisten zu Tschin-kiang ganz nach abendländischer Weise ein öffentliches Lesezimmer eingerichtet wurde. Die Wände sind mit Land- und Seekarten geschmückt. Auf dem Tische liegen gute Bücher und Zeitschriften. Damit verbunden ist eine Verkaufsstelle, wo alle Teile der Bibel und Traktate zu haben sind. Auch ist ein Restaurationszimmer dabei, wo eine Tasse Thee serviert werden kann für solche, die willig sind, über das Evangelium, seine Forderungen und seine Segnungen sich zu unterhalten (Meth. Ep. Rep. 1892, 86). Wir fürchten, daß hier zu sehr die abendländische Einrichtung kopiert ist. Die Hoffnung, durch dieselbe die respektableren Klassen, die gewöhnlich nicht in die Kapelle kommen mögen, anzuziehen, dürfte zweifelhaft sein.

Auch die großartige Preßthätigkeit, welche diese Denomination, wie auf den meisten ihrer Missionsfelder, auch in China treibt, erfährt durch jenes Zeugnis Wolfes eine eigentümliche Beleuchtung. Erst kürzlich wurde für die Central-China-Presse in Kiukiang ein großes, neues Gebäude hergestellt. Der Bericht sagt: „Unsere Missionspresse hat eine prächtige Sphäre sich nützlich zu machen, belegen im Mittelpunkt (?) dieses großen Reiches, mit einer Bevölkerung um uns von mehr als 300 Millionen, welche den Mandarinen-Dialekt[1]) sprechen (?), von denen ein großer Teil lesen kann (?)." Man begreift es nicht, wie eine besonnene Missionsleitung solche überschwengliche Unrichtigkeiten drucken lassen kann. Der genannte Dialekt, die Hofsprache, ist hier mit der Schriftsprache verwechselt, die alle Bücherleser lesen können, die aber keineswegs mit jenem Dialekt identisch ist. Die Literaten aber bilden nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung. „Unsere Missionspresse," so heißt es weiter, „ist ein sehr wichtiger Faktor in dem großen Werke. Wir senden große Massen hinaus, sowohl von christlichen Flugblättern und Traktaten zur Er-

[1]) Im Bericht ist der Druckfehler „Mandaim-D." stehen geblieben.

Digitized by Google

leuchtung der Heiden, als auch von kirchlichen Blättern, Sonntagsschulliteratur, Bibelauslegungen ꝛc. für die Christen (Meth. Ep. Rep. 1892, 83). Die Arbeit in diesem Zweige wird viel zu sehr nach dem heimatlichen Schema betrieben. Fast möchte man das auch in einigen Stücken von der großen Hongkiu-Presse zu Schanghai vermuten, die im letzten Jahre 3624181 Seiten in chinesischer Sprache lieferte — darunter die internationale Serie von Sonntagsschullektionen,[1]) eine illustrierte chinesische Zeitung und ein illustriertes Kinderblatt (Am. Presb. Rep. 1892, 51). Ob es wohl wirklich viele chinesische Kinder giebt, die solches Blatt mit Leichtigkeit und mit Genuß lesen können, so wie abendländische Christenkinder das ihrige? Nach Wolfes Angaben möchte man es bezweifeln. Interessant wäre es, zu erfahren, welcher Art die Illustrationen sind? Ob man etwa die Begabung des Herrn Tai (vgl. diese Zeitschr. 1892, 589) in den Dienst der Sache gestellt hat — oder ob man sich brevi manu mit europäischen Clichés behilft? Beiläufig liefert diese Presse viele Arbeiten in englischer Sprache. (Die Verwaltung macht sich nebenher noch für die Missionare verdient durch Besorgung von Güter- und Paket-Sendungen nach den Inlandstationen, für die sonst eine sichere Verbindung schwer zu finden ist. Rep. 1892, 53.)[2]) Mit obigen Bemerkungen soll übrigens der wichtige Dienst, den die Presse der Mission zu leisten vermag, nicht in Zweifel gezogen werden. Z. B. den erwähnten Hetzplakaten gegenüber, wie sie massenhaft von Hunan aus verbreitet wurden, muß allerdings wohl etwas geschehen, um die öffentliche Meinung über jene Verleumdungen aufzuklären.

An der Ausbildung eines eingeborenen Pastorenstandes wird von den verschiedenen Denominationen in ihren theologischen Seminaren eifrig gearbeitet, wobei die evangelistische Tüchtigkeit in direkter Heidenpredigt geübt wird. Das Ningpo-Kolleg hat ein besonderes Boothaus, in dem die Studenten während einiger Monate Predigtreisen machen, dabei aber auch ihren geregelten Unterricht erhalten. Jedenfalls eine praktische Einrichtung (C. M. Rep. 1892, 189).

In Fuhkien versuchten Katholiken, durch gemeine Mittel evangelische Gemeinden zu sich herüberzuziehen. In Dörfern, die noch keine Kirche hatten, versprachen sie, eine solche kostenfrei herzustellen, sobald nur eine Familie zu ihnen übertreten würde. Ein Evangelischer, dem man eine große Bestechung anbot, falls er übertrete, antwortete: „Kann das meine Seele retten? Ich habe aus der Bibel gelernt, daß Christus mich retten kann. Was hilft mir all euer Geld, wenn meine Seele darüber verloren geht?“ (C. M. Rep. 1892, 181).

---

[1]) Man sollte meinen, für die chinesischen Verhältnisse müsse alles so eigentümlich gestaltet sein, daß bloße Übersetzungen solcher literarischen Mittel, mögen sie auch sonst noch so trefflich sein, hier nicht verwendbar wären.

[2]) Hierbei sei der Notiz gedacht, die vor einigen Wochen durch unsere politischen Zeitungen ging, daß die chinesische Regierung beschlossen habe, im ganzen Reiche den Postverkehr nach europäischem Muster zu organisieren. In jeder Provinzialhauptstadt soll ein europäischer Postbeamter angestellt werden. Die Einrichtung soll im Laufe von fünf Jahren durchgeführt sein.

Digitized by Google

Aus dem inneren Leben der christlichen Gemeinden führen manche Berichte interessante und erfreuliche Beispiele an. Der äußere Zuwachs war z. T. durch die Unruhen verhindert worden. Auf einigen Gebieten aber ist er trotzdem fortgegangen. Namentlich verzeichnen die bischöflichen Methodisten in Futschau und in Nordchina zahlreiche Probeglieder. Auch die Baseler hatten zu Anfang 1892 über 200 Taufbewerber. — Hier und da sind auch betrübende Vorkommnisse in den Gemeinden erwähnt — wie in Tschonglok, wo abtrünnige Christen den Missionaren viel Not machten, einen Einbruch und Diebstahl verübten und die Mission durch einen Prozeß sogar ihres Grundeigentums zu berauben versuchten (Baseler Jahrb. 1892, 14). Hier und da ist über die Unzugänglichkeit der Heiden geklagt, während anderwärts Beispiele von überraschendem Entgegenkommen gemeldet wurden.

Die Protestant-Episkopal-Mission hat ihren Bischof, D. Boone, verloren, der am 5. Oktober 1891 in Hankau starb (Rep. 1892, 129). Von mehreren Gesellschaften sind neue Missionen gegründet. So haben die englischen Baptisten die Arbeit in der Provinz Schensi aufgenommen, wohin eine Anzahl ihrer Christen aus Schantung verzogen waren und ohne geistliche Pflege zu verkommen drohten. Eine Station ist in der Hauptstadt Si nganfu (hier geschrieben Hsianfu) errichtet, wo auch sogleich mit ärztlicher Arbeit und Frauenmission begonnen wurde (Rep. 1892, 55 f.).

Die Kirchenmission hat ein neues Werk in Sztschuen angefangen. Mehrere Missionare und auch unverheiratete Missionarinnen sind nach sehr beschwerlicher Reise — sie mußten über 1000 englische Meilen im Boot machen — in der entfernten Provinz angekommen. Da um jene Zeit gerade zwei Arbeiter der China-Inland-Mission aus Schunking von einem aufrührerischen Haufen vertrieben waren, so machte die Niederlassung der neuen Ankömmlinge Schwierigkeiten. Sie haben sich vorläufig auf Paulin, Tschentu (Hauptstadt), Lutscheo und Sintientsi verteilt (C. M. Rep. 1893, 203 f.).

Die amerikanischen Presbyterianer haben von Kanton aus den nördlichen, an Hunan grenzenden Distrikt Lientschau besetzt, wo sie bereits seit einer Reihe von Jahren Anhänger haben. Die neue Station hat Dr. Machle und Frau zu Samkong zehn englische Meilen nördlich von der Distriktshauptstadt angelegt. Man hofft von da aus bei den Jus Eingang zu gewinnen, d. h. Aboriginer, die auf benachbarten Bergen wohnen, aber die Märkte in Samkong besuchen (Rep. 1892, 39).

Die irischen Presbyterianer, die in der Mantschurei im besten Einvernehmen mit den schottischen unierten Presbyterianern arbeiten, haben weit im Norden im Kirin eine neue Station angelegt (J. P. Rep. 1893, 19).

Zu Niutschwang, der Hafenstadt, hat der anglikanische Bischof von Korea die Pflege der dortigen Europäer übernommen, die bisher von den Presbyterianern geübt wurde, und einen Missionar daselbst angestellt (S. P. G. Rep. 1892, 67 ff.).

Digitized by Google

Die amerikanischen Presbyterianer haben in Korea zu Fusan im Südosten, wo viel Verkehr mit Japan ist, ihre zweite Station gegründet. Die Stadt selbst scheint für die Mission weniger zu versprechen, als die benachbarten Distrikte, wo sich bereits offene Thüren zeigen (A. Pr. Rep. 1892, 175).

Aus Uganda

liegt das Ergebnis der Untersuchung des britischen Bevollmächtigten, Sir H. Portal, noch immer nicht vor. Nur eine Anzahl Berichte betreffend die verschiedenen Vereinbarungen zur Beruhigung des Landes sind als Further Papers relating to Uganda im Sept. zur Kenntnis des Parlaments gebracht worden. Ein Teil dieser Papers beschäftigt sich auch mit den Verhandlungen, welche die Verteilung des Landes und der Ämter zwischen den Anhängern der beiden christlichen Konfessionen neu regulieren. Der betreffende Vertrag (inclosure 7 in Nr. 15), der in Gegenwart des anglikanischen und römischen Bischofs abgeschlossen wurde, bestimmt in sechs Paragraphen, daß die Protestanten und Katholiken je einen Katikiro (Minister) und je einen militärischen Oberbefehlshaber über die Landtruppen und die Flotte haben sollen, — deren Wahl von dem englischen Residenten bestätigt werden muß. Die beiden ersten müssen in der Hauptstadt wohnen. Ferner erhalten die Katholiken noch die Provinz Kamia, die Insel Sesse, den Distrikt von Lwekula und die Schambas von Mwanika zu der Provinz Buddu hinzu, müssen aber die beiden Prinzen, Söhne des Karema, die sie noch in ihrer Gewalt hatten, ausliefern an den englischen Residenten in die Hauptstadt.

Ein Urteil über die kriegerischen Vorgänge Anfang vorigen Jahres enthalten die vorliegenden offiziellen Dokumente noch nicht. Es wird daher gut sein, daß auch wir unser Endurteil noch zurückhalten. Ein paarmal ist allerdings zwischen den Zeilen zu lesen, daß das getroffene neue Abkommen keineswegs eine Schuldloserklärung der Katholiken bedeutet. In Paper N. 15 heißt es nämlich: „Es wurde mir bald klar, daß ganz abgesehen von der Gerechtigkeitsfrage es unklug sein würde, die Dinge zu lassen, wie sie waren. In wenigen Monaten würde Buddu (die den Katholiken zugewiesene Provinz) ein unabhängiger, wohlbewaffneter feindlicher Staat, in einer Entfernung von nur vier Tagereisen von der Hauptstadt werden, der einen der Söhne Karema's, die jetzt in den Händen der französischen Missionare sind, zu seinem König proklamierte. Allein aus diesem Grunde . . habe ich mich bereit erklärt, in eine Ausdehnung des den Katholiken zugewiesenen Landbesitzes zu willigen." Und am Schlusse desselben Schriftstücks heißt es: „Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne meine Anerkennung für die Offenheit und den versöhnlichen Ton des Bischofs Tucker während der ganzen Verhandlungen auszusprechen". . Bezüglich des römischen Bischofs Hirth tiefes Schweigen, wohl

Digitized by Google

aber gelegentlich die Bemerkung, daß er an Lugard with more force than courtesy geschrieben. Soviel vorläufig. Nur noch die Bemerkung, daß zwischen beiden Bischöfen ein vorläufiges privates Abkommen dahin getroffen worden ist, daß die Anglikaner ihre Missionen östlich, die Franzosen westlich vom Nil ausdehnen wollen — die Genehmigung ihrer bezüglichen Vorgesetzten vorbehalten.

Endlich noch eine Berichtigung. Der als wenig zuverlässig bekannte Berichterstatter des Berliner Tageblatts, Herr Eugen Wolf, der seit Monaten tendenziös zugeschickte Korrespondenzen aus Uganda in die Welt schickt und sich gebärdet, als ob er Mitglied einer offiziellen Untersuchungskommission gewesen, hatte u. a. behauptet (Times vom 7. Juli), „daß Sir G. Portal den Missionaren beider Konfessionen eingeschärft habe, sich jeder Einmischung in bürgerliche Angelegenheiten zu enthalten.“ Jetzt erklärt in der Times vom 20. Sept. der Bischof Tucker: „Erlauben Sie mir, daß ich dieser Behauptung, die natürlich eine Anklage einschließt, mit dem unzweideutigsten und emphatischsten Ausdruck kategorisch widerspreche. Zu den englischen Missionaren hat Sir G. Portal während seines ganzen Aufenthalts in Uganda nicht ein Wort dieser Art gesagt, auch nicht indirekt. Ich selbst bin nur einer direkten und schriftlichen Einladung seinerseits gefolgt, um eine Vereinbarung betreffs der schwebenden Fragen zu erzielen.“

Es wird wohl mit mancher andern Behauptung des Herrn Wolf ebenso sein, wie ja bald an den Tag kommen wird.

Nachschrift. Die Berichtigung am Schluß der vorstehenden Mitteilung schickte ich auch an die Redaktion der „Täglichen Rundschau“, ein Blatt, das sich selbst mit Emphase als „unparteiisch“ charakterisiert. Dasselbe hatte nämlich gleichfalls die Wolfsche Insinuation als eine Korrespondenz aus Dar es Salaam gebracht, nur mit der die Tendenz noch deutlicher an der Stirn tragenden Variante, „daß Sir Portal[1]) namentlich den Bischof Alfred (Tucker) aufs ernstlichste verwarnte, sich jeder Einmischung in politischen Landesfragen zu enthalten, da er nur Missionare dulde, die sich für ihre eigentliche Aufgabe, für sittliche Erziehung des Volkes, für Kirche und Schule interessieren.“

Ich fügte dieser Berichtigung das höfliche Anerbieten hinzu, dem Blatte gern authentische Nachrichten über die Missionen mitteilen zu wollen und motivierte diese Offerte durch die persönliche Notiz, daß mir die betreffenden Quellen zu Gebote ständen und ich mich seit 30 Jahren mit diesen Dingen beschäftige.

Darauf erhielt ich unter dem 25. September folgende Zuschrift der Redaktion:

> „Wir haben außer Ihrer geehrten Zuschrift noch keinen andern Anhalt für die Richtigkeit Ihrer Berichtigung und andrerseits keinen Anlaß, an der Wahrheit der von uns gebrachten Mitteilung zu zweifeln. Wir können deshalb Ihrer Berichtigung keine Aufnahme gewähren.“

---

[1]) Beiläufig bemerkt bei einem englisch verstehenden Korrespondenten ein grober Fehler; man setzt bei Sir stets den Vornamen, schreibt also immer Sir Gerald Portal.

Digitized by Google

Und das ist eine „unparteiische" Zeitung!! Als ob der Brief Tuckers und das amtliche Schriftstück Sir G. Portals nicht „Anhalt" genug gewesen wäre. Angesichts solcher Zurückweisungen, von denen ich leider schon zu viel Proben erfahren habe, wird es — um mich sehr mild auszudrücken — erlaubt sein, an der „Unparteilichkeit" dieser Presse zu zweifeln. Warneck.

Literatur-Bericht.

1. **Warneck**: „Evangelische Missionslehre." Zweite Abteilung: „Die Organe der Sendung". Gotha 1894, Perthes. 254 S. 4 M. — Mit dieser zweiten Abteilung tritt die „Missionslehre" des Verfassers bereits mitten hinein in das praktische Missionsleben, nur daß sie gemäß der Disposition des Ganzen noch nicht den Missionsbetrieb in der Heidenwelt, sondern den heimatlichen Apparat behandelt, der die Voraussetzung und Zurüstung für den geordneten Missionsbetrieb bildet. Es ist dies ein Stück Missionspraxis von fundamentaler Bedeutung im recht buchstäblichen Sinne des Worts, denn von der Gesundheit und Solidität der heimatlichen Missionsgrundlegung hängt zum großen Teil das Gelingen der eigentlichen missionarischen Arbeit ab. Eine Verständigung über das Subjekt der Sendung, die Organisation der Sendungsveranstaltung, die Rechte und Pflichten der heimatlichen Missionsgemeinde, die Qualifikation, Ausbildung, Unterhaltung der Missionare u. dgl. bedeutungsvolle Vorfragen ist unerläßliche theoretische Vorarbeit für den dritten und eigentlichen Hauptteil der Missionslehre, die Theorie des Missionsbetriebs.

Ob es dem Verfasser gelungen ist, die einschlagenden Principfragen in einer beweiskräftigen und für die Praxis einflußreichen Weise zu lösen, darüber wird ja die Aufnahme, welche seine Arbeit findet, das Urteil fällen; jedenfalls hofft er das Zeugnis zu erhalten, daß er keine doktrinären Studierstubenkonstruktionen geliefert, sondern auf grund eingehender Beschäftigung mit den geschichtlichen Thatsachen in aller Nüchternheit den Realitäten des Lebens gebührende Rechnung getragen hat.

Dieses Zeugnis wird man ihm auch nicht vorenthalten dürfen z. B. bei der Erörterung der Frage, ob freigesellschaftlicher oder kirchenamtlicher Missionsbetrieb. Als seine Arbeit bereits im Druck vorlag, sind ihm die Artikel der Deutschen Evang. Kirchenzeitung (Nr. 30—32) zugegangen, welche in specieller Polemik gegen die von ihm schon früher einmal geführte Verteidigung der freigesellschaftlichen Missionsorganisation den kirchenamtlichen Missionsbetrieb nicht bloß principiell zu rechtfertigen, sondern auch als leichter Hand praktisch durchführbar zu erweisen suchen. Er konnte darum in seinem Buche auf diese Artikel, die übrigens viel mehr mit kühnen Behauptungen als mit sachlichen Gründen argumentieren, keine Rücksicht mehr nehmen, und glaubt zu einer besonderen Entgegnung nur dann verpflichtet zu sein, wenn nach Kenntnis-

Digitized by Google

nahme seiner jetzigen Darlegung in ihrem ganzen Zusammenhange die öffentliche kirchliche Meinung für den Artikelschreiber in der Deutschen Evang. Kirchenzeitung Partei ergreifen sollte. Es erscheint ihm dies gerade nicht sehr wahrscheinlich, schon darum nicht, weil schwerlich eine Majorität zu haben sein wird für eine Änderung der Augustana-Artikel über die Kirche und eine Aufbringung der Missionsmittel durch Steuern, zwei Vorschläge, die für seine kirchenamtliche Missionsorganisation dem Schreiber in der genannten Kirchenzeitung wesentlich sind.

Neben der Nüchternheit hat sich der Verfasser auch der Einfachheit möglichst befleißigt. Nicht bloß in der Disponierung, bei der es ihm auf leichte Übersichtlichkeit, sondern auch in der gesamten Diktion, bei der es ihm auf Allgemeinverständlichkeit ankam. Er kann das Maß für die Wissenschaftlichkeit einer Arbeit nicht in der Schwerfälligkeit der Sprache finden. Je und je bringt es ja der Gegenstand mit sich, daß besonders, wenn man präcis sein will, einige Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Lesers gestellt werden müssen; im übrigen huldigt er der Ansicht, daß Einfachheit, Klarheit und Leichtverständlichkeit keine Entwürdigung der Wissenschaft sind. Eventuell würde er lieber auf den Ruhm der Wissenschaftlichkeit verzichten, als sich die Rüstung einer gelehrten Stelzensprache anlegen.

Sind auch einzelne Kapitel dieser zweiten Abteilung der Missionslehre von besonderer Bedeutung für die Missionsleitungen und die werdenden und gewordenen Missionare, so hat der Gesamtinhalt des Buchs doch ein großes allgemeines Interesse für die heimatliche Kirche überhaupt, und einzelne Partien gehen die Kirchenleitungen und Pastoren speciell an. Auch dürften die spezifisch missionarischen Kapitel, wie z. B. die Qualifikation der Missionare, einige Beiträge zur Praktischen Theologie liefern, die vielleicht auch für den heimatlichen Kirchendienst nicht ganz wertlos sind.

In zwei Hauptabschnitten: Die Sendenden und die Gesandten gliedert sich der Inhalt in folgende Kapitel:

Erster Abschnitt.

Die Sendenden.

Sechzehntes Kapitel. Die geordnete Sendungsveranstaltung. Verwirklichung des christlichen Heilsuniversalismus durch die Sendung. Charakter der Sendung als einer ordnungsmäßigen Veranstaltung. Der Missionsbefehl. Allgemeingiltigkeit desselben. Der Heidenapostolat des Paulus eine Institution der christlichen Kirche. Die Fürsorge für die Funktionierung des Sendungsamtes. Auftrag, Erziehung und Berufung zu demselben. Parallele mit dem heimatlichen Kirchendienst. Unterschied des missionarischen Berufsdienstes von dem allgemein christlichen Zeugendienst. Ableitung der geordneten Sendungsveranstaltung aus dem Begriff der Sendung. Der missionarische Freischarendienst. Beleuchtung und Abweisung desselben. Unentbehrlichkeit menschlicher Organe zur Sendungsveranstaltung.

Siebzehntes Kapitel. Das Subjekt der Sendungsveranstaltung. In oberster Instanz Gott Subjekt der Sendung. Die innere Berufung.

Digitized by Google

Das sendende menschliche Subjekt. Römische Antwort. Die Propaganda. Wer sendet in der evangelischen Mission? Geschichtliche Entwicklung zur freigesellschaftlichen Sendungsveranstaltung. Principielle Prüfung dieser Form der Sendungsveranstaltung. Apostelgeschichtliches Vorbild. Dogmatische Rechtfertigung. Praktische Vorzüge der freigesellschaftlichen vor der kirchenoffiziellen Sendungsveranstaltung.

Achtzehntes Kapitel. Die freien Missionsgesellschaften und die amtliche Kirche. Anerkennung der freien Missionsgesellschaften als Organe der Kirche. Worin die Kirchlichkeit der Mission besteht. Gegenseitige Handreichung zwischen freier Mission und den amtskirchlichen Organen. Anteilnahme der offiziellen Kirche an der Ordination und Prüfung der Missionare. Die Verpflichtung auf das kirchliche Bekenntnis. Mitleitung seitens des Kirchenregiments unrätlich. Kenntnisnahme von, Bekenntnis zu und Unterstützung der Mission seitens des Kirchenregiments, der Synoden und des Pfarramts. Missionslebendige Gemeinden die gesundeste Garantie für den kirchlichen Charakter der Mission wie die beste Unterlage für eine repräsentative Missionssynode. Stellung der kirchlichen Organe zu den einzelnen Missionsgesellschaften. Warum die Gründung neuer Missionsgesellschaften zu widerraten ist.

Neunzehntes Kapitel. Die Missionsleitung. Notwendigkeit einer Leitungsinstitution. Anfänglicher patriarchalischer Charakter derselben. Wer bestellt die Leitungsorgane? Kooptation? Wahl? Ihre Zusammensetzung. Ihre Aufgaben bezüglich der heimatlichen Angelegenheiten: Fürsorge für die finanzielle Subsistenz der Mission; Information der Missionsgemeinde; geordneter Verkehr mit derselben; Repräsentation gegenüber den Behörden; Gewinnung, Ausbildung und Versorgung der Missionare. Bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten: Wahl des Missionsgebiets und der Hauptstationen; amtliche Korrespondenz mit den Missionaren; principielle Erledigung grundsätzlicher Missionsfragen; Aufstellung von Missionsordnungen; Disciplinübung; Visitation; Verhandlungen mit anderen Missionsgesellschaften. Arbeitsteilung.

Zwanzigstes Kapitel. Die geordnete Vertretung der heimatlichen Missionsgemeinde. Notwendigkeit derselben. Ihre Befugnisse: Wahlrechte, finanzielle Prüfung, Zustimmung zu neuen Unternehmungen. Ihre Zusammensetzung. Beschränktheit der Zahl. Verteilungsmodus. Klassifizierung und Gliederung der Missionsvereine. Reformbedürftigkeit des Vereinswesens. Positive Vorschläge. Anschluß an die kirchlichen Ordnungsverbände. Bedeutung der Persönlichkeiten. Missionskonferenzen.

Einundzwanzigstes Kapitel. Die Pflege des heimatlichen Missionslebens. Die Fürsorge für dieselbe Aufgabe der Pastoren. Wie wird der Pastor ein Missionsarbeiter? Das Missionsstudium; wie wird es am praktischsten eingerichtet? Die Missionsarbeit in der Gemeinde. Die Kernarbeit. Wie erhält das geistliche Leben eine Missionsrichtung? Die Behandlung der Mission in Predigt und Jugendunterricht. Besondere Missionsveranstaltungen: Missionsstunde, Missionsfest, Schriftenverbreitung, Gabensammlung. Missionsfürbitte.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Die Gesandten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die Qualifikation der Missionare. Lebendige Menschen die Hauptfaktoren in der Mission. Hohe Anforderungen an den Missionsberuf. Wichtigkeit der Qualifikation. Verschiedene Arten derselben. Körperliche Beschaffenheit. Innere geistliche Ausrüstung. Das Leben der Missionare. Naturbegabung. Charismatische Begabung. Lehrgabe. Leitungsgabe. Bedeutung dieser gesamten Qualifikation vor der bloßen Wissensausrüstung.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Die Ausbildung der Missionare. Die intellektuelle bezw. wissenschaftliche Seite der missionarischen Berufsvorbildung. Zwei Extreme. Die gymnasial-universitätliche Ausbildung. Warum sie für den Missionsdienst nicht die Regel werden konnte. Das Vorbild Jesu. Vorteile eines nicht zunftmäßigen Bildungsganges. Notwendigkeit einer planmäßigen Ausbildung. Der geeignetste Weg die Seminarerziehung. Lehrweise. Sechsjähriger Kursus. Vorschule. Lehrstoff. Allgemeine Bildung. Sprachen. Theologische Ausbildung. Musik. Medizinischer Kursus. Lektionsplan.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Der Unterhalt der Missionare. Das Recht der Missionare auf Versorgung. Biblische Begründung. Praktische Notwendigkeit. Verfehlte Versuche, die Missionare sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen zu lassen. Die sog. Glaubensmissionen und ihre fälschliche Berufung auf die erste Sendungsinstruktion. Modus der Versorgung. Fixes Gehalt. Maßstab für die Höhe desselben. Sonstige Leistungen aus der Missionskasse.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Die Ehe der Missionare. Biblische Beleuchtung der Frage. Der Paulinische Rat der Ehelosigkeit. Weder Cölibat noch Ehe ein Gebot. Unter welchen Verhältnissen der erstere zweckmäßig. Ob die Ehe feige macht. Lasten und Segnungen der Missionarsehe gegeneinander abgewogen. Unverheiratete Missionarinnen. Die Ehefrau die natürlichste Gehilfin des Missionars. Die Beschaffenheit der Missionarsfrau.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Missionarische Hilfskräfte. Missionarische Nebenarbeiten. Entlastung der Berufsmissionare. Die Ordensfratres. Gehilfen in den äußeren Arbeiten. Dreierlei Wege. Verbindung der Mission mit Industriethätigkeit. Fürsorge für die Kranken. Ihre Begründung. Aussendung von Berufsärzten. Ihre Aufgabe und Stellung. Unverheiratete Frauen. Nachweis des Bedürfnisses der Frauenarbeit. Aufgabe und Begrenzung derselben. Einwände gegen die Aussendung unverheirateter Frauen. Qualifikation und Stellung der weiblichen Missionsgehilfen.

2. **Van Troostenburg de Bruijn:** Biographisch Woordenboek van Oost-Indische Predicanten. Nijmegen 1893, Milborn. S. 521. Ein Sammelwerk von riesigem Fleiß, über den man um so mehr erstaunen muß, als der Verfasser jetzt erblindet ist. Es ist eine

Digitized by Google

encyklopädische Biographie, welche in alphabetischer Ordnung die Namen der sämtlichen Geistlichen enthält, die im Dienste der holländischen Kompanie von ihren Anfängen an bis auf die Gegenwart in den holländischen Kolonien, zumal in niederländisch Indien thätig gewesen sind. Von den Missionaren sind nur diejenigen aufgenommen, welche zugleich den Dienst von „Prädikanten" versahen. Wie das frühere Werk des fleißigen Verfassers: De hervormde kerk in Nederlandsch Oost-Indie onder de Oost-Ind. Compagnie (1602—1795), so liefert auch das vorliegende ein bedeutungsvolles Quellenmaterial zur Kenntnis der holländischen Kolonialgeschichte und speciell der geistlichen Versorgung der Kolonien, die sehr wesentlich in die Missionsgeschichte hineinspielt. Alle Kolonialgeistlichen haben einen schweren Stand, aber die holländischen, zumal in der älteren Zeit, scheinen es besonders schwierig gehabt zu haben. Alle ernsteren Geistlichen kamen aus den Konflikten mit den Kolonialbeamten nicht heraus, und sie waren in diesen Konflikten natürlich stets der leidende Teil. Die große Mehrheit der registrierten Geistlichen repräsentiert nur unbekannte und wenig interessierende Namen; auch sind die über sie beigebrachten Notizen meist ziemlich dürftig und auf die äußerlichsten Dinge beschränkt. Ausführlicher, aber für unser Bedürfnis doch nicht eingehend genug sind die bedeutenderen Männer behandelt; zumal von denjenigen, welche auch von missionsgeschichtlicher Bedeutung sind, hätten wir gern Specielleres und besonders ihre geistliche Wirksamkeit Charakterisierenderes gehört. Jedenfalls ist das Buch als Nachschlagebuch für jeden eine ergiebige Fundgrube, der sich mit der holländischen Missionsgeschichte beschäftigt, zumal es unter jedem Namen die einschlägigen Quellenschriften registriert, aus denen man sich genauer informieren kann.

3. **Funk**: „Kurze Anleitung zum Verständnis der Samoanischen Sprache. Grammatik und Vokabularium. Nebst einem Anhange: Meteorologische Notizen." Und einem Plan von Apia. Berlin 1893, Mittler u. Sohn. 82 S. 4,50 M. Eine lediglich für das praktische Bedürfnis berechnete Arbeit, welche wissenschaftlichen Wert nicht beansprucht. Die 1878 neu herausgegebene Grammatik des Missionars Pratt (A. M.-Z. 1883, 119) ist merkwürdigerweise gar nicht erwähnt. Der grammatische Teil des vorliegenden, etwas teuren Buches umfaßt nur 14, das Wörterbuch (zugleich in englisch) 53 Seiten. Für eine schnelle Orientierung über die Samoanische Sprache und als eine handliche Anweisung im Verkehrsgebrauche derselben ist die Arbeit wohl geeignet.

4. **Blanckmeister**: „Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes." 8. Heft: „Eine altsächsische Stimme über Heiden- und Judenmission." Leipzig 1893, Richter. 26 S. Zwar beweist dieses Büchlein nicht die rhetorische Behauptung seines Verfassers, daß „der Missionsgedanke schon vor zwei Jahrhunderten im Sachsenlande rege war", wohl aber, daß die von Justinian von Welz gegebene Anregung, trotz der Opposition, auf die sie im lutherischen Lager stieß, hier und da doch auch einzelne lutherische Pfarrer gewonnen hat. Unter diesen befindet sich der Pfr.

Digitized by Google

Christ. Gerber in Lockwitz (1660—1731), der in einer 1690 herausgegebenen Schrift: „Unerkannte Sünden der Welt“ auch „von der Nachlässigkeit und Schlafsucht in Ausbreitung und Förderung des Reiches Christi und seiner Ehre“ handelt, besonders die Studiosi auffordert, sich dem Dienst der Mission zu widmen und praktische Vorschläge bezüglich des Betriebs der Mission macht. Man wird also künftig einen Missionspropheten vor der Missionsära mehr zu nennen haben, nämlich Christ. Gerber.

5. Wandkarte von Kaiser Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel (Maßstab 1 : 1 000 000) und dieselbe als Handkarte in verkleinertem Maßstabe von 1 : 4 000 000, von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegeben (in Kommission Karl Heymann). Eine prächtige, übersichtliche Arbeit, nach den neusten Forschungen gezeichnet. So weist z. B. die Nordküste Neu-Mecklenburgs infolge der Aufnahme des Herrn v. Schleinitz eine von den bisherigen Karten ziemlich abweichende Gestalt auf. Trotz des Bemühens, die Missionen anzugeben, sind hier leider doch Lücken geblieben; z. B. am Flyflusse, bei der Insel Saibai und Moresby fehlen die betreffenden Angaben über die Londoner Mission und auch die Wesleyanischen Missionen auf Neu-Pommern sind nicht angegeben, während die auf Neu-Lauenburg notiert ist. Das ist schade; doch ist die Karte so vollständig, daß man die fehlenden Stationen leicht finden und ergänzen kann. Warneck.

Digitized by Google

Die schottische Freikirche — eine Missionskirche.

Von Julius Richter (Rheinsberg-Mark).

(Schluß.)

III. Lovedale.

Von den südafrikanischen Missionsstationen der schottischen Freikirche ist die berühmteste und in ihrer Art lehrreichste das großartige Erziehungsinstitut von Lovedale. Dasselbe ist zweifellos eine der bedeutendsten Missionsanstalten Afrikas und in seiner durchaus evangelischen Grundrichtung und in dem Bestreben, alle geistigen und leiblichen Kräfte der Zöglinge zur Entfaltung zu bringen, ein Glanzpunkt der evangelischen Missionsarbeit. Wenn uns von katholischer und kolonialer Seite die Station Bagamojo als eine katholische Musterstation vorgehalten und gepriesen wird, so thun wir Evangelische gut, ihr die Station Lovedale gegenüberzustellen; vor ihr muß auch Bagamojo zurücktreten.

1. Wir skizzieren zunächst die äußere Geschichte von Lovedale. Die Kaffernmission der freien Kirche reicht bis in die Anfänge der Missionsarbeit im sogenannten britischen Kaffernlande zurück. Eine der ersten Stationen auf diesem Gebiete war Alt-Lovedale, sie wurde im Jahr 1824 gegründet und trug ihren Namen zu Ehren eines Dr. Love in Glasgow, eines der Begründer der Glasgower Miss.-Ges. und späteren ersten Sekretärs der großen Londoner Miss.-Ges. Diese Station wurde in dem ersten Kaffernkriege (1834/35) gänzlich zerstört, und da sich ihre Lage auch gesundheitlich als ungeeignet erwiesen hatte, sollte sie nicht wieder an demselben Orte aufgebaut werden. Man faßte verschiedene Punkte für die neue Stationsgründung ins Auge und entschloß sich schließlich für einen Platz am Keiskamma-Flusse, wo der damalige britische Bevollmächtigte der Mission ein Stück Land unentgeltlich zur Verfügung stellte. Dort wurde im Jahr 1837 das heutige Lovedale gegründet. Die Lage ist freundlich. Es ist ein anmutiges, liebliches Thal. Hohe Berge schließen es ein, muntere Bäche schlängeln sich hindurch. Je näher man der Station kommt, um so freundlicher wird die Umgebung.

Die im Kaffernlande angestellten schottischen Missionare faßten den Entschluß, ein Seminar zu gründen, in welchem einmal ihre Söhne einen geeigneten Unterricht finden und zum andern Eingeborene zum Lehrerberufe ausgebildet werden könnten. Man kann zweifeln, ob die Verbindung dieser beiden Zwecke vorteilhaft war; denn die doch zu einer

NOV 28 1893

Digitized by Google

viel höheren Lebensstellung berufenen Missionarskinder bedürfen einer andersartigen Erziehung als die Kaffernjünglinge, die sich erst aus dem Zustand roher Wildheit herausarbeiten müssen. Doch ist gerade die Verbindung dieser beiden Zwecke der Quellpunkt für die Entwicklung Lovedales gewesen. Die schottische Missionsleitung ging auf den Plan ihrer Missionare ein, und 1841 wurde ein sehr tüchtiger Missionar Govan hinausgesandt, um die Leitung des Instituts zu übernehmen. Am 21. Juli 1841 wurde dasselbe in einem kleinen, zweistöckigen Hause mit elf Kaffernjünglingen und neun Missionarskindern eröffnet. Die ersten Jahre waren gerade nicht vielversprechend. Die Kaffern, von Natur faul wie fast alle Wilden, lernten nur sehr schwer einsehen, daß die Erziehung für sie eine Wohlthat sei. Auch geistliches Leben regte sich nur sehr wenig; erst im Jahre 1844 konnte der Erstling aus der Anstalt getauft werden. Dann brachten schwere Kriegszeiten jahrelang die Erziehungsarbeit zum Stillstand. 1846 brach der zweite Kafferkrieg aus; Lovedale wurde zwar nicht zerstört, mußte aber von den Missionaren geräumt werden und wurde von den Engländern in eine Festung umgewandelt. Der Krieg hatte das eine gute, daß durch ihn das englische Gebiet bis an den Keiskamma-Fluß ausgedehnt wurde, mithin Lovedale in britischem Gebiet zu liegen kam. Außerdem wurde die ganze Umgegend der Station mit den den Engländern ergebenen Fingu besiedelt, welche für die Missionsarbeit empfänglicher und bildungsfähiger waren, als die stolzen Kaffern. Erst 1849 konnte das Institut neu eröffnet werden; aber schon im Dezember 1850 brach neue Kriegsnot herein. Die Kaffern, aufgereizt durch den falschen Propheten Umlandscheni, überfielen die Engländer zum dritten Male. Diesmal konnten die Missionare zwar in Lovedale bleiben, weil sie unter britischem Schutz standen; aber sie mußten ihr Seminar in Verteidigungszustand setzen und jede Nacht Wache halten. Oft sahen sie den Himmel vom Feuer der angezündeten Dörfer ringsum widerstrahlen. Sie hatten aber wenigstens die Genugthuung, daß sich von ihren christlichen Kafferzöglingen niemand an dem Aufruhr beteiligte. Wiederum war ihre Arbeit für fast 2½ Jahr brach gelegt.

Im Frühjahr 1853 wurde das Institut zum dritten Male eröffnet, und nun konnte endlich die Arbeit in geordneten Bahnen sich friedlich entwickeln. Bis dahin war man nur darauf aus gewesen, den Zöglingen eine intellektuelle Bildung mitzuteilen. 1855 kam der Generalgouverneur des Kaplandes Sir George Grey, zum Besuch nach Lovedale, besichtigte die Anstalt, sprach im allgemeinen zwar seine hohe Befriedigung über dieselbe aus, bat aber, man möge doch in größerem Maß-

Digitized by Google

stabe auch den Unterricht in allerlei Künsten und Handwerken mit in Angriff nehmen. Er stellte in Aussicht, daß die Regierung das Gehalt von vier zu diesem Zweck anzustellenden Handwerksmeistern bezahlen werde, ohne sich weiter in die inneren Angelegenheiten des Instituts zu mischen. Infolge dieser Anregung wurde 1857 die Industrie-Abteilung von Lovedale mit ihren Werkstätten eröffnet. Bei den Kaffern fand diese Neuerung nur sehr langsam Eingang. Sie konnten es durchaus nicht begreifen, daß ein Mann seinen Lebensunterhalt dadurch gewinnen könne, daß er unaufhörlich kleine Stückchen Blei in Reihen setze, und wollten deshalb keine Drucker werden. Auch für die übrigen Handwerke fanden sich nur allmählich einzelne Lehrlinge. Ein Jahrzehnt später fand eine neue wichtige Ausdehnung der Arbeit statt. Wenn die Kaffernjünglinge ein verhältnismäßig so hohes Maß von Bildung erhielten, woher sollten sie christliche Frauen nehmen, die ihnen ebenbürtige Gehilfinnen zu werden imstande waren und sie nicht wieder in den Sumpf des Heidentums und der Barbarei zurückzogen? Diese Frage führte 1868 zur Begründung eines Mädcheninstituts, dessen Gebäude in angemessener Entfernung von dem Knabeninstitut angelegt wurden. 1872 fand eine weitere durchgreifende Änderung statt. Bis dahin waren die Zöglinge, welche von den Missionsstationen und aus den Missionsgemeinden der schottischen Freikirche stammten, unentgeltlich aufgenommen worden, und nur von den Zöglingen anderer Missionsgesellschaften wurde ein mäßiges Schulgeld erhoben. Von da an wurde die Zahlung des Schulgelds obligatorisch gemacht und im Durchschnitt auf 120 M. jährlich (mit Pension) festgesetzt. Erfreulicherweise hat diese Nötigung, für den Unterricht zu bezahlen, die Anstalten nicht geschädigt, im Gegenteil beginnt erst von da an die eigentliche Glanz- und Blütezeit von Lovedale. Bis zum Jahre 1886 war die Institutsgemeinde mit der Missionsgemeinde von Lovedale vereinigt gewesen; seit die letztere aber den früheren Zögling des Instituts Mzimba als ihren Pastor angestellt und sich durch die Begründung eines Kranzes von Außenstationen vermehrt hatte, hielt man es für besser, das Institut abzuzweigen und zu einer selbständigen Station und Gemeinde mit eigenen Gottesdiensten zu machen. Im letzten Jahrzehnt ist das ganze Institut umgebaut worden; in seiner jetzigen Gestalt umfaßt es nicht weniger als 22 Gebäude; davon ist das Kollege-Gebäude allein mit einem Aufwand von 240000 M. errichtet worden, ein Gebäude, nach den Photographien zu urteilen, auch in seiner äußeren Erscheinung einer Hochschule würdig.

2. Die Grundprinzipien, auf denen das Lovedale-Institut

Digitized by Google

aufgebaut ist, und denen es seine Größe verdankt, sind folgende: a) Weiße und Schwarze sind durchaus gleichberechtigt, so lange sie Schüler des Instituts sind. Man erinnere sich der Geringschätzung und Verachtung, mit der man auch bei uns noch im Anfang der kolonialen Ära von den schwarzen Niggers zu reden beliebte, und daß noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Südafrika alles Ernstes die Frage ventiliert wurde, ob wohl die „swarten Schepsels" auch eine unsterbliche Seele hätten, um die Tragweite dieses Prinzips zu würdigen. In Lovedale sitzen schwarze und weiße Knaben in derselben Klasse, auf derselben Schulbank, und lediglich die Begabung und der Fleiß entscheidet, wer den oberen Platz inne hat. Sie essen auch in demselben Speisesaale ihr Mittagbrot, nur daß sie an verschiedenen Tischen sitzen und in gesonderten Sälen schlafen. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieses Zusammenleben der beiden Rassen für die Schwarzen einen sehr starken Ansporn enthielt, mit den Weißen zu wetteifern und es ihnen an wissenschaftlichen Leistungen gleich zu thun. Und ein solcher Antrieb des Ehrgeizes wirkte schließlich bei den von Natur trägen Schwarzen nachhaltiger, als äußerer Zwang vermocht hätte. Die Weißen aber lernten, ihren schwarzen Brüdern so nahe gerückt, viel besser deren Eigenart verstehen und die Missionsarbeit schätzen; die Zöglinge Lovedales haben fast ausnahmslos in ihren späteren, zum Teil hohen Lebensstellungen eine wohlwollende Haltung zu den unterdrückten Schwarzen und zur Mission eingenommen; und das ist in einem Gebiete, wo die Rassen-eifersucht so hochgradig erregt ist, wie in Südafrika, von großer Bedeutung.

Die Frage liegt nahe, wie verhielten sich die Leistungen der schwarzen Zöglinge zu denen der weißen? Sind die Weißen an sich intellektuell den Schwarzen überlegen? Die Schulberichte von Lovedale antworten darauf, daß die Schüler anfangs zwar an Fähigkeiten und Leistungen einander vollkommen ebenbürtig waren; aber mit dem Eintritt in das Jünglings- und Mannesalter machte sich die Überlegenheit der europäischen Rasse ganz entschieden fühlbar. Es ist leicht erklärlich, daß Lovedale viel mehr von schwarzen als von weißen Zöglingen besucht wird; einmal weil dies Zusammenleben mit den Schwarzen doch nicht jedem Weißen sympathisch ist; vor allem aber weil für die Erziehung der Weißen im Bereich der Kapkolonie eine große Anzahl von Anstalten und Schulen besteht, während die Schwarzen nur zu ganz wenigen Instituten Zutritt haben, von denen Lovedale unbestritten den ersten Platz einnimmt. Unter solchen Umständen ist es ein sehr gutes Zeichen für Lovedale, daß trotzdem bis zum Jahre 1886 — aus dem Jahre 1887 haben wir die einzige sorgfältige und umfassende

Digitized by Google

Statistik von Lovedale — neben 2058 Schwarzen etwa 500 Weiße in dem Institut erzogen sind. Allerdings hatte dies Zusammenleben der Schwarzen und Weißen auch Schattenseiten, besonders in pädagogischer Hinsicht. Selbstverständlich mußte die Unterrichtssprache in allen Klassen englisch sein; denn man konnte doch unmöglich den Engländern und Holländern zumuten, sich in Kaffrisch unterrichten zu lassen. Allerdings war es für jeden Kaffern, der innerhalb der Kolonie vorwärts kommen wollte, von größter Wichtigkeit, daß er des Englischen mächtig war, und sie waren deshalb sehr geneigt, den englischen Unterricht zu suchen. Aber man denke sich, unsere ganze Gymnasialjugend sollte nur französisch unterrichtet werden, so wird man begreifen, daß die volkstümliche Bildung der Lovedale-Zöglinge Schaden leiden mußte, sie wurden ihrem Volkstum entfremdet. Und was die Missionare später thaten, um den Zöglingen ihre Muttersprache lieb zu machen — sie gaben unter andern eine eigene kaffrische Zeitung heraus, welche auch von Kaffern redigiert wurde —, konnte diesen Schaden nicht wieder heilen. Ferner brachte es die Konkurrenz der Regierungsschulen mit sich, daß die Anforderunden und Leistungen von Lovedale in keinem Punkte hinter den Reglements des staatlichen Erziehungsrates zurückbleiben durften. Hätte Lovedale aufgehört, nach denselben hohen Zielen zu streben, wie z. B. die Hochschulen in Kapstadt, so würden sich sofort die weißen Zöglinge zurückgezogen haben und das Institut wäre in der öffentlichen Achtung gesunken. Allein es ist doch fraglich, ob für die Jugend eines Volkes, welches eben erst aus einer bodenlosen Barbarei sich herauszuarbeiten bemüht ist, genau derselbe Ballast geistigen Wissens und dieselbe formale Schulung erforderlich oder auch nur wünschenswert ist, als für die Jugend eines Volkes alter Kultur. Man frage sich doch, ob notwendig ein Kaffer, der berufen ist, in irgend einem Heidenkraal wilde Kaffernjungen das Abc zu lehren, unser preußisches Volksschullehrerexamen bestanden haben muß? Ähnlich gestaltet sich aber das Verhältnis in Lovedale. Man würde jedoch den Schotten unrecht thun, wollte man über ihr Unterrichtsprincip einfach den Stab brechen. Die Sache hatte für sie noch eine andere Seite: einmal haben in der Kapkolonie nur die Lehrer Aussicht auf staatliche Anstellung und finanzielle Unterstützung, welche vor dem Regierungskommissar das schwere Lehrerexamen bestanden haben; ohne diese Zuschüsse oder grants der Regierung aber, welche sich z. B. im letzten Jahr (1892) allein für die Schulen der schottischen Freikirche in Kaffraria auf ca. 67 000 M. beliefen, wäre es der schottischen Mission einfach unmöglich gewesen, ihre zahlreichen Volksschulen aufrecht zu erhalten. Und außerdem ist es doch auch eine durchaus achtbare Erwägung der schottischen Missionare, daß die

Digitized by Google

Schwarzen nur dann ihre sociale Stellung, ja überhaupt ihre volkstümliche Existenz im Lande behaupten können, wenn sie geistig und wirtschaftlich dasselbe leisten, wie die Weißen. Wenn man seitens der Mission darauf verzichtete, die Schwarzen zu derselben Höhe zu erheben, wie die Weißen, so gäbe man sie damit als Volk auf; denn sie würden dann rettungslos von den kulturell überlegenen Einwanderern aufgerieben.

b) Alle Stämme Südafrikas dürfen ihre Zöglinge nach Lovedale schicken. Das Institut lag zunächst im Gebiete des stolzen Gaikastammes der Amaxossa-Kaffern; Gaika waren deshalb auch die ersten eingeborenen Schüler; allein bei ihnen war der Lerneifer nicht sehr groß. Seit 1849 wohnten um die Station her Fingus, ein anderer minder edler, aber mehr lerneifriger Kaffernstamm. Bei der weiteren Ausdehnung des Instituts nun hätte sich die Beschränkung auf einen Stamm als eine lästige Schranke erwiesen. So öffnete man dasselbe allen Stämmen der Eingeborenen. Und das ging um so eher, als keine Eingeborenen-Sprache, sondern nur englisch die Sprache des Unterrichts war. Es hielten sich denn auch im Laufe der Jahre Vertreter von fast allen Stämmen des südöstlichen Afrika in Lovedale auf; außer den Gaika und Fingu, Tembu, Galekas, Pondomisi, Pondo, Hottentotten, Griquas, Bassuto, Barolong, Betschuanen, Bapedi und Sulu. Und nicht nur aus diesen Nachbarstämmen kamen Lovedales Zöglinge, sondern sogar Damara aus dem fernen Westen, Atonga und Mangandscha aus dem Nyassalande und Galla aus dem Somalilande. Da diese Kinder zum Teil von Haus aus ganz verschiedene Sprachen redeten und verschiedenen Völkerindividualitäten angehörten, so kann man sich denken, wie sehr diese Gemeinschaft zur Erweiterung des Gesichtskreises jedes Zöglings beitragen mußte. Gegen die schroffe Abgeschlossenheit, in welcher gerade die Kaffern ihr ererbtes Volkstum zu konservieren trachteten, bildete dies Völkergemisch ein heilsames Gegengewicht. Aber auf der anderen Seite ist doch der Mannigfaltigkeit zu viel, wenn darüber das bestimmte nationale Gepräge des Instituts verloren geht. Man kann kaum sagen, Lovedale sei ein Kaffern-Erziehungsinstitut; es ist vielmehr ein Erziehungshaus für Farbige aus aller Herren Länder in Afrika. Das ist ja in missions-pädagogischer Hinsicht gewiß zu beklagen; aber gehen wir der Sache auf den Grund, so liegt es doch so: entweder wenn die Missionare das kaffrische Nationalgepräge des Instituts erhalten wollten, mußten sie darauf verzichten, ein so großartiges und vielseitiges Institut einzurichten, denn aus den Kaffern fanden sich nicht lerneifrige Schüler genug. Oder aber wenn sie ihren Lehrplan so vielseitig ausgestalteten, mußten sie die Grundlage ihres Instituts international machen.

Digitized by Google

c) Aufs engste mit dieser ablehnenden Haltung gegen die Stammeseigentümlichkeiten hängt das dritte Prinzip zusammen: Lovedale nimmt eine neutrale Stellung gegen alle Besonderheiten des evangelischen Bekenntnisses ein. Es ist interdenominationell. Es will den Christen aller verschiedenen Missionen dienen; es will nicht speciell ein Erziehungsinstitut für die Schüler der Mission der schottischen freien Kirche, sondern gleichmäßig auch für die Schüler der Londoner, der Berliner, der Unierten Presbyterianer, der Wesleyaner u. s. w. sein. Es hängt dies mit der Großartigkeit der Einrichtungen auf das engste zusammen; sie würden viel zu umfassend sein, sollten die Schüler nur von den vier Kaffern-Missionsstationen der Freikirche kommen. Man kann im allgemeinen dieser geistigen Freiheit, dieser Anerkennung des gemeinsamen, evangelischen Bekenntnisses und dieser Unterordnung der besonderen Lehrmeinungen der einzelnen Denominationen nur zustimmen und sich derselben freuen. Sie ist ein deutlicher Beweis dafür, wie groß doch unter allen evangelischen Bekenntnissen im Grunde die Übereinstimmung ist. Dabei geben sich die Institutionslehrer grundsätzlich Mühe, die Zöglinge ihren Sonderbekenntnissen nicht zu entfremden, und halten sie an, in den Ferien die Gottesdienste ihrer Mission zu besuchen. Allein man fragt sich doch, ob diese Hervorhebung des allgemein Evangelischen nicht etwas zu weit getrieben ist, wenn wir einen Institutionslehrer rühmen hören: „der Name der schottischen Freikirche wird nie erwähnt, auf ihre Geschichte nie Bezug genommen; die Zöglinge wissen thatsächlich nichts davon.“ Alle evangelische Freiheit in Ehren, aber solange noch die Sonderbekenntnisse bestehen, und die Lovedale-Zöglinge berufen sind, in den Dienst besonderer Missionen einzutreten, ist es Bedürfnis, daß die angehenden Lehrer auch mit dem Geist ihrer Sondergemeinschaften wenigstens soweit erfüllt werden, daß ihre Zugehörigkeit und ihr Dienst an dieser oder jener Mission nicht lediglich eine Sache des Zufalls ist. Sonst geht der tiefere Gemeinschaftsgeist zwischen den Gliedern der einzelnen Kirchenkörper verloren.

d) Zu diesen mehr negativen Principien, welche sich gegen die Besonderheiten der Rasse, der Nationalität und des religiösen Sonderbekenntnisses indifferent stellen, kommt nun das große Hauptprincip von Lovedale, der stets im Auge behaltene Hauptzweck des ganzen Instituts, die heidnischen Zöglinge zu Christen zu machen. Daß Lovedale in erster Linie ein Missionsinstitut sein will, heben die Jahresberichte und offiziellen Veröffentlichungen immer wieder hervor. Wir führen nur einige dieser Aussprüche an: „Unser erstes Streben ist, die Heiden zu evangelisieren und eine eingeborene christliche Kirche aufzubauen. Unser

Digitized by Google

Hauptmittel ist hier die Erziehung. Aber wir geben nie zu, daß sie unser Hauptziel ist. Wir machen in der Erziehung so große Anstrengungen, um unsere Zöglinge zu Christen zu machen und sie als Christen für das Werk Gottes auf Erden auszurüsten. Die Aussicht auf Erziehung bringt viele hierher; aber für uns ist die Erziehung nur das Lockmittel, welches wir brauchen, um die jungen Männer und Frauen des Landes zu Christo zu bringen." „Der Grundzweck von Lovedale ist zu christianisieren, nicht nur zu civilisieren. Die Bekehrung der einzelnen Seele zu Gott ist das wertvollste Resultat und unser dringender Wunsch, wir halten dies jeder Anstrengung wert und glauben ihm alle andern Anstrengungen mit Recht unterordnen zu dürfen." Lovedale hat aus seinem Missionscharakter nie und gegen niemand ein Hehl gemacht; jeder Zögling, der darin eintritt, weiß, daß die äußersten Anstrengungen gemacht werden, um seine Seele für Christum zu gewinnen. Als Lehranstalt muß ja das Institut Rücksicht nehmen auf die Erziehungsreglements und die Examensanforderungen der Regierung; aber im internen Anstaltsleben tritt der christliche Charakter der Anstalt auf das entschiedenste in den Vordergrund. Jeder Tag wird mit Morgen- und Abendsegen begonnen und beschlossen, die erste Unterrichtsstunde jedes Tages ist in allen Klassen der Bibel gewidmet; die Teilnahme an den Sonntags- und Mittwochsgottesdiensten ist für alle Zöglinge der Anstalt obligatorisch. Neben den Unterrichtsstunden laufen ohne Unterbrechung Katechumenen-Kurse her für diejenigen Zöglinge, die sich entschlossen haben, Christen zu werden. Und wiewohl sich genaue statistische Nachweisungen darüber nicht finden, ist nach den hier und da sich zerstreut findenden Angaben mit Bestimmtheit anzunehmen, daß fast kein Zögling Lovedale wieder als Heide verläßt.

e) Allein dies Abzielen auf die Bekehrung ist doch nicht der einzige Zweck des Instituts, es würden sonst nicht so viele bereits Getaufte Aufnahme finden oder nach ihrer Taufe noch jahrelang in der Anstalt verbleiben. Wir sahen vielmehr bereits oben, daß die Anstalt dem Wunsche ihre Entstehung verdankt, Eingeborene zum Hilfsdienst in der Mission, sei es als Lehrer oder als Prediger, auszubilden. Die Heranbildung einer Helferschar aus den Eingeborenen, auf deren Schultern ev. später die Verwaltung und Leitung der Missionsgemeinden gelegt werden kann, ist eine der wichtigsten Aufgaben jedes größeren Missionswerkes. In Lovedale ist dieser notwendige Bestandteil jeder gesunden Mission verknüpft mit dem Bestreben, den Eingeborenen eine möglichst vielseitige Ausbildung zu ermöglichen, um sie auf eine höhere

Digitized by Google

Kulturstufe zu erheben und ihnen das Fortkommen in der Welt zu erleichtern. Es besuchen also nicht nur viel mehr Schüler die Schulkurse, welche zu jenen Hilfsdiensten befähigen sollen, als für das Bedürfnis der schottischen Mission genügen würde; sondern es steht auch jedem Zögling frei, von der Missionsschule aus jeden andern Beruf (vom Bureau des Rechtsanwalts bis zum Fuhrgeschäft) zu ergreifen. Und es steht neben dem theoretischen Unterricht der Schule die praktische Unterweisung in allerlei Handwerken und Handfertigkeiten. Dadurch ist jener ursprüngliche Zweck, Lehrer und Missionare auszubilden, zwar nicht aus den Augen verloren, aber er ist nur ein Teil eines großen Unterrichtssystems geworden; und wie das so zu gehen pflegt, von ferner Stehenden werden die industriellen Bemühungen und die wissenschaftlichen Schulleistungen des Instituts als die Hauptsache angesehen und haben den Ruhm Lovedales begründet. Daß es nicht eigentlich die Aufgabe der Mission ist, Industrie zu lehren und wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen, ist unter evangelischen Missionsfreunden ausgemacht. Auch die schottische Missionsverwaltung hat sich theoretisch stets auf diesen Standpunkt gestellt; die auf die industrielle Ausbildung und vielseitige Belehrung abzielenden Bemühungen Lovedales werden nicht direkt von dem heimatlichen Missionskomitée unterstützt. Die Kosten für die Besoldung der Handwerksmeister, für die Einrichtung und Ausrüstung der Werkstätten, für die Beschaffung des Betriebskapitals u. s. w. werden nicht aus der großen Missionskasse bezahlt. Diese ganze Seite des Lovedale-Instituts ist sozusagen ein Privatunternehmen der Leiter desselben, welche auch die letzte Verantwortung dafür zu tragen haben. Nur bei besondern Gelegenheiten, wie beim Umbau des gesamten Instituts in den letzten Jahren, oder soweit direkt missionarische Zwecke in Frage kommen, tritt die heimische Missionskasse hilfreich ein. — Ist also die Industriemission Lovedales auch nicht direkte Missionsarbeit, so ist sie doch ein höchst preiswürdiger Dienst an den Eingeborenen. Die Kaffern und die Bassuto sind ja nur Herdenbesitzer, welche ein klein wenig Ackerbau treiben. Sie haben ihr Auskommen, so lange sie im ungestörten Besitz ihrer großen Weidegebiete sind. Mit dem massenhaften Eindringen der Weißen in ihre Gebiete haben sie sich aber einerseits viele Bedürfnisse angewöhnt, welche sie aus ihrer Armut zu befriedigen nicht in der Lage sind, und sie haben sehr große Einbußen an ihren Viehbeständen und Weideländern erlitten. Wenn sie nicht gänzlich verarmen sollen, müssen sie neue Arbeitszweige ergreifen und neue Beschäftigungen suchen. Deren giebt es nun für die wilden Kaffern kaum andere, als grobe Tagelöhnerdienste ver-

Digitized by Google

richten; die darauf angewiesen sind, sinken in der Regel zu einer Knechtsstellung herab und verlumpen früher oder später. Da war es für die Eingebornen von dem größten Wert, daß sich einige Missionsinstitute, und allen voran Lovedale aufthat und ihnen ermöglichte, eine lohnendere Berufsarbeit und eine sicherere Lebensstellung zu finden. Durch diese Belehrung und Schulung wurden sie befähigt, sich auch unter den neuen, durch die europäische Kolonisation geschaffenen Verhältnissen zurecht zu finden. Es muß noch einmal betont werden, das ist keine Missionsaufgabe im engeren Sinne, ist auch von den Leitern Lovedales nie so aufgefaßt worden; aber es ist ein Dienst der Barmherzigkeit im großen an einem durch die Überflutung mit der europäischen Kultur in seiner Existenz bedrohten Volke. Es ist oft gefragt worden, worauf es eigentlich in Lovedale mehr ankomme, auf das labora oder das ora, auf die Civilisierung oder die Christianisierung? Nach dem Zusammenhang unserer Ausführungen kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Die Christianisierung ist der eigentliche Zweck des Instituts, und die Civilisierung ist ein aus Barmherzigkeit mit eingeschobenes Beiwerk. Charakterisiert schon das den Unterschied Lovedales von der Arbeitsabrichtung in katholischen Stationen wie Bagamojo, so tritt derselbe noch schärfer hervor, wenn wir daran denken, daß Lovedale nur solche Zöglinge aufnimmt, welche freiwillig kommen und bereit sind, Schulgeld zu zahlen. Die Kaffern sollen lernen und haben auch gelernt, daß die Erziehung etwas Wertvolles ist; und in dem Gelde, durch welches die Zöglinge ihre Ausbildung erkauft haben, liegt die beste Gewähr, daß sie von derselben auch späterhin Gebrauch machen und nicht wieder in den Zustand roher Wildheit zurücksinken werden.

3. In welcher Weise wurden nun diese Principien durchgeführt? Wir werfen einen Blick in den innern Aufbau und die Organisation des Missionsinstituts.[1]) Dem gesamten Schulwesen in der Kapkolonie (und in Indien) liegt das Princip einer Einheitsschule zu Grunde, welche die Ausbildung von den ersten Anfängen des Abc bis zu der Aufnahmeprüfung auf der Universität umfaßt. Bei der in jedem Jahr stattfindenden Prüfung der Schulen durch die Regierungsschulräte werden als einheitlicher Modus der Beurteilung der Leistungen fünf Standards zu Grunde gelegt. Das Urteil des Revisors lautete z. B. im Jahre 1890 für Lovedale: „Von 554 Zöglingen sind 39 Unter-Standard, 60 Standard I, 62

[1]) Hierzu vgl. Warneck, Missionsstunden II, 1 S. 103 ff. Eine südafrikanische Missionsschule, und Allg. Miss.-Ztschr. 1877, Beiblatt 45 ff. nach Free Church Monthly 1876, 262 ff.

Digitized by Google

Standard II, 136 Standard III, 105 Standard IV, 60 Standard V, 92 Über-Standard." Das klingt für unsere Ohren fremdartig; in Südafrika hängt aber von der Zahl der Kinder, welche diesen oder jeden Standard inne haben, die Höhe des grant's ab, welchen die Regierung der betreffenden Schule gewährt. Die meisten Schulen in der Kolonie sind Privat- oder Missionsschulen; die Regierung bezahlt zu denselben nicht regelmäßige, laufende Unterstützungen, sondern sie giebt für jeden Schüler, der den III., IV. oder V. Standard erreicht hat, eine Gratifikation — nicht an den Schüler oder den Lehrer, sondern an die Schule. Es ist demnach das Interesse jeder Schule, möglichst viele Kinder hoher Standards zu haben, und die Regierung hat, ohne sich irgendwie in die Interna der Schulverwaltung zu mischen, ein vorzügliches Mittel in der Hand, die Leistungen der Schulen in die Höhe zu treiben. Es versteht sich von selbst, daß alle Schulen, welche vom Staate anerkannt werden wollen, dieses Standard-System ihrem Lehrplane zu Grunde legen müssen. Das ist auch in Lovedale der Fall. Um diese Ausdrücke nun in die uns geläufigen Begriffe umzusetzen, genüge es zu bemerken, daß Standard III im allgemeinen dem Ziel unsers preußischen Volksschulunterrichts, Standard V etwa der I. Klasse einer preußischen Mittelschule entspricht. Genaue Parallelen lassen sich nicht ziehen, weil unserm Lehrsystem nicht die Idee der Einheitsschule zu Grunde liegt.

Demnach baut sich das Lovedale Institut in vier Stockwerken auf. Das Erdgeschoß, die Grundlage des ganzen Lehrgebäudes, sind die auf jeder einzelnen Missionsstation der schottischen Freikirche und der andern Missionen sich findenden Elementarschulen. Auch im Lovedale Institut befindet sich eine solche, sie wird jedoch nicht eigentlich als ein Bestandteil derselben, sondern als eine Art Vorschule aufgefaßt. Diese Elementarschulen sollen die Kinder lesen, schreiben, rechnen und vor allem die Grundzüge der biblischen Geschichte und Lehre lehren. — Haben die Kinder diese Elemente durchgemacht, so dürfen sie in das eigentliche Institut eintreten und zwar zunächst in diejenige Abteilung, welche etwa einer deutschen Mittel- oder Realbürgerschule entspricht (Standard III—V). Der Kursus derselben ist dreijährig und befähigt die Zöglinge zum Eintritt in ein Handwerk, Kaufgeschäft oder dgl., bildet jedoch in erster Linie die Vorbereitung zu der nächst höheren Abteilung des Instituts. Hier trennen sich die Wege der Zöglinge. Die einen, welche keine Neigung oder Begabung zu wissenschaftlichen Arbeiten haben, treten von der Mittelschule in die Werkstätten ein und lernen ein Handwerk. Es werden in Lovedale absichtlich nur solche Handwerke gelehrt, welche voraussichtlich später den

Digitized by Google

Farbigen ein sicheres Brot gewähren, also hauptsächlich Schriftsetzerei, Wagenbauerei, Schmiedekunst, Tischlerei, Zimmerei, Buchbinderei und daneben Buchhandel und Telegraphieren. Am beliebtesten sind unter den Zöglingen die Wagenbauerei und die Zimmerei, am wenigsten beliebt die Buchbinderei. Es ist für diese Handwerks-Lehrlinge wohl erwünscht, aber nicht gerade notwendig, daß sie die Mittelschule in Lovedale besucht haben; sie können auch bloß zum Erlernen des Handwerks nach Lovedale kommen. Alle Lehrlinge werden erst ein Vierteljahr auf Probe genommen, ob sie auch für das erwählte Handwerk Eifer und Geschick haben; bestehen sie dieselbe, so haben sie sich auf eine Lehrzeit von drei bis fünf Jahren zu verpflichten. Schon während dieser Zeit erhalten sie einen mäßigen Lohn, von dem ein Teil für sie zurückgelegt und gespart wird, so daß jeder Lehrling, der seine ganze Lehrzeit durchgemacht hat, am Schluß eine Summe von etwa 200 Mark ausgezahlt erhält, von der er sich sein Handwerkszeug beschaffen und die ersten Schritte zu seiner Niederlassung bestreiten kann. — Die übrigen Zöglinge, welche weiter studieren wollen, treten inzwischen in die Normal oder Litterary school ein, die etwa unserm Lehrer-Seminar oder den oberen Klassen unserer Gymnasien entspricht. Der Kursus ist wieder dreijährig. Das Ziel desselben ist das staatliche Lehrexamen, welches vor dem Regierungsschulrat abgelegt wird, und bei dem ganz gleiche Anforderungen an die schwarzen, wie an die weißen Examinanden gestellt werden. Die schottische Mission verwendet nur solche Lehrer in ihren zahlreichen Missionsschulen, welche diese öffentliche Lehrerprüfung bestanden haben. — Beim Austritt aus dieser Normal school bietet sich wieder für die Zöglinge eine zweifache Möglichkeit der Weiterbildung, entweder sie treten in den Kursus für Evangelisten, wir würden sagen „Katechisten" ein, welcher zum Teil mit der Normal school parallel läuft; sie erhalten hier im Alten und Neuen Testament, in der Kirchenlehre, der Kirchengeschichte und in der praktischen Theologie soviel Unterricht und Schulung, daß sie später der Mission als Vorsteher von Außenstationen und als Reiseprediger zu dienen imstande sind. — Diejenigen aber, welche sich das ganze Maß von Bildung anzueignen gesonnen sind, welche Lovedale zu bieten vermag, treten in die Theologen-Schule ein und suchen in noch weiteren drei Jahren eine wissenschaftliche Ausbildung für das Amt eines Predigers oder Missionars. Früher wurden in dieser obersten Abteilung genau dieselben Anforderungen an die schwarzen Studenten gestellt, wie auf den Kolleges der schottischen Heimatkirche in Edinburg und Glasgow. In neuerer Zeit sind die Ansprüche ein wenig verringert. Aber auch jetzt noch müssen die Studenten Latein, Griechisch

Digitized by Google

und Hebräisch lernen und in der Geschichte der Philosophie und den Elementen der Nationalökonomie und Naturwissenschaft zu Hause sein. Begreiflicherweise vermindern sich die Zahlen der Zöglinge von Klasse zu Klasse, je weiter der Lehrgang nach oben vordringt. In der Evangelisten- und Theologenklasse sind z. B. zur Zeit je sechs Zöglinge eingetragen. Rechnet man die Elementarschule zu vier Jahren und jede der drei höheren Stufen, wie angegeben, zu drei Jahren, so umfaßt mithin die volle Ausbildung eines Kaffern zum Pfarramt in Lovedale dreizehn Jahre. Das entspricht nicht ganz unserm deutschen Studiengang, der kaum unter 16 Jahren zu Ende zu bringen ist. Es läßt sich daraus ersehen, daß doch die wissenschaftlichen Anforderungen so hoch nicht gestellt sein können, wie bei unsern theologischen Prüfungen.

Wir vervollständigen diese Skizzierung des Lehrganges noch durch einige Bemerkungen. Da bei weitem die meisten Zöglinge nicht in Lovedale oder in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Haus sind, müssen sie sich während ihrer Lehrzeit in dem Institut in Pension geben. Es ist demnach mit der Schule ein sehr großes Pensionat verknüpft. Es waren z. B. im Jahre 1888 von 389 Schülern mehr als 300 Pensionäre in Lovedale. — Die durch dieses Internatsleben ermöglichte stete Aufsicht gestattet auf der einen Seite eine sehr sorgfältige Beobachtung und nachhaltige Beeinflussung jeder einzelnen Persönlichkeit in ihrer Eigenart. Sie ist aber auch weiter dahin nutzbar gemacht worden, daß jeder Zögling vom Abc-Schützen bis zum Studenten der Theologie täglich zwei Stunden mit praktischen Arbeiten beschäftigt wird. Diese Arbeiten sind erstens ein heilsames Gegengewicht gegen die den Kaffern ungewohnte geistige Anstrengung; zweitens lassen sie den Hochmut und Bildungsdünkel, der ja bei Schülern, die aus ganz ungebildeten Kreisen hervorgegangen sind, besonders nahe liegt, nicht so leicht aufkommen; und drittens bringen sie die sonst bei den stolzen Kaffern so sehr verachtete körperliche Arbeit zu Ehren. Die Zöglinge reinigen da unter der Aufsicht ihrer Lehrer die Stuben, Straßen und Gärten; vor allem aber machen sie sich nützlich, indem sie die Missionsfarm bestellen. Der Staat hat nämlich im Laufe der Jahre Lovedale mit einer stattlichen Farm von 4—5000 Morgen Land ausgestattet; davon sind z. Z. nur etwa 600 Morgen unter Bearbeitung; das ist jedoch Land genug, um ein paar hundert Zöglingen Gelegenheit zu geben, Mais, Weizen und Gerste zu bauen. Die Erträge ihrer Arbeit sind zugleich ein sehr wichtiger Zuschuß zu der Verpflegung der großen Schar. — Neben dem Knabeninstitut besteht, nach denselben Gesichtspunkten geordnet und denselben Zielen zustrebend, ein großes

Digitized by Google

Mädcheninstitut, nur daß bei demselben die Theologenschule wegfällt und an die Stelle der Handwerke weibliche Handarbeiten, Waschen, Plätten und Schneiderei treten. — Die Missionsleitung von Lovedale läßt es sich angelegen sein, die geistlichen und geistigen Bedürfnisse ihrer Pfleglinge auch über den Bereich des lehrplanmäßigen Schulunterrichts hinaus zu wecken und zu befriedigen. Zu dem Zweck finden in jedem Semester einmal eine Woche lang besondere Gottesdienste statt, welche zur geistigen Belebung der Zöglinge dienen sollen. Die Art, wie diese Gottesdienste gehandhabt werden und wie über sie berichtet wird, macht einen etwas unevangelischen, methodistischen Eindruck, wenigstens für unsere nüchterne, deutsche Auffassung. Wichtiger ist es, daß die Missionare die selbständigen Vereine ihrer Zöglinge begünstigen und pflegen. Es bestehen deren drei, ein litterarischer Klub, in dem allgemein interessante Themata diskutiert werden, ein Verein für praktische Übungen, in welchem theologische Gegenstände behandelt werden, und vor allem ein Missionsverein, der die praktische Missionsarbeit in Angriff nimmt. Zu dem letzteren gehören zur Zeit etwa 30 junge Leute, sie versammeln sich jede Woche einmal zu einer Betstunde, und am Sonntag ziehen sie in Trupps zu fünf oder sechs auf die benachbarten Heidenkraale, um dort mit der Bibel in der Hand das Evangelium zu predigen. Ihre Bemühungen sind nicht ohne Erfolg sowohl unter den Heiden wie an ihren eigenen Herzen. — Zu demselben Zwecke der geistigen und geistlichen Anregung haben es die Missionare durchgesetzt, daß Lovedale zu einer eigenen Post- und Telegraphenstation erhoben ist. Der Verkehr mit den abgegangenen Zöglingen ist dadurch wesentlich erleichtert und vermehrt. Ferner ist eine große Volksbibliothek gegründet für alle derzeitigen und ehemaligen Zöglinge Lovedales, welche sowohl im Institut selbst, wie auch in der Umgebung meilenweit stark benutzt wird. Daneben besteht eine solide theologische Bibliothek für die Zöglinge der oberen Klassen, die Lehrer und die Geistlichen. Endlich werden für alle, welche mit Lovedale in Verbindung stehen und sich für dasselbe interessieren, drei Zeitschriften herausgegeben. Die größte, der Lovedale Christian Express, erscheint monatlich etwa zwei Bogen stark und bringt neben religiösen und belehrenden Artikeln ausführliche Missionsnachrichten aus allen Missionsgebieten, ein rechtes Missionsblatt für eine Missionsgemeinde; sie wird, nach den vor mir liegenden Nummern zu urteilen, ausgezeichnet redigiert. Die zweite Zeitung erscheint in Kaffrisch und hat auch einen Kaffern zum Redakteur. Die dritte, die Lovedale Nachrichten, ist ein specielles Blatt für die Angehörigen und Insassen der Anstalt.

Es kann nicht wunder nehmen, daß zur Leitung einer so großen

Digitized by Google

und mannigfaltigen Anstalt ein bedeutendes Lehrpersonal erforderlich ist. Der Oberleiter des ganzen Instituts, die eigentliche Seele der Arbeit und der geistige Nachfolger des Begründers Gowan ist der ausgezeichnete Geistliche J. Stewart, ein Mann von großen und vielseitigen Gaben und von eisernem Fleiße. Ihm stehen in der Leitung und im Unterricht der Theologen-Schule vier Geistliche zur Seite. Es ist ein erfreuliches Zeichen von freundschaftlichem Entgegenkommen unter den Missionsgesellschaften, daß einer derselben ein Missionar der Londoner Miss.-Ges. ist und von derselben besoldet wird. Neben den Geistlichen stehen sieben europäische wissenschaftliche Lehrer, auf deren Schultern die Hauptlast des Unterrichts in der Normal-Schule und der Mittelschule liegt. Ferner stehen acht Handwerksmeister an der Spitze der Werkstätten, und fünf eingeborene Lehrer unterrichten die mit dem Institut verbundene Elementarschule. Ein Personal von zwanzig europäischen und fünf eingebornen Missionskräften an einem einzigen Institut steht in Afrika einzig da, und mit solcher Hilfe läßt sich schon etwas Bedeutendes leisten.

Aber woher kommt das Geld, um ein so großes Institut zu unterhalten? Wir erwähnten schon, daß die schottische Missionsverwaltung daheim auf dem Standpunkt verharrt, daß sie das ihr anvertraute Geld nur für die eigentliche Missionsarbeit ausgeben dürfe. Demnach figuriert in der letzten Jahresrechnung des Missionskomitees unter dem Titel Lovedale nur die Summe von 50218 M. Das sind aber nur die Gehälter der angestellten fünf Geistlichen (28000 M.), Reisekosten und allgemeine Missionsausgaben (21800 M.). Darin sind noch weder die Gehälter der sieben Lehrer und acht Handwerksmeister, noch die erheblichen Kosten für den Unterhalt so großer Anstalten und so vieler Zöglinge enthalten. Woher kommen diese? Da hat man nun gesagt, die Hauptlast für die Erhaltung Lovedales trage die Regierung des Kaplandes, und man hat daraus der Mission einen Vorwurf gemacht, Lovedale sei eigentlich gar keine Missionsstation, sondern ein staatliches Institut. Allein das ist verkehrt. Der gesamte Zuschuß, den die Kapkolonie im letzten Jahre zahlte, betrug 44200 M. Das ist ja gewiß erfreulich, aber es ist doch noch nicht einmal soviel, als was das heimische Missionskomitee bezahlte. Und daß der Staat zum Unterhalt eines Missionsinstituts einen erheblichen Beitrag leistet, das es sich zur Aufgabe macht, seine Unterthanen zu arbeitsamen und kaufkräftigen Staatsbürgern zu erziehen, ist doch nur in der Ordnung. Lovedale hat aber jedenfalls recht gethan, daß es sich bei einem verhältnismäßig so geringen Staatszuschuß die volle Freiheit und Selbständigkeit der inneren Verwaltung vorbehalten hat. Die bedeutendste

Digitized by Google

Summe zum Unterhalt des Instituts bringen die Zöglinge selbst auf, und zwar einmal in Gestalt der Erträge ihrer Werkstätten und ihrer Ackerarbeit. Diese Erträge finden wir zwar nirgends zu Geld gerechnet; wohl aber wird wiederholt versichert, daß dieselben ganz erhebliche Zuschüsse zum Unterhalt der Arbeitszweige abwürfen. Erstaunlich ist aber die Höhe des Schulgelds, welches die Zöglinge zahlen. Es belief sich im letzten Schuljahre auf 61 775 M. Und das ist nicht etwa eine einmalige, außerordentliche Anstrengung, sondern im Verlauf der Jahre von 1872 bis 1889 waren nicht weniger als 420 380 M. Schulgeld bezahlt worden. Es ist nicht zu erwarten, daß sich ein so großartiges Institut wie Lovedale ganz ohne Zuschuß aus der Heimat erhält, so lange nicht die Regierung einen höheren Beitrag gewährt als bisher. Aber wenn ein solches Institut mit einem jährlichen Etat in Einnahme und Ausgabe von rund 200 000 M. darauf rechnen darf, nur ein Viertel seiner Einnahmen aus der Heimat zu beziehen, so ist das ein außerordentlich günstiges Resultat.

4. Fragen wir schließlich nach den Erfolgen, so ist schon das ein sehr gutes Zeichen, daß trotz der von Jahr zu Jahr im Kapland sich mehrenden Bildungsgelegenheiten der Zudrang von Schülern in Lovedale sich noch stets mehrt. Die öffentliche Meinung spricht über ein Erziehungsinstitut ein gewichtiges Wort, und ihr Urteil lautet, daß Lovedale bis auf den heutigen Tag eine der besten Schulen von Südafrika ist. Der letzte Jahresbericht zählt 444 Knaben im Knabeninstitut, 195 Mädchen im Mädcheninstitut und 140 Kinder in der Elementarschule, und macht dazu die Bemerkung: „mehr konnten nicht aufgenommen werden, weil durchaus nicht mehr Platz vorhanden war." Einen sichreren Maßstab für die Schuleinrichtungen gewähren die Examensleistungen. Rev. Stewart, der bewährte Leiter von Lovedale, hat sich der Mühe unterzogen, in einem sehr lehrreichen Buche, Lovedale past and present, tabellarisch die Leistungen aller größeren Schulen im Bereich der Kapkolonie nach den offiziellen Publikationen zusammenzustellen. Bei weitem die Mehrzahl dieser Schulen ist für Weiße bestimmt, alle sind nach demselben Standard-System geprüft. Stewart hat die Genugthuung zu konstatieren, daß von allen Schulen der Kolonie Lovedale die größte Zahl von Schülern der drei obersten Standards aufzuweisen hat.[1]) Das

[1]) Nämlich 313 in Standard III, 170 in Standard IV, 114 in Standard V, Summa in den drei obersten Standards 597 Schüler. Die nächstfolgende Schule ist das große staatliche Lehrerinnenseminar für Weiße in Wellington mit 411 Schülern derselben Standards. Lovedale überragte also das vorzüglichste staatliche Lehrinstitut der Kapkolonie um 186 Schüler der drei ersten Standards!

Digitized by Google

Lovedale Institut nimmt also die vornehmste Stelle unter allen den 700 höheren Schulen des Kaplands ein, obgleich bei weitem die Mehrzahl seiner Schüler Farbige sind! — Stewart unterzieht sich auch der Arbeit, für einen Zeitraum von 14 Jahren (1873—1886) die Examensleistungen aller Lehrerseminare des Kaplandes und der angrenzenden Gebiete zusammenzustellen; auch diese Zusammenstellung ergiebt das überraschende Resultat, daß von keinem einzigen Seminar so viele Zöglinge die staatliche Lehrerprüfung bestanden haben, als von dem Lehrerseminar in Lovedale; ja, daß selbst wenn wir von der Gesamtsumme aller Bestandenen in Lovedale (184) die Zahl der Weißen abrechnen (24), trotzdem noch die Zahl der Kaffernlehrer (160) mit dem ersten Lehrerseminar für Weiße (welches in dem gleichen Zeitraum 167 Lehrer ausgebildet hat) wetteifert. Diese Zahlen, auf Grund zweifellos zuverlässiger Tabellen zusammengestellt, reden eine Sprache, vor der jeder Zweifel verstummen muß. Die pädagogischen Leistungen des Lovedale Instituts werden von keiner Schule Südafrikas übertroffen.

Aber bei einer Missionsschule wie Lovedale müssen wir mehr in die Tiefe dringen. Der schwerwiegendste Vorwurf, welcher gegen dies Institut erhoben wird, ist nicht, es werde zu wenig, sondern es werde zu viel gelehrt und gelernt. Die Kaffernzöglinge, welche aus dem Institut hervorgehen, seien Treibhauspflanzen, welche für ihre altererbten, bescheidenen Verhältnisse verdorben seien, einen praktischen Gebrauch von den angeeigneten Kenntnissen nicht zu machen verständen und vielfach in das rohe Heidentum zurückfielen. Rev. Stewart hat nun sein Buch, Lovedale past and present, von 642 Seiten hauptsächlich zu dem Zweck geschrieben, um, soweit irgend nachzukommen war, von jedem schwarzen und weißen Zögling, der das Institut von dem Jahre 1841—1887 besucht hat, nachzuweisen, was aus ihm geworden war. Es interessieren uns hier nur die schwarzen Zöglinge, und wir fassen auch von diesen nur die männlichen ins Auge. Es werde ausdrücklich hervorgehoben, Stewart begnügt sich nicht festzustellen, was die Zöglinge gelernt haben, sondern er stellt fest, welche Lebensstellungen sie nach ihrer Entlassung aus der Anstalt bis zum Jahr 1887 eingenommen haben. Die Tabellen, welche durch die sorgfältigsten Detailnachweisungen kontrolliert werden können, konstatieren, daß von 1520 Knaben und Jünglingen sechzehn Geistliche oder Missionare, zwanzig Evangelisten, 251 Lehrer, etwa 350 Handwerker, Polizisten, Telegraphisten, Schreiber oder Dolmetscher gewesen waren oder noch waren — das giebt in Summa etwa 640 Kaffern, die für ihre Verhältnisse hohe Lebensstellungen einnahmen, zu denen sie ohne

Digitized by Google

den Besuch des Instituts nicht fähig gewesen wären. Von dem Rest trieben über 200 Ackerbau auf eigenem Grund und Boden, 15 waren Häuptlinge oder deren Ratsherrn, 70 waren Frachtfuhrleute, 87 waren gestorben und 164 befanden sich noch in Lovedale. Von allen diesen 534 läßt sich doch auch nicht ohne weiteres behaupten, daß der Besuch der Missionsschule für sie nutzlos gewesen sei, wenn man auch vielleicht bedauern kann, daß sie keinen bessern Gebrauch von dem mühsam erworbenen Wissen gemacht haben. Wirklich in das Heidentum zurückgesunken und in demselben untergegangen waren von allen 1520 Knaben nur fünfzehn, also kaum 1%. Stewart legt Wert auf diese Zahl; er macht darauf aufmerksam, daß damit nicht gesagt sei, es hätten nicht mehr heidnische Sünden begangen; deren Zahl sei im Verhältnis zu allen Zeiten in der alten und neuen Christenheit größer gewesen; aber er beteuert, daß er gerade auf diese Nachforschung besondere Sorgfalt verwendet habe, und daß er nach gewissenhafter Prüfung bestätigen könne, daß die Zahl der Rückfälligen thatsächlich nicht größer gewesen sei. Vergegenwärtigen wir uns diese Statistik und lesen wir dazu die Detailausführungen, welche Stewart in extenso giebt, so gewinnen wir in überzeugender Weise den Eindruck, daß durch das Lovedale Institut eine bedeutende Fülle geistiger Kraft und lebendiger Anregung auf die Eingebornen ausgegangen ist, und daß, wenn sie überhaupt aus dem Winterschlafe der Barbarei zu erwecken sind, der Weckruf von ihren in Lovedale erzogenen Landsleuten ausgehen muß. Allerdings ist zur Zeit noch von einem beherrschenden Einfluß auf das geistige Leben der großen Kaffernstämme, von einer Hinkehr zum Evangelium in größerem Umfang, oder auch nur von einem allgemeinen Bedürfnis, aus den alten, verrotteten Zuständen herauszukommen, wenig zu spüren.

Wir gehen noch einen Schritt weiter und fragen nach der Qualität der in Lovedale erzogenen Kaffern und nach der Tüchtigkeit ihrer Leistungen. Da ruht unser Auge zunächst mit Wohlgefallen und Hochachtung auf so bedeutenden und treuen Kaffern, wie Tijo Soga, dem hochbegabten, ersten Kaffernpastor, und William Koji, dem Begründer der Mission unter den Angoni im Nyassa-Land. Wenn wir Stewarts mehrfach erwähntes Buch durchblättern, treffen wir noch eine ganze Anzahl braver, frühverstorbener Menschen, denen ein ehrenvoller Nachruf gewidmet ist. Aber gehen wir mehr ins große: Der Erbfehler der Kaffern und aller Bantustämme ist bekanntlich die Charakterschwäche. Es wird ihnen ungemein schwer, im guten zu beharren und ein übernommenes Amt ohne stete Aufsicht treu zu verwalten. Es fehlt deshalb nicht an Klagen über die Lehrer,

Digitized by Google

besonders in entlegenen, selten inspizierten Schulen, daß sie es an dem rechten Eifer und der Treue fehlen ließen, daß sie viel mehr Fortschritte in ihrem Wissen als in ihrer sittlichen Entwicklung gemacht hätten u. s. w. Es wäre unrecht, sich an solchen Vorwürfen zu stoßen. Treue und Stetigkeit lernt ein Volk langsam, zumal die Bantuneger. — Wir hören ferner nichts von wissenschaftlichen Leistungen, auch der begabtesten Kaffern: selbst Tijo Soga hat doch nur sehr wenig geschrieben, und die Revision der Kaffernbibel ist fast ausschließlich von den europäischen Missionaren geleitet und durchgeführt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß in Deutschland mehrere Jahrhunderte nach der Einführung des Christentums vergingen, ehe ein Deutscher im Heliand den Versuch machte, die christlichen Gedanken selbständig zu verarbeiten. — Die technischen Leistungen der Kaffernhandwerker sind im Durchschnitt sehr mäßig; kein Kaffer hält in demselben Arbeitszweige die Konkurrenz mit einem Europäer aus. Er bedarf steter Aufsicht und Anleitung bis ins einzelne, wenn er etwas Erträgliches zustande bringen soll. Ist er sich selbst überlassen, so wird seine Arbeit unschön, ungenau und flüchtig. Aber ist es billig zu erwarten, daß Leute, welche eben erst aus der Barbarei auftauchen, — ist doch für viele von ihnen eine gerade Linie zu zeichnen recht schwer, und ein paar Parallelen oder ein Rechteck ein schwieriges Kunstwerk! — nach fünf Lehrlingsjahren ausgezeichnet geschickte Künstler sein sollen?

Fassen wir unser Urteil über Lovedale zusammen, so möchten wir wohl wünschen, daß die geistigen Anforderungen im ganzen und im einzelnen etwas niedriger gehalten werden könnten; wir sehen aber ein, daß dieser Wunsch leichter ausgesprochen als durchgeführt ist; denn Lovedale kann seinen Ehrenplatz unter den Schulen Südafrikas nicht aufgeben. Aber es ist etwas Großes, daß die leistungsfähigste Schule Südafrikas eine Missionsschule ist, daß durch dieselbe fast die Hälfte der Zöglinge zu Lebensstellungen und Berufszweigen befähigt wird, welche ihnen sonst verschlossen wären. Und es erfüllt uns als Missionsfreunde mit tiefem Dank, daß jahraus jahrein Scharen von den begabtesten Farbigen als Christen Lovedale verlassen und mit verschwindenden Ausnahmen in ihrem Christentum beharren. Vielleicht ist dies das wichtigste, daß vermittelst dieses Instituts die Blüte und der Kern der Kaffernjugend, die Hoffnung des Kaffernvolkes für Christum gewonnen wird.

Digitized by Google

Die Mission in den Centralprovinzen von Brit. Ostindien.

Eine missionskritische Studie zugleich als orientierende Übersicht.

Von D. Grundemann.

(Schluß.)

Doch zurück nach Dschabalpur. Vor 30 Jahren finden wir dort den Rev. Elias Champion, einen jedenfalls bedeutenden, hingebungsvollen Mann, schon völlig eingearbeitet. Er ist sich seiner Hauptaufgabe, der Gôndmission, völlig bewußt. Er sieht klar die Notwendigkeit ein, als elementares Mittel die Gôndsprache zu benutzen, obwohl das Hindi wird als Kirchensprache verwendet werden müssen. Er reist viel mit einigen Katechisten, z. B. 1864 900 englische Meilen und besucht nicht weniger als 250 Dörfer. Aber die Bande, welche ihn an Dschabalpur und die dortige Arbeit fesseln, werden immer fester und lassen ihn nur in ungenügendem Maße zu seinem „erwählten Werke" kommen. Im folgenden Jahresberichte werden die Gônds gar nicht erwähnt. Weiterhin nur gelegentlich mit der Klage, daß die Kräfte für sie fehlen. 1867 erfahren wir, daß ein Katechist für die Gônds angestellt war. Aber wie und wie lange er arbeitete, ist nicht zu ersehen. Dann erhält der Missionar seinen Urlaub (70—72) und kehrt gekräftigt aus der Heimat zurück, um einen neuen Anlauf für die Gôndmission zu machen. Nach einem Jahre berichtet er, daß er auf dies Werk zu Zeiten mit Hoffnung, zu Zeiten mit Entmutigung sehe. . . . . Die Fassungskraft der Gônds sei gering und ihr Gedächtnis schwach für solche Ideen, wie wir sie ihnen mitzuteilen wünschen. Doch meint er nun das rechte Mittel gefunden zu haben, nämlich die Gründung einer christlichen Ackerbaukolonie. Wie es scheint, wurden frühere Zöglinge des Waisenhauses von Dschabalpur irgendwo im Gôndgebiete angesiedelt — wahrscheinlich in Mandla, wo auch ein Katechist angestellt wurde. Aber man erfährt nicht viel von der Kolonie und nach zwei Jahren heißt es: die Arbeit unter den Gônds ist erst in den Anfängen — mehr als 20 Jahre nach ihrer Gründung. Und doch wird die Dringlichkeit der Arbeit erkannt, da der Hinduisierungsprozeß, welcher schließlich der Mission die Thüren verschließen muß, schnell fortschreitet. Endlich 1878 werden für Dschabalpur selbst die nötigen Kräfte gewährt, so daß sich Ch. ausschließlich den Gônds widmen kann; ja man sendet ihm einen Gehilfen für dieses Werk, den Rev. H. D. Williamson, der mit großem Eifer und bewundernswerter Hingebung in dasselbe eintritt. Er reist ohne Pferd und ohne Zelt und übernachtet in den Hütten

Digitized by Google

der Gônds oder unter ihrer Veranda. Er erduldet die nicht geringe Insektenplage und allerlei Unfälle, wie ihm z. B. einmal, als er müde auf seiner Matte schläft, sein Zeug von einer hungrigen Kuh zerfressen wird! Er sucht auf alle Weise den Leuten nahe zu kommen und bemüht sich, ihre Sprache zu lernen. Früher ist davon noch nie die Rede gewesen. Wenn Ch. auch die Notwendigkeit anerkannte, so scheint er sich doch vorwiegend des Hindi bedient zu haben; es ist nicht ersichtlich, ob er überhaupt Gôndi einigermaßen bemeistert hat. Die hier leider versäumte linguistische Arbeit haben die Missionare der Freikirche inzwischen aufgenommen und das Ev. Matthäi ist schon 1872 gedruckt. Aber es fehlt an einer Grammatik. W. muß die ganze linguistische Arbeit von vorn anfangen.[1]) — Das Werk nimmt bald eine hoffnungsvollere Gestalt an. Endlich wird 1880 der Sitz der Mission nach Mandla (10. d. M. s. s. o.) verlegt, das ist zwar auch noch eine Hindustadt, aber den Gonddörfern bedeutend näher. Ch. war nach einem abermaligen Urlaub zurückgekehrt, aber nur mißtrauisch (with a great amount of diffidence) in die Arbeit, für die er einst so begeistert war, eingetreten. Ein Jahr später scheidet er aus der Mission und geht nach Australien.

In der Folge erscheint die Gôndmission nach Überwindung der nötigsten Vorbereitungen wirklich im Betrieb. Das Vertrauen ist in weiten Kreisen gewonnen. Sie hören gern die schlichte Predigt des Abends beim Feuer, wo auch die laterna magica ihre Anziehungskraft übt. Ihrer viele vernachlässigen ihre Götzen und „nehmen den Namen Christi an," wie sie sagen, und zwar nicht Individuen, sondern kompakte Gruppen, so daß bereits die sichere Hoffnung ausgesprochen wird, daß nach erfolgtem Durchbruch ganze Dorfschaften übertreten werden. Das Verständnis ist noch sehr gering; von geistlichem Sehnen und Streben noch keine Ahnung; hier und da werden die alten Götzen und Christus nebeneinander angerufen, anderswo ist man fest überzeugt, daß Christus allein der wahre Gott ist — wie in jenem Dorfe, wo eine Frau nach dem

[1]) Nach meiner Auffassung hätte die Sache bedeutend erleichtert und weiter gefördert werden können, wenn man W. veranlaßt hätte, schon in England, etwa unter Anleitung eines heimgekehrten Telugu- oder Tamulenmissionars, sich mit dem Bau der dravidischen Sprachen bekannt zu machen. Caldwells vergleichende Grammatik würde dabei treffliche Dienste geleistet haben. Es könnte ein großes Maß wertvoller Kraft für das Missionswerk erspart werden, wenn man alle in der Heimat mögliche Vorbereitung hier, und nicht erst auf dem heißen Arbeitsfelde machen ließe. — Sollten übrigens die obigen Zeilen jemals zur Kenntnis des Herrn W. kommen, so sei hier ein herzlicher Gruß hinzugefügt von dem Fremdling, der am 20. nach Trin., 1890 seine Abendpredigt im Kirchlein zu Narsinghpur hörte.

Digitized by Google

Gebet zu ihm Kindersegen erlangt hatte, um den sie die Götzen lange vergeblich angerufen. (Int. 85, 297). Die Waisenhäuser, welche die Hindumission als eine nicht eben förderliche Mitgift nach Mandla mitgegeben hatte, werden nach Sikandra verpflanzt. Die Gründung einer Kostschule verzögert sich leider. Dagegen ist es ein wichtiger Schritt, daß ein Katechet sich dazu versteht, mit seiner Familie in einem Gönddorfe, Marpha, Wohnung zu nehmen. 1885 wird der Erstling, ein Gönd-Faqîr, getauft. Zwei Jahre später werden 90 Christen angegeben. Die Kostschule mit einem europäischen Missionar wird in einem Dorfe gegründet (1889 verlegt nach Diuari). In Marpha sind jetzt vier europäische Evangelisten stationiert. Die Zahl der Christen war nach der letzten Angabe auf 121 gestiegen. Von der ersten Taufe an gerechnet war diese Gemeinde in sechs Jahren gesammelt worden, während in Dschabalpur 20 Jahre erforderlich waren, um 128 zusammen zu bringen. Der Unterschied springt in die Augen.

In der Kolsmission sind die Fortschritte noch viel bedeutender gewesen. Dort hatte die Bewegung zum Christentum ein ganz besonders wirksames, sociales Element in sich. Ich wage nicht, die entsprechende Parallele für die Göndmission zu ziehen, da mir ausreichendes Material in diesem Punkte fehlt. Nach einiger Andeutung (1885) aber möchte ich vermuten, daß man etwas zu vorsichtig ist, um zu verhindern, daß sich die Gönds nicht auf irgend welche äußere Unterstützung verlassen. Die Beweggründe, ihre Knaben in die Schule zu schicken, sollten geistiger Art sein. Das scheint in der Anfangsperiode etwas zu viel erwartet von Leuten, für die das Beispiel jenes Mannes einigermaßen charakteristisch sein dürfte, der nicht imstande war, aus dem ihm wieder und wieder vorgesprochenen Vater unser etwas anderes sich anzueignen, als die vierte Bitte.

Vor 30 Jahren wurde das in Rede stehende Feld zur Gründung einer Göndmission besetzt. Jetzt haben wir dort A. eine alte, gar nicht sehr wachstumsfähige Hindumission und daneben B. eine noch recht junge, fröhlich aufsprießende und versprechende Göndmission. Wie anders würde die Sache liegen, wenn man 1854 die Station in Mandla angelegt, 4—6 Jahre später auch Marpha und Diuari besetzt und gleich von vornherein wirklich Göndmission getrieben hätte! Möchten doch solche Beispiele mehr beachtet werden!

Doch schon zu lange verweilte ich bei dieser einen Mission der Centralprovinzen. Nur in Kürze kann ich die andern erwähnen. Die schottische Freikirche hatte, wie schon erwähnt, ihre Station in Nagpur bereits seit 1845, auf der sich die Verhältnisse ganz ähnlich entwickelten, wie in Dschabalpur. Die Gemeinde ist zwar auf 265 Seelen gekommen, steht aber doch ziemlich zurück hinter den Schulen mit 1031

Digitized by Google

Schülern. Von hier aus sind weitere Stationen gegründet in Bhandara, Wardha und Amrawati — alles Hindustädte, in denen in derselben Weise mit Bazárpredigt, Schulen, ärztlicher Mission, Kolportage und Senanamission gearbeitet wird. Die Gemeinden zählen 123 Seelen. Das Bedürfnis einer direkten Arbeit für die Gônds führte 1866 zur Gründung der Station zu Tschindwara, einer 15 deutsche Meilen nördlich von Nagpur gelegenen Distriktsstadt mit 8600 Einwohnern. Missionar Dawson legte sich eifrig auf das Studium der Gôndsprache, verfaßte einen Abriß der Grammatik, übersetzte einige Teile des N. T., Schulbücher ꝛc. Dabei war er mehrere Monate im Jahre auf Reisen von Dorf zu Dorf. Bald aber finden wir auch hier die Missionsthätigkeit hauptsächlich auf die Stadt konzentriert in Bazárpredigt, Schulunterricht ꝛc. Weitere europäische Kräfte wurden für diese Arbeiten nicht gewährt; Dawson blieb mit seinem Katechisten allein. Einige einzelne Gônds wurden wohl getauft; aber im ganzen scheint es, daß hier von einer weitergehenden Bewegung, wie bei Mandla und sonst unter Aborigines, nichts zu spüren war. Anfänglich zeigen die Berichte weitgehende Hoffnungen, später finden sich Spuren von Entmutigung. Es wird geklagt, daß die Gônds von sehr geringer Fassungskraft seien. Auf den Reisen werden Traktate in Hindi, Urdu und Maráthi verkauft, es wird Senanamission begonnen und die Rubrik Gôndmission verschwindet aus den Jahresberichten. Tschindwara ist eine Station der Nagpurmission geworden — trotz der noch fortgesetzten Reisen, eine Stadtmission für die Hindubevölkerung. Als Dawson starb 1885, hatte die Missionsleitung keine weitere Freudigkeit zur Fortführung dieser Station, sondern übergab sie der schwedischen Vaterlandsstiftung.

Dieses Unternehmen der schottischen Freikirche war also mißlungen. Es würde für die indische Mission sehr lehrreich sein, wenn die Ursachen solches Mißlingens gründlich erforscht würden. Lag es etwa an den Gônds im Tschindwara-Distrikt, die dort zahlreicher sitzen als in andern Landschaften? Sind sie anders geartet, als ihre Brüder im Mandla-Distrikt? Oder lag es an der Missionsmethode, an den zu hohen Erwartungen, die man von diesen (s. v. v.!) Naturkindern hegte, und den Forderungen, die man an sie stellte? Oder waren es die außerordentlichen Schwierigkeiten einer solchen Mission, die ihren Sitz eigentlich mitten unter den Dörfern der Aborigines haben und sich möglichst von der bunt gemischten Stadtbevölkerung frei halten sollte? Jedenfalls haben in der Missionsleitung darüber Erwägungen stattgefunden; leider hat die Freikirche von dem einst mit großen Hoffnungen begonnenen Unternehmen

Digitized by Google

endgiltig die Hand zurückgezogen und besitzt in den Centralprovinzen nur noch Missionen, die dem Muster A. entsprechen.

3. Die evangelische Vaterlandsstiftung hatte im Jahre 1878 ihre Mission auf diesem Gebiete begonnen und ausdrücklich als vornehmlichstes Ziel derselben die Evangelisierung der Gônds bezeichnet. Darum wurden, sobald die Mittel es erlaubten, diejenigen Distrikte besetzt, in denen jene am stärksten vertreten sind, nämlich Narsinghpur, Sâgar (Saugor), Betul und zuletzt Tschindwara. Man hätte nun erwarten sollen, daß man nach den vorliegenden Erfahrungen die Arbeit möglichst von vornherein nach dem Muster B. gestaltet haben würde. Trotzdem sehen wir auch hier wieder die Stationen in den Hindustädten angelegt, vielleicht mit der einen Ausnahme von Nimpani. Ich finde nichts Näheres über diesen Ort. Nun ist zwar anzuerkennen, daß die Gônds von den Schweden nicht aus den Augen verloren sind. Dennoch ist die Arbeit keineswegs speciell für diesen Zweig der Bevölkerung eingerichtet. Ich habe vergeblich nach einer Angabe darüber gesucht, ob die Missionare oder wenigstens einige von ihnen des Gôndi mächtig sind oder es studieren. Nur einen von ihnen lernte ich persönlich kennen und gedenke seiner in herzlicher Verehrung; aber ich kann mich nicht entsinnen, daß wir über die Gônds gesprochen hätten. Er hatte eine ausgedehnte Hinduschule gehabt, die wegen Zulassung von niederen Kasten zu Grunde gegangen war. Aus einer der letzteren hatte er eine größere Anzahl Freunde gewonnen, die das Wort Gottes gern hörten. Aber kurz vor meinem Besuch hatte ein Methodist alle diese ca. 50 Personen, ohne daß sie recht wußten, was geschah, getauft. Infolge dessen wurde die Station aufgegeben. Auf einigen Stationen besteht die Arbeit ganz überwiegend in den bekannten Einrichtungen der Hindumission. Auch die Distriktsreisen gelten keineswegs vor allen den Walddörfern, der Gônds, sondern es werden z. B. die Götzenfeste der Hindus aufgesucht. Der Bücherverkauf bezieht sich schwerlich auf die wenigen von Dawson übersetzten Büchlein, zumal die Kunst des Lesens nur in seltenen Fällen vorkommt. Im übrigen finden wir Basârpredigt, Schulen, Waisenhäuser, Sonntagsschule, ärztliche Thätigkeit, Senanamission, ja sogar Vorlesungen für gebildetere Eingeborne und Seelsorge für englische Soldaten. So schätzenswert auch die letzteren Arbeiten sein mögen, so gehören sie doch nicht in die Gôndmission. In einem der Jahresberichte scheint man es gefühlt zu haben, daß das hauptsächlichste Ziel dieser Mission gar sehr in den Hintergrund getreten ist; denn es wird wie zur Entschuldigung ausgeführt, daß die meisten Gônds mit Hindus vermengt lebten, mit ihnen in Be-

Digitized by Google

rührung ständen und ihre Sprache und Religion angenommen hätten. Diese Darstellung ist nach andern Mitteilungen nicht zutreffend. Jedenfalls besteht die starke Scheidewand noch zwischen den zwei Arten der Bevölkerung. Wenn auch Hindi überall gebraucht wird, so ist es doch nicht das Mittel, durch welches man jenen Waldleuten ans Herz käme. Die Erfahrungen, welche die Goßnerschen Missionare mit dem Mundari und Urao gemacht haben, sind in dieser Beziehung beachtenswert. Auch der Einwand, daß das Göndi sehr unentwickelt sei, ist nicht stichhaltig, denn ein Volk ist eben nicht weiter entwickelt als seine Muttersprache und die Mission muß sich auf das Niveau der letzteren herablassen, um eine neue Entwicklung möglich zu machen. Endlich wird in jenem Jahresbericht angeführt, daß die Ortschaften der Gönds so ungesund gelegen seien, daß Europäer meist dort nicht wohnen könnten. Die Thatsache der neusten Gönd-Stationen der Kirchenmission widerlegt diese Auffassung. — Unverkennbar befindet sich jetzt die schwedische Mission in einem ähnlichen Zustande wie die Dschabalpur-Mission unter Champion: Ganz überwiegend Hindumission und daneben etwas Göndmission, die jedoch ohne systematischen Betrieb nicht vorwärts kommt und darum immer mehr in den Hintergrund tritt. Möge es nicht dahin kommen, daß man ihrer gar überdrüssig wird. Folgendes sind die letzten statistischen Angaben dieser Mission: Stationen mit Gründungsjahr: Sāgar (1878), Betul mit Badnur (1880), Tschindwara (1885), Nimpani, zwei Meilen von Betul (1886), Amarwara 1888. 9 schwedische Missionare, 8 eingeborne; 100 Christen, 37 Kommunikanten, 239 Schüler (darunter 61 Mädchen).

4. Eine Quäker-Mission besteht seit 1874 in Hoschangabad, Sohagpur (1878), und Sihor (1891). Nach den wenigen Angaben, die ich darüber finde, scheint auch hier das Werk ganz nach Schema A. eingerichtet. Auf der ersteren Station befinden sich 10 Kirchenglieder. Ebenso wird mannigfache, städtische Missionsarbeit getrieben.

5. Die Original Secession Synod M. wirkt seit 1872 zu Sioni bei geringen Mitteln mit vielem Eifer. Die Predigtreisen erstrecken sich, wie es scheint, nicht in die Gebiete der Gönds. Früher wurde einmal der mißlungene Versuch mit Dorfschulen erwähnt. Zuletzt wurden 16 Kirchenglieder neben größeren Schulen, Waisenhaus, Senanamission ꝛc. angegeben.

6. Die den etwas prätentiösen Namen „Foreign Christian Mission Society“ führende Gesellschaft, von der man gelegentlich erfährt, daß sie der Denomination der „Jünger Christi“ angehört,

Digitized by Google

hat seit 1882 auf diesem Gebiete eine Station im Nárbadda-Thale: Harda (1 Missionar, 72 Schüler, 650 Sonntagsschüler) und 3 in der östlichen Landschaft Tschhatisgarh, nämlich: Bilaspur (3 Missionare, 16 Kommunikanten, 30 Schüler), Mungeli (2 Missionare, 6 Kommunikanten, 15 Schüler) und Tschampa (Angaben fehlen).

7. Eine ganze Reihe von sog. Faith Missionaries (Glaubensmissionaren) haben ihre Arbeit in den Centralprovinzen gesucht. Über ihre Grundsätze ist in diesen Blättern mehrfach die Rede gewesen. Sie scheinen sämtlich hingebungsvolle Leute zu sein, aber einseitig der organisierten Mission abhold, meist ohne specielle Vorbildung und sämtlich einer individualistischen Auffassung ergeben. Neuerdings hat sich in London eine Kurku and Central Indian Hill Mission konstituiert, die die Ausbildung, Aussendung und den Unterhalt von solchen Sendboten vermittelt. — A. Norton, ein amerikanischer Methodist, kam 1874 nach Ellitschpur. Er faßte sehr bald mit treffendem Blicke die Kurkus ins Auge. Aber es scheint, ihm fehlte das Verständnis für die stille, langsame Geduldsarbeit, die als Vorbereitung nachhaltiger Erfolge erforderlich ist. Sehr bald taufte er 70 von dem genannten Stamme. Zehn Jahre später finden sich aber nur 17 erwähnt. Er hat sodann seinen Sitz nach Bhaisdehi (Ebenezer, in der Nähe von Burhanpur) verlegt und mehrere Gehilfen gefunden, so daß er zwei andre Plätze besetzen konnte. Die oben genannte Gesellschaft steht in Verbindung mit ihm. — Nach Basim kam 1879 eine aufopferungsvolle, aber, wie es scheint, etwas abenteuerliche Amerikanerin, die mit einigen eingebornen Gehilfen zu Fuß auf die Dörfer ging (ein großer Verstoß gegen die indischen Sittlichkeitsbegriffe), predigte und gelegentlich taufte. Später kamen drei andre Damen dazu. Infolge der Verheiratung der Stifterin entstanden Mißverständnisse, die sie samt ihrem Gatten auf andre Arbeitsfelder führten (z. B. nach der Militärstation Kampti, wo sie sieben Soldaten bekehrten). Sie kehrten jedoch 1886 nach Basim zurück, wo damals ein Waisenhaus mit 16 Mädchen (11 bekehrten) bestand. 1889 werden 20 Kommunikanten gemeldet. In Burhanpur und Akola und Ellitschpur wird ähnlicherweise von unabhängigen Missionaren gearbeitet; ebenso in Bordhai (zwischen Betul und Tschindwara), wo ein ausgetretener schwedischer Missionar seinen Sitz hat.

Es ist kaum anzunehmen, daß von den genannten Orten eine systematische Arbeit unter den Aborigines getrieben wird, die wir unter Rubrik B. zu bringen hätten. Leider sind vollständige Angaben über die äußeren Erfolge nicht zu erlangen. Nach den einzelnen Zahlen aber, die

Digitized by Google

sich gelegentlich finden, sehen wir genügend, daß es auch hier geht, wie sonst in den Hindumissionen.

8. Nunmehr kommen wir zu einer Mission, welche von den bisher erwähnten merklich abweicht. Die der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika in der Landschaft Tschhattisgarh hat es zwar nicht mit den Gônds zu thun. Dennoch ist ihre Thätigkeit ganz vorwiegend einer besonderen Klasse der Bevölkerung zugewendet. Ursprünglich war bei der Gründung 1868 die Sekte der „Satnamis" (Verehrer des wahren Namens) ins Auge gefaßt, welche vor 50—60 Jahren ein Guru unter Verwerfung alles Götzendienstes gestiftet hatte, und die damals unter der Leitung seines Sohnes stand. Die auf diese Leute mit reineren religiösen Begriffen gesetzten Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht. Dagegen hat die Mission in der Schicht der Bevölkerung, welcher sie entstammen, einen verhältnismäßig sehr fruchtbaren Boden gefunden. Es sind die Tschamârs, anderwärts als die geringsten unter den Kastenlosen bekannt, welche die Straßen zu kehren und das gefallene Vieh abzuledern haben, hier jedoch Ackerbauer, wenngleich sehr bedrückt von den herrschenden Hindus. Die Hauptstation befindet sich nicht in einer größeren Stadt, sondern in der Nähe eines Ortes Bisrampur, den man auch auf guten Karten nicht verzeichnet findet. Sie bildet ein sog. „Institut". Ob es nach den vorliegenden Erfahrungen richtig war, ein solches anzulegen, ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls müssen wir uns herzlich freuen über die blühende christliche Ackerbaukolonie, die dort entstanden ist. Hier finden wir eine Gemeindeschule (sehr verschieden von den oben erwähnten Schulanstalten) und eine Reihe von Dorfschulen. Die Thätigkeit beschränkt sich nämlich nicht auf diese Kolonie, sondern in verschiedenen Dörfern hat die Mission ihre Anhänger, und weit und breit reicht der Einfluß, der besonders durch Verteilung von Medizin geübt wird, so daß das Vertrauen großer Kreise der Tschamâr-Bevölkerung gewonnen ist. Die Übertritte erfolgen meistens familien- oder gruppenweis und sind augenscheinlich beeinflußt durch die sociale Lage. Man versteht es hier, sich auch des äußeren Elendes der armen Unterdrückten anzunehmen und diese Barmherzigkeit wird die Brücke, die sie zu „der größten Barmherzigkeit Gottes" hinüberführt, wie dies sehr bezeichnend in einigen Briefen dieser Christen an die Leiter der Mission ausgesprochen ist.

Neben dieser Station ist die zweite in der Hauptstadt der Landschaft, Raipur angelegt; wo etwas mehr nach Art der städtischen Hindumission gearbeitet zu werden scheint. Indessen bilden auch hier die umliegenden Dörfer das Hauptziel, und die dritte Tschandkuri scheint ganz Dorf-

Digitized by Google

mission zu sein. In 24 Jahren hat diese Mission 1006 Christen gesammelt, während die Kirchen-Missions-Gesellschaft zu Dschabalpur in 38 Jahren 165 sammelte und die schottische Freikirche mit weit mehr Mitteln und Kräften in 47 Jahren es auf 388 brachte.

Rechnen wir aber einmal die Gemeinden aller jener 7 nach Schema A arbeitenden Missionen zusammen. Leider fehlen von einigen die Angaben, aber wir ergänzen sie durch angemessene Schätzungen und finden 943 Christen. Dagegen hat die Gönd- und Tschamär-Mission (B) 1127 aufzuweisen, obgleich die in derselben verwendeten Kräfte ungleich geringer waren. Rechnen wir nämlich nach Jahresarbeiten, die Lücken in ungefährer Schätzung ergänzend, so erhalten wir 480 A = 943,

110 B = 1127,

woraus sich abgerundet die Gleichung ergiebt: A : B = 2 : 10,
das bedeutet, die Mission nach Schema B leistet fünfmal mehr als die nach Schema A.

Ich lege dieser statistischen Formel keinen übertriebenen Wert bei. Viele Wirkungen der Mission entziehen sich unsrer Wahrnehmung vollständig und sind in Zahlen nicht auszudrücken.

Aber hier handelt es sich zunächst nicht um die verborgenen Wirkungen, die einst in Zukunft zu Tage treten werden, und die auch bei der Mission unter der Rubrik B keineswegs fehlen; sondern hier handelt es sich um Früchte, die jetzt in unsrer Zeit vor unsern Augen reifen können, wenn sie zweckmäßig behandelt werden, und die wir in die sichtbare Kirche einführen können.[1]) In dieser Beziehung ist ein ganz außerordentlicher Unterschied zwischen A b und B c der Basarpredigt auf Hindumärkten und der regelmäßigen Dorfpredigt vor Aborigines oder irgend einer homogenen Abteilung der Bevölkerung unbestreitbar. Und ebenso verhält es sich mit manchen andern Zweigen der Missionsthätigkeit. 20 halbnackte Göndschüler, die mit Mühe in der armseligen Lehmhütte zusammengebracht werden, sind für die Sammlung christlicher Gemeinden mehr wert als 1000 gut gekleidete Hindu und Mohammedanerknaben in dem Prachtbau der englischen Schule, von denen etliche vielleicht bald den Doktorhut erlangen.

Ich glaube, daß jener höchst beachtenswerte Unterschied, den ich hier für ein einzelnes Feld nachzuweisen versuchte, für ganz Indien gilt und zwar für einige andre indische Gebiete in einem noch viel höhern Maße, so daß die in großen Zahlen ausgedrückten Erfolge der Mission im ganzen, zum

[1]) Mögen sie gleich wie manch ein edler Apfel im Keller erst die volle Reife (Lagerreife) nach geraumer Zeit erlangen.

Digitized by Google

allergrößten Teil das Ergebnis einer nach Mitteln und Kräften sehr beschränkten Arbeit sind, während eine sehr ausgedehnte Arbeit mit Verbrauch vieler Mittel und Kräfte nur ganz geringe Erfolge hat. Sollten andre durch diese Studie angeregt ähnliche Forschungen anstellen und dabei zu andern Ergebnissen kommen, so will ich mich gern belehren lassen. Aber diese Zeilen werden auf alle Fälle, wenn sie zu weiteren Untersuchungen führen, der großen Sache irgend welchen Dienst leisten.

Um aber der Überschrift gerecht zu werden, muß ich schließlich noch kurz die Übersicht über die Mission in den Centralprovinzen vervollständigen und habe

9. eine anglikanische Mission in Tschanda zu erwähnen, die 1872 von einem eingebornen hochkirchlichen Geistlichen gegründet, später von der Cowley-Brüderschaft übernommen wurde. Sie sollen unter der niedern Kaste der Mhar (Mahâr?) Eingang gefunden haben. Vahl in seiner jüngsten Statistik schreibt ihnen für Indien 120 Kommunikanten zu. Aber es ist doch nicht mit Sicherheit ersichtlich, ob sich dies auf Tschanda bezieht. Jene Zahl würde auf 3—400 Christen schließen lassen. Möglich, daß wir es hier auch noch mit einer in die Rubrik B gehörigen Mission zu thun haben.

10. Endlich aber ist noch eine Mission zu erwähnen, die weder unter A noch unter B paßt, sondern etwas Apartes ist, die der amerikanischen bischöflichen Methodisten. Dieselben arbeiten mit großem Eifer und außerordentlichem Aufwand von Mitteln und Kräften seit 1858 in Nordindien. Ihr ausgesprochenes Ziel war nur, wahrhaft Bekehrte zu taufen und Gemeinden wahrhaft gläubiger Christen zu sammeln. Nach 20—25 Jahren aber belehrte sie der numerisch keineswegs ihren Erwartungen entsprechende Erfolg, daß sie in ihren Missionsgemeinden auch nur Leute, wie die Getauften in Amerika hätten, die auch noch erst der Geistestaufe und der besonderen Bekehrung bedürfen. Seitdem haben sie ihre Praxis verändert. Zum Teil ist es geradezu ausgesprochen, daß eine doppelte Missionsarbeit nötig sei, erstens, die Heiden möglichst schnell in christliche Gemeinden zu sammeln und zweitens, sie sodann mit allem Nachdruck unter Anwendung der bekannten Mittel zur Bekehrung zu bringen.

So sehr sie nun auch mit jener Scheidung eine bisher in Indien leider sehr verkannte Wahrheit getroffen haben, so sehr sind sie doch in das Gegenteil umgeschlagen und in die größten Verkehrtheiten geraten, indem sie, wo sie es vermögen, möglichst große Scharen fast ohne alle Vorbereitung taufen. Auf den Melas z. B. kommen ganz unglaubliche

Digitized by Google

Dinge vor, daß fremde Leute, deren weitere Entwicklung sich dem Einfluß der Missionare entzieht, getauft werden — gelegentlich sogar, ohne daß die Täuflinge wissen, was eigentlich mit ihnen geschieht.

Dieser verzweifelte Versuch, der auch wieder wie die erste Praxis aus Mangel an Geduld entspringt, muß in die Mission unsägliche Verwirrung bringen. So ist es bereits in den Centralprovinzen geschehen. Die Vertreter der genannten Denomination sind in die schon von andern Gesellschaften bearbeiteten Felder eingedrungen. Der oben erwähnte Fall von Narsinghpur, wo sie der schwedischen Mission ihre Inquirer geradezu wegtauften, ist charakteristisch. Sie zählen ihre Getauften nach großen Zahlen, die man aber noch nicht im Jahresberichte findet, wo übrigens offen zugestanden wird, daß viele derselben ihr Christentum nicht mehr anerkennen, andre sich von ihrer Kaste nicht trennen mögen, während die meisten vom christlichen Leben sehr wenig wissen. Was daraus werden wird, ist noch nicht abzusehen. Daß vor allen Dingen eingeborne Helfer herangebildet werden müssen, ist jenen bischöflichen Methodisten klar. Dazu ist mit australischem Gelde ein Seminar in Narsinghpur gegründet worden. Die andern Stationen sind Dschabalpur, Tschindwara, Harda und Burhanpur mit Khandwa — lauter Stationen andrer Gesellschaften, in die sich die Neuerer in nicht schöner Weise eingedrängt haben. Das wird noch viel Verwirrung geben. Aber Gottes Wege und seine Gerichte werden auch diese Verwirrung entwirren.

Die Christenverfolgungen in China 1891—1892.[1])

I. Die Vorboten. Als solche sind die Vorgänge in Szechuan 1886—1890 zu betrachten; denn es gärte schon längere Zeit unter dem Volke. Der Hergang war folgender:

Im Juli 1886 wurden die Missionshäuser in Chungking geplündert und niedergebrannt. Es traf die Römische, Method. Episkopal und die China Inland Mission. Ein Katholik Namens Lo, wurde mit seinen Freunden, die bei ihm zu einem Begräbnis versammelt waren, von den Aufrührern überfallen und Lo fand seinen Tod.

In Lung-chui bei Tawan, wo etwa 600 Christen sind, ging ein Gerücht, daß am Feste Liukwan ein Angriff gemacht werden sollte. Der Mandarin erließ eine Proklamation, um das Volk vor Aufruhr zu warnen. Der Pöbel aber verachtete die Drohung und plünderte und verbrannte die Kirche und zwei Schulen. 70 Familien flüchteten in die Berge, um ihr Leben zu retten.

[1]) Nach der Schrift The antiforeign riots in China. Von Missionar Maus. Zur allgemeinen Orientierung vergleiche diese Zeitschr. 1891, 492. 539. 1892, 89. 247. 1893, 472.

Digitized by Google

Sie mußten Häuser und Besitz dahinten lassen; alles wurde ein Raub der Flammen; der grausame Pöbel verschonte nichts. Ähnliche Freveltaten geschahen in Mapao trotz der Drohung des Mandarins. Das war am 21. Juli.

Am nächsten Tage folgten in Keongao, Minkiang, Wanku, Chewan, Ongimiao ähnliche Angriffe. Die Aufrührer erregten die ganze Gegend und verkündigten, sie hätten Befehl vom Kaiser und den Beamten, das Christentum auszurotten. Pater Coupat floh in das Yamên des Präfekten, während viele Christen ihr Heil in der Flucht suchten. Einer der Aufrührer, der einen Soldaten verwundet hatte, wurde erschossen.

Ein Kommissär wurde von Chingtu, der Provinzialstadt zur Untersuchung gesandt; aber anstatt die Sache zu untersuchen, tadelte er das Volk über ihr Christwerden, hinzufügend: Wäret ihr Confucianer geblieben, so wäre diese Verfolgung nicht über euch gekommen.

Im November 1886 langte ein amtliches Schreiben an, daß 15000 Taels als Schadenersatz zu zahlen seien; aber keiner der Verfolger wurde bestraft. So brachte die Regierung die Vorgänge von 1886 ins reine.

Im März 1888 begannen die Katholiken in Lung-chui die 1886 zerstörte Kirche wieder aufzubauen; aber im Juli am Liukwanfeste wurde die Kirche abermals eingerissen und verbrannt. Die Christen wurden ähnlich heimgesucht wie im Jahre 1886. Zweimal wurden Anführer des Aufruhrs gefangen und jedesmal wurden sie von der eigenen Bande wieder befreit auf dem Wege nach Chungking, und der Kreisbeamte mußte sich mancherlei Schimpf gefallen lassen für seine Einmischung.

Ein anderer Beamter wurde gesandt, die Sache beizulegen und das Endresultat war, daß die Kirche wieder erbaut werden dürfe unter der Bedingung, daß keiner der Verbrecher bestraft werden dürfe!

Als 1890 die Kirche vollendet war, wurde am 4. August ein Angriff von etwa 30000 Menschen auf sie gemacht. Aber er wurde vereitelt durch die Zwischenkunft des Militärs; acht Tage später jedoch wurde der Angriff erneuert (11. Aug.), richtete sich aber gegen die Häuser und Läden der Christen, welche alle zerstört und verbrannt wurden und zwar zum drittenmal innerhalb vier Jahren. Verschiedene Christen wurden auf brutale Weise zu Tode gebracht.

Am 14. August wurde Mapao ähnlich attackiert. Kirchen und Christenhäuser wurden zerstört und mehrere Monate lang unterhielten die Aufständischen eine wahre Schreckensherrschaft. Wiederum kam ein Beamter, die Sache zu untersuchen; er lauschte aber nur den Berichten der Nichtchristen, welche erklärten, die Christen hätten zehn Personen getötet.

Am 23. und 24. September waren es der Aufrührer bei 10000; sie waren ein Schrecken der ganzen Gegend. Die Christen mußten fliehen, um ihr Leben zu retten. Als sie in Chungking bei dem Mandarin Zuflucht suchten und um Schutz baten, bot er ihnen vor versammeltem Gerichtshof Schutz an, wenn sie vom Christentum abfielen, sonst nicht.

Als die Aufrührer merkten, daß sie an den Beamten keinen rechten Widerstand fanden, im Gegenteil im geheimen unterstützt wurden, kamen sie wieder, ungefähr 2000 Mann stark. Sie hausten vom 23. Okt. bis 10. Nov. aufs schlimmste. Auf ihre Fahne hatten sie geschrieben: „Auf Befehl des Kaisers, Unterdrückung der religiösen Rebellion."

Digitized by Google

Alle Christen wurden aufs neue heimgesucht, alle Gebäude geplündert und durch Feuer zerstört. Bei 100 Christenfrauen flohen zur Stadt, aber der Mandarin ließ ihnen die Thore vor der Nase zuschlagen und die armen Weiber mußten weiter pilgern bis nach Chungking, etwa vier Tagereisen weit, bis sie Zuflucht fanden vor den Insultationen des gemeinen Pöbels. Einer jungen Frau wurden die Kleider vom Leibe gerissen und in einen Tempel geschleift, wo diese Banditen ihr Quartier hatten; ein alter Mann von 70 Jahren wurde ermordet. Das erregte den Unwillen des Volkes gegen die Aufrührer zu Gunsten der Christen.

Es waren im ganzen etwa 2000 Christen, die in Chungking Zuflucht suchten und es nicht wagten, heimzukehren aus Furcht vor den Mordbrennern, die unablässig Greuelthaten verübten. Mehr als 60 Christen starben vor Mühsal und Not. — Ein amtlicher Bericht wurde entworfen, der die Missionare anklagte, 18 Personen in ihrer Kapelle ermordet zu haben. Als die Missionare um Gehör baten, wurden sie abgewiesen.

Der Präfekt sandte drei Delegierte, die Sache zu ordnen und schlug vor:

1. „Daß keine Entschädigung gezahlt würde, da es klar sei, daß die Christen das Unglück selbst über sich gebracht.

2. Daß Pater Pons abberufen würde, da er untauglich sei für diese Gegend, weil man ihn schon dreimal ausgetrieben.

3. Die chinesischen Christen sollen gerichtet werden von ihrer eigenen Behörde (den Mandarinen), solche, die jemand verwundet haben, sollen bestraft werden in Übereinstimmung mit dem Gesetz.

4. Die beiden Kapellen in Lung-chui und Mapao sollen irgendwo anders errichtet werden.

5. Die Rebellen, die das Land beunruhigt haben, sollen einer nach dem andern zur Rechenschaft gezogen werden."

Ins Deutsche übersetzt, heißt letzteres ungefähr: wir wollen ihnen Zeit lassen, sich aus dem Staube zu machen.

Das war im Jahre 1890, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn die Aufrührer bei solcher Auffassung der Sachlage von seiten der Beamten Mut faßten und die Verfolgungen größere Dimensionen annahmen.

II. Der Aufstand in Wuhu. 1891. Mai.

Die Reihe der nun folgenden Verfolgungen sollte in Yangchow gegen die Jesuitenmission eröffnet werden. Das Volk wurde erregt durch das Gerücht, in dem Waisenhaus (wohl Findelhaus) in Chiukiang würden die Kinder gesetzwidrig behandelt; eins der Kinder sei sogar im Bade verbrüht worden. Der Ausbruch des Aufstandes wurde durch Militärgewalt verhindert.

In Wuhu aber gelang es auf Grund ähnlicher Gerüchte, die Masse in Gärung zu bringen. Nach dem Bericht des Missionars John Walley (Methodist Episcopal Mission) in Wuhu vom 14. Mai, gingen des Sonntags nachmittags zwei Nonnen (Chinesen) der Jesuitenmission aus und wurden bald von Bettlern und Kindern umringt. Sie sollen freundlich mit zwei der Kinder gesprochen und ihnen mit der Hand über den Kopf gefahren sein (vielleicht heimliche Taufe). Alsbald verbreitete sich die Kunde, die Nonnen hätten Medizin gebraucht, um die Kinder zu betäuben und zu bezaubern und ihnen so Sprache und Gehör genommen. Der Zweck sei, die Kinder zu

Digitized by Google

stehlen, um sie nach Shanghai zu senden. Ein Auflauf fand statt; man führte die beiden Nonnen mit den Kindern zum Gerichtshof. Es wurden Stimmen laut, das Besitztum der Jesuiten zu zerstören. Am Dienstag drang der Pöbel mit großem Geschrei in das Gehöft der Jesuiten-Mission ein, und es blieb den Patres nichts übrig, als zu fliehen. Die chinesischen Diener wurden bald überwältigt, das Thor eingeschlagen, die Umfassungsmauer teilweise niedergerissen und johlend drang der Haufe ein. Mit Spaten wurden etliche Gräber geöffnet, aber die Leichen waren schon zu sehr verwest, als daß man sie noch hätte erkennen können. Sie wurden daher einfach für Chinesen erklärt, die von den Fremden verstümmelt worden seien. Darauf hin brach der Pöbel ins Haus, goß Öl umher und bald stand alles in lichten Flammen und von dem schönen Gebäude blieb nichts als die nackten Wände übrig.

In der Dämmerung drang der Haufe ins englische Konsulat. Der Konsul mußte mit seiner Frau in chinesischen Kleidern fliehen. Sie fanden Zuflucht auf einem Dampfer. Da traf der Präfekt ein mit Militär und rettete das Konsulat. Der Pöbel wendete seine Aufmerksamkeit einem großen Häuserkomplex zu, der der Jesuitenmission gehörte und die Gebäulichkeiten der Zollbehörde mit umschloß. Die europäischen Zollbeamten aber waren entschlossen, ihr Gehöft bis aufs äußerste zu verteidigen und es gelang durch ihr energisches Einschreiten das Anwesen zu retten. Am andern Morgen wurden alle Europäer durch den Konsul auf den Dampfer Pehhsing berufen. Kapitän und Offiziere thaten alles, um es den Flüchtlingen, besonders den Damen und Kindern so angenehm als möglich zu machen, gaben ihre Räume her und suchten alle Notdurft zu ersetzen.

Am Mittwoch Abend passierten drei chinesische Kriegsschiffe den Fluß. An Bord des einen befand sich der Futai von Anhui (Statthalter der Provinz Anhui). Sie ankerten vor der Konzession und feuerten etliche volle Ladungen ab, welche in Verbindung mit einem tüchtigen Regen den Pöbel sehr schnell zerstreuten.

Nach einem Brief desselben Missionars vom 16. Mai war es wieder ruhig in Wuhu. Die Kriegsschiffe fuhren schon Donnerstag wieder ab und erst am Freitag Abend kam die „Inkonstant" und ein kleines chinesisches Kanonenboot. Der Präfekt erließ eine Proklamation, die das Volk aber statt zu beruhigen, nur reizte. So war am 16. Mai ein Plakat angeklebt, das vermutlich von der Ko-lao ui, einer geheimen Gesellschaft, stammte. Es möge hier eine Stätte finden:

„Das Land ist betrogen und das Volk ruiniert. Menschliche Wesen werden niedergetreten und in den Staub erniedrigt. Da die Sachen so stehen, so wollen wir demütig folgendes feststellen: Wuhu ist ein Vertragshafen, dicht bevölkert mit Fremden, welche das Volk so übel behandeln, daß die Feder sich sträubt, es alles niederzuschreiben. Später baute die römisch-katholische Mission in jedem Viertel ihre Kirchen; ein jeder Konvertit bekommt monatlich sechs Dollar, und dadurch lassen sich unwissende Männer und Weiber verleiten, treten in die Lehre ein und in den Kirchen versammeln sich Männer und Weiber ungetrennt. Dieser Bruch der Moral und der Sitten ist in sich selbst eine Verletzung der festen Gesetze des Staates. — Weiber werden an-

Digitized by Google

gestellt aus anderen Gegenden und werden bezahlt, Kinder herbeizuführen, welchen man Augen und Eingeweide herausnimmt und deren Herz und Nieren man herausschneidet (um Medizin daraus zu bereiten). Was haben diese unschuldigen Kinder verbrochen, daß sie so schrecklichen Tod erleiden müssen? Und was die Sache noch beklagenswerter macht, ist, daß wenn ein Kind gestohlen ist, die Familie des Kindes mit zu Grunde geht. Der Verlust eines Gliedes vom eigenen Fleisch und Blut wird so tief gefühlt, daß der akute Seelenschmerz einen treibt, den Tod zu wünschen; ein plötzlicher Schlagfluß oder gar ein Selbstmord macht dem Leben ein Ende. Aber ihre Sünde (die der römisch-kathol. M.) hat die äußerste Grenze erreicht und die Rache des Himmels ist bereit, loszubrechen. Am 3. d. M. gingen zwei weibliche Kinderdiebe nach Honan (an der Südseite des Flusses) und verleiteten ein Kind, indem sie ihm Medizin gaben. Die Mutter des Kindes sah den Akt und rief dem Kinde zu; aber das Kind konnte nicht sprechen und sah ganz stupide aus. Das Volk ergriff die beiden Verführerinnen und entdeckte bei ihnen zwei Flaschen Medizin, mit der man Kinder verdummt (behext). Die weiblichen Diebe wurden zur Polizei und von da in das Gerichtshaus des Magistrats geführt. Die kathol. Priester, welche davon hörten, sandten schnell eine Bestechung von 500 Taels an den Magistrat, welcher darauf hin die beiden Verführerinnen per Sänfte zur Kapelle zurücksandte. Die Priester der römisch-kathol. Mission stehlen und töten Chinesenkinder und ihre Schuld sollte mit dem Tode gebüßt werden, aber der Gott des Reichtums kaufte ihr Leben. Geld geht übers Gesetz. Das kostbare Gesetzbuch und die goldenen Regeln werden falsch angewendet. Das zeigt, daß der Magistrat beabsichtigt, unsere Rasse auszurotten und zu dem Zweck den barbarischen Dieben beisteht. Am folgenden Tage verlor Li-Sh'en-shün ein Kind im Alter von drei Jahren und Wang-Wan-fah ein Kind von fünf Jahren. Aber wunderbarer ist folgendes: ein Kind, das einer Frau vom Stamme Shen gehörte, lag in einer Wiege im Zimmer und verschwand plötzlich in einem Augenblick mitsamt der Wiege, auch nicht die geringste Spur zurücklassend. Die teuflischen Gaukeleien sind so zahlreich, daß das Volk an der Beschützung des Lebens verzweifelt. Die Eltern der vermißten Kinder gingen zur kathol. Mission und suchten die Verlorenen. Sie entdeckten einige Gerippe und trockene Knochen von jungen Kindern und vier unterirdische Zellen. Diese Entdeckung machte sie argwöhnisch und das Volk wurde ersucht, eine Haussuchung zu halten. Die Barbaren in ihrem diebischen Gewissen geschlagen und in ihrem Herzen erschreckt, bestachen den kleinen Militär-Mandarin Yao mit 40 Taels. Der Beamte sandte sofort 40 Soldaten, den Eingang zur Kapelle zu bewachen. Es wurde öfters vom Schwert gegen solche Gebrauch gemacht, die versuchten einzutreten. Ein schöner Beamter in der That! — steht den Barbaren bei, sein eigenes Volk zu beschimpfen. Zwei Männer wurden am Kopf verletzt mit dem Schwert, das Blut floß über ihr Gesicht. Das Herz des Volkes rebellierte gegen solche Gewaltthat. Das Teufelsnest ist niedergerissen und verbrannt. Die Beamten wendeten sich gegen das geringe Volk, arretierten etliche Männer und warfen sie, an Händen und Füßen gebunden, ins Gefängnis. Dieser außergewöhnliche Vorfall ist von den Beamten hervorgerufen und nicht vom Volke. Die Beamten zwangen so das Volk, einen Aufstand zu machen und das Volk konnte nicht

Digitized by Google

anders, als ihn zur Ausführung bringen. Nun soll der zehnte Teil der Tausende von Wuhu am 20. vereinten Herzens und mit vereinten Kräften die Himmelsherrnkapelle (kathol. Kirche), und die Jesuskapelle (evang.), und alles, was dazu gehört, zerstören. Sind sie zerstört, so soll der Aufbau nicht wieder gestattet werden. Zerstört sie aufs neue, sobald sie bauen. Jagt hinaus alle die barbarischen Diebe, dann werden wir gedeihen und Glück haben. Sollte auch nur einer der Rasse übrig bleiben, so werden wir nie das Glück erreichen. Nur die kathol. Kirche soll zerstört werden. Das Zollhaus rührt nicht an. Wenn ihr die Zollbeamten angreift, werdet ihr dem Arm des Gesetzes nicht entgehen. Wisset dies und denket daran!

Die Kommune von Wuhu.

NB. Die, welche Häuser von der Mission gemietet haben, sollen gewarnt sein, anderswo eine Zuflucht zu suchen, damit sie nicht verwickelt werden in die Umstände, wenn die Zeit gekommen. Jaget weg die Bösen, die Guten mögen im Frieden bleiben." Diese Drohungen gingen dank der Kriegsschiffe nicht in Erfüllung.

Am Dienstag kam gegen Mittag ein unbekanntes Weib ins Missionshaus in Begleitung von etwa 20 übelaussehenden Gesellen. Heftig schreiend forderte sie ihr Kind, das die Missionare gestohlen, wie jene beiden, deren Leichen bei ihnen gefunden seien. Dies war das Zeichen zum Angriff und die Verwüstung nahm ihren Anfang. Ein Offizier erschien, die Missionare zu befreien, und ließ einen Angreifer, der gerade eine Thür aufbrechen wollte, verhaften. Noch etliche Beamten erschienen und blieben so lange es anging, konnten aber dem Vorgehen des Pöbels keinen Einhalt thun. Gegen sechs Uhr mußten die Patres fliehen. Zwei Telegramme, welche Herr Weatherstone, Agent, nach Shanghai absenden wollte, wurden am andern Morgen wieder zurückgesandt mit dem Bemerken, der Taotai habe verboten, Nachrichten über die Vorgänge nach Shanghai gelangen zu lassen. Der Arzt der protestantischen Mission, der mit den beiden Patres Havret und Debrise reiste, bezeugt, daß zwei Gräber von Missionaren erbrochen wurden.

In Ngankin wurde die katholische und die China Inland Mission bedroht. Die Patres requirierten aber von Wuhu durch den englischen Konsul das französische Kriegsschiff, die Inconstant, die auch bald erschien. Der Kapitän that dem Gouverneur zu wissen, daß er bereit sei, mit ihm Hand in Hand zu gehen; ließ aber auch durchblicken, daß er im andern Falle scharfe Maßregeln ergreifen werde, die Mission zu schützen. Am folgenden Tage, den 19. Mai, erschien das deutsche Kanonenboot, die Iltis, unter Kapitän Ascher. Beide Kapitäne besuchten das Missionshaus, empfingen dort den Präfekten und wendeten das Übel ab. Die Iltis mußte auf Ordre des Gesandten in Peking in der folgenden Nacht weiter nach Kiukiang. Der Pöbel beschränkte sich auf Plakate, die den Angriff auf den 22. Mai festsetzten.

III. In Tanyan. Aus einem Briefe des Pater Colombel, Curé der St. Josephskirche in Shanghai, an die North China Daily News entnehmen wir folgende Notizen:

Am 31. Mai gingen Gerüchte um von einem bevorstehenden Aufstand. Infolge dessen zerstreuten die Väter ihre Schüler und Waisenkinder (wohl

Digitized by Google

Findelkinder) und gaben sie christlichen Familien in der Umgegend in Obhut und Pflege. — Der Kreis-Mandarin war abwesend; er besuchte den Tutai (Statthalter) in Suchow. Nachmittags sammelte sich eine Menge Menschen um das Missionshaus. Es erschien ein Militärbeamter Namens Heang mit etlichen Soldaten und es gelang ihm zweimal, den Pöbel hinauszudrängen und das Thor zu schließen. Doch wurde er bald überwältigt, und alle Anstrengungen seinerseits waren vergeblich. Um fünf Uhr war der Pöbel Herr der Situation und der Beamte drängte den Priester, im Yamên des Kreis-Mandarins Zuflucht zu suchen. Das Volk ließ ihn passieren, aber als das Gebäude leer stand, legte es Feuer an die Kirche, das Wohnhaus, die Knabenschule und andere Gebäulichkeiten. Das Waisenhaus wurde nur demoliert, weil es an Chinesenhäuser grenzte. Eine allgemeine Plünderung machte den Schluß.

Am Ende des Besitzes befindet sich ein Friedhof, auf dem die Christen und die Kinder des Waisenhauses begraben werden. Die Aufrührer gruben die Gräber auf und häuften die Knochen aufeinander. Die Schädel wurden besonders aufgehäuft und der Beamte Heang am Zopf herbeigeschleppt. Ein Gerippe, das noch mit etwas Fleisch und etlichen Kleiderfetzen bedeckt war, wurde der Wohnung des Priesters gegenüber aufgehängt. Diese Gewalt- und Freveltaten waren natürlich mit den abscheulichsten Lästerungen und kannibalischem Gebrüll begleitet.

Der Pater wurde von dem ersten Sekretär des Kreis-Mandarins empfangen und freundlich behandelt. Am folgenden Morgen wurde er am Bord einer Dschunke gebracht und kam gegen Mittag in Chiukiang an.

IV. In Wusueh. Nach einem Brief vom 6. Juni aus Kiu-kiang traf daselbst die Schreckensnachricht ein, daß in Wusueh am 5. Juni ein Aufstand ausgebrochen sei, dessen Ursache auch auf das unsinnige Gerede eines Kindermordes zurückzuführen sei. Zwei Menschenleben fielen diesem Aufstand zum Opfer: das des Zollbeamten Mr. Green und das des erst kürzlich angekommenen Missionars der Wesleyaner-Mission Rev. Argent. Sie wurden auf schreckliche Weise ums Leben gebracht; indem man ihre Köpfe an Steinen zerschellte. Der Kapitän des Dampfers, der die Damen und Kinder rettete, forderte die Leichen, aber die Chinesen gaben sie nicht heraus und die Beamten wanden sich heraus mit der Redensart, die Leichen seien nicht zu finden. Das U. S. Kanonenboot Palos wurde daher von Kiukiang abgesandt, die Leichen zu fordern und zum Begräbnis nach Kiukiang zu bringen.

Ein Brief vom 8. Juni stellte den Hergang folgendermaßen dar: Wusueh, etwa 25—30 Meilen oberhalb Kiukiang, ist ein bedeutender Handelsplatz. Die großen Dampfer halten mitten im Strom, um Passagiere aufzunehmen. Die Wesleyaner hatten schon bei 20 Jahren eine Mission daselbst und lebten in gutem Einverständnis mit dem Volk. Nicht einmal das so beliebte: „Fremder Teufel" belästigte sie. Damen konnten ohne Herrenbegleitung ausgehen, ohne belästigt zu werden. Auf einem Wusueh gegenüberliegenden Hügel war ein Häuschen von der Mission errichtet worden als Erholungsort (Sanitarium). In der Stadt selbst befanden sich zwei Missionswohnungen in einer Umfriedigung. Am Freitag Abend, 5. Juni waren zwei Damen mit ihren Kindern und eine Freundin, die zum Besuch gekommen,

Digitized by Google

anwesend. Die Männer der beiden Missionarsfrauen waren abwesend auf entfernten Außenstationen. Das Sanitarium war von einem invaliden Missionar bewohnt und Mr. Argent, der vor etwa sechs Monaten von England kam, pflegte ihn. Letzterer hatte eine Reise nach Hankow vor und kam zur Stadt herab, um den Dampfer zu erreichen. Da der Dampfer sich um 1—2 Tage verspätet hatte, nahm Mr. Argent die Einladung des Herrn Green, Oberzollbeamten in kaiserlichen Diensten, dankbar an und hielt sich in dessen Wohnung auf.

Spät am Nachmittag führten vier Männer einen Mann in das Richthaus und erklärten, sie hätten ihn mit zwei Körben beladen, in denen sich vier neugeborene Kinder befanden, in Wusueh einziehen sehen. Er habe eingestanden, die Kinder in der Umgegend von Kuangchi gesammelt zu haben und beabsichtige, dieselben in das römisch-katholische Findelhaus in Kiu-kiang abzuliefern; er behaupte, es seien im Kreise acht Männer zum Kindersammeln von der römisch-kathol. Mission angestellt. — Beim Verlassen des Gerichtshauses umringte der Pöbel den Mann und im Gedränge soll eins der Kinder erstickt sein. Es erhob sich ein Geschrei: „Sie wollen die Kinder den Missionaren bringen, die machen aus den Augen Medizin," und nun zog der Pöbel zum Missionshaus, um dasselbe anzugreifen. Als die Frauen das Geschrei hörten, dachten sie erst an Feuer, dann an Diebe; aber alsdann belehrten die durch die Fenster fliegenden Steine sie eines besseren. Als sie einen sicheren Ort suchen wollten, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß das Haus brenne, vielleicht war es durch eine entzwei geworfene Lampe entstanden. Schnell sammelten sie die Kinder und wollten Zuflucht in einer vergitterten Werkstatt im Garten suchen, als die Thür des Hauses gesprengt wurde und der Pöbel sie in der Werkstatt verschwinden sah; die weißen Kleider hatten sie verraten. Mit Steinen und Bambusstangen stürzte der Pöbel ihnen nach. Auf diese Weise ausgetrieben, flohen sie durch einen Durchgang und dann durch eine Hinterthür hinaus. Das brennende Haus lenkte die Verfolger ab, und so erreichten sie die Kapelle, wo sie eine Weile Obdach fanden. Aber bald hatte man sie entdeckt und der heulende Pöbel war hinter ihnen her, sie schlagend, tretend und mit Steinen werfend. Alle wurden zerstreut; ein Katechist hielt ein Baby der Missionsfrau in den Armen; der Pöbel traktierte das Würmchen mit Stockschlägen. Der Beschützer wehrte dieselben so gut er konnte ab und rettete dem Kinde das Leben, indem er es einer Chinesenfrau zusteckte; über eine Stunde wußte man nicht, wo das Kindlein war, bis es der Wärterin gelang, es zu finden und es von der fremden Frau, die sich des Kindes angenommen, zurückforderte. Die andern Kinder wurden in die Häuser der Christen gerettet. Eine der Frauen bekam einen Schlag auf den Kopf, daß eine große Wunde offen stand; sie fiel hin und verletzte ihr Auge, raffte sich wieder auf und floh weiter. Die andern Frauen wurden auch übel traktiert, getreten und geschlagen. Sie suchten Zuflucht in dem Amtshaus des Ma-ko-ze, aber die Thür wurde ihnen vor der Nase zugeschlagen. Der Pöbel trieb sie wieder zurück und jagte sie in den Straßen umher. Einen angenehmen Gegensatz gegen die Roheit des Ma-ko-ze bildet die That des Lung-Ping-ze, der den Pöbel zwingen wollte, einzuhalten, seine Person und sein Haus der Rache des Pöbels preisgebend. Der Pöbel brannte sein Amts-

Digitized by Google

haus nieder und schlug ihn unbarmherzig; fuhr aber auch fort, die Missionarsfrauen zu hetzen. Zwei der Frauen und ein Kind gerieten zuletzt in eine entlegene Gasse, wo sie eine Mattenhütte fanden, deren Besitzer sie gegen das Versprechen einer Belohnung in der Hütte verbarg und sich dann rauchend vor die Thür seiner Hütte setzte, als sei nichts vorgefallen. Nun wurde Botschaft zu den Christen gesandt und bald fand auch die dritte der Frauen ihren Weg dorthin. Unter Begleitung gelangten sie zu dem Amtshause des stellvertretenden Präfekten. Dieser Stellvertreter hatte auf dreimaliges Anrufen um Hilfe nichts zum Schutze der Europäer gethan, nun aber bestrebte er sich, es den Flüchtlingen möglichst bequem und angenehm zu machen. Diese Fürsorge that wahrlich not, denn die Verfolgten, die sich schon in den Nachtkleidern befanden, sahen schrecklich aus. Ihre Freude, keins der Kinder zu vermissen, war groß.

Während diese Ladies so umhergehetzt wurden, sahen die Herren Argent und Green den Feuerschein. Sie fürchteten, es sei in der Nähe des Missionshauses und eilten zum Schutz der alleinstehenden Damen herbei. Sie trafen die Diener, welche ihnen die Flucht der Damen mitteilten und sie an weiterem Vordringen hindern wollten. Leider konnten die Diener ihnen nicht deutlich machen, daß ein Aufstand sei. Sie eilten weiter und wurden getrennt. Mr. Argent wurde plötzlich von einer wilden Schar angegriffen. Er suchte Zuflucht in einem Lederladen nahe bei der Kapelle; aber die Angreifer folgten. Der Lederhändler bat, den Fremden doch nicht in seinem Hause zu töten, sondern ihn hinauszuführen. Man schleppte ihn hinaus und ein Schlag von eines Kuli's Hand mit einer Bambusstange geführt, legte den Schädel bloß, daß das Blut über seinen Diener spritzte, der sich vergeblich bemühte, ihn zu retten und zu schützen. Der Pöbel war verrückt vor Wut; unbarmherzig wurde auf ihn losgeschlagen, seinen Kopf schlug man gegen Steine und behandelte den Körper übel.

Mr. Green, der auch den Aufrührern in die Hände lief, rannte davon und flüchtete sich mitten in einen Teich, wo er sich über eine Stunde hielt. Dann suchte er das Ufer zu gewinnen und wurde ganz in der Nähe eines Gerichtshauses, wo er Zuflucht suchen wollte, niedergeschlagen. In ihrer Wut behandelten die Unmenschen die Leiche aufs scheußlichste. Sie war ganz entstellt.

Am nächsten Morgen kam die Teh-hsing den Fluß herauf und Kapitän Cain nahm die Flüchtlinge auf. Sie ankerte, bis ein Bote in das Sanitarium gesendet und Mr. Fortune, der dort krank war, an Bord befördert werden konnte. Kapitän Cain begegnete der flußabwärts gehenden Fuh-wo und sandte mit dieser Botschaft nach Kiu-kiang. U. S. Kanonenboot Palos wurde gleich abgesandt und ebenso Telegramme nach Hankow geschickt. Der englische Konsul, Mr. Gardener, trat sofort mit der Behörde in Verbindung, um alles zu thun, was gethan werden konnte. Der Vicekönig sandte Botschaft auf 20 St. im Umkreis, wo sich Europäer befinden und ordnete scharfe Maßregeln gegen Aufstände an. Ein Glück war es, daß die beiden Missionare abwesend waren, denn es wird erzählt, daß, als die Frauen in den Klauen des Pöbels waren, gerufen wurde: „Tötet sie nicht, sondern schlagt sie, daß sie sagen, wo die Männer sind. Wir wollen die Männer töten."

Digitized by Google

Ein Brief vom 13. Juni meldet, daß die beiden Leichen am 12. abends 6 Uhr in Hankow unter militärischen Ehren begraben worden seien. Das englische Kriegsschiff sandte 60, das französische 30 und das deutsche Kanonenboot Iltis 30 Mann Marinesoldaten zum Geleite. Viele hohe chinesische Beamten beteiligten sich an dem Leichenbegängnis. Eine Abteilung Marine feuerte eine Salve über dem offenen Grabe ab, da Mr. Green früher der englischen Marine angehörte.

V. In Kiu-kiang. Hier wurde ein Angriff auf das römische Waisenhaus gemacht. Aber das Militär trat dazwischen und besetzte das Missionsgehöft. Ebenso wurde eine Militärwache in das Besitztum der Methodist-Episcopal Church gelegt. Die Frauen und Kinder wurden teils ins Konsulat, teils ins Zollhaus gebracht. Die Europäer, etwa 30 an der Zahl, bewaffneten sich; Nachricht wurde zu den Kanonenbooten gesandt, die im Hafen lagen und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Als das Gedränge schon sehr dicht war, feuerte ein Student den Pöbel an mit den Worten: „Was haben wir zu fürchten; wir sind viele, der Fremden wenige, wir überwältigen sie!“ Kaum hatte er ausgeredet, da schlug Mr. Millar, das Haupt der europäischen Polizei, ihn nieder und als er sich erhoben und weiter hetzen wollte, sah er plötzlich den geladenen Revolver von Mr. Millar auf sich gerichtet. Da besann er sich und zog sich zurück. Aber der Pöbel wuchs und die Europäer sahen sich genötigt, mit gefälltem Bajonett vorzugehen und den Haufen auseinander zu treiben. Der Präfekt erschien mit Militär und der Aufstand war beendet.

VI. In Wusieh. Wusieh ist eine bedeutende Handelsstadt am großen Kanal und liegt oberhalb Tanyan. Dort befindet sich das Centrum einer Sektion der Jesuiten-Mission, welche in jenem Gebiet sechs Patres, über 10000 Christen und 60 Kapellen hat. Unter letzteren war die Wusiehkirche die größte. Außerdem befand sich dort eine Knabenschule, die bei 100 Knaben zählte und noch eine zahlreich besuchte Mädchenschule. Von all diesen Gebäulichkeiten blieb nichts übrig.

Der Aufruhr wurde hervorgerufen von einer Anzahl Leute, die einen andern Dialekt sprachen (den des Oberen Jang-tz) wohl Hunanesen, die das Volk aufstachelten und es zu bewegen suchten, Feuer an die Kirche zu legen.

Am 7. Juni, einem Sonntag, sandte der Pater zum Cheh-sien, ihm Anzeige zu machen von dem umgehenden Gerücht. Der Beamte ließ ihm sagen, er solle sich beruhigen, es würde zu keinem Aufruhr kommen, die Bevölkerung sei friedliebend, und wenn die Europäer nicht davon gingen, würde alles ruhig bleiben. Auf Wunsch des Paters sandte er zwei Kanonendschunken in die Nähe des Anwesens. Außerdem quartierte er zwei niedere Beamte in der Mission ein und machte sie verantwortlich für die Ruhe jenes Viertels.

Am Montag Morgen wurden die Schüler weggesandt. Der Pater las eine Totenmesse, denn es war nachts jemand gestorben. Nach der Messe wurde die Leiche in einen Seitenraum der Kirche gestellt, mitsamt einer Kindesleiche. Nach der Messe kamen Gruppen von Leuten und füllten den Garten. Der Pater sandte zum Beamten, welcher etliche niedere Beamten sandte. Diese nahmen aber jenseits eines ziemlich breiten Kanals Aufstellung, um sich den

Digitized by Google

Verlauf der Sache zu besehen. Alsbald waren sie von einer großen Menschenmenge umgeben. Plötzlich schrien etliche Männer: „die Beamten gehen, um die Kirche zu zerstören, laßt uns helfen.“ Das wirkte und im Sturm eilte man der Kirche zu. Ein anderer niederer Militär-Beamter ging mit acht Mann des Priesters Haus zu schützen. Der Pöbel folgte ihm. Der Beamte stieg aus seinem Tragsessel, setzte sich hin, ließ sich die nie fehlende Wasserpfeife und den Fächer reichen und machte es sich bequem. Er wartete auf einen Vorgesetzten, aber der kam nicht. So machte jener den Versuch, das Volk wegzutreiben, aber es gehorchte nicht. Da kam ihm ein schlauer Gedanke; das Volk sei mit ihm hineingedrungen und werde auch wieder mit ihm hinausgehen. Er ging, aber der Pöbel blieb. Nun begann das Zerstörungswerk. Fenster und Thüren wurden eingeschlagen. Etliche Christen, die hindernd dazwischen traten, wurden verletzt. Da erschien eine Abteilung Militär 40—50 Mann stark und trieb die Haufen hinaus. Während dessen zündete ein anderer Haufe die Mädchenschule an. Die Soldaten zogen ab und ließen den Mordbrennern das Feld. Die Gebäulichkeiten wurden mit Pulver und Öl versorgt und bald ging alles in Flammen auf.

Der Sarg mit dem toten Kinde wurde hinausgetragen und vor die zuschauenden Beamten gestellt. Der Sarg des verstorbenen Weibes wurde aufgebrochen. Mit Steinen und Ziegeln versuchten sie, die Augen aus dem Kopf zu schlagen, ungeachtet der flehentlichen Bitten des anwesenden Gatten, der Kinder und andrer Verwandten. Als der Priester auf der Flucht den Friedhof passierte, fand er eine Anzahl Unmenschen beschäftigt, die Kinderleichen auszugraben; sie wurden verstümmelt, Arme abgehauen und Augen ausgerissen.

Während in Wusieh solches vorging, war Pater Tschepe, der Vorsteher dieses Missionsgebietes, in Kiangyin. Dort wurde die Jesuiten-Mission ebenfalls bedroht. Er machte Vorstellungen beim Mandarin, aber es fruchtete nichts. Am 8. verließ er Kiangyin, um nach Wusieh zurückzukehren; hörte aber unterwegs, was dort geschehen. Nach seiner Abreise wurde in Kiangyin die Sache ähnlich betrieben, wie in Wusieh; aber der dort stationierte Pater jagte mit seinen Angestellten den Pöbel hinaus und als der Mandarin merkte, daß sie sich selber schützen könnten, sandte er Militär.

In den beiden Präfekturen Wusieh und Kiangyin hat die Jesuiten-Mission von ihren 60 Kapellen 20 verloren. Sie gingen in Flammen auf. Ein eingeborner Pater soll verwundet und zwei Christen getötet worden sein.

VII. In Schang. Am 2. September traf in Shanghai folgendes Telegramm ein: Aufstand um Mittag ausgebrochen. Besitztum der Missionen und aller Fremden verbrannt. Paohua im Hafen.

Und am 3. wurde dies Telegramm durch ein anderes ergänzt: „Ohne Warnung kam die Ruhestörung. Der amerikanischen und katholischen Mission und Herrn Cains, Alridges und Deans Häuser sind verbrannt und Herrn Cockburns Haus geplündert. Die Franziskaner-Schwestern und einer der Patres sind schwer verletzt. Alle befinden sich jetzt an Bord der Paohua. Die Zollbeamten sind bewaffnet.“

Aus den nachfolgenden Briefen entnehmen wir folgendes: Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns dieser Aufstand. Niemand ahnte etwas von

Digitized by Google

seiner Nähe. Der Plan war so schlau ausgeheckt und wurde so schnell ausgeführt, daß in 20 Minuten alles vorbei war. Am Dienstag 1. September wurde ein Kind in den römischen Konvent gebracht und aufgenommen. Die gewöhnlichen Papiere wurden ausgefüllt und unterzeichnet. Das Kind wurde den Schwestern übergeben. Diese erstaunten nicht wenig, als sie entdeckten, daß das Kind ein Knabe und kein Mädchen war, wie angegeben. Am folgenden Morgen erschien eine Anzahl Leute, die erklärten, ihr Kind sei gestohlen, es müsse im Konvent sein. Das Kind wurde sofort ausgeliefert. Während dessen hatte sich ein Haufe Menschen angesammelt, doch wurde nichts Ernstliches befürchtet; man sandte aber dem Magistrat Nachricht. Aber etliche Rädelsführer eilten zum Gerichtshaus, die Hefe des Volkes um sich sammelnd. Anstatt die Sache im Gerichtshaus zu untersuchen, begab sich der Magistrat mit Begleitung in den Konvent und alles Volk hinterher. Ein Militär-Mandarin erschien mit einer Menge Soldaten, den Konvent zu schützen. Plötzlich wandte sich der Pöbel der angrenzenden Amerikanischen Episkopal-Mission zu. Das Thor wurde zertrümmert, zwei Trompeten geblasen und ein Mann, seine Brust schlagend, rief: „Vorwärts Brüder! erschlagt die Fremden, ich bin bereit, für euch zu sterben.“ — Der Pöbel drang im Sturm ein. Einer der ersten ergriff einen Spaten und holte aus zum tödlichen Schlag gegen Mr. Sowerby; derselbe entwaffnete den Angreifer und floh auf Zuruf seiner Kulis. Er rannte um sein Leben, die Verfolger hinter her. Er übersprang ein Gehäge und erreichte mit verstauchtem Knöchel und ohne Kopfbedeckung der tropischen Mittagssonne ausgesetzt, in ermattetem Zustande das englische Konsulat. Von dort gelangte er an Bord der Paohna.

Das Haus der amerikanischen Mission in Brand stecken, war das Werk eines Augenblicks, und sobald das Zeichen der Zerstörung gegeben war, wich das Militär zurück; kein Civil- oder Militärbeamte gab Befehl, Leben oder Besitztum zu schützen. Es wird extra hervorgehoben, daß gegen Mr. Sowerby, dessen Haus zuerst verbrannt wurde, auch nicht das geringste Anzeichen von persönlichem Groll vorhanden war.

Von der amerikanischen Mission wendeten sich die Angreifer zurück gegen den Konvent und schleuderten die Brandfackel hinein. Die Franziskanerschwestern, sieben an der Zahl (Engländerinnen, Deutsche und Französinnen) flüchteten durch eine Gasse, eskortiert von Pater Braun, einem starken Mann, der früher Offizier in der deutschen Armee war. Einige Soldaten geleiteten sie zum Wasser, konnten es aber nicht lassen, ihre Tapferkeit und Roheit an den Wehrlosen auszuüben. Sobald das steile Flußufer erreicht war, wurden die Schwestern von den Soldaten Hals über Kopf hinuntergestürzt. Das nahm Kapitän Lewis an Bord der Paohna war und sandte eiligst einen kleinen Dampfer, die Bedrängten zu befreien. Die Retter fanden die Schwestern und und Pater Braun der Wut des Volkes ausgesetzt. Die Wehrlosen waren in ein kleines Boot ohne Ruder geklettert und mußten Hagel von Steinen über sich ergehen lassen. Der kleine Dampfer nahm sie ins Schlepptau und eilte mit ihnen davon, sie der Wut des Volkes entrückend. Bald waren sie in Sicherheit an Bord des Schiffes. Die Paohna hatte Dampf auf, um im Notfalle einige Bootsladungen Aufrührer, die einen Angriff auf das Schiff

Digitized by Google

machen wollten, in den Grund zu bohren. Die Angreifer wurden empfangen von den Repetier-Gewehren der Bemannung.

Die Schwestern kamen in einem erbärmlichen Zustande an Bord. Ihre Kleider waren mit Blut bedeckt und etliche hatten ansehnliche Wunden. Pater Braun, der mit seiner Person die Damen zu decken suchte, bekam einen schweren Hieb über den Kopf, nicht zu gedenken all der Quetschungen und Stöße am ganzen Körper.

Das Konsulat blieb verschont. Dagegen wurde das Haus, in welchem Rev. Deans und Dr. Pirie von der Church of Scotland Mission lebten, und das leere Haus des Kapitän Cain und etliche Lagerhäuser, sowie das Haus, in welchem Dr. Aldridge vom Zoll wohnte und die Franziskaner-Mission gleichzeitig niedergebrannt. Das Haus des Rev. Cockburn blieb verschont vom Feuer. Ein Beamter stand im Gehöft und rief mit lauter Stimme: „Verbrennt sein Haus nicht. Ihr alle kennt ihn, er ist schon zehn Jahre hier und thut nur Gutes! Nehmt, was ihr wollt, doch verbrennt sein Haus nicht.“ Es blieb verschont vom Feuer, wurde aber so demoliert, daß kein Unterschied, ob verbrannt oder nicht, zu erkennen ist.

Außer den oben genannten Personen befanden sich noch eine Mrs. Roberts mit Tochter von Shanghai zum Besuch in Ichang; ferner war dort Missionar Cockburn mit Frau und fünf Kindern; Dr. Pirie und Rev. Deans von der Schottischen Mission und Mr. Mc. Nair von der China Inland Mission. Sie alle erreichten nach verschiedenen Abenteuern die Paohna und waren daselbst in Sicherheit. Dieselbe blieb noch mehrere Tage im Hafen und gelangte am 6. September nach Hankow.

Während am zweiten und dritten das vorher Geschilderte sich zutrug, blieb merkwürdigerweise das ausgedehnte Besitztum der Church of Scotland innerhalb der Stadt unangetastet. Bis zum wirklichen Ausbruch blieben Knaben- und Mädchenschule, Apotheke, Hospital und Predigt im Gange. Während der Gärung und des Trubels wurde dieses Anwesen offenbar übersehen, sowohl von den Aufrührern als auch von den Beamten. Bis Freitag den 4. Sept. kümmerte sich niemand um die Schottische Mission. Die einzigen Menschen, die Interesse an den Tag legten, waren die Patienten des Dr. Pirie, die an den Heiltagen in fast gewöhnlicher Zahl erschienen. Diese und die wenigen Insassen des Hospitals beschwerten sich, daß Dr. Pirie verhindert werde, nach ihnen zu sehen. Die Zollbeamten waren unter Waffen, aber sie blieben verschont von einem Angriff; dagegen wurde das neu im Bau begriffene Konsulat gänzlich zerstört. Die Mauern waren vier Fuß hoch und das Gerüst fertig. Alles wurde zusammengerissen und das Teckholz, das zu Thüren und Fenstern verwendet war, ist alles verschwunden. Das Baumaterial war von Shanghai bezogen.

VIII. In der Mantschurei. Der Fall des Dr. Greig, 7. Aug. 1891. Von einem Besuch aus Kirin, einer Provinzialstadt, wo er eine Apotheke unterhielt, heimkehrend, wurde Dr. Greig in der Nacht des 7. August in der Herberge überfallen und schmählich behandelt. Der Ort des Überfalls war Tasueibsa bei Tusueiheia, etwa 45 li (ungefähr 5 St.) von Kirin. Der Doktor war zu Pferde und seine beiden Begleiter, der Apotheker und der Koch, saßen in

Digitized by Google

dem landesüblichen Karren. Sie übernachteten in einer Herberge. Nach dem Abendessen zog sich jeder in sein kleines Stübchen zurück. Gegen Mitternacht fühlte sich Dr. Greig roh geweckt durch den Griff einer starken Hand an seine Kehle. Sein Bewußtsein schwand. Als dasselbe zurückkehrte, fand er sich von vier Soldaten umringt, während sich draußen vor der Thür des kleinen Zimmers noch eine Anzahl befand. Die vier Soldaten machten einen heftigen Angriff auf ihn und traktierten ihn mit dem Rücken des Schwertes. Da sie sich aber durch die Enge des Zimmers behindert fühlten, hoben sie ihn auf und brachten ihn mit einem Schwung auf den Flur. Dort wurden ihm, ohne daß er Widerstand leisten konnte, die Hände gebunden, ein Seil umgelegt, und er unter den gemeinsten Schimpfreden mit Füßen getreten. Dann wurde er gefragt: „Wo ist mein Kind?" Er konnte nur antworten, er wisse nichts von einem Kind. Das erbitterte die Peiniger noch mehr; sie schlugen unbarmherzig mit der Klinge und mit Knitteln auf ihn los. Dr. Greig dachte, es handle sich um einen Raubanfall, da es nichts Neues in China ist, daß Soldaten zugleich die Räuber sind, oder daß Räuber sich als Soldaten verkleiden. Er bot also eine Summe Geld, um sich loszukaufen; aber sie antworteten: „Wir wollen nicht dein Geld, sondern dein Leben." An Händen und Füßen so fest gebunden, daß das Blut stockte, und den Fuß eines der Angreifer im Nacken, wurde ihm befohlen, aufzustehen. Vergeblich. Da zogen sie ihn mit einem Strick hoch und banden ihn an einen Dachbalken. So hängend, litt er schreckliche Qualen und sehnte sich nach dem letzten Streich. Er wurde ohnmächtig, aber mit Hilfe von kaltem Wasser, das sie ihm ins Gesicht spritzten, riefen sie ihn wieder ins Bewußtsein zurück. Dann wurde er herniedergelassen auf den Boden. Er fühlte sich elend und schwach, litt schreckliche Schmerzen; die Arme waren dick aufgeschwollen. Mehrmals bat er um einen Trunk Wasser; es wurde ihm geweigert. Er bat um Lösung seiner Bande; es geschah nicht. Während diese vier Mann den Doktor so behandelten, nahmen die andern (es waren 23 Mann) den Apotheker und und Koch vor. Sie wurden auch gebunden, aber in weniger schmerzlicher Stellung; denn ihre Hauptwut richtete sich eben gegen den Fremden. — Mit Tagesgrauen wurde dem Gemarterten erlaubt, sich hinzulegen, aber er war so schwach, daß sie ihn heben mußten, er wurde gleich wieder ohnmächtig. Die ganze Nacht über war er in seinen Nachtkleidern und die kühle Nachtluft wehte durch die Fensteröffnungen. Fürchtend, der Gequälte möchte ihnen unter den Händen sterben, gaben sie ihm schließlich etwas heißes Wasser zu trinken und erlaubten dem Assistenten, ein wenig Brandy zu holen. Erst gegen sechs Uhr wurde das Opfer los gelassen mit der Erklärung, das verlorene Kind sei gerade eben entdeckt worden.

Die ganze Prozedur hatte über vier Stunden gedauert. Durch eine gnädige Fügung Gottes blieb sein Leben erhalten. — Dr. Greig versuchte im Lauf des Morgens einen Brief nach Kwanch'engtze zu senden; derselbe wurde von den Soldaten aufgefangen und in Fetzen zerrissen. Ein zweiter Versuch später am Tage gelang. Allmählich machten ihm die zwei Soldaten, die man zu seiner Bewachung zurückgelassen, klar, daß er nicht nach Kwan weiter reisen dürfe, sondern zurück nach Kirin müsse. Gegen fünf Uhr abends brachen sie mit ihm und seinen Begleitern dorthin auf und gegen Mitternacht langten

Digitized by Google

sie dort an. Die heimgekehrten Soldaten hatten für Verbreitung des Gerüchts gesorgt und so warteten eine Menge Menschen trotz der späten Stunde, die Ankunft ab. Mit Laternen leuchteten sie in den Karren hinein, um sich die Kinderdiebe zu besehen. Dr. Greig durfte nicht in seine eigene Apotheke zurückkehren, sondern wurde in ein Gasthaus gezwungen. Als er sich weigerte, sich so seine Freiheit beschränken zu lassen und Erkundigung einzog, auf wessen Befehl er so behandelt werde, hieß es, der Tartaren-General habe es so befohlen. An den folgenden drei Tagen war er ein Gefangener im Gasthof und von seiten der Behörden geschah nichts, ihm beizustehen.

Aber er konnte nun in telegraphische Verbindung treten mit dem englischen Konsul und versäumte nicht, sich solches zu Nutzen zu machen und telegraphierte an Dr. Ayrton in Newchwang. Es erfolgte eine ermutigende Antwort. Nun begann sich die Lage zu ändern. In den Beamtenkreisen regte sich allmählich das Gefühl, einen großen Fehler gemacht zu haben und nun wurden sie so willfährig, wie sie vorher widerspenstig und anmaßend waren.

Als Dr. James Carson, dem wir diesen Bericht verdanken, Kirin erreichte, fand er Dr. Greig in Freiheit. Sein Körper trug noch die Spuren der qualvollen Nacht an sich. Der Tartaren-General erlaubte ihm schließlich, abzuziehen, weigerte sich aber, eine Eskorte mitzugeben.

In Moukden, der Hauptstadt der Mantschurei, suchte man auch eine Bewegung gegen die Mission hervorzurufen, aber es mißlang. Nach einem Brief des Missionar John Roß verlief der Versuch folgendermaßen: Die verschiedenen Gerüchte über den Aufstand in Anhin hatte die Hauptstadt Moukden in Aufregung gebracht und man suchte eine Ursache, gegen die Fremden vorzugehen. Dazu mußte eine ganz einfältige Geschichte den Anlaß bieten. Ein kleiner hungriger Knabe trat an den Tisch eines Kuchenverkäufers, fragte nach dem Preis, aß etwas Konfekt und als er bezahlen sollte, hatte er kein Geld. Der Verkäufer entlud eine Flut von Schimpfreden über den Missethäter, der nun seinerseits in ein regelrechtes Geheul ausbrach; so daß die Nachbarn anfingen zusammen zu laufen. Neben dem Kuchenhändler hatte ein Pinselverkäufer seinen Stand, welcher gleich nach der Ursache des Geschreies frug. Der Kuchenbäcker erzählte ihm kurz die Geschichte und setzte schließlich sich selbst beruhigend hinzu: Es macht nichts, es sind nur ein paar Küsch. Aber der Knabe heulte weiter. Der Pinselhändler hatte ein mitleidiges Herz und sagte: Laß gut sein, ich will die paar Küsch zahlen (3 Küsch sind 1 Pfennig) und du bist still und gehst heim und damit reicht er den Betrag hin. Der Knabe schwieg und wollte gehen. Aber von der gegenüberliegenden Straßenseite kam ein Soldat gesprungen, der die Scene verfolgt hatte und faßte den mitleidigen Mann als einen Kinderdieb. Der bestürzte Mann wurde trotz seines Protestes abgeführt und die Anklage gemacht. Der Governor-General, der die Sache mehr als halb glaubte, befahl den Beamten in Dienst, den Mann zu vernehmen. Sein Bericht über seine Beziehung zu dem Knaben wurde als ein ersonnenes Märlein verlacht und es wurde ihm zugesetzt, die Wahrheit zu beichten. Zuerst wurde er nur leicht geprügelt, dann strenger und ihm bedeutet, er solle die Geschichte des Kinderraubs erzählen. „Wieviel hat der Missionar Roß dir gegeben? wie lange bist du schon bei ihm in Dienst ꝛc.?“

Digitized by Google

Zuletzt sagte der Beamte mitleidig: „Warum bist du so hartnäckig? willst du nicht sagen, daß du bei Mr. Roß im Dienst bist, und dich retten vor den Prügeln?“ „Wie kann ich? ich habe den Fremden noch nie gesprochen, wir sind einander völlig fremd; wie kann ich denn so etwas sagen? wenn ich diese Unwahrheit sagte, würde das nicht zu schlimmen Sachen führen?“ Als alles fehlschlug, „die Wahrheit“ hervorzulocken, wurde der Mann dem Gefängnis übergeben. Am folgenden Tage wurde der Gerichtshof von etwa 1000 Pinselverkäufern belagert, sich für den Kollegen zu verbürgen und ihn los zu machen. Diese seine Genossen erklärten, daß er ein freundlicher und guter Mann sei, sanft in Manieren und anständig im Betragen; es sei unmöglich, daß er so etwas begangen haben könne. Der Mann wurde in Freiheit gesetzt. Ein andrer Beamter, der die Missionare kannte, fragte den Richter, wie er nur so unwissend sein könne in Bezug auf die Fremden, so etwas zu glauben. „Was konnte ich machen“ antwortete der Richter. „Vom Governor-General herab glaubt jeder Beamte mehr oder weniger die Geschichten vom Kinderraub! Ich konnte doch nicht allein stehen. Dem Governor-General ein Licht aufzustecken, war dem Vicekönig von Chili vorbehalten, der nach Port Arthur gekommen war, die Forts zu inspizieren. In der Unterhaltung kam auch die Rede auf die in Frage stehende Geschichte vom Kinderraub. Der Vicekönig disputierte längere Zeit mit dem G.-General und es gelang ihm zuletzt, jede Spur von Zweifel in ihm zu tilgen. Als die Herren wieder nach Moukden kamen, sandte der Kommandant seine Botschaft, sie sollten im Frieden bleiben, er wolle nicht bloß den Frieden sichern, sondern auch die Anstifter des Rumors und der Plakate erforschen und strafen. Die kaiserliche Proklamation wurde überall angeklebt und das Gerücht erstarb.

Den Fall Masons, der einer heimlichen Gesellschaft, der Ko-lo-ni, Waffen und Dynamit lieferte und dann festgenommen und verurteilt wurde, übergehe ich, da er in keiner Beziehung zur Mission steht.

IX. In der Mongolei. Hierüber nur einige Telegramme: 27. Nov. The Chronicle statuiert, daß die Christen in Kinchow alle niedergemetzelt sind. Die Empörung breitet sich nach den nördlichen Distrikten von Peking aus.

1. Dezember. Die Beamten des Distriktes Pakou kamen mit den Führern der Rebellen überein, die Nichtchristen zu schonen, während sie Erlaubnis gaben, die Christen anzugreifen. Scheußliche Thaten sind gemeldet. Kinder sollen geröstet, Nonnen (oder erwachsene Schulmädchen) sollen vergewaltigt und ihnen dann das Gehirn eingeschlagen sein; während die Herzen und Zungen von belgischen Priestern ausgerissen wurden.

Peking Gazette. 6. Dez.: Mehr als 1000 Rebellen wurden getötet im Chaoyang-Distrikt; die Felder zu Wukuanying sind mit Leichen besäet. Der Verlust der Kaiserlichen steht nicht fest.

Peking Gazette. 11. Dez.: Mehr als 2000 Rebellen hingeschlachtet bei Yühulin . . .

17. Dez. Bei Maochiawopu 1300 Rebellen getötet. In und bei Chaopeiyingtze 2000 Rebellen getötet, und so gehts weiter; so daß mindestens 15 000 Feinde getötet resp. gefangen sein sollen. Dagegen steht ein Verlust von 300 Mann Militär. Ich habe diese Zahlen nur angeführt, um zu zeigen, daß die Regierung etwas kann, wenn sie will.

Digitized by Google

X. Die Mißhandlung des Missionar Turner, auf die ich in der Januar-Nr. dieser Zeitschrift S. 41 hinwies, ist ziemlich bekannt geworden. Sie macht jetzt die Runde durch die Blätter. Deshalb sei sie hier nur noch einmal erwähnt.

Und damit will ich schließen. Der Drache wird sich noch oft regen und das Evangelium zu verschlingen suchen, aber es wird ihm nicht gelingen. Auch in China wird das Panier des Kreuzes siegen, denn das Kreuz bringt die Erlösung von Sünde, Betrug und Aberglaube. Und mag die Bosheit dem Christentum noch so schändliche Dinge andichten, endlich muß es den Chinesen doch klar werden, daß das wahre Christentum eine alles überwindende Macht ist und die einzige Religion, die die tiefen Bedürfnisse des Herzens befriedigen kann.

Nachschrift. 15. Juli 1893. Die Art und Weise, wie man in der noch unerschlossenen Provinz Hunan von den Europäern denkt, ist aus einem „Neuen Hunan-Traktat" zu ersehen; betitelt: „Die zehn Übelthaten der Europäer, ein neuer Gesang." Dieser neue Gesang ist zusammengestellt von einem Hunan-Gelehrten, Namens Yü und wurde veröffentlicht in Chang tê Fu bei einem Buchhändler Namens Tai.

China, so heißt es, war ein schönes, glückliches und gedeihliches Land unter der wohlthätigen Herrschaft der großen Tsing-Dynastie, bis die verhaßten Europäer voller List und geheimer Bosheit auf der Scene erschienen. Sie machten ihre verderbliche Gegenwart bekannt durch Anstellung von Kinderdieben, die den Kindern auflauern ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Sie entgehen der Entdeckung, da sie die Kinder durch Berührung ihres Kopfes mit einem Zauber-Amulet in Schafe verwandeln. Sind diese an den Ort der Sicherheit gebracht und sicher vor den Augen der Späher, so genügt ein Schluck Wasser, sie wieder in Kinder zu verwandeln. Aber früher oder später muß die Vergeltung kommen. So kam es zum Beispiel eines Tages im vierten Monat (Mai 1892) vor, daß neun solcher Schafe, die gestohlen waren, von vier Kinderdieben in der Stadt An-Fu in Hunan, den Zauber brachen, indem sie, ohne daß die Diebe es merkten, Wasser tranken. So kam die Geschichte der Kinder heraus. Die Bewohner von An-Fu, welche fürchteten, daß der Magistrat sich bestechen lasse, nahmen deshalb die Sache selbst in die Hand, indem sie die vier Kinderdiebe köpfte und ihre Leiber zu Mus hackte. Dies gelang jedoch erst, nachdem sie den Nacken der Diebe mit dem Blut eines schwarzen Hundes besprengt hatten; vorher hatten sie durch Zauberei Trotz geboten; sie kehrten die Schneide des Exekutionsschwertes um. Das nächste Übel sind die römischen Priester, welche die Unwissenden bestechen, überzutreten. Nachher werden die Konvertiten durch giftige Zaubermedizin getötet, um ihre Herzen, Augen und Galle zu erlangen. Diese Thaten entgehen der Entdeckung, weil die Leichen eingenäht und in Leichenhemden gewickelt werden, ehe sie in den Sarg kommen.

Zum dritten haben die Europäer das Opium in das Land gebracht, um die Energie zu untergraben und die Gesundheit der Jungen und Starken zu verderben, so daß die Europäer mit ihren überlegenen Kräften die entnervten Chinesen in Schrecken halten können. Das Schlimmste an der Sache ist, daß

Digitized by Google

das Volk, obwohl es die Gefahr des Opiums kennt, es nicht meidet, sondern es liebt!

Das nächste Übel sind die europäischen Sirenen, welche die Jugend des Landes verführen.

Sodann kommen die Dampfer, welche durch ihre Größe sehr geschickt sind, Morde zu begehen; die unwissenden Passagiere werden heimlich über Bord geworfen. . . Ein weiteres Übel ist die Einfuhr von Gewehren und Kanonen, für welche der Reichtum des Landes ausgewechselt wird. Das Land ist stark in seiner Rechtschaffenheit und Liebe zur Gerechtigkeit und durch die Lehre von „der Brüderschaft innerhalb der vier Meere.“[1]) Alle Waffen sind unnütz.

Auf ähnliche Weise suchen die Europäer den Reichtum aus China wegzunehmen, indem sie Telegraphenstangen errichten. Ihre wahre Absicht dabei ist, das Land auszukundschaften und Karten zu zeichnen. Zu diesem Zweck suchten sie auch in Hunan Fuß zu fassen; aber unser Volk ist ihnen zu schlau und jagte sie aus der Provinz und verbrannte ihre Telegraphenstangen. Darum sind wir dem Volke von Lichon zum Dank verpflichtet für diese verdienstvolle That.“

Der Autor des „Neuen Gesanges“ beteuert die Wahrheit seiner Angaben und schließt mit der Bemerkung, daß man für etliche Küsch viel Weisheit und Vorteil erlangen könne, und ermahnt seine Leser, es den Kindern einzuprägen, damit sie „meiden lernen die Schlingen der Europäer, und der Gefahr entgehen, künftig ihre Opfer zu sein.“ So sät man Fremdenhaß für künftige Geschlechter.

2. Die Zeitungen bringen folgendes Telegramm: Hankow, 3. Juli 1893. „Die beiden schwedischen Missionare, O. F. Wickholm und A. D. Johanson wurden am Samstag in Sungpu 100 Meilen (engl.) N.-O. von Hankow in einem Anti-Foreign-Riot ermordet.“

Ein Brief aus Hankow, der auf den Aussagen eines nach Hankow entkommenen Dieners basiert, beschreibt den schrecklichen Mord. Es folgt hier ein Auszug: Sungpu ist ein Marktplatz in dem Matsindistrikt, etwa 60 Meilen von Hankow an der großen Heerstraße nach Peking. Es ist eine Stadt mit bedeutendem Handel. Da es nahe an der Honangrenze liegt, gehen viele Kaufleute dorthin statt nach Hankow. Die Einwohner, 20 000, sind meist Leute aus andern Gegenden und als Fremdlinge freundlich gegen Fremde und Gäste. Sie haben ein gutes Gerücht bei den Fremden, welche es öfters besuchten.

Vor etlichen Monaten mietete die schwedische Mission das Haus eines Eingeborenen in einer der hinteren Straßen, in der Hoffnung, mit der Zeit sich dort niederzulassen und die Arbeit in Angriff nehmen zu können. Mit der Bevölkerung standen sie bald auf einem guten Fuß; aber nach einiger Zeit merkten sie, daß gewisse Dorfälteste (die gentry) und allerlei Gesindel gegen sie agitierten. Einige Leute, die ihnen beim Mieten des Hauses behilflich gewesen waren, wurden ergriffen, eingesteckt und geprügelt. Durch Vermittlung

[1]) Das spielt an auf einen Spruch des Confucius, welcher sagt: „Innerhalb der vier Meere sind alle Brüder.“

Digitized by Google

des schwedischen Konsuls Joh. Thyem, der die Sache dem Präfekten unterbreitete, wurden diese Leute auf freien Fuß gesetzt. Dem Magistrat von Matsin ging die Warnung zu, fernere Unruhen zu verhüten. Nicht lange darauf kam es den Missionaren zu Ohren, daß bei Gelegenheit eines großen Festes und einer dabei stattfindenden Prozession, die Fremden getötet werden sollten. Auch der Konsul bekam diese Nachricht und zwar vom Präfekten, mit dem Gesuch, die Missionare zurückzuziehen. Der Konsul, der inzwischen auch von den Missionaren Mitteilung empfing, daß alles ruhig sei und sie sich keinen unnötigen Befürchtungen hingeben wollten, lehnte die Abberufung der Missionare ab.

Der 1. Juli war ein Samstag, aber das Fest begann schon am vorhergehenden Mittwoch, an welchem etliche tausend Landleute in der Stadt versammelt waren. An jenem und den beiden folgenden Tagen kamen sehr viele Leute, um die Missionare zu besuchen, aber alles blieb ruhig, und als der Samstag kam, hofften sie, daß alle Gefahr vorbei sei und sie einen falschen Alarm überlebt hätten. Aber schon früh am Morgen versammelte sich ein Haufe, der Unheil zu brüten schien. Mit Steinwerfen wurde begonnen und als der Mut wuchs, versuchten sie das Haus zu erstürmen. Die Missionare begaben sich, als sie merkten, daß sie sich nicht mehr halten konnten, in das Haus der nebenanwohnenden Hausherrn. Ihr Haus wurde gleich geplündert und zerstört. Als nun auch das Haus des Hausherrn angegriffen wurde, kletterten sie über eine hintere Mauer und es gelang ihnen, sich in der Dachstube eines andern Hauses eine Weile zu verbergen. Aber auch hier wurden sie aufgejagt und mußten auf das Dach fliehen. So ging der Vormittag dahin und es war nun zwei Uhr geworden, als sie zum Vorschein kamen. Ihre Stunde war gekommen. Sobald sie auf dem Dache gesehen wurden, stieß der Pöbel ein wüstes Geheul aus. Vier mit Eisenstangen bewaffnete Männer setzten ihnen nach und von der Straße flogen ihnen Steine und Ziegel entgegen. So flohen sie eine Reihe Häuser entlang; da plötzlich hören die Häuser auf und sie müssen hinab auf die Straße unter die wütende Menge. Es folgte nun eine schreckliche Scene. Der Pöbel sprang hinzu, durchstach sie mit spitzen Pfählen, stieß sie mit Hacken und schlug ihnen den Schädel ein; sie rissen ihnen die Kleider vom Leibe und trieben mit den nackten Leichnamen Unfug. Mehrere Tage blieben dieselben unbedeckt in den Straßen liegen.

Als die Fremden getötet waren, suchte der Pöbel der Eingeborenen habhaft zu werden, die mit den Europäern in Verbindung gestanden. Sie waren entronnen; nur einer wurde ergriffen und es würde ihm das Leben gekostet haben, wenn nicht andere seine Partei ergriffen hätten; er war ein Sungpuer. Nachher wurde noch das Haus nebst den angrenzenden Häusern in Brand gesteckt.

Digitized by Google

Die freikirchlichen Missionsunternehmungen in Schweden.

Von P. Berlin.

Seitdem der Jahrgang 1889 der Allg. Missionszeitschrift (S. 323 ff.) über die schwedische Heidenmissionsthätigkeit orientiert hat, ist in den verflossenen vier Jahren manche Änderung eingetreten. Einzelne Missionsvereine haben ihre Thätigkeit anders gestaltet, manche Unternehmungen haben einen erweiterten Umfang bekommen, neue sind dazu gekommen, so daß es sich empfiehlt, diesen Veränderungen näher zu treten. Und zwar sind es besonders die von freikirchlicher Seite betriebenen Missionsunternehmungen, bei denen sich eine z. T. sehr erheblich gesteigerte Thätigkeit bemerkbar macht, welche zeigt, daß die von Amerika ausgegangene freiere Richtung in der Mission eine Macht geworden ist, mit der gerechnet werden muß, und daß sie für die Gegenwart mehr und mehr charakteristisch werden zu wollen scheint. Die folgende Darstellung soll sich auf die schwedischen Missionsunternehmungen dieser Richtung beschränken.

Zunächst sei im Anschluß an die Reihenfolge, welche in dem eingangs erwähnten Aufsatze festgehalten ist, eine Übersicht über die zur Zeit vorhandenen Unternehmungen gegeben.

Die älteste tritt uns in dem „Schwedischen Missionsbunde" (svenska missionsförbundet) entgegen, in welchem die waldenströmschen „freien Gemeinden" ihre Zusammenfassung gefunden haben. Der Missionsbund hat bis jetzt noch Jahr für Jahr ein nicht unerhebliches Wachstum aufzuweisen gehabt, so daß er von 303 Vereinen im Jahre 1887 auf 816 im laufenden Jahre gestiegen ist. Das Wachstum hat schon im Jahre 1889 eine besondere Organisation des Bundes nötig gemacht: er ist in sieben Distrikte eingeteilt, deren jeder von einem Distriktsvorsteher geleitet wird. Auch diese Organisation scheint jetzt schon zu eng geworden zu sein. Mit dem Wachstum des Bundes ist auch seine Heidenmissionsthätigkeit gewachsen. Die Zahl seiner Missionsarbeiter und -Arbeiterinnen[1]) beläuft sich (August 1893) auf 43, beinahe das Doppelte gegen den Stand von 1888; seine Aufwendungen für die Heidenmission betrugen 1892 (ohne die Kosten für Missionsschule u. dergl.) 134000 M. Auch auf seinen Missionsgebieten

[1]) Es sei von vornherein bemerkt, daß im folgenden das Wort „Mission" stets im Sinne von Heidenmission genommen ist. Die von vielen Missionsvereinen betriebene innere Mission ist hier außer Betracht gelassen, ebenso diejenige „äußere" Mission, welche Verbreitung des Evangeliums unter Katholiken u. s. w. bezweckt.

ANDOVER THEOL. SEMINARY
1894
Digitized by Google

ist es vorwärts gegangen. Am Kongo sind aus den drei Stationen (Mukimbungu, Kibunzi, Diadia) fünf mit einigen Nebenstationen geworden (Nganda 1890, Londe 1892); die Stationen selbst sind durch eine Anzahl von Steingebäuden besser ausgestattet, das Transportwesen ist geregelt, die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit ist bei jüngeren und älteren in die Hand genommen, Schulen sind für Kinder und für Erwachsene vorhanden, auch für Frauen; die Zahl der Schulkinder beläuft sich auf 193, die der Gemeindeglieder auf 78. Etwa ein Dutzend eingeborene Evangelisten stehen in Arbeit; für ihre Ausbildung ist in Diadia eine Evangelistenschule gegründet, welche auch in Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie u. s. w. unterrichtet. Gottes Wort wird auf den Haupt- und Nebenstationen wie in den benachbarten Dörfern eifrig verkündigt. Übersetzungsarbeiten sind fleißig getrieben worden, ein besonderes Verdienst des Missionars Westlind, der auch eine Grammatik der Fiotisprache ausgearbeitet hat. Das Neue Testament, biblische Geschichten, ein Gesangbuch sind auf der Handpresse in Kibunzi gedruckt worden. Auch eine einheimische Literatur hat Miss. Sjöholm durch Herausgabe einer in 250 Exemplaren gedruckten Monatszeitung Minsame Miayenge und eines kleinen Kalenders zu begründen angefangen, ein Zeichen, daß die Schularbeit nicht vergebens gewesen ist. Auch eine ärztliche Mission ist (in Mukimbungu) begonnen worden; leider ist der Missionsarzt Dr. Walfridson nach kaum zweijährigem Wirken dem Klima zum Opfer gefallen, gerade zu der Zeit, als ein Apotheker ihm zur Hilfe ausgesandt werden sollte, ein schwerer Verlust für die Mission, aber nicht der einzige. Die Kongomission hat seit 1887 zehn ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen durch den Tod verloren, zum Teil nach sehr kurzer Wirksamkeit; Krankheiten haben die Kräfte der anderen sehr mitgenommen und Erholungsreisen oder frühe völlige Rückkehr in die Heimat notwendig gemacht. Die Arbeit wäre wohl weiter gefördert, wenn Krankheit und Tod nicht so viele Opfer verlangt hätten. In Nordafrika (Algier) ist die Missionsarbeit weiter gegangen; doch ist Dr. Nyström schon längere Zeit von Algier abwesend und hat in der Heimat für den Missionsbund gearbeitet. In Bjeloretsk im Ural sind jetzt zwei Missionare thätig; eine Hungersnot und das Mißtrauen der russischen Regierung machten die Arbeit dort freilich sehr schwer. Auch in Kaukasien scheinen die Verhältnisse schwierig zu sein, und zwar nicht bloß wegen der Bedrängnisse durch die russischen Behörden, denen die Bekehrten ausgesetzt waren, sondern auch wegen der Zustände, die in den etwa 30 Gemeinden des „evangelisch-orientalischen Bundes“ (früher „armenischer Missionsbund“) herrschen; eine Ordnung derselben sollte durch eine Visitationsreise des

Digitized by Google

Missions-Vorstehers Ekman 1892 versucht werden, doch veranlaßte die zu der Zeit herrschende Cholera einen Aufschub in dieser Reise. Aufgegeben hat der Missionsbund seine „Eismeermission" in Alaska, die der „schwedische Missionsbund in Amerika" 1890 übernommen hat; dafür hat er eine Mission in China begonnen, in welcher im Anschluß an die China-Inlandmission jetzt zwölf Männer und Frauen in und um Wuchang wirken. Auch diese Mission hat im Sommer 1893 Verluste erlitten, insofern als die beiden Missionare Wikholm und Johansson in Sung-pu von dem aufgehetzten Volke ermordet worden sind. Aufgegeben hat der Missionsbund ferner 1893 seine bisherige Mission in Persien und hat dafür eine Mission in dem chinesischen Turkestan beschlossen, deren Hauptsitz Kaschgar sein soll. Miss. Höjer hat 1891/92 eine Untersuchungsreise dorthin unternommen, über die ein interessanter, leider unvollständiger Bericht in der Zeitschrift Missionsförbundet 1892 S. 145 ff. veröffentlicht ist. Kokand und Samarkand sollen Stütz- und Verbindungspunkte für diese Mission werden, für welche auch schon eine ärztliche Mission geplant ist durch einen aus Kurdistan stammenden Arzt, Dr. Mir Zusaeed, welcher zur Zeit noch in England medizinischen Studien obliegt. Miss. Höjers Begleiter, Johannes Aveteranjanz, ein früherer Mohammedaner, ist in Kaschgar zurückgeblieben und hat bereits dort eine kleine Wirksamkeit begonnen.

Der „Verein für innere und äußere Mission" in Jönköping ist als eine selbständig aussendende Missionsgesellschaft nicht anzusehen. Der Verein entwickelt in der Heimat eine bedeutende Thätigkeit durch Reisepredigt und periodische Presse, kann aber für die äußere Mission nur als Hilfsgesellschaft gelten; zwei von ihm unterhaltene Missionare arbeiten im Dienste des Missionsbundes in China, zwei andere in der Folke'schen Chinamission; auch die Vaterlandsstiftung empfängt von ihm Unterstützung. Seine Aufwendungen für die Heidenmission beliefen sich 1892/93 auf rund 12000 Mark.

Auch der von Grundemann (Entwickelung u. s. w. S. 73) als „jüngstes Missionscentrum" bezeichnete Ostgotländische Ansgarverein, der in Linköping seinen Sitz hat, kann nicht mehr als Missionsgesellschaft in unserm Sinne gelten. Der früher von ihm ausgesandte Miss. Hedenström hat seinen Versuch, von Witu aus zu den Galla vorzudringen, aufgeben müssen (1890) und ist nach Schweden zurückgekehrt. Er hat jetzt in Amerika Unterstützung für einen neuen Missionsversuch bei den Galla gefunden und ist auf dem Wege dorthin. Der Ostgotl. Ansgarverein hat den ursprünglich zu seiner Unterstützung bestimmten Miss. Johansson später in den Dienst des Missionsbundes gestellt und nach China geschickt, wo er im Juli 1893

Digitized by Google

in Sungpu ermordet worden ist. Von einer selbständigen Missionsthätigkeit sieht der Ostgotl. Ansgarverein ab und begnügt sich damit, andere Missionen zu unterstützen (Vaterlandsstiftung und Missionsbund). Seine Aufwendungen für Heidenmission betragen denn auch für 1892 nur etwa 1800 Mark.

Die von der glaubensfreudigen Vorsteherin eines Bibelfrauenheims in Stockholm Frl. Elsa Borg[1]) 1887 begründete „Schwedische Frauenmission unter Nordafrikas Frauen" arbeitet mit ihren drei Arbeiterinnen nach wie vor unter den arabischen und jüdischen Frauen in Tunis und Bona, an letzterem Orte seit ihrer Rückkehr von einer Erholungsreise in die Heimat unter (freier) Mitwirkung des von einem Verein in Örebro ausgesandten Missionar Norling und Frau. Die Arbeit besteht in Hausbesuchen, kleinen Versammlungen, gelegentlichen Gesprächen, Bibelvorlesung u. s. w., hat aber bei dem Argwohn der französischen Behörden mancherlei Schwierigkeiten gefunden. Ob bei der Abneigung der französischen Machthaber gegen jede evangelische Mission im Lande die Arbeit noch Aussicht auf Dauer hat, ist sehr fraglich. Die Einnahmen für diese Mission beliefen sich 1892 auf 4200 Mark, ihr Organ (sowie gleichzeitig Organ für die von Frl. Borg auf Hvita Bergen betriebene innere Mission) ist das Monatsblatt Trons hvita.

Eine schnelle und kräftige Entwickelung hat die 1887 durch Erik Folke begründete „Schwedische Mission in China" (Svenska missionen i Kina) genommen,[2]) begünstigt durch die Vorliebe, welche die Mission in China in vielen schwedischen Kreisen gefunden hat. Es hat ihr weder an Personen, noch an Mitteln gefehlt. Ihre Einnahmen haben sich von Jahr zu Jahr gesteigert: 1888/89 beliefen sie sich auf 5800 M., 1892/93 dagegen auf 24300 M., und zwar ohne daß besondere Hilfsvereine gebildet worden wären. Ein Komitee von fünf Personen in Stockholm und 40 über Schweden zerstreute Agenten (darunter 9 Geistliche) wirken für diese Mission, das stark verbreitete Missionsblatt Sannigsvittnet vertritt besonders ihre Interessen. Die Zahl ihrer Arbeiter beträgt jetzt 19 (darunter 9 weibliche), von denen etwa die Hälfte sich noch auf den Sprachschulen in Ganking und Kiaihsiu befinden. Auf den Stationen Üincheng und Ishi (in der Provinz Shansi) und Tongeofu und Sanyuan (in der Provinz

[1]) Die Geschichte von Frl. Borgs Anstalten erinnert einen deutschen Leser in manchen Zügen an A. H. Frankes Waisenhausgründung und ist eine Geschichte von viel Glauben, Liebe und Gebet (Återblick öfver 15 års missionsarbete vid Hvita Bergen).

[2]) Holmgren, Sändebud till Sinims land, Stockh. 1892. Meddelande från sv. miss. i. Kina 1893.

Digitized by Google

Shensi) sind zur Zeit fünf in Thätigkeit, die übrigen sind teils noch, teils zur Erholung wieder in der Heimat, wo namentlich Erik Folke viel zur Belebung des Interesses für die chinesische Missionsarbeit gethan hat. Die „Schwedische Mission in China" steht in Verbindung mit der China Inland Mission und benutzt deren Missionshaus in London und Sprachschulen in China, sowie die sonstigen Vorteile, welche die China Inland Mission ihren Angehörigen bietet, steht sonst aber selbständig da und wird von Folke geleitet. Das Komitee in Stockholm sammelt nur die eingehenden Gelder, nimmt die Anmeldungen neuer Missionare entgegen und entscheidet über ihre Aussendung. Die Mission steht noch in ihren Anfängen. In Üincheng werden 19 Kommunikanten, in Sanyuan ca. 70 Gemeindeglieder erwähnt. Die Arbeit wird durch Predigt, Hausbesuche, Reisen und Unterricht getrieben; eine ärztliche Mission ist noch ein Wunsch für die Zukunft, jedoch hat Miss. Berg, ein Apotheker, bereits mehrere hundert Kranke behandelt; Opiumsüchtige sucht man mit Hilfe von Asylen zu retten. Einige eingeborene Evangelisten stehen in Arbeit. Wenn die Ausbildung der jetzt noch auf den Sprachschulen befindlichen Missionsarbeiter weiter vorgeschritten sein wird, so läßt sich annehmen, daß die Arbeit eine bedeutende Erweiterung erfahren wird, vorausgesetzt, daß die Verhältnisse in China, unter denen auch diese Mission gelegentlich zu leiden gehabt hat, der Missionsarbeit günstig sind.

Ist die Folkesche Mission in China bei uns in Deutschland schon wenig bekannt, so dürften es zwei neue Missionsunternehmungen noch weniger sein, welche in der eingangs erwähnten Übersicht noch nicht erwähnt werden konnten, nämlich die Mission des „Heiligungsbundes in Nerike" (Helgelseförbundet i Nerike) und die Fransonsche Alliancemission. Darum sei es gestattet, hier etwas ausführlicher zu berichten.

Der „Heiligungsbund" wurde im Jahre 1885 von dem Fabriksbesitzer Hedin in Torp (in der Nähe von Örebro in Mittelschweden) gegründet und ist wie so manche andere Bewegung in Schweden aus englischen Einflüssen hervorgegangen. Wie schon sein Name andeutet, legt der Bund das Hauptgewicht auf die Heiligung, die er bis zur Unsündlichkeit steigert. Sein Ziel ist das Heil der Seelen daheim und in Heidenländern und die Heiligung der Gläubigen in der Wahrheit zu einem vollen Leben in Gott; auf das Bekenntnis nimmt er keine Rücksicht. Eschatologische Gedanken spielen eine große Rolle, ebenso Krankenheilungen durch Gebet und Handauflegung, für welche als ein besonders gesegnetes Organ Frl. Nellie Hall gilt, die jetzt, begleitet von einer Sängerin Frl. Nihlén,

Digitized by Google

in Amerika umherreist und Versammlungen à la Moody hält.[1]) Der Bund wird von einem jährlich neugewählten Vorstand geleitet, zu dem außer Hedin und Frl. Hall namentlich der ehemalige Pastor Kihlstedt gehört, welcher durch seine Schrift Full frälsning af nåd (Volles Heil aus Gnaden), durch Herausgabe der Zeitschrift Trons segrar (Glaubenssiege), sowie durch die Leitung der Evangelistenkurse als Sekretär die leitende Stellung im Bunde einnimmt. Bundesstatuten giebt es nicht, das Neue Testament ist dazu ausreichend. Berichte über seine Thätigkeit giebt der Bund auch nicht aus, die Zeitschrift Trons segrar bringt meist erbauliche Aufsätze, Briefe u. s. w. Alle Jahre am Mittsommertage kommen die durch ganz Skandinavien bis nach Hammerfest zerstreuten Mitglieder des Bundes zu einer großen Jahresfeier in Torp zusammen; 4—6000 Menschen sollen dann dort zu erbaulichen Versammlungen sich vereinigen.[2]) Diese Jahresfeiern sind den Mitgliedern sehr ans Herz gewachsen, so daß der Sänger der „Bundeslieder"[3]) einem entschlafenen Bruder zurufen kann: „Nun im Paradiese hörst du — Engellieder voller Freud, — Kannst Mittsommerfeier halten — Nun die ganze Ewigkeit". Da für den Heiligungsbund die Rettung der Seelen das Ziel ist, gleichviel ob im Heimatlande oder in Heidenländern, so erstreckt sich seine „Mission" ebenso gut auf diese wie auf jenes. In der Heimat hat er eine Schar Evangelisten, welche nach Luk. 10, 1 (das „Kommen" des Herrn in eschatologischem Sinne genommen) je zwei und zwei durch die ihnen angewiesenen Bezirke reisen und dort für das Heil der Seelen wirken. Der Bund hat auch weibliche Evangelisten, welche ebenfalls zu zweien zusammen reisen und nicht bloß durch Hausbesuche wirken, sondern auch in öffentlichen Versammlungen predigend auftreten. Bei der Jahresfeier sammeln sich diese Evangelisten zu einem Bibelkursus bei Pastor Kihlstedt. Aus den in der Arbeit an den Seelen erprobten Evangelisten werden nun in der Regel diejenigen ausgewählt, welche zu den Heiden gehen sollen; sie erhalten dann zunächst bei Kihlstedt eine Zeitlang täglich Unterricht in der Missionsgeschichte, wohnen in der Nähe bei Bauern und halten abends erbauliche Versammlungen, darauf werden sie nach London geschickt, wo der Bund mit einer englischen Gesinnungsgenossin Verbindung hat, um die englische Sprache zu lernen. Der Bund hat zwei Missionsgebiete: das Land der Sulu und China (Shanghai). Die Missionare erhalten, soviel sie zu ihrem Unterhalt bedürfen. Sie wirken hauptsächlich durch Wanderpredigt,

[1]) Frl. Hall soll etwa 1891 auch in Deutschland (Hannover?) aufgetreten sein.
[2]) Auch Deutsche sind schon dort gewesen.
[3]) Förbunds-Sånger. Örebro 1892 (sechste Auflage).

Digitized by Google

ebenfalls zu zweien, und wenden sich an die Erwachsenen; Schularbeit kennt diese Mission nicht, feste Predigtstätten (außer den Wohnungen der Missionare) auch nicht. Die angeregten Heiden müssen den Missionaren folgen, oder sich an selbstgewählten Stellen versammeln. Die Bundesleitung läßt den Missionaren alle Freiheit der Entschließung und des Handelns, doch giebt es auf jedem der beiden Missionsgebiete einen Vorsteher. Im Sululande, wo zur Zeit vier Arbeiter wirken, war es der Miss. Witt, welcher 1890 aus dem Dienste der schwedischen Kirchenmission austrat, später sich baptistisch taufen ließ und dann für seine eschatologischen Spekulationen in Amerika Zuhörer suchte. Er ist zur Zeit wieder in Schweden und es ist noch fraglich, ob er wieder nach Afrika zurückkehren wird. In China ist cand. phil. Emanuel Olsson die leitende Persönlichkeit; hier arbeiten neun Missionare bezw. Missionarinnen, etwa 20 bis 30 Chinesen sind bekehrt. Von einer Gemeindebildung kann freilich nicht eben die Rede sein, da es an jeglicher Gemeindeordnung fehlt. Mit einer Anzahl Bekehrter hat Olsson einen Evangelistenkursus von einmonatlicher Dauer gehalten. Die Missionare stehen in freundschaftlichen Beziehungen zur China Inland Mission. Die Einnahmen des Heiligungsbundes betrugen 1892 17000 Mark.[1])

Der Heiligungsbund nimmt in Schweden eine ziemlich isolierte Stellung ein, selbst die freikirchlich gerichteten Kreise stehen ihm wegen seiner ungesunden Heiligungslehre sehr reserviert gegenüber. Auch seine Arbeitsmethode, namentlich seine Verwendung von jungen, 18—20jährigen Leuten macht manche gegen ihn mißtrauisch. Die Kunst, geistliche Erregungen hervorzurufen, die vielleicht nicht einmal nachhaltig wirken, gilt nicht allen als Kennzeichen einer gottgesegneten Arbeit.[2])

Vor einigen Jahren trat in Berlin ein schwedischer Evangelist, Franson, auf, ohne jedoch besondere Erfolge zu erringen; er wurde schließlich ausgewiesen. Später ging er nach Amerika und gründete dort eine „skandinavische Alliancemission", welche Missionare nach China sandte. Er trat in Verbindung mit dem Begründer der „amerikanischen Alliancemission", A. B. Simpson in New-York, deren Bestreben es ist, die Welt mit Hilfe von 20000 Missionaren bis zum Ablauf des Jahres 1900 zu evangelisieren. Unter den Skandinaviern in Amerika herrscht viel Missionseifer, aber die vorhandenen Mittel entsprechen dem nicht. Auch in Schweden sind viele persönliche Kräfte vorhanden, welche

[1]) Vgl. „Nordens Missionärer". Kopenh. 1893. S. 23. Die übrigen Angaben nach mündlichen Mitteilungen eines Vorstandsmitgliedes in Örebro.

[2]) Sv. Posten 1893. No. 18.

Digitized by Google

mit großer Freude sich für die Mission zur Verfügung stellen, aber es fehlt auch hier an Mitteln, um ihnen allen das Ausgehen zu ermöglichen. Da wurde die Verbindung mit Simpson wichtig: es eröffneten sich für Franson reichliche Hilfsquellen, so daß er 1892 in Skandinavien einen Aufruf veröffentlichen konnte, nach welchem er 200 Missionare für China suchte. Dieselben sollten unter 30 Jahren und unverheiratet sein; auf je 10 Missionare sollte ein Superintendent kommen, der ihre Arbeit leitete. Franson wollte, wie er in Amerika schon gethan, an verschiedenen Orten 14tägige Evangelistenkurse halten, um die Angemeldeten auszubilden, später sollten sie einen Kursus von drei Monaten in England durchmachen, um sich für ihren Missionsberuf weiter zu vervollkommnen. Das war ein kühner Plan — aber Franson kannte seine Leute und der Plan kam zur Ausführung. Junge Männer und Mädchen meldeten sich und schon im November und Dezember 1892 konnten zwei Transporte mit zusammen 49 Missionsarbeitern aus Schweden abgehen. Bald konnte Franson verkündigen, daß das erste Hundert voll sei, und neue Anmeldungen auf das zweite Hundert erbitten. Es fehlte nicht an Einwendungen gegen Fransons Unternehmen, auch nicht auf freikirchlicher Seite. Lund, ein Chinamissionar des Missions-Bundes, erhob deutlich Einspruch gegen dies Vorgehen, er machte auf die politischen Schwierigkeiten aufmerksam, welche das Einströmen von fremden Missionaren bei dem schon starken Mißtrauen der Chinesen gegen die Mission haben müsse; er wies darauf hin, daß die älteren Missionare durch die Notwendigkeit, die Neulinge einzuweisen, von ihrer eigentlichen Arbeit abgezogen würden; er hob hervor, daß die Neulinge ohne jede Kenntnis der vorhandenen Schwierigkeiten und oft ohne Neigung, sich weisen zu lassen, bei ihrem Eifer leicht Mißgriffe machten und die Sache schädigten — er wollte lieber in vier Jahren je 50 Missionare kommen sehen als in einem Jahre 200.[1]) Auch ein baptistisches Blatt (Svenska Härolden 1893 Nr. 2) erhob seine Stimme warnend, betonte die Schwierigkeiten der Sprache, den Rückschlag, den die unvermeidliche Zerstörung von Illusionen durch die nüchterne Wirklichkeit auf die Neulinge ausüben müßte, und zog eine warnende Parallele mit dem so traurig verlaufenen Kinderkreuzzuge — vielleicht nicht ohne Anspielung auf das jugendliche Alter mancher dieser Chinafahrer. Allein Franson ließ sich nicht irre machen und setzte seine Kurse fort, noch im Sommer 1893 hat einer in Jönköping stattgefunden. Nach der Nachweisung in „Nordens Missionärer" sind als Boten der skandinavischen Alliancemission, die sich mit Simpsons amerikanischer Alliance völlig vereinigt zu haben scheint,

[1]) Brief abgedruckt in Missionsförbundet 1893 S. 18 f.

Digitized by Google

ausgegangen von 1890—93 aus den skandinavischen Gemeinden in Amerika wie aus Schweden 102 nach China (wo die Provinz Kansu ihr Arbeitsfeld werden soll, in Verbindung mit der China Inland Mission), 18 nach Japan, 9 nach den Himalayagebieten (Darjeeling u. a.) und 5 nach dem Swaziland in Afrika, zusammen 134. Weitere Aussendungen werden noch zu erwarten sein.[1]) Über die dieser Mission zur Verfügung stehenden Mittel liegen keine neueren Angaben vor. Die Bahlsche Statistik (Nord. M. T. 1893. S. 80) giebt sie für 1891 auf 16726 Doll. an, doch müssen sie inzwischen bedeutend gestiegen sein, wenn man mit der „Schwed. Mission in China" die durchschnittlichen Kosten für einen Missionar in China auf etwa 1100 Mark annimmt. —

Überschaut man diese Missionsunternehmungen, die sämtlich erst wenige Jahre oder wenige Lustra alt sind, so tritt der Unterschied zwischen ihnen und den älteren Missionen sofort zutage. Es ist in der That eine neue Missionsweise, die uns hier begegnet, und es scheint, als ob sie mit der älteren in einen Wettkampf eintreten will, in welchem sie durch die schnell wachsende Zahl ihrer Arbeiter bald die erste Stelle einzunehmen gedenkt. Sie empfängt ihr charakteristisches Gepräge von der kirchlichen Richtung, von der sie ausgeht, und mit ihren Grundanschauungen hängen die einzelnen Erscheinungen zusammen, welche dieser Missionsbetrieb aufzuweisen hat.

Das kirchliche Leben in Schweden zeigt eine große Verwirrung. Innerhalb der organisierten Landeskirche finden sich viele mehr oder minder freikirchlich gerichtete Kreise, die zum Teil eine festere Organisation haben, wie der Missionsbund, zum Teil in ganz freiem Zusammenschluß ein Sonderleben in der Kirche führen. Sie sind unkirchlich — aber nicht in dem bei uns üblichen Sinne des Wortes; sie sind von der Lehre wie von den Ordnungen der Kirche mehr oder minder unbefriedigt, wenden sich von ihr ab und suchen nun privatim, im Verein mit Gleichgesinnten, für ihr religiöses Leben Nahrung und Förderung, aber sie bleiben äußerlich in der Kirche, und man muß anerkennen, daß ein gut Teil des in Schweden vorhandenen christlichen Lebens in den frei- oder sogar unkirchlichen Kreisen zu finden ist. Der Missionsbund ist so organisiert und so reichlich mit Predigtkräften wie mit Predigtstätten versehen, daß er jeden Tag aus der

[1]) Neuerdings hat aus Anlaß des Mordes in Sungpu die englische Regierung auf Grund eines Berichtes ihres Gesandten in China diplomatische Schritte bei der schwedischen Regierung gethan, um sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche die Aussendung so vieler Missionare und deren unvorsichtiges Auftreten mit sich bringen.

Digitized by Google

Kirche austreten und eine Freikirche bilden könnte. Was ihn daran hindert, ist wohl nur zum Teil die staatliche Gesetzgebung; tiefer liegt wohl eine gewisse Abneigung gegen die weitere kirchliche Gemeinschaft, die besondere kirchliche Form. Er fühlt sich sehr wohl in seiner Existenz als eine Sammlung von freiwillig verbundenen Gemeinden, von denen jede eigentlich selbständig ist, und die nur vereinigt sind „zu gemeinsamer Wirksamkeit für innere wie für äußere Mission". Dieser Independentismus läßt weder ein bestimmtes Bekenntnis noch eine bestimmte kirchliche Ordnung gelten. Der Missionsbund z. B. kennt in seinen Statuten nur „christliche" Missionsvereine oder Gemeinden; die Frage nach der Giltigkeit des Augsburgischen Bekenntnisses veranlaßte seinerzeit ja die Sonderung der Waldenströmschen Richtung von der Vaterlandsstiftung. In den Schriften der „Schwed. Mission in China" sucht man vergebens nach irgend einer Bestimmung über den Bekenntnisstand der Mission; es soll allerdings Grundsatz sein, nur Mitglieder der schwedischen Kirche auszusenden (wie auch die Komiteemitglieder der schwedischen Kirche angehören) — aber auch ein baptistisch wiedergetaufter kann noch Mitglied der schwedischen Kirche sein. Daß vollends Heiligungsbund und Alliancemission kein Bekenntnis kennen, ist wohl selbstverständlich. Der lebendige Glaube an Jesum Christum gilt überall als ausreichend. Als Reaktion gegen eine übertriebene Wertschätzung des Bekenntnisses und der Lehre, welche Herz und Gesichtskreis verengt und den gemeinsamen Glaubensstand um vielleicht geringer Lehrdifferenzen willen übersieht, ist eine solche Bekenntnislosigkeit wohl zu begreifen, aber die geschichtliche Entwickelung der christlichen Kirche zeigt doch, daß Lehre und Bekenntnis keineswegs gleichgiltige Dinge sind, sondern daß es zur Vollkommenheit des christlichen Lebens gehört, nicht bloß seines Gnadenstandes froh zu werden und zu bleiben, sondern auch die Gnadenthaten Gottes in ihrem Zusammenhang erkenntnismäßig zu erfassen. Und wenn der heilige Geist die Christenheit in alle Wahrheit leiten soll, so muß sie auch den ihr aufgegangenen Wahrheitsgehalt zusammenfassen, ihn sichern gegen Angriffe, ihn erhalten für die folgenden Geschlechter und ihn denen darbieten, zu welchen sie die Predigt des Evangeliums bringt. Im Bekenntnis findet die Einheit des Glaubens ihren sichtbaren Ausdruck; das Bekenntnis ist die Schranke, welche dem Subjektivismus der einzelnen wehrt und damit den Bestand der Kirche gewährleistet. Eine bekenntnislose Kirche, eine bekenntnislose Gemeinde hat keine Kontinuität, und niemand kann voraussagen, wohin ihre Entwickelung sie einmal führen wird.

Ebenso wenig wie ein bestimmtes Bekenntnis giebt es in diesen Vereinen oder Gemeinden eine bestimmte Kirchenordnung. Ob ein Ge-

Digitized by Google

meindeglied seine Kinder beim staatskirchlichen Pastor oder bei einem Laienprediger taufen läßt oder auch gar nicht und es ihnen überläßt, als Erwachsene die Taufe zu erbitten, ob einer in der Kirche zum h. Abendmahl geht oder im Missionshause „das Gedächtnis des Todes Christi feiert", das ist gleich. Nicht Übereinstimmung in der Tauffrage oder in einer andern Frage gilt als Bedingung des Gemeindelebens, sondern der Glaube an Jesus Christus. Gewiß — eine kirchliche Gemeindeordnung, auch wenn sie noch so stramm ist, schafft noch keine lebendige christliche Gemeinde; aber Willkür und Unordnung zum Prinzip des Gemeindelebens gemacht, können nur auflösend wirken. Das mag vielleicht in der Zeit der „ersten Liebe" nicht so sichtbar werden, oder überhaupt so lange nicht, wie noch ein bestimmter Gegensatz zusammenhaltend wirkt; aber Gott ist ein Gott der Ordnung, und nur in einer weisen Ordnung liegt eine erhaltende Macht.

Diese Bekenntnis- und Ordnungslosigkeit wird nun in die Mission hineingetragen. Charakteristisch ist, daß unter den auf der Missionsdruckerei des Missionsbundes gedruckten Sachen niemals der Katechismus genannt wird. Es ist nicht nötig — sagt man — den Bekehrten das Joch eines „Bekenntnisses" aufzulegen, sie haben die Bibel, und das ist genug; es ist vom Übel, die heimischen Kirchenverhältnisse auf ein fremdes Volk zu übertragen, man muß den fremden Völkern zu einer ihrer Volksindividualität entsprechenden Entwickelung Freiheit lassen; zunächst kommt es darauf an, die Heiden zu Christen zu machen — es mag der Zukunft überlassen bleiben, wie die Heidenchristen sich christliche Formen und Lebensordnungen schaffen werden.

Dieser Independentismus bestimmt auch das Ziel der Mission. Niemand kann mehr geben, als er hat. Kennt der Missionsbund kein höheres Dasein als in der Form von freiwillig an einander geschlossenen Gemeinden, so kann er auch sein Missionsziel nicht höher stecken, als aus den Heiden Gemeinden zu sammeln; künftige heidnische Nationalkirchen müssen ihm ebenso vom Übel sein, wie es ihm die eigne Landeskirche ist, in der er nur ein Missionsgebiet sieht. Kennt der Heiligungsbund keine andere Aufgabe als die, Seelen zu retten, so ist es ihm genug, sterbende Chinesen für den Heiland zu gewinnen, und er bedarf für die Sammlung und Bewahrung seiner Bekehrten keiner besonderen Veranstaltungen. Das versteht sich ja ganz von selbst, daß Rettung der Seelen Missionsaufgabe ist (Luk. 9, 56. Matth. 16, 26). Wie der einzelne Christ die Sorge für seine Seele obenan stellen soll, so ist auch der Gedanke an das Heil der Seelen die treibende Kraft in der Mission, und es ist darum wohl

Digitized by Google

verständlich, wenn die „Schwed. Mission in China“ auf ihre Adreßblättchen die Notiz setzen läßt: etwa 33 000 Chinesen sterben täglich, ohne das Evangelium von Jesu Christo gehört zu haben. Aber soll darüber der Gedanke an das Reich Gottes und seine großen Aufgaben auf Erden zurücktreten? soll das Reich Gottes bloß als ein Gut des Einzelnen gelten und soll seine Sauerteigs- und Senfkornskraft nicht auch zur Wirksamkeit kommen? Dient es nicht auch zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung des Namens Christi, wenn das Evangelium seine Kraft in der Wiedergeburt eines Volkes zur Geltung bringt? Einzelbekehrung — Gemeindebildung — Kirchenbildung — das ist der Weg, den die Mission zu gehen hat, warum bei dem ersten oder dem zweiten Abschnitt stehen bleiben?

Das Missionsziel beherrscht nun den Missionsbetrieb. Ist das Missionsziel unvollkommen, einseitig gefaßt, so leidet darunter die Organisation, es sei in der Heimat, es sei auf dem Missionsgebiete. Die vorausgegangene Darstellung hat ja in den vorliegenden Missionsunternehmungen große Verschiedenheiten der Organisation erkennen lassen. Am meisten durchgeführt ist die Organisation im Missionsbunde. Er hat in der Heimat einen Vorstand, welcher die Mission leitet, und eine große Anzahl von Vereinen, welche ihm die Mittel für die Mission darreichen; er hat auf seinen Missionsgebieten als zunächst leitende Stelle eine Konferenz der Missionare, der jeder Stationsvorsteher verantwortlich ist, die in den laufenden Angelegenheiten selbständig beschließt, in größeren aber (z. B. Neuanlegung von Stationen u. s. w.) von dem Vorstande in der Heimat abhängig ist; der Vorsitzende der Konferenz hat aber kein Aufsichtsrecht über die Mitglieder. Der „Schwed. Mission in China“ fehlt die Organisation in der Heimat — sie hat hier nur ein „Komitee“[1]) und eine Anzahl von Agenten. Es fragt sich, ob es wirklich ein Zeichen von größerem Glauben ist, auf die Hilfsorganisation in der Heimat zu verzichten; ist Leben, Liebe, Teilnahme vorhanden, so bildet sich eine gewisse Organisation von selbst, sind sie nicht mehr vorhanden, so zerfällt auch die beste Organisation[2]). Für das Missionsgebiet ist eine Arbeitsordnung in der Vorbereitung begriffen, eine „Konferenz“ ist auch hier vorhanden. Bei dem Wachsen des Werkes, das als sehr wahrscheinlich anzunehmen ist, wird vielleicht das Bedürfnis einer festeren Organisation mehr und mehr hervortreten, man will die Formen der Arbeit sich aus der sich weiter entwickelnden Arbeit ergeben lassen. Die Fransonsche Alliancemission verrät Spuren von Organisation höchstens, insofern für je zehn ihrer

[1]) Die in Schweden sonst übliche Bezeichnung „styrelse“ = Direktion ist hier nicht angewendet; Folke ist als Begründer der eigentliche Leiter der Mission.

[2]) Man denke an Berlin I und viele seiner Hilfsvereine.

Digitized by Google

Arbeiter ein Superintendent gedacht ist — leider sind die Leiter ebensolche Neulinge wie die zu leitenden! — doch ist sie noch zu sehr in den Anfängen, als daß man über ihre Gestaltung urteilen könnte, selbst wenn man mit dem ganzen Unternehmen sympathisierte. Nach den Andeutungen in Miss. Lunds Brief (Miss.-Förb. 1893 S. 18 f.) scheint es noch unklar zu sein, ob man eine eigne Mission bilden oder vielleicht einer andern Gesellschaft sich anschließen soll. Missionare über Missionare aussenden und noch nicht wissen, wie ihre Arbeit sich gestalten soll?? Es scheint Fransons Absicht gewesen zu sein, erst selbst nach China zu gehen, um die Verhältnisse dort zu erkunden — im Interesse der Mission muß man es beklagen, daß seine Absicht nicht ausgeführt ist. Den Gipfel der Organisationslosigkeit bietet nun aber der Heiligungsbund mit seiner Mission dar. Das einzige, was hier daran erinnert, ist, daß es für die Mission in China wie im Sululande einen Vorsteher giebt. Von der Heimat aus keine Leitung; jedes Bruder- oder Schwesternpaar zieht seine Wege; die Angeregten schließen sich ihnen an oder sammeln sich selber; bestimmte Predigtstätten sind nicht vorhanden, für die Bekehrten keine geordnete Gemeinde — alles ist den einzelnen und ihrer Freiheit überlassen. Wahrlich, hier ist es völlig vergessen, daß das Wort vom Leib und seinen Gliedern auch für den Missionsbetrieb seine Bedeutung hat. Organisation ist ja freilich kein Zauberwort, ohne lebendige Kräfte ist sie machtlos, aber das Verzichten auf Organisation wird es wahrlich auch nicht thun. Miss. Witts Ansicht, daß ein Missionar von Menschen keine Besoldung empfangen sollte, weil er sich dadurch von ihnen abhängig mache und die Wahrheit nicht so frei aussprechen könne, als wenn er seinen irdischen Unterhalt lediglich von Gott erwarte, ist — seine persönliche Gewissenhaftigkeit dabei in allen Ehren — doch sehr bedenklich und nur dazu geeignet, in die Mission Willkür und Verwirrung hineinzutragen.

Ein zweiter Punkt, der hier in Betracht kommt, ist die Ausbildung der Missionare. Auch hier tritt uns eine Stufenfolge entgegen, auf der wir den Missionsbund wieder obenan sehen. Er hat für seine Missionskandidaten in Stockholm eine Missionsschule mit dreijährigem Kursus (an den sich für die Kongomissionare noch ein Kursus in der Fiotisprache anschließt). Die alten Sprachen sind hier ausgeschlossen, dafür wird die schwedische Bibel um so fleißiger behandelt. Man will die Zöglinge nicht durch längeres Sitzen auf der Schulbank in ihrem Missionseifer abkühlen und die Gefahren einer oberflächlichen Bildung vermeiden. Es fragt sich, ob der Ausschluß der alten Sprachen richtig ist und ob sich der Missionsbund z. B. nicht der Möglichkeit beraubt, sprachliche Arbeiten, die Miss. Westlind so erfolgreich betrieben, weiter fortzuführen. Die

Digitized by Google

Chinamission hat keine besondere Ausbildung für ihre Aussendlinge. Sie überläßt es ihnen, privatim für ihre missionarische Ausbildung Sorge zu tragen und nimmt am liebsten solche an, welche von der Schule her schon eine gewisse Bildung mitbringen. Unter ihren Arbeitern ist ein Theologe mit akademischer Bildung (Björkebaum); Folke selbst ist als Student kurze Zeit auf der Universität gewesen, zwei sind geprüfte Apotheker. Dagegen ist die sprachliche und berufliche Ausbildung in China geordnet: nach einem halbjährigen Aufenthalt in der Sprachschule werden die jungen Missionare älteren zugewiesen und je nach ihren Fähigkeiten missionarisch beschäftigt und müssen nach gewissen Zeitabschnitten vier Prüfungen vor dem Superintendenten des Bezirks bestehen, so daß sie erst nach drei Jahren auf eigne Stationen kommen; dazu werden sie durch Handauflegung ordiniert. Auch die weiblichen Missionare des Missionsbundes und der Chinamission erhalten eine Ausbildung, indem sie in dem früher erwähnten Bibelfrauenheim von Elsa Borg in Stockholm einen Halbjahrskursus durchmachen, in welchem sie zu Haus- und Krankenbesuchen angeleitet und in fremden Sprachen unterwiesen werden. Von der Ausbildung der Missionare des Heiligungsbundes und der Alliancemission ist schon früher die Rede gewesen; daß sie als genügend nicht erachtet werden kann, braucht nicht erst ausdrücklich gesagt zu werden. Ob solche durch einen kurzen Bibelkursus mit der Erregung, die damit verbunden ist, vorbereitete Leute wirklich für die Mission brauchbar sind, ob sie nicht versagen, wenn die nüchterne, oft so schwere Wirklichkeit ihnen zu schaffen macht, ob sie die Fähigkeit haben, in die schwierigen Sprachstudien sich hineinzufinden, und Geschicklichkeit für die missionarische Arbeit, für die doch Eifer allein nicht ausreicht, das erweckt doch viele Bedenken, und es fragt sich, ob nicht manche Kraft hier mehr oder minder nutzlos verbraucht wird. Von den zuerst ausgesandten sind bereits einige wieder nach Amerika zurückgekehrt (Miss.-Förb. 1893. S. 18). Was das dänische Missionsblatt (Dansk Missionsblad 1893. S. 26 f.) von dem Vorgehen der Alliancemission in Japan sagt: „man hat weder theologische Ausbildung noch eine gute allgemeine Bildung oder eine besondere Bildung für notwendig angesehen. Diese Mission mit Eifer ohne Weisheit ist in großer Unwissenheit um Japans Zustände, Sprache und Lebensweise begonnen. Bisweilen macht man sich bei Missionsunternehmungen Fehler schuldig, welche dicht an Versündigungen grenzen" — das dürfte auch die andern Unternehmungen dieser Art treffen.[1])

[1]) Die Aussagen einiger kürzlich zurückgekehrter Fransonscher Missionare bestätigen obige Bedenken. Ein junges Mädchen mußte von England nach Schweden zurückgeschickt werden, weil sie nicht englisch lernen konnte — und sollte doch chinesisch

Digitized by Google

Gilt es als Missionsziel, den Heiden das Evangelium zu predigen zur Erweckung und bedarf darum der Missionar keiner weiteren Ausbildung, als daß er geistliche Bewegungen hervorzubringen vermag, so ist dafür nötig, die Zahl der Arbeiter möglichst zu erhöhen und alle verfügbaren Kräfte in diesen Dienst hineinzustellen. Wurde doch auf der letzten Mittsommerfeier des Heiligungsbundes die amerikanische Losung laut, durch 20 000 Missionare die Welt bis 1900 zu evangelisieren! Und in den „Bundesliedern" heißt es: „Fünf Jahre mags währen, bis daß das Wort — Vom Heil an jedes Ohr kommt. — Das Ziel erreicht, wer festiglich glaubt; — O suchet, was Sinims Land frommt! — Wenn tausende ziehen nach China hinaus — Wieviel sind aus Schweden dabei? Wir bitten, o Herr, laß es sechzig sein. O kannst du, tritt ein in die Reih'!" Möglichst viele Missionare — das ist die Losung. Haben die älteren Missionsgesellschaften darauf gehalten, ihre Boten in einem gewissen gereiften Alter auszusenden, so greift diese neue Mission möglichst zu jüngeren Leuten; hat man sonst in Anerkennung der Bedeutung, aber auch der Grenze der weiblichen Mitarbeit auf den Missionsfeldern die Frauen mehr in der Stille wirken lassen, so läßt diese Mission die Frauen das Wort predigen und im Lande umherziehen wie die Männer, unbekümmert um die Vorurteile, welche z. B. in China alleinstehende Frauen treffen. Unter den 134 Sendboten der Alliancemission ist die größere Hälfte unverheiratete Frauen, darunter — soweit die Altersangaben vorliegen — nicht wenige in jüngeren Jahren, sogar eine fünfzehnjährige! Da muß man doch den Kopf schütteln und dem zustimmen, was der früher angeführte Franson-Kritiker in Svenska Härolden sagt: „Laßt die jungen Kandidaten Zeit zur Selbstprüfung und Ausbildung gewinnen und auf jede Weise sich zu ihrem Werke ausrüsten; Gottes Sache hat dabei nichts zu verlieren, sondern zu gewinnen." Der Massenimport von Missionaren (anders kann man es kaum nennen), den Franson betreibt, ist aus dem angegebenen Missionsziel wohl zu erklären, aber weise ist er jedenfalls nicht, auch abgesehen von den politischen Bedenken, die ihm zur Zeit in China begegnen. Woher kommen die Kräfte, so viel Neulinge einzuweisen, wo sind genügend Stationen, auf denen sie unter Aufsicht ihre ersten Schritte thun können? Im Reiche Gottes gilt das Gesetz des Wachstums. Nun giebt es ja auch ein schnelles Wachsen, aber es bleibt ein Wachsen. Hier aber ist kein Wachsen mehr, hier ist es wie eine herandrängende Flut, die Flut aber bringt Gefahren mit sich.

lernen! Von England aus werden Anstrengungen gemacht, um in Schweden größere Vorsicht bei Aussendungen zu erwirken.

Digitized by Google

Dem Missionsziel entspricht endlich auch die Missionsarbeit. Auch hier steht der Missionsbund den älteren Missionsgesellschaften am nächsten, namentlich wenn wir an den Kongo denken. Er will Gemeinden sammeln, er arbeitet darum gründlich, baut Stationen, Kirchen, Krankenhäuser, Druckereinen; er hat die Zukunft im Auge, er sammelt die Jugend in Schulen, unterrichtet sie, gewöhnt sie an Arbeit. Da ist planmäßiges Vorgehen. Auch die Chinamission sät fleißig den Samen des Evangeliums aus, tauft nach gründlicher Vorbereitung, sucht die Getauften zu fördern und fängt an, die Gemeindeglieder an Opfer zu gewöhnen. Die afrikanische Frauenmission will nur vorbereitende Arbeit thun, sie rechnet nicht auf sichtbare, am wenigsten auf schnelle Erfolge. Um so mehr ist es die Weise des Heiligungsbundes, die Arbeit zu forcieren. Die Erweckungspredigt ist ihre Eigentümlichkeit. Sie hat selbstverständlich ihr Recht, aber sie ist doch nur eine Seite der christlichen Predigt, und in der Mission bedarf es neben der erwecklichen Predigt doch auch der Lehre, welche die Heiden mehr und mehr hineinführt in die christliche Wahrheit, damit es nicht gehe nach dem Worte: sie nehmen das Wort schnell an, aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Die Erweckungspredigt wird noch unterstützt durch eschatologische Gedanken. Christi Wiederkunft zum Weltgericht hat Miss. Witt in seinen Wanderpredigten oft benutzt als wirksames Mittel zur Erweckung und zur Rettung der Sünder, wie er denn dabei auch Glaubensheilungen durch Gebet und Handauflegung angewendet hat (Sv. Posten 1893. No. 18). Für eine solche stürmische Mission sind Katechismuslehre, Schulthätigkeit u. dgl. überwundene und bei Seite geworfene Mittel, sie schwingt lieber den „Stecken des Treibers" und trachtet mit gewaltsamen Mitteln nach schnellen, in die Augen fallenden Erfolgen.

Eins darf aber bei diesen Missionsthätigkeiten nicht übersehen werden. So viel sich auch darin findet, was dem bisherigen Missionsbetrieb, wie er bei den germanischen Christen sich herausgebildet hat, nicht entspricht, so muß doch anerkannt werden, mit welcher persönlichen Hingebung und Begeisterung, mit welchem Eifer und welchem Opfermute hier gearbeitet wird. Mag der Kongo ein Leben nach dem andern dahinraffen — die Lücken in den Reihen werden immer wieder ausgefüllt, ja, es stellen sich mehr Arbeiter zur Verfügung, als man verwenden kann. Mögen auch der Anstrengungen und Entbehrungen viele sein, welche der Missionarsberuf mit sich bringt — sie schrecken nicht ab, die Zahlen der Missionare wachsen. Mögen auch die Missionare der Chinamission, des Heiligungsbundes und der Alliancemission ohne Zusicherung eines festen Gehaltes ausgesandt werden und nur so viel empfangen, als sie bei den einfachsten

Digitized by Google

Verhältnissen bedürfen, so erübrigt ein Missionar (Karlsson vom Heiligungsbunde) doch davon noch so viel, um ein Asyl für elende Chinesen zu gründen, deren jämmerliches Los ihm auf der Straße zu Herzen gegangen ist, und die er dann auf seinem Rücken in sein Asyl hineinträgt. An Glaubenszuversicht und Glaubensfreudigkeit herrscht hier ein Reichtum, der viele beschämen muß. Gehorsam gegen des Herrn Willen bis zum Tode, Achten auf des Herrn Winke und Weisungen im großen wie im kleinen, brennender Eifer für das Heil der Seelen, Leben in und aus dem Worte Gottes, unermüdliches Anhalten an Gebet und Fürbitte, das ist die Stärke dieser Männer und Frauen. Sie richten ihren Blick bis an die Enden der Erde; kein Werk ist ihnen zu groß; keine Schwierigkeit hält sie zurück, keine Gefahr schüchtert sie ein. Mag hier auch viel schwärmerisches Wesen mit unterlaufen, es ist doch viel heiliges Feuer, was hier glüht, und darum dürfen wir die Zuversicht haben, daß auch diese Arbeiten und Opfer für das Reich Gottes doch Gewinn bringen werden. Auch in der Mission zeigt es sich, daß Gott die Fehler der Menschen korrigieren und das, was zu seines Namens Ehre gethan ist, auch zum Segen für die Welt wenden kann.[1])

Missionsrundschau.

Asien. (Britisch Indien.)

Von R. Grundemann.

Man erwartet vielleicht, daß wir die diesmalige Rundschau über Indien beginnen mit einer Besprechung des jüngsten Census. Die offizielle Veröffentlichung desselben ist jedoch noch immer nicht erfolgt.[2]) Da in unsrer Zeitschrift (S. 369 ff.) bereits die neuste Missionsstatistik eingehend behandelt worden ist, sehen wir hier von den weiteren inzwischen bekannt gewordenen Ergebnissen der politischen Zählung ab, um später auf diesen wichtigen Gegenstand zurückzukommen.

Von allgemeiner Bedeutsamkeit scheint auch der indische Nationalkongreß zu sein, über den uns leider nur spärliche Angaben zugänglich sind. Der sechste zählte unter seinen 600 Mitgliedern 40 Christen, die es durchsetzten, daß am Sonntage keine Verhandlungen stattfanden (C. M. Rep. 1891, 78). Der siebente tagte in der letzten Woche d. J. 1891 in Nagpur und war von 800—1000 sog. „Delegierten" aus verschiedenen Landesteilen besucht. Darunter waren weniger Christen als sonst. Doch wurden ein paar gut

[1]) Eine zusammenhängende Charakteristik und Kritik dieser absoluten Freimissionen siehe in der zweiten Abteilung meiner „Missionslehre" S. 12 ff. und die Kapitel 19, 23 und 24. Anm. d. H.

[2]) Sie ist kürzlich erschienen und wird später Gegenstand besonderer Besprechung werden. D. H.

Digitized by Google

besuchte christliche Vorträge gehalten. Viel christliche Bücher wurden verkauft und jeden Delegierten ein Neues Testament geschenkt. (Fr. Ch. Monthly 1892, 89.) Im übrigen wurde viel geredet, geklagt, kritisiert, gewünscht und beschlossen — von Thaten, die durch den Kongreß veranlaßt worden wären, hat man noch nichts gehört. (Ev.-Luth. Mbl. 1892, 61.)

Hier haben wir wieder eines der Stücke, durch welche das europäische Urteil über Indien gründlich irre geleitet wird. Selbst Missionsblätter sehen in dem Kongreß ein Zeichen von der beginnenden Wiedergeburt Indiens, um so mehr als in den Verhandlungen öfters eine wohlwollende Stellung zur Mission zu Tage tritt. Bei Licht besehen ist aber die ganze Sache nicht viel mehr als Schaum. Ein indischer National-Kongreß ist etwa ein Apfelbaum mit Kokosnüssen. Der Begriff des Nationalen ist dem Inder vollständig fremd. Er ist nicht fähig, gemeinsame Sprache und Lebensgewohnheit als ein Band zu betrachten, das eine Einheit zuwege bringt. Ein hochgebildeter Tamule bestritt, daß man getaufte Landsleute noch zu den ihrigen zählen dürfe. Ich bat ihn sich vorzustellen, daß er im fremden Lande nach langer Zeit wieder einmal von einem Tamulen die süßen Laute seiner Muttersprache höre, und fragte, ob er diesen, auch wenn er ein Christ sei, nicht als seinen Landsmann begrüßen werde? Seine Antwort lautete: „Ich kann nur feststellen, daß keine körperliche Berührung stattfinden dürfte." Die Kaste ist dem Inder die höchste Form des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wenn sich Inder für irgend etwas Nationales begeistern, so haben sie es mit etwas Fremdländischen zu thun. Das anglisierte Jungindien, das sich in dem Kongreß bemerkbar macht, ist gar nicht mehr echt-indisch. Wir erfahren denn auch, daß ein gewisser Herr Hume der Sekretär und die eigentliche Seele dieser ganzen Vereinigung ist. Derselbe hat im vorigen Jahre Indien verlassen, nachdem er einen Brief veröffentlicht, der viel Aufsehen machte. Er spricht darin in den stärksten Ausdrücken die tiefgehende, allgemeine Unzufriedenheit des indischen Volkes aus, und droht mit dem Ausbruch einer Revolution, die vielleicht noch schlimmer sein werde, als die französische. (l. c. 1892, 192.) Das heißt indische Zustände durch die europäische Brille betrachten, wobei man nur ein ganz schiefes Bild erhält. Es ist unbegreiflich, wie Herr Hume — und gleich ihm viele Europäer — jahrelang in Indien leben können, und so wenig die Inder verstehen lernen. Indien hat zwar, angefacht von mohammedanischem Fanatismus, seine Militär-Meuterei gehabt, aber es hat nie einen Volksaufstand gehabt und kann ihn nicht haben, so lange noch einer von den vielen Kastenzäunen fest steht. Dazu kommt die wunderbare Geduld, Schmiegsamkeit und Fügsamkeit des Inders, die im Grunde nur zu einem despotischen Regiment paßt, unter dem er wohl seufzt und jammert, aber nicht Energie hat, um die Fesseln zu brechen. Alle westländisch liberalen Gedanken sind in Indien nur als ein exotisches Produkt eingeführt. Hier und da finden sie scheinbar einen günstigen Boden und ein freudiges Gedeihen, um so mehr als die Regierung selbst ihr System auf liberalen Grundsätzen errichtet hat, aber die Wurzeln gehen nicht tief. Bei einem etwaigen Umschlage würden alle diese liberalen Pflänzchen sehr bald verdorrt sein. Es scheint mir wichtig, diesen Punkt immer wieder zu betonen, denn auch in Missionskreisen entspringen viele schiefe Urteile über Indien aus

Digitized by Google

dem Irrtum, welcher die wenigen, europäisierten Inder für das indische Volk nimmt. Am wenigsten kann dies gelten von dem aus den Regierungsschulen hervorgehenden „Jungindien"; aber auch selbst durch christliche, europäisierte Inder (von denen ich übrigens ganz vortreffliche Leute kennen gelernt habe) darf man sich nicht täuschen lassen. Ein eingehender Artikel über die gegenwärtigen Verhältnisse Indiens in der Miss. Review (1893, 517 ff.) beginnt mit dem treffenden Gleichnis des Oceans, dessen gewaltige Wassermasse auch von den furchtbarsten Stürmen nur in einer kaum über 40 Fuß tiefen Schicht in Bewegung gesetzt wird, während darunter auf mehrere Tausend Fuß Tiefe das Wasser ganz ruhig bleibt. Die Mission muß sich hüten auf der Oberfläche zu bleiben; sie hat die still umwandelnde Kraft des Evangeliums möglichst in die Tiefen des Volkslebens einzuführen.

Wie flach die Europäisierungsschwärmerei auf der Außenseite des letzteren bleibt, zeigt der Plan, für indische Chikagoreisende ein besonderes Schiff so auszustatten, mit brahmanischen Köchen, Dienern, einem brahmanischen Arzte ꝛc., daß sie die Reise ohne Verletzung der Kastenvorschriften ausführen könnten. Die Reise in fremde Länder ist dem Inder überhaupt nicht gestattet. Wer sich zu einer solchen entschließt, scheint mit den alten Vorurteilen gebrochen zu haben. Hier zeigt sich aber, wie fest dieselben bei aller scheinbaren Aufklärung sitzen können. Manche Hindu sind in England gewesen und haben dort ganz europäisch gelebt[1]) — nach der Rückkehr aber konnten einige von ihnen nicht umhin, sich der ekelhaften Reinigungsceremonie zu unterziehen, zu der u. a. der Genuß flüssiger und fester Exkremente der heiligen Kuh gehört. Manche, die gerade für alle Neuerungen das große Wort führen, zeigen sich, wenn es zur That kommen soll, noch völlig von den alten Fesseln gehalten.

Auf jenem Nationalkongreß, dessen Mitglieder nichts weniger als ordentliche Repräsentanten des Volkes sind, wird die englische Sprache gebraucht. Daß dieselbe von den in europäischen Schulen gebildeten Indern meist fließend gesprochen wird, ist bekannt; überraschend aber ist es, daß sie ihre Muttersprache „schmachvoll vernachlässigen". Ein Graduierter der Madras-Universität sagt, daß im Tamillande unter 100 Graduierten nicht 10 sind, die einen gewöhnlichen Tamilbrief ohne orthographischen Fehler schreiben könnten (Miss. Review 1893, 597).

Die Gefahr des zersetzenden Einflusses, der von den religionslosen Schulen ausgeht, ist oft betont worden. Vielen jener Gebildeten geht die Religion völlig verloren. Die übeln moralischen Rückwirkungen treten immer deutlicher zu Tage. Es ist bedeutsam, daß Lord Dufferin kurz vor seinem Abgange von Indien in einem amtlichen Schriftstück in den stärksten Ausdrücken über die Insubordination und Unehrerbietigkeit der gebildeten jungen Inder, Verachtung der Autorität und Mangel an Disciplin sich beklagt hat.[2]) In allen Zeitungen Indiens wurde diese Klage abgedruckt und vielfach das Regierungs-Schulsystem für die Übelstände verantwortlich gemacht. Lord Dufferin konnte

[1]) Im vorigen Jahre befanden sich in London nicht weniger als 160 indische Studenten. Man hört übrigens nichts davon, daß solche als Christen zurückkehren (ib. 598).

[2]) Vor allem wäre auch Unsittlichkeit andrer Art zu nennen gewesen.

Digitized by Google

nur größere Vorsicht bei Anstellung der Lehrer und die Einführung eines moralischen Textbuches (!) zur Abhilfe empfehlen. — So lange die Regierung von diesem System nicht loskommt, sind die bekannten Missions-Heidenschulen nötig, so gewichtige Bedenken gegen dieselben auch obwalten mögen. Viele Hindu sind trotz ihrer Furcht vor Proselytismus von dem höheren sittlichen Stande der Missionsschulen so überzeugt, daß sie ihre Kinder lieber den letzteren anvertrauen (M. Rev. 1893, 598). Leider legt — wie Stosch in seinem trefflichen Artikel (A. M.-Z. S. 385 ff.) zeigt — das Unterstützungssystem den Missionsschulen schlimme Schranken auf, und man darf sich von seinen Wirkungen nicht zu viel versprechen. Alle englische Bildung in Indien hat, wie der Vizekanzler der Kalkutta-Universität anerkannte, keine tiefer gehende Umwandlung des indischen Lebens hervorgebracht. Wohl giebt es manche, die viel gelernt haben, auch betont er die Veränderungen in Bezug auf Kleidung, Nahrung, Reisen ꝛc. „Aber alles das, sagt er, liegt auf der Oberfläche und die wirklich wichtigen Faktoren des socialen Systems sind verhältnismäßig unberührt geblieben. . . . . Alles dies ist das bloße Fournier der Civilisation" (M. Rev. l. c.).

Die alten Bräuche Indiens haben ein äußerst zähes Leben. Die Witwenverbrennung schien, nachdem sie jahrzehntelang unterdrückt ist, ausgerottet zu sein. Dennoch lebt unter den Frauen der Groll gegen das Verbot fort, und im vorigen Jahre ist es, trotz aller Maßregeln der Polizei, in Patna einer Witwe gelungen, in den Flammen des Scheiterhaufens den Tod zu finden. (Ev.-luth. M.-Bl. 1892.) Auch die blutigen Straßenaufläufe in Bombay, die vor einigen Monaten mehr als 60 Menschen das Leben kosteten, galten im Grunde nur der alten indischen Kuhverehrung. Es ist freilich auch wieder nur eine moderne, importierte Form, in der dieselbe zu Tage tritt, in einer Kuh-Schutzgesellschaft. Die Bureaux derselben, die man in allen größeren Städten antrifft, sind an einem Schilde zu erkennen, auf den ein Mohammedaner abgebildet ist, der eine Kuh tötet. Die Fleischer nämlich sind durchweg Mohammedaner. Den Hindus sind sie ein Greuel, und jene „fromme Vereinigung" hat den Zweck, vermöge des Druckes der öffentlichen Meinung im Wege der Gesetzgebung für ganz Indien ein Verbot gegen irgend welche Tötung von Rindvieh herbeizuführen. In Bombay nun war es zwischen den Vertretern der Schutzgesellschaft und den Mohammedanern zu Reibereien gekommen, die schnell zu mehrtägigen Straßenkämpfen führten. Nur durch Heranziehung großer Truppenmassen konnten diese gedämpft werden. Näheres darüber berichtet der Intelligencer (1893, 764 ff.). Die sonderbare Verbindung des modern-europäischen Vereinswesens mit einem Stücke groben Heidentums ist charakteristisch. Mit europäischen Formen wird das alte indische Leben keineswegs beseitigt, sondern es benutzt dieselben als Gefäße, die es erfüllt und sich dienstbar macht. Auch die europäische Form der Konferenzen hat in Indien Eingang gefunden. In Benares wurde eine solche unter großer Beteiligung im vorigen Jahre gehalten zur Beratung, was man thun könne, um den Hinduismus gegen das eindringende Christentum zu schützen. Es wurde beschlossen, den 30. Oktober 1892 als einen allgemeinen Bettag für alle Hindus festzusetzen, um den Schutz der Gottheit für die väterliche Religion anzuflehen (M. Rev. 1893, 60.)

Digitized by Google

Nun ist es zwar ein sehr erfreuliches Zeichen für die Wirkungen der Mission, daß sich das Heidentum bereits weit und breit gefährdet fühlt. Andrerseits aber wird auch aus diesem Beispiel ersichtlich, wie wenig europäisieren und christianisieren identifiziert werden darf. Die Nachahmung selbst christlicher Einrichtungen wird in den Dienst des Heidentums gestellt.

Bezeichnend ist es, daß bei solchen Nachahmungen die europäische Energie fehlt. Wir haben nicht gehört, ob jener heidnische Bettag wirklich in weiterem Umfange beobachtet worden ist, sind aber überzeugt, daß er nicht oft wiederkehren wird. Mit Begeisterung, Prahlerei und viel leerem Redeschwall wurde auch die heidnische Gegenmission seitens der Hindutraktatgesellschaft ins Werk gesetzt und vor einigen Jahren wurden in der That viele Missionare von ihren Agenten recht belästigt. Jetzt sind die letzteren an vielen Orten, wie die Berichte ausdrücklich bezeugen, nicht mehr auf dem Plan. Der Inder nimmt oft einen mächtigen Anlauf; aber wenn nicht bald Erfolg eintritt, erschlafft er; es fehlt ihm die zähe Beharrlichkeit. Alle jene Neuerungen, die viele mit großem Enthusiasmus ergreifen, haben daher, soweit es dabei auf die Inder ankommt, wenig Aussicht. Bei einigen dieser Erscheinungen bilden geradezu Europäer — zuweilen nicht der besten Art — die treibende Kraft. Das kommt bei der jüngsten heidnischen Missionsgesellschaft an den Tag. Der Buddha-Gaya-Maha-Bodhi-Sabha hat sich nichts weniger zur Aufgabe gemacht, als ganz Indien zum Buddhismus zu bekehren — obgleich in den Jahrhunderten seit seiner blutigen Ausrottung daselbst, der schroffe Gegensatz gegen ihn noch nicht vergessen ist. Schließlich kommt es heraus, daß Colonel Olcott der Direktor dieser sonderbaren Missionsgesellschaft ist (M. Rev. 1893, 478). Die christlichen Missionen haben von ihm hierbei ebenso wenig zu befürchten, als damals, als er noch in Spiritismus machte. Aber ebenso wenig dürfen sie irgend eine Hoffnung setzen auf die Kreise, die solchen europäischen Einflüssen zugänglich sind.

Die Hoffnungen, welche seiner Zeit von manchen Missionsfreunden auf den Brahma Samadsch gesetzt wurden, sind längst verflogen. Die ganze Bewegung fristet nur noch ein kümmerliches Dasein[1]) trotz der großartigen Gebäude, die ihr zur Verfügung stehen. (In Kalkutta staunt man über die mächtige mit korinthischen Säulen geschmückte Halle.) Er ist jetzt ganz in den Schatten gestellt durch den Arya Samadsch (M. Rev. 1893, 597). Dieser sucht einen blassen Deismus als die ursprüngliche Religion der Weden den oben angedeuteten modernen Hindu-Patrioten darzubieten. Noch wird viel dafür geschwärmt. Aber auch diese Bewegung geht nicht tief, sondern kräuselt nur ein wenig die äußerste Oberfläche des Volkslebens.

Nur wo letzteres in seinen Tiefen berührt wird, ist Hoffnung für Indiens Zukunft. Es kommt darauf an, daß demselben neue, von innen heraus umwandelnde Lebenskräfte zugeführt werden. Solche hat nur das Evangelium. Das Gleichnis vom Sauerteig in seinen mancherlei Beziehungen sollte man gerade bei der Mission in Indien nie aus den Augen lassen. Er muß gemengt werden — er wirkt unscheinbar, stille und sehr allmählich und doch wesentlich umwandelnd. — Doch das geht für eine Rundschau viel zu weit.

[1]) Nach der Regierungsstatistik zählt diese ganze Reformsekte, von der in der gelehrten Welt so viel Wesens gemacht worden ist, — — 3000 Seelen. D. H.

Digitized by Google

Hier haben wir diese Gedanken nur angedeutet, um irrige Auffassungen, wie sie uns immer wieder bezüglich der indischen Mission vorkommen, in das rechte Licht zu stellen.

Manche sind der langsamen Geduldsarbeit überdrüssig geworden. D. Thoburn, der Methodistenbischof, sagt: „Die Zeit des Experimentierens ist nun vorüber; jetzt gehts an die volle Aktion." . . . . . Er ist überzeugt, daß alle Missionen in Indien nun ans Einheimsen großer Scharen gehen. „Ich werde in der That erstaunt und enttäuscht sein, wenn die Einsammlung in den nächsten 8 Jahren nicht die der vorigen 92 übertrifft" (M. Rev. 1893, 47). Man vergleiche die Ergebnisse des letzten Missionscensus (S. 372). Jedem nüchternen Menschen wird es wahrscheinlich sein, daß der Herr Bischof in der That anno 1900 gründlich erstaunt und enttäuscht sein wird. Solche phantastische, großsprecherische Zukunftsmusik sollte nicht für Glaubensmut genommen werden und kann der Sache keinen guten Dienst leisten. Ja sie kann sogar recht gefährlich werden, wenn sie in die Praxis übersetzt wird, wie dies von den bischöflichen Methodisten seit einiger Zeit geschieht. Früher suchten sie ganz in derselben Weise in Indien zu missionieren, wie sie es in christlichen Ländern thun.[1]) Aber schon 1871 zeigte sich, daß die Erfolge den Erwartungen nicht entsprachen. „Bekehrungen zum Christentum und Wiedergeburt sind in dieser Mission noch nie zugleich vorgekommen. Die Getauften befinden sich zuerst im Zustande unerweckter Personen in Amerika, die noch nicht wissen was Wiedergeburt ist." Anstatt nun hierin einen Fingerzeig für die Wege der Missionsarbeit zu finden, hat man mit großem Kraftaufwande und unter Entfaltung vielseitiger Mittel versucht, trotzdem die Wiedergeburt der zu gewinnenden Heiden zu erzwingen. Als aber nach fast zwei weiteren Jahrzehnten sich keine besseren Erfolge einstellten, ist man völlig in das Gegenteil umgeschlagen, und tauft nun großenteils gar nicht oder nur ganz ungenügend vorbereitete Heiden, sobald sie nur erklären, daß sie dem Götzendienste entsagen und an Christum glauben wollen. Es entstehen dadurch Scharen von Namenchristen, die in Wirklichkeit noch Heiden sind. Im „Indian Standard" klagen andre Missionare, daß die Methodisten mit dieser Praxis in fremde Arbeitsfelder eingedrungen sind.[2]) (Ev.-luth. M.-Bl. 1893, 260.) In den Nordwestprovinzen haben sie im letzten Jahre 10 332 Personen getauft und verzeichnen noch 35 000 Taufbewerber. Manche dieser Namenchristen fallen ohne weiteres wieder ins Heidentum zurück. Jedenfalls richtet dies Treiben schlimme Verwirrung an, die der gediegenen, geduldigen Missionsarbeit schweren Schaden thut. — In dem gleichen Lichte müssen wir die Heilsarmee in Indien betrachten. Hier nur die Bemerkung, daß die gepriesene Sparsamkeit doch sehr üble Folgen hat. Sie zwingen ihre Agenten zu einem Leben der Selbstkasteiung,[3]) um dadurch Reklame zu machen vor

[1]) Frankreich und Deutschland steht in ihren Berichten bekanntlich zwischen China und Indien.

[2]) Ich selber hatte Gelegenheit, an Ort und Stelle von solch einem — geradezu empörenden Beispiele zu hören, in dem mühsam gesammelte Freunde, die nicht fern vom Reiche Gottes waren, getauft wurden ohne zu wissen, was mit ihnen geschah.

[3]) Ein Offizier erhält wöchentlich 1½ Rupie — auf den Tag 30 Pf. — womit kein Europäer in Indien bestehen kann. Nur mit herzlichem Mitleid kann ich an eine gebildete junge Dame denken, die in indischer Tracht barfuß auf dem glühenden Straßenpflaster von Bombay umherging, um das Blatt (den Warcry) zu verkaufen.

Digitized by Google

den Indern, denen alles Büßerleben imponiert. In den letzten $5^3/_4$ Jahren sind von 310 europäischen, männlichen und weiblichen Offizieren 20 gestorben und 160 teils krank heimgekehrt, teils in andre Dienste übergegangen. — Unter den Offizieren soll große Unzufriedenheit herrschen (l. c. 261). Auf manchem Gebiete haben sie bereits nicht wenig Verwirrung angerichtet. — Neuerlichst wird auch über die Darbisten geklagt, daß sie im Pandschâb gröblicherweise im Fischkasten fischen (M. Rev. 1893, 78.)

Wenigstens im Vorübergehen müssen wir die Winter-Reiseprediger erwähnen, welche in den letzten Jahren in Indien eine großartige, erfolgreiche Thätigkeit entfaltet haben. Dr. Pentecost, ein Amerikaner und Mr. J. Monro haben in vielen größeren Städten evangelische Vorträge für europäisch gebildete Eingeborne gehalten, die zum Teil von tausenden besucht waren. Von manchen Seiten wird auf diese Thätigkeit viel Gewicht gelegt, und es dürfte bald üblich werden, daß hervorragende christliche Redner auf eine Zeit nach Indien gehen. Nach den obigen Andeutungen über jene Klasse von Eingebornen dürfte jedoch der Kern der Missionsaufgabe von dieser Bewegung weniger getroffen werden. Die breiten Schichten des Volkes bleiben von jenen englischen Vorträgen ganz unberührt. Auch gehört in der That ein ganz eignes Studium des Inders dazu, wenn jemand ihm das Evangelium ans Herz bringen will. Hervorragende Kanzelredner der Heimat dürften dazu aber wenig Zeit und Gelegenheit haben. Es ist ein Irrtum, wenn man von Reden, wie sie für englische und amerikanische Zustände berechnet sind, in Indien die gleiche Wirkung erwartet, wie in der Heimat. Mißverständnisse und Täuschungen sind dabei unvermeidlich. Selbst in dem Aufruf der Bombay-Konferenz wird gebeten, daß man die trefflichsten Pastoren auf einige Jahre nach Indien schicke (C. M. Rep. 1893, 76). Man muß sich wundern, wie die Missionare, die dies beschlossen, so wenig ihre eigne Erfahrung vor Augen gehabt haben, nämlich wie viele Jahre dazu gehören, ehe jemand den Indern so zum Inder wird, daß er ihnen ans Herz zu kommen vermag.

Bedeutungsvoll scheint es, daß die Regierung, die bisher den höheren Unterricht in einseitiger Weise bevorzugt hatte, wenigstens in der Madras Präsidentschaft, jetzt eifriger vorgeht, die unteren Kasten und Kastenlosen durch Schulunterricht zu heben. Darin war bereits der unabhängige Staat Travankor vorangegangen, dessen trefflicher, verstorbener Minister sich um das niedere Schulwesen sehr verdient gemacht hat. Die Regierung wird fortan den Schulen, die besonders für die sog. „fünfte Klasse der Bevölkerung" eingerichtet sind, ihre Beihilfe in ausgedehnterem Maße und unter günstigeren Bedingungen erteilen (Int. 1893, 738). Wenn sie nur in diesem Falle von der unglücklichen Religionslosigkeit der Schulen absehen möchte, die in diesen niedersten Elementarschulen noch verwirrender wirken dürfte als in den höheren Schulen.

Auf die dritte allgemeine indische Missionskonferenz (Bombay im Dezember 1892) gehen wir hier nicht ein, da sie bereits S. 297 ff. ausführlich behandelt wurde.

Auch das sehr zweideutige Religions-Weltparlament (worlds Parliament of Religions) in Chikago, ist mehrfach von Indien beschickt worden. Heiden hatten da die Genugthuung, daß sie in einem christlichen

Digitized by Google

Lande, vor überwiegend christlichen Zuhörern ihre Verkehrtheiten verbrämt mit modernen Phrasen auskramen konnten. Inwieweit sich die Missionen in Indien dabei beteiligt haben, darüber fehlen noch die Berichte. Doch brachte der Int. (1893, 579) bereits ein Schriftstück des bekannten D. Imadeddîn, über die christlichen Arbeiten unter den Mohammedanern Indiens, das er nach Chikago geschickt hat, da er persönlich nicht kommen konnte. Eine sachgemäße Monographie über die Mohammedanermission müßte sehr interessant sein. Die genannte Darstellung ist jedoch so rosig gefärbt, daß man sie nur mit großer Vorsicht wird gebrauchen dürfen. Wenn z. B. gesagt ist: „Heutigentags sind Kirchen über ganz Indien, und in jeder Kirche giebt es Taufen aus den Mohammedanern" — so ist das eine grobe Unrichtigkeit. Ich selbst habe manche Kirche gesehen, in der noch nie ein Mohammedaner getauft worden ist. Ich bin überzeugt, daß wenn man eine genaue statistische Erhebung darüber anstellen könnte, die Zahl der letzteren Klasse die weit überwiegende sein würde. Es wird zwar eine Gemeinde im Pandschâb angeführt, in der unter 956 vollzogenen Taufen (in 40 Jahren) 152 Mohammedanern galten und die Baptistengemeinde in Delhi, welche 28 mohammedanische Bekehrte zählt (unter 261). Wenn nun aber danach generalisiert wird: „Aus diesen Zahlen kann man in Bezug auf die andern Kirchen folgern, was für Taufen aus den Mohammedanern stattfinden" (Int. S. 582), so ist das geradezu wie ein Taschenspieler-Kunststück. „Wo 10 000 aus den Hindus kommen," heißt es weiter, „da kommen 1000 aus den Mohammedanern." Nur wenn man den Begriff Hindus ganz außergewöhnlich einschränken wollte, würde sich dieser Satz allenfalls gegen den Vorwurf grober Unrichtigkeit verteidigen lassen. D. Imadeddîn hat eine ganze Reihe trefflicher apologetischer Werke geliefert. Mohammedaner haben reichlich dagegen geschrieben. Aber so steht es nicht, daß man sagen dürfte: „Die Schlacht ist ausgefochten in Indien!" oder „die Mohammedaner und andre sind nun gänzlich zermalmt und zu nichte gemacht (crushed and annihilated), daß sie sich nicht wieder erholen werden bis zum Tage des Gerichts" (ib. 583 f.). Wenn man doch beherzigen möchte, daß solche mit der Wahrheit nicht vereinbaren Übertreibungen der Sache nur schweren Schaden bringen können. Trotz der 144 namentlich aufgeführten namhafteren mohammedanischen Bekehrten darf man sich nicht verhehlen, daß die wahrnehmbaren Erfolge der Mission an den 57 Millionen Mohammedanern in Indien bis jetzt nur die Oberfläche dieser Masse leicht gekräuselt haben.[1])

Sichtbare Erfolge sind in Indien überhaupt — mit Ausnahme der bekannten fruchtbaren Gebiete — sehr gering, wie in den zahlreichen hier vorliegenden Berichten vielfach anerkannt wird. Man sehnt sich und seufzt nach Regen, aber es tröpfelt nur. Dabei kommt immer wieder das erfreuliche Zeugnis, daß die Wahrheit des Evangeliums immer weiter in der Bevölkerung festen Grund findet. „Viele versichern unsern Predigern ganz bestimmt, daß sie an Christum als den einigen Heiland glauben." — „Viele scheinen interessiert; bei nicht wenigen finden sich Anzeichen, daß sie von der Wahrheit

[1]) Mohammedaner missionieren sogar unter den niederen Kasten (C. M. Rep. 1893, 119). Vor einigen Jahren ging durch die indischen Blätter die Nachricht, in Liverpool wären 3—500 Engländer zum Islam übergetreten (ib. 115).

Digitized by Google

des Christentums einen tiefen Eindruck empfangen haben und sehnen sich sichtlich nach Gnade und Mut, Christum anzunehmen" (London M. S. Rep. 1892, 76. 96 u. a.) Ein aus hoher Kaste stammender Prediger, der früher von seinen Verwandten immer sehr kühl behandelt worden war, berichtet, daß er in neuster Zeit freundlich aufgenommen in das Haus kommen durfte, wo er unter den Bildern an der Wand in bevorzugter Stelle ein Bild Christi fand (C. M. Rep. 1893, 90). Aber fast immer zeigt sich der Mangel an Mut zu dem letzten entscheidenden Schritt, und wenn es darauf ankommt, „sich zu trennen von dem Heim, den Angehörigen und Verwandten und sich auf die Wohlthätigkeit der Fremden zu stellen," so finden die Missionare ihre Hoffnungen getäuscht. Einen interessanten Gegensatz zu derartigen, sehr häufigen Erscheinungen bildet die Taufe der Tochter eines wohlhabenden Mannes in Bhowanipur, einer Vorstadt von Kalkutta, wo die Londoner Mission ihre großen Schulen hat. Jene, von ihrem Manne verlassene Frau hatte gelegentlich lesen gelernt, war nach und nach durch das Neue Testament zum Glauben gekommen und fand wirklich den Mut, aus dem Vaterhause zu entweichen und bei den Damen von der Senanamission Zuflucht zu suchen. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen seitens ihrer Angehörigen ließ sie sich einmal bereit finden, nach Hause zurückzukehren. Sonst pflegen in ähnlichen Fällen die Taufbewerber nicht wieder frei zu kommen und für die Mission verloren zu sein. In diesem Falle aber wurde die Frau, nachdem sich herausgestellt, daß sie ihre Kaste nicht gebrochen hatte, ganz freundlich aufgenommen und nach 14 Tagen kam sie ungehindert wieder, um sich taufen zu lassen (Lond. M. Rep. 1891, 77). Ich glaube, daß sie nunmehr in der heidnischen Umgebung ihres Vaterhauses, das hiernach jedenfalls den Senanamissionarinnen zugänglich geworden ist, der Mission bessere Dienste leistet als wenn sie, herausgerissen aus allen früheren, socialen Verhältnissen, allein auf die Gnade und Barmherzigkeit der Fremden angewiesen wäre.

Diese bei den Einzelbekehrungen meistenteils erforderliche Losreißung setzt eine Charakterstärke voraus, wie sie für gewöhnlich in Indien nicht zu finden ist. Ein junger Missionar, der nach Jahr und Tag seine Erfahrungen berichtet, schildert die Schwachheit und Unbeständigkeit des Hinducharakters, aus der es sich völlig erkläre, wie von denen, welche von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt sind, nur ein kleiner Teil sich offen zum Christentum bekenne. „Hier habe ich es fühlen gelernt, wie ich es daheim nie hätte fühlen können, welch unendliches Maß von geduldiger, beharrlicher Arbeit und fester anhaltender Zucht zur Erneuerung dieses Volkes nötig ist. (Lond. Miss. Rep. 1892, 80.)

Um so erfreulicher sind als leuchtende Zeugnisse von der umwandelnden Macht der Gnade solche christliche Persönlichkeiten, die mitten in diesem weichen, wankelmütigen Geschlecht als feste christliche Charaktere dastehen. Ich könnte manche der Art, die ich selber kennen gelernt habe, mit Namen nennen. Besser jedoch ist es, dies erst nach ihrem Heimgange zu thun. Der im Mai v. J. verstorbene Herr Ram Tschander Bose gehörte zu dieser Klasse. Er war ein Schüler Duffs, kam später zu den bischöflichen Methodisten und hielt weit und breit christliche Vorträge. Ein eingehenderes Studium der Kirchengeschichte trieb ihn schließlich zur anglikanischen Kirche. In Verbindung mit der Kirchen-

Digitized by Google

mission hat er sodann bis an sein Ende mit hingebendem Eifer dem Evangelio gedient. Seine lange hagere Gestalt und seine scharf geschnittene intelligente Physiognonie werden vielen lange in der Erinnerung bleiben. „Die wichtigsten Züge seines Charakters," so sagt der ihm gewidmete Nachruf, „waren: Unabhängigkeit, rastloses Streben nach Wahrheit, ehrliche Gradheit, sittlicher Mut — — — und damit verbunden eine schöne, klare Einfalt, Weltverleugnung, Selbstverleugnung und Demut, die gradezu rührend war insonderheit bei einem so hoch begabten Manne. Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß die indische Kirche durch diesen Todesfall einen schweren Verlust erlitten hat." (C. M. Rep. 1893, 97.)[1] Solch ein Starker, eine herrliche Frucht der Mission, wiegt viele andre auf, die ihr Lebenlang mit viel Schwachheit behaftet sind.

Auch von den Missionsgehilfen kann letzteres zum größeren Teile gesagt werden. Neben rührenden Zügen von hingebender Treue finden sich bei ihnen nicht selten Sünden und Versäumnisse, deren Vereinigung mit jenen wir uns kaum vorstellen können. Auf derselben Seite der „Biene" (1892, 84) ist die Rede von „der Schwäche unsrer eingebornen Helfer, deren moralischer und missionierender Eifer in den meisten Fällen noch sehr gering ist" (1893, 21) und wiederum wird daneben ein tief bewegliches Beispiel erzählt von einem Katechisten, der freiwillig die Pflege eines andern, an der Cholera erkrankten übernahm und selbst angesteckt, nach einigen Tagen, mit dem Wunsche, daß Gott jenen am Leben behalten wolle, getrost sein Leben aushauchte. — Leider kommen aber gelegentlich auch so grobe Vergehungen von Helfern vor, daß man diese entlassen muß, wie z. B. einer sich u. a. sich am Kulihandel beteiligt hatte (ib. 1893, 38). Zu Ranikhet stellte es sich allmählich, aber sicher heraus, daß die lange angestellten eingebornen Agenten der Londoner Mission Verräter waren und in ihrer Thätigkeit gradezu der Mission gegenteilige Ideen verbreiteten. Man mußte sich zu dem schweren Schritte entschließen, die sämtlichen eingebornen Helfer zu entlassen und nun erst fühlten sich die Missionare für die evangelistische Arbeit unter den Heiden von einer schweren Last befreit. (Lond. M. Rep. 1892, 95.) Ich möchte nicht, daß man nach diesem Falle generalisierte; denn er zeigt eine besonders schlimme Entwicklung der Schwächen und Schäden einer Gemeinde, die freilich in vielen vorhanden sind. Von den Nordwest-Provinzen z. B. bezeugt Rev. H. Stern, daß alle dort arbeitenden Missionen, über die eingebornen Gemeinden wegen Mangels an geistlicher Energie zu klagen haben.[2] Freilich fügt er hinzu — wer die Charaktereigentümlichkeiten der Eingebornen kenne und die besonderen Verhältnisse jener Christen bei unzureichender geistlicher Aufsicht berücksichtige, müsse sich wundern, daß es dort immer noch viel besser stehe, als man zu erwarten berechtigt ist. Ihm erscheine die Lage der Gemeinden ganz hoffnungsvoll. (C. M. Rep.

[1] Hierbei sei auch Rev. Narayan Sheschadri erwähnt, ein treuer Arbeiter fürs Reich Gottes, der in den letzten 26 Jahren seines Lebens hunderte von Mängs in der von ihm gestifteten christlichen Kolonie Bethel bei Jälna, im Dienste der schottischen Freikirche gesammelt hat. Früher war er in Bombay thätig, wo er 1843 getauft war. Er starb auf der See auf einer Reise die seiner Genesung dienen sollte. (Fr C. Rep. 1892, 12.)

[2] Z. B. die Gemeinde zu Laknau ist leider keine Hilfe in der Arbeit zur Erweckung der heidnischen Nachbaren. (C. M. Rep. 1893, 103.)

Digitized by Google

1893, 100.) Das ist ein Gedanke der viel mehr betont werden sollte! Oft erscheinen die Verhältnisse nur dadurch niederschlagend, daß man einen nicht zutreffenden Maßstab anlegt und die Reife der Früchte vor der Zeit erwartet.

Ganz wie bei uns mit Schäden in den christlichen Gemeinden zu kämpfen ist, so auch bei den jungen Heidenchristen. Man wendet daher grade dieselben Mittel an, wie bei uns in der sogenannten „Innern Mission." Enthaltsamkeitsvereine wenden sich in Indien nicht bloß gegen die z. T. weniger gebrauchten, berauschenden Getränke, sondern gegen Opium und Hanf. Bei den Kols war die tief eingewurzelte Sitte der Trinkgelage in den Missionsgemeinden in sehr erfreulicher Weise überwunden und der aus den statistischen Tabellen ersichtliche Procentsatz der Gewohnheits- und Gelegenheitstrinker zeigt bessere Zustände, als wir sie vielfach in den östlichen Teilen unsres Vaterlandes haben mögen. Dennoch hat sich herausgestellt, daß im verborgenen das Übel immer noch mehr als man glaubte vorhanden ist, und zwar selbst bei Helfern der Mission. Daher hat Missionar Nottrott in Rauschi einen Enthaltsamkeitsverein gegründet, dessen Mitglieder sich feierlichst mit Namensunterschrift verpflichten „keinerlei Schädliches — Arzenei ausgenommen — weder essen noch trinken zu wollen." Unter Schädliches werden Spirituosen jeder Art inkl. Bier, Hanf und Opium verstanden. Als Abzeichen ist ein rotes Bändchen gewählt worden. — Bezeichnend war der Ausspruch des einen Katechisten, welcher meinte, die Unterzeichnung der Karte und die damit gegebene Stärkung des Willens sei seiner Frau noch nötiger, als ihm. — Der Verein führt eine rote Fahne mit einem Malteserkreuz, um welche er sich bei Ausflügen und Festlichkeiten sammelt. Eine Theetrinkhalle und die Einführung von Bewegungsspielen (Fußball u. s. w.) bildet das Komplement der Maßregel. Die Einführung solcher Vereine war bei der Generalversammlung für alle Stationen beantragt, wurde jedoch abgelehnt mit dem Beschluß, daß es jedem Stationsvorsteher überlassen sein solle, auf welche Weise er nach bestem Gewissen den Kampf gegen die Trunksucht führen wolle. (Biene 1893, 77.) In Allahabad wird solch Verein in Form der amerikanisch-englischen „band of hope" (Hoffnungsschar) erwähnt, bestehend aus 8—14jährigen Kindern, die sich mit dem „blauen Bande" geschmückt monatlich zweimal in der Schule einfinden, sich am Gesange von Temperenzliedern ergötzen und „die Schrecken der Berauschung sowie den Segen nüchterner Gewohnheiten kennen lernen." (C. M. Rep. 1893, 102.) In Naddija hat man einen Kinder-Bibelbund (Childerns Scripture Union) eingeführt, dem alle Mädchen in der Töchter-Kostschule, die schon lesen können, angehören. (ib. S. 90.) Auch die in Form einer Special-Mission gegebene Anregung, die wir etwa mit unsern General-Kirchenvisitationen vergleichen können, wird zur Belebung der Missionsgemeinden angewendet. In dem eben genannten Distrikte ist solch ein Hilfsmittel um so nötiger, als bekanntlich die dortigen Gemeinden 1839 aus einer Massenbewegung entstanden waren. In neuerer Zeit litt jene Gegend unter den Folgen großer Überschwemmungen. Die Katholiken nahmen die Gelegenheit wahr, um durch Geldunterstützung und andere Lockungen die Christen zum Übertritt zu verleiten, was ihnen zum Teil in ausgedehntem Maße gelungen ist (ib. 1891, 90). Mehrere Missionare und Missionarinnen bereisten 1892 diesen Distrikt und hielten Gottesdienste und besondere Versammlungen.

Digitized by Google

Die Visitation hatte erfreulichen Erfolg. 21 Frauen stellten sich zur Verfügung zu evangelistischen Besuchen bei Heidenfrauen. Auch die sehr matt gewordene Opferwilligkeit wurde angeregt. Der Pastor hatte 31 große irdene Reistöpfe ausgegeben zur Einsammlung der Reiskollekte, aber es wurden deren noch viel mehr verlangt. (ib. 1893, 89.) Auch die auf verschiedenen Stationen der C. M. erwähnten Associated Evangelists — kleine Scharen von Laienevangelisten — scheinen nicht bloß unter den Heiden zu arbeiten, sondern auch nach Art der „Innern Mission" in den schon bestehenden Gemeinden. Das diesem Zwecke dienende christliche Vereinswesen wird in den jungen Christengemeinden sehr gepflegt. Da giebt es z. B. Voluntary Workers Unions (ib. 84) die mit den bei den bischöflichen Methodisten vielgenannten Epworth Leagues (M. Ep. M. Rep. 1893, 165. 167. 185 u. a.) ziemlich identisch zu sein scheinen. Es handelt sich um Vereinigungen von Gemeindemitgliedern, die freiwillig geistliche Arbeit thun an Christen und Heiden. Zahlreiche andre Formen von den Mütterversammlungen bis selbst zur Blumenmission (ib. 167) können wir nur im Vorübergehn erwähnen.

Man kann nicht a priori sicher sein, daß alle diese europäischen Formen auf die indischen Verhältnisse passen. Wir können dem gegenüber jedoch ein paar echt indische Formen der Missionsarbeit erwähnen: die bekannten kirtam oder bhâdjani — wir könnten sagen: indische deklamatorische Volksoratorien und sodann eine Art von Versammlungen, die wir in dem neusten Bericht der C. M. S. (1893, 120) zum erstenmal erwähnt finden unter dem sonderbaren Namen „gyangudari" d. h. wörtlich nach der englischen Erklärung „Flicksteppdecken religiöser Erkenntnis" oder verständlicher „Quodlibet religiöser Unterhaltung," oder Gesellschaftsabend zu religiöser Besprechung. Ein eingeborner Pastor im Pandschâb pflegt solche Versammlungen zu veranstalten, bei denen die Teilnehmer mit ihren Wasserpfeifen im Kreise herumsitzen. In der Mitte nimmt der Leiter Platz und fordert einen nach dem andern auf, sich über ein beliebiges religiöses Thema auszusprechen, und faßt schließlich das Ergebnis zusammen.[1]) Unter richtiger Leitung kann eine solche gemütliche Aussprache über die wichtigsten Angelegenheiten gewiß recht segensreich wirken.

Es kommt in Indien überhaupt viel auf Aufsicht und Leitung an. Je mehr diese geübt werden, desto erfreulichere Früchte gedeihen. Das ist recht

[1]) Bemerkenswert ist es wie der Missionar in einer solchen Versammlung zu Talwandi Rama — so zusagen — zufällig einen Einblick in das Bewußtsein der dortigen Christen gewann, die ausdrücklich als ausnahmsweise gut und brav bekannt waren. Es handelte sich darum, eine Anzahl von Männern zur Konfirmation vorzubereiten. Mit Ausnahme eins einzigen Teilnehmers, eines bereits konfirmierten, sprachen sich alle übrigen im Sinne der pantheistischen Vedanta-Philosophie aus, daß alle Religionen im Grunde eines sind und die Wahrheit besitzen, daß aber ihre Unterschiede nur der wechselnden sichtbaren Erscheinungswelt angehören. Man denke sich Tagelöhner bei uns, die solche philosophischen Fragen erörtern! „Diese Leute waren sorgfältig unterrichtet und hatten ehrlich das Christentum als die beste der Religionen in dieser Welt der Maya (Täuschung) angenommen. Natürlich mußte die Konfirmation hinausgeschoben werden." Hätte man sie nur examiniert, so hätte man wahrscheinlich eine genügende Kenntnis der christlichen Lehre festgestellt. Hier in der gemütlichen Aussprache kam die Weltanschauung unvermerkt zu Tage, wie sie auch manche andere indische Christen trotz reichlicher Unterweisung beibehalten mögen.

Digitized by Google

auffallend in den Kostschulen. Meistens können die Zöglinge wegen guten Betragens gerühmt werden. Ein Missionar vergleicht z. B. die Reden, die er von seinen Schülern hört, mit denen, die in seinem Arbeitszimmer von der Straße her zu vernehmen sind. Während von dorther bei allen Gelegenheiten bei Hochzeitszügen sowohl wie auch bei Leichenbegängnissen, von Männern, Frauen oder Kindern grobe Gemeinheiten heraufklingen, hat er von seinen Schülern in den letzten 12 Monaten kein hartes oder ärgerliches Wort — geschweige denn etwas Gemeines und Unanständiges gehört. (C. M. Rep. 1893, 123.) Diese Kostschulen — wofern sie genügend unter europäischer Aufsicht stehen und nicht etwa durch europäisierende Verwöhnung die Zöglinge ihren heimischen Verhältnissen entfremden — gehören überhaupt zu den erfreulichsten Erscheinungen der Mission in Indien. Selbst diejenigen, welche nur ein bescheidenes Wissen erzielen, richten vermöge ihres erziehenden Einflusses mehr aus, als jene andern Schulen, die selbst bis zu den Würden der Universität fördern.

Ein andrer sehr erfreulicher Zug ist die Seelenmission und ihr außerordentlich schnelles Wachstum, wie es aus den S. 375 mitgeteilten Zahlen ersichtlich ist. Eine kurze Antwort auf die wichtige Frage: „Was ist das größte Hindernis, das bei euch der Annahme des Christentums im Wege steht?“ ist eine treffende Beleuchtung der weittragenden Bedeutung dieses Zweiges der Mission. Der gefragte Brahmane antwortete lakonisch: „Unsre Großmütter.“ (C. M. Rep. 1892, 150.)

Auch der ärztlichen Mission, obgleich sie ebenfalls meist nur indirekt wirkt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Leider können wir nicht vollständige Angaben über ihren gegenwärtigen Bestand machen (vgl. oben S. 375) auch fehlt die Vergleichung mit dem am Schlusse des letzten Jahrzehnts. Auf jeden Fall aber hat auch dieser Zweig fort und fort eine bedeutende Zunahme erfahren.

Mit großer Freude führe ich als einen Fortschritt die von mir früher bezweifelte Thatsache an: Es giebt einige Wäscher unter den indischen Christen. Kürzlich las ich in einem englischen Berichte die Bekehrung eines Mannes von der Wäscherkaste — leider ist mir das Citat unter der Masse des Materials verschwunden. Noch mehr aber habe ich mich gefreut über die Privatnachricht aus Mangalur, daß einer der dortigen Christen, der lange Zeit nicht gut thun wollte, sich entschlossen habe, mit dieser von den Indern mit Unrecht so verachteten Beschäftigung sein ehrliches Brot zu verdienen und daß er mit einem zweiten Christen bei einem Wäscher das Handwerk richtig gelernt habe. Das ist ein schönes Zeichen von innerer Überwindung des Kastenvorurteils, das bis jetzt auch die Christen in diesem Stücke noch weit und breit beherrscht. Die Missionsfrau, welche nach S. 469 (Fußnote) meiner Behauptung entgegengetreten ist, hat augenscheinlich nicht begriffen, um was es sich handelt. Ich habe nämlich nie von Wäscherinnen gesprochen. Das ist ein dem Inder ganz unbekannter Begriff. Er kennt nur berufsmäßige männliche Wäscher. Dadurch, daß einer seine Wäsche selbst wäscht, wird er noch lange kein Dhobi. Ich habe sehr oft Heiden und zuweilen auch Christen ihre Kleider selber waschen sehen und es wird ja niemand anders erwarten, als daß die Zöglinge einer christlichen Mädchenwaisenanstalt

Digitized by Google

ihre Wäsche selbst besorgen — obwohl ich Fälle anführen könnte, daß auch die Wäsche solcher christlichen Mädchen von heidnischen Wäschern besorgt wird. Was ich behauptet habe ist dies, daß Christen den Wäscherberuf noch für so entehrend halten, daß sie selbst in der bittersten Not sich nicht entschließen zu diesem verhältnismäßig sehr lohnenden Erwerbszweig zu greifen, um sich das tägliche Brot zu verdienen, sondern lieber Hunger leiden. In diesem Stücke zeigt sich allerdings die Herrschaft der gewerblichen Kaste auch noch bei den Christen und es verdient der gradezu heldenmütige Entschluß eines solchen, den Wäscherberuf zu ergreifen die größte Anerkennung — was freilich den mit indischen Verhältnissen nicht vertrauten Missionsfreunden sehr verwunderlich sein dürfte.

Schließlich erwähne ich nur kurz die zahlreichen Beispiele *freudigen, triumphierenden Sterbens*, welche sich in den Berichten fast aller Gesellschaften finden. Das Leben indischer Christen ist oft wie ein nebliger Tag, der sich beim Sonnenuntergang aufklärt und dann das klare Licht in voller Herrlichkeit erlöschen sieht. Ein volles Verständnis derartiger Erscheinungen ist nicht leicht. Es liegt mir völlig fern, die Lebenskräfte und Wirkungen des heiligen Geistes zu bezweifeln, die sich auf jenen Sterbelagern offenbaren. Ich meine aber, man darf nicht übersehen, daß bei dem Inder bereits der Naturboden, auf dem das christliche Leben erwächst, oft von einer innigen Religiosität durchtränkt ist, die wir meist erst als Wirkung des Christentums für möglich halten. Auf solchem Boden kann das christliche Gefühlsleben sich günstiger als bei anders angelegten Naturen entfalten; namentlich überflügelt es zuweilen die Entwicklung des sittlichen Lebens und so kann es, wenn alles Thun zu Ende geht, zu einem schönen, seligen Ende kommen, wie wir es nur beim Abschluß eines wahrhaft geheiligten Christenlebens erwarten. Was bei dem Hindu jene religiöse Tiefe und Innigkeit bewirkt, scheint bei den Aborigines durch eine herzliche Kindlichkeit ersetzt zu werden, die uns z. B. bei den christlichen Kols in der Unmittelbarkeit ihres Glaubens an den Herrn Jesus anmutet, obwohl dabei keineswegs die andern Seiten des christlichen Lebens annähernd gleichmäßig entwickelt sind. Nichts desto weniger weiß ich den Wert solches gläubigen Heimgehens wohl zu schätzen. Es sei mir gestattet ein Beispiel anzuführen, das mich im tiefsten Herzen bewegte. Es ist mir, als sähe ich das freundliche, braune Gesicht der Paulina noch vor mir, der Frau des biedern Kirchenältesten Markas zu Ithe, wie sie mir, dem Gaste, die Füße wusch und salbte. Im vorigen Jahre las ich die Beschreibung ihres erbaulichen Heimganges. Ich bemühte mich aus dem Leben dieser jedenfalls sehr geförderten Christin, weiteres zu erfahren. Es wurde mir jedoch geantwortet, daß sich über eine solche schlichte Kolfrau nicht viel sagen lasse. Ich vermute, daß sie sich bei Lebenszeiten über den Durchschnitt ihrer christlichen Schwestern nicht viel erhoben hat. Und doch beschloß sie ihren Lauf folgendermaßen. (Biene 1892, 20.) Sie kam mit ihren beiden Kindern zu ihrer Mutter nach Orikêl zum Besuch und erkrankte daselbst. Sie wurde ärztlich behandelt, ließ jedoch den Kirchenältesten rufen und sagte: Bete Ältester, denn ich bin sehr krank; nur der Herr kann mir helfen, aber keine Medizin. Es wurde viel gebetet. Ihr Mann war inzwischen gekommen. Nach einer scheinbaren Besserung stieg das Fieber plötzlich — und nachmittags 3 Uhr hauchte Paulina ihre Seele aus. Alles jammert und klagt. Da erhebt sich der Älteste Johann und fordert die An-

Digitized by Google

wesenden auf, da dem Herrn kein Ding unmöglich sei, nochmals um das Leben dieser Schwester zu beten. Gegen Mitternacht während der lauten Gebete fängt die Entschlafene wieder an laut zu seufzen und richtet sich auf. (Johann erzählte, es wäre ihm gewesen als sei Feuer vom Himmel gefallen — aber ohne alle Furcht.) Alle sind erstaunt und freuen sich. Paulina aber sagt mit schwacher Stimme: „Ach wie glänzt doch sein schönstes Angesicht und die Nägelmale, die ihm am Kreuz unsrer Sünden wegen geschlagen wurden! Das ist Gottes Lamm von welchem ich in der Kirche zu Govindpur so oft gehört habe. Uma (Mutter)! jetzt bin ich nicht mehr krank; aber ich gehe bald und bleibe hier nicht lange."

Einer ihr nahestehenden Freundin, die sich vor Rührung der Thränen nicht enthalten konnte, sagte sie: „Weine nicht liebe Schwester! Siehe, der Herr Jesus hat mich gesund gemacht, und bald werde ich für immer genesen."

Am fünften Tage nahm Paulina von den Ihrigen Abschied, herzte und küßte ihre Kinder und sagte allen „Jisu sahai!" „Heute scheide ich von euch; aber seid nicht traurig, der Herr Jesus ruft mich." Es war ein herzbeweglicher Anblick, als alle um ihr Lager knieten und beteten. Zuletzt sagte die Sterbende: „Singt doch vom Blute des Herrn Jesu." Markas, ihr Mann, der einige Jahre die Schule besucht hat, stimmte das Lied in Mundari, wenn auch mit schwacher bebender Stimme an: „Die Seele Christi heil'ge mich," und während des dritten Verses: „Der Schweiß von seinem Angesicht, laß mich nicht kommen ins Gericht" — entschlief sie. —

Wir können jedoch die Fülle der zur allgemeinen Charakteristik dienenden Züge, wie sie uns in den zahlreichen Jahresberichten entgegentritt, hier nicht zu erschöpfen versuchen und gehen nunmehr kurz auf die wichtigsten Missionsgesellschaften besonders ein.

Die englische Kirchenmissionsgesellschaft hat ihr ausgedehntes als Nord-Indien bezeichnetes Gebiet geteilt. Mit der Einsetzung eines Bischofs in Lacknau (1892) ist dort ein besonderes korrespondierendes Kommittee organisiert für das neu abgegrenzte Missionsgebiet der Nordwest-Provinzen, mit dem zugleich die Central-Provinzen und Radschputana verbunden sein sollen (93, 95).[1]) Das Kommittee in Kalkutta beschränkt fortan seine Thätigkeit auf Niederbengalen und Santâlia. Auf letzterem Felde fand eine bischöfliche Visitation mit erfreulichen Ergebnissen statt. Die Gemeinden erstarken und die eingebornen Pastoren haben (mit 1—2 Ausnahmen) treulich ihre Schuldigkeit gethan (1893, 92). Die Mission unter den Paharis (von den Santâls verschiedenen Bergbewohnern) macht Fortschritte. Ein Katechismus in ihrer drawidischen Sprache (Malto) wurde gedruckt, wozu Tinneweli-Christen die Geldmittel gaben, und Missionar Etheridge in Godda bestand das Examen in derselben. (Sonst hatte, wenn wir nicht irren, nur unser Landsmann Dröse sie erforscht.) Die scheuen Leute werden in ihren abgelegenen Sitzen aufgesucht und gewinnen allmählich Zutrauen. Auf der genannten Station ist eine Pahari-Kostschule mit 9 Zöglingen (92, 93 und 93, 93). — In Pandschâb haben die Gemeinden einen größeren Zuwachs gehabt, als sonst auf einem indischen Missionsfelde — in den letzten 9 Jahren um 250%, während der

[1]) Bei diesen Zitaten sind immer die Jahresberichte der betr. Gesellschaften gemeint.

Digitized by Google

durchschnittliche Zuwachs der evangelischen Christen in ganz Indien nur 46% betrug. Die C. M. S. hat jetzt 3699 Christen (alle Gesellschaften zusammen 18792 gegen 4605 im J. 1881). Die Landarbeiter und die niederen Kasten dieses Gebiets sind jetzt für das Christentum sehr empfänglich. Ein großer Teil des Zuwachses des C. M. kommt daher, daß ihr 1890 von den Amer. United Presbyt. 1100 Christen überwiesen wurden, da diese ihre Mission konzentrierten. Nun aber erweisen sich jene Getauften als größtenteils völlig unwissend. Die angestellten Gehilfen hatten Ehre und Vorteil suchend ihre Landsleute zum Übertritt bewogen, und die presbyt. Missionare waren mit der Prüfung und Erteilung der Taufe nicht vorsichtig gewesen. Die Agenten wurden natürlich entlassen. Merkwürdigerweise haben diese Christen, deren viele nie etwas von der Bibel gehört oder beten gelernt[1]) um ihres Christentums willen schwere Verfolgung und Entbehrung erduldet (93, 131). — Rev. H. E. Perkins ist mit Übersetzung des A. T. in Gurmukhi beschäftigt. Die des N. T. wurde revidiert (ib. 123).

Früher hatte Tinneweli unter allen indischen Feldern die meisten eingebornen Christen; jetzt ist es von dem Telugu-Gebiet und Travankor überflügelt worden, während die eigne Zahl zurückgegangen ist. Im Jahre 1890 hatte die C. M. S. 1153 Anhänger weniger als im J. 1881.[2]) Der Jahresbericht erklärt dies dadurch, daß viele von den Taufbewerbern aus der Hungerzeit wieder abgefallen sind, und viele ausgeschlossen werden mußten. Es mag ja auch ein Trost sein, daß die Zahl der Getauften in jenen 9 Jahren wirklich von 40634 auf 46888 (jetzt 47078) wuchs (93, 141). Wir vermissen jedoch in den letzten Jahresberichten irgend eine Erwähnung der Scharen, die nach zuverlässigen Nachrichten sich um der Kastenfrage willen getrennt haben. Auch verlautete, daß sich ein Verein zur Durchführung der strengen Praxis in den dortigen christlichen Gemeinden gebildet habe.[3]) Wir begreifen nicht, wie man derartige Ereignisse übergehen kann. (Vergl. oben S. 374.)

Wichtig ist die Organisierung eines tamulischen Central-Kirchenrats mit dem Sitze Madras, der die Gebiete Madras, Utakamand und Tinneweli vertritt (92, 134). Das an zweiter Stelle genannte, auf den blauen Bergen (Nilagiri), hat jetzt neben der Tamil- auch eine Todamission. Ein Katechist ist zu Pykara angestellt und Frl. C. F. Ling hat die Todasprache studiert und übersetzt das Markus-Evangelium in dieselbe

[1]) Ein Katechumen begann das Glaubensbekenntnis: „Ich glaube an meinen Vater und meine Mutter."

[2]) Jetzt sind sie weiter zurückgegangen auf 52451, während sie 1883 schon 56477 zählten.

[3]) Während des Druckes finde ich, daß Rev. J. A. Sharrock, Tutikorin, im Indian Church Quarterly die Thatsache veröffentlichte, daß die Kastenunterschiede in den Tinneveli-Gemeinden fortbestehen. Zehn Männer in Tutikorin gründeten eine Gesellschaft zur Unterdrückung der Kaste mit folgenden Regeln: 1. Alle Titel und Abzeichen der Kaste werden aufgegeben. 2. In der Anrede andrer Christen lassen wir diese Titel weg. 3. Im Hause andrer Christen werden Besuche gemacht und wird gegessen, ohne Berücksichtigung der Kaste. 4. Mischehen werden befördert. 5. Flugblätter und Traktate werden verbreitet u. s. w. (Bombay Guardian, vom 6 und 13. Mai 1893). Wir glauben nicht daß dieser Verein viel ausrichten wird. Er gehört auch zu sehr unter die oben erwähnten fremdartigen Mittel zur Beeinflussung des Volkslebens.

Digitized by Google

(93, 147). — In Travankor und Kotschin sind die Anhänger der C. M. in den letzten 11 Jahren von 19505 auf 28741 gestiegen, darunter über 25000 Getaufte (93, 161).

Die Londoner M.-S. hat einige Gemeinden, die aus alter Zeit stammen, in neuerer Zeit aber ziemlich verknöchert zu sein scheinen. Von Berhampur bestätigt dies der Jahresbericht und sagt, daß es jetzt keine Bekehrungen hat (92, 81). Es zählte vor ca. 30 Jahren 24 Kommunikanten und 163 Anhänger — jetzt 26 bezw. 140. Im nächsten Jahre kann diese Station ihr 70jähriges Jubiläum feiern. Bellari hatte vor 30 Jahren 118 Kommunikanten und 351 Getaufte — jetzt 131 und 412. Aber es wird von einer Erweckung (NB. in der Gemeinde) berichtet in der die lange ersehnte Ernte zu beginnen schien, und infolge deren 16 Personen der Abendmahlgemeinde beitraten — die in den 131 mit eingeschlossen sind (ib. 101). Ganz anders steht es in Kaddapa. Hier kommen die Taufbewerber in vollen Strömen, während es dort kaum noch oder gar nicht mehr tröpfeln will. Die Zahl der Anhänger wird auf 6850 angegeben. Sie sind in vielen Dörfern zerstreut — vielleicht mit wenigen Ausnahmen lauter Mala.[1]) In letztem Jahre wurden 369 getauft und 379 Anhänger angenommen. Auf solche Massen ist die Praxis dieser Missions-Gesellschaft gar nicht eingerichtet. Der „verwirrende Erfolg" rief daher ernste und ängstliche Gedanken hervor. Man kann sich aber dieser Scharen nicht erwehren. „In jenen Dörfern herrscht freilich noch das mächtige Kastenvorurteil. Aber ein Gegengewicht bildet der Umstand, daß das Christentum unzweifelhaft diese Kastenlosen hebt." Es wird von Eingebornen bezeugt: „Sonst waren die Malas verkommen und verachtet, jetzt sind sie, wie achtbare Sudras geworden. Ihr Ehrgeiz strebt nur danach, etwas Bildung zu erhalten und Lehrer zu werden" (92, 116). Es handelt sich hier auch wahrscheinlich zunächst um eine sociale Bewegung. Vor 20 Jahren war bereits eine solche im Gange — aber „aus irgend einer Ursach" erlosch sie, und selbst solche Gemeinden, die schon im Unterricht standen, fielen wieder ab (92, 114). Möchte man jetzt doch jener Ursach nachforschen und sie diesmal womöglich vermeiden.

Auch im Gebiete der Station Guti ist größerer Zudrang — wie es scheint — mehr von den noch tiefer stehenden Mádiga, mit denen die Mala keine Gemeinschaft haben wollen (ib. 108). Neue Stationen wurden gegründet in den letzten zwei Jahren: Anantapur (südlich von Guti) Dschammalamadugu (nordwestlich von Kaddapa), Kadiri (südlich vom letzteren) und Tschikka Balapura (liegt schon in Maisur). Die Station Vizianagaram ist schon 1889 aufgegeben worden, da die heidnische Hochschule des Radscha der Missionsschule zu starke Konkurrenz machte. Jetzt arbeiten dort kanadische Baptisten. — Die Zahl der Christen in Travankor hat sich in den letzten 25 Jahren fast verdoppelt, von ca. 25 auf 50000. Noch immer aber zieht der Übertritt Feindseligkeit und kleine Verfolgungen nach sich (ib. 139). Einer der hervorragendsten Missionare dieser Gesellschaft Rev. J. Hewlett starb zu Benares nach langer, treuer Arbeit. (92, 84 f.)

Die Mission der schottischen Freikirche fährt fort besonders das höhere Schulwesen zu pflegen. Ihre gesamte Schülerzahl in Indien ist auf

[1]) Vergl. das unten über die amerik. Baptisten gesagte.

Digitized by Google

13 482 gestiegen (92, 83) im letzten Jahrzehnt um 3000. Doch werden hier und da Anstrengungen gemacht, die evangelistische Thätigkeit zu stärken, so z. B. in Bengalen, wo man die niedersten Klassen der Bevölkerung erreichen möchte (ib. 15). Ebenso sind im nördlichen Konkan neue Anstrengungen gemacht. Zu Budlapur an der Puna-Eisenbahn ist eine ärztliche Mission gegründet (ib. 41 f.). Von der Santál-Mission, die noch immer nicht, wie die verwandten Arbeiten andrer Gesellschaften auf diesem Gebiet, größere Scharen einheimst, (jetzt zählt sie 638 Seelen) hat man einen Ableger nach Silhet verpflanzt, wohin manche ihrer Christen nach den Theegärten ausgewandert waren (ib. 25). Im Tschinglepat-Distrikt (Madras) ist seit 1889 unter den Pareiern eine Bewegung im Gange und hie und da bilden sich kleine Gemeinden (ib. 29).

Die Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) hat in Hasaribágh einen neuen Anfang gemacht, wo ihr die verlassenen Gebäude der früheren Militärstation gegen eine nominale Rente überlassen wurden. Eine Anzahl irländischer Missionare, die „Dublin-Brüderschaft," welche von einem besondern irischen Kommittee erhalten werden, ist dort eingezogen (92, 35 ff.).

Die englischen Baptisten, welche nun eine 100jährige Arbeit in Indien hinter sich haben, zogen sich von Benares zurück. Im vorletzten Bericht war diese seit 1818 besetzte Station noch mit acht Kirchengliedern aufgeführt; im letzten fehlt sie. Vielleicht steht andern Gemeinden, die schon seit Jahren den Wachstumstrieb vermissen lassen, ein ähnliches Los bevor. Bemerkenswert ist die Charakteristik, welche von den indischen Gemeinden gegeben wird, mit dem Bemerken, daß man oft in ungenügender Weise die starken erblichen Instinkte der indischen Christen und ihre magern moralischen Vorstellungen berücksichtigt. „Kein Mensch kann besser sein als er's versteht." Was sind die Ideale dieser Leute? Schmutzig und materiell bis zum äußersten. Es scheint in manchen Fällen fast unmöglich ihre Gedanken zu heben. Niedergedrückt durch ihr Unglück und umgeben von einer starken Priesterschaft und Landsleuten, die in den Banden der Kaste ihre bittern Feinde sind, können sie nur schwer ihre Freiheit beweisen und mit resolutem Entschlusse selbständige Kirchen gründen und erhalten (93, 11 f.). Man fühlt durch diese Worte hindurch, wie das Ziel der Mission zu hoch gesteckt ist, indem man keine Kirchen will, die im Kindesalter der Bevormundung bedürfen, sondern sofort geistliche Selbständigkeit herbeiführen möchte. Der Erfolg zeigt, daß dazu das Material, mit dem es die Mission zu thun hat, nicht geeignet ist — besonders nicht auf jenen bengalischen Deltagebieten, wo große Massen willig sind Christen zu werden und tausende sich bereits der Mission angeschlossen haben. Die Gemeinde zu Madaripur mit über 2000 ungetauften Anhängern, vermehrte sich nur durch 52 Taufen, desgleichen die zu Barisál, mit nicht weniger Taufbewerbern, durch deren 80 (Vergl. 93, 120).

Die Un. Presbyt. in Radschputana haben viel von Dürre und Hungersnot zu leiden gehabt. Nur 47 Erwachsene wurden auf allen 11 Stationen zusammen getauft. Die Seelenzahl stieg auf 1212 bei 506 Kommunikanten. Sehr ausgedehnt ist die ärztliche Thätigkeit, die 213 686 Fälle und 6086 Operationen umfaßte (Vgl. 93, 60).

Der American Board hat auf seinem Marathi-Felde zwar eine sehr zugängliche Schicht der Bevölkerung, die Mahár, dennoch macht das nu-

Digitized by Google

merische Wachstum nur geringe Fortschritte, da man nur die in die Abendmahlsgemeinde aufgenommenen Kirchenglieder zählt. So ist denn im letzten Jahre nur ein Zuwachs von 47 zu verzeichnen. Auf den 8 Stationen (bezw. 118 Außenstationen) auf denen 33 Amerikaner (Frauen eingerechnet) und 351 eingeborne Agenten thätig sind, befinden sich 2354 Kommunikanten, die 35 Kirchengemeinden bilden, von denen 18 ihre eignen Pastoren haben. Einen schweren Verlust erlitt das Werk durch den Tod D. Bissels. Alle Christen, alt und jung liebten ihn und pflegten bei manchen Gelegenheiten vertrauensvoll zu ihm zu kommen (92, 50 f.). Ein andrer Veteran D. Fairbank zog noch im J. 1891 mit der Laterna magica auf den Dörfern umher, um den Heiden zu predigen. Anstatt des Textes nahm er ein Bild. Er hatte stets einen oder mehrere eingeborne Prediger bei sich, denen er Unterweisung in dieser illustrierenden Predigtweise erteilte (91, 84). Das ist ein ganz vortrefflicher Gedanke. Man muß sich wundern, daß es in Indien nicht schon längst ein illustrations-homiletisches Seminar giebt. Ein jeder muß auf eigne Hand von vorn anfangen und macht dabei dies und das verkehrt, wovor ihn ein erfahrner Meister hätte warnen können. Es könnte viel Lehrgeld gespart werden, wenn alles systematisch eingerichtet wäre. Freilich, es müßten zunächst die wirklich geeigneten Bilder verschafft werden. Bemühungen dazu werden jetzt in Indien gemacht; doch die Sache ist noch in den ersten Anfängen. — Auf dem andern Gebiete des Board, in Mádura, haben die Missionare die sämtlichen Anhänger als Christen gezählt — jetzt 13 607 bei 3707 Kommunikanten. Noch immer kommen gelegentlich größere Gruppen, oft ganze Dorfgemeinden, die den Götzendienst aufgegeben haben und um christlichen Unterricht bitten. Oft lassen sie sich selbst durch schwere Verfolgung in ihrem Entschluß nicht irre machen (92, 55).

Die amerikanischen Presbyterianer beklagen den Verlust ihres ältesten Missionars in Indien D. Newton, in Pandschâb, der sich durch seine grundlegende Arbeiten um die christliche Literatur in Pandschabi verdient gemacht hat. In Indien war er seit 1835 thätig (92, 99). Vier Söhne und eine Tochter von ihm stehen im Missionsdienst. Der ausgedehnte Erfolg unter den niederen Kasten hat die Katholiken als Konkurrenten. Unser greiser Landsmann G. F. Ullmann, zu Rawalpindi, der Verfasser vieler Hindustani- und Hindi-Kirchenlieder,[1]) hat ein Handbuch zur Abwehrung der Römischen herausgegeben (ib. 102). In der Umgegend von Lodiana kommen viel Taufbewerber aus den Kastenlosen. Auf der Außenstation Khanna wird für diese ein Seminar gegründet (ib. 110). Auf dem Kolhapur-Gebiet, wird eine neue Station mit ärztlicher Mission zu Miradsch gegründet (ib. 143).

Die amerikanischen Baptisten haben fortgehend wunderbar ausgedehnte Ernten unter den Telugus, d. h. unter den kastenlosen Mala bezw. Mádiga. An keinem Orte kommen die Taufbewerber aus beiden Schichten zugleich — die eine scheint die andre auszuschließen (Bapt. M. Mag. 92, 268). In Verbindung mit der Station Ongole wurden in einem Jahre 2140 getauft; Kambam (Cumbum) hatte sogar 3239 Täuflinge. Die Zahl der Mitglieder war 1892 auf 47 458 gestiegen (ib. 337 f.). Es liegt auf

[1]) Derselbe hat kürzlich eine metrische Übersetzung der Psalmen in Hindostani geliefert.

Digitized by Google

der Hand, daß bei solchen Massen die sonstige baptistische Praxis in ihrer Strenge nicht aufrecht erhalten werden kann. Unter der Wucht der Thatsachen wird man sich in diese Notwendigkeit finden. Möchten nur die Kräfte ausreichen, um den Taufbewerbern wenigstens die notdürftigste christliche Unterweisung zu erteilen. Die Bewegung findet innerhalb der Grenzen des Kastenvorurteils statt. Der Bericht meint zwar, daß die zahlreichen Bekehrungen auch auf die höheren Kasten bedeutenden Einfluß ausüben (S. 266). Möchte man in dieser Hinsicht nicht die Wünsche mit der Wirksamkeit verwechseln. Man sollte denken, die Missionare dort hätten vorläufig über und über mit den Mala resp. Mádiga zu thun. — An der Ernte unter diesen nehmen auch die beiden folgenden Missionen teil.

Die amerikanisch-lutherische Generalsynode zählt in ihrer Mission im Telugulande nach den letzten Angaben 13758 Christen und 3114 Katechumenen in ca. 400 Dörfern. Trotzdem regt sich auch auf dieser Seite der Wunsch Sudras zu gewinnen, da die Kastenlosen zu arm sind, um Gemeinden zu bilden, die sich selbst erhalten könnten. (Luther. Miss. Journ. 93, 9.) Frl. Dr. Dryden hat in Guntur eine Industrieschule für Mohammedanerinnen eröffnet, in der 29 Frauen und 112 Mädchen besonders in Handarbeiten unterwiesen werden, um eine bessere sociale Stellung zu erlangen. Ev.-luth. M.-Bl. 1893, 139.

Die Mission des amerikanisch-luth. General-Konzils hatte nach den letzten Angaben 3058 Christen. Im Laufe des vorigen Jahres konnten 1224 getauft werden. Es wird der Arbeit zu viel für die bisherigen vier Missionare und man sendet ihnen vier junge Brüder zur Hilfe; zwei neue Stationen werden gegründet. Das betrübendste Hindernis dieser Mission ist das Proselytenmachen der nördlichen Nachbarn, der kanadischen Baptisten in Kokanada (Independent 1893, 1420).

Eine dritte deutschamerikanische Mission, die ebenfalls mit ausgedehntem Erfolg unter Kastenlosen arbeitet, ist die der deutschen evangel. Synode von N. A. (Vergl. S. 515). Einen Besuch in Bisrampur beschreibt Dr. Nottrott in der Biene (1893, 67 ff.).

In der Goßnerschen Mission ist als wichtigstes Ereignis die Gründung der Station Büchselpur in Barwa (Burwah) zu erwähnen. Diese Landschaft liegt 8—9 deutsche Meilen südwestlich von Lohardagga, jenseits hoher Gebirgszüge. Dort und in den angrenzenden Kreisen hatte der katholische Missionar Lievens im Jahre 1889 in 10 Tagen 12000 Personen getauft. Die Leute kamen zum Christentum, in der Erwartung dadurch ihr verlorenes Erbland wieder zu erlangen und von Frondiensten frei zu werden. Auch war ihnen gesagt worden, die Kaiserin habe befohlen, daß alle Christen würden. Der Übertritt wurde sehr erleichtert. Es genügte, wenn einer nur den Namen des dreieinigen Gottes aussprechen konnte; nur einige lernten das Vaterunser, Ave Maria und das Credo. Nach Jahr und Tag, als sich von den Erwartungen nichts erfüllen wollte, entstand unter diesen Neophyten eine tiefe Mißstimmung und Vertreter einiger Dorfschaften baten in Rantschi um Lehrer. Darauf besuchte Missionar Hahn die Gegend, nachdem zwei Helfer schon einige Zeit zuvor dahin geschickt wurden. Eine größere Anzahl aus verschiedenen Dörfern schloß sich der evangelischen Kirche an, und es gelang bei Tschainpur einen Platz zu erwerben, auf welchem jetzt die Station steht,

Digitized by Google

die den Namen des Generalsuperintendenten Büchsel trägt (Biene 92, 2 ff.). Zuerst schienen große Scharen übertreten zu wollen — aber die Katholiken setzten alle Hebel in Bewegung, um dies zu verhüten. So blieb die Zahl der Evangelischen zunächst auf ca. 500 beschränkt. Es öffnen sich aber mehr und mehr Thüren unter den Heiden, und nach den neuesten Nachrichten (ib. 93, 53) beläuft sich die Zahl schon auf 1700 in 24 Dörfern. Auf einigen der alten Stationen sind schon seit Jahren manche Christen von den Sardaren, social-politischen Wühlern, verführt, abgefallen. Manche dieser Verirrten aber haben reuig wieder um Aufnahme gebeten. Immerhin scheint eine beträchtliche Zahl noch in der Trennung zu beharren. In Rantschi ist ein Krankenhaus errichtet, in welchem einer der Koljünglinge, die in Agra die medizinische Schule besuchten, thätig ist (ib. 18). Einer der alten Missionare, K. Kampfheukel in Takarma wurde nach langjähriger treuer Arbeit durch den Tod abgerufen. Von der Station Purulia, wo das Aussätzigen Asyl sich immer weiter ausdehnt (186 Insassen, von denen 154 Abendmahlsgäste sind), wurde eine Erweckung unter den Kindern der Gemeinde gemeldet (ib. 93, 22 ff.). Schließlich erfahren wir, daß die Tschota Nagpur-Division 5512151 Einwohner hat, von denen 90182 Christen sind; davon kommen 10000 auf die Anglikaner und 42000 auf die Katholiken (ib. 75).

Die meisten Stationen der Baseler Mission haben nur sehr geringen oder gar keinen Zuwachs aus den Heiden erhalten. Auf Südmahratta, Nordkanara und Kurg mit zusammen 8 Stationen, kamen im letzten Jahre nur 9 Heidentaufen. Südkanara hatte auf 6 Stationen 93. In Malabar aber sind über Erwarten die Thüren aufgethan. In Kódakal wurden am 1. Advent 1892 nicht weniger als 172 Heiden getauft (93, 12): im Jahre zuvor waren es 118 gewesen (92, 9). Es ist bemerkenswert, daß dieselben nicht alle aus einer und derselben Schicht der Bevölkerung stammen, obgleich viele aus den niederen Kasten kommen, sind einige Kastenlose und wiederum auch einige von den Nayern dabei. Eine 1891 gegründete Ziegelei giebt den neuen Christen Arbeit. Bei Waniyankulam giebt es schon einige Christenfamilien in der Umgegend, die sich, finanziell von der Mission ganz unabhängig auf ihren Landgütchen behaupten können. In Kalikut, wo bereits eine ärztliche Mission erfolgreich getrieben wurde, ist nun ein eignes Missionshospital errichtet. Hermann Kaundinya, der 1844 getaufte Brahmane, welcher im Baseler Missionshause ausgebildet, in seinem Vaterlande lange als Missionar wirkte, nun aber sich schon im Ruhestande befand, ist zu Keti am 1. Februar dieses Jahres gestorben.

Auf dem Gebiete der Leipziger Mission herrschte in den letzten Jahren viel Krankheit (Cholera) und Teuerung. Viele Christen haben große Not gelitten. Der Pfarrgemeinde der Jerusalemskirche zu Trankebar wurde es möglich, seit 1891 alle finanziellen Aufwendungen ohne Beihilfe der Missionskasse zu decken — die erste sich selbst erhaltende Gemeinde. Die Presse entfaltet eine rege Thätigkeit. Es erscheint dort u. a. eine neue Quartalzeitschrift: „The Gospel Preachers Companion“ zur Hilfe für die Nationalgehilfen bei der Heidenpredigt. Das Blatt hat jetzt 520 Abonnenten. In Póreiar wurde das 50jährige Jubiläum des dortigen Lehrer- und Predigerseminars gefeiert. In den zu Majaveram gehörigen Paria-Gemeinden ist es den Katholiken gelungen, manche Konvertiten zu machen, indem sie die große Not der Leute benutzten und ihnen Unterstützungen anboten. In Nagapatam war weg-

Digitized by Google

der Kirchhofsstreitigkeit — ob Sudra und Paria nebeneinander, oder getrennt begraben werden sollten, fast die ganze Gemeinde zu der Ausbreitungsgesellschaft übergetreten — wurden aber zum größeren Teile unter Wiederherstellung der alten Ordnung mit getrenntem Begräbnis wieder zurückgebracht. Mádura hat eine schöne neue Kirche erhalten. Auch erfolgten in jenem Stationskreise 51 Heidentaufen. Die meisten aber hat Wülüpuram aufzuweisen: 250 — im Jahre zuvor 280 — lauter Pareier. Am Schluß d. J. 1892 betrug die gesamte Christenzahl der Leipziger Mission: 14 509. — Auf den Palni-Bergen wird ein Sanitarium angelegt. — Jetzt befindet sich der Direktor v. Schwartz zur Visitation in Indien.

Auch in der Hermannsburger Telugu-Mission macht sich seit drei Jahren die Not der Teuerung fühlbar. Vielleicht war es diese Heimsuchung, welche zahlreichere Taufbewerber als je herbeibrachte. Besonders erhielten Naidupett und Venkatagiri starken Zuwachs. Auf ersterer wurden 356 Heiden getauft. Daselbst ist auch bei dem Lehrerseminar ein kleines Katechetenseminar gegründet. — Gudur ist wegen seiner centralen Lage zum Sitz des Superintendenten (Wörrlein) bestimmt. — Eine neue Missionsordnung wird eingeführt. Die Gesamtzahl der Christen ist auf 1616 gestiegen. Auch die Hermannsburger errichten ein Sanitarium auf den Palnibergen (Hermbg. M.-Bl. 1893, III ff.).

Auch die Schleswig-Holsteinische Mission hat kürzlich an der Seeküste, zu Waltair eine Gesundheitsstation für ihre viel von Krankheit heimgesuchten Missionare gegründet. Für die Urija-Stationen ist eine Revision der vorhandenen (baptistischen) Übersetzung zunächst des N. T. von den Missionaren fertig gestellt. Die Veröffentlichung ist noch nicht gesichert. — Als treffliches Missionsmittel verfassen die Brüder Traktate in Liedform, die nach den bekannten eintönigen, aber den Indern so lieben Volksmelodien gesungen werden. (Letztere sind also doch wohl nicht so ganz verderbt und verwerflich, wie oben auf S. 376 behauptet wurde.) Endlich ist Bastar offen. Missionar Ward, der als Gründer einer wandernden Telugugemeinde bekannte unabhängige Methodist, war sofort auf dem Platze und entwarf einen großartigen Plan, 6 Stationen über das ganze Land verteilt anzulegen. Leider hatten die Deutschen keinen Missionar für das lange begehrte Feld zur Verfügung. Einen Katecheten aber haben sie in Jagdalpur angestellt. Die Methodisten scheinen geneigt zu sein friedlich neben den Lutheranern zu arbeiten. Da dort Telugu und Urija (Odija) zusammentreffen, wäre die Grenzscheidung leicht auszuführen. (Jahresber. 1893, 38. 60. 61.)

Literatur-Bericht.

1) **Hesse**: Aus Dr. Hermann Gunderts Leben. Kalw. Vereins-Buchhandlung. 1894. 2 Mark. — Der Nekrolog, welchen die A. M.-Z. (S. 273 ff.) gebracht, hat unsere Leser bereits über die Bedeutung Dr. Gunderts für die Mission orientiert. Das vorliegende von dem Schwiegersohne des Verstorbenen verfaßte Buch vervollständigt diese Skizze zu einem umfassenden Lebensbilde, das uns in Gundert nicht bloß den Missionar, den Missionsschriftsteller, den Sprachforscher und Bibelübersetzer respektieren, sondern auch

Digitized by Google

den Sohn, Freund, Familienvater und Christ lieben lehrt. Es ist mehr als ein interessantes, es ist ein sehr inhaltsvolles Leben, das uns hier vorgeführt wird; alles: die Jugend, die Missionsthätigkeit in Indien, die heimatliche Arbeit in Kalw, fesselt den Leser, denn es zeigt ihm einen Mann, der zum Original angelegt war, der allezeit Salz bei sich hatte und der — was die Hauptsache ist — in Einfalt vor Gott wandelte. Es hat allerdings seine Wahrheit, wenn gesagt wird: missionary life is no romance, aber hier wird uns ein Missionsleben entrollt, das reich an romantischen Partien ist, die den Leser in förmlicher Spannung erhalten. Besonders die ersten indischen Jahre, während deren der junge Gundert in Gemeinschaft mit einem jener irrlichternden frommen Männer, dem Engländer Groves, stand, die als individual missionaries so viel schöne Kraft verpuffen, lesen sich wie ein Missionsroman. Es war eine besondere Gnade Gottes, daß der junge eifrige Missionar geistlich gesund aus dieser Atmosphäre schied und in der Baseler Mission eine Stätte fand, in welcher seinen bedeutenden Gaben und seinem umfangreichen Wissen zu einer reellen und segensreichen Wirksamkeit Raum gegeben wurde. Der Gegensatz zwischen dem missionarischen Vagantentum eines Groves und der nüchternen Arbeit der Baseler Mission illustriert in der anschaulichsten Weise den Segen einer geordneten Sendungsveranstaltung. Aber das ist nur eine der vielen lehrreichen Seiten, welche die vorliegende Biographie enthält. Sie giebt uns einen Einblick in das gesamte Missionsleben, auch in seine Schattenseiten, und das gerade macht sie so instruktiv, daß sie ohne Schminke die Dinge uns sehen läßt, wie sie in Wirklichkeit sind. Wie viel Schweres hat Gundert als Missionar erlebt, aber er ist kein Pessimist geworden; in allen Kämpfen und Enttäuschungen behält er die heilige Begeisterung, welche der siegesfrohe Glaube giebt. Und diese Begeisterung teilt sich auch dem Leser mit. Der Mann, der hier zu uns redet, so einfach und doch oft so originell, thut's einem an; wie ihn selbst, so muß man auch das Werk lieb gewinnen, dem er sein Leben geweiht hat. Er hat manches gute, treffende Wort über und für die Mission geschrieben, das unvergessen bleiben wird; aber mächtiger als diese Worte redet das Gesamtbild seines thatenreichen Lebens, für dessen ebenso schöne wie nüchterne Zeichnung wir dem Verfasser dankbar zu sein um so mehr Grund haben, als er uns zugleich in diesem Lebensbilde ein Erbauungsbuch im besten Sinn des Worts geliefert hat.

2) **Burkhardt**: „Die Brüdergemeine. Erster Teil: Entstehung und geschichtliche Entwicklung der Brüdergemeine." Im Auftrage der Unitäts-Ältesten-Konferenz bearbeitet. Gnadau. 1893. 1,50 Mark. Dieses 216 Seiten umfassende Büchlein ist „in erster Linie für solche Leser gemeint, die, außerhalb der Brüdergemeine stehend, dieselbe mit Interesse für kirchliche Gemeinschaftsformen kennen lernen wollen". Zu diesem Zwecke existierte bereits eine in 7 Auflagen erschienene Schrift: „Kurzgefaßte Nachricht von der evangelischen Brüder-Unität." An die Stelle einer achten Auflage ist die vorliegende Neubearbeitung getreten, deren zweiter Teil ꝛc. die innere Einrichtung, Verfassung, Ausdehnung ꝛc. der Brüdergemeine, erst erscheinen soll, wenn „die gegenwärtig im Fluß begriffenen Verfassungsverhältnisse der deutschen Unitätsprovinz soweit zum Abschluß gekommen sind, daß ferner stehenden Lesern ein klares Bild gegeben werden kann." Zweck des vorliegenden ersten Teiles ist: an der Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Brüdergemeine

Digitized by Google

den Nachweis ihres Existenz- und Bestehungsrechts auch heute noch zu führen und zwar vornehmlich für ihre Freunde in Deutschland. Darum ist besonders Geschichte und Entwicklung des deutschen Teils der Brüder-Unität ins Auge gefaßt und der englischen und nordamerikanischen Unitätsprovinz nur soweit gedacht, als zum Verständnis der Geschichte der Gesamtgemeinschaft notwendig ist. Die Disponierung des Stoffes ist beides: eine chronologische und eine sachliche. Nach einer kurzen Einleitung: „die alte Brüder-Unität in Böhmen und Mähren" folgt als erster Hauptabschnitt „die Zeit der Entstehung der erneuerten Brüder-Unität in den 3 Kapiteln: die Zeit Herrnhuts (1722 bis 1736), der Wetterau (1736—1750) und der werdenden Unität (1750 bis 1775). Der zweite Hauptabschnitt: „die Zeit des Bestandes", umfaßt vier Kapitel: Spangenbergs letzte Zeit und das Ende des Jahrhunderts; die Zeit des Stillstands (1801—1818); die Zeit der Wiederbelebung (1818—1857) und der Kampf um die Verfassung, von welchem wohl ein dritter Hauptabschnitt in der Geschichte der Gemeinen datieren wird. In diesen chronologischen Gang ist nach bestimmten Gesichtspunkten, die sich zum Teil in den einzelnen Kapiteln wiederholen, der innere Entwickelungsgang und die Thätigkeit der Gemeine nach außen eingegliedert; in der letzteren nimmt natürlich das Missionswesen eine hervorragende Stelle ein. In knapper, abgerundeter Form, die auf rednerischen Schmuck gänzlich verzichtend, durchweg das wohlthuende Gepräge nüchterner Sachlichkeit trägt, wird uns hier eine Arbeit geboten, die ein kleines Meisterstück an übersichtlicher Klarheit genannt werden darf und sicherlich viel dazu beitragen wird, das Verständnis für die eigene Art der Brüdergemeine auch in den landeskirchlichen Kreisen zu vermehren.

3) **Karsten**: „Die Geschichte der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart dargestellt." 1. Teil. Güstrow. 1893. 5 Mark. Wir begrüßen mit Freuden jede Monographie, welche die Geschichte einer einzelnen Missionsgesellschaft behandelt. Bisher entbehrte neben anderen Missionsgesellschaften auch die Leipziger eine solche selbständige Geschichtsdarstellung, denn die Arbeit von Rautenberg (A. M.-Z. 1888, 397) kann als eine solche durchaus nicht bezeichnet werden. Da wir gehört, daß seitens des Missionar Handmann, eines sowohl durch seine langjährige Thätigkeit in Indien wie durch seine jetzige Zugehörigkeit zur heimatlichen Missionsleitung zweifellos besonders kompetenten Mannes, eine Spezialgeschichte der Leipziger Mission in Vorbereitung sei, so wurden wir durch das Erscheinen der Karstenschen Monographie einigermaßen überrascht. Wenn das Gerücht betreffs der Vorarbeiten Handmanns seine Richtigkeit hat und, worüber uns jede Information fehlt, dieselben nicht eingestellt werden, so möchten wir uns den Rat erlauben, ja nicht eine zweite gleich umfangreich angelegte Monographie zu liefern, sondern einen knappen Abriß, der auf ein paar hundert Seiten die Geschichte wie die Eigenart der in Rede stehenden Mission klar und übersichtlich umschreibt. Denn bei aller Anerkennung des großen Fleißes, mit welchem die vorliegende Geschichte gearbeitet ist und der vielen illustrierenden Details, welches sie als Citate bringt, ist zu befürchten, daß schon die zu umfangreiche Anlage eine weite Verbreitung erschwert. Dazu kommt aber, daß man das Buch auch nicht freisprechen kann von manchen Breiten und Wiederholungen. Hätte der Verfasser seinen stoffreichen Gegenstand innerlicher beherrscht, so würde er kürzer geschrieben und präziser disponiert

Digitized by Google

haben. So wäre unsres Erachtens, um nur einiges zu nennen, die Stellung der Leipziger Mission zum Bekenntnis nicht an verschiedenen Orten, sondern einmal im Zusammenhang darzulegen gewesen; desgleichen hätte die Auffassung der Missionsaufgabe eine selbständige und die Frage über die Ausbildung der Missionare eine viel eingehendere Behandlung erfahren müssen. Über Indien sind viele Allgemeinheiten gesagt, die jedermann weiß, aber z. B. die mit dem Pantheismus zusammenhängenden großen Missionsprobleme kaum berührt; die Kastenfrage wird in zwei in gar keinem Zusammenhang mit einander stehenden, auch räumlich weit von einander geschiedenen Kapiteln erörtert; die später aufgegebene Mission unter den Indianern nicht sofort unter § 28 erledigt, sondern am Schluß des Buchs, wo sie gar nicht mehr hingehört, noch einmal aufgenommen; das Gutachten, die Vielweiberei betreffend, tritt, wie überhaupt der ganze Anhang nach § 29, völlig zusammenhanglos auf. Und wenn, wie wir vermuten, im zweiten Teile die Rubriken: „Aus der Heimat" und „Aus den Missionsgebieten" sich wiederholen, so werden auch vielfach dieselben Fragen und Gegenstände wieder auftauchen, und man wird genötigt sein, die betreffenden Partien im ersten Teile erst nachzuschlagen, wenn man im Zusammenhange bleiben will. Wir würden von vornherein die ganze Anlage so gestaltet haben, daß die großen missionarischen Prinzipienfragen, in denen die Leipziger Mission sich von anderen Missionsgesellschaften unterscheidet, nicht bloß als charakteristisch für sie scharf hervortraten, sondern auch jede in einem besondern Kapitel von ihrem ersten Auftauchen an bis zu ihrer endlichen Erledigung sofort ihre zusammenhängende Darstellung gefunden hätte. Desgleichen hätten wir die heimatliche Geschichte nicht in verschiedene sich wiederholende Abschnitte zerrissen, sondern hinter einander behandelt, um dann ebenso die eigentliche missionarische Arbeit draußen in einem Zuge zur Darstellung zu bringen, so daß die Geschichte der einzelnen Missionsstationen nicht zerstückelt zu werden brauchte. Wir hätten noch manches zu sagen, aber wir können uns nicht in Einzelheiten verlieren. Nur den Wunsch wiederholen wir, daß die so wünschenswerten Spezialgeschichten einzelner Missionsgesellschaften viel knapper gehalten und kürzer angelegt werden möchten, als es hier geschehen; sie werden dann auch viel wirkungsvoller sein.

4) „Kardu, das Hindumädchen." Aus dem Englischen. Hamburg, Oncken. 50 Pfg. Verfasserin, Vorredner und Jahreszahl der Ausgabe ist nicht genannt. Eine wohlgemeinte aber nicht gerade sehr natürliche Geschichte, die an den fingierten Erlebnissen eines einzelnen Hindumädchens den Zustand vornehmlich des heidnischen weiblichen Geschlechts in Indien darstellt.

5) Gleichfalls aus dem Englischen: „Arius der Lybier. Ein Idyll aus der christlichen Urkirche." Frankfurt a. O. 4,50 Mark. Eine — wie es scheint, von einer Dame geschriebene — begeisterte Apologie des Arius, mehr eine Idealisierung als ein Idyll, die im ersten Teil durch die in hohen Spekulationen sich bewegenden Gespräche des Knaben Arius mit dem ägyptischen Oberpriester Am-nem-hat und im zweiten durch die Karikaturzeichnungen des Konstantin, Eusebius und besonders des Athanasius nicht gerade den Eindruck geschichtlicher Nüchternheit macht, aber interessant zu lesen ist.

6) **Barley**: „Von den letzten Dingen. I. Was wird aus uns nach dem Tode? II. Ist Christi Kommen bevorstehend?" Hannover. 1894. 1 Mark. Das Schriftchen erscheint in dem bekannten weißen Kleide der deutschen Drummondbroschüren, wird aber schwerlich den gleichen Triumphzug

Digitized by Google

halten. Der Verfasser, doch wohl der bekannte Erweckungsprediger, macht sich die Lösung der gestellten großen Probleme ziemlich leicht; jeder einigermaßen gebildete Theologe wird das Buch enttäuscht aus der Hand legen. Der erste Abschnitt ist eine erweckliche Auslegung des Evangeliums vom reichen Mann und armen Lazarus, die man mit Gewinn liest, aber in die dunkle Frage, die sie beantworten will, bringt sie wenig Licht. Sie berührt kaum die Schwierigkeiten, geschweige daß sie sie beseitigte. Ähnlich leicht macht es sich die zweite Abteilung, die besonders mit den betreffenden prophetischen Stellen sehr willkürlich umspringt. Obgleich der Verfasser erklärt, Tag und Stunde der Wiederkunft Christi lasse sich nicht bestimmen, so rechnet er doch aus, daß sie 2520 Jahre nach der Wegführung Israels in die babylonische Gefangenschaft erfolge, also in kurzer Zeit bevorstehe, nämlich in 22 Jahren. Daß der Nachweis für diese Berechnung ein überzeugender sei, wird ein Bibeltheologe schwerlich zugeben, selbst abgesehen davon, daß er den Kopf schütteln wird über die angebliche geschichtliche Thatsache eines nahe bevorstehenden Aufbaus des israelitischen Königreiches in Syrien, Palästina und dem Euphratthale. Charakteristisch ist das Buch für die Kenntnisnahme der in den englischen apokalyptischen Kreisen herrschenden Anschauungen.

7) Von der in 30 Lieferungen (à 1 Mark) erscheinenden sog. Sternbibel (Verlag der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig) liegt uns jetzt das Neue Testament vollendet vor. Die Lichtdruckbilder aus dem Leben Jesu von Heinrich Hofmann sind eine kostbare Zierde dieser Bibel, die man immer wieder mit wahrer Erbauung betrachtet. Von wem die alttestamentlichen Bilder sind, von denen uns bis jetzt einige vorgelegen, wissen wir nicht; an die Schönheit der Hofmannschen reichen sie freilich nicht heran, aber einen Schmuck der vorliegenden Handbibel bilden auch sie. Den vielfachen Empfehlungen kompetenter Beurteiler können wir uns nur anschließen.

8) **Grundemann**: „Missionsbilder mit Versen für Kinder." 3. und 4. Serie: Ostafrika und China. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft. 1 Exempl. 5 Pfg., 100 Exempl. 4 Mark, 350 Exempl. 12,50 Mark, 1000 Exempl. 32 Mark. Gegen die beiden ersten Serien, die sich viel Kritik haben gefallen lassen müssen, ist in der vorliegenden ein Fortschritt sowohl bezüglich der Bilder wie der sie begleitenden Verse unverkennbar. Besonders die Serie über China entspricht allen billigen Anforderungen, die man an einen solchen für Kinder berechneten wohlfeilen Bildercyklus machen kann. Allerdings läßt auch jetzt die Kolorierung noch manches zu wünschen übrig. Die unkolorierten Zeichnungen haben uns fast besser gefallen wie die bunten Bilder; sie trugen, soweit man das von solchen Erzeugnissen überhaupt sagen kann, wirklich ein künstlerisches Gepräge. Aber es ist kein Meister vom Himmel gefallen; wie die 3. und 4. Serie schon merklich besser geworden ist, so werden die folgenden sich zweifellos noch mehr vervollkommnen. Das ganze Unternehmen ist ein origineller Griff und verdient, daß man wenigstens mit der Verbreitung die Probe macht. Die Kinder selbst werden die kompetentesten Kritiker sein; gewinnen die Bilder ihre Gunst, so sind sie legitimiert; sollten sie, was wir nicht fürchten — von den Kindern abgewiesen werden, so wäre ihnen das Existenzrecht abgesprochen. Also machen wir die Probe.

Warneck.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Geschichtliches, Statistisches und Ethnologisches.

Seite

Rückblicke auf die Uganda-Katastrophe. Vom Herausgeber . 3
Die S. P. G. in Barma. Von O. Flex 13. 62. 107. 193. 378
Das 7. Edikt des Kaisers Kanghi. Von Miss. Maus . . 37
Die Jesuiten in Paraguay. Von J. Pfotenhauer 49. 67. 178
Die Mohammedaner-Mission in Bombay 137. 140
Geographische Berichterstattung 141
Eine deutsche Missionskirche in Südafrika 145
Aus der Praxis des Missionslebens. Von Miss. Olpp . . 261
Dr. H. Gundert. Von P. Wurm 273
Die 3. allgemeine indische Missionskonferenz. Vom Herausgeber 297
Die 9. kontinentale Missionskonferenz. Von Pfr. Paul . . 308
Geographische Rundschau. Von E. Wallroth 324
Der indische Missionscensus pro 1890. Vom Herausgeber . 369
Das englische Schulwesen in Indien. Von G. Stosch . . 385
Die schottische Freikirche eine Missionskirche. Von J. Richter 397. 433. 499
Die Mission in den Centralprovinzen britisch Ostindiens. Von R. Grundemann 451. 508
In Sachen des Morgenländischen Frauenvereins. Vom Herausgeber 459
Aus Uganda 481
Die Christenverfolgungen in China 1891—1892 . . . 518
Die freikirchl. Missionsunternehmungen Schwedens. Von P. Berlin 537
Gemischte Zeitung 90. 142. 334
Missionsrundschau 422. 472. 553

II. Theoretisches, Apologetisches und Polemisches.

Was hat die gegenwärtige Mission für die Sprachwissenschaft geleistet. Von E. Wallroth . . . 26. 74. 117. 222. 408
Eine Aufforderung an die Missionare 41
Noch einmal die indische Musik 88. 376. 469
Der Menschensohn und seine Sendung an die Menschheit. Von M. Kähler 149
Zeichen und Wunder in der Mission. Von F. M. Zahn . . 241
Taufordnung für die evangelische Heidenmission. Von F. M. Zahn 345
Die Schreibung außereuropäischer Namen 466

III. Literarisches.

Arius der Lybier. Ein Idyll aus der christl. Urkirche 577
Baierlein: Vademekum 192
Begleitwort zu Grundemann, Missionsbilder 293. 379
Binder: Das Evheland 344
Blanckmeister: Kirchliches Leben des Sachsenlandes 487

Digitized by Google

Seite

Büttner: Suaheli-Schriftstücke 144
Burkhardt, Die Brüdergemeine 575
Christaller: Fibel für Volksschulen in Kamerun 144
— — Christenlehre in der Duallasprache 144
— — Die Sprachen Afrikas 47
Christlieb: Homiletik 383
Dalman: Handbuch der Mission 344
Davies: Gaudentius 383
Eger: Griechisches Wörterbuch 383
Forck: Außenstation We 344
Funck: Samoa-Sprache 487
Geschichten und Bilder aus der Mission 240
Geschichte des Morgenländischen Frauenvereins 240
Gollnow: Kreuzzug an der Ostsee 191
Grundemann: Christliebs Abendunterhaltungen 382
— — Missionsbilder mit Versen für Kinder 578
Heilmann: Missions-Weltkarte 47
Hesse: Missionsjahrhundert 46
— — Aus Dr. Hermann Gunderts Leben 574
Jäger: Kamerun 47
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz 1893 192
Jahrbuch, Theologisches, 1893, von Schneider 144
Kardu, das Hindumädchen 577
Karsten: Die Geschichte der evang.-luth. Mission in Leipzig, von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart dargestellt 576
Kiefel: Der letzte Tag auf meiner Station 383
Kirchenlexikon, Calwer 47
Meinecke: Kolonialkalender 46
Müller: Physische Religion 93
Onasch: Siegespalmen 46
Pfotenhauer: Missionen der Jesuiten III 380
Richter: Uganda 381
Schneider: Gnadenthal 45
— — Religion der Naturvölker 48
Schriften, kleinere, der Baseler Missionsbuchhandlung 382
Specialkarten 192. 488
Sternbibel, Neues Testament 578
van Troostenburg: Biographisches Woordenboek 486
Varley: Von den letzten Dingen 577
Warneck: Mission in der Schule 382
— — Missionslehre II 483

Beiblatt:

Die Buschneger Surinames. Von H. G. Schneider . . 3. 17. 33. 49. 72
Von den Sangirinseln 30
Mädchenhandel nach Indien 31
Die Macht der Sanftmut 48
Ein afrikanisches Urteil über Berlin 64
Eine hinterindische Plauderei. Von O. Flex 65. 81
Eine lehrreiche Korrespondenz 93

Digitized by Google

Namen- und Sachregiſter.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

„Abendunterhaltungen“ über Heidenmiſſion 382.
Abini Bbl. 36.
Abiſhekhnathan, Samuel 204.
Achte, Pater 4.
Adam, Miſſ. Bbl. 74.
Adamaua 330 f.
Adrai, Noah Bbl. 58 f.
Afrika 329 ff.
Afrika-Verein, evangel. 310.
Agni 94.
Aino 230. 324.
Akola 453. 514.
Akyab 210.
Alaska 539.
Alatchyoung 197. 210.
Albina, Bbl. 9. 34. 63. 74.
Alexander, Peter, Miſſ. 230.
Alexander, W. P., Miſſ. 119.
Algier 538.
Algonkin 410.
Allahabad 297.
Alliancemiſſion 541. 543.
Almora 308.
Alt-Bambey Bbl. 37 f.
Alt-Lovedale 489.
Alvarez, Em. 231.
Amalienſtein 336.
Amarwara 513.
Amerika 18. 332. f. 408 ff.
Amrawati 511.
Amſterdam 16.
Anantapur 569.
Andamanen 198.
Andaman-Inſeln 193.
Andrew, Miſſ. 439.
Andrews, Lo. 119.
Andſcharakandi 284 ff.
Aneityum 446.
Anſgarverein, Oſtgotländ. in Linköping 539.
Antequera, José 57.
Antiſklaverei-Broſchüre 310.
Antiſklaverei-Lotterie 310.
Appalachen 414.
Appleyard, W. 79.
Arabi, Johannes Bbl. 36 ff.
Arakan 24. 210 f.
Arbouſſet, T. 79.
Archangel 16.
Arden, Ad. H. 134.
Argent, Rev. 524 ff.
Armenier in Barma 195.
Arnot, Freimiſſ. 249.
Ärzte, weibliche 461.
Aſien 125 ff. 324 ff. 422 ff. 472 ff.
Aſſam 24.
Atchayoung 211.
Athapasken (Athabasken) 410.
Athen 17.
Atſchelunda 332.
Aufforderung an Miſſ. 41 ff.
Aufruf, erſter öffentlicher zur Miſſion 245.
Auka (Aukaner, Djonka) Bbl. 9. 63 f. 72 ff.
Aurora, Miſſ.-Stat. Bbl. 10. 53.
Ausſätzige, Miſſionsarbeit unter ihnen 308.
Ausſätzigen-Aſyl in Almora 308.
Auſtralien 18. 124.
Aveteranjanz, Joh. 539.
Azimba 332.
Baarda, van 126.
Badnur 513.
Baduj 327 f.
Bagamoyo 312.
Baierlein, Miſſ. 192.
Bain, A. 81.
Balduin, C. C. 234.
Baliburg 331.
Balinga 331.
Bambey Bbl. 10.
Bandawe 443 f.
Banerdſchi, ind. Rechtsgelehrter 303 f.
Banha, Manuel, 225.
Barbadoes 18.
Barma 13. 23 ff. 62 ff. 107 ff. 193 ff. 370 ff. 378 ff.
Barmanen 26. 194. Bbl. 82 f.
Barnwell 109 f.
Barpiloninka 333.
Barſoe, Miſſ. Bbl. 42.
Barth, Afrikareiſende 36 f.
Barth, Dr. Chr. G. 273. 288 ff.
Baſárpredigt 456 f.
Baſim 514.
Baſſein 205.
Baſſet, J. 228.
Baſtar 574.
Batchelor, J., Miſſ. 230. 324.
Batom 331.
Batta 326. 334.
Bauch, Miſſ. Bbl. 43. 47.
Baur, W. 240.
Beatty, Feldkaplan 218.
Becker, Joh. Ferd. 126.
Behrens, Miſſ. 145 ff.
Bellari 569.
Bellon, Wilh. 235.
Bengal 224.
Bengalen 378. 375.
Bengalen (Leute aus B.) 195.
Bennet, C. 237.
Bennie, Joh. 79.
Benth, Th. 331.
Bentley, W. Holman 76.
Berg, Miſſ. 541.
Bergendahl Bbl. 9. 34. 42. 44.
Berhampur 569.
Berlin, P. 507 ff.
Berthoud 81.
Beſchi, Conſtan. Joſ. 130.
Bethanien, Miſſ.-Stat. (Berlin I) 335 f
—, — (Hermannsb.) 145 ff.
Betſchuanenland 145 f.
Bettelheim, Dr. 231.
Betul 453. 512 f.
Beyer, J. F. 408.
Beymann Bbl. 72 f.
Bhaisdehi 514.
Bhamo 511.
Bhandara 511.
Bibelanſtalt, Württemberg 275.
Bibliotheca tamulica 132.
Bieger, Phil. 128.
Bilaspur 453. 514.
Bilder a. d. Miſſionswelt 382.
Binder 344.
Bingham, Hiram 124.
Björkelund 77.
Bismarck-Archipel 488.
Bisrampur 453. 515. 572
Biſſel, D. 571.
Bjeloretsk 538.
Björkebaum 550.
Blanckmeiſter 487.
Blomſtrand, Miſſ. 133.
Blumhardt, Miſſ.-Inſp. 291.
Blythwood 440 f.
Bombay 137 f. 297. 373. 375.
Bona 540. Bbl. 51.
Boni-Neger Bbl. 9.
Bonnet, kath. Miſſ. 202.
Boone, D., Biſch. 480.
Bordhai 514.
Borg, Elſa 540.
Borneo 19. 326 f. 334.
Botſchabelo 336.
Bourquin, Th. 409.
Brahmaputr Bbl. 66.
Bramberg, Miſſ. Bbl. 57. 73.
Braun, Pater 529 f.
Bray, Dr. Thomas 14 f.
Brayton, D. L. 237.
Brigdman, E. J., Miſſ. 234.

Digitized by Google

Brigel, Joh. Jak. 136.
Britisch Columbia 19.
Bronson, M. 239.
Brooke, James 326.
Brown, Miss. 123.
Brown, Dr. theol., R. 231
Brown, Francis 284.
Brückner, Gottlob, Miss. 128.
Brunei, Sultanat 326.
Brusciotti à Betralla 76.
Bubi 329.
Büchselpur 572.
Buck, Miss. Bbl. 75.
Buckner, H. F. 414.
Buddhismus 39. 427.
Buddu 9.
Budlapur 570.
Bühler, Joh. J. 135.
Bürgi 35.
Burhanpur 514. 518
Burnshill 439 f.
Burton, Henry 229.
Buschneger Surinames Bbl. 3 ff. 18 ff. 33 ff. 49 ff. 72 ff.
Busse, Dr. 425.
Büttner, Dr. C. H. 76. 84. 144.
Buzarott, Aaron 119.
Byculla 139.
Caldwell, R. 133.
Calker, van, Miss. Bbl. 55. 57.
Calvert 121.
Calw 288 ff.
Cambridge 109 f.
Campanius, Joh. 412.
Canada 18.
Candelaria 59.
Candidius, Georg 125.
Cannecattim, portug. Kapuziner 76.
Cannecattim, Bernardo, Maria de, ital. Kapuziner 76.
Carew, W. E. L. 35.
Carey, F. 236.
Carey, Will. 223 ff. 227. 247.
Carradori 28.
Carteñas, Bisch. 57.
Casalis, E. 79.
Cataldino 53.
Centralindien 373. 375. 451 ff.
Centralprovinzen Ostindiens 451 ff. 508 ff.
Ceylon 18. 370 f.
Chaco-Leute 58.
Chalmers, Miss. 123.
Chalmers, Thomas, Prof. 399. 401 f. 406.
Chamberlain, Miss. 304.
Champion, Elias, Rev. 508 f.
Chard, Mr. 71.
Chatelain, Héli 76.
Chater 128.
China 334. 472 ff. 539. 542. 545.
China, Nord-, 19.
Chinesen 93.
Chinesen in Burma 195.
Chiquitos 58.
Chittagongleute 195.
Choo, Philosoph 39.
Christaller, J. G., Miss. 32 f. 47.
Christaller, Lehrer 144.
Christentum, nat.-japan. 430 f.
Christenverfolg. in China 518 ff.
„Christliche Welt" Bbl. 93 f.
Christlieb 385.
Christo-Samadsch 304.
Chungking 518 ff.
Clarke, John 75.
Cleveland, Wil. Jos. 413.
Clough 129.
Cockburn, Dr. 16.
Codrington, R. H. 122.
Coerenti- (Koffimaka-) Neger Bbl. 10.
Coimbatur 373.
Colbeck, Rev. J. A. 71. 197. 207 ff. 217 ff.
Colenso, W. 80.
Collin, R. 136.
Compagnie, Ostind. 23.
—, Britisch North Borneo 326.
Compton, Bisch. 14.
Cooke, Miß 65.
Coomber, A. G. 36.
Copeland 121.
Cordes, Miss. 133.
Cordoba in Tucuman 102.
Corea 19.
Corjal Bbl. 14, 34.
Corpus Christi, Jes.-stat. 59.
Cotton, Bisch. 63 ff.
Cowley-Brüderschaft 517.
Crocker, W. G. 31.
Croston H. Rev. 63.
Crook, W. P. 118.
Croß, Dr. Kerr, 342 f.
Crowther, Sam., Bisch. 367.
Cullogh, J. B. Mr., Miss. 410.
Cunningham 440.
Cust, R. N. 35. 72. 203. 228.
Dahle, L. 87.
Dähne, Miss. Bbl. 36.
Dahomeh 330.
Dajaken 327.
Dalman 344.
Dalzell, Miss. 442.
Dame, vornehme indische Bbl. 90 f.
Danks, Benj. 123.
Dann, C. A. 274.
Danubhyn 205.
Darbisten in Indien 559.
Davies, John, 118.
Davis 383.
Dawson, Miss. 511.
Defoe 244 f.
Deimler, J. G., Miss. 137 ff.
Denninger, Miss. 128.
Dent, A. 326.
Desgodin 238.
Dharwar 284.
Diadia 538.
Diakonissen in der Mission 475 f.
Dialekte s. Mundarten.
Dier, Pater 343 f.
Diaz, Pedro de, 76.
Diskuswerfen, ind. Bbl. 92.
Diuari 510.
Dobinson, H. H., Miss. 329.
Dobrizhoffer, Pater 187. 190.
Döderlein, Miss. 132.
Doglin, P. H. 30.
Döhne, Jak. Ludw. 80.
Doolittle, Justus 234.
Dorsey, Jam. O. 413.
Doty, E. 234.
Drexler, Miss. 45 f.
Dröse, Ernst 136. 567.
Dryden, Frl. Dr. 572.
Dschabalpur 452. 454 ff. 508. 516. 518.
Dschaipur 453.
Dschammalamadugu 569.
Dschumbe 445.
Dualla 74.
Duff, Dr. Alex., Miss. 393. 435 f. 561.
Duff, Miss.-Stat. 410.
Dufferin, Lord, 219 f. 555.
Duncan 410.
Duport, Miss. 30.
Dyer, Alfred S. Bbl. 31.
Eck, van 127.
Eckhardt, Missionsarzt 335.
Edgerley 36.
Editte, chines. Kaiser-, 37 ff.
Edkins, Joseph 233.
Egbuna 329.
Egede, Hans 408.
Eger 383.
Ehlers, O., Reisender 143 Bbl. 64.
Ehlers, P. 142.
Eisenbahnbauten in Afrika 92 f.
Eitel, Ernst J. 235.
Elmann, Miss.-Vorst. 539.
Ella, Samuel 121.
Elliot, John 246. 412.
Ellitschpur 453. 514.
Elmslie, W. J. 227.
Emerson, J. S. 119

Digitized by Google

Emin Pascha 332.
Endemann, K. 79.
Endle, S. 224.
Englund 28.
Enßlin, Christiane 274.
Enthaltsamkeitsver. 323. 563.
d'Entrecarteaux-Inseln 333.
Erdmann, Friedr. 409.
Erholungsreisen, ind. Bbl. 65 f.
Eschemeier, Prof. 277.
Eskimo 408 f.
Etheridge, Miss. 567.
Eurasier 204.
Evangelisationsarbeit des Missionars 262. 267.
Evans 411.
Evheland 344.
Faber, Ernst, Miss. 235.
Fabri, D. 252 f.
Fabricius, Joh. Phil., Miss. 88 f. 131.
Fairbank, D. 571.
Fairclough, J., Rev. 71.
Falconer, Keith 447.
Fancy Bazar 89 ff.
Farler 83.
Faure, kath. Miss. 201 f.
Fehrmann, Miss. Bbl. 47. 50.
Felkin, Missionsarzt 37.
Ferguson-Insel 333.
Fernando Po 75. 329.
Fetischdienst d. Buschneger Bbl. 19 ff.
Feuerland 421.
Fjellström 229.
Fiji (Fidschi-Inseln) 19. 333.
Fler, O., Miss. 13 ff. 62 ff. 107 ff. 193 ff. Bbl. 65 ff. 239. Bbl. 81.
Flores 328.
Flußfluß 333.
Foa, E. 332.
Folke, Erik 540 f.
Folke'sche China-Mission 539.
Forchhammer, Prof. E. 237.
Forel 344.
Formosa 125.
Fragen, missions-theoretische resp. -praktische 41 f.
Franson 541 f.
Frauen, unverheiratete, im Dienst der Mission 460 ff.
Frauenarbeit, ind. Missions-, 306.
Frauenmission in China 475.
—, Schwedische 540.
Fredoux, T. 79.
Freikirche, Hannov., 91. 142.
—, Hermannsburger, 91. 142 f.
—, schott. 397 ff. 433 ff. 489 ff.
Fremdenhaß in China 472 f.
French, Rev. T. B. 117.
Fries, Dr. 240. 383.
Frohnmeyer, L. J. 136.
Fuhlien 479.
Funk 487.
Fusan 481.
Futuna 446.
Fytche, Statthalter 67.
Gabelentz, H. C., v. d. 117 f. 123.
Galla 539.
Ganander 229.
Ganfee Bbl. 10. 34. 41 f. 43 f. 46 ff. 49 ff.
Gantur 572.
Gardener, Mr. Consul 526.
Gardener, Miss. 447.
Gaudentius (Novelle) 383.
Gautama Bbl. 87 f.
Geddie, John 121.
Geerding 127.
Geißler 124.
Gemeinde, freikirchliche, Hermannsburger, 142.
Gemeinden, heidenchristl. 313 ff.
German, Miss. 133.
Gilmour, Miss. Bbl. 48.
Gingee Bbl. 38. 40 f.
„Glaubensmission" 248 f.
Glaubensmissionare (Faith Missionaries) 514.
Glöckler Bbl. 74.
Gnadenthal 45.
Goejaba Bbl. 10. 34. 45 ff. 50 ff.
Goldie, H. 36.
Goldküste 18. 32.
Gollnow 191 f.
Gönds 451. 453 f. 508 ff.
Göndwana 453.
Gonsalvez, Juan 129.
Gonzales de Sta. Cruz, P. Rochus 54.
Gordon, G. N. 122.
—, J. D. 122.
—, Memorial (Umsinga) 441 ff.
—, Patrick, Rev. 16.
Gowa 445.
Gowan, Miss. 490.
Gowinda, Thomas 287.
Graf 30.
Grant, Miss. 229.
—, Mr. 8.
Graul, Missionsinspektor 132.
Gravius, Dan. 125.
Green, Mr. 524 ff.
Greig, Dr. 530 ff.
Greiner, Miss. 282. 284.
Grey, Sir George 490.
Grézel 121.
Gring 231.
Grout, Lewis 80.
Groves, Freimiss. 280 f. 575.
Grundemann, D. 88 ff. 140. 142 293. 312 ff. 376 ff. 382. 451 ff. 469 ff. 508. 553 ff. 578.
Gudur 574.
Guinea 18.
Guinneß, Dr. Grattan 76.
Gulick, Dr. L. H. 124.
Gundert, Dr. Hermann 273 ff. 136. 574.
—, Ludwig 274 ff.
Gunn, Dr. Miss. 446.
Guthrie, Dr. 403.
Guti 569.
Gützlaff, Karl 233.
Guyana, englisch Bbl. 35.
—, französisch Bbl. 3.
—, holländisch Bbl. 3.
Häberlein, Joh. 224. 226.
Haccius, P. 310. 315.
Häfner, Miss. 73.
Hahn, Miss. 572.
—, F. 226.
—, Hugo, 77.
Haid, Miss. Bbl. 38.
Hall, A. J. 410.
—, Ch. L. 413.
—, Nellie 541.
Haller, Miss. Bbl. 47. 50.
Handmann, Miss. 315. 576.
Hanglschan 472.
Hankow 535.
Hannington, Miss.-Bisch. 340.
Hans, Miss. 37.
Hänsel, Joh. Gottfr., Miss. 202.
Hanxleden 222.
Harda 452. 514. 518.
Hardeland, Aug. 126 f.
Harms, Ludwig 145.
—, Theodor 147.
Harthoorn 128.
Harting 30.
Hartmann, P. 466 ff.
—, Schwester, Bbl. 42 f.
Hartwell, C. 234.
Hasaribägh 570.
Hasselt, J. L., van 124.
Haswell, J. M. 237.
Havre 17.
Hawaiische Inseln 19.
Haym, B. 325 f.
Hazlewood, D. 121.
Hebich, Miss. 282 ff.
Hedenström, Miss. 539.
Hedin 541.
Heidenmission, christliche 242 f.
Heiligungsbund in Nerika 541.
Heilmann 47.

Digitized by Google

Heilsarmee in Indien 558.
Heldring 365.
Heller, Miſſ. Bbl. 47. 74.
Henriquez, Henr. 129.
Henry, Dr., Miſſ. 445.
Henzada 65 f. 205.
Hepburn, J. C. 231.
Heras, P. Juan de, Miſſ. 325.
Hererolanb 334.
Herrmann, K. F. 126.
Herwas, Lorenzo 417.
Heſſe, Miſſ. 46. 292. 574.
Heumann, Dr. 239.
Hewlett, Rev. J. 569.
Hilfskräfte, weibliche 460 ff.
Himalaya 545. Bbl. 66.
Hindi 226.
Hindu 325.
Hindutraktatgeſellſchaft 557.
Hirth, Biſch. 4 ff. 143.
Hisloy, S. 137.
Hoffmann, bayr. Miſſ. 84.
—, Wilhelm 285.
Höfling 346 f. 365.
Höjer, Miſſ. 539.
Holladay, A. L. 229.
Holmgren 540.
Homann 124.
Homiletik 383.
Honor 284.
Horden, Biſch. 339. 411.
Horder, Dr., Miſſionsarzt 474.
Hornby, Biſch. 92.
Hoſchangabad 452. 513.
Hume 554.
Hunan 534 f.
Hunter, Archidiakonus 411.
Hupperts, Joh. Gotth. 126.
Hyacinthe, Archimandrit 236.
Jagdalpur 574.
Jäger 47.
Jakobs, Miſſ. Bbl. 40.
Jaluitgeſellſchaft 310.
Janſa, Miſſ. Bbl. 63.
Japan 19. 339. 422 ff. 545.
Jäſchke, H. A. 226. 238.
Jäsrich 124.
Java 325 ff.
Jchang 528 ff.
Jdia 331.
Jellinghaus, Th. 226. 240.
Jenſen, Miſſ. 237.
Jeſu, Fr. Ignat. a. 227.
Jeſuiten 17. 49 ff. 97 ff. 178 ff.
Jeſuitenſtaat in Paraguay 380.
Jeſus, Jeſuitenſtation 59.
Jhlefeld, K. 90.
„Jltis", Kanonenboot 523.
Jmadeddin, D. 560.
Impolwem 441.
Jndianer Surinames Bbl. 4.
Jndianerſprache 410 ff.
Jndianerſtämme 167.
Jndien 18. Bbl. 31 f. 370 f. 325. 385 ff. Bbl. 65 ff. 81 ff.
Jnglis, John 121.
Jnſulindien 325 f.
Johanſſon, A. D., Miſſ. 535. 539.
John, D. Tamil-Katechiſt 195.
Johnſon, Dr., Biſch. 117.
Johnſton, Dr. James 92.
—, farbiger Paſtor 35 f.
Jonas, Miſſ. Bbl. 36.
Jones, Miſſ. (Tahiti) 118.
—, —, (Karenen) 210.
Joſenhans 361.
Joubert, Piet 147 f.
Jrala 50.
Jrawaddy 64 f. Bbl. 66 ff. 71.
Jrion, Chriſtian, Miſſ. 136.
Jroquois 14. 16.
Jſele 329.
Jſenberg, K. W. 27 f.
Jtagua 59.
Jtſchang 472.
Jttameier, Senior 90. 318.
Juden in Barma 195.
Judenmiſſion, freiſchottiſche 407.
Judſon, Adoniram 236.
Jugendblätter, Calwer 289.
Junius, Rob. 125.
Jus 480.
Jzermann, J. W. 328.
Kaddapa 569.
Kadiri 569.
Kafraria 439 f.
Kähler, D. Martin 149 ff.
Kajintſchu 472.
Kaiſer, chineſ. 427.
Kaiſer Wilhelmsburg 331.
Kaiſer Wilhelmsland 123. 488.
Kalender, deutſch.-kolonial-, 46.
Kali Bbl. 82.
Kalifornien 93.
Kalikut 285. 573.
Kalkoen Bbl. 57 f.
Kalkutta 107. 297. Bbl. 66 f.
Kambam 571.
Kamerun 47. 144. 331.
Kamerundialekte 74.
Kampfhenkel, Miſſ. 573.
Kampti 453.
Kananur 285 f.
Kanghi, Kaiſer 37 ff.
Kap der guten Hoffnung 19.
Karenen 71 f. 212. 221.
Karlſon, Miſſ. 553.
Karonga 342.
Kaſchgar 539.
Kate, ten 328.
Katechumenat 42 f. 270. 351 ff. 317 f.
Katechumenenunter. 266. 269 ff.
Katharina Sofia, Miſſ.-Stat Bbl. 10. 34.
Kaukaſien 538.
Kaundinya Herm. 573.
Kay, Dr. 62.
Kelling, F., Miſſ. Bbl. 30. 126
—, M., Miſſ. Bbl. 30.
—, P., Miſſ. Bbl. 30.
Kellogg, S. H. 226.
Kemmendine 197. 211.
Kemp, v. d. 79.
Kempe 124.
Kendall, Th. 120.
Kibunzi 538.
Khame 147.
Khandwa 452.
Kianganen 324 f.
Kiefel, Miſſ. 383.
Kihlſtedt, P. 542 f.
Kilham, Hanna 29.
Kinchow 533.
Kinder-Bibelbund 563.
Kindertaufe 366.
King, Joh. 54 ff. Bbl. 19. 72 f.
Kirche, indiſche 304 f.
Kirche, ſchottiſche (Staats-) 398 f.
Kirchenlexikon 47.
Kirkby 410.
Kirin 480.
Kittel, F., Miſſ. 135.
Kiukiang 478. 527.
Klein, Miſſ. 228.
Knödler, K., Miſſ. 30.
Knox, John, 398.
Knudſen, H. C. 85.
Knüsli 35.
Koch, W. 124.
Kodakal 573.
Koffifamp Bbl. 9. 34 f. 43 f. 46 f. 50.
Koji, William 506.
Koland 539.
Kolanada 572.
Kölle, S. W. 29 ff. 37. 230.
Kolleges d. ſchott. Freik. 434 ff.
„Kolonie" Suriname Bbl. 3 ff.
Kompagnie, oſtafrik. 5 f.
Konfucianismus 39. 427 f.
Kongo 93. 538.
Konſtantinopel 17.
Konzentration des Miſſ. 262 ff.
Koppenkriſi Bbl. 34. 62.
Koropol-guru (Tſutſchi-gumo) 324.
Koſtſchulen 565.
Kotakota 445.

Digitized by Google

Krapf, Ludwig 27 f. 82 ff.
Kristna, J., Miss. 210.
Krönlein, J. G. 85.
Kropf, D. theol. 79 f.
Kufud, Miss. Bbl. 37.
Kühne, Dr., Missionsarzt 335.
Kulis 195.
Kultur 256 f.
Kurdistan 539.
Kurkus 451. 453. 514.
Kwattahede Bbl. 10. 60.
Kyoung (barman. Kloster) 65 f.
Labuan 326.
La Concepcion 58.
Lacknau 567.
La Cruz 58.
Ladies Association 205 f. 221.
Lado 225.
La Guayra-Provinz 53.
Lange, Dr. Friedrich Bbl. 95.
Langhans 291 f.
Las Casas 53.
Last, Miss. 83.
Lavigerie, Kardinal 4.
Lawes 120. 123.
Lechler, R. 235.
Legge, James 234.
Lehmann, Miss. Bbl. 35. 47. 51. 73.
Lehner, Miss. 282.
Le Roy, Alexander Bbl. 64.
Libbis, Miß 196.
Lientschau 480.
Lievens, Miss. 572.
Limbach 382 f.
Ling, Frl. C. F. 568.
Lissabon 17.
Livingstone 76. 263.
Livingstonia 445.
Livlezi-Thal 445.
Lloyd 476.
Lo (Lao), Gründer der To- (Tao-)Sekte 39.
—, kathol. Chinese 518.
Lobscheid, W., Miss. 234.
Lodholz 34.
Lodiana 571.
Londe 538.
Lorenzana 53.
Loretto 53.
Losi 28.
Lovedale 439 f. 489 ff.
— -Institut 491 ff.
Lugard, Kapitän 3 ff. 340.
Luisiaden 333.
Lung-chui 518 ff.
Lund 544.
Lund, Morten 229.
Lundahl 27.
Lutscheo 480.
Luzon 324 ff.
Lyth, R. B. 121.
Mabille, A. 79.
Macbrair 29 f.
Maceta 53.
Macfarlane, Miss. 123.
—, Missionsstation 439 f.
Macgowan, J. 234.
Machle, Dr. 480.
Mackay, Alex. 82. 240.
—, James L. 75.
Maclay, R. S., Miss. 234.
Madagaskar 19.
Mädiga 569.
Madras 131. 373. 375. 568.
Mädchenhandel Bbl. 31 f.
Mädura 574.
Mahär 570.
Mähr, Miss. Bbl. 38.
Mährische Brüder 202 f.
Main, Miss.-Stat. 440.
Makarius, Archimandrit 230.
Mala 569.
Malabar 284. 523.
Mamelukos, die, v. St. Paul 54 ff.
Mampuadialekt 30.
Man, Mr. 199. 203.
Mandalay 67 ff. 207 ff. 216 ff.
Mandara Bbl. 64.
Mandla 508 f.
Mangalur 282. 284.
Manille, Nikolaus Bbl. 58 ff.
Männer, Aug. 136.
Mantschurei 530 ff.
Mapao 518 f.
Mapillas 286.
Maripastoon Bbl. 10. 54 ff.
Marks, Rev., Dr. 63 ff. 196 ff. 207.
Marpha 510 f.
Marschall-Inseln 310.
Marseille 17.
Marshmann, J. 223 f. 233.
Martinez y Sanz, José 75
Martway, Miss. 210.
Mashonaland 19.
Mason, Dr. 72 f. 237.
—, Mrs. 72 f.
Massaja, Kardinal 27.
Mäßigkeitsvereine in der Mission 323 f.
Mattern 126.
Matthes, Dr. B. F. 126.
Matuari Bbl. 10. 72.
Mauch, Karl 331.
Maulmain 194 ff. 209. 212.
Maunsell, R. 120.
Maus, Miss. 37 ff.
Mayer, Christchonamissionar 28.
Mayr, A., P., vorm. Miss. 41 ff. 379.
Mbam 331.
Medhurst W. H. 128. 231. 233.
Meek, John 442.
Meerburg, J. W. 328.
Meinecke 46.
Meißner, Miss. Bbl. 41.
Melanesien 19. 121 ff.
Mengo 5.
Menschensohn, der 149 ff.
Merensky, Miss.-Sup. 335.
Merrick, Joseph 74.
Merz 34.
Mesa-Stein 228.
Metz, Joh. Ferd., Miss. 136.
Meyer, Joh., Miss. 418.
Michael, Katechist 284. 286.
Mikado 427.
Mikronesien 124.
Milman, Bisch. 65.
Milne, Will. 233.
Mindanao 325.
Miradsch 571.
Mir Zusand, Dr. 539.
Misima 333.
Mission 241 ff.
—, anglikanische 517.
—, ärztliche, in China 473 ff.
—, — Indien 565.
—, australische, 336 f.
—, Baptisten-, amerik. 195.
—, Bombay- 434 f.
—, Bonyäe- 336.
—, Brüdergemeinde 575. Bbl. 4. 35 ff.
—, Buschneger- Bbl. 33 ff.
—, Kalkutta- 434 f.
—, Chinesen- 197.
—, Coerenti- (oder Koffimaka-) Bbl. 61 f.
—, Deutsch-Ostafrika- 336.
—, Frauen- 375.
—, —, in China 475.
—, freischott. i. Südafrika 439 ff.
—, d. amerik.-luth. Generalsynode 572.
—, — General-Konzils 572.
—, Gönd- 452. 454. 508 ff.
—, Goßnersche 572 f.
—, Guarani- 58.
—, Hermannsburger 142. 145 ff. 336 f. 574.
—, Hindu-, in den Centralprovinzen v. Brit. Ostindien 451 ff. 510 ff.
—, Hugli- 438.
—, in der Schule 382.
—, Indianer-, in Guyana Bbl. 35.

Digitized by Google

Mission, indische, der schott. Freikirche 434 f.
—, Juden- 344.
—, Kaffern- 439. 489.
—, Karenen- 72 f.
—, Keith-Falconer- 447.
—, Kols- 510.
—, Kurku- 454.
—, Kurku and Central Indian Hill Mission 514.
—, Libanon- 447.
—, Livingstonia- 443.
—, Madras- 434 f.
—, Matuari- Bbl. 43. 54 ff.
—, Medical-, in Tounghu 212.
—, mohammedan. 93. 137 ff.
—, Nagpur- 434 ff.
—, Neuen Hebriden- 446.
—, Neuseeland- 337.
—, Ostindische 451 ff. 508 ff.
—, Paraguay- 49 ff.
—, Quäker- 513.
—, Römisch-Kathol. 193. 195.
—, Santál- 570.
—, Saramackaner- 35 ff.
—, Schwedische 540 f.
—, Senana- 319. 475. 565.
—, Sumatranische, 334.
—, Synode, deutsche evangel. v. Nordamerika 515. 572.
—, Uganda- 381.
—, Wakamba-, bayrische 90.
Missionare, engl. Bbl. 94 f.
—, eingeb., ihre Stellung 321 ff.
—, Hermannsburger 354 f.
Missionarinnen 461.
Missionary comity 306 f.
Missionen, ärztliche 375.
—, Freischottische 433 ff.
—, Jesuiten- 380 f.
—, römische 311 f.
—, Schutzgebiete, kath. u. ev. 46.
—, Winter- 302.
Missionsanstalt, Ostind. 383.
Missionsärzte, weibliche 438.
Missionsatlas, Grundemannscher 324.
Missionsbeiträge 433.
Missionsbilder 293 ff. 379 ff.
Missionsblatt, Calwer 289.
— des Frauenvereins für christl. Bildung u. s. w. 240.
— für Kinder 289.
Missionsbund, Schwed. 537 f.
Missionscensus, ind. 340. 369 ff.
Missionsdorf, jesuit. 97 ff.
Missionsfeste, Baseler 289.
Missionsgesch. Pommersche 191.
Missionsgesellschaft, American Board 225 ff. 235. 425. 570 f.
Missionsgesellschaft, Ausbreitungsgesellschaft, engl. (S. P. G.) 13 ff. 62 ff. 107 ff. 193 ff. 327. 373 f. 378 f. 570.
—, baptistische, engl. 339 f. 474. 480. 570.
—, Baptist Missionary Union 72 f. 193.
—, Basler, 282. 323. 335. 573.
—, Bayrische, evang.-luth. 90.
—, Berliner (I) 317. 335 f. 346.
—, Breklumer, neue 338.
—, Church Missionary Society (Kirchl. Miss.-Ges. in England) Ch. M. S. 41. 90 f. 230. 338 f. 373 f. 480. 516. 567.
—, Bremer 324.
—, Evangelization Society for South America 92.
—, Foreign Christian Mission Society 513.
—, Frauenverein, morgenl. 240. 319. 459. ff.
—, Freikirche, schottische 510 f. 516. 569 f.
—, Heidnische (ind.) 557.
—, Hermannsburger Miss. 91.
—, International Missionary Alliance 92.
—, Ladies Society 20.
—, Leipziger 90 f. 573. 576.
—, London M. S. 373 f. 569.
—, Methodisten, amerik. 475. 517. 571.
—, Niederländ. Bbl. 31.
—, Presbyter., amerik. 480 f.
—, Presbyterianer, irische 480.
—, —, reformierte 446.
—, —, vereinigte 425. 446. 570.
—, Rheinische, 334 f.
—, Schleswig-Holst. 338. 574.
—, Senana-, engl. kirchl. 476.
—, Universitäten-Miss. 92. 346.
—, Utrechter, Bbl. 31. 317.
—, Vaterlandsstiftung, evang. (Schwedische-) 512 f.
Missionsjahrhundert 46.
Missionskalender 382.
Missionskirche, deutsche 145 ff.
Missionskollege St. John in Rangun 196. 206. 209.
Missionskonferenz, Hallische 149.
—, indische, 3. allgem. 297 ff.
—, kontinentale, 9. in Bremen 308 ff. 347. 459 f.
—, Lahore 297.
—, Sächsische 192.
Missionslehre, evang. 483 ff.
Miss.-Magazin, Calwer 291 f.
Missionsmethode, jesuit. 381
Missions-Methodik, ev. 261 ff.
Missionspraxis 261 ff.
—, apostolische 351 ff.
—, römische 343.
Missionspredigt 349 ff.
Missionspresse in China 478 f.
Missionsschulen, höh., ind. 303.
Missionsstatistik 312 f.
Missionsthätigkeit, freisch. 437 ff.
—, literarische 307 f.
—, römische, ältere 49 ff. 97 ff. 178 ff.
Missions-Zeitschr., Allg. 291.
Mizon, Schiffslieutenant 330.
Modjopahit 325 f.
Moffat, Robert 18.
Mögling, Hermann Ferd., Miss. 135. 282 ff.
Mohammedaner in Barma 195.
Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden 289.
Mongolei 533.
Monier-Williams 96.
Monro, J. 559.
Montagues, Dr., Missionsarzt 333.
Montawei- (Poggi-, Nassau-) Inseln 329.
Montoja, Ruiz 54. 56.
More Mamogale, Jakobus 147 f.
Morgen, Kurt 331.
Morrison, Rob 233.
Morse, C. F. 228.
Moschi 90 f.
Möser, Garnisonprediger 274.
Möser, Miss. Bbl. 38.
Moskau 16.
Moukden 532 f.
Moulmein 24. 62 f. 65.
Muanga 5 f. 8.
Mulil, Abraham, 288.
Müller, M. 93 ff.
Mukimbungu 538.
Mundame 331.
Mundarten des Bantu-Sprachstammes 74 ff.
—, Chiquito 420.
—, Grönlands- 408.
—, des hamitischen Sprachstammes 28.
—, Labrador- 409.
—, des Neger-Sprachstammes 29.
—, Nordamerika- 409.
—, des Nuba-Fulach-Stammes 28 f.

Digitized by Google

Mundarten des sem. Sprachstammes 26 ff.
Mundeli 453.
Mungeli 514.
Murdoch, Dr. 307.
Murray, Miss. 445.
Musik, indische 88 ff. 376 f. 469 ff.
Mwera 445.
Myanoung 205.
Nagpur 452 f. 510.
Naidupett 574.
Namen, außereurop. Schreibung derselben 466 ff.
Narajan Scheschadri 439. 562.
Narsinghpur 452. 512. 518.
Nassau-Inseln 329.
Natal 439. 441.
Nationalkongreß Ind. 553 f.
Naturvölker, afrikan., ihre Religionen 48.
Ndschuju 444.
Nepal 23.
Nettur-Hügel 285 ff.
Neu-Bambey Bbl. 38.
Neuguinea 19. 333 ff.
New. 37.
New-Braunschweig 18.
Newfoundland 18.
Newton, D. 571.
New-York 16.
New Zealand 19.
Nganda 538.
Ngankin 523.
Ngerenge 445.
Nias 334.
Nicholls Mr. 64.
Nihill, W. 121.
Nihlén 541.
Nikobaren (Bewohner) 199 ff.
Nikobar-Inseln 128. 193. 199.
Nimpanie 512 f.
Nintschwang 480.
Nobili, Rob. de 130 222.
Nordwestprovinzen, ind. 373. 375.
Norling, Miss. 540.
Normanby 333.
Norton, A. 514.
Nottrott, Dr. A. 239. 563. 572.
Notwehr des Missionars 318 f.
Nowa Scotia 18.
Nußdorfer, Pater 187.
Nyassadistrikt 92.
Nyassa (-See) 342.
Nylander, G. R. 30.
Nyoung Yan, Prinz 208.
Nyström, Dr. 538.
Oceanien 117 ff. 333.
Odessa 17.
Öhler, Miss.-Insp. 308 f. 311.
Olkott, Oberst 93. 557.
Olpp, Miss. 261 ff.
Olsson, Em. 543.
Omupanda 334.
Onasch 46.
Oñate 54.
Onesimus 27 f.
Ongole 571.
Onitscha 329.
Örebro 540.
Original Secession Synod M. 513.
Osseti Bbl. 9 f. 74 f.
Ostafrika, Deutsch- 90 f.
Ostafrikaner 144.
Ostertag, Dr. 291.
Ostindien 46. 279 ff.
Otjihaënana 334.
Otto von Bamberg 192.
Ousley, Benj. F., Miss. 81.
Ovamboland 334.
Overbeck, Baron 326.
Paccanio 77.
Padjadjaran 326 ff.
Pagode Bbl. 81 f.
Pandschab 373. 375. 567. 571.
Paraguay 49 ff. 97 ff. 178 ff. 380 ff.
Paramaribo Bbl. 4. 34 f.
Parana 53 ff.
Parisch, C. P., Rev. 62.
Parr 75.
Parsis in Burma 195.
Pastoren, ind., eingeborene 305.
Pastorenstand, chines., eingeb. 479.
Paton, J. G., 121.
Patres, französ. 3 ff.
Patteson, J. C. 123.
Pauke, Pater 188.
Paul, Pfarrer, 308 ff.
Paulin 480.
Paulinus 227.
Payne, J., Bisch. 31.
Peary 332.
Beck, Edm., 409.
Peet, J. 136.
Pegu 24. 208.
Penna, de la 238.
Pentekost Dr 559.
Perkins, Dr. Justin, Miss. 228
Perkins, Rev. H. E. 568.
Persien 539.
Perzeval, P. 133.
Petitot, R. P. E. 410.
Pfander, Karl Gott. 228.
Pfotenhauer, P. J. 49 ff. 97 ff. 178 ff. 380 f.
Philippinen 125. 324.
Philipps 239.
Pietermaritzburg 441 f.
Pirie 440.
Poensen 128.
Poluga 198.
Polyglotta Africana 31.
—, orientalis 83.
Polynesien 118 ff.
Polzenhagen, Miss. 128.
Pombal, Marquis, 60.
Pons, Pater 222. 520.
Pöreiar 573.
Portal, Sir G. 340. 481 ff.
Port Blair 198.
Pratt, George 119.
Praxis d. Missionslebens 261 ff.
Predigtreisen des Miss. 268 ff.
Prendergast, General 216 f.
Presse, Vertretung der Mission in derselben 319 ff.
Prome 23 f. 66. 204 ff. 212 f.
Protten, Chr., Miss. 33.
Pryse, Miss. 239.
Przikril 135.
Purulia 573.
Pungyis 65 f.
Puzondoung 197.
Pukara 568.
Qualität heidenchristlicher Gemeinden 313 ff.
„Quartier der Eingeborenen" in Paraguay 98 f.
„Quartier der Väter" in Paraguay 98 f.
Raatz, Miss. Bbl. 47. 49 ff. 73.
Rabon, G. 120.
Rade, Dr. Bbl. 96.
Radschputana 570.
Raipur 453. 515.
Räm Tschander Bose 561.
Ramawarma, Jacob 287 f.
Randt, Miss. Bbl. 38.
Rangun 23 f. 63 f. 71. 196 f. 209. 212 f. Bbl. 66 ff. 81 f.
Ranikhet 562.
Rath, J. 85
Ratzel, Prof. 326.
Raux 231.
Rebmann 84. 346.
Reduktionen 97 ff. 178 ff.
—, Chiquitos- 61.
—, Parana- 53.
Reichard, Paul Bbl. 64.
Reichardt, C. L. 30.
Reijonen, Tobias 77.
Reisepredigt in Indien 456 f.
Reith, George, Rev. 16.
Religion d. Buschneger Bbl. 21 f.
Religion, physische 93 ff.
Religionswechsel 241 ff.

Digitized by Google

Religions-Weltparlament in Chicago 559.
Revival-Gottesdienste 440.
Rhenius, Karl T. L. 131. 280 ff.
Rhode, Alex. de 236.
Richards, Erwin H., Miss. 81.
Richardson 74.
Richter, Jul., P. 381 f. 397 ff. 433 ff. 489.
Riddel, Alex. 81.
Riedel, Miss. 360 f.
Rieger, K. H. 274.
Ries, Miss. 32.
Riggs, Dr. (Kirchenmiss.) 473.
—, Miss. (Americ. Board) 228. 413.
Rigweda, Hymnen des 94.
Robinson Crusoe 244.
Rodero, Pater 187.
Roepstorff, de 203.
Roland, S. 79.
Romig, Miss.-Direkt. 321 ff.
Roskott 129.
Roffel-Insel 333.
Roß, John, Miss. 231. 532.
Roth, Heinrich 222.
Rottler, Dr. J. P. 132.
Rubaga 9.
Rutlandinsel 203.
Ryland 247.
Sachsenland 487 f.
Sâgar 452. 512 f.
Saker, Alfred J. S. 74.
Salisbury, Lord 16.
Salomons-Inseln 123.
Samarkand 539.
Samkong 480.
Sand, Miss., Bbl. 43.
Sanders, W. H. 77.
Sangi(r)inseln, Bbl. 30 f. 126.
San Ignacio 53.
San Sacramento 59.
Sanskrit 222 f.
Santal 239.
Saramackaner, Bbl. 9.
Satnamis, Sekte 515.
Satton, Dr., Arzt 220.
Schäffer 132.
Schärf, Miss., Bbl. 47. 53.
Schanghai 479.
Schanz, Miss. 133.
Schaufler, W. G. 228.
Schensi 480.
Schintoismus 427 f.
Schirlitz, Dr. 383.
Schlegel, J. B., Miss. 34.
Schlenker, C. F. 30
Schmelen, Joh. Heinr. 84.
Schmidt, Rasmus. Miss., Bbl. 40 f.
Schmitt, Miss., Bbl. 60.
Schneider 48.
—, P. 144.
—, H. G. Miss., (Brüdergem.) Bbl. 3 ff. 18 ff. 33 ff. 49 ff. 72 ff.
Schön, J. F. 30. 32. 36.
Schreiber, Miss.-Insp. 321 ff.
Schreuder, S. 81.
Schröter, C. F. G. 238.
Schuhmann, Ludw., Miss. 36.
Schulen der schottischen Freikirche 436 f.
Schulprincip, freischottisches 436 f.
Schulthätigkeit in China 476 ff.
Schultze, Benj., Miss. 130 f. 134. 223. 226.
Schulunterricht 266.
— in Indien 457.
Schulwesen, d. englische 385 ff.
—, höheres, ind. 202 f.
—, Kapkolonie 498 f.
Schulze P., Miss. 378.
Schumann, Salomo, Miss. Bbl. 35.
Schumann, Theophil 418.
Schürmann, C. W. 124.
Schwartz, Dir. v., 574.
Schwarz, Miss. 133.
Scott, J. 232.
Senegambien 330.
Sensationsberichte, röm. 143.
Separation, luth. 142.
Sepp, Pater 100. 103. 105 f. 180 f. 188.
Seymer, G. 134.
Shanghai 542.
Sharrock, Rev., J. A. 568.
Shears, A., Rev. 62 ff.
Sheikh Othman 447.
Sherbro-Dialekt 30.
Shing Tsu yen (Kaiser Kang hi) 40.
Shings 66.
Shrewsbury, W. J. 79.
Sierra Leone 18.
Sihor 513.
Silhet 570.
Simbabje Ruinen 331.
Simpson, A. B. 543.
Sims, Dr., Missionsarzt, 75.
Si nganfu 480.
Sintientsi 480.
Sioni 453. 513.
Sjöholm, Miss. 538.
Sklavenjagden 342 f.
Skoglund, G. 77.
Skrefsrud, L. O., Miss. 239.
Sladen, Kapitän 67 ff.
Sloan, W. H. 237.
Snow, B. G. 124.
Society, Christian Vernacular Education 112.
Sohagpur 452. 513.
Solano 51.
Somerville 440.
Soverby, Mr. 529.
Spaulding 133.
Specialkarten der Baseler Mission 192.
Sprache, Amharische 27 f.
—, Andamanische 203.
—, Angoni- 81.
—, Annams 236.
—, Athiopische 26 f.
—, Australische 124.
—, Avelvom- 32.
—, Badaga- 135.
—, Bambara- 29.
—, Bari- 37.
—, Batta- 128.
—, Beotluck- 414.
—, Berta- 29.
—, Bube- 75.
—, Bullom- 30.
—, Bunda- 76 f.
—, Chiles- 420.
—, Chinesische 232 ff.
—, Dajak- 126 f.
—, Dinka- 37.
—, Drawida- 129.
—, Ethil- 36.
—, Ewhe- 34 f.
—, Flatcheads- 414.
—, Gä-, (Akrâ) 33.
—, Galla- 28.
—, Guragne- 28.
—, Gurmukhi 568.
—, Guruši- 34.
—, Hauſſa- 36.
—, Herero- 77 f.
—, Japanische 230 f.
—, Java- 127 f.
—, Ibo- 36.
—, Idzo- (Ejo) 35.
—, Igara- 36.
—, Igbira- 36.
—, Indianer- 418 ff.
—, Kabyl- 28.
—, Kambat- 28.
—, Kanara- 134.
—, Kanuri- 37.
—, Karenen- 237.
—, Kavirondo- 37.
—, Kederu- 37.
—, Kol- 239.
—, Koldadschi- (Kulfau-) 28
—, Konde- 82.
—, Kongo- 75 f.

Digitized by Google

Sprache, Koptische 28.
—, Koreas 231.
—, Kru- 31.
—, Luba- 76 f.
—, Madagassische 86 f.
—, Malayalam 133.
—, Malayische 125 ff.
—, Melanesische 121 ff.
—, Mende- 30.
—, Mexikanische, (Aztekische) 416.
—, Mikronesische 124.
—, Nama- 75.
—, Namaqua- 84 f.
—, Nias- 128.
—, Nupe- 36.
—, Nyangbara- 37.
—, Polynesische 118 ff.
—, Popo- 35.
—, Radschmahali-, Pahari- oder Malto- 136.
—, Samoa- 119 f. 487.
—, Schuli- 37.
—, Serer- 29.
—, Se-Tschuana- 78.
—, Sheitswa- 81.
—, Siamesische oder Thai (T'ai) 236.
—, Singal- 128.
—, Soto- 79.
—, Suaheli- 82.
—, Sulu- 80 f.
—, Sunda- 127.
—, Susu- 30.
—, Tamil- 129.
—, Teke- 75.
—, Telugu- 134.
—, Tibets 238.
—, Tigré- 27.
—, Toda- 136.
—, Tonga- 81.
—, Tschi- (Aschanti) 32.
—, Tulu- 136.
—, Xosa-Kafir 79.
—, Yegi- (Liggi) 37.
—, Yoruba- 35.
Sprachen Afrikas 47.
—, asiatische 229 ff.
—, einsilbige 232 ff.
—, indogermanische 222 ff.
—, kaukasische 222 ff. 228.
—, semitische 228.
—, ural-altaische 229.
Sprachen-Familie, finnische od. finnisch-ugrische 229.
—, mongolische 230.
—, tatarische oder türkisch-tatarische 229.
—, tunguſische 230.
Sprachengruppe, Ando peruanische 419.
—, Arawakken- 418.
—, Asam- (Assam-) 239.
—, Barma- 236.
—, Brasilianische 419.
—, Dakota- (Sioux) 413.
—, Himalaya- oder tibeto-barmanische 238.
—, indische 222 ff.
—, iranische 227.
—, Irokesen- 412 f.
—, Kalifornische 415.
—, Karaiben- 418 f.
—, Khassia oder Khasi- 239.
—, Kolarische 239.
—, Nu Arnal oder Maipure- 420.
—, Sonora- 415.
Sprachstamm, hamitischer 28.
—, Neger- 29.
—, Nuba-Fulah- 28 f.
—, semitischer 26 f.
Sprachstämme, afrikan. 26 ff. 74 ff.
—, Patagoniens 421.
Sprachwissenschaft 26 ff. 74 ff. 117 ff. 222 ff. 408 ff.
Stadtmission, Edinburger 406.
Sta. Maria la Major 58.
Starluck, Rev. 193.
Sta. Rosa 59.
Start 239.
Steele, Miss. 445.
Steere, E. 82.
Steinhauser, Miss. 32.
Steinkopf, Dr. 275.
Steller, Miss., Bbl. 30. 126.
Stephens, Thomas 225.
Stern, Rev., H. 562.
Stewart, J., Geistl. 503 ff.
—, Ingenieur, 445.
Stilsen 238.
St. Josephsfluß 333.
St. Mary's school in Rangun 196.
St. Michael 101.
Stoddard, D. T. 229.
Stockfleth 229.
Stoll, Miss. Bbl. 36 f.
Stosch, G., P. 89. 240. 395 ff 556.
Strachan, Bisch. 199. 215. 220.
Strange, engl. Richter 285.
Strauß, David 277 f.
St. Thomas 58.
Stuhlmann, Dr. 331 f.
„Sturm, der" v. Shakespeare 244.
Sturzes 124.
St. Xavier 58.
Südafrika 145. ff.
Sudan 47. 329 f.
Südasiaten 125 ff.
Sulu 542.
Sumatra 325 f. 328.
Sumba 328 f.
Sundermann, Miss. 128.
Sungpu 535. 539.
Suriname, Bbl. 3 f. 33 ff. 49 ff.
Swaziland 545.
Synode, südaustral. luth. 336 f.
Szechuan 518.
Sztschuen 480.
Taberd, J. L. 236.
„Tägliche Rundschau" 452. Bbl. 93 ff.
Talatscheri 285 f.
Tamulen 88. 194 f. 325.
Tank, Miss., Bbl. 41. 63.
Tanyan 523 f.
Tao Kwong 41.
Tape 54. 56.
Taufbedingungen 364.
Taufsähigkeit 362 f.
Tauffmann, Miss., Bbl. 30 f.
Taufhandlung 42 f.
Taufordnung für die evang. Heidenmission 316 f. 345 ff.
Taylor, Bisch. 249.
—, Hudson 249.
—, J. C. 35
—, J. E. 84.
—, van Someren 226.
Teichelmann, Chr. G. 124.
Telugus 195. 568. 571. 574.
Temple, Mr. 203.
Tenasserim 23 f.
Tenison, Erzbisch. 14.
Tharawaddi, Prinz 24.
Thayetmyo 24. 206. 212.
Theebaw 207 f. 216. 219.
„The Winchester", Missionsboot 210.
Thiele, P. 319.
Thoburn, Dr. 558.
Thompson, Rivers, Statthalter 117.
—, W. C., Miss. 30. 240.
Thomson 126.
Thonzay 210.
Threlkeld, L. E. 124.
Tijo Soga 506 f.
Timbo 330.
Tinneveli 280 ff. 373 f. 568.
Tiruvolluver 470.
Titcomb, Rev. Jonathan Holt (Bisch.) 71. 108 ff. 193 ff. 378 f.
Todamission 568.

Digitized by Google

Togogebiet 344.
Toismus 39.
Torres 54.
T(o)unghu 24. 71. 73. 206 f. 210.
Transkei 439 f.
Transvaal 335 f.
Travancore, 373. 559. 568. 569.
Treu, Miss., Bbl. 41.
—, Samuel, Bbl. 51.
Trew, J., Rev. 73.
Tritschinopoly 373.
Troostenburg de Bruyn, van 486 f.
Tsad-See 330
Tschainpur 572.
Tschamärs 515.
Tschampa 514.
Tschanda 453. 517.
Tschankuri 515.
Tschentu 480.
Tscheye, Pater 528.
Tschibtscha 419.
Tschikka Balapura 569.
Tschindwara 452 f. 511 f. 518.
Tschinglepat 570.
Tschirakal 287.
Tsonu 331.
Tucker, Miss.-Bisch. 340 ff. 481 ff.
Tungkung 334.
Tunis 540.
Turkestan 539.
Turner, chines. Miss. 41. 534.
—, Miss., (Sandwich-Inseln) 122.
Tutikorin 568.

Uganda 3 ff. 143. 340. 342. 381 f. 481 f.
Uhl, Miss. 301.
Ullmann, G. F. 571.
Universitäten 385 f.
—, ind. 434 f.
Ural 538.
Urbewohner Südamerikas 50 f.
Urmston, Mr. 16.
Ursinus, Heinrich 245 f.
Uruguay 53 f.

Valeton, Prof. Bbl. 30.
Veda 94.
Vemana 470.
Venkatagiri 574.
Verein für innere und äußere Mission in Jönköping 539.
Verlagsverein, Calwer 289.
Villaverde 324 f.
Vizianagaram 569.
Volksklassen, gebildete, Miss.-arbeit unter denselben 301 f.
—, niedere, Miss.-arbeit unter denselben 300 f.
Volksleben, südind. 382.
Vollmer, F. H. 85.
Vroom, J. de 127.

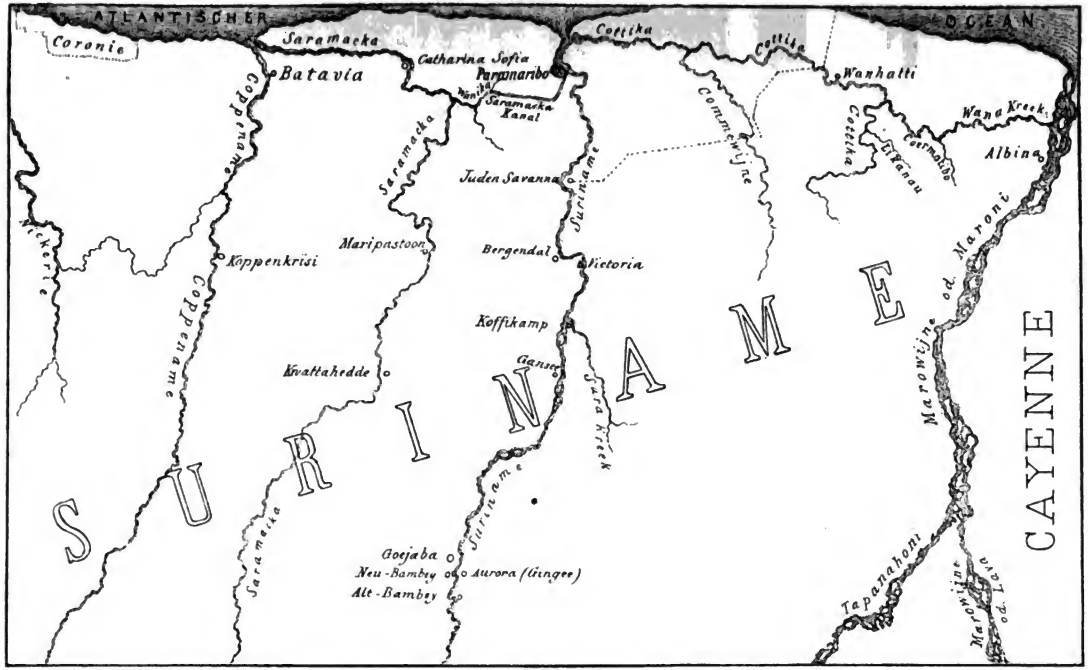
Waddel, H. M. 36.
Wade, Jonathan 237.
—, T. R. 227.
Wakefield, M. 37.
—, Thomas 28. 84.
Wakonde 343.
Walfridson, M.-Arzt Dr. 538.
Waldmeyer, Th. 28.
Walley, John, Miss. 520.
Wallmann, J. C. 85.
Wallroth, E. 26 ff. 48. 74 ff. 117 ff. 222 ff. 324 ff. 408 ff.
Waltair 574.
Walter, Freder. A. 77.
Walther, Christ. Theod., Miss. 131. 223.
Wandkarten 488.
Wanhatti, Bbl. 9. 74 f.
Waniyankulam 573.
Ward, Miss. 574.
Wardha 511.
Warneck, D. 3 ff. 43 ff. 48. 93. 143. 146. 192 f. 240. 297 ff. 308 f. 319 ff. 344. 369 ff. 382 ff. 422 ff. 459 ff. 483 ff. Bbl. 94 ff. 574 ff.
Warneford, T., Rev. 198.
Warron, Mr. 71. 73.
We 344.
Webb, Konsul 93.
Wedanaichem 88.
Wehle, Miss., Bbl. 62.
Weigel, Miss., Bbl. 47.
Weigle, Got. H., Miss. 134.
Weiß, Miss., Bbl. 45 f.
Weitbrecht, Dr. 301. 307.
Wells 226.
Welsh, Dr. 400 f.
Weltkarte, Miss.- d. Erde 47 f.
Welz, v., Baron Just. 245.
Wenger, J. 224.
Werndly, G. H. 129.
Wesdin, Joh Phil. 223.
West 120.
Westindische Inseln 18.
Westlind 76. 538. 549.
Whitmee, Miss. 120
Wickholm, O. F., Miss. 535. 539.
Wiesner, Miss., Bbl. 38.
Wiez, Miss., Bbl. 38.
Williams, Kapitän 8 f.
—, Negerkatechist 36
—, Wells 234.
—, William 120.
Williamson, A., Dr. 234.
—, H. D., Rev. 137. 508 f.
Wilson, J. L., Miss. 32. 75.
—, John, Dr. theol. 224. 226 f.
—, J. R. 75.
Wincheſter 108. 209 f.
Windley, T., Rev. 73 f. 206 f.
Winnes 235.
Windslow, Dr. 134.
Wintiman, Bbl. 25 ff.
Witt, Miss. 543.
Witu 539.
Witwenverbrennung 556.
Wöhling, P. 142.
Wörterbuch, Griech.-Deutsches, zum N. T. 383.
Wolf, Eugen 482.
Wood, Miss. 46.
Woodward 83.
Worcester, S. A. 414.
Wörrlein, Sup. 574.
Wuhu 472. 520 f.
Wullschlägel, Miss., Bbl. 63.
Wülüpuram 574.
Würtz 84.
Wunder 251 f.
— in der Mission 241 ff.
Wurm, P. 273 ff.
Wusieh 527 f.
Wusueh 472. 524.

Xaver de S. Anna, Franz 225

Yammonsea 14.
Yangchow 520.
Yangdun 205.
Yapenu 58.
Yates, Will. 224. 226.
Yaunde 331.
Yokoi 430.
Yung Cheng, Kaiser 38. 41

Zahn, F. M. 241 ff. 316 f. 323. 345 ff.
Zeisberger, David 412.
Zeller 47.
Ziegenbalg, Barthol. 130.
Ziegler, Fr., Miss. 135.
—, G., Miss. 41.
Zielke, Miss., Bbl. 42.
Zimmermann, J. 32.
Zottoli, Angel. 236.
Zuſand, Dr. Mir 539.

Digitized by Google



Kartenskizze vom nordöstlichen Suriname.

Digitized by Google

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1893.

Die Buschneger Surinames.[1])

Von H. G. Schneider.

Der Flächeninhalt von Suriname oder holländisch Guyana, amtlich zwar noch nicht festgestellt, dürfte nach mutmaßlichen Schätzungen, die auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, um 8—900 Quadratmeilen größer sein als der von Bayern, Württemberg und Baden zusammen. In verblüffendem Widerspruch zu dieser Ausdehnung und zur Fruchtbarkeit des Landes steht indes die geringe Zahl seiner Bevölkerung, welche auf 60—65 000 Menschen veranschlagt wird. Die Verteilung dieser geringen Summe von Einwohnern ist ferner eine sehr ungleichmäßige. Etwa 50—55 000 von ihnen bewohnen die sogenannte „Kolonie". Unter dieser Bezeichnung im engeren Sinne des Wortes versteht man den Teil Surinames, der besiedelt, von der holländischen Regierung voll in Besitz genommen und mit einer bürgerlich-staatlichen Ordnung nach europäischem Muster ausgestattet worden ist. Die „Kolonie" beschränkt sich auf einen verhältnismäßig geringen Flächenraum im Norden des Landes an der Küste des atlantischen Oceans, nach glaubwürdiger Schätzung sind nur 10 Quadratmeilen von 2800—2900 kultiviert. Am Surinamefluß auf beiden Ufern in schmalen Streifen bis Bergendahl hinabreichend, wird die „Kolonie" nach Osten zu (siehe beifolgende Kartenskizze!) von einer weiter nördlich an diesem Fluß bei der Juden-Savanna beginnenden, im Zickzack nach Nordosten sich fortsetzenden Linie begrenzt, die bis ans Meer geht. Das zwischen dem nördlichen Endpunkt dieser Linie und der Mündung der Marowijne, dem Grenzfluß zwischen holländisch und französisch Guyana, befindliche, wenig fruchtbare Stück der Küste gehört nicht zur „Kolonie". Am Unterlauf der Saramacka erstreckt sie sich nach Süden ungefähr bis in dieselbe Breite wie die Juden-Savanna. An der Mündung der Coppenname reicht sie jedoch kaum über das Aussätzigen-Asyl Batavia hinaus. Noch weiter westlich an der Küste entlang hat sie bloß den schmalen, kleinen Corónie-Distrikt an der Mündung der Nickérie, jenem Flüßchen, das an der gleichen Stelle wie die Corentijn, der Grenzfluß

[1]) Als Quellen für die folgende Darstellung sind hauptsächlich benutzt worden: Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern von C. Quandt, 1808; Surinam von August Kappler, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung 1887; Missionsblatt der Brüdergemeine, Jahrgang 1837—1892; verschiedene handschriftliche wie mündliche Berichte von surinamer Missionaren der Brüdergemeine; Nr. 3 der „guten Botschaft": Ein Besuch in Paramaribo; die Mission unter den Buschnegern in Surinam von Ledderhose, Heidelberg, Karl Winter 1847; Bericht von dem Entstehen der Brüder-Mission zu Bambey von S. Meißner, verw. gew. R. Schmidt, Schreiberhau 1850.

Digitized by Google

zwischen holländisch und englisch Guyana, seine Fluten dem Ocean zuführt. Das ist die „Kolonie“ im engern und eigentlichen Sinn des Wortes; sie beherbergt eine bunte Menschenwoge, die sich aus Holländern, Engländern, Franzosen, Deutschen, Portugiesen, Chinesen, indischen Kulis, Negern, Mulatten und — Juden (den thatsächlichen Herren des Landes) zusammensetzt. Innerhalb dieses Gebietes arbeiten auch auf 10 Plantagestationen und in 4 Gemeinen der Hauptstadt Paramaribo 32 Sendboten der Brüdergemeine, der einzigen evangelischen Mission im Lande. In Pflege derselben befinden sich jetzt 27 440 Christen aus den Heiden.

Wer aber hat den übrigen Teil Surinames, die endlosen Strecken einer glühend heißen, tropischen Waldlandschaft, in seinem Besitz? Dem Namen und den Rechten einer gewissen Oberhoheit nach auch Holland. Die eigentlichen Bewohner dieses Gebietes setzen sich jedoch aus zwei sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammen, wenn wir von einer Handvoll Maulwürfen, die immer nur vorübergehend darin weilen, den Goldsuchern, absehen. Einmal treffen wir da eine kümmerliche Nachkommenschaft der ursprünglichen Eigentümer des Landes, der Indianer. Gering an Zahl (1—2000 Köpfe), verachtet, eingeschüchtert und dem Trunk ergeben, haben sie auch hier die Kosten der Einwanderung Fremder und die Zwangseinfuhr afrikanischer Sklaven tragen, haben ungefragt ihren Grund und Boden hergeben und überall weichen müssen. Hie und da, entlegen und verborgen, einige ihrer schüchternen, unsaubren Dörfchen, — der Rest zurückgedrängt in den alleräußersten Süden des Landes, in die fast unbekannten Thäler des Thumukhumak-Gebirges, des Grenzwalles zwischen Suriname und Brasilien. Die eigentlichen Herren und Gebieter dagegen in diesen der Kultur abholden Waldregionen südlich von der „Kolonie“ sind die **Buschneger**. Nicht ihre große Zahl (nur 8—9000 Köpfe), auch nicht ihre hervorragende Bedeutung im Ringe der Völker, aber vielleicht die Eigentümlichkeit ihrer geschichtlichen Entwicklung und staatsrechtlichen Stellung wie der Charakter der unter ihnen verrichteten Arbeit der Christentumsverkündigung dürften es entschuldigen, daß die nachfolgende Darstellung sich ans Licht der Öffentlichkeit wagt. Als leitende Gesichtspunkte für dieselbe ergeben sich ganz ungesucht erstens eine Schilderung der **Buschneger in ihrem heidnischen Naturzustande**, zweitens ein kurzer geschichtlicher Überblick über die **Missionsarbeit** unter diesem Volke.

1. Busch-Neger im „tropischen“ Sinne des Wortes (d. h. „Busch“ in der Bedeutung von Wildnis, Urwald), auch befriedigte Buschneger, endlich Freineger nennt man das Völkchen, mit dem wir es zu thun haben. Alle diese Bezeichnungen deuten auf den Ursprung dieser Nation hin. Sie sind, kurz gesagt, die Abkömmlinge von Negern, die aus Afrika in Suriname als Sklaven eingeführt waren, aber bei Gelegenheit in den Urwald entliefen und sich mit den Waffen in der Hand die Anerkennung ihrer Freiheit und Selbständigkeit seitens der holländischen Kolonialregierung erkämpften.

Die im Jahre 1863 in Suriname abgeschaffte Sklaverei trug bis zum Schluß das Kainszeichen ihrer brudermörderischen Gesinnung an der Stirn. Aber in dem letzten halben Jahrhundert ihres Bestehens hatte

Digitized by Google

sie schon aus Klugheits- und Nützlichkeitsgründen im allgemeinen einen äußerlich immer milderen Charakter angenommen. Gehen wir dagegen noch weiter in die Vergangenheit zurück, so finden wir auch die unglücklichen Sklaven Surinames unter Arbeitsüberbürdung und Ungerechtigkeiten aller Art, unter den Ausbrüchen kaltberechnender Grausamkeit und tierischer Wollust seitens ihrer weißen Herren bitter leidend. Was lag da den Unterdrückten näher, als sich diesem Joch zu entziehen durch eine Flucht in die Wildnis, deren Beschaffenheit eine ihrer afrikanischen Heimat verwandte war und ihnen also an Erd- und Baumfrüchten, an Wildpret und Fischen das zu ihrem Unterhalt Nötige in reichem Maße bot? Schon im Jahre 1668, als Suriname die englische Herrschaft gegen die holländische austauschte, fanden sich in den Urwäldern einzelne Rudel entlaufener Sklaven. Ihre Zahl mehrte sich beständig, jeder neue Ankömmling wurde von seinen Vorläufern mit Freuden begrüßt und aufgenommen. Man schlich sich in die Nähe der Plantagen und ermunterte in unbewachten Augenblicken die noch Gefesselten, sich aus der unerträglichen Lage zu befreien; man schilderte ihnen den Genuß der Freiheit in den verlockendsten Farben. Die Überläufer kamen öfters mit nicht ganz leeren Händen, sondern brachten, wenn die Gelegenheit günstig war, Waffen und Werkzeuge mit, die sie entwendet; denn wenn es gilt, kann der Neger listig wie der Fuchs und klug wie die Schlange sein. Im Jahre 1712 unter den Zuckungen des spanischen Erbfolgekrieges erschienen dann französische Kriegsschiffe an der Küste Surinames mit der ausgesprochenen Absicht, den Plantagenbesitzern vor allem ihr lebendes Inventar an Sklaven als Kriegsbeute zu entführen und es in das benachbarte Cayenne zu verpflanzen. Da sandten sogar die weißen Herren, die selber zur Verteidigung des Landes in der „Kolonie" zurückblieben, ihre Frauen und Kinder mit den Sklaven in die Wildnis, um jene und ihre zweibeinigen Arbeitstiere vor dem äußern Feinde zu retten. Als indes der letztere abgezogen war und die Plantagenbesitzer ihre Frauen und Kinder, aber auch ihre Sklaven zurückverlangten, weigerten sich viele der letzteren zu folgen und zwangen ihre bisherigen Gebieterinnen, denen sie übrigens kein Haar gekrümmt, allein die Gebiete der „Kolonie" wieder aufzusuchen. Dadurch wuchs mit einem Ruck die Zahl der Entlaufenen zu einer bedenklichen Höhe an, mit dem Gefühl der Freiheit überkam sie das Bewußtsein ihrer Macht, sie begannen anfallsweise vorzugehen. Nicht bloß Rachsucht und der Wunsch, sich mit Werkzeugen und Waffen besser auszurüsten, trieb sie dazu; nein, die Entflohenen waren der Natur der Sache nach fast ausschließlich Männer. Wollten sie Frauen haben, so mußten sie den Raub der Sabinerinnen nachahmen. Und sie thatens mit schneidigem Wagemut. Auf mancher Plantage wurde ihnen der Sieg sogar überraschend leicht gemacht, indem ihre Landsleute, sobald ein Überfall erfolgte, in hellen Haufen zu ihnen übergingen und mit ihnen gemeinsame Sache gegen die bisherigen Dränger und Peiniger machten, die getötet und deren Wohnhäuser in Brand gesteckt wurden. Bald hatte sich aus vereinzelten kleinen Scharmützeln ein Kampf auf der ganzen Linie entwickelt, ein Kampf, der auf beiden Seiten mit sich gegenseitig überbietender Grausamkeit und Wut

Digitized by Google

geführt wurde, ein Kampf zwischen den Buschnegern und der ganzen „Kolonie", der aber schließlich die letztere bis in ihre Grundfesten erschütterte und ihre Existenz geradezu in Frage stellte. Denn einmal ward der Abgang an Sklaven bald so groß, daß man ihn nicht mehr durch immer erneute Einfuhr aus Afrika decken konnte. Sodann brauchte man eine immer größere Anzahl von Soldaten, das mußten aber Weiße sein, da man nur auf sie allein sich verlassen konnte — eine sehr kostspielige Art überseeischer Kriegführung. Endlich zogen aber diese weißen Kämpfer, denen Neger den Proviant nachtrugen, je länger desto mehr den kürzeren in diesen Buschfehden. Selten wurden sie eines Feindes ansichtig, noch seltener eines solchen habhaft. Nur wehrlose Alte oder gelegentlich ein paar Weiber und Kinder fielen in ihre Hände; nur die Frucht der Kostäcker und die dürftigen Hütten eines Dörfchens — Hütten, die beinahe ebenso rasch errichtet, wie niedergebrannt werden können — gelang es ihnen öfters zu zerstören. Mancher Mann aus ihren Reihen fiel dagegen, getroffen von einem vergifteten Pfeil, den der mit allen Schleichwegen und Verstecken des Urwaldes vertraute Neger aus einem unsichtbaren Schlupfwinkel abgesandt. Ja, der Hauptgegner der Weißen, ein noch viel tückischerer und unerreichbarer Feind, das mörderische Sumpffieber, räumte furchtbar unter den Söldnern auf; von 100 kehrten 10 zurück und auch diese noch krank oder doch aufs äußerste erschöpft. Grenzwege, mit Mühe im Urwald angelegt, Wachthäuser, kleine Forts und andre außerordentliche Vorkehrungen führten ebenfalls nicht zum Ziel. Die schlechte Sache war vom schlechtesten Erfolge begleitet, nach einigen Jahrzehnten war die Kolonie schachmatt und sehnte sich brennend nach Frieden. Um die Schmach leidlich zu verdecken, rüstete man mit Aufbietung der letzten Kräfte nur noch ein paar „Boschpatrouillen" aus, erntete noch einige magere Lorbeerreiser und leitete dann nacheinander Unterhandlungen mit den verschiedenen Stämmen der Buschneger ein. Dies geschah in den Jahren 1760—1770. Eine Vereinbarung kam unter folgenden Bedingungen zustande.

Die durch den Gouverneur vertretene „Kolonie" verzichtete rückhaltslos auf Rückführung der Entlaufenen und erkannte sie als freie, sich selbst regierende Männer an. Sie wies ihnen ferner Wohnsitze zu, allerdings nicht innerhalb des Gebietes der „Kolonie", sondern auf dem Grund und Boden der Indianer, die man aber natürlich nicht um ihre Zustimmung befragte. Sodann wurde den Buschnegern ein Geschenk an Eisenwaren und Werkzeugen, an Gewehren, Pulver und Blei wie an bunten Kattunen und Korallen für ihre Weiber zugesichert. Quandt berichtet, daß dieser Tribut jährlich, Kappler, daß er alle 4 Jahre (im Wert von 20000 Gulden = 34000 M.) ausgezahlt worden sei. Vielleicht ist beides in sofern richtig, als der erstere die Abmachungen einer früheren, der letztere jedoch die einer viel späteren Zeit im Auge hat; Veränderungen an den Vertragsbedingungen haben jedenfalls im Laufe der Jahrzehnte stattgefunden. Endlich wurde bei jedem Stamme der Freineger ein Regierungsagent eingeführt, seinem Titel nach „Posthalter" (Posthouder), da ihm auch die Beförderung der Briefe durch Indianer zwischen Suriname und den früher ebenfalls holländischen Kolonien Berbice, Demerara und Essequebo oblag. Dieser Agent sollte eine bestimmte Anzahl von Buschnegern jeden Stammes mit Pässen versehen, die sie ermächtigten, den Grund und Boden der Kolonie zu betreten,

Digitized by Google

um dort ihre Erzeugnisse abzusetzen; er hatte außerdem den diplomatischen Verkehr zwischen dem Gouverneur und den einzelnen Stammeshäuptern zu vermitteln. — Dagegen verpflichteten die Buschneger sich, eine bestimmte Anzahl von Geiseln zu stellen, die auf Regierungsunkosten innerhalb des Gebietes der Kolonie unterhalten wurden. Sie machten sich ferner anheischig, niemals mehr entlaufene Sklaven bei sich aufzunehmen, sondern sie als Gefangene auszuliefern, keine Plantagen mehr zu überfallen, sondern Frieden zu halten, ja im Fall eines Sklavenaufstandes innerhalb der Kolonie im Dienste der Regierung denselben mit bewaffneter Hand zu dämpfen.

Zu so demütigenden Zugeständnissen mußte die Kolonialregierung sich herbeilassen. Ja, sie hatte noch auf längere Zeit hinaus ein Auge zuzudrücken dazu, daß die besiegten Sieger ihre Verpflichtungen nur lässig erfüllten. Mißverständnisse, aber auch der durch den Erfolg gereizte Übermut der Freineger trug die Schuld daran und machte sich häufig in anspruchsvollen Forderungen, wie in fernerer gelegentlicher Aufnahme von entlaufenen Sklaven Luft. Das gehört nun der Vergangenheit an, aber auch der Buschneger von heute ist noch der Geschichte seiner Väter voll eingedenk. Ein leicht erwachendes Mißtrauen gegen den Weißen, ein stolzes Selbstbewußtsein und keckes Freiheitsgefühl bilden noch zur Stunde sein geistiges Erbe aus jenem Befreiungskampf.

Ehe wir weitergehen jedoch noch ein kurzes Wort über eine Bestimmung und Folge jenes Vertrages! War es schlaue Berechnung der Kolonialregierung, die vielleicht die Schwächung des gefährlichen Nachbarn durch einen dritten wünschte, oder war es Zufall, der Vertrag enthielt jedenfalls den Keim zu einer Verfeindung zwischen Indianern und Freinegern. Und eine solche ist in der That eingetreten. Räumlich breiteten die Buschneger sich immer weiter aus, räumlich schoben sie sich zwischen die „Kolonie“ und die Wohnsitze der Rothäute, letztere immer mehr zurückdrängend. Dieser Prozeß vollzog sich allmählich und meist geräuschlos, da die Indianer wichen; gelegentlich kam es aber doch zu blutigen Kämpfen zwischen beiden Nationen, aus denen die Schwarzen im allgemeinen als Sieger hervorgingen. Vielleicht waren sie die leiblich und seelisch stärkere Rasse, jedenfalls viel entscheidender fiel indes der Umstand in die Wagschale, daß die Buschneger immer zahlreicher mit Feuerwaffen ausgerüstet wurden, welche den Indianern gänzlich fehlten. Dazu kam, daß die Kolonialregierung durch eine verwerfliche Einrichtung den Kampf beider schürte und verewigte. Indianische Sklaven wurden nämlich in der Kolonie höher geschätzt als Negersklaven. Sie zeichneten sich als geschickte Jäger aus, sie galten für treuer, ein Entlaufen war ihnen abgeschnitten, da sie das Gebiet der Freineger dabei hätten passieren müssen, was ihnen kaum geglückt wäre; indianische Mädchen waren als Hausgenossinnen wohlhabender Europäer sehr beliebt, schon weil ihnen die bekannte, unausrottbare, übelriechende Ausdünstung des Negers nicht anhaftete. Damit rechnete die Kolonialregierung und verlieh deshalb den obenerwähnten Posthaltern und Agenten ein Monopol auf Einfuhr von indianischen Sklaven. Jeden 6. Sklaven mußten sie als Gebühr ohne Entschädigung an das Gouvernement abliefern, die 5 übrigen durften sie jedoch für eigne Rechnung verkaufen. Wie kamen diese Leute aber in den Besitz des gesuchten Handelsartikels? Nun, teils gaben sie den Buschnegern Fischgeräte und Handwerkszeug auf Kredit, wofür diese als Zwischenhändler auf friedlichem Wege den Indianern Knaben und Mädchen abkauften, teils überfielen die Buschneger Indianerdörfer, machten die Alten nieder und

Digitized by Google

führten das junge Volk gefangen fort, um es für Tauschwaren den Posthaltern zu überlassen. In diesen lange Zeit bestehenden Zuständen liegt der Grund zu einer noch heute vorhandenen, an Haß grenzenden Abneigung zwischen Indianer und Buschneger, in ihnen liegt aber auch ein Hauptanlaß dazu, daß das unglückliche Indianervolk auch in Suriname bis auf dürftige Reste ausgerottet worden ist.

Nun noch einige Bemerkungen über die Stellung, welche die Buschneger gegenwärtig zur Regierung der „Kolonie" einnehmen!

Von irgendwelchen Feindseligkeiten ist nicht mehr die Rede, mit Aufhebung der Sklaverei ist jede Ursache zu solchen aus dem Wege geräumt. Die Buschneger erkennen vielmehr ohne Widerstreben die Oberhoheit des Königs (bezw. Königin) von Holland wie die seines Stellvertreters, des Gouverneurs von Suriname, an. Ihre nach buschnegerischem Erbfolgerecht ans Ruder gelangenden „Granman's" (Oberhäuptlinge) bedürfen zur Bekleidung ihrer Würde der Bestätigung seitens des Gouverneurs in Paramaribo und empfangen gleichzeitig mit ihrer Bestallung eine mit unechten Tressen besetzte Generalsuniform, einen Federhut und einen mächtigen Stock, dessen Silberbeschlag in einen vergoldeten Knopf ausläuft. Die Grankapitäne, Stellvertreter des Oberhäuptlings, und Kapitäne oder Unterhäuptlinge werden vom Granman nach eignem Gutdünken ernannt, aber bei Antritt ihres Amtes von ihm auch dem Gouverneur präsentiert; letzterer stattet diese Herren, ihrem niedrigeren Rang entsprechend, mit einem kürzeren amtlichen Kleidungsstück, einer blauen Tuchjacke, einem Filzhut mit orangefarbiger Kokarde und einem Stabe mit silbernem Knopfe aus. Der früher entrichtete Tribut ist seit 1850 in Wegfall gekommen; statt dessen wird den Granmans ein jährliches Gehalt ausgezahlt, das aber nach ihrer Bedeutung und der Größe ihres Stammes verschieden hoch ist (200—1000 holl. Gulden = 340—1700 M.). Gelegentlich erhalten diese Oberhäuptlinge auch Geschenke vom Gouverneur, etwa ein schönes Gewehr, eine hübsche Taschenuhr oder dergleichen. An Stelle der früheren Posthouder ist ein in Paramaribo stationierter Beamter getreten, der mit Beaufsichtigung der Interessen und Beziehungen zu den Buschnegern und Indianern betraut ist. Mit ihm kommen die Grankapitäne und Kapitäne in gelegentliche Berührung, und er erfreut auch sie durch gelegentliche minderwertige Gaben an festen oder flüssigen Viktualien oder Zeugstoffen. Der Verkehr zwischen Buschland und „Kolonie" ist nun auch ein völlig ungehemmter. Der Pässe bedürfen die Buschneger nicht mehr, wenn sie „zur Stadt", d. h. nach Paramaribo wollen, sie können sich dort auch in jeder beliebigen Anzahl einfinden; nur wünscht man, daß sie dann Hosen oder doch ein bis über die Schenkel herabreichendes, togaartiges Gewand anhaben. Der früher mit Soldaten besetzte Grenzkordon endlich, jene oben erwähnte Linie von der Juden-Savanna bis ans Meer, existiert nur noch auf Karten, aber nicht in Wirklichkeit.

So weit sieht im Interesse der holländischen Herrschaft alles ganz gut und schön aus. Aber in Wirklichkeit ist diese Herrschaft doch mehr nur eine eingebildete. Die Buschneger sind ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nach nicht nur Heiden, sondern die holländische bürgerliche Gesetzgebung hat in ihrem Gebiet gar keine Geltung, kein holländischer Beamter hat dort etwas zu sagen; nur in den Golddistrikten befinden sich ein paar Polizeistationen zur Aufrechterhaltung von öffentlicher Sicherheit und Ordnung; genau genommen sind aber doch nur die weißen Goldsucher der Botmäßigkeit der dort wirkenden Beamten unterstellt. Die Granmans haben noch heute Recht über Tod und Leben, sie regieren ihre Unterthanen nach den un-

Digitized by Google

geschriebenen Gesetzen eines patriarchalischen Despotismus. Auf die beratende Stimme ihrer Grankapitäne und Kapitäne hören sie wohl, aber auch nicht immer. Innerhalb der Grenzen ihrer Gebiete und Stämme ist ihre Machtbefugnis unbeschränkt, wie bis in die allerneuste Zeit verschiedenartige Verfügungen und Vorkommnisse bezeugen. Nur die Granmanswürde ist erblich, aber nach einem eigentümlichen Gesetz, das in seiner Weise auch in den gewöhnlichen Buschnegerfamilien eine allbeherrschende Rolle spielt. Der jedesmalige Thronerbe ist in der Regel der Sohn der nächstälteſten Schwester des verstorbenen Oberhauptes, wie in den heidnischen Buschnegerfamilien der Bruder der Mutter ein viel weitergehendes Verfügungsrecht über ihre Kinder besitzt als ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder. Dies Herkommen beruht auf einer in sittlicher Beziehung bitterbösen Anschauung, als ob der jedesmalige regierende Häuptling der Treue seiner eigenen Frau so wenig sicher wäre, daß er nur darauf rechnen könne, unter den Kindern seiner Schwester einen wirklichen Blutsverwandten als Nachfolger zu finden. Im Falle von Streitigkeiten bei Ernennung eines neuen Granmans — und sie sind infolge gerade dieser unmoralischen Erbfolgeordnung nicht selten — wird als letzte Instanz die Entscheidung des Gouverneurs in Paramaribo angerufen.

Als ein geschlossenes Ganze haben wir bisher die Buschneger betrachtet, denn engzusammengeschlossen standen sie in dem Kampf für ihre Freiheit der europäischen Kolonialmacht gegenüber. Ein einheitliches Volk bilden sie jedoch nicht, sondern sie gliedern sich in verschiedene Stämme. Man unterscheidet gewöhnlich vier solche.

1. Den zahlreichsten und mächtigsten bilden die Aukas oder Aukaner, auch Djoekas (sprich: Dschukas) genannt, 3—4000 Köpfe stark. Kappler giebt ihre Zahl allzu niedrig, auf 15—1600 Seelen an. Ihre Wohnsitze beginnen jenseits der Plantage La Paix an der oberen Cottica und der Coermotibo, ziehen sich an der ganzen unteren und mittleren Morovijne mit ihrem Labyrinth von Inseln und Schlupfwinkeln entlang und umfassen noch den Stromlauf der ebenfalls sehr inselreichen Tapanahoni, eines Nebenflusses der Morovijne. An der Tapanahoni ist auch die Residenz des Granmans, gegenwärtig des mächtigen Ossési, gelegen. Auch an der oberen Morovijne oder Lava, oberhalb des Einflusses des Tapanahoni in dieselbe, wohnen noch einzelne Aukaner; außerdem haben hier die Boni-Neger, ein früher den Aukanern gehorchender Stamm von etwa 3—500 Seelen, ihre Niederlassungen. Da sie aber von jenen sehr bedrückt wurden, wandten sie sich Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts an den Gouverneur mit der Bitte, sie als selbständigen Stamm und den von ihnen Erwählten als Granman anzuerkennen. Er erfüllte diesen Wunsch zum bitteren Verdruß der Aukaner. Letztere haben endlich noch einen vorgeschobnen Posten von Stammesgenossen an die Sara-Kreek (Flüßchen, Bach), die sich in die Suriname ergießt, entsandt, wo zu ihren Gunsten die Missionsstation Koffikamp errichtet ist, während das ganz kürzlich gegründete Wanhatti an der oberen Cottica und Albina an der unteren Morovijne die ersten Vorposten der von Westen und Norden her zu den Aukanern vordringenden Sendboten des Evangeliums sind.

2. Die Saramackaner, 2500—3000 Seelen stark, haben schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den ihren Namen bestimmenden Fluß verlassen und sich an der oberen wie mittleren Suriname angesiedelt. Mit aus Rücksicht auf sie ist die Missionsstation Bergendahl, in ihrem aus-

Digitized by Google

schließlichen Interesse Ganfee und noch viel früher Goejaba (sprich: Guhjaba) wie das seinen Standort öfters wechselnde Bambey angelegt worden, während in allerjüngster Zeit das Heidengemeinlein Aurora ganz in der Nähe der letztgenannten Stationen entstand.

3. Die Matuari oder Beku Musinga-Neger, etwa 5—600 an Zahl, bewohnen die Ufer der mittleren und oberen Saramacka; in ihrem Gebiet wurden die Missionsstationen Maripastoon und Kwattahede gegründet. Mit ihnen vermengt und ihre Wohnsitze teilend, lebten in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts

4. die Coerenti- (sprich: Kurenti) oder Koffimaka-Neger, ein lange Zeit völlig unbekannter, besonders wilder Buschnegerstamm, 3—400 Seelen stark. Im Jahre 1883 des wirklichen oder eingebildeten Druckes seitens des Matuarihäuptlings müde, lösten sie das Freundschaftsband und wanderten westlich an die Ufer der Coppename, wo sie sich niederließen. Das Dorf Coppenkrisi bildet den Mittelpunkt ihres Distriktes. Das dort entstandene Christengemeinlein wird von dem Missionar der Plantagenstation Katharina Sofia mit Wort und Sakrament bedient.[1])

Außer den genannten Stämmen haben sich in der Zeit von 1763—1863 in dem Gebiete zwischen der Suriname und Morovijne zu verschiedenen Malen Banden von weggelaufenen Sklaven häuslich eingerichtet, die den Kampf gegen die „Kolonie" auf eigne Faust fortsetzten und sehr beschwerlich waren. Ein Teil von ihnen fiel im Kampf gegen die Truppen der Kolonie, ein anderer wurde über die Morovijne nach Cayenne gejagt. Zwischen einem größeren Trupp solcher Waldläufer und der Regierung in Paramaribo kam im Jahre 1863 ein gütliches Abkommen zustande, vermittelt durch unsere Missionare, an die sich das Oberhaupt jenes, Kapitän Broos, mit der Bitte um Vermittlung vertrauensvoll gewandt hatte. Kapitän Broos ist 1879 getauft worden. (Miss.-Blatt der Brüdergemeinde 1863 S. 263 f., 1880 S. 17.) An der gegebenen Einteilung kann indes das Vorhandensein eines solchen isolierten Häufchens von 100—150 Negern nichts ändern, ebensowenig die Thatsache, daß an der mittleren Morovijne noch das Stämmchen der Poligocdoe-Neger existiert.

In jene 4 Stämme gliedert sich also das Waldvölkchen. Seit es Muße und Spielraum zu innern Fehden bekommen hat, ist, wie schon die oben erwähnten weiteren Abzweigungen andeuten, das gegenseitige Verhältnis dieser Stämme kein jederzeit ungetrübtes und brüderliches. Erst gegen Ende des vorigen Jahrzehntes hat z. B. Osséfi, der Aukanerhäuptling, die Saramackaner bei Gran Zanti mit blutigen Köpfen an die Suriname zurückgejagt und allen ihren Stammesgenossen das Betreten seines Gebietes bei Todesstrafe verboten, weil die Saramackaner angefangen hatten, an der Beförderung der Goldgräber und ihrer Sachen nach und aus dem Innern des Landes, einem sehr einträglichen Geschäft, rührig teilzunehmen. Diesen Transportdienst sah jener Häuptling aber für eine Art von Monopol seines Stammes und der Bonnineger an. Daher sein stachliges Eingreifen! Ob der Anlaß zu jener Gliederung in verschiedne Stämme noch jenseits des Oceans im afrikanischen Mutterboden oder nicht viel mehr in dem Umstande zu suchen ist, daß die der Surinameschen Sklaverei Entflohenen an verschiedenen Flüssen sich niederließen, dürfte kaum zu ergründen sein. Neger

[1]) Mit Ausnahme von Katharina Sofia sind alle Plantagenstationen in der „Kolonie" absichtlich auf dem Kärtchen nicht angegeben worden, um das Gebiet der Buschnegermission möglichst übersichtlich und unverworren herauszuschälen.

Digitized by Google

haben keine Geschichte, ehe sie nicht mit den Völkern der Geschichte in Berührung kommen. Jedenfalls aber stimmen die äußere Erscheinung, die Lebensweise, die Sitten und Anschauungen wie die religiösen Vorstellungen der verschiedenen Stämme von kleinen unwesentlichen Unterschieden abgesehen, so völlig überein, daß wir bei einer Besprechung derselben ohne Gewaltsamkeit die eben Getrennten wieder als ein gemeinsames Ganze betrachten können.

Ganz auffällig, selbst in den Augen eines nur durchreisenden Europäers, unterscheidet der Buschneger sich von dem Neger der „Kolonie". Und der Vergleich fällt nicht zu Ungunsten des Sohnes der Wildnis aus.

Die Hautfarbe des letzteren ist so zu sagen ein waschechteres, dunkleres und tieferes Schwarz oder Schwarzbraun. Öfters trifft man auch Buschneger beiderlei Geschlechts, deren Schultern und Oberarme, ja gelegentlich sogar Backen mit Tättowierungen bedeckt sind. Sie bestehen aus vielen kleinen regelmäßigen Figuren, die in ihrer Gesamtheit einen Stern oder ein Parallelogramm bilden. Ein in die Wunde geriebnes Pulver verursacht, daß die glänzendschwarze Narbe nach vollzogener Heilung erhaben ist, eine Farbenwirkung etwa wie die von schwarzem Samt auf schwarzer Seide. Kenner und Freunde derartiger Verzierungen bezeichnen sie als hübsch und geschmackvoll. — Weit kräftiger, gesünder und stattlicher in seiner äußeren Erscheinung als der Plantagen- und der Stadtneger ist der Buschneger, namentlich der Oberkörper, der starke Nacken, die breite Brust, die muskulösen Arme des letzteren machen den Eindruck stählerner Unverwüstlichkeit, man würde sogar sagen, männlicher Schönheit, wenn nicht der Unterkörper zu wünschen übrig ließe mit seinem tiefeingebognen Kreuz, dem zu stark entwickelten Gesäß und Unterleib und den zu dünnen, fast wadenlosen Beinen. Die Erscheinung der Mädchen dagegen ist anmutig und den Gesetzen der Schönheit entsprechend, während Gesichtszüge und Körper verheirateter Frauen frühzeitig verfallen und häufig eine zu große Fülle oder zu große Magerkeit aufweisen. Die Kleidung aller besteht nur in einem Lendenschurz, den Kindern wird auch dieser erlassen. Außerdem schmücken sie, namentlich das weibliche Geschlecht, Hand- und Fußgelenk, Hals und Stirn, die großen Zehen und die Daumen mit messingnen Ringen und mit Bändern weißer und blauer Porzellanperlen. Zum Teil stehen diese Zieraten jedoch auch mit ihren abergläubischen Vorstellungen in Verbindung, auf die wir erst weiter unten zurückkommen. Das filzig wollige, beinahe undurchdringliche Kopfhaar flechten Männer und Weiber zu kleinen zolllangen Zöpfchen zusammen, die hörnerartig emporstehen. Bei festlichen Gelegenheiten wird das Haupt häufig mit gelben oder roten Plüschringen geschmückt, die bisweilen in einen nach hinten herabhängenden Schweif aus buntgefärbtem Haar oder Pflanzenfasern auslaufen. Während der Arbeit pflegen die Männer sich zum Schutz gegen die senkrechten Strahlen der Sonne mit einem Hute zu bedecken. — Eine Schranke zwischen den Negern der Kolonie und den Buschnegern bildet endlich die Sprache. Zwar reden beide negerenglisch, jenes eigentümliche Sprachgemisch, das aus afrikanischen, portugiesischen, holländischen, vor allem aber englischen Worten entstanden ist, das jedoch gleichzeitig sowohl durch die Sprachorgane wie durch die Anschauungsweise des Negers sein eigenartiges, individuelles Gepräge erhalten hat. Während der Neger der „Kolonie" indes ganz naturgemäß und mit unter dem Einfluß der Mission viele holländische Worte sich aneignet und die Aussprache seines Idioms der des Holländischen genähert hat, ist die Sprache des Buschnegers stark mit Worten versetzt, die dem Portugiesischen

Digitized by Google

entlehnt sind. Denn als seine Vorfahren sich die Freiheit gaben, waren sie fast ausschließlich Sklaven portugiesischer, aus Brasilien eingewanderter Juden, welche in Suriname unter dem Schutze holländischer Herrschaft die freie Religionsübung fanden, die ihr bisheriges Vaterland ihnen verweigert hatte. Die Männer des Buschlandes, welche mit ihren Erzeugnissen häufig in die „Kolonie" kommen, vermögen sich infolge davon zwar ohne Mühe mit den Negern der „Kolonie" und den die Zunge dieser redenden Missionaren zu verständigen; aber Weiber und Kinder, selten oder nie den Urwald verlassend, stehen zunächst dem Idiom der „Kolonie" wie einer völlig fremden, unbekannten Sprache gegenüber; nur allmählich, wenn natürlich auch weit rascher als ein Ausländer, befreunden sie sich damit. Doch in Bezug auf die Aukaner gilt das nicht. Ihr Negerenglisch weicht bloß in einzelnen Ausdrücken von dem der „Kolonie" ab.

Nur an Flüssen oder Bächen siedelt sich der Buschneger an. Suriname ist allerdings überreich an solchen, wie schon die beigegebene Kartenskizze andeutet, obwohl auf derselben nur die Haupt-Wasserläufe des Landes, aber nicht die hunderte von kleinen Kreeks angegeben sind, welche jenen zuströmen. Diese Wasserläufe bilden die einzigen Verkehrsstraßen des Landes; existieren doch selbst in der „Kolonie" nur 2—3 Landstraßen und auch diese nur für ganz kurze Strecken. Am Wasser also führen die Buschneger ihre Kamp's oder Dörfer auf. Gleichwohl liegen dieselben oft sehr versteckt und schwer zugänglich. Die zahllose Menge von Inseln, mit denen namentlich die Morovijne aber auch die Suriname, die Saramacka und Coppename in ihrem Mittel- und Oberlauf durchsetzt sind, die Engigkeit und unglaubliche Gewundenheit der oft im Pflanzenwuchs fast erstickenden Kreeks begünstigen die Anlage ihrer Niederlassungen in solchen ungeahnten Schlupfwinkeln. Die Größe eines Kamps ist sehr verschieden, es kann aus 3, 4, aber auch, wenn es groß ist, aus 40—50 Wohnungen bestehen; einem jeden steht ein vom Granman ernannter Kapitän vor. Die Hütten, durch kleine Abstände von einander geschieden, erheben sich ohne jede Straßenordnung beliebig hingewürfelt neben und hinter einander. Doch ist der ganze Dorfplatz sauber mit Sand bestreut, der häufig erneuert und gefegt wird. Einzelne Bäume, die man beim Ausroden des Urwaldes absichtlich stehen gelassen oder gar nachträglich angepflanzt hat, spenden einigen Schatten. Verschiedne Palmenarten, Apfelsinen-, Orangen- und Kaffeebäume walten unter ihnen vor; doch verschmäht der Buschneger das aus den Bohnen der letzteren bereitete Getränk, er verkauft jene vielmehr unenthülst in kleinen Portionen an die Weißen. Nehmen wir die einzelnen Hütten näher in Augenschein, so finden wir, daß sie aus vier roh behauenen Eckpfosten bestehen und in 2 Abteilungen zerfallen; die eine vom Rauch geschwärzte und meist nach 2 oder gar 3 Seiten offene dient als Küchenraum. Dort werden auch Kochgeschirr und Teller aufbewahrt, stets blankgeputzt, denn nach jedem Gebrauch scheuert man sie am Fluß mit Sand. Zeichnen sich doch die Buschneger vor vielen Plantagennegern und vollends vor den Indianern durch große Reinlichkeit aus; sofort nach der Rückkehr von der Jagd oder aus den Kostäckern wäscht oder badet sich jedes, und am Morgen thut das groß und klein. Die andre Abteilung der Hütte benutzt man als Schlafraum; man bringt dort die Nächte in Hängematten oder auf niedrigen Pritschen zu. Diese Abteilung ist entweder ganz oder doch nach 2 Seiten geschlossen durch ein zierlich aussehendes Geflecht aus Palmblättern, das die Wände abgiebt; sie dient auch als Aufbewahrungsort für die Habseligkeiten der Familie, die in Körben oder Kisten oder den neuerdings sehr beliebten Blechkoffern, die man in der

Digitized by Google

Stadt kauft, aufbewahrt werden. Das Dach ist ebenfalls aus Palmblättern hergestellt. Öfters trifft man auch 2 Hütten statt einer, d. h. Küche und Wohnraum sind dann ganz getrennt. Eine gewisse Mannigfaltigkeit herrscht natürlich in Bezug auf den Hausbau. Bisweilen ruht die Hütte auf 2—3 Fuß hohen Pfählen. Manche Hütten sind so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen kann, andre sind hoch und haben ringsum Wände aus Flechtwerk, einzelne sind sogar mit geschmackvollen Schnitzereien verziert. Im übrigen lebt und hantiert man unter diesem Himmelsstrich immer im Freien, außer wenn gerade die Sturzflut eines tropischen Regenschauers niedergeht; so kann der Buschneger sehr wohl mit diesem primitiven Zweikammersystem in seiner Behausung auskommen. Möbel trifft man, von kleinen eigentümlich geformten Schemeln abgesehen, die man mit großköpfigen blinkenden Polsternägeln zu verzieren liebt, nicht in diesen Wohnungen an. Daß es außerdem dem Besitzer kein großes Opfer kostet, aus irgend welchen Gründen einen solchen Bau zu verlassen und anderswo neu aufzuführen, leuchtet ohne weitres ein. Zu mancher Hütte gehört auch noch ein Vorratshaus (Loge), meist auf Pfählen errichtet und von allen Seiten geschlossen, auf einer kurzen Leiter gelangt man zu den darin verwahrten Ernteerträgen.

Und worin bestehen diese? Reis und Cassabawurzeln, aus deren Mehl er sein Brot bereitet (es wird in dünnen, großen Scheiben gebacken und ist, frisch genossen, sehr wohlschmeckend), machen die Hauptnahrung des Buschnegers aus; daneben baut er Welschkorn (Caro) und Pinda, eine kleine Erdnuß, die geröstet trefflich mundet und von den Städtern zu mancherlei Confekt verarbeitet wird. Yamswurzeln und Maniok, ebenso Bananen, die Lieblingsfrucht des Plantagen- und Stadtnegers, zieht er seltener. Denselben Grund bepflanzt er nur ausnahmsweise mehr als einmal, da die erste jungfräuliche Kraft des Bodens mit ein, zwei Ernten merkbar vermindert ist und er die Anwendung von Dünger nicht kennt oder verschmäht. Warum auch anders zu Werke gehen? In dem dünnbevölkerten Lande ist unermeßlicher Raum vorhanden, und mit einer dem Europäer schier unbegreiflichen Schnelligkeit hat der Urwald ein solches als Feld benutztes Stück Land gleich wieder für sich zurückerobert. Das kann man am besten in der „Kolonie“ auf verlassnen Plantagen wahrnehmen, wo unbewohnte Gebäude, rasch verfault, bald von Gesträuch und Bäumen überwachsen sind, wo dichtes Gestrüpp und Ranken einen früher benutzten Dampfkessel völlig überwuchert haben, oder wo, wie in der Judensavanna, eine herrliche Synagoge und ein Kirchhof mit kostbaren jüdischen Grabsteinen in den Umarmungen dieser Pflanzenwelt von unwiderstehlicher Triebkraft geradezu erwürgt und zerquetscht werden. Bei der Anlegung und Bestellung seiner Kostgründe beobachtet das Waldvölkchen eine Art von Teilung der Arbeit zwischen Mann und Frau. Er fällt die Riesen des Urwaldes und kappt die Hauptäste, sie entfernt die kleineren Zweige davon und häuft sie auf für die Flammen, denen sie nachher übergeben werden; er ebnet den Boden und lockert ihn auf, sie pflanzt die Setzlinge und jätet; er besorgt die eigentliche Ernte, sie trägt die Frucht heim. Fleischkost verschafft der Buschneger sich durch die Jagd auf Leguane (3—4 Fuß lange Eidechsen), Tapire, Hirsche, Hasen, Affen, Flußschweine und verschiedene Vögel. Außer Hühnern und gelegentlich einem Jagdhund, den er dem Indianer abkauft, besitzt er keine Haustiere. Er ist auch ein eifriger Fischer, aber nie mit dem Netz, sondern nur mit der Angel; sehr viele Fische erlegt er auch mit Pfeilen. Endlich bedient er sich dabei eines Mittels, das in den Ländern der Gesittung als polizeiwidrig sofort verboten werden würde. Er mischt nämlich den Saft der

Digitized by Google

Nekoe oder Tingihoedoe, einer sehr giftigen Schlingpflanze, in das Wasser einer Kreek oder in der Trockenzeit sogar in die Fluten so breiter Ströme wie die Suriname. Man schält zu dem Zweck die Rinde ab und schlägt mit den safttriefenden Ranken auf die Wasserfläche. Die davon betäubten Fische treiben sofort nach oben und können nun mit der Hand gefangen werden; ihr Genuß ist bei der großen Verdünnung des Giftes im Wasser auch nicht schädlich. Aber häufig wird bei diesem Verfahren die junge Fischbrut ganz zerstört, ja, wenn eine zu starke Dosis Giftes dem Wasser beigemischt wird, sterben auch ausgewachsene Fische und wirken, gleichwohl genossen, gesundheitsschädlich. Ein Hauptverdienst und eine Hauptbeschäftigung des Buschnegers bildet endlich der Holzhandel. Der Urwald ist reich an wertvollen Edelhölzern von zum Teil unzerstörbarer Dauerhaftigkeit, an Hölzern, denen weder die Sonne und der Regen der Tropen, noch die Teremite (Holzameise) etwas anhaben kann. Noch aus der Zeit der Sklaverei von seinen Vorfahren her hat der Sohn der Wildnis die Kunst geerbt, die gefällten Bäume sachgemäß zu behauen. Mit unendlicher Anstrengung — man hilft sich dabei gegenseitig — werden nun die Stämme und Balken an die Ufer der Kreeks und Flüsse geschafft, um von da nach der Stadt verschifft zu werden; auch Brennholz für die Zuckerfabriken liefert der Buschneger. Dabei muß er sich aber eines Vehikels bedienen, das in seinem Leben überhaupt eine große Rolle spielt, da ja aller Verkehr zu Wasser stattfindet, des Corjals. Es ist das ein verhältnismäßig langes, sehr schmales und darum schwankes Boot mit ebenfalls sehr schmalen Sitzbrettern. Aus einem Stamme, zum Teil unter Anwendung von Feuer ausgehöhlt, vermag es wie kein aus einzelnen Brettern erbautes Fahrzeug den oft sehr zudringlichen Zumutungen der unzähligen kleinen Wasserfälle, Stromschnellen und Klippen zu trotzen, und dabei ist es so kunstgerecht hergestellt, daß es in seiner Leichtigkeit wie ein Pfeil dahinschießen kann. Der Buschneger regiert es mit unübertroffener Meisterschaft. Der Engigkeit der Kreeks entsprechend wird es meist mit sogenannten „Paddeln" in Bewegung gesetzt, mit Rudern, die, kürzer und breiter als gewöhnliche, nicht in seitlichem Bogen, sondern dicht am Corjal senkrecht nach unten geführt werden. Über dies Corjal legt sein Besitzer nun, wenn es sich um Holztransporte handelt, quer zwei starke Stangen, die auf beiden Seiten ein geraumes Stück über das Boot hinausstehen; an diesen werden die behauenen Stämme mit Schlingpflanzen festgebunden, ein Material, das die Stämme auch untereinander verbindet. Der Grund dieser Maßregel ergiebt sich aus der Thatsache, daß jene Edelhölzer zum größten Teil schwerer als das Wasser sind und daher untersinken würden, wenn man sie zu einem gewöhnlichen Floße vereinigte; nur die Stämme, welche leichter sind als das Wasser, z. B. Cedernholz, fügt man zu gewöhnlichen Flößen zusammen). Bisweilen thun sich auch ein paar Buschneger zusammen und binden besonders schwere und große Hölzer auf die oben angegebene Weise zwischen zwei ihrer Corjale fest. Der Transport selbst ist nun aber auch noch mit verschiedenen Schwierigkeiten verknüpft. Gilt es Stromschnellen zu passieren, so müssen die Stämme einzeln herabgeführt und die ganze Verkoppelung gelöst werden, um dann wieder aufs neue vorgenommen zu werden. Indes der dadurch erwachsende Zeitverlust spielt bei dem Waldläufer gar keine Rolle, und die damit verknüpfte Gefahr reizt ihn höchstens. In der Stadt oder auf Plantagen erhält er dann, selbst wenn er übers Ohr gehauen wird, für seine Ware noch ein hübsch Stück Geld, dessen Summe noch durch allerhand Nebeneinnahmen aus mitgeführten Pindanüssen, Tongabohnen, Beilholz, Balsam und Copalgummi

Digitized by Google

erhöht wird. Indes kann man nicht sagen, daß dieses Holzgeschäft ihm gerade sehr zum Heile gereicht. Schon der Aufenthalt in der Stadt mit ihren Kneipen, Spielhöllen und Sirenen thut das nicht. Und wenn er sich auch von seinem Verdienst einige nützliche Gegenstände wie Werkzeuge, Schießbedarf, Kleidungsstücke und Lebensmittel (namentlich Bananen und Salz) kauft, so versieht er sich ebenfalls, obwohl er im Gegensatz zum Indianer von Natur nüchtern ist und den Trunk verabscheut, mit Rum, Dram (Zuckerbranntwein), Melasse und einer Menge jenes gleißenden, aber hohlen und wertlosen Flitters, mit dem gewinnsüchtige Kinder der Gesittung unerfahrne Kinder der Natur berücken und außerdem voll schadenfrohen Hohnes zu Narren und Affen herausstaffieren. Die Macht, aber auch den Wert des Geldes kennt der Buschneger noch nicht recht, Ersparnisse zu machen versteht er nicht. Mühevoll gewonnen, im Handumdrehen zerronnen! Einer unsrer Missionare traf im Urwald einen Buschneger, der durch seine Holztransporte und die Beförderung von Placêrs (sprich: Plasséhrs = Goldsuchern) seine 7000 Gulden (11,900 M.) verdient haben wollte. Ob es genau so viel war, lassen wir ununtersucht; das Rechnen ist nicht der Neger starke Seite, und wenn es über 100 hinausgeht, kommt er oft in die Brüche. Aber 20 neue, schön bunt lackierte Blechkoffer mit allem erdenklichen Staat füllten die Hütte bis auf den letzten Winkel aus. Wenn er aber für sein Geld noch keine zweckmäßige Verwendung weiß, so hat das Holzgeschäft doch schon eine gewisse allgemeine Hab- und Gewinnsucht in ihm geweckt, die ihm früher fremd war. Indes die sittlich bedenklichste Folge dieses Handels haben wir mit dem Bisherigen noch nicht berührt. Sie besteht in der beständig herumflackernden, vagabondierenden Lebensweise, die dem Buschneger dadurch zur andern Natur geworden ist und seinem Wesen etwas Ruheloses, Unstetes verleiht. Es duldet ihn nicht lange an einem Ort, er muß wieder fort, wieder auf Fahrten und Abenteuer aus. Dieser Zug zur Landstreicherei läßt ihn die Sorge für seine Familie vergessen und sich ihr oft monatelang entziehen, er macht ihn auch unzugänglich für eine tiefere christliche Beeinflussung, indem er eine der hauptsächlichsten Voraussetzungen für eine solche, ein gleichmäßiges, ununterbrochenes Ausharren unter ihrer Einwirkung, von vornherein zerstört. Durch seine Naturanlage und die Beschaffenheit seiner Wohnsitze durchaus zum Landbauer bestimmt, ist er gleichwohl ein Händler geworden; er entfaltet bisher indes nur die niedren Leidenschaften, aber nicht den höheren Verstand des Händlers. So vergeudet er nicht bloß seinen Gewinn, sondern es widerfährt ihm bisweilen, daß er mit den Seinen in bittre Not kommt, wenn nämlich Mißwachs eintritt, wenn einmal die Regenzeit in Trockenzeit oder die Trockenzeit in Regenzeit sich verwandelt und die sonst ihn ohne viel Mühe so freigebig versorgende Natur seine Anpflanzungen verdorren oder verfaulen läßt. Da kann der Hunger bei diesen Waldkindern, die in ihrer einfachen Bedürfnislosigkeit reich sind, weil sie fürs gewöhnliche mehr haben, als sie brauchen, so gründlich Einkehr halten, daß sie in die „Kolonie" betteln gehen und von der Regierung Unterstützung an Lebensmitteln zu erlangen suchen, sie, die Nachkommen jener, welche einst in stolzer Unüberwindlichkeit den Weißen einen Krämerfrieden abzutrotzen vermochten.

Sind sie daheim oder auf Besuch in einem andern Kamp, so füllt harmloses Geplauder einen unverantwortlichen Teil der Zeit aus. Vom Werte der letzteren haben sie wie alle Völker, deren Leben noch keinen höheren Zweck und kein zu erstrebendes Ziel kennt, keine blasse Ahnung. Es fehlt ihnen jegliches Maß dafür. Ihr „gleich, sofort" kann 3 Stunden,

Digitized by Google

ihr „bald“ Jahr und Tag bedeuten, ohne daß sie damit eine Täuschung beabsichtigten oder sich einer solchen bewußt wären. Europäer, die auf die Hilfe dieser Leutlein angewiesen sind, können über die Unzuverlässigkeit derselben oft beinah in Verzweiflung geraten. Die Mädchen und Weiber bringen einen großen Teil ihrer Muße damit zu, ihr nicht langes, aber undurchdringliches Haar zu pflegen oder es sich gegenseitig von Parasiten zu reinigen. Denn in diesem einen Punkt läßt die Reinlichkeit der Waldkinder, welche sogar gewöhnlich nach jeder Mahlzeit sich den Mund ausspülen, um ihr glänzend weißes, beneidenswertes Gebiß zu erhalten, und mit Löffeln essen, während die Stadtneger sich meist der Finger bedienen, allerhand zu wünschen übrig. Sie bedienen sich beim Kämmen eigentümlich schmaler, aber sehr langzinkiger Kämme, die aus dem härtesten Holz verfertigt sind; Hornkämme sind viel zu schwach für diesen Urwald im Kleinen. Wollen die Männer ihr Haupt befreien, so scheeren sie das Haar kurz und bestreichen dann den Kopf mit nassem, zähem Lehm. Wenn die erste Lage getrocknet ist, so folgt eine zweite und dritte; unter dieser Kruste ersticken dann die Parasiten nach einigen Tagen. Frauen und Mädchen beschäftigen sich öfters auch mit Verarbeitung von Baumwolle. Gleich unter dem Baum wird der Rohstoff zu Fäden gesponnen, und mit Hilfe einer Glasflasche entstehen nun Bänder, namentlich Strumpfbänder, welche ihnen die zur Zeit noch fehlenden Strümpfe ersetzen. Das Geplauder der Männer verdichtet sich nicht selten zu einem Kroetoe (sprich: Kruhtuh), einem Palawer oder Ratsversammlung. In einer solchen entfaltet sich die dramatische Beredsamkeit und das naturwüchsige parlamentarische Talent der Teilnehmer zu einer Leistungsfähigkeit, mit welcher die größten Worthelden unsrer Volksvertretungen es im entferntesten nicht aufnehmen können. Weiber und Kinder bilden dabei „die Galerie“. Aber nachdem stundenlang unendliche Redeblumen ausgestreut und zerpflückt worden sind, kommt an That und Resultat im besten Fall nur ein ganz kleiner Tropfen Rosenöl zu Tage. Eine ihrer Hauptvergnügungen bildet der Tanz. Er findet nächtlicher Weile statt, bei ausreichender Anfeuchtung oft bis zum Morgengrauen ausgedehnt. Unter dem kastagnettenartigen Klang der Klapper, d. h. der an Schnüren aufgereihten Körner einer Holzfrucht und begleitet von dem Taktschlag roher Trommeln und alter Schaufeln führen gewöhnlich nur je ein Mann und eine Frau bis zu ihrer Ermüdung allerhand rhythmische Bewegungen, ja bisweilen ziemlich unzüchtige Verdrehungen des Körpers aus. Dann werden sie von einem andern Paar aus dem Kreise der Zuschauer abgelöst. Auf die abgöttischen Tänze kommen wir erst weiter unten zu sprechen. — Haben wir weiter oben mit vollem Recht die Buschneger als ein im ganzen gesundes und körperlich kräftiges Völkchen bezeichnet, so kommen natürlich aber auch unter ihnen allerhand Krankheiten vor. Die Boasie (Aussatz), in der „Kolonie“ freilich viel verbreiteter, ist auch im Urwald eingezogen. Langwierige Geschwüre und andre Hautkrankheiten z. B. der Jass, eine über den ganzen Körper verbreitete Bildung von häßlichen, nässenden Warzen, die erst dreimal abheilen müssen, ehe sie verschwinden — treten nicht selten auf. Masern und Lungenentzündungen kommen bisweilen vor, rheumatische Leiden und Fieberanfälle (Malaria) recht häufig, selbst gelegentlich die Syphilis, letztere namentlich unter den Bonninegern an der oberen Marowijne oder Lava, welche viel Verbindung mit Cayenne haben. Eine große Anzahl von Leuten erreicht aber doch ein sehr hohes Alter. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1893.

Die Buschneger Surinames.[1])

Von H. G. Schneider.

(Fortsetzung.)

Versuchen wir weiter die geistigen Eigentümlichkeiten des Buschnegers zu zeichnen, soweit sie nicht schon im Bisherigen beiläufig berücksichtigt wurden! Nicht gewohnt und geneigt, sich irgend welchen Zwang anzuthun, giebt er allen seinen Empfindungen, freudigen wie traurigen, mit einer Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit Ausdruck, die sich oft bis zu den lautesten, leidenschaftlichsten Ausbrüchen steigert. Als freier Mann liebt er ein offenes Wort; er ist außerdem ebenso neugierig wie gesprächig und mitteilsam, und da er sich ferner stets munter, aufgeräumt, sorglos und lachlustig zeigt, da er Fremden wie seinesgleichen mit einer gewissen verbindlichen Höflichkeit und Vertraulichkeit begegnet, da ihm endlich die Tugenden der Gastfreiheit und hilfreicher Gefälligkeit nicht fremd sind, ist der erste Eindruck, den er macht, ein sehr günstiger und gewinnender. Man fühlt sich durch die naturwüchsige Frische und Liebenswürdigkeit seines Wesens angezogen, man glaubt bei der scheinbar rückhaltlosen Offenheit und Biederkeit des Waldkindes in seinem Herzen wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen, auf seine Aufrichtigkeit und Treue Häuser bauen zu können. Indes man täuscht sich, das lichte Bild hat auch seine dunkle Rückseite. Nicht bloß, daß dem Buschneger eine gewisse Hab- und Gewinnsucht eigen, die nicht selten mit einer bettelhaft zudringlichen Begehrlichkeit Hand in Hand geht — nein, er ist in Wirklichkeit gar nicht der treuherzig ehrliche Bursche, der er auf den ersten Blick zu sein scheint. Die Kampfesstellung, in der seine Vorfahren sich befunden, die Täuschungen und Betrügereien, denen er selbst in der „Kolonie“ ausgesetzt ist, haben ihn dem Weißen gegenüber, die abergläubischen Einflüsterungen, mit denen ihm seine heidnischen Zauberdoktoren im Ohr liegen, haben ihn seinen eignen Landsleuten gegenüber mit einem tiefgehenden Mißtrauen, mit einem argwöhnischen Wesen erfüllt; auch von Rachsucht dürfte er nicht frei sein. Das verbirgt er aber geschickt, da er einen offnen Kopf wie eine gute Portion Mutterwitz und Verschmitztheit besitzt. Es hält sehr schwer, hinter seine eigentlichen tiefergehenden Absichten und Pläne zu kommen; den wahren Grund

[1]) Auf der dem Januarheft beigegebenen Kartenskizze vom nordöstlichen Surinname haben sich zwei Irrtümer eingeschlichen. Einmal liegt die Station Wanhatti nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer der Cottika an der bezeichneten Stelle. Sodann heißt der in den Suriname-Fluß bei dessen Mündung von rechts sich ergießende Wasserlauf nicht Cottika, sondern Commewijne, mit andern Worten: die Cottika ist ein Nebenfluß der Commewijne, nicht umgekehrt.

Digitized by Google

seiner Abneigung, auf die Wünsche und Vorschläge andrer einzugehen, vergräbt er unter einem Berg von Vorwänden und Ausflüchten, um die er nie verlegen ist. Zu sehr gedrängt, giebt er wohl auch gelegentlich ein Versprechen ab, das zu brechen er jedoch schon entschlossen war, ehe er es ausgesprochen hatte. Oder er hält es nicht, weil er, infolge seiner argwöhnischen Art durch andere leicht beeinflußt, allerhand Bedenken und Hintergedanken inzwischen Raum gegeben hat. Diese Undurchsichtigkeit und Unzuverlässigkeit, die sich hinter der Maske harmloser Leutseligkeit und Vertrauensseligkeit verbirgt, bringt einen disharmonischen Widerspruch in sein Wesen und erschwert den näheren Umgang mit ihm. Vielleicht ist es ein dem Buschneger ursprünglich fremder Zug, der ihm nur durch die Berührung mit der Außenwelt aufgedrängt wurde. Thatsache ist es jedenfalls, daß er denen, von deren Uneigennützigkeit und Wohlmeinung er sich endgültig überzeugt hat, ein kindliches, unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt, und daß er, von der Macht des Evangeliums ergriffen, eine Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen andere an den Tag legt, auch wenn es gilt, Geständnisse über Abweichungen und Fehltritte zu machen, wie sie leider bei seinem Stammesbruder, dem Neger der „Kolonie", im allgemeinen nicht oder doch nur selten zu finden ist.

Es erübrigt uns noch eine Berücksichtigung der sittlich religiösen Grundsätze und Anschauungen des Buschnegers, wie sie mittelbar in dem Zusammenleben mit seinen Allernächsten, mit seiner Familie, unmittelbar in seiner Beziehung zu Gott oder, sagen wir lieber, zur Gottheit sich offenbaren.

Schon auf dem ersteren Gebiet begegnen wir neben einzelnen lichten Zügen doch einer Reihe von Erscheinungen, welche diese Kinder des Urwaldes als entschiedene Heiden kennzeichnen. Wohlthuend berührt die Stellung, welche dem Kinde von Jugend auf angewiesen wird. Im erfreulichen Gegensatz zu der Schlaffheit und Verhätschelung, welcher sich auch vielfach christliche Neger der „Kolonie" bei der Erziehung ihrer Kinder schuldig machen, wird im Kamp des Urwaldes auf Zucht und Unterordnung der Jugend gehalten, allerdings oft sehr summarisch und hart, um nicht zu sagen roh. Indes ein eingebläuter Respekt ist doch immer noch besser als unbeschränkte Zuchtlosigkeit. Und was die Jungen gelernt, üben sie als Erwachsene, den Älteren und Alten wird mit Achtung und Rücksicht begegnet. Die Stellung des Weibes ist auch eine freiere und ehrenvollere, als bei vielen heidnischen Naturvölkern; sie ist nicht der ausschließliche Familien-Packesel, die alle Arbeit verrichtende Sklavin des Mannes, sondern ihr Wort gilt, ihre Meinung wird eingeholt und wiegt etwas. Indes eine Unauflöslichkeit der Ehe, die ganz formlos nach Einholung der Zustimmung des betreffenden Mädchens (meist schon im Alter von 13—16 Jahren) und ihrer Eltern eingegangen wird, kennt der Buschneger nicht, jedenfalls nicht grundsätzlich, wenn sich auch Gatten thatsächlich nicht selten die eheliche Treue bis zum Tode des einen halten. Schon die bereits früher berührten Anschauungen, daß die Blutsverwandten des einen Gatten, namentlich die der Frau, nähere Rechte an diesen haben als der andere Gatte, stehen einer höheren Auffassung der Ehe hindernd im Wege.

Digitized by Google

Der Bruder, der Onkel, die Tante und die Großmutter jedes Gatten besitzen die Befugnis, nach Belieben eine Ehe, die ihnen aus irgend welchen Gründen nicht mehr behagt, selbst wider den Willen und die Neigung beider Gatten wieder aufzulösen. (Auch treten, nebenbei bemerkt, die Kinder in die Rechte der Mutter, aber nicht in die des Vaters ein. Die Kinder eines Saramakaners z. B., der eine Aukanerin heimgeführt hat, genießen bei den Saramakanern keine Stammesrechte; ziehen sie aber an die Marovijne, so werden sie dort für Voll-Aukaner angesehen.). Kein Wunder, daß der eine oder andere der beiden Gatten sich auch für berechtigt ansieht, durch Weglaufen eine Verbindung zu lösen, die ihn nicht mehr befriedigt oder gar abstößt. Ehebruch ohne vorherige Lösung der bestehenden Ehe wird zwar für ein Verbrechen angesehen. Doch kommt die Sühnung desselben nicht auf Grund eines geordneten Gerichtsverfahrens zustande, sondern sie wird dem gekränkten Ehegatten, ja eigentlich seiner Familie überlassen. Um letztere dazu anzuspornen, daß sie ihre Schuldigkeit thue, nimmt der gekränkte Gatte sich gelegentlich sogar das Leben. Seine Familie hält sich nun aber nicht bloß an den Verführer, sondern auch an dessen ganze Familie und sucht Blutrache zu nehmen. In vielen Fällen wird jedoch schließlich die Sache durch Vermittelung Unbeteiligter gütlich beigelegt und durch eine Geldbuße beglichen. Dürfen wir den Aufzeichnungen Johannes Kings, eines bekehrten Heiden, von dem weiter unten mehr die Rede sein wird, Glauben schenken (und wir haben allen Grund dazu), so scheinen zwar einerseits die heidnischen Buschneger das Bewußtsein zu haben, daß sie unrecht thun, wenn sie Ehebruch und andere fleischliche Ausschweifungen begehen. Andrerseits scheint dieses Bewußtsein aber nicht stark und tief genug zu sein, um sie von den Wegen des Lasters zurückzuscheuchen, sondern im Gegenteil spornt es in Verbindung mit dem Gedanken, Der nur sei ein rechter Mann, welcher möglichst viel Weiberherzen gewinne, zur Vollbringung der bösen That und erhöht nur deren Reiz. In seinem „Ein Bekenntnis der Heiden" betitelten Aufsatz berichtet Joh. King auch, daß die Verführung nicht selten von dem weiblichen Teil ausgehe und daß man sich allerhand abergläubischer Mittel bediene, um das Herz des geliebten, aber schon anderweitig gebundenen Mannes zu erobern. Die Vielweiberei trifft man auch im Buschland an, zwar nicht allgemein, sondern mehr als Ausnahme denn als Regel. Es scheinen hauptsächlich begütertere und einflußreichere Personen sich die Freiheit zu gestatten, eine zweite oder gar dritte Frau zu der ersten hinzuzunehmen. Granmans und Kapitäne thun es mit Vorliebe. Gewöhnlich pflegen dann aber die Nebenfrauen auf andern Kamps zu wohnen. Man hat oft behauptet, daß die sittlichen Zustände in der unter christlichem Einfluß und einer geordneten Gesetzgebung stehenden „Kolonie" viel schlimmere seien als unter den heidnischen Buschnegern. Wir glauben das, wir glauben sogar, daß das von der „Kolonie" ausgehende Beispiel der Verlobderung entnervend und verführend auf die Bewohner des Urwalds zurückgewirkt hat. Sie selbst berufen sich auf den Vorgang der Weißen den Missionaren gegenüber, sagen jedoch dazu: „Wir wissen aber, daß ihr Arnitri — Bakra (Herrnhuter — Europäer) das anders ansieht!" Aber mag es in der „Kolonie" noch schlimmer stehen, im Urwald steht es auch schlimm genug. Auch dort haust ein heidnisches Volk, welches durch seine Versklavung an die Fleischeslust bezeugt, daß es den lebendigen und heiligen Gott nicht kennt.

Es tritt aber noch deutlicher zu Tage, wenn wir das betrachten, was sie an seine Stelle setzen, einen recht ausgebreiteten, groben Fetischdienst. Sofort wenn man mit dem Boote bei einem heidnischen Buschnegerdorf

Digitized by Google

anlegt, erblickt man die Wahrzeichen der Abgötterei. Gleich am Ufer steht ein niedriges Fähnchen, ein Stock mit einem kleinen Lappen Zeug, der die Aufgabe hat, die Bakroes, die bösen Geister von dem Betreten des Kamps abzuhalten. Steigt man aus, so muß man ein sogenanntes Kefingatiki passieren, zwei senkrecht in den Boden gebohrte Stangen, auf deren oberen gabelförmigen Enden eine Querstange ruht, in Zwischenräumen mit einzelnen Palmblättern behangen, die vom Lufthauch leise bewegt werden. Sie sollen die Jorkas, die den Lebenden Schaden zufügenden Geister der Abgeschiedenen, ausschließen. Bisweilen hängen auch noch rechts und links von dieser Pforte zwei kleine Götzen an Stöcken, welche die Wirkung jener zu verstärken gemeint sind. Überall, wo aus dem Kamp ein kleiner Buschpfad zu den Kostäckern führt, ist ein solches Thor angebracht, das die ganze schwächliche Erbärmlichkeit dieses Kultus versinnbildlicht. Denn die Vorstellung von der Macht dieser Jorkas wetteifert mit der gleichzeitigen Vorstellung von ihrer Ohnmacht, wenn eine solche Lumperei die Gefürchteten fernzuhalten vermag. Auf dem kleinen freien Platz, der sich gewöhnlich dicht am Ufer befindet, erhebt sich eine hohe Stange mit einem kleinen Querholz, an welchem wieder ein fahnenartiger Lappen befestigt ist. Das Ganze stellt die Gebetsstange des Grangado oder Waktiman (Großen Gottes oder Wächters), des höchsten Beschirmers des ganzen Kamps, vor. Nicht weit davon ist eine zweite kleinere Stange, die wieder den Geistern der Verstorbenen geweiht ist. Der ersteren nahen sich die Heiden nicht, der letzteren dagegen bei jeder Gelegenheit, um ein Orakel durch ihre Vermittlung zu erhalten. So brauchen wir auch nicht weit zu suchen, um das eigentliche Götzenhaus des Grangado zu erblicken. Meistens ists ein wirkliches kleines, von allen Seiten geschlossenes Haus, in vielen Fällen jedoch nur vier Pfähle, die ein Dach aus Palmblättern tragen. Darunter steht ein Pfahl mit einem Einschnitt auf beiden Seiten, ein Stück unterhalb des oberen Endes; der Einschnitt deutet den Hals an, auf dem oberen Ende ist eine Fratze entweder eingeschnitzt oder mit weißem Thon gemalt; sie stellt den Kopf vor. Vor diesem Idol steht ein niedriger Pfahl, ein Ersatz für den Opfertisch, auf dem ein Teller sich befindet; auf dem Erdboden liegen leere Flaschen und ein Gläschen, wohl auch Eierschalen, — kurz Gegenstände, welche andeuten, daß dem Götzen geopfert wird, außerdem noch Klumpen weißen Thones. Bisweilen wird auch nur ein Topf auf einen Pfahl gestülpt und mit Kohle Augen, Nase und Mund darauf gezeichnet, was auch genügt. Nur selten findet man Figuren, die bis auf einen gewissen Grad kunstvoll geschnitzt sind, die Gesichter mit leidlichem Ausdruck, Augen aus Glaskugeln oder roten Bohnen, Arme und Beine haben, ja selbst ein Kleid aus feinem geflochtenem Grase tragen. Da ist dann auch das Götzenhaus in besserem Schick, mehrere Bilder bevölkern es, ein aus Stein gemeißelter Opfertisch ist vorhanden, schmutzige Schüsseln mit kalkigem Wasser und Näpfe mit grünen Kräuterbrühen stehen umher, Tierzähne, große weiße Thonkugeln und Fischgerippe bedecken den Boden, Pyramiden aus kleinen Holzstäben, Stöcke und hölzerne Lanzen lehnen an den Wänden. Aber unter dem ganzen Plunder nichts Ansprechendes oder Erhebendes, sondern das Einzelne wie das Ganze — weckt es Ekel oder Lachen? Außer diesem Götzenhaus des ganzen Kamps giebt es nun aber neben vielen Hütten noch kleine Privat-Götzenhäuser, die ähnlich eingerichtet sind, und in den Wohnungen selber oft drei, vier oder mehr kleine Götzenpüppchen, unschön, eher unförmliche Stücke Holz als menschenähnliche Gebilde. Herrscht in einem Hause längere Zeit Krankheit, so wird ein Pfahl vor der Thür desselben eingeschlagen und an einem quer darauf genageltem Brettchen eine Anzahl

Digitized by Google

Götzen aufgehangen, während auf dem Brettchen einige Flaschen mit Branntwein als Opfer für den bösen Geist der Krankheit aufgestellt sind. In der unmittelbaren Nähe der Lagerstatt des Kranken werden dann auch (meist weiß, blau oder rot betupfte) kleine Götzenbilder angebracht, z. B. an einem Strick aufgehangen, um ihre Kraft zur Wiederherstellung des Kranken zu bethätigen, der außerdem Waschungen mit einer Kräuterbrühe über sich ergehen zu lassen hat, welche in einem Troge innerhalb oder außerhalb des Dorfes bereitet wird, und stets auch mit weißem Thon eingeschmiert ist. — Manche der Götzenbilder sind alte Familienerbstücke, welche nach der Überzeugung der gegenwärtigen Besitzer schon ihren Vorfahren Schutz und Heil angedeihen ließen und darum doppelter Pietät wert sind. Alle diese überwiegend unförmlichen Gebilde sind nun aber nicht von irgend einer beliebigen, unberufenen Hand, sondern von den Zauberdoktoren hergestellt, die weiter unten näher berücksichtigt werden sollen. Diese weihen die groben Erzeugnisse und verleihen ihnen dadurch übernatürliche Kräfte.

Die diesem Götterkultus zu Grunde liegenden, nur sehr dürftigen theologischen Anschauungen sind kurz folgende. Es giebt eine einzige Obergottheit, Grangado, Gott im Himmel, der alles geschaffen hat. Aber er ist fern, unzugänglich, ohne Interesse und Teilnahme für die Erdbewohner. Diese hat er vielmehr an eine Reihe von Untergottheiten gewiesen z. B. an den Gott des Waldes, Banko oder Amocloe, an den Gott des Wassers, Boemba oder Toni, an eine ganze Anzahl von Geistern und Dämonen (Bakroe), die teils unsichtbar herumschweben, teils sich in gewissen Gegenständen, in einzelnen Tieren, Bäumen und Gesträuchen verkörpert haben. Von Grangado ist der ganze Götzendienst und der weitere abergläubische Apparat, der gleich näher besprochen werden soll, eingeführt. Er hat denselben aber nur für die Neger bestimmt, nicht für die Weißen — eine praktisch sehr wichtige Anordnung, auf die gestützt ein gut Teil der Einwürfe zurückgewiesen wird, welche der Missionar gegen die Wirksamkeit der Götzen und Zaubermittel erhebt, indem er sie ohne jede üble Folge für seine Person zerstört. Einer solchen demonstratio ad hominem wird aber seitens des Negers sofort alle Beweiskraft mit der Behauptung aberkannt: „Unsere Religion ist nur für die Schwarzen, darum schadet euch dergleichen nicht. Würden wir aber so mit den Götzenbildern und Zaubermitteln verfahren, so wären wir dessen sicher, daß schwere Strafgerichte uns träfen!“ Wer sich im übrigen durch den Mangel an tieferen Ideen in diesem Kultus enttäuscht fühlt, dem können wir nicht helfen. Der Neger, vollends der auf niedriger Kulturstufe stehende Buschneger, ist weder ein kritischer noch ein spekulativer Kopf. Einzig und allein das gedankenlose, unklare geistige Halbdunkel, in welchem seine religiösen Vorstellungen sich bewegen, sichern denselben ihren subjektiven Bestand und ihre Macht über die Gemüter.

Unter den Tieren werden einige Arten der in Suriname sehr häufigen Schlangen verehrt, namentlich die Mama-Sneki oder Abgottsschlange (Boa constrictor). Sie wird nie absichtlich getötet, sondern wenn sie in einen Kamp kommt, mit höflich verbindlichen Schmeichelworten gebeten, sich wieder zu entfernen. Dringt sie gar in eine Hütte ein, so hegt und ätzt man sie, ja die Bewohner verlassen eher das Haus, als daß sie das Tier mit Gewalt

Digitized by Google

entfernten oder gar erlegten, wozu sie bei profanen Schlangen schnell bereit sind. Nicht selten geschieht es aber, daß beim Verbrennen von Gestrüpp und Zweigen auf einem neugebrochnen Kostgrund oder aus sonstigen Gründen eine solche Schlange umkommt. Dann ist die Not groß. Man bewahrt den Leichnam in einem eigens dafür angefertigten Sarge so lange auf, bis man es vor Verwesungsgeruch nicht mehr aushalten kann. Darauf begräbt man sie unter lauter Totenklage und unter Anwendung vieler abgöttischer Zeremonien, ja man führt endlich einen Sneki-Pre, einen Schlangentanz auf, um den Geist der Getöteten zu besänftigen und freundlich zu stimmen. Die Zauberdoktoren lassen sich ihre Mitwirkung dabei teuer bezahlen, auch das unumgänglich damit verknüpfte Totenfest verursacht große Ausgaben. Und erfolgt gleichwohl bald darauf ein Sterbefall oder ein Fall von schwerer Erkrankung in dem Kamp, in dessen Nähe das Tier verendete, so trägt ganz gewiß der Zorn seines abgeschiedenen Geistes die Schuld. Die in Suriname nicht seltenen Kaimans, eine Art kleiner Krokodile, ebenso die gewaltigen Bauten der Teremiten oder weißen Holzameisen sind ebenfalls sacrosanct, ihre auch unabsichtliche Beschädigung oder Zerstörung führt nicht bloß über den Thäter, sondern auch seine Angehörigen und Dorfgenossen schweres Unglück herein. Im Gebiet der Pflanzenwelt sind es hauptsächlich die herrlichen, hochgewachsenen und weitästigen Kankantri-, wie die Peto-Bäume, welche göttliche Verehrung genießen. Das untere Ende ihres Stammes wird mit einzelnen Lappen behangen, zwischen die Wurzeln unmittelbar an ihrem Fuße legt man Geldstücke und Gefäße mit Speisen und Getränken nieder. Einzelne Staudengewächse wie die Tillandsia mit ihren 3 Zoll langen, sehr spitzigen schwarzen Stacheln werden ebenso behandelt. Auch das „Krummholz", ein 3—4 Fuß langer, zufällig im Zickzack gewachsener Stab, der also ein scharfes Doppelknie bildet und den verschiedensten Gewächsen angehören kann, hat in den Augen des Buschnegers etwas Unheimliches. „Denn" so sagt er, „wäre es grade gewachsen, so würde es nichts Besonderes sein; aber indem es krumm wächst und sich rückwärts biegt, zeigt es, daß ein böser Geist darin sitzt." Im Walde geht darum ein jeder dem Krummholz ängstlich aus dem Wege; gleichwohl sucht man sich durch den Zauberdoktor ein solches Stück zu verschaffen und zahlt ihm dafür an 40 bis 50 Gulden (68 bis 85 M.), um es dann im Götzenhause oder in der eigenen Hütte aufzustellen. Denn durch den erlegten Kaufpreis hat man sich den darin verborgenen Geist dienstbar gemacht und hofft, durch Berührung mit dem Holze Krankheiten vertreiben zu können. Das kennzeichnet überhaupt ihre heidnische Anschauungsweise, daß eine Menge Dinge für sie gleichzeitig Gegenstände der Furcht und des Abscheus, aber auch des Vertrauens und der Verehrung sein können. — Eine außerordentlich große Rolle bei ihren religiösen Gebräuchen spielt Pimba (auch: Bimba oder Bemba) dotti d. h. weiße Erde, Thonerde. Ihrer vielseitigen und massenhaften Verwendung scheint das allerdings in sehr grobkörniger und materieller Weise befriedigte Bedürfnis zu Grunde zu liegen, das Dunkle, Befleckte, Unheilige licht, rein und tadellos zu machen. Mit Pimba dotti werden ihre Götzen bestrichen oder doch betupft, alle zum Gottesdienst gehörigen Geräte, Teile der Götzenhäuser und ihrer Wohnhütten. Kranke reibt man damit ein, zu den abgöttischen Tänzen, zu Flußfahrten behufs längerer Reisen, zum Bestehen von Liebesabenteuern, ja wenn man alt ist, aber noch länger leben will, salbt man sich damit ein. Gefahren sollen von dem durch sie Geweihten abgewendet, leibliche Kraft und Stärke, Heil und Glück ihm dadurch verliehen werden. Auch noch bei verschiedenen andern Gelegenheiten wird Pimba dotti benutzt. So brachte

Digitized by Google

z. B. ein Buschneger, der sich zur Taufe anmeldete, einem unsrer Missionare ein kleines Töpfchen, das damit bestrichen und davon, mit einigen Blättern und Wurzeln untermischt, angefüllt war. Ein Stückchen von dem Inhalt, in einer Flasche Dram aufgelöst, sollte ein Universalmittel gegen alle Krankheiten sein. Dem Werte dieser vielseitigen Bedeutung entsprechend hatte der Besitzer für einen großen Steinkrug voll Dram, einen dito voll Syrup und 10 Gulden (17 M.) bar einem Götzenpriester es abgekauft, lachte nun selbst aber über den Schwindel und hatte doch zugleich ein Gefühl für die traurig ernste Seite der Sache. — Einem ähnlichen Zwecke dienen die Obia's. Sie werden von den Zauberdoktoren und — nicht selten von jüdischen Geschäftsleuten in Paramaribo feil geboten. Sie bestehen aus einer an sich ganz wertlosen Kleinigkeit. Zollgroße, rund oder kegelförmig geschnitzte Stückchen Holz, ein kurzes Stückchen Strick mit ein paar eingeflochtenen Papageifedern, eine kleine Kauri-Muschel, eine Schneckenschale, ein Tigerzahn, Hörner von Käfern, kleine Knöchel, eine kleine Münze an einem Bändchen, Glasperlen, Messingschellen mit weißen Baumwollfäden umwickelt, u. dgl. werden am Halse, auf der Stirn, am Oberarm, am Handgelenk, am Knie oder Knöchel getragen und sind nichts anders als Talismane oder Amulette. Die Weihe des Zauberers pflanzt einem solchen Nichts ungeahnte Kraft und Bedeutung ein. Jeder Heide trägt mindestens eins dieser Verloques des Aberglaubens an sich, schon kleine Kinder werden damit ausgestattet. Es schützt vor dem so sehr gefürchteten Ogri Hai, dem bösen Blick, aber auch noch vor andern Gefahren. Dem Jagdhunde wird ein solches Dingchen umgehangen, damit er gut treibe; selbst an Fruchtbäume befestigt man ein Stückchen Schildkrötenschale, eine verdorrte Eidechse oder ein paar zusammengebundene Vogelfedern, um ihnen Fruchtbarkeit zu verleihen. — Mit den Obia's sehr verwandt ist das Kandoe (sprich: Kandúh). Ein solches bringt der Buschneger vor seiner Hütte, seinem Acker, wenn er auf länger verreisen, oder auf einem Wege an, wenn er ihn sperren will. Ein Ochsenhorn, ein alter Spaten, ein paar Schlingpflanzen, ein alter Besen, Eierschalen oder ein paar Flaschen u. dergl. werden so, daß sie jedermann in die Augen fallen, vor dem Hause oder Acker oder auf dem Wege hingelegt, und da der Besitzer ebenso fest an die beschirmende Zauberkraft dieser Dinge glaubt wie der Unbefugte an ihre ihn bedrohende Wirkung, so besitzt dies Mittel eine größere Gewalt als Schlösser, Eisengitter, Warnungstafeln oder Wachtposten mit geladenem Gewehr. Kein Heide würde jemals wagen, diesen Bann zu brechen, und wenn er Millionen dadurch gewinnen könnte. — Das Kandoe ist aber nicht bloß Verteidigungs- sondern auch Angriffswaffe und wird als solche allerdings anders, d. h. bereits Wissi, Gift, schädliches Zaubermittel, genannt. Wird einem Buschneger über Nacht vor seine Hütte oder in sein Corjal eine zerbrochene Flasche, Eierschalen, eine Münze, das Aas einer Kröte oder eines Vogels u. dergl. hingelegt, so weiß er, daß er einen geheimen erbitterten Feind hat und fürchtet nun nicht sowohl die Angriffe dieses, als die feindseligen Zauberkräfte, die jener durch Anbringung dieses Wissi gegen ihn losgelassen hat. Wissi, in beiden Bedeutungen des Wortes, spielt in dem Leben des Buschnegers eine unheimliche Rolle. Seine Zauberdoktoren sind mit einer ganzen Reihe von Giften vertraut, die man noch in keinem Droguengeschäfte Europas kennt, mit Giften, die eine sehr verschiedenartige, teils eine rasch, teils eine langsam tötende, teils nur eine gewisse körperliche und geistige Funktionen lähmende Wirkung ausüben. Gegen entsprechende Vergütung wird eine Dosis dieser Ware, werden allerhand vorgebliche Zaubermittel von diesen Trabanten der Finsternis an diejenigen

Digitized by Google

verabfolgt, welche aus Rachsucht oder andern schlechten Beweggründen einer Person Schaden zufügen oder sie aus dem Wege räumen wollen; Gift, unter die Fingernägel oder auf die scharfen Kanten gewisser eiserner Ringe gestrichen, um damit Gegner im Kampfe tödlich zu verwunden, stammt wohl auch meist aus der Werkstatt dieser unheimlichen Gesellen. Die Schwarzkünstler bedienen sich ihrer Kunst ebenfalls, um ihr eigenes Ansehen und die Furcht vor ihrer Macht zu erhöhen. In dieser Beziehung verhüllen die Schatten des Urwaldes manchen Betrug und — manches Verbrechen, ja das Bewußtsein nur der Möglichkeit, daß ein solches verübt werden kann, erfüllt die Gemüter der Uneingeweihten mit lähmenden Befürchtungen. Ein mit, oft auch ohne Grund der Zauberei oder Giftmischerei Angeklagter dagegen, der seine Schuld leugnet, muß sich gelegentlich einer Art von Gottesurteil unterwerfen und einen giftigen Trank, Leba genannt, leeren, der unter Oberaufsicht des Granmans von den Zauberdoktoren bereitet wird. Erkrankt er infolge davon, so ist seine Schuld erwiesen, und er wird zum Tode verurteilt; früher wurde er verbrannt, jetzt, wo die Sitten milder geworden sind, dürfte eine weniger schmerzhafte Hinrichtungsart gewählt werden.

Nun müssen wir aber endlich den bösen Engeln und Plagegeistern der Buschneger, ihren Zauberdoktoren selber, unsere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn das auch mit dem Gefühle einer gewissen Unsicherheit geschieht. Der Grund zu letzterer liegt einmal darin, daß der Neger seiner ganzen Ausdrucks- und Denkweise nach schon sehr ungenau und unlogisch in der Bezeichnung der amtlichen Stellung und in der Abgrenzung der Funktionen dieser Klasse von Menschen ist. Sodann begegnen wir innerhalb des Wirkungskreises dieser Unholde gewissen Erscheinungen, die zum mindesten höchst befremdlich und außerdem in ein gewisses absichtliches, geheimnisvolles Dunkel gehüllt sind. Der heidnische Neger giebt keinen Aufschluß darüber, er würde das für Verrat ansehen; der getaufte thut es nicht aus Abscheu vor der Knechtschaft, der er entronnen. Selbst jener oben citierte Aufsatz von Joh. King läßt uns im Stich, denn derselbe ist teils unvollständig, teils schwebend und unbestimmt in seiner Ausdrucksweise. Der Missionar kann schon seiner amtlichen Stellung und Thätigkeit nach sich nicht auf eine eingehende, objektiv kritische Untersuchung der hier in Betracht kommenden Thatsachen einlassen, seine Pflegebefohlenen würden das nicht verstehen, würden Anstoß daran nehmen; ja selbst wenn er es versuchte, würde er nicht zum Ziel kommen, denn man würde ihm nicht den nötigen Einblick gewähren. Noch mehr; wir glauben sogar, daß die Missionare, oder doch wenigstens recht viele unter ihnen, nicht die richtigen Leute sind, diesen geheimnisvollen Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Darin liege kein herabsetzendes Urteil! Ihnen verdanken wir das meiste, was wir auch über die Abgötterei heidnischer Völker wissen. Indes weil ihr Beruf wie ihre Überzeugung sie gerade zu der Ausrottung jener veranlaßt, sie, je eifriger sie in ihrem Dienste sind, desto lebhafter zu der edlen Leidenschaft einer heiligen Kampfeslust anspornt, sind sie vielleicht nicht immer ruhig, unparteiisch, unbefangen genug, um das, was sie bekämpfen, nicht im schwärzesten Lichte zu sehen. Auch auf die Gefahr hin, daß daher Schreiber dieser Zeilen von einem oder dem andern der lieben Sendboten auf dem tropischen Arbeitsfelde für einen zweifelsüchtigen Ra-

Digitized by Google

tionalisten erklärt wird (und das geschähe nicht zum erstenmal), kann er nicht anders, als nur das wiedergeben, was ein besonnenes Urteil ihm zu gestatten scheint.

So viel steht fest, daß der Fetischdienst der Buschneger keinen eigenen, geschlossenen Priesterstand besitzt. Diejenigen, welche auf dem Gebiet des Kultus eine leitende Stellung einnehmen, treiben dieselbe bürgerliche Hantierung wie ihre übrigen Landsleute; es giebt sogar Frauen unter ihnen. Man bezeichnet sie als Wissiman, Obiaman, Wintiman (oder wenn es ein Weib ist, als Wintimama) und Loekoeman. Bisweilen will es scheinen, als ob diese verschiedenen Bezeichnungen wirklich Personen mit verschiedenartigen Funktionen und Ämtern gälten. Wissiman und Obiaman würde dann Zauberer bedeuten, Wintiman und Wintimama Leute, welche den Winti den bösen Geist entweder über die Leute brächten, oder sie davon befreiten, je nach Bedürfnis und Gelegenheit, Loekoeman endlich heißt soviel wie Seher, Wahrsager. Indes die Thatsache, daß alle diese Bezeichnungen in willkürlicher Vermischung gebraucht werden — Wintiman ist die häufigst vorkommende — und daß ferner die bezeichneten auf den verschiedenen hier in Betracht kommenden Gebieten gleichzeitig wirksam sind, schließt die Annahme aus, daß es sich wirklich um drei bezw. vier verschiedene Klassen handelt, wenn auch der Schwerpunkt der Thätigkeit des Einzelnen bald mehr auf dem einen, bald mehr auf dem andern Gebiet liegen mag. Was thun und treiben nun aber diese Wintimänner, diese Zauberdoktoren? Daß sie die Götzenbilder und Obias herstellen und zwar oft fast fabrikmäßig in großen Vorräten — auf einer Reise in die Coermotibo fanden Missionare einmal acht größere und kleinere Hütten fast ganz mit Götzenbildern gefüllt, es war die Niederlassung eines zufällig abwesenden Witiman, zu der sie gekommen — haben wir bereits erwähnt, und daß sie sich ihre Ware gut bezahlen lassen, ist selbstverständlich, ebenso, daß sie als die eigentlichen Bannerträger des nur für sie nutzbringenden Götzendienstes die erbittertsten, aber selten offen auftretenden Feinde der Missionare sind. Weiter haben wir sie bereits kennen gelernt als Giftmischer, und ihre Thätigkeit in dieser Beziehung ist eine unheimlich ausgebreitete. Sodann sind sie bei ihren Landsleuten bedingungslos als mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Zauberer anerkannt, ohne deren Beirat keine folgenschwere Entscheidung im privaten oder öffentlichen Leben getroffen werden darf. Gewiß ist zunächst aber nur, daß sie ganz geriebene und durchtriebene Betrüger sind, die mit einem unglaublichen Maß von Berechnung und Schlauheit zu Werke gehen, die sich auf manche den Unkundigen verblüffende Taschenspielerkunststückchen verstehen, die überall ihre Helfershelfer und Späher haben und deren beste Bundesgenossen einerseits die Furcht, andrerseits der Leichtglaube, der Aberglaube ihrer getäuschten Opfer sind. Diese Eigenschaften und Umstände dürften zur Erklärung des weitaus größten Teils ihrer allerdings oft überraschenden und scheinbar rätselhaften Leistungen, auch sogenannter Fernwirkungen, ausreichen. Ob außerdem noch ein ungelöster Rest bleibt, ob sie wirklich ebenbürtige Zunftgenossen von Jannes und Jambres, den ägyptischen Zauberern und Mosis Gegnern, sind, wie manche behaupten, lassen wir dahingestellt. Eine größere und unheimlichere Thätigkeit entfalten sie jedenfalls auf einem andern Gebiet, nämlich in ihrer Eigenschaft als eigentliche Wintimänner. Winti bedeutet wie in verschiedenen andern Sprachen beides, Hauch und Geist. In den, der den „Winti bekommt", kehrt ein gewisses unsichtbares, höheres Etwas, eine überirdische Macht, ein und ergreift in dem Maße Besitz von ihm, daß er das Selbstbewußtsein und die Herrschaft über sein

Digitized by Google

eigenes Ich völlig verliert, ja nur noch Gefäß dieser höheren Macht ist, die aus ihm spricht und durch ihn handelt. Dem vom Winti Ergriffenen ist darum als einem höheren Wesen Achtung und Ehrfurcht zu bezeugen, seinen Anordnungen nachzukommen, seinen Aussagen unbedingter Glaube zu schenken. So ungefähr lautet die Theorie der Wintimänner über den Wintitanz oder die Wintiverzückung, in die sie selbst von Zeit zu Zeit geraten und auch andere hineinversetzen können. Verschiedene Missionare dagegen erklären die merkwürdige Erscheinung für nichts anderes als jene Besessenheit, von der im Neuen Testament berichtet wird, und leiten sie her aus einer bewußten und beabsichtigten Verbindung mit den Geistern des Abgrundes und ihrem Fürsten, dem Teufel. Thatsache ist jedenfalls, daß die Wintitänzer auf kürzere oder längere Zeit in eine, sagen wir einmal, Wahnsinnsraserei der schlimmsten und grauenerregendsten Art geraten. Sie stoßen je und dann ein Geschrei aus, so Mark und Bein erschütternd, daß auch den Kaltblütigsten und Starknervigsten wohl ein Beben überkommen kann. Sie entwickeln ungewöhnliche Körperkräfte, jagen wild taumelnd im Kreis umher, wälzen sich in Dornen, verwunden sich mit spitzen und scharfen Gegenständen, die ihnen in den Weg kommen, ja würden sich das Leben nehmen, wenn man sie nicht bewachte, entwaffnete und aus gefährlichen Lagen befreite, in die sie sich sinnlos gestürzt. Joh. King berichtet in dem wiederholt angezogenen Schriftstück auch, daß Wintitänzer in brennendes Feuer sprängen und darin herumtanzten bis es niedergebrannt wäre, daß sie das Eisen einer Axt in den Flammen glühend machten und es dann ruhig so lange in den Händen hielten, bis es erkaltet wäre, daß sie ein Glas Dramm leerten, dann das Glas selber zerbissen, zerkauten und hinunterschluckten — alles, ohne daß dem Verüber solcher zwecklosen Schauderdinge irgend ein leiblicher Schade daraus erwüchse. Thatsache ist jedenfalls auch, daß die aus solchem Zustand Erwachenden nichts von allem dem wissen, was inzwischen mit ihnen vorgegangen, Thatsache nicht minder, daß über die uneingeweihten Landsleute der Rasenden lähmende Furcht fällt. Sie beginnen laut zu schreien, auch zu tanzen, sie umringen den Tobenden, sie flehen ihn mit gefalteten Händen und in demütig gebückter Stellung an: „Ach, unser Vater, thue uns doch kein Leides, verschone uns, wir wollen dir opfern!“ ꝛc. Der Angeredete fordert nun dies und jenes Opfer, welches gewöhnlich in den Fluß geworfen wird oder aber in seinen Besitz übergeht, und anspruchslos ist er nicht, sondern das ganze nicht gerade sehr umfangreiche Eigentum der Erschreckten ist bedroht durch seine Forderungen. Das in kurzen Zügen eine Erscheinung, welche als vermeintliche Offenbarung der Gottheit im religiösen Bewußtsein der Buschneger den ersten Platz einnimmt, dem ganzen übrigen ideenlosen Krimskrams der Abgötterei als Hauptstütze dient und die geistige Herrschaft der Wintimänner über das Volk immer wieder befestigt, wenn sie auch eine Schreckensherrschaft ist. Und die Erklärung? Nun, gute Geister sind es nicht, die hier walten, vielmehr ist das unheilvolle Treiben als ein im hohen Maße verwerfliches zu beklagen und zu verurteilen. Aber muß hier notwendig Besessenheit vorliegen? Die Möglichkeit wollen wir nicht bestreiten, die Thatsächlichkeit derselben ist aber nur behauptet, nicht bewiesen. Und wäre nicht noch eine andere Auffassung zulässig? Aus einem der Missionsberichte (Miss.-Bl. 1885, S. 11) erfahren wir, daß Wintimänner und Wintifrauen für diesen ihren Beruf *geschult* werden. Viel von den dazu angewandten Mitteln wird nicht erzählt, offenbar, weil der Berichterstatter selber nicht viel erfuhr; er sagt nur, daß die Betreffenden sich am Flußufer häufig mit Kot (Pimba-Erde?) einschmieren müßten und von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

on ihrem Lehrmeister durchgepeitscht würden. Der Erfolg dieser (jedenfalls ückenhaft und unvollständig geschilderten) Behandlung bestehe aber darin, aß die so Geschulten wirklich den Winti bekämen. Wie dürftig auch diese Notiz, sie verbürgt doch eine auf Erfahrung gegründete, methodische Einwirung auf den leiblichen Organismus des Geschulten mit dem ausgesprochnen nd erreichten Zweck, sein Nervensystem und Seelenleben in den Zustand iner krankhaften Spannung und Erregung zu versetzen. Welch rätselhafter nd verblüffender Leistungen aber Personen, deren Nerven- und Seelenleben rankhaft gestört ist, sich fähig zeigen, dafür liefert auch eine auf den Grundätzen moderner Wissenschaft ruhende Seelenheilkunde zahlreiche und vielseitige Belege. Ist aber die krankhafte Anlage einmal entwickelt, so sind immer eue Anfälle leicht herbeizuführen und es erscheint durchaus glaubwürdig, enn z. B. ein intelligenter heidnischer Buschnegerkapitän einem der Misionare erzählte, er habe sich später nur die Füße gewaschen, den Leib mit Bimbadotti bestrichen (wodurch alle Poren verstopft und alle Ausdünstung erhindert wird) und sich dann beim Klang der Trommel immer rascher im reise herumgedreht; da sei dann immer der Winti über ihn gekommen. Auch der Umstand, daß die Wintitänze meistens nächtlicherweile beim Feuerchein vorgenommen werden, dürfte zur Erregung der Tänzer wie zur Steierung des Grauens der Zuschauer nicht unwesentlich mitwirken. Aber noch ine andre Thatsache dürfte heranzuziehen sein. Ein Bericht (Miss.-Bl. 1867, S. 181) erzählt von einer Negerin, die freiwillig alle ihre Obias an den Periman, wie sie den Missionar nennen, ablieferte und ihm bei der Gelegenheit auch eine große Gabel und einen Säbel von Holz überließ. Nach der Bestimmung dieser Gegenstände gefragt, antwortete sie: „Diese beiden Stücke hat man mit einem giftigen Saft bestrichen, und wenn ich wieder tanzte, schlug und stach man mich damit, bis ich ganz rasend und wie von Sinnen wurde.“ Hier stoßen wir also noch auf ein anderes Mittel, durch welches jener unheimlich rätselhafte Zustand des Winti hervorgerufen wird, auf die Wirkung eines jener zahlreichen Pflanzengifte Surinames, mit deren Bereitung und Wirkung die Wintimänner ja von Berufs wegen sehr vertraut sind. Ob ein solches Gift an und für sich und allein oder in Verbindung mit jener obenerwähnten Trainierung die gewünschte Wirkung erzielt, lassen wir dahingestellt. Kam es uns doch bei der Kärglichkeit des bezüglich dieses Punktes zur Verfügung stehenden Materials nur darauf an, den Boden und die Richtung anzudeuten, in der die Erklärung dieser unheimlichen Erscheinung unseres Erachtens zu suchen ist; eine geschlossene, fertige Theorie darüber zu geben, konnte und sollte jedoch nicht in Frage kommen.

Ein für den Uneingeweihten völlig unverständliches Geheul stoßen die Wintitänzer aus, die Wintimänner behaupten aber, es verstehen und deuten zu können und dadurch Dinge zu erfahren, die an sich jenseits der Grenze menschlichen Wissens liegen. Diese vermeintliche Kunde wird von ihnen hauptsächlich auf einem Gebiete verwertet, auf dem sie ihre Herrschaft nicht im wenigsten geltend machen, da sie sich die Macht zuschreiben, den Winti nicht bloß rufen, sondern ihn auch bannen und austreiben zu können; — auf dem Gebiet von **Krankheit und Tod**. Davon zu sprechen und im Zusammenhang damit die Anschauungen und Bräuche der heidnischen Buschneger zu zeichnen, erübrigt uns noch.

Keine ernstliche Erkrankung, kein Todesfall hat nach ihrer Auffassung eine natürliche Ursache. Entweder hat Gott seine Hand an den Kranken gelegt und, wenn letzterer stirbt, eine Kette vom Himmel herunterhängen

Digitized by Google

lassen, um den Toten daran heraufzuziehen, — eine Erklärung, für die man sich aber selten entscheidet — oder der Winti, bisweilen sagt man auch, einer der Jorkas, der Geister der Abgeschiedenen, ist auf eine unrichtige Weise in den Betreffenden gefahren, oder endlich ein persönlicher Feind hat ihm Wissi (Gift) beigebracht, letzteres die beliebteste und gewöhnlichste Annahme. Um aber darüber ins klare zu kommen, wenden die Angehörigen des Erkrankten sich an einen Wintiman. Diesem stehen nun verschiedene Mittel zu Gebote, durch die er sich Licht verschaffen kann. Er liest aus den Eingeweiden von Hühnern die nötige Aufklärung heraus, er kennt noch andere Wege, mit Vorliebe veranstaltet er aber einen Wintitanz und fragt dann den Tänzer, ob die Krankheit zum Tode sei oder nicht, worin ihre Veranlassung zu suchen sei, welche Mittel man zur Beseitigung anwenden solle u. dergl. m. Niemand kann den gegebenen Bescheid kontrollieren, da nur ein Wintiman das undeutliche Geheul der Tänzer zu entziffern, in Wirklichkeit demselben eine Deutung unterzuschieben in der Lage ist. Darauf wird der Kranke seiner Behandlung übergeben, die ein Gemisch von Maßregeln medizinischer Natur und abergläubischen Zeremonien bildet. Kräuter und Salben, Tränklein und Waschungen, aber auch Pimbaerde, eine Häufung von Obias an dem Kranken und von Götzenbildern um sein Lager herum, Grasgeflechte und Zauberschnüre sollens schaffen, — wir haben das bereits weiter oben berührt. Mit Sicherheit ist nur auf eine hohe Honorarforderung, aber nicht auf Genesung zu rechnen. Stirbt der Kranke oder erfolgt ein jäher Todesfall ohne vorangehende längere Krankheit, so stellt der Wintiman neue Untersuchungen nach der Ursache an entweder in der oben angegebenen Weise, oder zwei Männer tragen die Leiche umher und fragen beständig den Geist des Verstorbenen: „Wer hat dich getötet? Hat ein Mensch dich getötet?“ Der dabei anwesende Wintiman bekommts ganz gewiß heraus. Natürlich aber wird in weitaus den meisten Fällen aus Eifersucht, Rachsucht oder Gewinnsucht ein völlig Unschuldiger als Mörder ausfindig gemacht. Die ungerechte Behandlung, die er dann in alten Zeiten erfuhr, war eine geradezu empörend rohe und grausame. Der Unglückliche ward gezwungen, das Leichenwasser zu trinken; dann band man ihn auf ein Brett und schob ihn in ein auf dem Grabe angezündetes Feuer, wo er langsam geröstet wurde. Diese Greuel hat ein mächtiger Häuptling aber schon seit längerer Zeit abgeschafft. Immerhin geht es dem Betreffenden und auch seiner Familie, die für ihn haftbar und mitverantwortlich ist, aber auch heute noch übel genug. Sie werden mit Fäusten und Stricken geschlagen und dürfen sich nicht zur Wehr setzen, sie müssen den Wintiman, der ihre vermeintliche Entlarvung herbeigeführt, wie die Angehörigen des Verstorbenen mit großen Geschenken besänftigen. Meist entziehen sie sich den Mißhandlungen durch eilige Flucht und verbergen sich dann längere Zeit im Walde. Trifft sie dort aber ein Anverwandter des Verstorbenen zufällig, so haben sie ihm freundlich zu begegnen, ihn zu bewirten und seine Vorwürfe wie Schläge geduldig hinzunehmen. — Was sodann die Behandlung der Leiche selber betrifft, so ist dieselbe eine sehr umständliche und langwierige. Bretter zum Sarge sind nie auf Vorrat vorhanden, ebensowenig eine Bahre; denn das gerade würde Todesfälle hervorrufen. Also macht man sich erst nach dem Tode an das Fällen der Bäume, die das nötige Material dazu liefern sollen. Das verzögert schon die Beerdigung; aber man schiebt sie auch darum 6, 8, 10 und mehr Tage hinaus, damit man recht lange am Sarge trauern könne. Die Wirkung dieses Aufschubes auf die Leiche in diesem Klima ist furchtbar. Morgens und namentlich abends wird gleichwohl in ihrer Nähe getanzt,

Digitized by Google

gesungen, geheult und getrommelt. Flintenschüsse werden abgegeben; denn der Buschneger liebt es trotz einem oberbayrischen oder tiroler Buab bei allen möglichen passenden und unpassenden Gelegenheiten mit der Büchse zu knallen. Der Wintiman leitet selbstverständlich die ganzen Gebräuche. Kommt endlich die Beerdigung, so giebt man der Leiche noch Kleidungsstücke und allerhand Geräte mit ins Grab, in dem Glauben, das folge dem Toten in die andere Welt und verbessere dort sein Los; namentlich Anverwandte und Freunde drücken durch solche Gaben ihre Hochachtung und Teilnahme aus. Hat der Tod ein Ehepaar getrennt, so erhält der überlebende Gatte von dem Kapitän des Kamps einen langen Stock, auf den gestützt er zum Zeichen der Trauer nun längere Zeit gebückt gehen muß. Ein großes Totenfest zu Ehren des Verstorbenen mit Tänzen, Spielen und Mahlzeiten beschließt fürs erste die Trauerfeierlichkeiten. — Stirbt jemand zufällig fern von seinem Wohnort, so wird die Leiche zwar am Orte des Todes bestattet, ein Teil des Haupthaares ihr aber abgeschnitten und an den Wohnort jenes gebracht, um dort eingegraben zu werden. In allen Kamps, welche die Träger dieses Haares passieren, werden Trauerfeierlichkeiten abgehalten. Das Haar eines jeden verstorbenen Aukaners wird dagegen in den Kamp des Granmans an den Tapanahoni gesandt. Dort hat nämlich die Granmama, die Urahne, des ganzen Stammes gewohnt, dort hat sie ein aus Afrika mitgenommenes Samenkorn gesteckt, aus dem ein großer Baum entstanden ist. Unter diesem Baume werden nun alle Haare von Aukanern und Aukanerinnen bestattet, denn die Granmama will keines ihrer Kinder missen, und sind die Haare derselben da, dann ists so gut als ob die Kinder selber sich eingefunden hätten. — Begegnen sich nicht am gleichen Ort ansässige Verwandte eines kürzlich Verstorbenen, so haben sie während des Trauerjahres, wo es auch sei, daß sie sich treffen, selbst mitten auf dem Flusse, sich zusammenzusetzen und eine laute Totenklage mit einander anzustimmen, ein jämmerlich sich anhörendes Geheul. Das währt etwa eine viertel bis eine halbe Stunde, dann unterhalten sie sich in der gewöhnlichen Weise, als ob nichts geschehen wäre. Wird ein Todestag jährig, so veranstaltet man unter Leitung der Wintimänner wieder große Feste zum Gedächtnis der Abgeschiedenen. Über dem Toten vergessen die Lebenden bei solchen Gelegenheiten freilich sich selber nicht. Hatte doch z. B. ein allerdings nicht ganz unbegüterter Kapitän zu einer solchen Fesa, dem Andenken seiner Tochter geweiht, etwa 900 Pfund Reis, ein Faß Speck, ein Faß Salzfleisch, Massen geräucherten Fisches und Cassaba, endlich entsprechende Vorräte an Dram und Rum für sich und seine Gäste heranschaffen lassen; auch eine große Anzahl neuer, allerdings sehr einfacher Hütten war für die Besucher errichtet worden. — Bei zahlreicheren Todesfällen an ein und demselben Ort pflegen die überlebenden Bewohner, von Entsetzen ergriffen, auszuwandern und sich irgendwo anders einen neuen Wohnsitz zu suchen, von der Annahme geleitet, die Lokalgottheit sei aus irgend Gründen über sie erzürnt.

Das sind in den wesentlichsten Umrissen die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Buschneger. Ein gemeinsamer Zug geht mit ganz wenig Ausnahmen durch sie alle hindurch, das Gefühl der Bedrohung durch übermächtige feindliche Gewalten, denen gegenüber man sich im Zustande einer nur schwer durchzuführenden Abwehr befindet. Furcht flößt die Gottheit ein, nur Furcht, kein Vertrauen, keine Liebe, keine Dankbarkeit. Eine Hoffnung über das Grab hinaus gewährt sie auch nicht. Ebensowenig vermag sie trotz der drohenden, finsteren Züge, die sie zur

Digitized by Google

Schau trägt, ein Bewußtsein der Schuld, eine Erkenntnis der Sünde zu wecken; sie zeigt keinen Weg zur Sühne, keinen zur Besserung und sittlichen Erhebung. Unwürdig, kläglich ist ihr Verhältnis zu ihren Verehrern und das dieser zu ihr. Ja im letzten Grunde enthüllen sich diese dürftigen religiösen Vorstellungen als ein hohles Blendwerk, als ein betrügerisches Gaukelspiel, hinter welchem sich die Klasse jener Wintimänner, jener Schwindler und Schurken, mit ihrem schmutzigen, intriganten Eigennutz verbirgt. Ihnen, nicht der Gottheit, dient das Waldvolk in Wirklichkeit. Obwohl es kühnlich seine bürgerliche Freiheit erkämpft hat, schmachtet es in den Banden einer geistigen Sklaverei, bis ihm der verkündigt wird, der da recht frei macht.

Von den Sangirinseln.

In einem Bericht über das Erdbeben auf Sangir fügte das Allgem. Handelsblad einige Mitteilungen betreffs der dortigen Mission bei, welche Prof. Valeton in Utrecht sehr bescheiden als „nicht ganz zutreffend" bezeichnet. Seinen Brief an das Handelsblad, welcher eine kurze Übersicht der Mission auf den Sangirinseln giebt, die auch manchem deutschen Missionsfreund zur Orientierung dienen kann, bringt die Nederländische Zendingstydschrift 1892 3. Lfg. S. 185 ff. mit folgenden Worten:

„In Ihrem Bericht über das Erdbeben auf Gr. Sangir wird u. a. gesagt, daß sich auf Sangir „„einige europäische Missionare von deutschen Missionsgesellschaften (worunter wahrscheinlich solche der Elberfelder Gesellschaft) sich befänden,"" das ist nicht ganz zutreffend. Auf Gr. Sangir sind stationiert die Missionare Tauffmann in Tabrekan, Steller in Tagoelandang und M. Kelling, ein Schwiegersohn des Letztgenannten, welcher zwar für Tomako bestimmt ist, aber aus Mangel an einer passenden Wohnung dort, sich noch bei seinem Schwiegervater aufhält. Ferner wirken auf den Sangirinseln noch der Missionar F. Kelling, der Vater des vorher genannten in Tagoelandang auf der weiter südlich gelegenen Insel gleichen Namens, und dessen 2. Sohn P. Kelling in Oelon auf Siaon, welcher ebenfalls ein Schwiegersohn des Missionar Steller ist.

Von diesen gehören Tauffmann, Steller und F. Kelling zu den sog. Goßnerschen Missionaren, welche in den Jahren 1856 u. 1858 besonders durch Vermittlung des Dr. O. G. Heldring nach den Sangi- u. Talautinseln gesendet wurden. Steller und Kelling waren die ganzen 35 Jahre ununterbrochen auf ihren mühseligen Posten zum größten geistlichen und kulturellen Segen für die Bevölkerung thätig. Daß die Bevölkerung gegenwärtig zum großen Teil aus Christen besteht, und daß sie auch in kultureller Hinsicht außerordentlich vorwärts gekommen, ist unter Gottes Segen besonders ihrer treuen Arbeit, sowie der Arbeit einiger andrer Missionare, welche bereits entschlafen sind, — ich denke hier namentlich an Missionar Schröder — zu danken. Auch sie haben wieder bewiesen, was die Mission vermag.

Digitized by Google

Von der Arbeit des Missionars Tauffmann ist sehr wenig bekannt. Ursprünglich für die Talautinseln bestimmt, hat er zweimal seine Arbeit aufgegeben, um sich Handelsgeschäften zu widmen. Auf sein Ansuchen ist er nach dem Tode des Missionar Schröder vor einigen Jahren von der Regierung als Missionsprediger in Taboekan angestellt.

Die beiden andern Missionare, M. und P. Kelling, empfingen ihre Ausbildung im Missionshaus der Utrechtschen Missionsvereinigung und zogen nach einander in den Jahren 1887 und 1889 in ihre Heimat, dort das Evangelium zu verkündigen.

Die Leitung dieser Mission liegt in der Hand der Gesellschaft für innere und äußere Mission in Batavia (genootschap van in- en uitwendige Zending) und im Verein mit dieser dem Sangir- und Talaut-Komitee in unserm Vaterlande, welches aus (je zwei) Deputierten des Java-Komitee, der Utrechtschen und der Niederländischen Missionsvereinigung besteht. Bis vor kurzem konnten die Sangirinseln zu den meist gesegneten Missionsfeldern unsrer östlichen Kolonien gerechnet werden, in den letzten Jahren jedoch fanden unsere Missionare dort zum großen Schaden für die Missionsarbeit eine sehr starke und großenteils persönliche Anfeindung seitens des gegenwärtigen Kontrolleurs, und wurde ihnen ihr Aufenthalt dort in allerlei Weise verleidet.

Daß wir mit großer Spannung näheren Nachrichten über den Umfang des Unglücks entgegensehen, wird Ihnen nicht wunderbar sein. Ein Sohn des Missionar Steller studiert in Utrecht Theologie, und 2 seiner Töchter wohnen ebenfalls dort."

Mädchenhandel nach Indien.[1])

In der Juli-Nummer des in Bombay erscheinenden Blattes „The Banner of Asia" macht Alfred S. Dyer haarsträubende Enthüllungen über den Handel mit europäischen Mädchen. Alfred S. Dyer, ein Mitglied der Gesellschaft der Freunde, ist der Menschenfreund, auf dessen Antrieb hin vor ungefähr neun Jahren die englische Regierung dem Handel mit englischen Mädchen in Brüssel ein Ende setzte. In seinen Nachforschungen in Indien ist er mit Thatsachen aus dem Volksleben bekannt geworden, die er seinem Artikel in der genannten Monatsschrift zu Grunde legt. Zwischen mehreren europäischen Staaten, worunter leider Deutschland den ersten Platz einnimmt (Italien, Rußland, Östreich, Spanien u. Rumänien folgen zunächst), und den englischen Besitzungen in Indien wird ein regelrechter Handel mit Mädchen betrieben, welche an gewisse Häuser in Bombay, Kalkutta, Madras und in andern Städten verkauft werden. Der Mittelpunkt dieses Mädchenhandels ist in Bombay, und hier nennt Dyer einen gewissen, aus etwa 100 Mitgliedern bestehenden Klub, der sich an einer von ihm bezeichneten Örtlichkeit allnächtlich versammelt, als das Hauptquartier

[1]) Beibl. zum Hermannsb. Missionsbl. 1892, Nr. 11.

Digitized by Google

dieſer Sklavenhändler. Dieſe Menſchen füllen ihre Häuſer mit Mädchen, indem ſie ihnen in Indien gutbezahlte Stellen verſprechen. Kommen ſie freundlos und mit der Sprache unbekannt an, ſo iſt ihr Los das denkbar elendeſte, und ſie müſſen, ſo ſehr es ihnen widerſtrebt, ein Gewerbe ergreifen, das ſie binnen wenigen Jahren dem einzigen Erlöſer, dem Tod, in die Arme treibt. Von der Abgefeimtheit, mit der dieſe Geſellen den ſcheußlichen Handel betreiben, giebt die Erzählung eines Schiffskapitäns Auskunft, der ausſagte, daß ein gewiſſes notoriſches Individuum fünfmal auf ſeinem Schiffe die Reiſe nach Bombay gemacht und jedesmal ein anderes Frauenzimmer bei ſich gehabt habe, das als ſeine Frau galt. Es iſt feſtgeſtellt, daß eine beliebte Verlockungsmethode dieſer Sklavenhändler darin beſteht, daß ſie in europäiſchen Häfen anſtändigen Mädchen den Hof machen, ſie heiraten, mit nach Bombay nehmen, dort an die Beſitzer ſchlechter Häuſer verkaufen und im Stich laſſen.

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1893.

Die Buschneger Surinames.

Von H. G. Schneider.

(Fortsetzung.)

II.

Geben wir nun einen Überblick über die **Missionsarbeit unter den Buschnegern**, so dürfte es angezeigt sein, einige allgemeine Bemerkungen zum besseren Verständnis dieser Arbeit und zur Vermeidung von Wiederholungen vorauszuschicken.

Mit großen Erfolgen, mit Massenbekehrungen kann eine besonnene Geschichtsdarstellung der bisherigen Buschnegermission nicht aufwarten; im Gegenteil, die numerischen Ergebnisse der Evangeliumsverkündigung sind geringfügig, die vorhandenen Mängel des Werkes leicht nachzuweisen. Wenn die Entwicklung desselben gleichwohl einiges Interesse beanspruchen darf, so hat sie das einem andern Umstande zu danken. Sie trägt, kurz gesagt, den Charakter einer Art von Heroenzeit. Einzelne Persönlichkeiten von Bedeutung treten in den Vordergrund und zwar auf beiden Seiten, d. h. Persönlichkeiten, die sowohl dem Kreise der Sendboten, wie dem der bisherigen Götzendiener angehören. Sie bilden in dem Maße den Mittelpunkt des Werkes, daß das Auge des Erzählers unwillkürlich an ihnen haften bleibt, sie entfalten eine Entschiedenheit, eine Treue, eine Ausdauer und eine Opferwilligkeit, wie sie in der an solchen Zügen wahrlich nicht armen Geschichte der Heidenmission doch nicht gerade an der Tagesordnung sind und jenen ohne Übertreibung die Bezeichnung als wirklicher Glaubenshelden sichern, wenn auch der dieser Darstellung zugewiesene knappe Rahmen nur kärgliche Andeutungen dieser Eigenschaften gestattet. — Zwei Thatsachen sind es aber vor allem, welche, soweit die Träger der Missionsarbeit in Betracht kommen, an ihren Opfermut die größten Anforderungen stellten. Das Klima Surinames, schon an der Küste erschlaffend und ungesund genug, ist im Innern des Landes geradezu mörderisch. Dedde kondre (dead country), das Totenland, nennen es die Buschneger selber. In die unabsehbaren Waldmassen, die den auch nach Süden nur sehr allmählich und unbedeutend ansteigenden Boden dieses Flachlandes bedecken, dringt auch nicht ein Hauch des luftreinigenden und erfrischenden Seewindes. So brütet die unerträgliche Sonnenglut aus den bei der großen Feuchtigkeit des Erdreichs in Verwesung geratenen, pflanzlichen Organismen Fieberdünste aus, denen sich bisher auch die eisernste Konstitution eines Europäers auf die Dauer niemals gewachsen zeigte. Akute Fieberanfälle rafften viele rasch dahin, chronische untergruben die Gesundheit anderer

Digitized by Google

langsamer, aber keiner kam, der nicht diesem Klima seinen Tribut bezahlt hätte. Und im Fall einer Erkrankung schleunige Hilfe zu bringen ist äußerst schwierig, ja oft geradezu unmöglich, der schlechten Verbindung wegen zwischen dem Innern des Landes und der Küste. Sämtliche Flüsse Surinames — und das führt uns zur Besprechung der andern Thatsache — sind nämlich in ihrem Mittel- und Oberlauf so mit Inseln durchsetzt und so reich an kleinen Wasserfällen und Stromschnellen, daß sie, angeschwollen durch die Regenzeit, ebensowenig passiert werden können, weil sie zu reißend sind, wie sich ihre Benutzung verbietet im höchsten Stadium der Trockenzeit, weil sie dann stellenweise zu seicht sind; nur zur Zeit des mittleren Wasserstandes kann man sie ohne zu große Schwierigkeit befahren. Und eine andere Verbindung mit der Küste, mit der Stadt giebt es nicht, als eben nur die Wasserwege. Aber auch zu Zeiten, wo sich der Schiffahrt an sich keine Hindernisse in den Weg stellen, bedingt doch jene Eigentümlichkeit der Strombetten die Benutzung der früher geschilderten Korjale. Das in der „Kolonie" übliche sogenannte Tentboot (Zeltboot), ein größeres Ruderboot mit einer überdeckten Kajüte, in welcher zwei Reisende Schutz finden gegen die Sonnenstrahlen, bei Nacht ziemlich bequem ausgestreckt liegen und schlafen, ebenso auch einen erklecklichen Vorrat von Lebensmitteln und Gepäck mitführen können, — ist nämlich zu schwer und geht zu tief, um die Stromschnelle nehmen zu können. Nur die Korjale, von den Buschnegern mit bewundernswerter Kraft und Geschicklichkeit geführt, vermögen das. Das Reisen in ihnen ist aber sehr anstrengend, weil man ohne Stütze und Lehne für den Rücken, ohne Schutz gegen die senkrechten Sonnenstrahlen mit einem schmalen Sitzbrettchen vorlieb nehmen, oder unter einem auf dem Hinterteil improvisierten, niedrigen Dach aus belaubten Zweigen liegen muß — jedenfalls kein für schwache Fieberkranke geeignetes Beförderungsmittel. Da diese Fahrzeuge außerdem sehr wenig fassen, muß man zur Fortschaffung von Vorräten und Gepäck gleich mehrere mieten. Das macht die Reisen auch verhältnismäßig kostspielig, zumal die Entfernungen nicht unbedeutend sind.

Über letztere mögen, unterstützt durch einen Blick auf die Karte, hier einige kurze Angaben folgen. Von Paramaribo fährt man mit Tentboot in 3 Tagen, mit Dampfschiff in 1 Tage bis Bergendal. Von Bergendal bis Koffikamp ists eine Tagereise, von Koffikamp bis Ganfee eine Tagereise, von Ganfee bis Goejaba 4—5 Tagereisen. — Von Paramaribo braucht man auf dem Wege durch den Saramacka-Kanal in die Wanika-Kreek bis Maripastoon 2—2½ Tage, von Maripastoon bis Kwattahedde sind 4 Tagereisen. — Von Katharina Sofia bis Koppenkrisi kann man in 2 Tagen gelangen. — Das von der Mündung der Marowijne 5 Stunden entfernte Albina kann man von Paramaribo aus auf dem Seeweg mit Dampfer in 1—1½ Tagen erreichen. Auf dem Wege durch die Cottika, Coermotibo und Wanakreek braucht man indes 4—5 Tagereisen. Von Albina bis zur Mündung der Tapanahoni sind es 6—8 Tagereisen. — Auf der Thalfahrt braucht man im Mittel- und Oberlauf aller dieser Flüsse bei günstiger Jahreszeit kaum die Hälfte der Zeit, die zur Bergfahrt nötig ist, während im Unterlauf derselben vollständig mit Ebbe und Flut gerechnet werden muß und infolge davon die Zeitersparnisse bei der Thalfahrt keine so große ist, vollends wenn man zur Bergfahrt die alle vier Wochen eintretende Springflut benutzt. Da

Digitized by Google

die Hauptsitze der an der Saramacca, Suriname nnd Marowijne wohnenden Buschneger am Oberlauf der genannten Flüsse liegen, bietet nach dem Gesagten die Reise zu ihnen wie die Verproviantierung sich dort niederlassender Europäer selbst zur günstigen Jahreszeit eine solche Fülle von Beschwerden und Hindernissen, daß deren Überwindung wahrlich keine Kleinigkeit ist; man wird schon unterwegs für den Fieberanfall präpariert, ja bekommt ihn nicht selten, bereits ehe man das Ziel erreicht hat.

Den Gang der Darstellung betreffend weist uns ganz ungesucht die chronologische Reihenfolge der Missionsversuche wie die durch die verschiedenen Flußgebiete bedingte Gliederung der Buschneger darauf hin, daß wir die Missionsarbeit in einer durch die Stammeseinteilung bestimmten Anzahl von getrennten Abteilungen vorführen. Nur eine Inkongruenz müssen wir dabei mit in den Kauf nehmen, die Thatsache, daß, wie bereits oben erwähnt, innerhalb des Gebietes der Saramackaner an der Suriname ein Zweig der Aukaner an der Sara-Kreek sich niedergelassen hat, etwa 700 Köpfe stark. Die aus ihrer Zahl für das Christentum Gewonnenen, jetzt zusammengeschlossen zu dem Gemeinlein von Koffikamp, bilden noch heute mit ihren heidnischen Stammesgenossen ein Enklave in dem Gebiet der Saramackaner, das seine Besonderheit kräftig wahrt. Aber es genügt, diesen Umstand einmal deutlich zu betonen, zumal die Missionsgeschichte in ihrer Entwicklung auf diesen Unterschied keine weitere Rücksicht nahm.

1. Die Mission unter den Saramackanern an der Suriname.

Im August des Jahres 1735 reisten die drei ersten Missionare der Brüdergemeinde nach Suriname ab. Zwei von ihnen begaben sich 1738 in das damals noch Holland gehörige, jetzt englische Guyana und begannen eine Mission unter den dortigen Indianern, die bis zum Jahre 1808 bestanden, zeitenweise namentlich unter dem Einfluß des ausgezeichneten Salomo Schumann, erfreulich geblüht und dazu gedient hat, daß zwischen 800—900 Indianer durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt wurden. Begann diese Mission also früher als die Buschnegermission, so hatten sich auch in Paramaribo bereits 1754 einige Brüder niedergelassen, die sich als Handwerker ihren Unterhalt verdienten, der Mission sich als Agenten nützlich machten und unter den Negersklaven zu wirken suchten. Ihrer geistlichen Thätigkeit wurden aber so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß sie nicht früher als am 21. Juli 1776 durch die erste Taufe den Grundstein zu dem noch heute so blühenden und weitverzweigten Missionswerk in der „Kolonie“ legen durften. Aber noch ehe es so weit kam, hatte sich ihre Anwesenheit in Paramaribo auch schon insofern als nutzbringend gezeigt, als der Gouverneur der Kolonie, Crommlin, an sie die Aufforderung richtete, sich doch der Buschneger anzunehmen. So unbequem und unheimlich die Mission nämlich in einem Gebiet, wo die Sklaverei herrschte, vom Standpunkt des Sklavenhalters aus und in dem durch ihn bestimmten fiskalischen Interesse zu sein schien, so brauchbar und zweckmäßig konnte sie sich erweisen, wenn sie den unruhigen und beunruhigenden Nachbarn im Urwald mildere Sitten, Zucht und Verträglichkeit beibrachte. Die Mission konnte die schwarzen Flüchtlinge den Frieden halten lehren, den man notgedrungen mit ihnen soeben geschlossen hatte.

Digitized by Google

Die Voraussetzungen wie die Ziele der beiden Kontrahenten, der Kolonialregierung und der Brüder, waren grundverschiedene, aber in Bezug auf das Mittel zur Erreichung des Zieles war man einig. So wurde Paramaribo die Basis für die ganze Buschnegermission und ist es in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag geblieben, wie diese Stadt auch das Hauptquartier des ganzen Missionswerkes der „Kolonie" bis zu dieser Stunde bildet.

Im Dezember 1765 reisten die Brüder Stoll, Jonas und Dähne von Paramaribo auf der Suriname ins Buschland ab. Dähne war schon in 27jährigem Dienst unter den Indianern Demeraras erprobt, und zwar als einer der beiden Bahnbrecher. Durch einen Regierungsbeamten empfohlen, fanden die drei Missionare freundliche Aufnahme bei Abini, dem Granman der Saramakaner. Er hauste an der in die Suriname mündenden Senthea-Kreek, mehrere Tagereisen südlich von Alt-Bambey und darum auf der Karte nicht Raum findend. Abini ist das Haupt einer Familie, die durch 3 Geschlechter bis auf die Enkel herab der Mission sich nicht bloß freundlich erzeigt, sondern ihre Machtstellung zum Schutz und zur Stütze des Werkes nach bestem Vermögen eingesetzt hat; denn wider Buschnegerrecht folgten auf den Vater Sohn und Enkel in der Granmanswürde. Dann erst ging dieselbe auf den Neffen (Franz Bona) der letztgenannten über. Wenige Tage nach der Ankunft der drei Sendboten bei Abini, am 7. Febr. 1766, erlag bereits Jonas dem Klimafieber. Die äußere Existenz der beiden Übergebliebenen war die denkbar dürftigste, und bald wurden sie auch ihres Gönners beraubt, indem Abini im Jahre 1767 während eines Gefechtes mit widersetzlichen Stammesgenossen erschossen wurde. Ehe er auszog, hatte er aber, von einer Vorahnung ergriffen, die beiden Weißen dem Wohlwollen seines Sohnes, eines Jünglings Namens Arabi, empfohlen als Männer, „welche Gott ihm zugeschickt habe." Inzwischen der Sprache der Buschneger Herr geworden, begannen die Missionare das Evangelium zu verkündigen. Indes die Duldung, die man ihnen bisher bewiesen, nahm rasch ein Ende. Die Zauberdoktoren brandmarkten sofort die neue Lehre als einen Angriff auf die alterprobten Götter, drohten mit dem Zorn derselben und brachten die Bevölkerung so gegen die Brüder auf, daß das Leben dieser beständig in Gefahr schwebte und sie mit ihrer Predigt gar kein Gehör fanden. In dieser kritischen Zeit verließ Dähne, der überhaupt nur mit seinen langjährigen Erfahrungen für den Anfang aushelfen sollte, den Urwald, um ein Jahr darauf in Zeyst (Holland) seine Tage zu beschließen, nachdem er im Dienst der Heidenmission 30 Jahre zugebracht. Sein Ersatzmann erkrankte indes bald an einem langwierigen Beinübel und war dadurch ganz ans Lager gefesselt. Stoll und ihm gereichte es in ihrer schweren Lage zu doppelter Aufmunterung, daß wenigstens zwei Knaben, Schippio und Grego, und nach einiger Zeit auch ein paar Kameraden derselben sich Schule halten und im Christentum unterweisen ließen. Mit ihrer Hilfe übersetzte Stoll einige Liederverse und Stücke des Neuen Testaments in die Buschnegersprache; daneben pflegte er den kranken Amtsbruder. Im Februar des Jahres 1769 verlegten die Einwohner des Kamps infolge abergläubischer Beeinflussung ihren Wohnsitz ein Stück stromabwärts nach Quama, an der Mündung der Sebonne-Kreek in die Suriname, wohin Stoll und sein Mitarbeiter folgten und wo Arabi ihnen eine Hütte in einiger Entfernung vom Negerdorf erbaute und für ihren Unterhalt einen Kostacker anwies. Groß war die Freude der einsamen Boten, als im September desselben Jahres Missionar Kersten mit

Digitized by Google

seiner Gattin, der ersten weißen Frau im Buschland, zu ihrer Unterstützung eintraf. Die Brüder begannen nun regelmäßige Sonntagspredigten zu halten, an Zuhörern fehlte es auch nicht, aber nur auf einen machte ihre Verkündigung einen tieferen und nachhaltigen Eindruck, auf ihren jugendlichen Beschützer, den Granman Arabi. Trotz aller Verspottung und Anfeindung schloß er sich immer enger an die Brüder an und nahm sichtlich zu an Gnade und Erkenntnis, so daß er am 6. Jan. 1771 als Erstling der Buschnegergemeinde getauft und ein Jahr später zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen werden konnte. Nach eigener Wahl erhielt er bei dieser Gelegenheit den Namen Johannes, und Johannes Arabi war von nun an bis zu seinem 1821 erfolgten Tode der Hauptbannerträger christlicher Erkenntnis und christlichen Wandels im Urwalde. Seine Taufe weckte übrigens einen Sturm von Erbitterung bei seinen Landsleuten, seine eignen Anverwandten nicht ausgenommen; er aber blieb treu und unverzagt, ja er verkündigte sogar aus eignem Antrieb den Namen des Herrn in verschiednen Kamps der Nachbarschaft, indes ohne viel Erfolg. Erst 1773 konnte ein zweiter Buschneger getauft werden, der den Namen Simon erhielt. In demselben Jahr zog die Einwohnerschaft von Quama abermals ein Stück stromabwärts und siedelte sich in Alt-Bambey an (s. Karte!). Die Missionsgeschwister folgten selbstverständlich der Herde. Im Jahre 1774 begab sich Stoll nach Paramaribo, wo er mit der Witwe Penner getraut wurde; aber nicht lange mit ihr in den Urwald zurückgekehrt, mußte er sie schon im August desselben Jahres dem Klimafieber erliegen sehen. So stand er wieder mit Kerstens allein da, denn der andre kranke Amtsbruder war längst nach der Stadt zurückgekehrt. Mit ihnen konnte er noch die Freude an der Taufe von vier Negern im Februar 1775 teilen, unter denen die beiden früheren Schüler Schippio und Grego, nun David und Christian genannt. Aber schon 1776 wurden Kerstens nach Paramaribo berufen, um die Leitung des dortigen Werkes zu übernehmen. Stoll fuhr indes, obwohl vielfach kränkelnd, unermüdet in seiner Thätigkeit fort und vollendete auch die Übersetzung der vier Evangelien mit Hilfe von Johannes Arabi. In den Brüdern Kufud und Lehmann erhielt er neue Mitarbeiter, seine Kräfte waren jedoch durch das Fieber langsam verzehrt, und am 15. April 1777 ging der treue, eifrige Mann ein zu seines Herren Freude; sein Gedächtnis lebt noch heute fort im Urwald, denn der „Bruder Rudolf" oder „der heilige Rudolf," wie ihn die Buschneger auch nannten, hatte auf Christen und Heiden einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Noch im gleichen Jahr erschien Christian Ludwig Schuhmann, der Sohn des oben genannten Indianermissionars auf dem Kampfplatz. Er hatte das Sprachtalent seines Vaters geerbt und redete in unglaublich kurzer Zeit die Zunge der Buschneger. Aber auch noch im gleichen Jahr erlag Lehmann dem Klimafieber, und Kufud's ebenfalls zerrüttete Gesundheit nötigte diesen, nach Paramaribo zurückzukehren. Schuhmann selbst litt an immer erneuten Fieberanfällen und schmerzhaften Geschwüren, seine äußere Lage war eine unbeschreiblich traurige; aber wie schwach er war, er verkündigte doch aus der Hängematte heraus den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Frühjahr 1778, als sein Gesundheitszustand sich etwas gebessert, kamen Geschwister Hans als seine Gehilfen an, jedoch ein Monat darauf stand er schon an den Gräbern beider, da auch sie dem mörderischen Klima erlagen. Selbst bald darauf durch erneute Niederlagen bis an den Rand des Grabes gebracht und völlig arbeitsunfähig, entschloß er sich endlich zur Rückkehr nach Paramaribo. Die an den Abreisenden gerichtete Bitte der Getauften, sie nicht im Stich zu lassen, fand indes dadurch Berücksichti-

Digitized by Google

gung, daß im Jahre 1779 die Brüder Wiez und Haid, schon mit einigen Sprachkenntnissen ausgerüstet, in Alt-Bambey eintrafen. Haid freilich erkrankte gleich so heftig und wiederholt, daß er die Stadt aufsuchen mußte. Aber Wiez hielt aus und erlebte die Freude, daß seine Predigt immer mehr Gehör fand. Johannes Arabi war ihm bei seiner Arbeit eine treue, und den Einwendungen der Feinde gegenüber allzeit schlagfertige Stütze, während der ihm zu Hilfe gesandte Bruder Möser einen Monat nach seiner Ankunft starb und die Witwe desselben nach Europa zurückkehrte. So brach das Jahr 1780 an, die Brüder Wiesner und Randt erschienen als Mitarbeiter und durften sich mit an den Erfolgen Wiezens freuen; denn in diesem Jahr konnten außer 2 Kindern 3 Neger und 3 Negerinnen, die ersten Christinnen, getauft werden; unter den letzteren befanden sich die Frau und Schwester von Joh. Arabi, welche einst über seine eigne Taufe sich so erbittert gezeigt hatten. Die Feindschaft der Wintimänner hielt aber noch an, auch kam es zu wiederholten Malen an den Tag, daß die Getauften, mit Ausnahme des Granmans, noch in manchen abergläubischen Vorstellungen befangen waren. Infolge großer Sterblichkeit unter den Kindern wurde im Jahre 1786 der Wohnsitz der Dorfgenossenschaft abermals ein paar Stunden stromabwärts nach Neu-Bambey, dem nachmaligen Gingee gegenüber, verlegt. Wieder wanderten die Missionare mit. Sie begannen nun auch, öfters wiederholte Missionsreisen bis nahe an das Quellengebiet der Suriname zu machen, bisweilen sandten sie ebenfalls Johannes Arabi und Christian Grego auf solche aus. Man hatte die Freude zu sehen, daß bei vielen Buschnegern in diesen entlegnen Gegenden ein Hunger nach der Wahrheit erwachte und der Glaube an die Abgötter mehr und mehr erschüttert wurde. Aber im großen und ganzen wiederholte sich immer wieder die Erscheinung, daß die oft rasch aufschießenden Keime geistlichen Lebens aus Mangel an Nachhalt und Beharrlichkeit wieder abstarben. Das war sehr entmutigend, ebenso die Thatsache, daß unter den zur Mitarbeit gesandten Brüdern und Schwestern, die alle einzeln aufzuzählen hier zu weit führen würde, der Tod immer wieder seine unerbittliche Ernte hielt. Randt selbst verlor seine junge Frau, nachdem sie ein Monat lang das Leben im Buschland mit ihm geteilt, und 1792 mußte er nach Europa zurückkehren. Wiez hatte auf das Drängen der Regierung hin zu seinem Amte als Missionar noch die Funktion eines Posthouder übernommen. Das sicherte ihm zwar eine angesehenere Stellung unter den Negern und trug auch zur Verbesserung seiner äußeren Lage bei, verwickelte ihn jedoch auch in viele Schwierigkeiten, die sich schließlich so häuften, daß er um Befreiung davon bat und sie erhielt. Im Jahre 1794 erhielt er in Bruder Mähr einen Mitarbeiter, der, nachdem er eine heftige Erkrankung durchgemacht, sich dem Klima einigermaßen gewachsen zeigte. Endlich aber war Wiezens Gesundheit auch so geschwächt, daß er im Jahre 1801 nach 18jährigem treuen Dienste im Buschland sich zur Rückkehr nach Europa genötigt sah. Mähr harrte mit seiner Frau bis 1813 aus. Er bewies viel Geduld und erntete wenig Freude, ja alle Versuche ihm die Last der Arbeit durch Teilung der letzteren zu erleichtern, scheiterten daran, daß die in den Urwald gesandten Geschwister entweder rasch heimgingen oder durch andauernde Kränklichkeit arbeitsunfähig wurden.

So beschloß man im Jahre 1813 die Aufhebung der Mission. Die mörderischen Eigenschaften des Klimas, das fröhliche rasche Aufblühen des Missionswerkes in der „Kolonie", namentlich in Paramaribo, wo man in jenem Jahr bereits 640 Getaufte zählte und bei weitem nicht genug Arbeiter hatte, die Thatsache endlich, daß im Gegensatz dazu im Busch-

Digitized by Google

land von einer durchgreifenden Erweckung des Volkes als Ganzem nicht die Rede war, ja daß, mit Ausnahme weniger edler, echter Perlen, auch unter den Getauften noch viel Lauheit und Hang zu den altväterlichen, abergläubischen Gebräuchen sich immer wieder zeigte, obwohl es die weißen Sendboten weder an Eifer, noch an Treue fehlen ließen, — bilden die Gründe zu diesem einschneidenden Beschluß. Seit 1765 waren bis zur Aufhebung der Mission 107 Personen getauft worden; zu diesen gehörten 30 Erwachsene und 16 Kinder, die man noch am Leben zurückließ. Nicht weniger als 9 Brüder und 6 Schwestern hatte man im Urwald bestattet, die ungerechnet, welche noch lebend, aber mit gebrochener Gesundheit zurückgekehrt waren.

Vergleicht man die Ergebnisse der gethanen Arbeit mit den Anstrengungen und Opfern, die sie gekostet, so wird man, wie lebhaft man diese Aufhebung auch bedauern mag, die Beschließung derselben eher eine verspätete als eine verfrühte nennen müssen und mit Fug nicht viel dagegen einwenden können. Vielleicht nicht absichtlich aber thatsächlich bedeutete diese Maßregel auch ein Gericht über die unempfänglichen Saramackaner. Sie hatten das Licht bei sich gehabt, aber die Finsternis mehr geliebt, so wurde jenes ihnen nun ganz genommen. Mochten sie sich mit ihrer Abgötterei abmühen und abmüden, bis die Sehnsucht nach dem, was sie verschmäht, in ihnen erwachte! Daß dies geschah, bildet ein versöhnendes Moment bei dem Rückblick auf dieses der Hauptsache nach vergebliche Ringen, bekundet aber auch, daß die bisher verrichtete Arbeit nicht völlig fruchtlos gewesen, und bewirkte, daß sich das „Aufgehoben" in ein „Aufgeschoben" verwandelte.

Mit am härtesten traf die Maßregel einen Johannes Arabi, Christian Grego, Simon Adoeka und den aussätzigen Krüppel Frederik, nebst noch einigen wenigen treuen Seelen. Sie trauerten tief und aufrichtig. Sie hielten in der Folge auch durch Besuche in der Stadt und durch dahingesandte schriftliche Grüße die Verbindung mit der Mission aufrecht und stärkten dadurch ihren Glauben. Sie bemühten sich endlich nach bestem Vermögen das, was von christlichem Leben in ihrer Umgebung sich fand, zu bewahren. Als Johannes Arabi 1821 sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu Chr. Grego: „Wenn ich sterbe, so fahre fort, meine Kinder den Weg des Heilandes zu lehren, denn sie sollen in seiner Hand bleiben!" Das war ein Glaubenswort, da alle Söhne des Sterbenden, einst getauft, zur Zeit wieder in die Ketten des Heidentums verstrickt waren. Christian Grego folgte jenem bald, schon im Jahre 1824. Er sagte auf dem Totenbette: „Ich wünsche nicht länger auf der Erde zu leben, sondern mich verlangt, zu meinem Heiland zu gehen, an den ich glaube. Ihr habt nun keinen Lehrer mehr, der Euch ermahnt, aber betet zum Herrn! Er kann alles thun, er kann Euch allen helfen!" Simon Adoeka und der aussätzige Frederik waren nun eigentlich die einzigen und letzten Säulen, welche von dem in Trümmer sinkenden Bau noch standen.

Ihre wiederholte Bitte um einen Lehrer bewirkte endlich, daß Br. Voigt 1835 wieder wenigstens einen Besuch im Buschland machte, der wie ein frischer Luftzug, was noch von glimmenden Kohlen da war, neu anfachte. Gleichzeitig war Hiob, der eine der abgefallenen Söhne Johannes Arabis, durch erschütternde Erfahrungen (den Verlust mehrerer seiner

Digitized by Google

Kinder, deren Leben er vergeblich durch Zauberkuren zu retten suchte) an seinem Aberglauben irre und heilsam erweckt worden. Er zog seinen einen, dem Trunke ergebnen Bruder Johannes Arabi den Jüngern mit sich und lernte bei dem aussätzigen Frederik lesen und notdürftig schreiben. Dann machten sich die beiden Brüder mit einigen Gleichgesinnten nach Paramaribo auf, um dort 1836 das Weihnachts- und Neujahrsfest zu feiern und um den abermaligen Besuch eines Lehrers zu bitten. Ihr Gesuch wurde gewährt, sie bauten zurückgekehrt ein kleines einfaches Buschkirchlein, und im Herbst 1837 erschien Bruder Jakobs bei ihnen, mit vielen Freuden empfangen. Man bat nun dringend um einen neuen Missionar, der seinen festen Wohnsitz unter ihnen habe, und erbot sich, ein größeres besseres Kirchlein zu bauen, falls das vorhandene nicht genüge. Noch ein Rekognoscierungsbesuch des Bruder Rasmus Schmidt (im Febr. 1840), der schon seit 1831 in Suriname gearbeitet hatte und an das Klima gewöhnt war, aber gleichwohl im Urwald einen heftigen Fieberanfall bekam — und Ende Dezember 1840 ließ er sich mit seiner Frau dauernd bei den 16 Getauften, die von dem alten Stamm noch übrig waren, und bei 50 andern nieder, die ihre Namen für den Taufunterricht aufgegeben hatten.

Damit war die Buschnegermission wieder eröffnet. Der Ort, wo es geschah, war weder Alt- noch Neu-Bambey, sondern hieß Gingee, obgleich man ihn, nicht gerade sehr glücklich, sondern recht irreführend, auch zeitweise Bambey genannt hat. Gingee liegt ungefähr auf derselben Stelle, wo jetzt das später zu erwähnende Aurora gegründet worden ist. Gerade diese Stelle schien besonders günstig, da hier eine zahlreiche Bevölkerung und ein Regierungsagent wohnte, bei dem damals noch alle zur Stadt fahrenden Buschneger sich ihre Pässe verschaffen mußten. Es strömte also viel Volks ab und zu, sodaß man Gelegenheit hatte, mit recht vielen Buschnegern in Berührung zu kommen, auch konnte man sich zu gewissen Zeiten des Jahres von hier aus oft mit der Stadt in Verbindung setzen. An diesem Orte, aber auf einer an ihn stoßenden, nicht ganz unbedeutenden Bodenerhebung, die in etwas höhere Luftschichten emporragte, war das Kirchlein und die (noch nicht ganz fertige) Wohnung für den Leriman und seine Missi errichtet. Schmidt hat nun hier mit seiner Frau, sichtbar vom Segen Gottes begleitet, eine sehr gründliche und gediegene Arbeit verrichtet. Mit heiligem Ernst, aber auch mit unerschöpflicher Liebe nahm er sich seiner Buschneger an. Als der erste Freudenrausch über seine Ankunft verraucht war, zeigte es sich erst, wie tief auch die Getauften und Bessergesinnten, ihnen selbst unbewußt, in heidnisches Wesen verstrickt waren. Sie davon zu überführen und loszumachen, sie, die an Ungebundenheit und schrankenlose Freiheit Gewöhnten, der Zucht und den Ordnungen christlichen Gemeinschaftslebens unterthänig zu machen, kostete keine geringen Kämpfe. Selbst Hiob, dem treusten und aufrichtigsten von allen, wollte das zeitweise zu schwer werden. Aber immer wieder siegte die Wahrheit und wurde dem Widerstrebenden zu mächtig.

So erwuchs allmählich ein Gemeinlein, dessen Mitglieder wirklich in lebendigem Glauben standen, mit Ernst der Heiligung nachtrachteten und unermüdlich von dem Missionar und seiner Gattin in Kirche und Schule

Digitized by Google

wie durch Privatseelsorge weiter gefördert wurden. In weiser Zweckmäßigkeit drang Schmidt auch darauf, daß die für das Christentum Gewonnenen sich ebenfalls auf der Anhöhe, wo Kirchlein und Missionshaus erbaut waren, ihre Hütten errichteten. Denn unten am Fluß unter den vielen in die gröbste Abgötterei verflochtenen Heiden waren jene beständig der Gefahr ausgesetzt, entweder verführt oder in die schwersten Konflikte verwickelt zu werden. Trotzdem blieben aber einzelne Zusammenstöße mit den erbitterten Zauberdoktoren und ihren Anhängern nicht aus, die den Christen die Freiheit verwehren wollten, nach ihrer innern Überzeugung zu leben. Aber auf eine oft wunderbare und augenfällige Weise nahm sich Gott einzelner Bedrängter wie der kleinen Herde an, welche als ein Licht auf dem Berge leuchtete. Ergreifend ist es noch heute, die ausführlichen Berichte über jenen Kampf zwischen Licht und Finsternis zu lesen und nicht minder erbaut es zu sehen, wie die Söhne Johannes Arabis, vor allem der goldtreue und demütige Hiob, aber auch seine beiden Brüder Johannes Arabi jun., der Granman, und Nathanael voll und ganz in das geistliche Erbe ihres Vaters eingesetzt wurden. Lang aber währte die Wirksamkeit Rasmus Schmidts, des Wiederbegründers der Buschnegermission, nicht. Nachdem noch auf seinem Sterbelager reiche Segensströme von ihm ausgegangen, entschlief er den 12. April 1845. Seine Witwe, auch eine ungewöhnliche Frau, hielt ihm die Leichenrede. Tief und aufrichtig war die Trauer des verwaisten Gemeinleins, das sich dessen wohl bewußt war, was es in seinem treuen und kraftvollen Hirten verloren. Anderthalb Monate später erschien Missionar Tank von der Stadt her, wohin Hiob die schmerzliche Nachricht gebracht. Bis dahin und weiter nach seiner Abreise, im ganzen zehn Monate lang, leitete die Witwe, unterstützt von dem vortrefflichen Hiob, die Station, hielt Schule und Gottesdienste und füllte, im Bewußtsein ihrer weiblichen Schwachheit sich um so glaubensvoller an ihren Gott klammernd, durchaus zufriedenstellend den Platz eines Missionars aus, da in der Stadt auch Mangel an Arbeitern herrschte und kein Ersatz abgegeben werden konnte.

Im Febr. 1846 erschien dann aber Br. Treu, der damalige Präses der surinamer Mission, gefolgt von Br. Meißner, um in dem letzteren der Gemeinde Gingee einen neuen Leiter und der verwitweten Schwester Schmidt einen neuen Lebensgefährten zuzuführen. Meißner wurde indes infolge des ungesunden Klimas sehr bald leidend. Dieser Umstand weckte in den Gemeindemitgliedern den Gedanken, ob sie nicht samt und sonders ein gutes Stück stromabwärts, d. h. an einen Ort ziehen sollten, von dem aus ärztliche Hilfe aus der Stadt leichter zu beschaffen wäre. Daß sie damit aus der näheren Verbindung mit ihren heidnischen Landsleuten und Anverwandten ausscheiden mußten, war ihnen wohl nicht ganz leicht, aber sie wollten lieber dies Opfer bringen, als wieder ohne Lehrer sein und dann etwa wieder allmählich ins Heidentum zurücksinken. Hiob und Johannes Arabi jun. waren die Hauptträger dieses Gedankens. Ehe dieser Plan ausgeführt werden konnte, mußte jedoch Meißner, völlig gelähmt, zur Stadt gebracht werden und gleich darauf mit seiner Frau zur Erholung nach Europa reisen. (1847).

Während ihrer Abwesenheit fand nun die geplante Übersiedlung nach Ganse e statt.

Im Sept. 1848 übernahmen die zurückgekehrten und scheinbar völlig wiederhergestellten Meißners die Pflege ihrer alten geliebten Gemeinde am

Digitized by Google

neuen Wohnort, wo ihnen aus Material, das man aus der Stadt dahin gebracht, ein ordentliches, solides hölzernes Wohnhaus errichtet wurde, während sie und alle ihre Vorgänger weiter stromaufwärts mit Negerhütten aus undichtem Palmzweiggeflecht hatten vorlieb nehmen müssen, da es unmöglich ist, Baumaterial die Stromschnellen und Wasserfälle hinaufzuschaffen. Aber auch die bessre Wohnung bot keinen genügenden Schutz gegen das mörderische Klima, wie wir gleich zu besprechen Gelegenheit haben werden. Doch zuvor erwähnen wir, daß Ende März 1849 Nathanael entschlief und kurz darauf, am 14. April, Hiob nur 48 Jahre alt. Beide Todesfälle, aber vor allem der letztere, weckten unter Missionaren wie Buschnegern tiefe Trauer. Hiob war ein wahres Kind Gottes und ein ausgezeichneter Mitarbeiter unter seinen Landsleuten gewesen. Nun mußte der letzte der Enkel Abinis, Joh. Arabi jun., unterstützt von dem Nationalhelfer Jeremias, den Bruder ersetzen und zwar bald doppelt und dreifach. Denn nicht nur kam am 4. Mai Br. Meißner abermals völlig gelähmt in Paramaribo an, nun genötigt, Surinname für immer Lebewohl zu sagen, sondern auch Missionar Barfoe, der im August 1849 als Ersatzmann in Ganfee eingetroffen war, entschlief schon den 3. Okt. am Fieber und zwar in Paramaribo, wohin die Neger den schwer Erkrankten gebracht, ja Br. Zielke, der daraufhin berufen wurde, erkrankte schon in Bergendal und ging am 2. Mai 1850 aus der Zeit. So war Ganfee auf die Leitung des alternden Joh. Arabi jun. und des innerlich gediegenen, frommen Jeremias angewiesen, wenigstens für die nächste Zeit; beide fühlten selber, daß sie der ihnen gestellten Aufgabe nicht gewachsen waren. Aber sie und ihr Gemeinlein erfuhren doch gelegentlich eine sie in ihrem Glaubensleben stärkende Aufmunterung. Ein paar Male wurden sie nämlich von Missionaren besucht, dann aber ließ sich eine Missionsfrau unter ihnen zeitweise nieder, Schw. Hartmann, die eine so eigenartige Erscheinung bildet, daß wir ihr gern einige Worte gönnen.

Von 1826—1844 hatte sie an der Seite ihres Mannes teils in Paramaribo, teils auf einer Plantagenstation gewirkt. Witwe geworden, übernahm sie die Leitung der gemeinschaftlichen Haushaltung der Missionare in der Stadt, zog dann aber 1848 auf die Plantage Bergendal und entfaltete von hier aus bis zu ihrem am 30. Dez. 1853 erfolgenden Ende eine sehr segensreiche und noch lange heilvoll nachwirkende Thätigkeit. Wodurch? Öffentliche Predigten haltend trat sie niemals auf, sie war viel zu demütig, um die ihr als Weib gesteckten Schranken jemals zu überschreiten, sie erteilte vielmehr am Tage Negerkindern, am Abend erwachsenen Negern und Negerinnen Unterricht, Unterricht in des Wortes tiefster und weitester Bedeutung. Lesen, Schreiben und Rechnen, aber auch biblische Geschichte waren ihre Hauptfächer. Auf meisterhafte Weise verstand sie es, den letztgenannten Gegenstand dem Fassungsvermögen des Negers entsprechend vorzutragen und ihn auf seine Lage und Bedürfnisse anzuwenden. Ja, da sie den Leuten ans Herz griff und den Inhalt der vier Evangelien zum Centrum ihres Unterrichtes machte, ging ihre lehrende Thätigkeit geradezu in eine missionierende über, zumal sie auch den Einzelnen nachging und sie auf den Heiland hinwies. Dabei kamen aber die gewöhnlichen Schulgegenstände nicht zu kurz. Noch heute fallen Neger, die auf der Strecke von Bergendal bis Ganfee die Ufer des Flusses bewohnen, vorteilhaft durch ihr fließendes, verständnisvolles Lesen auf, und wenn man nachfragt, wem sie diese Kunst verdanken, so bekommt man immer den Bescheid: „Missi Hartmann!“ Denn um möglichst Vielen möglichst viel sein zu können, führte sie, obwohl Bergendal ihr eigentlicher Wohnsitz war, ein Wanderleben. Dort unterrichtete sie,

Digitized by Google

uf der Holzplantage Viktoria an der äußersten Grenze der Kolonie that sie
s, sie drang in das Gebiet der Aukaner an der Sara-Kreek ein, wo Ras-
ius Schmidt schon einmal besucht, ehe er nach Gingee zog, ja ihre gründ-
iche Vorarbeit dort bildet die Ursache, daß wir nun auch Koffikamp, wo
in kleines Gemeinlein entstand, als einen weiteren Herd der Buschneger-
ission in Berücksichtigung zu nehmen haben, — Grund genug, dem An-
enken dieser Frau einige Worte zu widmen. Oft leidend, oft vom Fieber-
roft geschüttelt lag sie doch unermüdlich ihrer entsagungsvollen, segensreichen
Thätigkeit ob, lebte wie die Buschneger und von denselben einfachen Speisen,
chlief wie sie auf einer Binsenmatte, die auf den Fußboden gebreitet wird,
nd dachte in ihrer selbstverleugnenden Liebe nie an sich und ihre Bequemlich-
eit. Ihre Gesinnung wird dadurch gekennzeichnet, daß sie während der
anzen Zeit ihrer Thätigkeit im „Busch" nur ein einziges Mal für einen
Tag auf Besuch in der Stadt, die Aufforderungen, länger zu bleiben, mit
em Bemerken ablehnte, sie würde sonst zu verwöhnt, zu anhänglich an ihre
Brüder und Schwestern werden und dann mit geringerer Freudigkeit zu
hrem schweren Beruf in der Einsamkeit unter den Negern zurückkehren.
Als ihre Tage zur Rüste gingen, lag sie vier Wochen krank in einer ärm-
ichen Negerhütte in Koffikamp, ohne Nachricht von sich geben zu wollen;
ufällig hörten aber die Geschwister in der Stadt von ihrem Zustande und
ießen sie in einem Boote holen; in ihrem Kreise entschlief sie.

Am 5. Dez. 1851 wurde Schw. Hartmann in Gansee durch Geschw.
Sand abgelöst, aber freilich nicht auf lange, denn schon am 2. Jan. 1852
rlag der rüstige und freudige Sand dem Klimafieber. Schw. Hartmann,
ie allzeit hilfsbereite, konnte wieder einspringen. Bald nach ihrem Heim-
ang, am 31. Jan. 1854, reiste Br. Bauch mit seiner Familie nach Gansee
b und weihte unterwegs das Kirchlein ein, das die christlichen Aukaner in
Koffikamp sich aus eignem Antrieb erbaut. Aber schon im März war die
anze aus vier Mitgliedern bestehende Familie schwer erkrankt nach Para-
aribo zurückgebracht worden; das eine Kind starb, Br. Bauch selbst schwebte
ängere Zeit zwischen Leben und Tod, genas aber allmählich wieder, war
edoch so geschwächt, daß er einen Erholungsbesuch in Europa machen mußte.

Die weitere Entwicklung der Mission im Buschlande der Suri-
ame von 1854—1870 schildern wir nun in kurz zusammengedrängter Dar-
tellung. Es ist eine Zeit, in der man nach einer andern Organisation rang, die
en vorhandenen Verhältnissen besser angepaßt war; denn so konnte es nicht
eitergehen. Einmal wuchs das Missionswerk in der „Kolonie" so rasch,
aß die dort verfügbaren Arbeiter nicht zur Bewältigung der Anforderungen
usreichten. Und diese Anforderungen waren gerade in dieser Periode
esonders schwierige und gesteigerte; denn im Jahre 1863 erfolgte die
ufhebung der Sklaverei, mit tief einschneidenden Veränderungen und Um-
estaltungen in ihrem Gefolge. Auch entstand die weiter unten zu berück-
ichtigende Matuari-Mission. Sollte man da den tausenden in der „Ko-
onie" Hirten entziehen, um die nicht ganz 200 Christen in Gansee und
Koffikamp zu versorgen? Sodann aber konnte die Missionsdirektion, obwohl
s in der Stadt nie an Missionaren fehlte, welche sich zum Dienst im
„Busch" anboten, es nicht länger verantworten, daß ihre Boten sich beinah
wecklos in den Rachen eines gewissen Todes stürzten; denn das bedeutete
er dauernde Aufenthalt eines Europäers in Gansee, die Erfahrung lehrte
s ja. Gansee war nicht gesünder als Gingee. Was nun aber machen?

Digitized by Google

Eine längere Zeit geplante Übersiedlung der Bewohner von Ganfee nach Koffikamp, eine Tagereise näher an die „Kolonie" und von Bergendal aus nicht so schwierig zu erreichen, zerschlug sich an dem Umstande, daß in Koffikamp und dicht dabei noch viele heidnische Aukaner wohnten, welche aus Stammeseifersucht die Saramackaner von Ganfee nicht unter sich dulden wollten. Eingeborne Nationalhelfer hatte man so gut wie keine zur Verfügung. Die wirklich braven, frommen und treuen Leute aus den Reihen der Buschneger selber, wenn sie auch thaten, was sie konnten, ermangelten doch noch einer tieferen christlichen Erkenntnis und Erfahrung wie der nötigen Bildung. Im Gebiete der „Kolonie" waren Persönlichkeiten, die wirklich die genügende christliche Selbständigkeit, Reife und Umsicht besessen hätten, um eine Gemeinde zu leiten, auch dünn genug gesät und die vorhandenen hielt die zuerst noch bestehende Sklaverei an der Kette. So machte man z. B. wiederholte, aber immer vergebliche Versuche, einen bereits bewährten, sehr tüchtigen Nationalhelfer, der Sklave auf einer Plantage war, von seinem Herrn für Geld und gute Worte loszukaufen, um ihn nach Ganfee zu schicken. Da blieb nichts anders übrig, als sich, so gut es ging, durchzuschlagen. Koffikamp besuchte der Lehrer von Bergendal, auch ein Sklave, von Zeit zu Zeit. Die Missionare thaten von Paramaribo aus am gleichen Ort und in Ganfee dasselbe, wenn auch einmal 3 Jahre verstrichen, ehe einer nach Ganfee kommen konnte, eine übrigens ausnahmsweise lange Pause. Christen von Ganfee und Koffikamp und die dort ernannten Nationalhelfer erschienen ihrerseits auch gelegentlich in der Stadt zu kürzerem oder längerem Besuch. Kinder christlicher Buschneger wie Heiden, die sich zum Taufunterricht angemeldet und denselben von den Helfern erhalten hatten, wurden entweder in der Stadt oder bei Gelegenheit von Besuchen der Missionare an ihren Wohnorten getauft.

Im einzelnen bemerken wir weiter, daß das Gemeinlein in Koffikamp, welches 1869 nicht mehr als 59 getaufte und 23 noch ungetaufte Mitglieder zählte, nur langsam wuchs und durch gelegentliche Stockungen in seiner innern Entwicklung verriet, daß seine Mitglieder in einer an Zahl weit überlegnen heidnischen Umgebung lebten, deren Einfluß sie sich nicht immer zu entziehen vermochten. Dieser Umstand kam für Ganfee in Wegfall. An den Fortschritten ihrer Mitglieder konnte man im ganzen, was Zunahme an christlicher Erkenntnis und Wandel in der Heiligung betrifft, seine herzliche Freude haben. Fehltritte Einzelner kamen nur selten vor. Einmal geriet allerdings fast das ganze Gemeinlein, — 1869 bestand es aus 174 Getauften — ins Schwanken. Teils entmutigt, teils schmollend darüber, daß ihre Bitte um einen neuen weißen Lehrer nicht erfüllt werden konnte, faßte die Mehrzahl den Entschluß, wieder stromaufwärts in die Gegend von Gingee zu ziehen; eine halb abergläubische Vorstellung, als ob man in Ganfee für frühere Vergehungen durch Erkrankungen oder den raschen Tod von Missionaren gestraft werde und darum den Ort meiden müsse, lag dem Plane mit zu Grunde. Aber zur Rede gestellt, fanden sich die Leutlein bald wieder zurecht und rührend waren die Bekenntnisse ihrer Reue, ihre Bitten um Vergebung. Ihr Verhältnis zu den Missionaren trug überhaupt ein geradezu ideales Gepräge. Mit welchem Jubel, mit welcher Dankbarkeit begrüßten sie nicht einen der seltenen und kurzen Besuche der Lerimans! Wie willig, wie ge-

Digitized by Google

orsam und empfänglich bezeigten sie sich! Wie unbegrenzt war ihr Zutrauen, ire Offenheit, auch wenn es Abweichungen zu bekennen und ernste Zurechtweisungen entgegenzunehmen galt! Welch ein kindlicher, einfältig gläubiger Geist herrschte nicht unter ihnen! Jener Gedanke, Gansee zu verlassen, gekann übrigens erst Macht über sie, nachdem sie ihrer bisherigen Führer beraubt worden waren, ja der Tod dieser hatte an jenem Gedanken auch seinen Anteil. Im April 1858 entschlief nämlich Joh. Arabi jun., der als politisches Oberhaupt wie als Nationalhelfer bis zuletzt im Segen gestanden. Franz Bona, sein Neffe, auch ein Christ, wurde Granman und nahm nach einiger Zeit auch als kirchlicher Leiter des Gemeinleins die Stelle seines Oheims ein. Am 15. Aug. 1859 ging der treue, demütige und liebevolle Jeremias, Joh. Arabis Schwiegersohn, aus der Zeit und zwar in Paramaribo, wohin er sich erkrankt begeben. Er hatte zu Anfang dieser Periode sich mehrmals monatelang in der Stadt bei den Missionaren aufgehalten, um dort geistliche Nahrung für sein eignes Herz, vor allem aber einen Unterricht zu empfangen, der ihn in Stand setzte, seinen Landsleuten mehr zu sein und mehr zu bieten. Endlich wohl that es ihm, daß er nun, umgeben von der Aufmerksamkeit und Liebe der Missionsgeschwister in Paramaribo, seine Tage beschließen durfte. Für Gansee war aber der Tod dieser beiden Pfeiler ein schwerer Schlag. Neue Nationalhelfer wurden indes ernannt, unter ihnen auch, für die Frauen, Marianne, die Witwe des Jeremias, ebenso ein Schullehrer. Später sandte man einen gewissen Gottlieb, einen Neger aus der „Kolonie" hin, der an sich, mit leidlicher Bildung ausgerüstet, ein ganz tüchtiger und brauchbarer Helfer war, obwohl er bald darauf eine sehr traurige Rolle spielte.

Die Veranlassung dazu wurde nämlich die Thatsache, daß in dieser Periode ohne alles Zuthun der Missionare noch ein drittes Christengemeinlein im Buschland entstand, in Goejaba nahe bei Neu-Bambey. Hatte die Arbeit der Brüder bis zum Jahre 1813 mehr am Oberlaufe des Flusses schon weit über ihre wechselnden Wohnsitze hinaus eine größere Kenntnis der christlichen Lehre verbreitet als sie selber ahnten, so hinterließ vollends die kraftvolle Wirksamkeit Rasmus Schmidts eine in Wellenringen sich fortpflanzende Wirkung, die noch andauerte, als das von ihm gesammelte Gemeinlein längst in Gansee seine zweite Heimat gefunden. Man wurde des Götzendienstes überdrüssig und sehnte sich nach etwas Besserem. Es kam im Jahre 1861 so weit, daß von den 400 bis 500 Einwohnern Goejabas 60—70 Erwachsene ihre Obias ablegten, mit der Abgötterei öffentlich brachen und nach Gansee Boten schickten mit der Bitte um christlichen Unterricht. Jene Zahl setzte sich teils aus Leuten zusammen, die in ihrer Jugend getauft, aber dann wieder abgefallen waren, teils aus 40 Heiden mit ihren 25 Kindern, die um die Taufe baten.

Gottlieb von Gansee und ein andrer dortiger Helfer, Matthäus, reisten nun nach Goejaba, hielten sich längere Zeit dort auf und unterrichteten die Heilsbegierigen. Einige der letzteren folgten ihnen nach Gansee, um dort mehr zu hören und zu lernen, gleichzeitig trugen sie in Paramaribo ihr Anliegen vor, ein weißer Lehrer möge sie besuchen. Gottlieb machte einen weitern Aufenthalt in Goejaba und am 19. März 1862 trafen die Brüder Drexler und Weiß, nachdem sie die 37 Wasserfälle zwischen Gansee und Goejaba glücklich im Corjal passiert, am letztgenannten Orte ein, wo sie sich 5 Tage aufhielten, die ganze Zeit durch das Halten von Gottesdiensten, denen 100—150 Personen anwohnten, durch Unterricht, Prüfung der Tauf-

Digitized by Google

kandidaten und Besprechung mit Einzelnen hart in Anspruch genommen. Davon daß die Mehrzahl der Bewohner noch am Heidentum festhielt, überzeugten sie sich, auch viele, die sich zur Taufe drängten, mußten sie wegen ungenügender Kenntnisse wie Mangel an Stetigkeit und Ernst auf später verweisen. Den Kapitän des Kamps Sesoe und einen gewissen Brombo, beide bis vor kurzem die angesehensten Wintimänner und Hauptbannerträger des Götzentums, und ein krankes Kind konnten sie jedoch durch die Taufe der Kirche Christi einverleiben. Vor ihrer Abfahrt setzten sie noch Gottlieb zum Lehrer und Helfer feierlich ein. Die Wirksamkeit dieses Mannes war anfangs auch eine fruchtbringende und gesegnete, bis er leider von einem heidnischen Weibe zum Ehebruch verführt wurde und mit Schimpf und Schande sich bei Nacht und Nebel davonmachen mußte, durch die Rache des gekränkten Gatten mit dem Tode bedroht. Das war ein verhängnisvoller Schlag, und nur einem besonders gnädigen Walten Gottes ist es zuzuschreiben, daß das junge Pflänzchen des eben begonnenen Werkes in Goejaba nicht durch den Meltau dieses schweren Ärgernisses ganz vernichtet wurde, sondern daß Bruder Lehmann, der im Frühjahr 1869 wieder dort besuchte, doch noch geistliches Leben und Verlangen nach Gottes Wort vorfand. Die rege Verbindung der Bewohner mit den von ihnen hochgeschätzten Christen in Gansee trug auch recht wesentlich zur Förderung des Werkes in Goejaba bei, wenigstens für die erste Zeit.

Zu Beginn der Periode von 1870—1892 wurde eine Maßregel getroffen, welche zwar keineswegs den kirchlich religiösen Bedürfnissen der drei vorhandenen Buschnegergemeinden völlig gerecht wurde, auch ebensowenig eine mühelose Ausbreitung des begonnenen Werkes ermöglichte, aber doch im Vergleich mit dem bisher herrschenden Zustand eine wesentliche Verbesserung bedeutete. Bergendal oder Bergi, wie es vertraulich genannt wird, wurde nämlich zur Missionsstation erhoben.

Eine der vielen, nach der Sklavenbefreiung entwerteten und darum versteigerten Plantagen, auf der die Mission 1834 ihre Wirksamkeit begonnen und 1839 eine Kirche aufgeführt hatte, ging das recht ausgebreitete Besitztum und seine noch mit Schießscharten versehenen, geräumigen Direktorialgebäude 1869 durch Kauf in die Hände der Brüdermission über. Malerisch liegt auf dem linken Ufer das Missionshaus in halber Höhe des einen der beiden etwa 300 Fuß hohen Berge, zwischen denen der breite, blanke und reißende Fluß sich seinen Weg gesucht. Indes obwohl diese Berge bei der völligen Flachheit des nach Norden zu vorgelagerten Landes landschaftlich eine nicht unbedeutende Wirkung ausüben, ist doch auch ihre Erhebung zu gering, um in wirklich reine, miasmenfreie Luftschichten hineinzuragen. Das Klima Bergendals dürfte ein Mittelding zwischen dem nicht gesunden Paramaribos und dem mörderischen Gansees darstellen. Mit diesem Umstand und seiner sich häufig fühlbar machenden Wirkung auf die Gesundheit der Missionare mußte und muß man noch heute notgedrungen rechnen. Andrerseits aber bot und bietet die Stationierung der Missionare gerade hier die Möglichkeit, nicht bloß die in Bergendal und ringsum ansässigen, seit 1863 befreiten Plantagenneger geistlich zu bedienen und zu leiten (eine Thätigkeit, die wir, der auf diesen Seiten zu lösenden Aufgabe eingedenk, nicht weiter berücksichtigen), sondern auch die Buschnegergemeinden Koffikamp, Gansee und Goejaba auf öfteren, regelmäßig wiederholten Besuchen in ihrer Entwicklung zu fördern und mit Wort und Sakrament zu bedienen. So wurden von nun an jährlich 5—6 Reisen nach Koffikamp und Gansee gemacht, so lange

Digitized by Google

an letzterem Orte kein eigener Missionar angestellt war. Goejaba freilich konnte nur einmal im Jahr besucht werden; das war entschieden zu selten, indes auch zu den Zeiten, da der Fluß weiter aufwärts passierbar war, bedingte die Reise dorthin so viel Zeitverlust und das Bestehen so vieler Beschwerden und Gefahren, daß man bei dem Mangel an Arbeitern und den Ansprüchen, welche das ausgedehnte Missionswerk im übrigen machte, nicht mehr leisten konnte. Die Lösung dieser verschiedenen Aufgaben wurde dem einen, in Bergendal selbst wohnenden Missionar übertragen, der nur ausnahmsweise, z. B. in Krankheitsfällen, Vertretung durch Missionare aus der Stadt fand; gelegentlich machten die Lehrer und Nationalhelfer in Bergendal aus freien Stücken auch Reisen ins Buschland. Die rasche, durch Dampfschiffe vermittelte Verbindung mit Paramaribo machte ja Bergendal auch zu einem besonders geeigneten Mittelglied zwischen der „Kolonie" und dem „Busch."

Der während dieses Zeitraums verrichteten Arbeit haben besonders die Missionare Lehmann und Raatz das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufgedrückt. Ersterer wirkte von März 1870 bis Sommer 1875 auf der neuen Station, um dann mit seiner vom gleichen Missionseifer beseelten Gattin die Gründung und Leitung der Bewaarschool, der Kleinkinderschule, in Paramaribo zu übernehmen. Missionar Raatz ist vom Sommer 1875 bis November 1884 in Bergendal und dann noch ein Jahr in Ganfee thätig gewesen. Beide haben mit heiliger Liebe und selbstloser Treue, von ihren Frauen redlich unterstützt, rastlos gearbeitet. Tritt uns an ersterem mehr eine gewisse Milde und hoffnungsfreudige Langmut entgegen, die aber doch des Ernstes nicht entbehrte und nie in Schwäche ausartete, so zieht uns an dem letzteren eine gewisse Kraft und männliche Entschiedenheit an, die aber gerade von wahrer Liebe getragen war und von Härte nichts wußte. Beiden aber galt ihr Beruf als das Erste und Letzte, beide schätzten es als eine hohe Gnade, dem auferstandenen Erlöser durch die Arbeit an ihren verkommenen, verfinsterten Brüdern und Schwestern dienen zu dürfen. Mit diesem Zeugnis über zwei bereits Entschlafene soll jedoch das Werk der Brüder Haller und Fehrmann in Ganfee, Weigel, Schärf, Heller und Bauch in Bergendal nicht herabgesetzt werden, sie haben auch gethan, was sie konnten; indes die klimatischen Einflüsse auf ihre Gesundheit gestatteten ihnen nur eine mehr vorübergehende Thätigkeit auf jenem Posten, abgesehen von Br. Bauch, der erst kürzlich dort eingetreten ist. Gekennzeichnet wird die Entwicklung des Werkes während dieser Periode im allgemeinen durch ein stetiges, aber nicht rasches Wachstum nach außen, wie durch einen weiteren Ausbau im Innern, der sich die Beseitigung geringfügiger Kanten, Ecken und Unebenheiten noch nicht überwundenen heidnischen Wesens zum Ziel setzte. Das, soweit Koffikamp und Ganfee in Betracht kommen. Das Werk in Goejaba machte solche Wandelungen durch, daß wir deren Berücksichtigung der Einzeldarstellung vorbehalten, zu der wir nun übergehen. —

In Bezug auf Koffikamp können wir uns kurz fassen. Die schon oben beklagte, nahe Berührung mit Heiden, die, an Zahl den Christen noch weit überlegen, oft eine feindliche Haltung gegen letztere annahmen und sie z. B. für häufigere Todesfälle verantwortlich machten, welche die Beschuldigten durch Abfall vom Glauben der Väter veranlaßt haben sollten — wirkte nach

Digitized by Google

wie vor lähmend ein, ja verursachte im Anfang der Periode öfters Rückfälle ins Heidentum, und eine gewisse geringschätzige Gleichgiltigkeit gegenüber den Besuchen des Missionars. Weiterhin trat aber in dieser Beziehung eine entschiedene Wendung zum Bessern ein. Verschiedene, nach einander mit Eifer und Treue wirkende Schullehrer und Nationalhelfer suchten mit Erfolg jenen Übelständen abzuhelfen und den unstreitig vorhandenen Mangel an einem dort fest stationierten weißen Missionar nach Kräften zu ersetzen. Einzelne Heiden wurden auch gewonnen, doch war der Zuwachs nicht reichlich. Am 19. Juli 1884 fand die Einweihung einer neuen, soliden Kirche mit einem Unterschlupf für den besuchenden Missionar statt, der früher nur ein kaum erträgliches Unterkommen gefunden. Das arme, auch mit arbeitskräftigen Männern nicht reich gesegnete Gemeinlein hatte beim Bau wirklich nach Vermögen mitgeholfen, außerdem hatte eine durch Schwester Raatz vom Gouverneur erbetne Gabe und die Geschenke christlicher Missionsfreunde in Europa dabei mitgewirkt. Bedauerlich ist es, daß sich unter den Christen wie unter den heidnischen Aukanern soviel Boasie- (Aussatz-) kranke finden. Im Jahre 1872 belief sich die Zahl der Getauften auf 71 Personen; spätere und genauere statistische Angaben sind augenblicklich nicht zur Hand, da in den offiziellen Tabellen die Christen von Koffikamp und Bergendal nicht getrennt, sondern zusammen summiert aufgeführt werden. Wenn nicht ein solcher Mangel an Arbeitern herrschte, so würde ein hier eigens angestellter Missionar viel zu thun finden. Die Gewinnung des größten Teiles der Bewohner des Thales der Sara-Kreek steht noch aus, eine Aufgabe, die freilich dadurch nicht erleichtert wird, daß ein Strom abenteuernder Goldsucher hier beständig auf- und abflutet. —

Die Macht der Sanftmut.

Von dem kürzlich verstorbenen Missionar Gilmour, der im Dienste der Londoner M.-G. in der Mongolei arbeitete, erzählt sein Kollege Meeck folgende Geschichte. „Vor einigen Tagen traf einer unserer Christen, welcher zuweilen beim Predigen in den Kapellen hilft, einen Bekannten und nahm ihn mit sich zum Gottesdienste. Dieser Mann fragte nach Missionar Gilmour und war sehr bewegt, als er hörte, derselbe sei gestorben. Auf die Frage, woher er denn Missionar Gilmour kenne, erwiderte er, er habe vor Jahren eine Geschäftsreise in die Mongolei gemacht. Eines Tages war er in einer Restauration Ta Ch'engtsz. Da trat ein Fremder ein und setzte sich. Seine Erscheinung veranlaßte einen andern Gast, ihn zu schmähen, ihn einen fremden Teufel zu nennen und ihn zu beschuldigen, er stehle Menschen Herzen und Augen. Missionar Gilmour ließ ihn ganz unbeachtet, obwohl derselbe Mann ihn schon öfters in gleicher Weise behandelt hatte. Allmählich hielt es der Gastwirt für angezeigt, sich einzumischen und drohte dem Angreifer mit Prügeln, weil er einen guten Kunden in seinem Hause nicht so behandeln lasse. Er wollte seine Drohung auch ausführen, aber Missionar Gilmour hielt ihn zurück. „Aber dieser Mann hat dich doch nun schon seit drei Tagen geschmäht". „O nein", erwiderte Gilmour, „er hat den Teufel geschmäht, ich bin kein Teufel, ich bin Ching Ya Co (sein chinesischer Name) er hat geschimpft auf die Leute, welche Herzen und Augen stehlen; ich habe nie so etwas gethan. Also muß er auf irgend jemand anders schimpfen. Gilmours Auftreten und Seelenruhe machten einen tiefen Eindruck auf alle Gäste." Der Mann, der solches erzählte, fügte hinzu, von da an habe er die Überzeugung gewonnen, es müsse doch etwas an einer Religion sein, welche einen Menschen in den Stand setze, so Beleidigungen ertragen zu können. Missionar Meeck fügt hinzu: „Gilmour selbst hat mir diesen Vorfall erzählt und, daß der Gastwirt auch von demselben Tage an sich entschloß, Christ zu werden und inzwischen in der That getauft worden ist." (Barmer Missionsblatt 1892, 80.)

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1893.

Die Buschneger Surinames.

Von H. G. Schneider.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner von Ganfee zeichnen sich schon in körperlicher Beziehung vorteilhaft vor den umwohnenden Heiden aus. Während in den Kamps der letzteren viel Elend und Gebrechlichkeit herrscht und die Bewohner mehrerer derselben einem Missionar klagten: „Wir sterben aus!“, so blüht dort ein frisches, körperlich kräftiges Geschlecht, auch ein Segen der Gesittung, die das Christentum gebracht. Ja auf die ganze äußere Erscheinung und den Gesichtsausdruck übt es eine gewisse sänftigende Wirkung aus. Die meisten Missionare machen sich anheischig, einem ihnen völlig unbekannten Neger an einem gewissen unbeschreiblichen Etwas abmerken zu können, ob er ein Christ ist oder nicht; einer von ihnen erklärt die Thatsache dadurch, daß den heidnischen Neger eine gewisse wilde, leidenschaftliche Glut in seinem Blick verrate, die dem getauften abgehe. Das trifft auch in Bezug auf die Ganseer zu. Aber freilich galt es, namentlich während des ersten Teiles dieses Zeitabschnittes, den guten Leutlein noch mancherlei abzugewöhnen und beizubringen. Bei den häufigeren regelmäßigen Besuchen sah man sie nicht mehr bloß im Festtagskleide, sondern auch im Alltagskittel mit seinen Rissen und Flicken. Es wurde gerügt, daß besonders die heranwachsende Jugend sich der Leitung der eingesetzten Nationalhelfer nicht oder nur widerwillig fügen wollte, und daß diese Helfer ihrerseits sich schwach und von Menschenfurcht geleitet zeigten, ja auch im Halten namentlich der Wochengottesdienste nachlässig und versäumlich wären. So willig der Neger auch im ganzen sich der Leitung Weißer unterordnet, wenn dieselbe eine verständige ist, so schwer fällt es ihm, sich vor und unter seines gleichen zu beugen. Die Klage über die heranwachsende Jugend und die Jungen überhaupt, der Vorwurf, daß ihr christlicher Wandel an Entschiedenheit und Ernst zu wünschen übrig lasse, daß ferner die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder viel Nachsicht und Schlaffheit an den Tag legten und sie nicht zu regelmäßigem Schulbesuch anhielten — kehrt auch noch späterhin wieder. Auch spielten gewisse angesehenere Familien und ihre Sippen eine Eifersucht und Zwistigkeiten veranlassende, ungebührliche Rolle. Außerdem aber gab es noch eine Reihe von heidnischen Unsitten, deren Widersinnigkeit und Verwerflichkeit den Ganseern selber noch garnicht zum Bewußtsein gekommen. Da war z. B. das Kweeken der Kinder, der Brauch, schon Schulkinder mit einander zu verloben oder kleine Mädchen erwachsenen jungen oder älteren Männern, bisweilen sogar Heiden, als künftige Gattinnen zu versprechen. Da hegten auch die glücklichsten Ehegatten eine echt surinamesche Furcht vor der kirchlichen Trauung. Da herrschten heidnische Anschauungen über die Familie, die wir schon früher geschildert und an die uns folgende Bestimmungen erinnern, auf welche Bruder Raatz die Mitglieder der Christengemeinde verpflichtete.

Digitized by Google

1. Getaufte, welche die kirchliche Trauung verweigern, ziehen sich dadurch Ausschluß vom heiligen Abendmahl zu. 2. Töchter der Gemeinde dürfen nicht an heidnische Männer verheiratet werden. 3. Nationalhelfer dürfen kein Paar ohne Benachrichtigung des Missionars zusammengeben und dann muß die kirchliche Trauung folgen. 4. Niemand als die Eltern, also weder Bruder, Onkel, Großmutter haben das Recht der Verfügung über die Kinder. 5. Weder Onkel noch Bruder dürfen nach Gutdünken ein Ehepaar trennen. — Auch das Tättowieren der Mädchen wurde ernstlich gerügt. — Es sind das alles Bestimmungen, für einen jeden in christlicher Umgebung und Anschauung Aufgewachsenen so selbstverständlich, daß die Notwendigkeit, sie zu erlassen, kaum begreiflich erscheint. Indes für den kürzlich zum Christentum übergetretenen Buschneger, dessen Geist von Jugend auf in dem Banne der heidnischen Denkweise gefangen gehalten wurde, ergeben solche Bestimmungen sich keineswegs ohne weiteres als Konsequenzen der neuen Lebens- und Weltanschauung, die er im Glauben angenommen, sondern als etwas außerdem Dazukommendes, als Forderungen, die ihm hart, unbillig, irrationell erscheinen. Kein Wunder, daß den guten Ganseern mit ihrem buschnegerischen Freiheitssinn die Unterwerfung unter diese Bestimmungen nicht ganz leicht wurde. Namentlich die Abschaffung des „Kweekens" wollte ihnen gar nicht einleuchten. Aber als Br. Raatz in einer nur der Besprechung dieser Unsitte geltenden Zusammenkunft drohte, er werde sofort abreisen und sie nie wieder besuchen, so fügten sie sich. Überhaupt machten sie nie grundsätzliche Opposition gegen die Missionare, sondern waren stets von der guten Meinung derselben fest überzeugt, wenn dem einzelnen auch gelegentlich einmal das Joch der christlichen Zucht und Ordnung zu hart werden wollte. Darum und weil sie ebenso hungrig nach Gottes Wort wie empfänglich für die Stimme seines Geistes waren, gelang es auch, sie von groben heidnischen Unsitten zu befreien und einen siegreichen Kampf gegen so manche abergläubische Vorstellung und Befürchtung zu führen, einen Kampf, der freilich noch heute je und dann wieder aufgenommen werden muß. Viel anerkennendes Verständnis und Begabung brachten sie ebenfalls der Organisation ihres Kamps als einer bürgerlichen Gemeinde, die durch einen Gemeinderat verwaltet wird, entgegen. Auf *einen*, wir müssen sagen, an sich berechtigten Wunsch verzichteten sie niemals, ihn machten sie immer wieder nachdrücklich geltend, den Wunsch nach einem unter ihnen wohnenden weißen Lehrer. Aus großer Entfernung schafften sie Bauholz herbei und zwar eine Sorte, der weder Termiten noch Feuchtigkeit etwas anhaben kann, um damit ein neues Kirchlein und ein Wohnhaus für einen Missionar zu bauen. Da glaubte die Missionsleitung ihnen einen neuen Versuch schuldig zu sein. Zimmerleute aus der Stadt führten im Jahre 1879 mit Hilfe der Ganseer beide Gebäude auf und zwar das letztere mit Rücksicht auf das für Europäer so schädliche Klima unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln und Einrichtungen, welche die Erfahrung für Wohnungen in den Tropen anempfiehlt. Im Dezember 1879 traf Missionar Haller mit seiner Familie ein und übernahm damit auch die Leitung von Koffikamp und die Verpflichtung zu Reisen nach Goejaba. Unbeschreiblich war der Jubel, mit dem man ihn empfing. Aber — nach Jahresfrist war er schon wieder in der Stadt, nicht nur, weil man ihn dort brauchte, sondern weil das Fieber ihn und seine Familie so mitgenommen hatte, daß der Mann, welcher früher eine zierliche kleine Handschrift schrieb, von da an nur große Züge mit unsicher zitternder Hand zu Papiere bringen konnte. Missionar Fehrmann löste ihn gleichwohl ab, aber nach einem halben Jahr mußte auch er und seine Frau, vom Fieber ganz geschwächt und elend,

Digitized by Google

in die Stadt zurück. Im Jahre 1884 machte man noch einen Versuch. Missionar Raatz siedelte im November, obwohl er, in Bergendal 9 Jahre stationiert, seine erste Frau verloren und selbst wie seine Kinder und zweite Frau dort viel vom Fieber und andern Krankheiten erlitten hatte, nach Ganfee über. Im September 1885 kehrte er von einer Reise nach Goejaba zurück, nachdem er auf dem Hinweg stundenlang bewußtlos gewesen, sodaß seine Begleiter, befürchtend, er werde ihnen unter den Händen sterben, mit ihm umkehren wollten. Mit der ihm eignen Energie lehnte er das indes ab, erreichte das Reiseziel und richtete, wenn auch fast erliegend, sein Geschäft aus. Aber todesmatt und fühlbar in seinem Denkvermögen geschwächt kehrte er nach Ganfee zurück, brachte dort, nie mehr fieberfrei, ein paar Wochen völlig erschöpft und kraftlos zu, beschloß nach der Stadt zu reisen, kam aber sterbend bloß bis Bergendal und verschied dort am 24. Nov. 1885, erst 56 Jahre alt — „einer von den Brüdern, die viel gearbeitet, sich nicht geschont und ihr Leben nicht geliebt haben bis in den Tod; der Herr gesegne ihm seine Ruhe!“ — wie ihm seine Vorgesetzten nachrufen. Die Trauer der Ganfeer war groß, nicht am wenigsten die Trauer des schon früher erwähnten Franz Bona, des Granmans der Saramackaner, welcher kurz darauf am 13. April 1886 dem geliebten Lehrer folgen durfte, freilich ganz anders betagt als dieser; denn er war 1798 noch von Br. Wirz getauft worden. Jedenfalls aber war durch diese Versuche wieder einmal der Beweis erbracht, daß ein Europäer in Ganfee nicht ausdauern konnte. Man mußte dort nun wieder bloß mit Nationalhelfern vorliebnehmen, erhielt aber unter anderm in Samuel Treu, einem gebornen Ganfeer, der in der Stadt ein wenig ausgebildet worden, einen besonders treuen, tüchtigen, ja durch ein besonders fein entwickeltes christliches Taktgefühl ausgezeichneten. Er wirkt noch in Ganfee und steht sehr im Segen, unterstützt durch den an Kenntnissen und Rednergabe ihm überlegnen, an charakterlicher Gediegenheit hinter ihn zurücktretenden Lucas, den Lehrer, welcher ebenso wie sein Vorgänger Daniel Yveraar, ein geborner Ganfeer, die staatliche Lehrerprüfung bestanden. Und wenn der Missionar von Bergendal oder Brüder aus der Stadt besuchsweise hinkommen, um die Sakramente zu verwalten, um das Weihnachtsfest, oder die Karwoche und Ostern mit den Leuten zu feiern, so finden sie immer wieder, daß dieselben zwar nicht ohne Fehler und Mängel, aber doch ein prächtiges liebes Völkchen sind, unter dem die Gnade Gottes waltet. Außer Samuel Treu dient besonders ein alter Mann als getreuer Eckehardt, der wacht, warnt, weckt. Im Jahre 1890 belief sich die Zahl der in Ganfee wohnhaften Christen auf 369 Personen; unter ihnen waren 76 Kommunikanten, außerdem 114 getaufte Erwachsene, 164 getaufte Kinder, 2 Tauf-Kandidaten, 13 in Kirchenzucht befindliche. Die Schule wurde von 56 Kindern besucht. An Nationalhelfern waren 9 männliche und 9 weibliche angestellt, 4 Personen besorgten das Halten der Gottesdienste. —

In Goejaba hatte Missionar Lehmann nach Gottliebs Fall einen gewissen Josuah als Nationalhelfer eingesetzt, einen Mann, der seiner christlichen Erkenntnis wie seiner charakterlichen Selbständigkeit nach dieser Aufgabe freilich nicht gewachsen war, wie er selbst einsah; indes es gab keinen Bessern. Die äußern Verhältnisse gestatteten eben nicht, das zu thun, was das einzig Richtige gewesen wäre, nämlich einen weißen Missionar dauernd dort anstellen. So geschah es, daß in den ersten Jahren dieses Zeitabschnittes bei einem jeden der seltenen Besuche des Missionars die Freude der Christen groß war, daß ihr Glaube neu aufflammte und ihr Mut neu belebt wurde. Einzelne Taufen fanden auch statt, verschiedene Heiden wurden in ihrem

Digitized by Google

Aberglauben wankend und baten den Reisenden, bald wiederzukommen. Selbst in einer ganzen Reihe von Kamps weiter stromaufwärts, wo der unermüdliche Raatz auch besuchte, fand er und seine Botschaft freundliches Entgegenkommen. Er erhielt den Eindruck, daß er auf ein Feld gekommen, welches weiß zur Ernte wäre. Dringend baten die Leute von Goejaba, er möge ganz zu ihnen ziehen oder doch wenigstens ein paar Wochen bleiben. Sie erkannten selbst ganz klar, was ihnen fehlte. Selbst brieflich trugen sie ihr Gesuch um einen eignen Lehrer vor. „Wir leben wie unter Tigern, welche ihre Mäuler aufthun, um uns zu verschlingen," schrieb einer. „Hätten wir nur einen guten Jagdhund, der uns voranginge, dann könnten uns die Tiger nicht beißen!" Indes der Mangel an Arbeitern in der „Kolonie", deren Reihen noch dazu auch oft durch Krankheit und Tod gelichtet wurden, das mörderische Klima und die schlechte Verbindung mit Paramaribo verhinderten die Erfüllung der Bitte. Kein Wunder, daß während des Jahres, welches bis zum nächsten Besuche verging, das hellaufleuchtende Flämmchen herabbrannte und zusammensank, daß die Verführung wie die feindliche Haltung und Verfolgung seitens der an Zahl übermächtigen Heiden, mitten unter denen man wohnte, manchen einschüchterte oder gar zum Abfall brachte! Es kam endlich soweit, daß Br. Raatz drei Jahre hinter einander garnicht Goejaba besuchen konnte. Er verlangte nämlich mit Recht, daß, wenn der Missionar Zeit, Kraft und Leben daransetze, die Christen des entlegnen Walddorfes ihrerseits wenigstens das Opfer brächten, ihn in ihren Korjalen von seinem Wohnort abzuholen und dahin zurückzubringen; das sei der natürliche Gradmesser für ihr religiöses Bedürfnis. Während jener drei Jahre erschien jedoch niemand, um ihn nach Süden zu befördern. Dann bat man wieder um seinen Besuch und schickte Fahrzeuge. Auf Grund der Eindrücke, die er nun bekam, überzeugte er sich davon, daß das dürftige Gemeinlein, wenn es nicht vom Heidentum erdrückt werden solle, notwendig sich äußerlich von den Götzendienern trennen und einen eignen Wohnsitz haben müsse. Unentwegt drang er nun darauf, daß die Christen wenigstens eine halbe Stunde weit ober- oder unterhalb Goejabas sich ansiedeln möchten, — ein Vorschlag, der bei der leichten Bauart der Negerhütten und ihrem Brauch, von sich aus freiwillig gelegentlich den Wohnsitz zu wechseln, keine harte Forderung bedeutete und der außerdem bei der geringen Entfernung der beabsichtigten neuen Ansiedlung von Goejaba dem Einwand verschiedener Christen gerecht wurde, daß sie sich nicht von ihren heidnischen Anverwandten ganz und gar zu trennen vermöchten. Aber man wollte und wollte nicht und suchte die Entscheidung hinauszuziehen. Raatz blieb fest; als endlich das Maß seiner Geduld erschöpft war und alle seine Gründe, mit denen er den schwachen Christen die äußere und innere Notwendigkeit des Schrittes bewies, nur Debatten, aber keine Entschließungen zu Tage förderten, erklärte er, bis sie seinem Rate nicht gefolgt wären, würde er sie nicht mehr besuchen, ja er würde schließlich, falls sie in Goejaba verblieben, die neben dem Kirchlein aufgepflanzte Glocke, das durch ihn vermittelte Geschenk europäischer Missionsfreunde, abholen lassen. Indes auch das schlug nicht durch. Vielmehr beschied man ihn dahin, er möge seine Besuche einstellen, aber die Glocke dalassen, wozu er aber nicht geneigt war, da er guten Grund hatte zu glauben, daß ihre Klänge auch zur Verherrlichung heidnisch abgöttischer Feste dienen müßten. Da trat eine unerwartete Wendung ein. Es starben verschiedene Einwohner Goejabas, Christen wie Heiden, Kinder wie Erwachsene sehr rasch hinter einander ohne vorangehende Krankheit. Allgemeines Entsetzen und die wiederholte Erklärung des heidnischen Orakels, Goejaba müsse verlassen

Digitized by Google

werden, wenn das Sterben aufhören solle; der Gott des Platzes sei erzürnt. Gerade um diese Zeit traf Raatz zu seinem, schon oben erwähnten letzten Besuch ein und nun, wo die Christen eigentlich hätten bleiben können, versprachen sie ihm, sie wollten sich bei dem bevorstehenden allgemeinen Aufbruch an einem besondern Ort, getrennt von den Heiden niederlassen. Die Ausführung des Versprechens erlebte Raatz nicht mehr. Sie erfolgte wirklich, aber leider in wenig befriedigender Weise. Jener Unheilstifter Gottlieb tauchte wieder auf und vermochte einen Teil des Gemeinleins, sich ihm anzuschließen und sich an seinem Wohnort anzusiedeln. Der andre Teil folgte dem Nationalhelfer Josua an einen andern Ort. Jede der beiden Gemeinden behauptete aber, die eigentliche, legitime zu sein, und häßliche Zwietracht herrschte zwischen ihnen. Da gelang es in allerneuster Zeit Missionar Schärf, das Schisma zu beseitigen. Am 25. August 1891 reiste er in die Gegend von Goejaba und brachte mit Hilfe des Kapitäns Nikodemus, der die Seele des Versöhnungswerkes ist, ein gütliches Übereinkommen zustande, das inzwischen in Kraft getreten ist. Beide Gemeinden haben ihre bisherigen Wohnplätze verlassen und sich an einem neuen gemeinschaftlichen niedergelassen, der den Namen Aurora erhalten. Sowohl Josua als Gottlieb sind ihres Amtes entkleidet und ein gewisser Isaak Albitrouw, ein tüchtiger und ausreichend gebildeter eingeborner Evangelist, den Br. Schärf mitbrachte, an ihrer Stelle zum Leiter der Gemeinschaft eingesetzt worden. Aurora ist infolge eines wunderbaren Zufalls beinah genau auf der gleichen Stelle errichtet worden, wo einst Gingee, die Wirkungsstätte Rasmus Schmidts, gestanden, dessen Grab Br. Schärf auffand, freilich von dichtem Gebüsch überwuchert. Goejaba existiert nur noch auf der Karte, in Wirklichkeit ist die Stätte, auf der es lag, längst wieder vom Busch überwachsen. Irgendwelche statistische Angaben über die Zahl der Gemeindeglieder in Aurora stehen uns nicht zu Gebote. —

Der Rückblick auf diese ganze Buschnegermission an der Suriname stimmt wehmütig. Wenn auch nach dem Maßstabe des Reiches Gottes nicht gezählt, sondern gewogen wird, wie viel Anstrengungen sind nicht gemacht, wie viel Opfer nicht gebracht, wie verhältnismäßig wenig aber erreicht worden! Zwischen Koffikamp und Gansee, ja vollends weiter südlich von dieser Station leben noch hunderte von Negern, an finstern Aberglauben versklavt. Menschlich zu urteilen, beruht ihre Befreiung darauf, ob es gelingen wird, eine hinreichende Anzahl von tüchtigen eingebornen Evangelisten zunächst in der „Kolonie" zu gewinnen, die als Landeskinder dem Klima des Urwaldes besser gewachsen sind als eingewanderte Europäer. Dann würde man es weiter auf Ausbildung von Buschnegern zu diesem Beruf anzutragen haben. Leider ist nur das Missionswerk in Suriname in dieser Beziehung noch sehr im Rückstande, teils infolge des langen Bestehens der Sklaverei, teils aus einem Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, da sich wenigstens der surinamer Neger nur sehr selten zu wirklicher charakterlicher Selbständigkeit und Festigkeit entwickelt. Außerdem hat vielleicht auch die Leitung der Mission, von der allerdings kaum zu bewältigenden Arbeit für die Gegenwart ganz in Anspruch genommen, die Arbeit für die Zukunft nicht scharf genug ins Auge gefaßt, obwohl ihr Vorwürfe von Belang in dieser Beziehung kaum zu machen sein dürften.

Digitized by Google

2. Die Mission unter den Matuaris an der Saramacca.

Verhältnismäßig viel jüngeren Datums und an numerischen Ergebnissen noch ärmer als die Arbeit unter den Saramackanern, unterscheidet sich auch die Matuarimission von jener dadurch, daß sie ohne menschliches Ringen und Zuthun infolge einer wunderbaren göttlichen Einwirkung ins Leben gerufen wurde, deren Gegenstand und Träger ein noch unter den Lebenden weilender, aber nun doch schon alter Mann ist, der Matuarineger Johannes King. Diese Persönlichkeit nimmt in der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des nun zu berücksichtigenden Werkes eine so allbeherrschende Stellung ein, daß wir ihr vorab ungeteilte Aufmerksamkeit schenken müssen.

Ademsi, die Mutter Kings, lebte in einem Matuaridorf und hatte dort mit ihrem ersten Manne eine Tochter. Dann zog sie nach Paramaribo, lebte mit einem zweiten Manne und gebar ihm drei Kinder, eine Tochter Affiba und die Zwillinge Adrai (auch Adam genannt) und Eva. Während einer Blatternepidemie Witwe geworden, verband sie sich bald darauf mit einem Aukaner und wurde aufs neue Mutter erst von drei Töchtern, dann von zwei Knaben, deren einer King, endlich von noch einer Tochter. Kings Alter kann nicht mit Gewißheit angegeben werden, vermutlich ist 1833 (oder 1830) sein Geburtsjahr. Nachdem die ganze Familie im Jahre 1846 die Stadt verlassen hatte und dann einer Anordnung der Regierung gemäß von ihrem neuen Wohnort an der untern Saramacca noch innerhalb der „Kolonie" vertrieben wurde, weil sie aus Buschnegern bestand, wählte sie Maripastoon an der Saramacca zu ihrem dauernden Sitz.

Hier wurden Eltern und Kinder, nachdem sie in Paramaribo einige christliche Eindrücke empfangen, bald in die tiefste Abgötterei und den Dienst der Obias verstrickt. Im übrigen wuchs die Familie und mehrte sich, mochten auch die Eltern und die jüngste Tochter sterben. Alle übrigen Töchter nahmen Männer und die Söhne Frauen, einige sogar mehr als eine Frau, Kinder wurden geboren — kurz es war die Nachkommenschaft der Ademsi eine große Sippe, welche außer einigen wenigen andern Heiden die auf reichlich 40 Köpfe sich belaufende Einwohnerschaft von Maripastoon ausmachte. Adrai war Kapitän des Kamps, und gehorchte wie alle seine Standesgenossen den Befehlen Kalkoens, des Granmans der Matuari, der mehrere Tagereisen oberhalb an dem mit Felsen durchsetzten, in Stromschnellen und Wasserfällen sich gefallenden Flusse sein Wesen hatte.

Das Familienleben in Maripastoon wurde aber nach einiger Zeit wieder durch den Ausbruch einer bösartigen Krankheit gestört. Laut der Aussage eines aukanischen Wintimannes war King schuld daran. Als Knabe hatte er einmal eine große bunte Schlange, vor der seine Geschwister erschreckt flohen, mit Pfeil und Bogen erlegt und im Triumph davon getragen. Es war ein Exemplar der abgöttisch verehrten Boa constrictor gewesen. Der Geist dieser Schlange, so meinte der Zauberdoktor, hege seitdem Groll gegen King wie seine ganze Familie und räche sich nun durch Zusendung der Krankheit. Der Wintiman gab gegen reichliche Bezahlung Anweisung, wie man jenen Geist besänftigen könne. Neue Götzenhäuser wurden erbaut, Opfer dargebracht, Wintitänze veranstaltet. Kings Schwester Affiba und ihr Mann, der Aukaner Sopo, bekamen am häufigsten den Winti. Sopo namentlich übte während seiner immer wiederkehrenden Anfälle geradezu eine Art von Tyrannei über die sämtlichen Bewohner Maripastoons aus; immer neue Opfer verlangte

Digitized by Google

der vermeinte Geist, kein Stück des bescheidenen Besitztums eines jeden war vor den Ansprüchen jenes sicher, und was der Geist verlangte, mußte in den Fluß geworfen werden. Es war ein höchst unbehaglicher Zustand, Furcht quälte alle Gemüter, der Götzendienst blühte zwar, aber er peinigte zugleich seine Anhänger und richtete sie zu Grunde.

Das bildete die Voraussetzung zu dem Auftreten Kings. Ehe wir davon reden, jedoch erst ein paar Worte über den Charakter dieses Mannes! Missionar van Calker, Theologe und damaliger Präses des surinameschen Missionswerkes, ein durch und durch umsichtiger, besonnener und nüchterner Mann, hat persönlich mit King sehr viel verkehrt, ihn auf die Probe gestellt und alle mit dem Auftreten desselben verknüpften Umstände einer wiederholten kritischen Prüfung unterzogen. Er schildert ihn als einen keineswegs überspannten oder schwärmerischen, sondern nüchternen Mann von klarem Verstande, leichter Auffassung und großer Wißbegier; den Winti habe er nie bekommen. Er habe sich immer als treuherzig, zuverlässig und aufrichtig bewährt, ein einfältig kindliches Gemüt gezeigt und frei von der dem Buschneger öfters eignen Begehrlichkeit, stets durch fleißige Arbeit seinen und der Seinen Unterhalt ehrenhaft verdient. Mit dieser Charakterzeichnung stimmt auch das Urteil anderer Missionare überein. — In diesem Manne regte sich nun zunächst ein Widerwille gegen das abgöttische Treiben. Dann erhielt er in einem Traumgesicht die Anweisung, sich ganz davon fernzuhalten. Er that es und erregte dadurch den Unwillen der andern. Zwei weitere Traumgesichte (er hatte solche nicht bloß bei Nacht, sondern auch gelegentlich bei Tage und lag dann völlig geistesabwesend auf seinem Lager, bis er, häufig dann körperlich einigermaßen erschöpft, von selber erwachte) spornten ihn an, nicht bloß thatsächlich mit der Abgötterei zu brechen, sondern diesen Schritt öffentlich zu bekennen und gegen das Unwesen aufzutreten. Er gehorchte, sein Bruder Adrai und eine seiner Schwestern waren die ersten, welche ihm Beifall gaben und sich seinen Bestrebungen anschlossen. Die Gesichte aber gingen fort. Wiederholt wurde er namentlich in das „Paradies" versetzt und in die Hölle. In der Beschreibung dessen, was er da geschaut, findet man wohl Anklänge an die spärlichen Eindrücke, die er einst während seiner Jugend in Paramaribo erhalten haben dürfte. Sodann entspricht die einigermaßen sinnlich bunte und hainbüchene Erscheinungsform sowohl der himmlischen Herrlichkeit wie der Qualen der Verdammten dem geistigen Gesichtskreis des Negers, so daß man auf der einen Seite deutlich sieht, wie seine eigne Subjektivität ganz augenscheinlich auf die Färbung und Einkleidung des von ihm Geschauten eingewirkt hat. Andrerseits aber geht durch die ganzen Gesichte ein so ernster, reiner, streng ethischer Zug, die im Gesicht empfangnen Enthüllungen und Anweisungen führen ihn so deutlich und unmittelbar zu dem hin, was ihm und seiner Umgebung fehlte, zur Erkenntnis und Ergreifung der christlichen Wahrheit, die Wege zur Erlangung wie zur Verbreitung derselben werden ihm so weise und vorsorglich bis ins einzelne vorgezeichnet, daß man nicht anders kann, als in dem Geschauten und Gehörten einen Kern von göttlichen Einwirkungen wiederzuerkennen. King befindet sich ihnen gegenüber in vollkommener Passivität. Seine Aktivität und Verantwortlichkeit tritt erst ein, wenn er, zu gewöhnlichem Selbstbewußtsein erwacht, sich vor die Möglichkeit gestellt sieht, den ihm von oben gewordnen Erleuchtungen Folge zu leisten oder nicht. Auf diesem außergewöhnlichen Wege wird er nun darüber erleuchtet, daß Gott sein Werk unter Kings Volk anfangen und sich seiner dazu als Werkzeug bedienen wolle. Die Verwerflichkeit der Abgötterei vor Gottes Augen, ein Widerwille dagegen,

Digitized by Google

ein Abscheu vor der Sünde und eine Erkenntnis derselben wird ihm beigebracht. Er wird angewiesen, in Maripastoon ein achteckiges kleines Kapellchen zu bauen, dessen Modell ihm auch gezeigt wird; er wird beauftragt, die Lehrer in Paramaribo aufzusuchen und sich von ihnen unterrichten zu lassen, da sie nicht zu ihm kommen könnten; er wird ermuntert, zweimal zu dem mehrere Tagereisen aufwärts an der Saramacka wohnenden Granman Kalkoen zu reisen, um ihn aufzufordern, daß er sich von der Abgötterei abwenden und bekehren möge; auch später wird ihm die Aufgabe gestellt, gewisse größere Evangelistenreisen zu machen, die wir weiter unten erwähnen werden; zukünftige Dinge werden ihm enthüllt, z. B. daß in der kleinen Regenzeit der Regen ausbleiben und die Pflanzungen der Bewohner von Maripastoon zur Strafe für ihre Sünden verdorren würden, was er seinen Landsleuten mitteilt und was gleich darauf wirklich geschieht. Und das alles vollzieht sich nun auf dem Wege jener Traumgesichte,[1]) von deren übernatürlichem Ursprung er selbst ganz überzeugt ist. Mit einer bei einem Neger seltenen Klarheit definiert er die Unterschiede zwischen gewöhnlichen Träumen, die auch er wie andere gelegentlich träumt, und jenen Traumgesichten. Dieselben, — um hier ihre Besprechung gleich zu Ende zu bringen — hören auch nicht auf mit seiner später zu erwähnenden Taufe, wie die Missionare erwartet hatten; sie bekamen dann aber einen andern Charakter. Vor seiner Taufe nahmen sie Bezug auf seine Bekehrung, enthielten Belehrungen über die Heilswahrheiten oder andere in der Schrift niedergelegte Anschauungen und standen in einem sichtlich fortschreitenden Zusammenhang mit seiner zunehmenden christlichen Erkenntnis, die weiterhin durch den Unterricht der Missionare in ihm gefördert wurde. Nach seiner Taufe ist das Gebiet der biblischen Lehre und des Inhaltes der heiligen Schrift dem Bereiche seiner Offenbarungen ganz entrückt; denn nun soll er sich ganz ersichtlich an die Schrift selber halten. So empfängt er in den Gesichten von da an nur noch Anweisungen, die sich auf seinen Dienst beziehen, Anweisungen, wohin und zu welcher Zeit er reisen soll, oder Enthüllungen über geheime Sünden im Schoße der Gemeinschaft von Maripastoon, die er dann öffentlich oder unter vier Augen rügt.

Durch jene Traumgesichte erweckt und zugleich angewiesen, in Paramaribo weitere Belehrung zu suchen, erschien King als ein völlig Unbekannter auf dem von achtzehn Missionsfamilien bewohnten Missionsquartier der Stadt, gab seinen Namen für den Taufunterricht auf, bat um Bücher, damit er lesen lernen könne und kehrte dann nach Maripastoon zurück. Nach längerer Zeit kam er wieder, las ziemlich fließend und verweilte etwas länger, um weiteren Unterricht zu empfangen. Seine Behandlung seitens der Missionare war eine sehr verständige. Weit entfernt davon, ihn zu verhätscheln, ließen sie ihn einen Teil des Tages am Besuch der Schule teilnehmen und im übrigen in einer der Werkstätten der Mission arbeiten, damit er sich seinen Unterhalt verdiene. Unterkunft fand er in einer der für solche Zwecke

[1]) Joh. King hat einen Bericht über diese Traumgesichte negerenglisch niedergeschrieben, drei mäßig dicke Bücher in Quartformat. Von einem Missionar ins Deutsche übersetzt, dürften sie bei Abfassung eines monographischen Lebensbildes des merkwürdigen Mannes, welches nach seinem Tode geschrieben zu werden jedenfalls sich verlohnt — gute Dienste leisten. Eigentümlich ist auch die Ausdrucksweise, deren er sich da bedient; sie erinnert stark an die Sprechweise der alttestamentlichen Propheten. Und doch kann er dieselben weder gelesen noch gehört haben, da die Schriften des Alten Testaments aus verschiedenen Gründen überhaupt nicht ins Negerenglische, die einzige Sprache, die er versteht, übersetzt worden sind. —

Digitized by Google

rrichteten Kammern auf dem Missionsquartier. Bei diesem zweiten Besuch
oar er ganz erfüllt von dem Auftrag, das Kirchlein zu bauen. Drei Wochen
ang war ihm jede Nacht der Mann erschienen, welcher ihm erklärte: „Dies
ist kein Traum, wie andere Menschen träumen. Ich bin ein Bote Gottes,
er mich zu dir gesandt hat!“ und welcher ihm nun bis in alle Einzelheiten
inein den Plan zu dem Kirchlein enthüllte. Allzulange litt es ihn auch
iesmal nicht in der Stadt, die Erfüllung des Auftrages brannte ihm zu
ehr in der Seele. Aber doch wieder weiter gefördert an christlicher Erkennt-
is, gelang es ihm nun, in Maripastoon die völlige Abschaffung des Götzen-
ienstes durchzusetzen. Seinem vom Winti befallenen Schwager Sopo trat
r furchtlos entgegen und befahl ihm, stille zu sein, worauf jener auch sofort
ehorchte, alle Götzenhäuser riß King nieder, alle Obias wurden ihm aus-
eliefert und von ihm in den Fluß geworfen, allgemeine Freude herrschte
uf dem Kamp, man atmete erleichtert auf, das Kirchlein wurde gebaut und
franz Bona von Gansee, ein Verwandter Kings, wurde herzugeholt, um
Gottesdienste darin zu halten. King machte einige weitere Besuche zu
ängerem Aufenthalt in Paramaribo. Nach und nach erschien dann auch
er größte Teil der Bewohner des Dörfchens in der Stadt und gab seine
Namen für den Taufunterricht auf, der Granman Kalkoen, durch Kings
Predigt aufgerüttelt, sandte einen Boten dahin mit der Bitte um einen
Lehrer, am 5. Mai 1861 wurde Kings und seiner ebenfalls erweckten Frau
Akoeba Töchterchen Marianne, am 24. Juni seine Schwester Eva, am
1. Aug. King selbst getauft; Eva erhielt den Namen Marie, King auf seinen
Wunsch den Namen Johannes. Affiba und Sopo, Kapitän Adrai (Adam)
amen auch auf längere Zeit zum Taufunterricht in die Stadt. Im Oktober
esselben Jahres traten dann die Missionare van Calker und Bramberg die
rste Reise nach Maripastoon an. Mit großer Freude wurden sie von den
nständig und reinlich gekleideten Bewohnern empfangen, überall herrschte
Ordnung und Reinlichkeit, von Resten der Abgötterei fand sich keine Spur,
urz, man bekam den Eindruck, man befinde sich in einem christlichen
Negerdorf. Auch hatte man für die beiden Missionare ein nettes, schützliches
Häuschen gebaut und versorgte sie aufs reichlichste mit Fischen, Wildbret,
Vögeln und Erdfrüchten. Eine Woche blieben die beiden Brüder da. Sie
hielten Gottesdienste und christlichen Unterricht, drangen auf Abschaffung der
Vielweiberei und Anerkennung der Elternrechte, namentlich der Rechte des
Vaters, in Bezug auf die Kinder, setzten eine Gottesdienstordnung fest,
führten die Sonntagsheiligung ein, ernannten King, den innerlich geförderten
und den des Lesens allein kundigen (schreiben konnte er damals noch nicht),
zum Nationalhelfer und geistlichen Leiter des werdenden Gemeinleins und
hatten mehrere Besprechungen mit dem herzugereisten Granman Kalkoen
bezüglich seiner Bitte um einen Lehrer. Angesichts der Schwierigkeiten der
Reise nach den weiter oberhalb gelegenen Dörfern wie im Blick auf das je
weiter landeinwärts, desto ungesundere Klima richteten sie das Begehren an
ihn, er möge mit dem übrigen Teil des Matuaristammes stromabwärts,
um liebsten nach Maripastoon ziehen. Sie, die Missionare, hätten aus Liebe
zu den Heiden auch Familie und Vaterland verlassen und wären über das
große Wasser gekommen; da wäre es nicht unbillig, daß nun auch die
Matuaris ihnen ein Stück entgegenkämen und dadurch die Arbeit unter ihnen
erleichterten. Kalkoen zeigte sich nicht abgeneigt, bedang sich aber aus, diesen
Vorschlag erst mit seinen Kapitänen beraten zu dürfen. Sehr befriedigt und
erfreut kehrten die beiden Brüder von diesem Besuch, der ihre Erwartungen
weit übertroffen, nach der Stadt zurück. Damit war Maripastoon zu einer

Digitized by Google

Missionsstation erhoben und das Missionswerk unter den Matuaris begründet worden.

Auf jenen ersten Besuch der zwei Missionare sind seitdem eine ganze Reihe gefolgt. Man hat nämlich nie einen weißen Missionar in Maripastoon angestellt. Mangel an Arbeitern, die bei der Entfernung von der Stadt nicht unbedeutenden Kosten des Unterhaltes eines Europäers, endlich die Rücksicht auf die doch geringe Anzahl der Christen und der Matuaris überhaupt waren hierbei ausschlaggebend. Daß gleichwohl die Anwesenheit eines Missionars recht wünschenswert und auf eine günstige Entwicklung des Werkes von gutem Einfluß gewesen wäre, ist nicht zu leugnen. Denn bei aller Vortrefflichkeit Joh. Kings konnte er einen europäischen Missionar doch nicht ersetzen, wenn man auch zugeben mag, daß seine Gegenwart diesen Mangel noch am ersten erträglich machte. Daran aber hat man festgehalten, daß jährlich zwei-, ausnahmsweise dreimal Missionare Maripastoon besuchten. Außer in zwei, drei Fällen waren es stets Brüder von Paramaribo; sie verwalteten selbstverständlich auch die Sakramente.

Langsam wuchs die Zahl der Getauften. Im August 1862 wurden ein Kind und acht Erwachsene getauft, unter den letzteren der Kapitän Abrai, der den Namen Noah erhielt. Da Joh. King oft abwesend war, teils zu seiner eignen Weiterförderung und Ausbildung in der Stadt, teils zur Ausführung von Reisen, wurde im Oktober 1863 Nikolaus Manille, ein Eingeborner aus der „Kolonie", der lesen und schreiben konnte und im Schulehalten einige Übung hatte, als Nationalhelfer und Lehrer neben Joh. King angestellt. Ein bedeutendes Aufsehen und nicht geringe Freude erregte die Thatsache, daß am 4. Oktober 1864 der Granman Kalkoen, der mit einem Teil seines Stammes seinen Wohnsitz wirklich an einen Ort in größere Nähe von Maripastoon verlegt hatte, ein verständiger Mann in vorgerückten Jahren, sich taufen ließ; seine schon früher wie bei dieser Gelegenheit abgelegten Bekenntnisse geben von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung und der Gründlichkeit seiner Bekehrung Zeugnis. Am gleichen Tage ernannte er Noah Abrai zum Grankapitän und empfahl ihn damit zu seinem Nachfolger. In jenem Jahr gab es 33 getaufte Erwachsene, 9 getaufte Kinder und 20 Taufkandidaten in Maripastoon. Zehn Jahre später, 1874, um das hier gleich abzuthun, war die Zahl der Getauften auf 164 und 1887 auf 203 Personen gestiegen. Nachdem Kalkoen 1867 gestorben, überkam Noah Abrai in der That die Granmans-Würde. An Gediegenheit und Ernst stand er freilich weit hinter seinem Bruder Joh. King zurück. Er fiel wiederholt in Sünde, so schon im Jahre 1865, und der Lebhaftigkeit seiner Zerknirschung bei dieser Gelegenheit entsprach nicht die Entschiedenheit, welche er nun fernerhin im Kampf gegen Verführung und Versuchung hätte beweisen sollen. Nicht am wenigsten seine Schuld ist es, daß, nachdem die Zeiten der ersten Liebe und der ersten Freude in Maripastoon vorüber waren, der sittliche Stand der Gemeinde öfters zu wünschen übrig ließ; es waren meist fleischliche Vergehungen, die von Zeit zu Zeit ans Licht kamen. Geahndet wurden sie aber, Zucht und Ordnung herrschten unter der Mehrzahl der Christen. Dafür sorgte schon King, dafür sorgten die Brüder in der Stadt, die z. B. die Einweihung der bereits fertigen, größeren neuen Kirche, welche an Stelle von Kings baufällig und viel zu klein gewordener Kapelle errichtet worden war, erst am 13. Sept. 1874 vornahmen, d. h. zur Strafe geraume Zeit

Digitized by Google

ufschoben, weil allerhand grobe Versündigungen allerdings nur bei einzelnen orgekommen waren. Aber auch andere Umstände hemmten eine ungetrübte Entwicklung. Zwischen Nikolaus Manille und King gab es kleine Reibungen, ie zur Folge hatten, daß jener zu Ende der sechziger Jahre abberufen erden mußte. Da Noah gerade seit längerer Zeit in gutem Fahrwasser ch befand und man die Hoffnung hegte, er werde in einer solchen Vertrauens- ellung einen heilsamen Sporn erblicken, setzte man ihn an Stelle des Ab- esetzten neben seinen Bruder zum geistlichen Leiter der Station ein; King elbst brachte von da an auch als Schullehrer das an den Mann, was er n der Stadt an Bildungsschätzen allmählich eingeheimst, obschon er gerade n dieser Beziehung nie Hervorragendes geleistet zu haben scheint. Leider ntstand bald darauf zwischen beiden Brüdern eine Spannung, welche nun chon zwei Jahrzehnte trotz der verschiedensten Versuche, sie beizulegen, an- ehalten, auf das kirchliche Leben in Maripastoon schädigend eingewirkt und n allerneuster Zeit eine traurige Zuspitzung erfahren hat. Die Sache liegt o. Noah Adrai ist ein schwankender, unentschiedner Charakter, der für seine igne Person immer wieder in die Schlingen praktischen Heidentums hinein- erät und sich allerhand sexueller Ausschreitung schuldig macht; so hat er . B. auch längere Zeit eine Nebenfrau an einem andern Ort gehabt. Zu ehr Christ, um ungestraft der Sünde dienen zu können, empfindet er zeit- eise die innere Friedlosigkeit und Haltlosigkeit seines Zustandes tief und ann sich selbst dann unter heißen Reuethränen heftig anklagen, aber andrer- eits doch wieder zu wenig Christ, zu halbherzig, zu laß im Gebet, zu träge um Kampf vermag er den unsaubern Banden sich nicht zu entwinden. Dem ntsprechend ist auch sein Verhalten andern gegenüber. In seiner Doppel- igenschaft als Granman und als Nationalhelfer wäre es ihm ein leichtes, örderend und stählend auf die Gesinnung und den Wandel der Stations- ewohner einzuwirken. Er thut das indes wenig oder doch nicht genügend; r zeigt sich nachsichtig und schlaff verschiednen noch nicht überwundnen oder ieder eindringenden heidnischen Sitten und Anschauungen gegenüber, er rückt im Blick auf Verfehlungen andrer, die aus derselben Wurzel wie seine ignen Schwächen stammen, gern ein Auge zu. Ganz anders sein Stief- ruder King. Ein ganzer Mann und als solcher ebenso streng gegen sich elbst, wie dankbar für wohlgemeinten und berechtigten Tadel, tritt er offen nd rückhaltlos allen Schäden und Abweichungen entgegen und kennt kein nsehen der Person. Das erwirbt ihm den Dank und die Liebe lautrer, ufrichtig strebender und christlich entschiedener Gemüter, deren es zum Glück n der jungen Gemeinde auch nicht wenige giebt; es verwickelt ihn aber auch n Kämpfe mit solchen, welche die Finsternis oder doch ein gewisses Halb- unkel mehr lieben als das Licht; es hat ihn wiederholt in die Lage gebracht, einem eignen Bruder mit der strafenden Rüge entgegentreten zu müssen, elche Johannes der Täufer dem Herodes erteilte. Das behagte dem Be- trafen nicht immer, der Stolz des Granmans regte sich in ihm, er empfand ußerdem die geistige Suprematie, zu welcher King ungesucht angelangt ist ank der religiösen Macht seiner Persönlichkeit und der leitenden Stellung, ie er bei Gründung Maripastoons eingenommen, als eine Beschränkung einer eignen Machtstellung. Aus diesen Gegensätzen ergaben sich dann im aufe des gelegenheitsreichen, tagtäglichen Lebens immer wiederholte, kleinere der größere Reibungen, unter denen niemand mehr litt als King selbst, der n sich ein Friedenskind ist. Aber wie aller Kampf so führte auch dieser klärung, Läuterung, Sichtung herbei. Das bestätigen die verschiedenen Berichte, welche uns wirklich erfreuende, edle Blüten christlichen Gemeinschafts-

Digitized by Google

lebens nachweisen; das geht auch aus der Thatsache hervor, daß im Jahre 1874 der Gedanke an Gründung einer zweiten Station zum erstenmal auftaucht. Mochten dabei auch äußere, praktische Gesichtspunkte mit im Spiel sein, man hätte ihn nicht fassen können, wenn Maripastoon ein schwächlich dahinsiechender oder gar in allmählicher Auflösung begriffner Organismus gewesen wäre. Mitbestimmend wirkte dabei die früher beschriebene Art und Weise des Betriebes des Landbaues seitens der Buschneger. Benutzen sie ein Stück Boden nur ein, zwei Jahre und brechen dann wieder eine neue jungfräuliche Scholle an, so ergiebt sich, daß eine zu große Anhäufung von Bewohnern an einem Punkte, dessen Umgebung noch dazu nicht bloß aus gutem Boden besteht, nicht wünschenswert ist. Deshalb bewilligte Noah als Granman schon nicht alle Gesuche solcher, die sich in Maripastoon ansiedeln wollten, deshalb blieben verschiedene Heiden, die an sich bereits einen Zug zum Christentum verspürten, aus freien Stücken der Station fern, oder erschienen nur besuchsweise dort.

Um ihnen nun auch das Evangelium zu bringen, wurde 1877 der schon früher erwähnte Daniel Yveraar als Schullehrer und Helfer in Maripastoon eingeführt und die Stationsbewohner verpflichtet, ihm jährlich ein Stück Feld zu bebauen und außerdem durch gewisse Lieferungen an Fisch und Wildbret zu seinem Unterhalt beizutragen. Dadurch wurde der schon alternde Joh. King frei und zog nun nach Pikien-Saramacca (Jak. Kondre), $2\frac{1}{2}$ Tagereise oberhalb Maripastoons, um dort eine neue Station zu gründen. Freilich zeigte sich im Lauf der Zeit, daß der Platz nicht günstig gewählt war, wie richtig auch der ganze Gedanke. So faßte man einen andern Punkt ins Auge und entschied sich für das von 80—100 Personen bewohnte Kwattahedde, 3—4 Tagereisen stromaufwärts von Maripastoon. Einen von einem Missionar sorgfältig ausgebildeten, tüchtigen und ernsten eingebornen Evangelisten Eduard Bern, führte Missionar Schmitt gleich nach Ostern 1888 dort ein als Lehrer und Hilfsmissionar. King war zu alt, um diese Aufgabe zu lösen, aber er zeigte sich besonders eifrig in der Vertilgung von Obias und andern Resten der Abgötterei, die sich in Kwattahedde noch vorfanden. Gleichzeitig wurde ausgemacht, daß die neue Station nur Filiale von Maripastoon sein und alle von Bern auf die Taufe Vorbereiteten in Maripastoon von dort besuchenden Missionaren geprüft und je nach Befund getauft werden sollten. Ebenso sollten später etwaige Kommunikanten sich zur Spendung des Abendmahles mit Bern in Maripastoon einfinden. Bern steht seitdem dort in Segen und verrichtet gediegene Arbeit. Das zeigte sich schon im Spätherbst 1888, als fünf Männer und vier Knaben wie zehn Frauen und zwei Schulmädchen, von ihm äußerlich und innerlich wohl vorbereitet, auf der Mutterstation durch den wieder besuchenden Br. Schmitt die Taufe erhalten konnten. Laut den statistischen Angaben von Ende 1890, die leider die beiden Maturistationen nicht getrennt berücksichtigen, gab es auf beiden zusammen 52 Kommunikanten, außerdem 127 erwachsene und 111 jugendliche Getaufte, 7 Taufkandidaten und 6 in Kirchenzucht befindliche Personen, also 303 in Pflege der Mission stehende Seelen. Auf jeder der beiden Stationen war je ein eingeborner Lehrer und zusammen sechs männliche und fünf weibliche Nationalhelfer angestellt. Etwas höher würden sich diese Zahlen stellen, wenn nicht im Laufe der achtziger Jahre ein kleiner, bis dahin mit den Matuaris vereinigter Stamm, von dessen Mitgliedern auch einige bereits Christen geworden, Maripastoon und die Saramacca für immer verlassen hätte. Von ihnen wird weiter unten die Rede sein.

So könnten wir der Matuarimission Lebewohl sagen, die Hoffnung hegend, daß, nachdem nun etwa die Hälfte der Mitglieder dieses Stammes

Digitized by Google

ür das Christentum gewonnen, auch der Rest bald nachfolgen werde. Doch drängt es uns, das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen und zum Schluß noch Johannes King einige Worte zu widmen.

Sein Lebensabend ist nun vorhanden. Im Zenith stand seine Sonne, als er in der Mitte der sechziger Jahre, von glühendem Zeugendrang beseelt und durch immer neue Gesichte dazu angetrieben, Evangelistenreisen durch das ganze Buschland machte. Kleinerer zu geschweigen erwähnen wir von diesen Fahrten nur die vom 11. Aug. bis 14. Sept. 1864 reichende nach der Lottika und Coermotibo, die vom 14. Okt. bis 21. Dez. desselben Jahres nach der oberen Saramacca, die vom 21. Juli bis 1. Nov. 1865 nach der Marovijne und Tapanahoni, ohne Kings Schuld verhängnisvoll in ihren Folgen, wie wir weiter unten sehen werden, endlich die vom 22. Okt. bis 10. Dez. 1866 nach der oberen Suriname, an deren Quellen er mit den bis dahin selbst dem Namen nach völlig unbekannten Loango-Negern in Berührung trat. Körperliche Leiden, namentlich die Gicht, nötigten ihn dann, seine Reisethätigkeit einzuschränken. Um so treuer wirkte er in Maripastoon und Umgegend, eine „Perle" an christlicher Entschiedenheit und Unsträflichkeit des Wandels, wie er in einem Bericht genannt wird, ein Mann, der durch seinen einfältig kindlichen und zugleich starken Glauben wie durch die geheiligte Fröhlichkeit und Freundlichkeit seines Wesens auf jeden, in dessen Gesichtskreis er kam, einen unvergeßlichen Eindruck machte und wie kein andrer zum Heil und Segen seines Stammes, ja seines ganzen Volkes wurde; denn bis an die Abhänge des Tumukhumac-Gebirges hinan dürfte es in ganz Suriname nur wenige Buschneger geben, welchen der Name Johannes King und seine Geschichte unbekannt wäre. Für den Dienst des Herrn war er zu jedem Opfer bereit und fragte nichts darnach, ob er um dieses Dienstes willen oft erhebliche Einbußen erlitt.

Wie sehr er sich selbst vor Selbstüberhebung fürchtete, so konnten ihm die Pfähle im Fleisch, ja die Trübsal, unter deren Joch hindurch die Kinder des Vaters in das Reich Gottes einziehen müssen, nicht erspart bleiben. Außer körperlichen Leiden war es jener schon oben geschilderte Zwiespalt mit seinem Stiefbruder, der an ihm nagte und zehrte. Es waren weiter allerhand betrübende Ereignisse im Schoß der Gemeinde von Maripastoon, die je und dann vorfielen und die er sich um so tiefer zu Herzen nahm, als er, der kräftig und furchtlos aufzutreten pflegte, wo es die Ehre seines Herrn galt, dadurch in manchen harten Strauß verwickelt wurde. In allerneuster Zeit (1891) ist ihm sogar das Herzeleid widerfahren, daß Noah Adrai, des ernsten Sittenpredigers und eingebildeten Nebenbuhlers müde, kraft seiner Granmanswürde den Bruder geradezu von Maripastoon verbannt hat. So hat sich Joh. King bedeutend unterhalb der Station am Flusse angesiedelt und darf dort nur noch gelegentlich zu vorübergehendem Besuch erscheinen. Das hat den Alten Mann hart getroffen und ist ein großer Verlust für das Gemeinlein. Ja, der Abend ist da und der ist dunkel; er erfährt, was viele vor ihm erfahren, er hat seine Blütezeit hinter sich, manche erleben ja eine solche überhaupt nicht einmal. Doch ein neuer Morgen wird anbrechen, auf den der Alte im Glauben hofft, und da dürfte auch wohl ihm der Gruß zuteil werden: Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude! —

3. Die Mission unter den Coerenti- oder Koffimaka-Negern an der Koppename.

Wie schon früher mitgeteilt, nahm dieser Stamm seit alten Zeiten dieselben Wohnsitze ein wie die Matuaris und gehorchte ihrem Granman

Digitized by Google

Sie wollen indes von Noah Adrai schwer bedrückt und mit Verachtung behandelt worden sein, was ganz glaubwürdig klingt, da die herrschenden Stämme der Buschneger minderzählige Nebenstämme nicht gerade mit Sammetpfötchen anzugreifen pflegen; auch munkelt man, daß Noah die Ehre einer ihrer Frauen gekränkt habe. Kurz Anfang der achtziger Jahre lösten die Coerentis das Bundesverhältnis, zogen an die fast unbewohnte Koppename, machten den Kamp Koppenkrisi zum Sitze ihres eigens erwählten Granmans Alamoe und erlangten vom Gouverneur der „Kolonie" mit Leichtigkeit die Bestätigung dieses Mannes in seiner Würde. Denn wenn die Buschneger auch aufgehört haben, eine Gefahr für die „Kolonie" zu sein, so folgt die holländische Regierung doch mit Klugheit dem divide et impera und sieht lieber eine größere Zahl von kleineren, als eine kleinere Zahl von größeren Stämmen im Hinterlande der Civilisation. Daß sich unter den Übergesiedelten auch Getaufte befanden, erfuhr man auf dem Missionsquartier in Paramaribo erst einige Jahre nach Ausbruch des Schismas. So machte Missionar Wehle, der auf der Plantagenstation Catharina Sofia angestellt ist, im Frühjahr 1889 seinen ersten Besuch in Koppenkrisi und fand dort eine nicht unfreundliche Aufnahme. Der Kamp war von etwa 100 Buschnegern bewohnt; unter ihnen gab es 19 erwachsene und 9 jugendliche Getaufte, deren christliche Erkenntnis nach der langen Verwahrlosung allerdings einen kümmerlichen Eindruck machte. Alle übrigen Bewohner waren Heiden, 36 von ihnen gaben jedoch ihre Namen für den Taufunterricht auf. Auch erfuhr Br. Wehle bei dieser Gelegenheit, daß weiter stromaufwärts noch eine ganze Anzahl von heidnischen Buschnegern hauft. Er hat seitdem seine Besuche jährlich zweimal wiederholt, jedesmal einen kurzen Aufenthalt in dem Aussätzigen-Hospital Batavia damit verbindend, wo auch Kranke sich befinden, die zu unsrer Missionskirche gehören. Er hat bei diesen Besuchen in Koppenkrisi ein wachsendes Vertrauen wie eine zunehmende Geneigtheit gefunden, der Abgötterei den Abschied zu geben und zum Christentum überzutreten. Er hat sogar schon gewagt, mit eigner Hand Götzenhäuser und -Bilder zu zerstören, ohne daß diese Handlungsweise mehr als eine schnell vorübergehende Aufregung hervorgerufen hätte. Vielleicht war es aber doch ein etwas verfrühter Schritt. Drastisch war allerdings die Scene, als der Missionar den alten Familiengötzen Koffimaka, der dem Granman Alamoe gehörte, aufgestöbert hatte, mit demselben zum Fluß eilte, aber, von Alamoe aufgehalten, mit ihm um die Holzpuppe rang und schließlich doch seinen Zweck erreichte, indem er das Idol in die Fluten schleuderte. Indes wir sind beinah geneigt, dem Häuptling recht zu geben, wenn er meinte, man hätte damit noch etwas warten sollen. Nur gut, daß schließlich die Freundschaft dadurch nicht eigentlich gestört wurde. Wer alten Aberglauben nimmt, muß neuen Glauben bringen. Das sucht nun zwar Br. Wehle redlich zu thun. Aber es ist klar, solche kurze, seltene Besuche genügen dazu nicht, sie bedeuten nur eine immerhin wertvolle Vorarbeit. Öfter und auf länger zu kommen, daran hindert ihn jedoch das gehäufte Maß von Arbeit auf und in der Umgebung seiner eigentlichen Station. Und da in Koppenkrisi außerdem kein Joh. King vorhanden, so wird man bald von der Stadt einen brauchbaren eingebornen Evangelisten dorthin

Digitized by Google

hicken müssen. Wir hoffen, daß diese Absicht vorliegt, können aber einst-
weilen von greifbaren Erfolgen der Missionsarbeit nicht berichten.

4. Missionsversuche unter den Auka- oder Djoeka-Negern an der Cottika, Coermotibo, Likanau und Marowijne.

Es war im Jahre 1844, als der Granman der Aukaner, Beyman,
n Paramaribo dem Gouverneur einen Besuch abstattete. Bei dieser
Gelegenheit suchte Missionar Tank ihn und mehrere seiner Kapitäne auf
nd machte ihre Bekanntschaft, um den Fürsten der Wildnis für die
Gründung einer Mission in seinem Gebiet zu gewinnen. In der wohl-
eilen Münze schöner, glatter Worte zahlte der Häuptling seinen Dank
ür den Besuch, er versprach in die Kirche der Brüder in der Stadt zu
ommen und zwei seiner Enkel ihrer Erziehung zu übergeben. Aber nichts
rfolgte von alle dem. Gleichwohl unternahm Missionar Tank im März
.847 eine Missionsreise zu den an der oberen Cottika und Coermotibo
nsässigen Aukanern und drang bis in die Wana-Kreek vor. Die Aufnahme,
ie er und seine Predigt fanden, war nicht ungünstig, umsomehr aber
ar es der Eindruck, den er von dem Charakter dieser Leute bekam —
lso doppelte Ursache, ihnen das umgestaltende und heiligende Evangelium
u bringen. Indes verschiedene Umstände verzögerten ein weiteres Vorgehen,
rst im Dezember des Jahres 1850 versuchten die Missionare Wullschlägel
nd Jansa einen neuen Schritt. Damit derselbe von Erfolg gekrönt
erde, hatte man sich der Unterstützung und Befürwortung der Regierung
n Paramaribo versichert. Auf einem ihrer Dampfer, im Gefolge eines
Beamten, der die damals noch üblichen Geschenke an den Granman
Beyman und seine Kapitäne überbringen sollte, fuhren die Brüder zur
See nach Albina nicht weit von der Mündung der Marowijne, wo Herr
Kappler, ein Deutscher, als Regierungsagent stationiert war. Er hatte
chon im voraus Beyman für den Plan der Brüder günstig zu stimmen
esucht. Indes nach verschiedenen öffentlichen und privaten Besprechungen
ab der Häuptling folgende Erklärung ab. Das Christentum, die Reli-
ion der Weißen, passe gut für diese, aber nicht für die Neger; letztere
ien vielmehr an den Dienst der Obias gewiesen und würden sich den
Zorn ihrer Götter zuziehen, wenn sie von ihnen abfielen. Er werde nie
on den Obias lassen und wie er, so denke sein ganzes Volk, was die
nwesende Menge durch lauten Beifallruf bestätigte. Er wolle den Mis-
ionaren gestatten, sich in seinem Lande umzusehen, wenn ihnen das Ver-
nügen bereite. Aber von einer dauernden Niederlassung derselben in
einem Gebiet, um ihn und seine Unterthanen im Christentum zu unter-
ichten, könne keine Rede sein. Das sei sein letztes entscheidendes Wort. —
Niedergeschlagen kehrten die Missionare zurück, sie wußten, daß die Au-
aner — und es geschieht das bis auf den heutigen Tag — dem Grund-
atz huldigten: Cujus regio, ejus religio und daß mit jenem Entscheid
hnen der Zutritt zum Herzen nicht bloß des Häuptlings, sondern auch
eines Volkes verschlossen wäre. Im Okt. 1853 begleitete Br. Wull-
chlägel, vom Gouverneur freundlich dazu aufgefordert, diesen wieder nach
lbina und fand, wie er nicht anders erwartet, die Verhältnisse noch
nverändert. Beyman bekam er nicht zu Gesicht, jedoch — und das war

Digitized by Google

ein schwacher Hoffnungsstrahl — seinen jugendlichen Neffen und einstigen Nachfolger, welcher mit sich reden ließ und sogar versprach, er werde, Häuptling geworden, den Missionaren gestatten, unter seinem Volke zu wohnen.

Ein afrikanisches Urteil über Berlin.

Es wird noch in aller Erinnerung sein, wie vor vier Jahren in Berlin unter Führung des Reisenden Otto Ehlers einige Eingeborne vom Kilimandscharo in vollem Kriegsschmuck erschienen, und wie sich ein großer Teil der Presse befleißigte, dem Besuch dieser Leute des Häuptlings Mandara (— dessen „Reich" etwa anderthalb Quadratmeilen groß ist und ungefähr dreitausend Bewohner zählt —) in naiver Kolonialfreude die Bedeutung einer hochwichtigen politischen Mission beizulegen. Über die Folgen, die solcher Unverstand haben mußte, hat sich schon damals Paul Reichard im „Deutschen Wochenblatt" ausgesprochen und ich habe des letzteren Voraussage bestätigt gefunden, als ich die sogenannten „Mandaragesandten" nach ihrer Heimkehr in Modschi wiedersah, wo sie sich „seit ihrer Rückkehr von Europa tausendmal besser als ihre Landsleute dünkten, absolut nichts mehr arbeiteten und zerlumpt bei den Missionaren herumbettelten" (Ostafrik. Gletscherfahrten).

Zu demselben Gegenstand veröffentlicht die letzte Januarnummer (Nr. 1233) der Missions Catholiques einen hübschen Bericht des am Kilimandscharo vorübergehend thätig gewesenen Mgr. Alexandre Le Roy, der uns gleichzeitig ein interessantes Bild von afrikanischer Anschauung europäischer Verhältnisse bietet. Le Roy schreibt aus Modschi: „Mandara hat einmal im Gefolge eines deutschen Reisenden drei junge Leute nach Europa reisen lassen, drei Hirten, die von den deutschen Zeitungen sofort mit dem Titel „Prinzen, Gesandte, bevollmächtigte Minister" geschmückt wurden, welche gekommen seien, um dem deutschen Kaiser Afrika im allgemeinen und den Kilimandscharo im besondern zu Füßen zu legen. Wir trafen heute diese braven Jungen. Was hat in Berlin ihrer naiven Vorstellungskraft am meisten imponiert? Die enorme Menge von Kühen, die sie auf dem Viehhof gesehen haben! Im übrigen sind sie vollständig enttäuscht heimgekehrt. Sie hatten die Europäer immer für reiche und kluge Leute, für eine Art Halbgötter gehalten; „aber", sagten sie, „stellt euch vor, dort sieht man wirkliche Weiße die Straßen kehren, Wasser tragen, Hunde scheren, Mist sammeln. Freilich giebt es auch Reiche, z. B. die Besitzer jener Kühe, aber diese gehen niemals aus. Sie wohnen in großen Steinhäusern, in Räumen, die wie Spiegel glänzen, und sitzen von früh bis Abend auf Stühlen, die mit Zeug ausgestopft sind; daneben stehen kleine mit Sägespänen gefüllte Kästen, neben die man hinspuckt. Diese Menschen sind allerdings glücklich: ihre einzige Beschäftigung ist es, beständig die Hände in die Taschen zu stecken. Aber die, welche zu uns hier herauskommen, sich abmühen und arbeiten, die haben keine mit Zeug ausgestopften Stühle; sie sind von den andern ausgeschickt und müssen ganz arme Teufel sein." Mandara lachte laut bei diesem Berichte seiner „Gesandten". Zum Schluß der „Audienz" besichtigten wir die Geschenke des deutschen Kaisers: einen Siegelring, wollene und seidene Decken, zwei Küraſſe, Kanonen, Flinten, Uhren, Trompeten, zwei Nähmaschinen, künstliche Tiere in Schachteln. Er fragte uns nach unserer Ansicht, und wir fanden das alles selbstverständlich großartig."

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1893

Eine hinterindische Plauderei.

Von O. Flex.

I. **Indische Erholungsreisen. Rangun. Vorbereitungen zum Fancy Bazar. Die Shway Dagon Pagode. Mr. Kali's Bekehrungsgeschichte oder ein barmanischer** cand. theol.

Leben und Arbeit in Indien ist höchst interessant, genußreich und fast immer lohnend. Ich meine das letztere nicht in Beziehung auf Gelderwerb, denn die Zeiten, in denen man nach Indien ging, um reich zu werden, sind vorbei, sondern in anbetracht der Resultate, welche jede Arbeit auf religiösem, wissenschaftlichem oder gemeinnützlichem Gebiet in einem Lande haben muß, welches, wie Indien, aus einem beinahe zweitausendjährigen Zustand geistigen und moralischen Traumlebens erwacht und nun seine Riesenglieder streckt, den belebenden Odem moderner Kultur und Wissenschaft begierig einatmet, im Neugefühl seiner Kraft und seines Könnens die alten Bande sprengt und an seinem Lebensbaum mit der ganzen Macht einer nationalen Wiedergeburt frische Schößlinge treibt, welche auch dem geringsten Mitarbeiter an der Regeneration des alten Wunderlandes der schönste Lohn sind.

Leben und Arbeit in Indien ist aber auch sehr angreifend, aufreibend und oft todbringend. Welche Opfer an Gesundheit und Leben erfordert z. B. die Mission in Indien! Wie viele meiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind neben mir zusammengebrochen und, manchmal nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden, ins Jenseits gerufen worden! Die glühende Sonne, aufregende Arbeit, anstrengende Reisen, ungenügende oder für den europäischen Magen unverdauliche Nahrung, das alles schwächt das System, reibt die Nerven auf und untergräbt mit der Zeit auch die festeste Konstitution. Da haben die Doktoren oft schwere Arbeit und große Verantwortlichkeit und wenn sie schließlich nicht mehr wissen, was sie mit einem Patienten anfangen sollen, so schicken sie ihn fort, am liebsten in seine Heimat; wenn das aber aus verschiedenen Gründen nicht geht, so verordnen sie ihm eine Schiffsreise. Die braucht nun nicht gleich übers Meer zu gehn, denn dergl. Reisen sind immer noch sehr kostspielig, sondern es genügt schon oft, wenn der Kranke einige Wochen einen der großen Ströme Indiens entweder in einem eigens dazu eingerichteten Boot oder per Dampfer befährt. Der vollständige Wechsel der Umgebung, die fortwährenden Verschiebungen der Scenerie, das absolute Ausruhen des erschlafften Körpers und der erkrankten Nerven, das

Digitized by Google

Bewußtsein, eine Zeit lang für nichts mehr verantwortlich zu sein, und last but not least, die Gewißheit, nicht seekrank zu werden und keinen Stürmen ausgesetzt zu sein, geben dem Leidenden ein wundersames Gefühl von Beruhigung, das sich schon nach einigen Tagen zu einem wohligen Behagen entwickelt, und mit der Zeit manche schwarze Wolke von seinem Herzen und seiner Stirn verscheucht, die sonst vielleicht zum Leichentuch für ihn geworden wäre. —

Früher wurde zu solchen Gesundheitstouren gewöhnlich der Brahmaputr gewählt. Seine riesigen Dimensionen, die in ihrer Art ganz einzige Gebirgs- und Waldscenerie, welche ihn besonders in seinem Oberlauf, je mehr man sich dem Himalaya nähert, begleitet, die frisch aufschießenden Anlagen moderner Kultur[1]) inmitten der wildromantischen Umgebung und die entzückende, erfrischende und belebende Luft, welche von der Snowy Range[2]) über das breite Brahmaputrthal und die niedriger gelegenen Ebenen Assams hinstreift, machen gerade eine Fahrt auf diesem Fluß zu dem Genußreichsten, was man haben kann. Es sind nun beinahe 30 Jahre, seit ich meine erste Reise den Brahmaputr hinauf bis in die Ausläufer des Himalaya machte, aber ich denke heut noch mit wahrem Entzücken an diese Fahrt. Eine ganz neue Welt ging mir da auf. Ich habe die Reise nachher noch dreimal gemacht, und jedesmal neue Reize, neue Wunder in der Umgebung des Stromes entdeckt, und jedesmal einen neuen Vorrat von Lebensmut und Arbeitsfreudigkeit mit nach Hause gebracht.

Später, als infolge der politischen Ereignisse in Barma, und besonders nachdem die britisch-indische Regierung Oberbarma annektiert hatte, die Kommunikation mit Akyab, Rangun, Maulmain und andern bedeutenden Handelsplätzen jener Provinz eine bequemere und schnellere wurde, da machte man diese Orte zum Zielpunkt notwendig gewordener Erholungsreisen, und als nun erst der Irawaddy dem Verkehr erschlossen und von der British India Steam Navigation Company mit einer ganzen Flotte von Dampfern befahren wurde, da ergoß sich eine Zeitlang der Strom der Erholungsbedürftigen in diese Gegenden, wo man soviel Neues und Interessantes fand und ungefährdet in das Innerste des Landes, bis hinauf zu den wilden Bergvölkern, den Shans, den Karenen und andern Stämmen dringen konnte ohne den komfortablen Dampfer verlassen zu brauchen. Ich möchte den Leser bitten, mich auf einer dieser Fahrten bis Rangun zu begleiten.

Der Schiffsverkehr zwischen Kalkutta und Rangun ist wie gesagt,

[1]) Ich denke hiebei besonders an die europäischen Niederlassungen an den Mündungen der Flüsse, welche in den Brahmaputr gehen und auf denen die Produkte des Inlandes an den Strom gebracht werden, um mit den Dampfern nach Kalkutta verschifft zu werden, ferner an die überall angelegten Theeplantagen.

[2]) Snowy Range heißt die Schneelinie des Himalaya. Die höchsten Gipfel der gewaltigen Gebirgskette sind bei klarem Wetter vom Oberlauf des Brahmaputr sichtbar, und die kühle Luft, welche von diesen Regionen ewigen Schnees und Eises herniederwehend sich mit der glühenden Atmosphäre der Niederungen vermischt, erzeugt eine geradezu berauschende Temperatur, sie wirkt auf angegriffene Nerven viel besser als Seeluft, weil sie anregt aber nicht aufregt. —

Digitized by Google

jetzt ein so wohl organisierter, daß man alle möglichen Boote, vom elegantesten Vergnügungsdampfer, welcher die Entfernung in drei Tagen zurücklegt, bis zum schwerfälligen Kargoboot, welches gewöhnlich einen Tag mehr braucht, zur Verfügung hat. Wer sich wirklich erholen will, der wählt eins der letzteren Boote; obwohl sie hauptsächlich für den Frachtverkehr bestimmt sind, so haben sie doch auch sehr bequeme und geräumige Kabinen für Passagiere, und da sie von dem reisenden Publikum nicht viel benutzt werden, so ist man oft Herr der ganzen Situation, und mit einem unaussprechlichen Seufzer der Erleichterung sinkt man in den bequemen tiefen Bambussessel auf dem Deck, welches mit dickem Leinwanddach gegen die Sonne geschützt ist, legt den müden Kopf zurück und sagt sich, so, nun brauch ich nicht mehr zu reden, zu denken, nur ruhen, ruhen!

Man wählt zu diesen Erholungsreisen naturgemäß die sogenannte kalte Zeit, d. h. die Monate November bis Februar, weil dann die Temperatur fast überall in diesen Breitengraden eine für den Europäer erträgliche ist, besonders die Morgen sind dann geradezu entzückend in ihrer ungewöhnlichen Frische und ich kann mir kaum etwas Erquicklicheres denken, als die Morgenspaziergänge auf dem Deck eines der gewaltigen Flußdampfer, welche jetzt den Brahmaputr und den Irawaddy befahren. Die bleierne Müdigkeit in den Gliedern ist fort, der schwere Kopf fängt an leichter zu werden, das qualvoll irritierte Nervensystem beruhigt sich, die brennende Sonnenglut hat einer wohlthuenden Wärme Platz gemacht, ein kühler Windhauch streicht das breite Flußthal hinab über die wogenden Wassermassen, welche mit rapider Schnelligkeit dahinschießen. Ein Hinbrüten und in eigenen Gedanken versunken sein ist hier unmöglich, denn das Auge ruht alle Augenblicke auf etwas Neuem, Interessanten, das die Gedanken fesselt und die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Auch das Stück Seereise von Kalkutta nach Rangun ist in der kalten Zeit nicht so gefährlich. Die Stürme, welche nach Anbruch des Monsuns[1]) und während der Regenzeit in der Bay of Bengal wüten und leider nur zu oft in Verderben bringende Cyklone ausarten, haben jetzt ausgetobt. Das Meer ist ruhig, nur leicht gekräuselte Wellen, denen die frische von den Bergen Arrakans herabwehende Brise eine kleine weiße Schaumkrone aufsetzt, tänzeln über die glitzernde Oberfläche hin, welche von dem Wiederschein des während der kalten Zeit stets heiteren und tief dunkel-

---

[1]) Monsun von dem arabischen Wort Mausim d. h. Jahreszeit, es sind das die periodischen Winde, welche sich zu Ende der heißen Zeit im Nordwesten Indiens erheben und den ersehnten Regen bringen. Sie treten oft mit geradezu elementarer Gewalt auf und richten großen Schaden an. Im Bengalischen Meerbusen und den immensen Flußthälern des Brahmaputr und des Irawaddy entstehen Gegenströmungen in der Luft, welche dann in der Form von typhunartigen Wirbelstürmen auf ihrer Bahn alles zerstören. Auf meinen Stationen am Brahmaputr habe ich drei solcher Cyklone durchgemacht, zweimal ging ihnen ein Erdbeben voran, ich verlor in denselben mehrere wertvolle Häuser und drei Menschenleben. Im bengalischen Meerbusen erzeugen diese Cyklone sog. Sturmwellen, welche meilenlang bis zu 14 und 16 Fuß Höhe anschwellen, vom Sturm auf die Küste getrieben werden und daselbst alles in ihren Fluten begraben. Selbstverständlich verursachen die Cyklone auch unter den Schiffen unberechenbaren Schaden. O. F.

Digitized by Google

blauen Himmels stahlblau gefärbt ist, und durchleuchtet vom Sonnenlicht das Auge tief in sein wogendes Innere blicken läßt. Nur einmal auf meinen Meerfahrten habe ich ein so klares, durchsichtiges Wasser gesehen, und das war im Jonischen Meer, als ich zwischen den Inseln Ithaka, Zante, Cephalonia und anderen hindurchfuhr, auch da konnte sich das Auge immer tiefer in den Abgrund der Flut, welche wie geschmolzenes grünes Glas in ihrer Durchsichtigkeit alle ihre Geheimnisse offenbarte, senken. Unmittelbar nach dem Verlassen der indischen Küste merkt man freilich davon noch nichts, denn das ungeheure Wassernetz des Ganges und Brahmaputr, welche in hunderten von Flußarmen die Sunderbans durchschneidend ihr Wasser dem Meere zuführen, färben dasselbe meilenweit dunkelbraun und gelb. Als ich das erstemal die Bay of Bengal durchschiffte und von Ceylon herumkommend, nachdem wir Madras passiert hatten, erwartungsvoll nach den ersten Anzeichen des Ganges ausschaute und den Steuermann mit Fragen quälte, wann wir seine Ufer sehen würden, da sagte er jedesmal; Wait until you see peasoup. (Warten Sie, bis Sie Erbsensuppe sehen.) Auf eine Erklärung dieser rätselhaften Antwort ließ er sich nicht ein. Als wir aber am nächsten Morgen aufs Deck kamen und zu unserm Erstaunen auf einmal unsern Dampfer in der oben beschriebenen Flüssigkeit schwimmen sahen, da grinste er und sagte: there is your peasoup, und genau so sah das Meer aus, am selben Abend schon fuhren wir in den Ganges ein.

Auch der Irawaddy färbt das Meer meilenweit bei seiner Mündung. Die Küste liegt ziemlich niedrig und ist mit dichtem jungle bedeckt, so daß man von Rangun selbst nichts sieht, bis man in den Hafen eingebogen. Aber schon lange vorher, in noch meilenweiter Entfernung sieht man aus dieser dunkelgrünen Masse eine glänzende, blitzende Flammenzunge emporschießen. Wie ein Feuerstrahl steigt es auf, verschwindet im Schatten einer vorüberziehenden Wolke und flammt im nächsten Augenblick heller als zuvor auf. Es ist die „Goldene Pagode," der Shway-Dagon, der größte buddhistische Tempelbau in Unterbarma, welcher uns weit hinaus in die See entgegenleuchtet.

Sowie der Dampfer in Sicht kommt, umschwärmen ihn die barmanischen Bootleute, um Passagiere und Gepäck zu landen. Sie sind jetzt mit der Erscheinung von Dampfern selbstverständlich ganz vertraut, als aber vor vielen Jahren das erste Dampfboot den Irawaddy hinaufkam, da verbreitete es allgemeinen Schrecken. Man hielt es erst für einen feurigen Drachen, und als man endlich sah, daß es ein Schiff war, welches Menschen trug und sich ohne Segel stromauf bewegte, da wurde das Entsetzen noch größer und man glaubte, der Untergang des Landes stehe bevor, denn mit dem Erscheinen des Ungetüms schien eine alte Prophezeiung, welche seit undenklichen Zeiten im Volke verbreitet war, buchstäblich in Erfüllung gegangen zu sein. Die Weissagung lautet frei ins Deutsche übertragen:

„Wenn am Fuße des heiligen Hügels,
auf welchem die goldene Pagode steht,
sich ein fremdes, huttragendes Volk
als Einwohner in unserm Lande niederläßt;

Digitized by Google

wenn von der südlichen Küste herkommend
ein stattliches Schiff ohne Segel und Ruder
den Irawaddy hinauffährt,
dann, so hat der Prophet gesagt,
dessen Worte alle wahr sind,
werden die goldenfüßigen Prinzen [1])
wanken und fallen.

Zu dieser Jahreszeit, Ende der sogenannten kalten Zeit, bietet der Schiffsverkehr bei Rangun ein überaus großartigen Anblick. Die Reisernte im Innern des Landes hat zu Anfang der kalten Zeit stattgefunden. Im November und Dezember ist er ausgedroschen, auf kleineren Booten an den Irawaddy gebracht, dort auf größere von den Eingebornen zu diesem Zweck gebaute Fahrzeuge verladen worden, welche ihn nun nach Rangun bringen, wo er auf den Handels-Dampfern nach allen Weltteilen verschifft wird. Der breite Strom ist bedeckt mit Fahrzeugen aller Nationen, und die wunderlich gebauten Boote der Eingebornen, welche fast ohne Ausnahme mit Drachen- und andern fabelhaften Tiergestalten, in Holz geschnitzt, und oft rot bemalt, ausgestattet sind, geben dem Ganzen einen überaus grotesken, märchenhaften Anblick.

Der Landungsplatz von Rangun selbst läßt einen allerdings für den Augenblick vergessen, daß man in Hinterindien ist, man glaubt vielmehr in einer großen englischen Hafenstadt zu sein. Die Gebäude, fast alle nach europäischen Mustern gebaut, bergen die unzähligen Offices, Stores und Geschäftsräume, in denen der Umsatz der inländischen und eingeführten Handelsprodukte bewerkstelligt wird. Welchen Umfang derselbe hat, geht daraus hervor, daß die Revenüen aus demselben schon vor 10 Jahren 39 764 880 M. betrugen, und seitdem sind sie stetig gewachsen.

Sowie man die Stadt selbst betritt, wechselt der Charakter der Gebäude, und je weiter man z. B. auf der Hauptstraße derselben, Merchant Street, entlang geht, desto mehr findet man den indischen Banglowstil vorherrschend. Merchant Street ist eine prachtvolle breite, gut chaussierte und mit Schattenspendenden Bäumen bepflanzte Straße, welche direkt vom Hafen ausgehend die Stadt durchschneidet. Rangun hat einige prachtvolle öffentliche Bauten, wie das Rathaus, Museum u. a., es hat einen großen Stadtpark und eine Anzahl öffentlicher Gärten, ein literarisches und wissenschaftliches Institut, Kasinos und Klubs, gegen 10 christliche Kirchen und Kapellen, mohammedanische Moscheen und, neben seinen eigenen Pagoden, Tempel für Hindus und Chinesen.

Einer der S. P. G. Missionare, Rev. M. mit dem ich von Indien aus wegen meiner Reise den Irawaddy hinauf korrespondiert, hatte mir während meines kurzen Aufenthalts in Rangun in liebenswürdiger Weise Gastfreundschaft angeboten und so fand ich denn, als der Dampfer am Quai anlegte, schon seinen Hausdiener mit einer Droschke bereit, um mich und mein Gepäck in Empfang zu nehmen.

Eine kurze Fahrt von etwa 15 Minuten brachte mich zu seiner Wohnung, welche wie alle von Europäern bewohnten Häuser in diesen

[1]) Die Könige Barmas.

Digitized by Google

Teilen des Landes ein wenig abseits von der Straße in einer gartenähnlichen Anlage stand und von Verandas umgeben war.

M. eilt mir aus seinem Arbeitszimmer entgegen, begrüßt mich aufs herzlichste, und entschuldigt sich, daß er mich nicht selbst vom Dampfer habe abholen können: „Aber ich hatte absolut keine Zeit, morgen soll nämlich unser jährlicher Fancybazar abgehalten werden und da hat man mich zum Arrangeur der ganzen Geschichte gemacht." —

„Oh, I see" — unterbrach ich ihn, „dann fürchte ich aber, ich störe." —

„Not at all, my dear fellow, come in and make yourself comfortable, Sie wissen, ich bin Junggesell und kann mich nicht viel um das Hauswesen kümmern, also bitte keine Umstände;" tiffin[1]) will be on the table in about half an hour, will you have a wash first?"

„Thank you, yes."

Der Diener schaffte meinen Koffer in die mir zugewiesene Gaststube, ich folgte ihm, und nachdem ich in dem daranstoßenden Baderaum meinem äußeren Menschen die nötige Politur gegeben, trat ich in das Eßzimmer.

„Master will be here directly" sagte der Madrassidiener und bat mich, Platz zu nehmen.

Ich zog es jedoch vor, auf die Veranda herauszutreten und die frische Luft, welche von der See herüberstrich, zu genießen.

„So, nun bin ich mit der letzten Einladung fertig" rief M. aus seiner Arbeitsstube tretend, und mir noch einmal die Hände zum Willkommen schüttelnd, aus. Wir setzten uns zu Tisch und M., der den Kopf voll von seinem Fancybazar hatte, lenkte sogleich das Gespräch wieder darauf.

„Sie glauben nicht, welche Mühe mir die Sache macht. Im vorigen Jahr war der Bischof hier und dessen beide Töchter arrangierten alles. Dies Jahr hatten wir niemand, dem wir diese Arbeit zumuten konnten, und so habe ich es neben all meinen Stunden im College[2]) und den täglichen Services übernommen, durch Besuche bei den leitenden Persönlichkeiten unserer Gesellschaft und massenhafte schriftliche Einladungen an hochgestellte Barmanen, Bengalen und andere den nötigen Enthusiasmus für die Angelegenheit hervorzurufen."

„Finden Sie es denn so schwierig, einen Fancybazar in Rangun zustande zu bringen? Ich sollte doch meinen, in einer so großen Stadt müßte genügendes Interesse für die Sache zu finden sein."

„Am Interesse im allgemeinen fehlt es auch nicht; unsere Schwierigkeit bestand diesmal in der Notwendigkeit, jemand zu finden, der den Bazar protegieren und anziehend genug machen konnte, um Käufer aus allen Ständen anzulocken. Das letztemal hatten, wie ich schon andeutete, der Bischof und seine Töchter die nötigen Arrangements getroffen, Sie wissen ja, welch schwerer Schlag ihn betroffen, seine älteste Tochter starb und die zweite wurde so lebensgefährlich krank, daß er sie nach England bringen mußte. Nun ist zwar Mrs. S. die Frau unseres Oberrichters so gütig gewesen, ein einflußreiches Damenkomitee zu bilden und eine Anzahl liebenswürdiger Verkäuferinnen aus ihrem Bekanntenkreise zu gewinnen, ich konnte ihr aber doch nicht zumuten, die ausgedehnte Korrespondenz mit unseren native Honoratioren zu besorgen."

„Haben Sie einen passenden Platz gefunden, auf dem Sie all diese

---

[1]) tiffin — lunch, eine Art Gabelfrühstück um 1 oder 2 Uhr nachm.
[2]) St. John's College, eine große Missions-Hochschule in Rangun.

Digitized by Google

verschiedenen Elemente Ihrer christlichen und heidnischen Bevölkerung zusammenbringen können?"

„Das ist's eben, was uns in diesem Jahre noch besondere Anstrengungen kostete; denn nicht jeder Europäer ist bereit, seinen Compound einer gemischten Gesellschaft aus allen hier vertretenen Nationalitäten zu öffnen. Da kam uns die glückliche Idee, die Väter der Stadt um die Erlaubnis zu bitten, den Stadtpark benutzen zu dürfen, da hat jeder freien Eintritt, und niemand braucht sich zu genieren."

„Und haben sie zugesagt?"

„O certainly! dafür haben die ladies gesorgt. Es ist uns gelungen, ein, wie ich hoffe, anziehendes Programm zusammenzustellen. Der Oberst des hier stationierten Regiments hat uns auf unsere Bitte versprochen, die Militärkapelle zu schicken; wir werden also ein ausgezeichnetes Konzert hören. Vom Kommissariat-Department erhalten wir ein paar Dutzend größere und kleinere Zelte, die sich ausgezeichnet zu Verkaufsbuden und Refreshment saloons eignen. Einige Offiziere der Garnison beabsichtigen, athletische Spiele zu arrangieren, an denen selbstverständlich alle unsere Schüler von St. John's College teilnehmen, und ich sollte mich gar nicht wundern, wenn wir sogar ein Elephantenwettrennen zustande brächten, das hat, wie Sie wissen, für die Eingebornen eine ganz besondere Anziehungskraft. An ruhigeren games wie lawn-tennis, cricket, football u. s. w. wirds natürlich auch nicht fehlen."[1])

„Wann soll der Bazar abgehalten werden?"

„Morgen nachmittag, Sie kommen doch natürlich auch?"

„Wenn ich so lange hier bleiben kann; wann geht der nächste Dampfer stromauf?"

„Einer geht heute abend, der nächste am Donnerstag, Sie haben also gerade Zeit, den Bazar mitzumachen, und die Zerstreuung wird Ihnen in Ihrem Gesundheitszustande gut thun."

Das dachte ich im stillen auch; ich gab also die Idee, heute abend weiter zu fahren, auf und beschloß, die Zwischenzeit zu einer eingehenden Besichtigung Ranguns zu verwenden.

Ein junger Student, Mr. Kali, welcher sich zur Zeit in Mr. W's. Hause aufhielt um sich unter seiner Leitung für das Diakonats-Examen vorzubereiten, bot sich freundlicherweise an, mein Führer zu sein. Wir traten also, nachdem die Temperatur sich etwas abgekühlt hatte, gegen 5 Uhr nachmittag unsere Wanderung an.

Die größte Sehenswürdigkeit der Stadt ist die schon oben erwähnte Pagode. Sie bildete früher einen Teil der Fortifikationen der Stadt und mußte im zweiten barmanischen Kriege von den Engländern erstürmt werden. Sie fiel im April 1852 und mit ihr Rangun. Während der Belagerung hatten einzelne Teile unvermeidlicherweise gelitten, der Schaden ist aber überall ausgebessert, sodaß man jetzt wieder den ganzen Tempel in seiner ursprünglichen Gestalt sehen kann. Wir richteten also unsere Schritte sofort dahin und ich hatte nun Gelegenheit mich durch eigene Anschauung von der Wahrheit der schon so oft gehörten Behauptung, daß die Shway[2]) Dagon Pagode in Rangun eins der wunder-

[1]) Sehr nach unserm Geschmack sind diese Bazars im Dienste der Mission gerade nicht. D. H.

[2]) Shway heißt Gold, und hat diese Pagode den Namen von ihrer überaus reichen Vergoldung.

Digitized by Google

barsten Bauwerke sei, welches der Buddhismus seinem Kultus in Barma errichtet hat, zu überzeugen. Eine eingehendere Beschreibung wird den Lesern willkommen sein. (Fortsetzung folgt.)

Die Buschneger Surinames.

Von H. G. Schneider.

(Schluß.)

Im Jahre 1864 machte Joh. King den Versuch zu einem neuen Vorstoß in das Gebiet der Aukaner, durch wiederholte Gesichte dazu veranlaßt. Kam er diesmal bloß bis zur Wana-Kreek, die aber infolge der Trockenzeit unbefahrbar war, so trat er 1865 am 21. Juli seine bedeutsame zweite Fahrt nach der Marovijne an, von der er erst am 1. November desselben Jahres zurückkehrte. King hat während derselben ein Tagebuch geführt, das recht interessant ist. Von Seiten der Mission in Paramaribo mit Lebensmitteln versehen, besuchte die aus 13 Personen bestehende Gesellschaft alle Kamps der Aukaner und Bonnineger an der Marovijne sowohl als an der Tapanahoni. Überall predigte King mit freudigem Aufthun des Mundes, überall fand er geneigtes Gehör, nur bei Beyman nicht. Kings Reisegesellschaft war zum Teil deshalb so zahlreich, weil 5 heidnische Verwandte Kalkoens, des Granmans der Matuari, sich in derselben befanden, von diesem gesandt, um, wenn Beyman darauf einginge, ein Freundschaftsbündnis zwischen Aukanern und Matuaris abzuschließen. Als diese Angelegenheit in einem zahlreich besuchten Kroetoe zur Sprache gekommen, fragte der Aukanerfürst, ob noch etwas andres vorläge. King erhob sich. Da kam ihm jener aber sogleich mit den Worten zuvor: „Jede Botschaft, die ihr bringt, will ich anhören, aber von der Kirche will ich nichts hören!“ King setzte sich und Beyman fuhr fort, in längerer Rede seinen ablehnenden Standpunkt zu entwickeln. Diesmal aber fand er nicht Beifall bei seinen Unterthanen. Das Gerücht von Kings Gesichten, von seiner Predigt, von der ganzen Veränderung, die in Maripastoon vor sich gegangen, war dem allmählich der Residenz Beymans sich Nähernden vorangeflogen und hatte die Gemüter mit Wißbegier und Erwartung erfüllt. Darum gab sich allgemeiner Unwille über des Granmans Rede kund und schüchterte ihn so ein, daß er zwar für seine Person bei der Weigerung verharrte, „das Wort“ zu hören, „weil er dann gleich sterben müsse,“ daß er aber King volle Freiheit gewährte, das Evangelium zu verkündigen. Am 24. August fand dann nach afrikanischer Sitte der Abschluß des Freundschaftsvertrages zwischen Aukanern und Matuaris statt. Je drei Kontrahenten wurden von beiden Seiten gestellt. Sie ritzten sich in den Arm und ließen das hervorrinnende Blut in einen mit Wein gefüllten Kalabas tröpfeln, der darauf die Runde machte und geleert wurde. Der schließliche Bescheid, den Beyman in Bezug auf die Ausbreitung des Christentums erließ, lautete dahin: Er werde seinem ganzen Volk Erlaubnis geben, „zur Kirche überzugehen;“ niemand solle sich auf ihn berufen und sagen dürfen, er (der Granman) erlaube es nicht. Doch möge, wer sich taufen lassen wolle, in die Stadt gehen und dann wiederkommen, aber daß jemand hier innerhalb seines Gebietes getauft werde, wolle er unter keiner Bedingung gestatten — ein echter Buschnegerbescheid, berechnend, von Mißtrauen eingegeben und verklausuliert, aber doch ein Fortschritt, dem weitre

Digitized by Google

Fortschritte bald folgen zu müssen schienen. Denn bei den Bonninegern, zu denen King sich daraufhin begab, und in allen bereits auf der Bergfahrt besuchten Kamps, die er auf der Thalfahrt wieder berührte, trat dem zeugenmutigen schwarzen Evangelisten ein aufrichtiges Verlangen nach seiner Botschaft, herzliche Freude darüber, ja hie und da wirklich lebendiger Hunger nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, entgegen. Kein Wunder, daß King nach mehr als dreimonatlicher Abwesenheit voll Lob und Dank, ja voll froher Hoffnung für die Aukaner zurückkehrte und durch seinen Reisebericht in den Herzen der Missionare die gleichen Gefühle weckte! Allein die fröhlichen Aussichten trübten sich bald wieder. Ein halbes Jahr nach Kings Besuch starb Beyman. Obwohl er ein Greis und schon sechs Monate verstrichen waren, nahmen die Aukaner doch in ihrem Aberglauben einen innern Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen an und ihr Zorn entbrannte gegen King; seine Predigt und der Anklang, den sie bei vielen gefunden, sollte die heidnischen Götter erzürnt und dazu veranlaßt haben, den Häuptling hinwegzuraffen. So ließ man eine längere Zeit verstreichen, ehe man wieder an ihre Thür klopfte. Indes obschon die Missionare Bramberg und Lehman, von King und einigen andern gefolgt und für eine lange Abwesenheit ausgerüstet, erst am 18. Februar 1868 eine neue Reise nach der Marovijne antraten, fanden sie doch schon an den Ufern der Cottika und Coermotibo die Gemüter aufs äußerste erbittert, namentlich gegen King. Wären sie, die Weißen, nicht zugegen gewesen, so würde man ihn in Stücken gerissen haben. Versuche, ihn durch Zaubermittel aus dem Wege zu räumen, wurden trotzdem gemacht und außerdem die heftigsten Vorwürfe gegen ihn erhoben, gegen die er sich zwar in ruhig bescheidner Würde verteidigte, aber ohne damit Eindruck zu machen. Schließlich wurde der Reisegesellschaft geradezu der Weg verlegt und sie zur Rückkehr nach Paramaribo gezwungen, wo dieselbe am 29. Februar unverrichteter Sache wieder eintraf. Schon im Januar 1869 machten Geschw. Raatz und Br. Häfner jedoch eine neue Reise, diesmal selbstverständlich ohne King, den unschuldig in Verdacht geratenen. Sie wurden in den Aukanerkamps an der Cottika, Likanau und Coermotibo, auf die sie ihren Besuch beschränkten, freundlich aufgenommen und angehört, obwohl der Endbescheid lautete: Der (neue) Oberhäuptling muß uns erst erlauben, den neuen Glauben anzunehmen, ehe wir unsrer Abgötterei den Abschied geben dürfen.

Mit dieser Reise wurde nun eine wahre *Reiseperiode* eröffnet, die vom Jahre 1869—1892 reicht. Es war das eine eigentümliche, aber durch die Verhältnisse bedingte Art der Arbeit, wie sie Br. Wehle auch in Koppenkrisi befolgt, eine *Vorarbeit*, der Ausrodung des Waldes auf einem Stücke Boden vergleichbar, das man in ein Ackerfeld verwandeln will. Waren diese Aukaner nicht für den Übertritt zum Christentum zu gewinnen, da ihr neuer Granman das nicht gestattete, so that man auf Hoffnung, was man thun konnte, d. h. durchschnittlich zweimal jährlich machten je zwei Missionare von Paramaribo aus eine Reise in das Gebiet und verkündigten, von Kamp zu Kamp fahrend, das Evangelium.

Es kann nun unmöglich unsre Aufgabe sein, diese 40—44 gemachten Reisen hier einzeln aufzuführen, auch auf Mitteilungen einzelner, zum Teil sehr interessanter Reiseberichte müssen wir verzichten. Wir wollen weiter unten den Leser für diesen Verlust entschädigen. Zuvor führen wir jedoch

Digitized by Google

die Entwicklung dieser Reiseperiode in kurzen Zügen dem Abschluß entgegen, den sie kürzlich gefunden.

Dieser Abschluß wurde entscheidend durch den Tod des Nachfolgers Beymans angebahnt, auf den als neues Haupt der Aukaner Osséfi folgte. Im Herbst 1888 reiste er in die Stadt, um sich dort beim Gouverneur die Bestätigung in seinem Amte zu holen. Schon auf dem Wege dahin begegnete er den das Cottikagebiet bereisenden Brüdern Wied und Höpner und machten ihnen während des kurzen Gespräches, das er mit ihnen führte, Hoffnung darauf, daß er eine Missionsunternehmung in seinem Lande begünstigen oder jedenfalls gestatten werde. Ähnlich äußerte er sich in Paramaribo selber den Missionaren gegenüber, drang aber gleichzeitig darauf, daß man dann nicht bloß sich auf das Gebiet der Cottika beschränken dürfe, sondern an der Marowijne vorgehen müsse. Damit kam er nur einem Plan entgegen, welchen man schon zwei Jahre vorher ins Auge gefaßt. Missionar Glöckler war nämlich bereits im November 1886 rekognoszierend nach Albina gereist und wiederholte im Frühjahr 1889 seinen Besuch dort, durch Osséfi's Haltung dazu ermuntert. Dieser Platz, mit etwa 40 fest ansässigen Einwohnern besetzt, ist nämlich der Aufenthaltsort von 11 zur Kirche in Paramaribo gehörigen Christen, die dort als Dienstboten und Soldaten in Stellung sind. Sie wollte man einmal wieder mit Gottes Wort erquicken, und die dort wohnenden Lutheraner, Reformierten und Katholiken baten dann, auch an dieser Erquickung teilnehmen zu dürfen. Indes das war nicht der einzige Zweck. Albina hat als Handelsplatz eine Zukunft. Schon jetzt fluten dort weiße Goldsucher, Indianer, Buschneger ab und zu; alles, was nach der Mündung der Marowijne oder durch die Wana-Kreek nach Paramaribo will, muß hier vorüber und macht hier halt — eine reiche, vielseitige Gelegenheit für einen Missionar, guten Samen auszustreuen. Dann aber kann Albina für eine künftige Thätigkeit an der mittleren und oberen Marowijne einen ausgezeichneten Stützpunkt abgeben, zumal es auch Dampferverbindung auf dem Seeweg mit der Stadt hat. Auf Grund davon hat man nun im Jahre 1889 von der Regierung in Albina ein Grundstück erbeten und nach Erledigung aller Formalitäten in allerneuster Zeit dort ein Kirchlein und ein Wohnhäuschen für einen Missionar errichtet. Letzteres hat freilich zur Zeit noch keinen Bewohner, sondern soll zunächst nur als Absteigequartier für die Brüder bei ihren Besuchen dienen; denn wie es scheint, beabsichtigt man auch an der Marowijne die Thätigkeit mit solchen Besuchsreisen zu eröffnen, was angesichts der Unbekanntschaft mit diesem Strom und den an seinen Ufern herrschenden Verhältnissen wie mit dem Klima ja nur verständig ist. Doch dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach Albina über kurz oder lang seinen dort fest stationierten Sendboten erhalten. — Eine andre mittelbare Wirkung der Hoffnungen, die Osséfi erweckt, ist die Gründung einer wirklichen Station an der Cottika, Wanhatti d. h. ein Herz von den Negern genannt.

Im März 1889 haben die Missionare Adam und Heller den Platz dazu ausgesucht, der darum günstig erscheint, weil er sandig und hochgelegen ist, von allen durch die Wana-Kreek oder von den Ufern der Coermotibo

Digitized by Google

und obern Cottika zur Stadt Reisenden passiert werden muß, sich in der Nähe zahlreicher Kamps befindet und von Charlottenburg, der östlichsten Plantagenstation nicht weiter entfernt ist, als daß man in besonderen Krankheitsfällen dort bequem Hülfe suchen kann. Im Sommer 1892 haben sich in den inzwischen aufgeführten Gebäuden Geschw. Buck zu dauerndem Aufenthalt niedergelassen. So hat das Feld, das nach aller Urteil weiß zur Ernte ist, seinen Schnitter erhalten. Die Zahl der im Cottika- und Coermotibo-Gebiet ansässigen Aukaner wird nach einer Schätzung auf 500—600, nach einer andern auf 600—700 angegeben. — Ossesi hat im Jahre 1891 indes sich selbst und alle Erwartungen übertroffen. Kraft seiner unbeschränkten Granmansgewalt befahl er nämlich seinen Unterthanen, alle Obias, Götzenbilder und Götzentempel zu zerstören, nur den einen großen Gott im Himmel anzubeten und ihm mit feierlichem Eidschwur Treue zu geloben. Außerdem bestimmte er, daß hinfort die Ehe unversehrt gehalten und eine Scheidung nicht gestattet werden solle. Endlich verbot er den Männern, ihre Weiber zu prügeln. Mit unnachsichtlicher Strenge ist diese etwas hainbüchene Reformation durchgeführt worden. Über ihre Tendenz sind jedoch die Meinungen geteilt. Die einen sehen in diesem Auftreten eine den Missionaren und ihrer Arbeit entgegengestreckte, die andern eine ihnen und ihrem Werke abwinkende Hand, letzteres in dem Sinne: Was wir von Reformen nötig hatten, haben wir uns selbst gegeben; es genügt, darum brauchen wir euch und eure Predigt nicht! Welche Auffassung die zutreffende, darüber muß die Zukunft entscheiden.

Damit hätten wir das langjährige Werben der Mission um den Stamm der Aukaner vorgeführt, den Stamm, der ihr den zähesten Widerstand entgegengesetzt hat, aber jetzt endlich ihrer suchenden Liebe Gehör zu schenken geneigt scheint. So könnten wir schließen. Indes eine Entschädigung für die unterdrückten Reiseberichte wurde versprochen. Jene ambulante Missionsarbeit nimmt in der Entwicklungsgeschichte schließlich doch einen so breiten und bedeutsamen Raum ein, daß sie eine besondre Berücksichtigung beanspruchen zu dürfen scheint. Sie erweckt endlich unter missionsmethodischem Gesichtspunkt ein gewisses Interesse. Darum noch eine Schilderung dieser Reisethätigkeit wie eine Betrachtung der Wirkung, die sie ausgeübt!

Landschaftlich in hohem Maße reizvoll, aber ebenso anstrengend sind diese Missionsreisen, da der größte Teil der Strecke im Korjal zurückgelegt werden muß und die Hitze meist einen lähmenden und erdrückenden Einfluß ausübt. Als Ruderer werden mit Vorliebe christliche Neger aus der „Kolonie" mitgenommen, die sowohl durch ihren Gesang wie durch die einfältigen, herzlichen Bekenntnisse ihrer Glaubensüberzeugung die zwei reisenden Missionare recht wesentlich unterstützen und ergänzen. In ihrer Reihe den ersten Rang nimmt Datra (Doktor) Josef ein, der vieljährige Steuermann,[1]) eine prächtige Persönlichkeit. Zur Zeit der Sklaverei war er (auf jeder größeren Plantage gab es einen solchen Neger-Datra) mit den einfachsten medizinischen, vorwiegend chirurgischen Kenntnissen ausgerüstet worden, um auf seiner Plantage in Krankheits- und bei Unglücksfällen die erste Hülfe zu leisten. Mit den Jahren hat er sich eine recht hübsche ärztliche Erfahrung erworben, die er auch auf diesen Buschlandsfahrten zu verwerten nicht selten Gelegenheit findet. Außerdem ist er ein lieber, gläubiger

[1]) Näheres über ihn siehe z. B.: Die gute Botschaft Nr. 2. Ein Junger, ein Alter. Stuttgart, Holland und Comp. S. 26.

Digitized by Google

Christ, der mit beredtem Munde gar manches kräftige Zeugnis von Christus an seine heidnischen Landsleute richtet. Durchschnittlich drei, ausnahmsweise vier Kamps werden im Laufe eines Tages besucht. Die erste gottesdienstliche Zusammenkunft findet in den Morgenstunden statt, die zweite in den heißesten Mittagsstunden, die dritte, mit dem Reize einer gewissen äußern Romantik umwobene am Abend, oft bei herrlichem Mondlicht, jedenfalls aber beim Scheine eines helllodernden Feuers. Was diese gottesdienstlichen Zusammenkünfte betrifft, so wird ihre Form dadurch beeinflußt, daß man es mit völlig ungebundnen Waldkindern zu thun hat, denen die allergewöhnlichsten Begriffe von äußerer Ordnung und Anstand fehlen. Dazu muß man sie erst erziehen und thut das mit Erfolg. So lassen die Missionare niemand zu, der mit Pimbadotti bestrichen ist; jeder, der so erscheint, wird erst fortgeschickt, um sich zu waschen. Auf lebhafte Ausrufe des Staunens, der Freude — wie z. B. den eines Negers: „Das ist eine gute Geschichte!“ als von der Unterordnung des Weibes unter den Mann die Rede ist, — muß der Missionar sich gefaßt machen. Oder es kommt vor, daß plötzlich alle Zuhörer davon laufen, weil zwei in der Nähe in Streit geratne Männer, einander verfolgend, an den Versammelten vorbeischießen. Da müssen sie natürlich sehen, welchen Ausgang der Kampf und die Jagd nehmen werde. Nachdem ihre Neugier befriedigt, kehren sie an ihre Plätze zurück, als ob nichts vorgefallen wäre.

Der Inhalt der Rede muß damit rechnen, daß man völlig unwissende, einfältige, des religiösen Denkens ungewohnte Heiden vor sich hat. Möglichst einfach und dem Fassungsvermögen der Leutlein sich anbequemend muß man sprechen, etwa wie zu einem Kinde. Die Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalles wie der Menschwerdung, des Leidens, Sterbens und Auferstehens Christi, seine Himmelfahrt, die Konsequenzen der Erlösung und des Glaubens der Erlösten auf ihren Lebenswandel, namentlich mit Berücksichtigung gewisser brennender ethischer Fragen aus dem Lebensgebiet des Buschnegers (eheliche Verhältnisse), endlich eine umfassende, fortgesetzte Polemik gegen den Götzendienst, der Nachweis, wie hohl und widersinnig er sei, wie er die tiefsten Bedürfnisse des Menschen nicht befriedige, sondern seine Herrschaft halb auf Betrug, halb auf entsetzenerregende Einschüchterung gründe — das sind die Themata, mit welchen diese gottesdienstliche Verkündigung es zu thun hat. Ein planmäßig systematischer Unterricht in der christlichen Lehre, wie er z. B. allen Taufkandidaten erteilt wird, findet dagegen absichtlich niemals statt, da die Reisenden zu selten kommen, zu kurz verweilen und außerdem keineswegs immer alle Bewohner eines Kamps oder auch nur die empfänglichsten zu Hause antreffen.

Der äußre Verlauf dieser Waldpredigten ist etwa folgender. Im Korjal bei einem Kamp angelangt begrüßt man, wen man findet, vor allem den betreffenden Kapitän, wenn er anwesend, und erklärt, man sei gekommen, um „Kirche zu halten.“ Eine besonders große, offne Negerhütte oder der in fast allen Negerdörfern vorhandne, gemeinschaftliche Koch- und Back-Raum, nur aus einem auf Pfosten ruhenden Dach aus Palmblättern bestehend, in welchem mit Vorliebe die großen Kassavakuchen hergestellt werden, wird mit Beschlag belegt. Dort setzen sich die Missionare auf ihre mitgebrachten Feldstühle und laden zum Gottesdienst ein. Der eine von ihnen, ebenso die christlichen Bootsleute gehen wohl auch von Hütte zu Hütte und wiederholen

Digitized by Google

die Einladung. Gelegentlich hat man auch ein Glöckchen mit, das geläutet wird. Darauf tritt eine Pause ein, während welcher die Leute sich fertig machen d. h. mit wenig Geschick in die paar Kleidungsstücke hineinschlüpfen, die sie etwa besitzen. Eine neue Einladung, und nun strömt alles, was kommen will, zusammen. Der Missionar beginnt mit dem Gesang eines Liedverses, den er strophenweis vorsagt, zum Glück unterstützt durch die christlichen Bootsleute; denn sonst — Melodie hin, Melodie her! Gelegentlich hat man sogar trotz der Beschwerlichkeit des Transportes ein zerlegbares, kleines Harmonium mit in den Urwald genommen. Darauf erhebt sich der Redner, hält ein herzliches, freies Gebet, liest einen Bibeltext vor und schließt daran seine Predigt. An diese reiht sich meist unmittelbar das Vorlesen oder Erzählen einer passenden, erbaulichen kleinen Geschichte, gleichsam als Beleg für das in der Predigt allgemeiner Behandelte. Wieder Gesang. Darauf folgt in den meisten Fällen ein zweiter Teil, das Zeigen und Erklären von biblischen Bildern, ein äußerst zweckmäßiges und wohlerprobtes Mittel. Man hat ja nur Kinder — kleine, aber auch große vor sich. Und es ist nicht bloß die Anschaulichkeit, die das Bild gewährt, sondern im Anschluß daran die ungezwungne Freiheit der Rede und Gegenrede, die Möglichkeit Fragen zu stellen und zu beantworten, die Gelegenheit, sich unbefangen auszusprechen, sich von Mißverständnissen wie irrigen Vorstellungen überführen zu lassen, welche dem Sohne des Waldes diese Fortsetzung des Gottesdienstes in freiester Form lieb und wert macht und den Missionar ein besonders geeignetes Mittel zur Belehrung in ihr erblicken läßt. Wenige sind es, auf die nicht das Bild des gekreuzigten Christus einen mehr als vorübergehenden Eindruck macht, Einzelne werden geradezu tief davon ergriffen. Auch für die Kleinen fällt bei diesem Bilderzeigen ihr Teil ab. Am Tage wird dieser Waldgottesdienst etwa die Dauer von 2—2½ Stunden haben, am Abend wird er meist länger währen. Da stimmen die Missionare mit ihren Bootsleuten auf Bitten der Buschneger hin auch manches christliche Lied an, was jene ganz besonders lieben. Da werden Gespräche über den Unwert der Abgötterei geführt und mancher Zug aus der Missionsgeschichte Surinames mitgeteilt. Daß die Missionare außerdem auf die persönlichen Erlebnisse, auf die Freuden und Leiden der Bewohner jedes Kamps eingehen, daß sie die Kranken besuchen, beraten und auf den höchsten und besten Arzt hinweisen, ist selbstverständlich. Meist wenn es 10 Uhr vorüber, suchen die gewöhnlich aufs äußerste ermüdeten Sendboten ihre in irgend einer Hütte angebrachten Hängematten auf oder begeben sich ins Tentboot, freilich um oft infolge der zahlreichen Moskiten nur Unruhe und Plage statt Ruhe und Erquickung zu finden.

Welche Wirkung hat nun aber diese unvollkommne Reisepredigtthätigkeit ausgeübt? Ja, ist überhaupt irgend eine Wirkung zu verspüren? Die letztere Frage entschieden bejahend zu beantworten, ist Missionar Adam in der Lage. Er hatte im Jahre 1870 an einer solchen Reise teilgenommen. Das zu wiederholen durch Versetzung auf eine andre Station verhindert, kam er erst 1889 in die Lage, wieder das Cottikagebiet zu besuchen und war nun höchlich erstaunt über die Veränderung, welche inzwischen hier vor sich gegangen.

Bei der Ankunft der Missionare auf den Kamps waren während der ersten Reisen Weiber und Kinder kreischend in die Hütten oder den „Busch" geflüchtet, mit finstren, ja oft drohenden Blicken waren die Männer ihnen entgegengetreten, sie hatten da und dort zu den Waffen gegriffen, einen

Digitized by Google

feindlichen Überfall vermutend. Von dem tief eingewurzelten Mißtrauen gegen alle Weißen beseelt, hatte man absolut kein Verständnis für den Zweck des Kommens der Missionare gezeigt und, als sie selbst diesen Zweck offen und klar dargelegt hatten, ihnen doch allerhand feindliche Nebenabsichten und Hintergedanken zugetraut. Die Wintimänner waren den Reisenden öfters frech und aggressiv entgegengetreten und hatten mit Hohn und Stichelreden die Bevölkerung gegen sie aufgehetzt. — Statt dieses Einst waltet jetzt ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens ob. Der unschätzbare persönliche Kredit, den jeder Missionar, der eine neue Scholle verfinsterten Heidentums anbricht, sich zuerst erwerben muß, der Kredit, der namentlich bei heidnischen, des Lesens unkundigen Naturvölkern die erste Vorbedingung für ein ersprießliches Wirken ist, der Glaube an die Harmlosigkeit, Uneigennützigkeit und Wohlmeinung der Missionare, an die Reinheit ihrer Absichten — ist voll und fest begründet worden. Selbst diejenigen, welche für die Botschaft jener kein tieferes Interesse hegen, haben den Unterschied zwischen ihnen und dem ideellen, gegen den Buschneger hochmütig und feindlich gesinnten Weißen, welchen sie sich zum Teil mit Recht, zum Teil mit Unrecht aus ihrer Erfahrung heraus konstruiert haben, — ganz begriffen. Die Wintimänner endlich ziehen sich bei Ankunft der Missionare in den Schmollwinkel zurück oder lauschen gar ihrer Botschaft; sofern sie noch ihnen Widerstand zu leisten suchen, thun sie es im geheimen und mit der Lahmheit, welche das Bewußtsein hervorruft, einer auf alle Fälle verlornen Sache zu dienen. Mit echt negrischen, stürmisch lauten Bezeigungen der Freude werden die Besuchenden empfangen, mit kleinen Aufmerksamkeiten und Geschenken, mit Bedauern über die Kürze des Aufenthaltes, mit der dringenden Bitte um baldige Wiederholung des Besuches werden die Abreisenden verabschiedet. — Was sodann die eigentliche Wirkung der Evangeliumsverkündigung betrifft, so ist in erster Linie ein nur negatives, gleichwohl aber nicht zu unterschätzendes Ergebnis aufzuführen. Der heidnische Aberglaube ist ins Wanken geraten. Vernachlässigt, ja zerfallend stehen die Götzenhäuser da, man macht sich lustig über sich selbst, daß man lange Zeit so thöricht gewesen, sich von den Wintimännern an der Nase herumführen und ausplündern zu lassen. Von einem Eintreten für die Macht und Würde der Gottheiten, von einer Verteidigung derselben gegen die Angriffe der Missionare, von einer Anhänglichkeit der Liebe zu dem Althergebrachten ist nicht mehr die Rede, höchstens in besonderen Notfällen noch von einer Anhänglichkeit der Furcht. Aus freien Stücken wird der nicht geringe und nicht stumpfe, negerische Mutterwitz aufgeboten, um die Ohnmacht und Hohlheit der Götter zu verspotten; Belege, wie z. B. eine Überschwemmung, in der die Idole weder ihre Anhänger, noch sich selbst vor den Fluten zu schützen die Kraft besaßen, werden mit Genugthuung hervorgesucht. Indes manchmal nur einen Zoll, manchmal Meilen breit — zwischen Gedanke und That gähnt immer eine Kluft, auch bei diesen Buschnegern. Wieviel die Mission auch eingerissen, dazu hat man jene auf diesen Besuchsreisen noch nicht vermocht, daß sie ihre heidnischen Gebräuche, Gerätschaften und Kultusstätten freiwillig mit eigner Hand abthäten und zerstörten. Die Aufforderung dazu beantworten sie schlagfertig mit den Worten: „Wir werden das schmutzige Wasser doch nicht ausschütten, ehe wir reines bekommen haben!“ Oder sie äußern noch tiefer und schöner zu den Missionaren: „Ihr dient der Wahrheit und wir der Lüge. Aber so lange nicht ein Leriman unter uns wohnt und uns täglich unterrichtet, haben wir keinen Halt. Die Lüge gewinnt immer wieder Macht über uns, auch wenn wir

Digitized by Google

es nicht wollen. Wenn wir in Not sind, wenden wir uns doch wieder zur Lüge. Darum schickt uns einen Lehrer, wir wollen uns unterrichten lassen, wir wollen getauft werden!"

Fragen wir endlich nach den direkt positiven Ergebnissen jener Reisethätigkeit, nach der Zahl derer, die wirklich in kindlich gläubigem Vertrauen die Botschaft des Evangeliums angenommen haben, so ist es recht schwierig zu einem kurzen Bescheid zu gelangen. Zahlen liegen nicht vor und können nicht vorliegen. Bei der ganzen Natur dieser Arbeit, die nichts von systematischem Unterricht, der Einzelnen erteilt wird, nichts von kirchlicher Organisation und Zusammenschließung weiß, fehlt jeder Anhalt, um überschauen zu können, auf wie viel taube und wie viel gute Ähren man rechnen darf. Jedenfalls sehr voreilig und völlig irreleitend wäre der Schluß — und kein einziger Missionar zieht ihn, — daß nun alle, welche am Götzendienst irre geworden, sich bei der nächsten günstigen Gelegenheit als Taufkandidaten präsentieren würden. Meist unterscheiden sich zwei Gruppen. Die erstere besteht aus solchen, bei denen die materielle Richtung, die Lohn- und Gewinnsucht des Buschnegers vorherrscht. Ist auch der früher gegen die reisenden Missionare erhobne Vorwurf mehr verstummt, daß sie „nur Worte" brächten und von transscendenten Dingen redeten, statt sich die Herzen mit Geschenken an Dram und Tabak zu erobern, so zeigte es sich doch bei den Unterhandlungen über die Anlegung der Missionsgebäude in Wanhatti, daß viele an die Gründung einer Missionsstation recht fleischliche Hoffnungen knüpfen. Sie hoffen eine Hebung des äußern Wohlstandes, sie gedenken am Missionar und durch ihn zu verdienen, sie waren zuerst recht säumig und schwerhörig, als an sie die billige Forderung gestellt wurde, sie möchten das ausersehene Grundstück von Gestrüpp und Gebüsch reinigen und das an Ort und Stelle ihnen zuwachsende Baumaterial durch Fällen und Behauen der Bäume unentgeltlich liefern, während die Missionsleitung in Paramaribo die Zimmerleute, allerhand Material zum weiteren Ausbau wie Fenster und Thüren und die Schindeln zum Dach zu stellen sich anheischig machte. Entschuldigt wird freilich der bei dieser Gelegenheit zutage tretende Eigennutz des Buschnegers dadurch, daß er bei seiner eignen Armut oder richtiger Bedürfnislosigkeit in jedem Missionar einen Krösus sieht, weil derselbe eine Taschenuhr, meist auch Taschenmesser und Bleistift bei sich führt, Schuhe trägt und vollständiger bekleidet ist als er, der Sohn des Waldes; und daß er beim Vergleich der einfachen, aber zweistöckigen, sauber gestrichnen Holzhäuser des Missionsquartiers in Paramaribo mit seiner eignen windigen, niedrigen Hütte auf die Idee kommt, die „Missi" (Dame) Mission müsse eine vielfache Millionärin sein. Aber auch abgesehen von solchen irrigen Vorstellungen tritt bei recht vielen angesichts der Möglichkeit eines Übertrittes zum Christentum die Frage in den Vordergrund: „Was wird uns dafür?

Es giebt aber auch noch eine andre Gruppe, in deren Herzen wirklich ein Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit entstanden ist. Ja Einzelne sind sogar zu einem mag sein noch schwachen, aber doch lebendigen Glauben hindurchgedrungen. Bei ihnen ist die Sehnsucht nach einem unter ihnen

Digitized by Google

wohnenden Missionar, nach einem Lehrer, der ihre Kinder unterrichtet, wirklich aufrichtig und einem tiefgefühlten Bedürfnis entspringend. Die Früchte, welche jene recht unzulängliche Missionsarbeit gleichwohl bisher in ihnen gezeitigt hat, sind ein neuer Beweis für die unverwüstliche Keimkraft des göttlichen Wortes. Und diese Früchte bürgen dafür, daß auch diese erst in ihren Anfängen stehende Missionsthätigkeit unter den Aukanern, begleitet vom Segen dessen, zu dessen Ehre sie gereichen soll, keine vergebliche sein wird.

Haben wir damit das Ziel der gesteckten Aufgabe erreicht, so sei zum Schluß nur noch die Betonung *eines* Umstandes gestattet. Die Berücksichtigung nur *eines* Teiles eines größeren Organismus, wie sie auch in der vorangegangenen Schilderung der Buschneger Surinames vorliegt, bedeutet thatsächlich immer eine unvermeidliche Einseitigkeit, insofern sie den Schwerpunkt des Intresses zu Gunsten des in einer solchen Einzeldarstellung behandelten Gegenstandes verschiebt. Darum würde es uns nicht wunder nehmen, wenn man trotz gelegentlicher vorbeugender Bemerkungen die vorwurfsvolle Frage an die Missionsleitung der Brüdermission richtete, weshalb sie nicht zu gewissen Zeiten rascher, energischer und mit einem größeren Aufgebot von Mannschaft in das Buschland eingedrungen ist? Dem gegenüber muß aber durchaus hervorgehoben werden, daß der eigentliche Schwerpunkt unsres Surinamer Missionswerkes in der „*Kolonie*“ ruht. Unter den Ende 1892 in Pflege unsrer Mission stehenden 27 446 Getauften befinden sich in runder Summe (Specialangaben über Koffikamp, Koppenkrisi und Aurora fehlen ja) höchstens 1000 getaufte Buschneger. Dieses Zahlenverhältnis besagt genug darüber, wo die Hauptaufgabe liegt. Will man stattdessen aber lieber die Zahl der noch ungetauften und darum der Hülfe besonders bedürftigen Buschneger ins Feld führen, also nach Abzug jener noch 7000—8000 Köpfe, so warten ebenfalls in der „Kolonie“ noch etwa 500 ungetaufte Neger und Indianer, außerdem aber 1500—2000 eingewanderte Chinesen und 5000—6000 eingewanderte indische Kulis, also ungefähr eine der Zahl der ungetauften Buschneger gleichkommende Summe, auf die Hand, die sich ihnen erbarmend entgegenstreckt. Ja, noch mehr; die Entlastung der europäischen Missionare durch eingeborne Hülfsarbeiter, doppelt notwendig im Blick auf das geographische Gebiet der Buschnegermission mit seinem mörderischen Klima, kann und wird nur innerhalb der „Kolonie“ angebahnt werden. Dort allein ist die angestrebte Gründung einer Bildungsanstalt für eingeborne Geistliche und Missionare möglich und denkbar. Mögen für *die* Zeit beide Werke auch neben einander bestehen, so wird die Arbeit im Urwald doch erst dann in vollem Umfang und mit voller Kraft betrieben werden können, wenn die Arbeit in der „Kolonie“ zu einem einigermaßen befriedigenden Abschluß gelangt sein wird. Auch darum muß in letzterer der Schwerpunkt ruhen. Im übrigen aber möge man wie bisher dem Grundsatz folgen: Das eine thun und das andre nicht lassen! —

Digitized by Google

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 6. November. 1893

Eine hinterindische Plauderei.

Von O. Flex.

(Schluß.)

Der Unterbau besteht aus einem hügelmäßig aufgeführten Quadrat von festgestampfter Erde, welches einen Flächeninhalt von mehreren Ackern umfaßt und an allen Seiten von einem tiefen, jetzt ausgetrockneten Graben eingeschlossen ist. In der Mitte jeder der vier Seiten führt eine breite Treppe, welche von einem imposanten Thorähnlichen Überbau bedacht ist, auf das Plateau. Diese Thorbauten ruhen auf starken runden Holzsäulen. Die Überdachung besteht aus einer Anzahl, gewöhnlich 4—5, über einander errichteter Dächer, deren Umfang nach oben zu gleichmäßig abnimmt, sodaß jedes folgende Dach immer kleiner ist als das vorhergehende: die Giebelenden und Ständer dieser Dächer sind mit den grotesksten Schnitzereien verziert, in denen die Figur des Drachen und des Krokodils am meisten vertreten sind. Das Eingangsthor und die Treppe, welche auf der nach Rangun zugekehrten Seite liegen, werden von den Barmanen, welche die Pagode besuchen, als Verkaufsplätze für Blumen und Früchte benutzt. In der Mitte des Plateaus erhebt sich die eigentliche Pagode. Ein breiter Weg führt um dieselbe. Der übrige Raum ist dicht besetzt mit kleineren Pagoden, Fahnenstangen und den Figuren der Hansa, d. i. die heilige Gans,[1]) welche als König der Vögel angesehen wird. Als Gautama ein Büßer wurde, schnitt er sich sein lang herabwallendes Haar mit dem Schwerte ab, und warf es in die Luft, indem er bei sich sagte: „Wenn ich der Buddha werden soll, so möge mein Haar zum Zeichen dessen in der Luft hängen bleiben.“ Der Haarbusch stieg höher und höher und blieb endlich 16 Meilen über der Erde schweben, strahlend und glänzend wie die Hansa. In der Nähe der Pagode ist eine ungeheure Glocke angebracht. Der Oberbau erhebt sich in der Form eines Konoids bis zu einer Höhe von 250 Fuß. Das ganze gigantische Gebäude ist von der Spitze bis zum Boden vergoldet. Eine mit Stufen versehene Umfassungsmauer schützt den untern Teil. Die Spitze krönt ein metallener korbähnlicher Turm, welcher den goldenen Schirm, das Zeichen königlicher Gewalt darstellt. Am Rande desselben sind unzählige Metallstückchen angehängt, welche vom Winde bewegt aneinander klingen. Das Grundgeschoß weitet sich den vier Eingangsthoren gegenüber zu hallenartigen Räumen aus, welche große vergoldete Statuen Gautamas enthalten. Der Gesichtsausdruck ist in allen der vollkommenster Ruhe und Leidenschafts-

[1]) Diese heilige Gans spielt auch in der Religion der Hindus eine große Rolle. Mein Pandit, (sprachgelehrter Brahmane) bei dem ich Hindi lernte, sagte mir unter anderem auch, daß die Seele beim Scheiden aus dem Körper die Gestalt einer Gans annehme und aus dem oberen Teil des Kopfes herausfahre, weswegen viele Hindus sich eine runde Stelle auf dem Kopfe glattrasierten.

Digitized by Google

losigkeit. Die Gewandung ist die, welche man an alten Skulpturen in Central-Indien findet. Es ist ein bemerkenswerter Zug in diesen Darstellungen Gautamas, daß die älteren in ihren Gesichtsformen ein entschieden arisches oder indisches Gepräge tragen, während die neueren ganz den barmanischen Gesichtstypus zeigen. Die Figuren sind aus Holz, Stein, Elfenbein und Bronze gearbeitet und in allen Größen vorhanden, einige nur etliche Zoll, andere bis 40 Fuß hoch. Sie stellen Gautama in allen möglichen Positionen dar. Die gewöhnlichste ist die bekannte sitzende Stellung mit untergeschlagenen Beinen und dem Ausdruck des tiefsten Versunkenseins im Meer der Gedanken, als er zum Buddha wurde. Eine andere zeigt ihn auf der Seite liegend und stellt seinen Tod vor. Manchmal stehen sechs Figuren zusammen zur Bezeichnung der sechs Tugenden (Vollkommenheiten) die er besaß. Andere zeigen mehrere Figuren, welche in gebeugter Stellung vor ihm liegen, diese Gruppe versinnbildlicht den Akt der Übertragung seiner großen Lehren auf seine Schüler.

Viermal im Monat kommen die barmanischen Einwohner Ranguns, Männer, Frauen und Kinder, angethan mit bunten Feiertagskleidern, in fröhlichen Scharen, um ihre Opfergaben von Früchten und Blumen vor den Gautamafiguren niederzulegen und die vorgeschriebenen Gebete zu sagen. Die Opfergaben bleiben da liegen und wer Lust hat, kann sie sich aneignen, niemand bewacht sie.

Die Pagode ist der zweitälteste buddhistische Tempel in Barma (der älteste ist in Pegu). Der Anfang des Baus datiert 2000 Jahre zurück, und er wird für den heiligsten gehalten, weil er acht Haare Gautamas birgt. —

Die Treppenaufgänge, sowie die ausgedehnte Terrasse dienen nun keineswegs nur den Andächtigen und Betenden zum Aufenthalt, sondern sie bieten mit ihren kühlen, schattigen Hallen, ihren Rundgängen und Nischen jedermann ein angenehmes Ruheplätzchen. Die Sonne brennt in Rangun heiß, und man fühlt auch hier, daß der Schatten eine „Göttergabe" ist. Die Umgebung der Pagode ist daher besonders in den Nachmittagstunden angefüllt mit Spaziergängern und Müßiggängern, welche im Schatten der Hallen oder Baumgruppen Erholung suchen.

Mir selbst gefiel der Platz außerordentlich. Der majestätische Bau des Tempels, das mystische Dunkel seines Innern, die grotesken Schnitzereien, die auf- und abwallende Menschenmasse in ihren unendlich mannigfaltigen, farbigen Kostümen, die prachtvolle Aussicht über die Stadt, das alles hatte einen neuen Reiz für mich. Ich hatte viele und großartige Tempelbauten in Indien gesehen. Die meisten von ihnen sind inwendig überaus düster und kahl, besonders diejenigen, welche noch dem Dienst der Göttin Kali geweiht sind, deren Bild mit der Halskette von Menschenschädeln, dem blutigen Haupt in einer ihrer sechs Hände und auf einem Leichnam stehend, allein schon genügt, einem ein Gefühl des Grausens einzuflößen, welches durch die finstern, kalten Räume, die ungeheuren Mauern und die ringsumher herrschende Totenstille noch vermehrt wird. Hier war alles licht, freundlich, lebendig. Die leichtlebige Sorglosigkeit der Barmanen macht sich auch in ihrem Kultus geltend. Er erinnert viel mehr an die klassische Periode der Vedas in Indien oder der vorindischen Heimat der Arier, als sie noch die freundlichen Elemente, das Licht, die Sonne, die Luft u. s. w. verehrten und diese Naturkräfte zu strahlenden,

Digitized by Google

hehren Göttern machten, die sie in ihren wunderbaren Hymnen verherrlichten.

Wir hatten unsern Rundgang durch die Pagode beendet und setzten uns nun unter einen der weitästigen Bäume, welche den Tempelhof und die Terrassen beschatten, um auszuruhen und das buntfarbene Bild der auf- und abströmenden Menge zu betrachten. Hiebei fiel mir der Kontrast in der Tracht der uns umgebenden Barmanen und meines Führers auf. Er war nicht nach Art der Eingeborenen gekleidet sondern trug die Kleidung, welche jetzt die jungen gebildeten Inder kennzeichnet. Der Name, sowie die Gesichtszüge des jungen Mannes hatten mir schon die Gewißheit gegeben, daß er kein Barmane sei, denn sie zeigten den vollständig ausgeprägten bengalischen Typus, und als ich mir jetzt seinen Anzug näher betrachtete, da wurden meine Vermutungen, daß er ein modernisierter Hindu sei, zur Gewißheit.

Der Anzug des gebildeten Bengalen aus guter Kaste bestand früher aus einer weißen Toga und einem weißen Gewand, welches die Lenden und Beine verhüllte. Der graziöse Faltenwurf dieser Gewandung, welche den rechten Arm, den Nacken und die Füße frei ließ, die aufrechte Körperhaltung, die etwas zum Embonpoint neigende Rundung der Glieder, der klassisch gebaute Kopf mit dem feingeschnittenen Profil, das rabenschwarze kurz geschnittene Haar, die hohe freie Stirn verkörperten das leibhaftige Bild des alten Römers.

Als europäische Tracht und Sitte allmählich in den großen Städten Indiens Eingang fand, da nahm der junge Bengale von den Europäern die Strümpfe und patentlederne Schuhe an, und mit der Zeit verwandelte sich das bauschige Lendengewand in eng anliegende weiße Beinkleider (auch schwarze wurden endlich Mode) und die Toga schrumpfte zu einem kaftanartigen Rock zusammen, welcher bis über die Knie reicht, und den Kopf bedeckte eine schwarze Kappe ohne Schild.

Früher würde ein Bengalistudent nicht daran gedacht haben, einen Vollbart zu tragen, ein kleiner, sorgsam gepflegter, glänzendschwarzer Schnurrbart war alles, was man sich erlaubte, und er verfehlte selten, dem hübschen Gesicht einen kecken, schneidigen Zug zu verleihen. Das Beispiel europäischer Kollegen und Mitschüler auf den indischen und englischen Hochschulen[1]) hat ihn nun auch endlich dahin gebracht, den Vollbart zu tragen und zwar in der affektierten französischen unten zugespitzten Form, und damit ist der letzte Rest der Poesie seiner äußeren Erscheinung verschwunden. Nichts aber hat bisher den geistvollen, intelligenten Ausdruck seines Gesichts verwischen

[1]) Die Zahl der indischen Schüler auf englischen Hochschulen wächst von Jahr zu Jahr, um so mehr, weil mehrere Examina welche zur Erlangung höherer Staatsämter berechtigen, in England abgelegt werden müssen. Auch viele junge Christen, welche Theologie studieren wollen, gehen nach England. Vor einiger Zeit besuchten mich hier in Deutschland drei dieser jungen indischen Studenten, zwei von ihnen, der Kaste nach vornehme Hindus, hatten zur Zeit gar keine Religion, sie studierten in London Medizin und wollten sich, wenn es nötig sein sollte, nach Absolvierung der Staatsexamina, mit der religiösen Frage näher beschäftigen. Der dritte war ein in der amerikanischen Mission in Indien erzogener Christ. Er wollte Theologe werden. Die Spaltungen und die vielen verschiedenen Konfessionen und Sekten der christlichen Kirche waren ihm aber so anstößig, daß er sich für keine bestimmte Konfession, entscheiden konnte, und vor der Hand unsectarian theology in Cheshunt College bei London studierte.

Digitized by Google

können, im Gegenteil, die gelehrte moderne Ausbildung, welche er auf den Regierungs- und Missionsschulen erhalten und die ihn aus dem Bann träumerischer Spekulationen herausgerissen und „face to face“ mit den Resultaten und Anforderungen exakter Wissenschaften gebracht, hat noch dazu beigetragen, den Ausdruck hochgradiger Intelligenz und selbständigen Denkens zu verschärfen.

Mein Führer gehörte augenscheinlich zu dieser interessanten Menschenklasse. Ich lenkte allmählich das Gespräch auf seine Examenarbeiten und fragte ihn schließlich, ob er als Christ geboren oder später bekehrt worden sei.

„Meine Eltern waren orthodoxe Hindus, sie gehörten der Kayshth-Kaste an“ (Schreiberkaste).

„So sind Sie von Geburt Inder?“

„Ja, ich wurde in Kalkutta geboren.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir einige Mitteilungen über Ihre Bekehrung zu machen; Sie wissen, ich bin Missionar, der Gegenstand ist also von höchstem Interesse für mich. Darf ich fragen, was Sie bewog, das Christentum anzunehmen?“

„O, die Sache war einfach genug, ich fand, daß es die beste Religion ist, die wir haben.“

„Sie haben also auch andere Religionen kritisch untersucht, und schließlich gefunden, daß die christliche die wahre sein muß?“

„So war es in der That, obgleich der Weg, auf dem ich zu diesem Resultat gelangte, nicht so kurz war, wie Sie anzunehmen scheinen.“

„Nun machen Sie mich wirklich neugierig, Näheres über Ihren Lebensgang zu erfahren.“

„Ich kam zuerst mit dem Christentum hier im Missionskollege der S. P. G. in Berührung. Meine Eltern waren nach Rangun herübergekommen, weil meinem Vater eine lukrative Stellung am hiesigen High Court angeboten worden war. Er war schon in Kalkutta am Oberappellationsgerichtshof als Clerk angestellt gewesen, und da wollte man seine Fähigkeiten bei der Reorganisierung des hiesigen Gerichtshofes weiter ausnutzen, indem man ihn zum Sherishtadar machte. Leider starb er schon nach einigen Jahren. Meine Mutter, deren Verwandte es ihr nie verziehen hatten, daß sie nach Barma gegangen war, wagte nicht, nach Kalkutta zurückzukehren. Wir blieben also in Rangun. Der Kummer über den verlassenen Zustand zehrte aber fortwährend an ihrem Herzen und sie starb endlich am Heimweh. Sie hatte bis dahin eine kleine Unterstützung von der Regierung bezogen. Diese fiel nun selbstverständlich fort und ich stand als 8jähriger Knabe ohne Mittel und Hilfe allein in der Welt. Da vermittelte der frühere Vorgesetzte meines Vaters meine Aufnahme in St. John's College, wo ich meinen ersten Unterricht in der christlichen Religion erhielt. Hier teilte mir unser Prinzipal, Rev. Marks, eines Tages mit, er habe einen Brief von dem Bruder meines verstorbenen Vaters, der als Bengali Master in einer Regierungsschule in Kalkutta arbeitete, erhalten, in welchem ihn derselbe aufforderte, mich zu ihm zu senden, er habe seinen einzigen Sohn verloren und wolle mich nun als Kind annehmen und auf seine Kosten erziehen lassen. Weder ich

Digitized by Google

noch Mr. Marks wünschten darauf einzugehen, ich befand mich in St. John's College wohl und hatte eine große Zuneigung zu Mr. Marks gefaßt, und er selbst verlor mich ungern, umsomehr, als er fürchten mußte, daß ich in Kalkutta als Hindu erzogen werden würde. Ich kannte meinen Onkel gar nicht, bat daher Mr. Marks mit ihm über die Sache zu korrespondieren und womöglich mein Verbleiben in dem Missionskollege auszuwirken. Mein Onkel bestand jedoch auf seinem Willen und so mußte ich schweren Herzens nach Kalkutta zurückkehren.

Zu meiner großen Beruhigung fand ich, daß mein Onkel in seinen religiösen Ansichten liberal war. Er war lange Zeit Mitglied der Brahma Samaj gewesen; nach dem Tode ihres Leiters Babu Keshab Chander Sen, als sich die Samaj zersplitterte, hatte er sich von derselben wieder getrennt und nahm jetzt zu allen religiösen Fragen eine vollständig passive Stellung ein. Er verfolgte jedoch mit großem Interesse die zur Zeit von englischen und französischen Philosophen aufgestellten Systeme und beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem Studium der Comteschen Philosophie.

Ich besuchte nun die Regierungsschule, an welcher mein Onkel als Bengaliprofessor angestellt war. Er wünschte, daß ich Jurisprudenz studieren sollte, ich besuchte also vorzugsweise die englischen Klassen, machte nachher mein erstes Universitätsexamen und erhielt schließlich meinen B. A. degree.[1])

Ich hätte nun nach England gehen sollen, um meine juristischen Studien daselbst zu vollenden, und dadurch Anspruchsrecht auf eine höhere Stelle im indischen Staatsdienst zu erwerben, mein Onkel fand aber, daß die ungeheuren Kosten seine Mittel übersteigen würden. Er war schon bejahrt und hatte sich pensionieren lassen müssen und nun war es ihm unmöglich, die erforderlichen Summen für einen längeren Aufenthalt in London aufzubringen, ich mußte daher notgedrungen mich nach einer Anstellung als Pleader an einem der Mufassil Courts[2]) umsehen."

„Wie stand es nun aber mit Ihrem religiösen Leben während dieser langen Zeit?" unterbrach ich ihn hier.

„Ich befand mich während dieser Jahre in einem Zustand des Suchens oder vielmehr Umhertastens. Die mir gegebene Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung, welche so ziemlich alle Gegenstände umfaßte, mit denen sich die Wissenschaft des Westens beschäftigt, die Religion ausgenommen, denn wie Sie wissen, wird kein Religionsunterricht auf den Regierungsschulen gegeben, hatte selbstverständlich den letzten Rest des Glaubens an unsere Götter in mir zerstört, andrerseits waren aber auch die christlich-religiösen Eindrücke, die ich im St. John's College erhalten, mit der Zeit verwischt worden. Mr. Marks schrieb mir im Anfang einige Male, um mein Interesse am Christentum aufrecht zu erhalten, ich antwortete auch, aber mit der Zeit nahmen mich meine professionellen Studien so in Anspruch, daß ich eine Zeit lang zur eingehenden Untersuchung irgend eines Religionssystems keine Muße fand. Trotzdem war ich nicht gleich-

[1]) Bachelor of Arts = Baccalaureus artium, ein englischer Universitätsgrad.
[2]) Pleaders an Mufassil Courts sind Advokaten an Provinzial-Gerichtshöfen.

Digitized by Google

giltig gegen Religion im allgemeinen, sie fand eben augenblicklich keinen Platz auf meinem Studienplan. Als ich meine Advokatenexamenarbeiten hinter mir hatte, nahm ich den Gegenstand wieder auf. Wie ich das Wahre auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Forschens gefunden, so drängte es mich, es nun auch auf religiösem Gebiet zu suchen und wenn möglich, zu finden. Zuerst, als das ganze Gebäude indischer religiöser und moralischer Anschauungen in mir zusammenbrach, da befand ich mich in einem Zustand absoluten Stillstandes, den man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Atheismus bezeichnet, obgleich das bei mir nicht paßte, denn ich war einfach ohne Gott, weil ich noch keinen annehmbaren Gott kannte. Ich fand aber bald, daß ein solcher Zustand sich weder mit den Forderungen meiner Vernunft noch meines Gewissens vereinbaren ließ. Ich wandte mich daher zunächst dem Agnosticismus zu, gab aber denselben bald auf, denn er schien mir nur eine Art Ruhebett für indolente geistige Schwächlinge zu sein, die die Mühe scheuten, das scheinbar Unerkennbare trotzdem zu untersuchen. Es war mir klar, daß wenn auch Gott für den beschränkten Menschenverstand unerreichbar sei, so sei das noch kein Grund, alles Nachdenken und Forschen über sein Wesen überhaupt aufzugeben. Ich untersuchte darauf unsere eigene pantheistische Philosophie genauer, in der Hoffnung, in derselben etwas Haltbares zu finden, kam aber auch davon zurück. Die Idee einer göttlichen Kraft, welche, unendlich und universal in ihrer Thätigkeit, dennoch von keinem denkenden und moralisch vollkommenen Wesen geleitet sein sollte, war meinem einfachen natürlichen Instinkt zuwider. Der Materialismus befriedigte mich ebenso wenig. Er verneint die menschliche Verantwortlichkeit und bietet dem Geist keine Nahrung. Ich kam also schließlich auf die einzige Glaubensform, welche noch übrig blieb, den Glauben an eine persönliche erste Ursache aller Dinge, der Materie sowohl als auch des Geistes, welche ewig lebt, schafft, Gegensätze ausgleicht und alles von ihr Hervorgebrachte einer idealen Vollkommenheit zuführt.

„Wie kamen Sie aber nun zum Christentum?"

„Vorzüglich durch die Hilfe einiger Studienfreunde, welche das Bishop's College besuchten. Wir sahen uns jede Woche einige Male und besprachen uns über die wichtigsten Tagesgegenstände. Sie waren Mitglieder eines Debating Club,[1]) in welchem hauptsächlich philosophische und religiöse Fragen ventiliert wurden. Auf ihr dringendes Verlangen trat ich auch in denselben ein und hatte nun die beste Gelegenheit, das Christentum in seiner lebendigen Einwirkung auf das innerste Wesen des Einzelnen zu beobachten. Meine Freunde von Bishop's College hatten sich die Aufgabe gestellt, *das Christentum nicht nur zu studieren, sondern zu leben*, ebenso wie der orthodoxe Hindu oder der wirkliche Buddhist eine lebende, zu Fleisch und Blut gewordene Exposition seines Glaubens ist. Wir lasen die Bibel an der Hand der besten englischen Kommentare, die in derselben entwickelte Theologie und besonders die im

[1]) Etwa, was wir mit „Disputations Kränzchen" übersetzen könnten, solche Clubs giebts auf allen englischen Colleges.

Digitized by Google

Neuen Testamente aufgestellte Ethik befriedigte mich außerordentlich. Die letzten Bedenken, die ich über den einen oder andern Punkt noch hatte, wurden schließlich durch das Studium des Ihnen gewiß auch bekannten Buches Philosophy of the Plan of Salvation[1]) entfernt. Als ich das Buch aus der Hand legte, war ich im Innersten meiner Seele *überzeugt*, daß die christliche Religion die wahre sei. Ich war durch meine Freunde mit einigen der Professoren am Bishop's College bekannt geworden, ich besuchte, soweit es meine Zeit gestattete, ihre Vorlesungen, trat wieder mit Mr. Marks in Rangun in Korrespondenz und das Ende war, daß ich in St. John's Church in Kalkutta getauft wurde. Mr. Marks sowohl als auch meine Freunde drangen nun in mich, das Advokatenhandwerk aufzugeben und mich der Missionsarbeit zu widmen. Besonders Mr. Marks war der Ansicht, daß die Art und Weise wie meine Bekehrung zum Christentum zustande gekommen, mich befähigen würde, dasselbe den gebildeten und vornehmen Klassen der nichtchristlichen Bevölkerung Indiens in annehmbarer Form nahe zu bringen."

„Ihr Christwerden" schrieb er, „ist nicht eine *Bekehrung* im landläufigen, Sinne des Worts, sie ist das Finden und Ergreifen des in aufrichtigem Forschen und Fühlen nach Wahrheit Gesuchten, Ihre Glaubensstellung ist nicht wie eine Offenbarung von außen an Sie herangebracht worden, sie ist das Resultat streng wissenschaftlich geführter Untersuchungen und die Errungenschaft einer gesunden Vernunft, welche zu ihrem göttlichen Ursprung zurückkehrt und dem *Glaubensleben* eine viel festere Basis giebt als bereitwillig acceptierte und oft unverstandene Dogmen. Sie werden daher hunderten Ihrer Landsleute, die sich in demselben Zustand des Ringens und Suchens nach Licht und Wahrheit befinden, in dem Sie waren, ein helfender Freund sein können. In der That, ich möchte Sie zum Mitarbeiter haben, treten Sie in das Bishop's College in Kalkutta ein, absolvieren Sie das vorgeschriebene theologische Curriculum dort und bereiten Sie sich auf Ihr Diakonats-Examen bei uns vor, damit Sie vom Bischof hier für die Mission ordiniert werden können, das wird Ihnen außerdem Zeit geben, sich wieder mit der barmanischen Sprache bekannt zu machen, die Sie gewiß ziemlich vergessen haben."

„Es wurde mir nicht schwer, den für mein ganzes Leben entscheidenden Schritt zu thun. Ich habe an der Ausübung des Advokatenberufs nie Geschmack gefunden, und Mr. Marks Vorschlag öffnete mir die Aussicht auf eine Thätigkeit, welche meinem innersten Wesen entsprach, ein absolut unbegrenztes Feld der Forschung und die Möglichkeit, ohne Hindernis und Schranke meine religiösen Überzeugungen praktisch zum Besten anderer und meiner selbst verwerten zu können. Ich führte Mr. Marks Plan aus und wie Sie wissen, stehe ich jetzt vor meiner ersten Ordination."

Ich drückte Mr. R. warm die Hand und dankte ihm herzlich für seine Mitteilungen.

---

[1]) Ein ausgezeichnetes Buch, welches besonders dem wissenschaftlich geschulten Christen von großer Hilfe zur Befestigung seines Glaubens ist; ich setze den vollen Titel her im Fall einer der Leser Gebrauch davon machen will: Philosophy of the Plan of Salvation; a book for the times, by an American Citizen. London. Religious Tract Society.

Digitized by Google

„Stehen Sie noch mit Ihren früheren Studiengenossen in Verkehr?"

„Ja, und zwar in täglichem Verkehr."

„Wie meinen Sie das?" fragte ich etwas verwundert.

„Meine Freunde sind jetzt nach allen Richtungen zerstreut; einige haben Anstellungen im Staatsdienst erhalten, andere sind Lehrer, zwei von ihnen haben sich dem Missionsdienst gewidmet, einer ist Pastor an einer native Gemeinde in den Sunderbans. Wir haben uns aber alle das feierliche Versprechen gegeben, uns jeden Abend um 8 Uhr im Gebet vor dem Thron Gottes zusammenzufinden. Wir wissen also, daß wir jeden Tag zur bestimmten Stunde einander nahe sind. Die Gebetsgemeinschaft und die Macht des Gebets hat von Anfang an den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Als meine Freunde noch auf dem College in Kalkutta waren, kamen sie jede Woche zweimal zum gemeinschaftlichen Gebet zusammen. Ich sagte Ihnen schon, sie wollten ihr Christentum *leben*, die dazu gehörige Kraft und Erleuchtung suchten sie im innigsten Gebet. Als ich näher mit ihnen bekannt geworden, luden sie mich ein, an diesen Gebetsvereinigungen teilzunehmen, und diesen Vereinigungen, in denen wir jede, auch die kleinste, Frage, welche unser Inneres beschäftigte, Gott darlegten, und mit *aufrichtigem* Verlangen um Erleuchtung und Führung flehten, verdanke ich die Vertiefung und Verinnerlichung meines Geisteslebens. Meine Studien nährten und befriedigten den Verstandesmenschen in mir, diese Gebete brachten mich dem verstandenen und erkannten Gott näher und näher, sie wurden endlich die notwendige Speise meiner Seele, und ich schreibe jetzt dem Gebetsleben die höchste und wichtigste Bedeutung für die gesunde Entwickelung des gesamten christlichen Lebens zu.

„Und Sie werden diese Seite des christlichen Lebens gewiß auch als Seelsorger in Ihrer Gemeinde pflegen."

„Gewiß, umsomehr als dies gerade eine der Pflichten ist, die dem Hindu wie dem Buddhisten leichter als manchen andern Bekehrten werden, weil sie von Jugend auf an die äußere Beobachtung der Gebetsformen gewöhnt sind. Das Dhyankarna, das Sich vertiefen in das Wesen Gottes und der Dinge ebenso wie das Japna[1]) sind ja leider im Lauf der Zeit bei Vielen zu rein äußerlichen Observanzen geworden, aber der religiös beanlagte Hindu und Buddhist weiß sehr wohl, daß sie wertlos sind, wenn ihnen das geistige Element fehlt, man braucht sie nur daran zu erinnern und sie durch das eigene Beispiel lehren, ihrer Gebetspraxis eine geistige und lebendige Grundlage zu geben."

Wie gern hätte ich mit Mr. R. weiter gesprochen. Die Sonne ging aber zu Rüste, es war schon in der achten Stunde und ich erinnerte mich zum Glück daran, daß mein junger Freund um 8 Uhr allein sein mußte. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich ihn so lange aufgehalten, und trat mit ihm den Heimweg an.

---

[1] Sprich Dshapna, wiederholtes, oft mit Hilfe der Mala (Rosenkranz) ausgeführtes Anrufen des Namens Gottes.

Digitized by Google

II. Der Fancy Bazar. Eine vornehme Dame. Diskuswerfen. Günstige Berichte.

Das Hauptereignis des nächsten Tages war also der Fancy Bazar. Ich hatte Mr. M. nur ganz flüchtig beim Frühstück gesehen. Er war den ganzen Vormittag beschäftigt, der Bazar sollte um 4 Uhr eröffnet werden, und er hatte alle Hände voll zu thun, um die letzten Arrangements zu treffen.

„Ich werde zum lunch nicht zurückkommen können, wollen Sie mein Arbeitszimmer benutzen, im Fall Sie Briefe zu schreiben haben, um 4 Uhr sehen wir uns dann im Stadtpark wieder."

Ich hatte keine Briefe zu schreiben und trat daher eine weitere Wanderung durch die Stadt an.

Rangun ist so oft beschrieben worden, daß ich bei dem Leser eine Bekanntschaft mit den Eigentümlichkeiten der Stadt voraussetzen darf, ich gehe daher zur Schilderung des Fancy Bazars über.

Derselbe wurde, wie schon gesagt, in einem der öffentlichen Gärten abgehalten. Diese Gärten sind für die großen Städte des Ostens eine unbeschreibliche Wohlthat, denn sie sind besonders während der heißen Zeit der einzige Platz, welcher dem von der blendenden Sonnenglut und dem Staub ermüdeten und erhitzten Auge den Anblick grüner Sträucher, grünen Rasens und wohlgepflegter Blumen bietet. Wenn die ganze Natur von der tropischen Hitze versengt und verdorrt ist und Auge und Lunge nach Schatten und kühler Luft lechzen, dann bieten diese Gärten beides. Die Anlagen sind gewöhnlich im englischen Parkstil gehalten und mit großem Kostenaufwand hergestellt. Kleine Seeen, plätschernde Kaskaden, und Springbrunnen verbreiten ringsumher Kühlung. Reinliche Kieswege, mit den schönsten Erzeugnissen europäischer und eingeborner Flora eingefaßt, laden zum Spazierengehn ein; geschmackvoll angebrachte Lauben von in üppiger Pracht wuchernden und blühenden Schlingpflanzen gebildet, Bambusgrotten mit den wundervollsten in phantastischen Formen und nie geahnter Farbenzusammenstellung prangenden Orchideen geschmückt, zierliche Sitze unter Rosenboskets, gewähren Gelegenheit, sich zurückzuziehen, um auszuruhen und die Reize dieser idyllisch schönen Plätze ungestört genießen zu können. Die Grasplätze, durch unaufhörliches Bewässern im saftigsten Grün glänzend, sind mit seltenen Palmen und andern Zierbäumen Barmas, Indiens und Chinas bepflanzt, deren Blüten einen berauschenden Duft ausströmen.

Eine mehrere Acker umfassende Abteilung des Parks ist ganz frei gelassen und für die auch in den Tropen von den Engländern eifrig betriebenen games wie lawn tennis, cricket, football u. dgl. bestimmt; weiterhin erhebt sich die elegante Plattform auf welcher die Kapellen der in Rangun stationierten englischen Regimenter konzertieren. Hierher strömt also besonders das musikliebende Publikum, unter welchem die schwarzen, braunen, gelben und weißen Kinderfrauen mit ihren kleinen Pflegebefohlenen eine hervorragende Stelle einnehmen.

Es kann kaum ein lieblicheres Bild geben, als diese hüpfende leichtbekleidete weiße Kinderschar, die sich unter den Klängen der Musik

Digitized by Google

in ausgelassenster Fröhlichkeit auf dem Grase herumtummelt. Die Kleinen müssen jahraus jahrein während des heißen Teils des Tages im Zimmer bleiben. Der mehrstündige Aufenthalt im Park auf grünem Rasen, umduftet von bunten Blumen und umrauscht von fröhlichen Melodien, bildet daher den Glanzpunkt des Tages für sie. Die hier vertanzten Stunden werden ihnen später, wenn sie 7 oder 8 Jahre alt ihre Eltern in Barma verlassen haben und zu ihrer Erziehung nach England gegangen sind, oft noch wie süße Träume und Märchen vorschweben.

Doch auch das erwachsene Publikum weiß gute Musik zu schätzen und bei dem vielen Anziehenden und Interessanten, was heut den Besuchern des Parkes geboten wird, bildet das Orchester immer wieder den Mittelpunkt, um den sich die aus allen Nationen der Erde zusammengesetzte Masse schart. Barmanen, Hindus, Mohammedaner, Chinesen und Parsis in ihren glänzenden, buntschillernden Trachten wogen durcheinander. Engländer, Amerikaner, Deutsche, Italiener, die Vertreter großer Handelshäuser, wandern auf und ab, die sonoren Klänge der abendländischen Sprachen mischen sich überall mit den weicheren Wohllauten der orientalischen Zungen und machen den Platz zu einem kleinen Babel. Vor allen stark vertreten ist das militärische Element. Rotröckige, von der heißen Sonne dunkelgebräunte Offiziere, die wer weiß wie viel Campagnen mitgemacht, junge Lieutenants und Fähnriche, eben erst aus England nach Barma kommandiert, finden sich hier zusammen; stattliche Kapitäne und behende Midshipmen kommen von ihren im Flusse vor Anker liegenden Schiffen herüber und amüsieren sich unter den Landratten. Das religiöse Element ist durch einige Missionare und Militärgeistliche und die Zöglinge der Missionsschulen, welche heut selbstverständlich einen freien Nachmittag haben, vertreten.

Auf dem großen Platz, welcher sonst von den Cricket-Spielern besetzt ist, sind die geräumigen Zelte aufgestellt, in welchen all die Herrlichkeiten ausgelegt sind, welche hunderte von Nähvereinen in England zum Besten der Mission angefertigt haben. Aber auch die Damenvereine in Rangun haben reichlich beigesteuert. Die wundervollsten Näh- und Stickarbeiten, in Seide, Gold und Silber liegen da zum Verkauf aus und besonders die Arbeiten, welche von den Schülerinnen der S. P. G. Mädchenschule geliefert worden, erregen allgemeine Bewunderung. Was diesen Bazar noch in hohem Grade anziehend macht, das ist die Gegenwart barmanischer christlicher Damen, welche mit der ihnen eigenen Grazie den Verkauf der Artikel in verschiedenen Zelten leiten oder an den Buffettischen die Bewirtung hungriger und durstiger Kunden besorgen.

Die barmanischen Frauen schließen sich ja nicht von der Außenwelt so ab, wie die vornehmen Hindufrauen, man kann sie überall sehen, es ist aber doch etwas anderes, ob man eine gewöhnliche Barmanin sieht, oder eine Barmanin, welche, wie z. B. eine der hier anwesenden, von vornehmer Geburt, reich und angesehener Stellung, aus voller Überzeugung und mit mutiger Überwindung aller Hindernisse, welche ihr von seiten ihrer Verwandten in den Weg gelegt wurden, den Christenglauben angenommen und öffentlich bekannt hat, und nun durch ihren Wandel und

Digitized by Google

guten Werke zeigt, wie ernst es ihr mit ihrem Christsein ist. Ich hörte von den Missionaren, daß diese Dame die Mission reichlich unterstütze und daß man die Möglichkeit, unter den in Rangun ansässigen Chinesen das Evangelium predigen zu können, hauptsächlich ihrer Opferfreudigkeit zu verdanken habe. Ihre äußere Erscheinung war eine durchaus noble, dabei anmutig und elegant. Ich hätte mich ihr gern vorstellen lassen, sie war aber förmlich belagert von kauflustigen Herren und Damen und hatte mit der Wartung ihres augenblicklichen Amtes so viel zu thun, daß es unbescheiden gewesen wäre, ihre Aufmerksamkeit durch ein Privatgespräch in Anspruch zu nehmen. Da aber unter den Lesern dieser Zeitschrift gewiß auch Frauen sind, so halte ich es für meine Schuldigkeit, denselben wenigstens mitzuteilen, wie diese interessante Dame gekleidet war.

Das Hauptgewand, welches sich eng um die Hüften legte und dann in reichen Falten bis über die Füße herabfiel, war von schneeweißer Seide, ein Produkt des Landes, in Indien Tassar genannt. Den Oberkörper hüllte, von der Brust bis zum Schoß reichend, ein in buntfarbenen Mustern gewebter Seidenstoff ein, welcher so arrangiert war, daß die Farbenlinien sich quer über den Körper legten, wodurch der Kontrast mit den senkrechtfallenden Linien des weiß glitzernden Untergewandes außerordentlich gehoben wurde. Schultern und Arme waren von einem losen, weitärmligen Jacket aus schwerer violetter Seide bedeckt, welches vorn offen stand und den Hals frei ließ. Nach Landes-Sitte trug auch sie reiches Geschmeide, doch nicht in solcher Menge wie die gewöhnlichen Frauen, welche damit überladen sind und oft das ganze Vermögen ihres Hauses in Schmuckgegenständen an ihrem Körper herumtragen. Um den Hals trug sie nur eine Doppelschnur von prachtvollen weißen Perlen, am Handgelenk breite silberne Bracelets, in denen phantastische Figuren eingraviert waren. An jeder Hand blitzte ein Diamantenring, ebenso waren ihre kleinen zierlichen aus Goldfiligran gearbeiteten Ohrgehänge mit Brillanten besetzt. Das kohlschwarze Haar war stramm über den Kopf zurückgekämmt, am Hinterkopf in einen Knoten aufgenommen und von einer schweren Kette von Silberkugeln zusammengehalten.

Der sonst zu Lande allgemein beliebten Mode, Blumen im Haar zu tragen, und Augenlider und Fingernägel zu färben, schien diese Dame als Christin nicht zu huldigen, auch bedurfte sie dergleichen Verschönerungsmittel nicht, ihr liebliches, etwas bleiches aber volles Gesicht, mit den nur ein klein wenig oblique eingesetzten großen dunklen Augen, der klein geschnittene Mund, das lebhafte und ausdrucksvolle Mienenspiel beim Reden, ihre vollständig ungezwungenen und dabei graziösen Bewegungen gaben der ganzen Erscheinung etwas überaus Anziehendes, der Zauber einer naiven, unschuldigen Natürlichkeit sprach aus jedem Blick, jeder Geste, und die Frau, wie sie da stand, erschien mir als das verkörperte Ideal einer vornehmen native Christin. Was Wunder, daß Bishop Titcomb, als er bei Gelegenheit eines Schulfestes in der Mission zum ersten Male mit dieser und einigen andern eingeborenen Christinnen zusammenkam, ausrief: O si sic omnes!

Unter den Spielen, welche zur Unterhaltung des Publikums und selbstverständlich zum eigenen Amüsement der daran Beteiligten veranstaltet wurden, nahmen die Gymkhana Sports[1]) der Offiziere die erste Stelle ein. Lawn tennis und Cricket hatte man alle Tage, aber diese

[1]) Graeco-indische Nachbildung des Wortes Gymnasium im ursprünglichen Sinne, es umschließt also körperliche Übungen, Turnen, Fechten, teutpegging u. s. w.

Digitized by Google

athletischen Spiele, welche gewöhnlich in den Kasernenhöfen und Gärten geübt wurden, waren für die Außenwelt ein selteneres Schauspiel. Das Interesse an denselben wurde noch durch die Thatsache erhöht, daß sich nicht nur englische Offiziere und Soldaten sondern auch eingeborene Mannschaften dabei beteiligten und zwar waren es die Sikhs, welche hier eine hervorragende Rolle spielten.

Die Sikhregimenter gehören zu den stattlichsten und schneidigsten der indischen Armee. Sie rekrutieren sich nur aus den im Nordwesten Indiens wohnenden Stämmen dieses Namens und den Radschputs.[1]) Die Leute sind groß, kräftig gebaut, infolge ihrer vegetabilen Nahrung und naturgemäßen Lebensweise geht ihnen jede Fleischesfülle ab, ihr Körper ist sehnig, muskulös und von nicht zu ermüdender Ausdauer. Ihre schmucke Uniform: roter oder grüner Turban, weißer oder dunkler Rock, etwas faltiges Beinkleid, welches in hohen Reiterstiefeln steckt, steht ihnen aufs vorteilhafteste, ihr martialischer Gesichtsausdruck und stramme Haltung verraten auf den ersten Blick, daß sie geborene Krieger sind.

Diese Sikhs kultivieren nun mit großer Vorliebe ein Spiel, welches uns aus dem klassischen Altertum bekannt ist, nämlich das Diskuswerfen. Sie haben es in der Handhabung desselben zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht. Von ihren, mit enormer Muskelkraft begabten Armen geschleudert, saust der schwere Diskus durch die Luft und verfehlt fast nie sein Ziel. Hier sind die Ränder des Diskus natürlich stumpf, aber wenn man sieht, mit welcher Wucht derselbe noch auf 60—70 Schritt Entfernung in den als Ziel dienenden Baumstamm hineinfährt, so kann man verstehen, welch furchtbare Waffe er in den Händen dieser Leute gewesen sein muß, als sie ihn, an den Rändern scharf geschliffen, im Kriege brauchten.

Die englischen Offiziere, welche in ihren Regimentern dergleichen Sports aufs angelegentlichste fördern und pflegen, haben auch das Diskuswerfen unter das Programm ihrer Gymkhanaübungen aufgenommen und es ist eine wahre Freude zu sehen, mit welcher Gewandtheit und elastischen Kraft diese athletisch geschulten Herren mit ihren indischen Kameraden wetteifern und die schwere Wurfwaffe durch die Luft fliegen lassen. —

Ich sah Mr. Marks erst am nächsten Morgen beim Frühstück wieder.

„Nun, sind Sie mit dem Resultat des gestrigen Bazars zufrieden?"

„Außerordentlich. Wir haben fast alles verkauft und beinahe 2000 Rupies eingenommen. Ich bin eben dabei, einen ausführlichen Bericht darüber an die hiesigen Tagesblätter zu schicken, damit ihn die Leser morgen früh in den Händen haben."

„Schicken Sie auch einen Bericht an indische Zeitungen?"

„Ich hatte nicht daran gedacht, aber nun Sie es erwähnen, so scheint es mir auch rätlich, wenigstens an den Englishman und den Pioneer[2]) einen Bericht zur Veröffentlichung einzusenden."

„Nicht nur das, Sie sollten auch an einige unserer native Papers Berichte einsenden, besonders an die in Hindi erscheinenden, welche am meisten

[1]) Eigentlich: Königssöhne, dann Leute, welche aus königlichen oder fürstlichen Familien stammen, also von Geburt schon der Kriegerkaste angehören. —

[2]) Zwei der bedeutendsten englischen Zeitungen in Indien.

Digitized by Google

von den eingebornen Christen gelesen werden, es wird denselben interessant sein, zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit alle Klassen der hiesigen Einwohner der Mission helfen, und vergessen Sie nur nicht, der Mitwirkung der barmanischen Damen beim Bazar in eingehender Weise Erwähnung zu thun, das wird einen außerordentlichen Eindruck machen."

„Ausgezeichnete Idee. Aber wer soll den Artikel ins Hindi übertragen?"

„Sie könnten das englische Original an die Redakteure senden und denselben die Uebersetzung überlassen, denn sie verstehen alle Englisch, aber damit würde sich die Veröffentlichung verzögern, da die Babus vielleicht nicht gerade Zeit haben, die Uebersetzung eines längeren Artikels in die Hand zu nehmen. Wissen Sie was? Wenn Sie den Artikel innerhalb einer Stunde fertig machen können, so kann ich ihn noch übersetzen. Der Dampfer geht erst nachmittags um 4 Uhr ab, ich habe also noch Zeit, Ihnen zu helfen."

„Sie wollten wirklich?"

„Gewiß, nur her mit dem Manuskript, so weit Sie es fertig haben, es ist mir höchst angenehm Ihnen diesen kleinen Dienst als Zeichen meiner Dankbarkeit für Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft erweisen zu können."

Das Frühstück wurde rasch beendet und bald flogen unsere Federn in Englisch und Hindi über das Papier. Um 12 Uhr waren die Berichte in beiden Sprachen fertig. Der erste Clerk in M.'s Bureau mußte, ehe er zum tiffin fortging, noch mehrere Kopien auf der Kopierpresse abziehen und um 2 Uhr gingen sie mit der Mail nach Kalkutta, Allahabad und Benares ab.

„Eine Stunde später stand ich an Bord des Thuriah, die riesigen Dampfkräne hoben eben die letzten Ballen in das Schiff — die letzten Passagiere balancierten sich über die schmalen schwankenden Landungsbretter. Mr. M. hatte mir das Geleit gegeben.

„Good Bye, F."

„Good Bye, M."

Ein herzlicher, kräftiger Händedruck, „and mind, you look me up again, when you come back," sagt M. noch einmal.

„Certainly."

Er eilt ans Ufer und zischend und brausend greifen die mächtigen Schaufelräder in die Flut. Farewell Rangun.

Eine lehrreiche Korrespondenz.

S. 452 des Hauptblattes teilte ich die Antwort der „Täglichen Rundschau" mit, welche sowohl meine Berichtigung betreffs einer angeblichen Äußerung des britischen Bevollmächtigten in Uganda wie mein Anerbieten, dem genannten Blatte zuverlässige Missionsnachrichten zu liefern zurückwies. Ich sandte die betreffende Korrespondenz an die „Christliche Welt" mit der Bitte sie zu veröffentlichen, da in ihr s. Z. die Tägliche Rundschau aufs lebhafteste empfohlen worden war. Und der Herausgeber war so hochherzig, diese Bitte zu erfüllen. Er erhielt darauf eine Zuschrift seitens des Chefredakteurs der Täglichen Rundschau, die überaus charakteristisch ist, und die er von einer Erwiderung seinerseits begleitet gleichfalls publizierte. Da ich glaube diese Korrespondenz meinen Lesern nicht vorenthalten zu

Digitized by Google

dürfen, so bringe ich sie hier zum Abdruck, ohne meinerseits der Entgegnung des Dr. Rade noch etwas hinzuzufügen.

Warneck.

An den Herausgeber der Christlichen Welt.

Hochgeehrter Herr!

Die freundliche Gesinnung und das wohlwollende Verständnis, das die Christliche Welt den Bestrebungen der Täglichen Rundschau bisher stets bewiesen hat, gestatten mir nicht, den Artikel Ihrer Nr. 41 „In Sachen der Mission" einfach mit Stillschweigen zu übergehen. Ich war zwar zu der Zeit, als Herr Dr. Warneck die dort mitgeteilte Berichtigung an die Tägliche Rundschau einsandte, zur Sommererholung von Berlin abwesend, kann aber nach eingezogener Erkundigung doch Folgendes zu dem Falle bemerken.

Die Mitteilung in Nr. 159, gegen die sich der Artikel des Herrn Dr. Warneck wendet, war von der Täglichen Rundschau als eigner Bericht bezeichnet. Wer nun die Gesinnung unsres Blattes auch nur einigermaßen kennt, wird uns nicht in den Verdacht nehmen, daß der jüdische Herr Wolf, der für das Berliner Tageblatt berichtet, auch unser Berichterstatter sein könne. Es handelt sich denn auch thatsächlich um eine andre Person, wenngleich die Ähnlichkeit der von Ihnen mitgeteilten beiden Stellen allerdings den Verdacht nahe legt, daß die beiden Berichterstatter in diesem Falle aus derselben Quelle geschöpft haben.

Angesichts der Schwierigkeit, bei dem ostafrikanischen Berichterstatter selbst Auskunft über die von der Times mitgeteilte Entgegnung des anglikanischen Bischofs Alfred Tucker einzuholen, wäre es wohl das einfachste gewesen, die Entgegnung selbst und zwar zunächst mit allem Vorbehalt aufzunehmen. Da das nun aber nicht geschehen ist, bedarf es einiger Worte, um die Tägliche Rundschau gegen den scheinbar mit Recht erhobnen Vorwurf der Parteilichkeit zu schützen.

So einfach liegen für uns die konfessionellen Verhältnisse in Ostafrika nicht, wie für den Herrn Dr. Warneck, dem es in den meisten Fällen das Naturgemäße sein wird, als Sachwalter der evangelischen Mission für die Sendboten der anglikanischen Kirche in Uganda und im übrigen Ostafrika einzutreten. Uns ist vielmehr auch auf diesem Gebiete der kolonialen Frage der politische und nationale Gesichtspunkt der weitaus nähere, und da haben denn von jeher die englischen Missionare durch ihr geradezu perfides Ränkespiel gegen unsre ostafrikanischen Interessen (zuletzt bei den Vorgängen im Kilimandscharogebiete) dafür gesorgt, daß unser Empfinden aus nationaler Grundstimmung zunächst *gegen*, nicht aus protestantischem Bewußtsein für die englische Mission Partei ergreift.

Selbstverständlich soll uns auch bei dieser Stellungnahme die Wahrheit jederzeit über unsre persönliche Empfindung gehen, aber wir sind naturgemäß auch argwöhnisch gegen die Mitarbeiterschaft eines Mannes wie des Herrn Dr. Warneck, weil wir ihm gegenüber die Empfindung

Digitized by Google

nicht los werden würden, daß ihm die kirchliche Parteinahme für die Engländer ebenso natürlich sein muß, wie uns die nationale gegen dieselben.

Mit der Bitte, diese Zeilen an geeigneter Stelle der Christlichen Welt abzudrucken, zeichne ich in aufrichtiger Hochachtung als Ihr ergebner

Dr. Friedrich Lange,
Herausgeber der Täglichen Rundschau.

An Herrn Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der Täglichen Rundschau.

Hochgeehrter Herr!

Auf die Gefahr hin, unsre freundlichen Beziehungen einer zu harten Probe auszusetzen, muß ich auf Ihren Brief öffentlich einiges erwidern.

Ich identifiziere mich völlig mit Herrn Dr. Warneck, wenn ich sage: wir weisen es auf das entschiedenste zurück, daß wir in der verhandelten Sache nicht ebenso mit unserm deutsch-nationalen wie mit unserm christlich-evangelischen Solidaritätsgefühl beteiligt wären. Wir schämen uns als Deutsche, wenn wir immer aufs neue wahrnehmen müssen, wie tief unsern Kolonialpolitikern die Kinderkrankheit im Blute sitzt, die englischen Missionare auf deutschem Gebiet und darüber hinaus als eitel politische Ränkeschmiede zu verdächtigen und zu fürchten. Und Ihr Brief hilft mir über den Schmerz nicht hinweg, daß Ihre Tägliche Rundschau, die mir in der That durch eine anständige und „unparteiische" Behandlung der Sachen vor andern Blättern sich auszuzeichnen schien, wo das Christentum in Frage kommt, je länger je mehr Vorsicht und Billigkeit vermissen läßt. Für die Nichtaufnahme der Warneckschen Berichtigung sind Sie, hochgeehrter Herr, nicht verantwortlich; aber in Ihrem vorstehenden Briefe reden Sie von einem „geradezu perfiden Ränkespiel" der englischen Missionare gegen unsre ostafrikanischen Interessen, zuletzt bei den Vorgängen im Kilimandscharogebiete, wie von etwas Allbekanntem und unerschütterlich Feststehendem. Ich kann nicht umhin zu fragen, ob Sie in dieser Angelegenheit sich je des Audiatur et altera pars! erinnert — und welche Berichte englischer Missionare darüber Sie gelesen haben? Vor mir liegen Briefe d. Reverend Steggal, wie der Church Missionary Intelligencer vom April dieses Jahres sie veröffentlicht hat; ich werde von Ihrer Äußerung Veranlassung nehmen, sie unsern Lesern in einer der nächsten Nummern vorzulegen.

Ich fürchte, bei diesen Anschuldigungen der englischen Missionare ist eine weitreichende Unkenntnis der Dinge und Männer mit im Spiele. Und wenn diese Engländer in Deutschostafrika sich hätten von ihrem nationalen Empfinden leiten lassen — woraus gerade Ihr glühender Patriotismus minderen Anstoß nehmen sollte —, was hat das mit Uganda zu thun? Was beweist es gegen den Bischof Tucker? Ist dadurch der offizielle Bericht des Sir G. Portal entkräftet, den Dr. Warneck herangezogen hat?

Digitized by Google

Am schmerzlichsten ist mir, wie Sie über das Anerbieten Dr. Warnecks hinweggehen, Ihnen aus dem Missionsgebiete zuverlässige Nachrichten zukommen zu lassen. Es würde Ihnen bei einiger Bemühung um den litterarischen Charakter des Mannes leicht geworden sein zu erfahren, daß dieser Mitarbeiter Ihrem Blatte nur zur Zierde gereichen könnte. Aber Sie lehnen ihn ab mit dem Vorurteil, daß sein kirchliches Empfinden ihn für die Engländer gegen die Deutschen einnehmen müsse! Welch ein grundsätzliches, unbilliges Mißtrauen gegen den Wahrheitssinn eines christlichen Mannes!

Aber freilich belehrt mich Ihre neueste Nr. 241, daß Sie nachgerade das christliche Gewissen so geringschätzen, daß Sie es so bald als möglich „durch das eingeborne Rassegewissen des Deutschtums abgelöst" wissen wollen. Und wieder sind Sie ungerecht.[1])

Ich verlange nicht, hochgeehrter Herr, daß Sie meinen, unsern christlichen Standpunkt teilen, und meine Hochschätzung Ihres idealen Strebens hängt davon nicht ab. Das wissen Sie. Aber um äußerste Billigkeit und Genauigkeit in der Darstellung und Behandlung christlicher Dinge bitte ich Sie herzlichst. Sonst bin ich noch gezwungen, das, was ich freiwillig und gern zum Lobe Ihres Blattes gesagt habe, in einem allerwesentlichsten Punkte zu widerrufen. Das wäre mir leid!

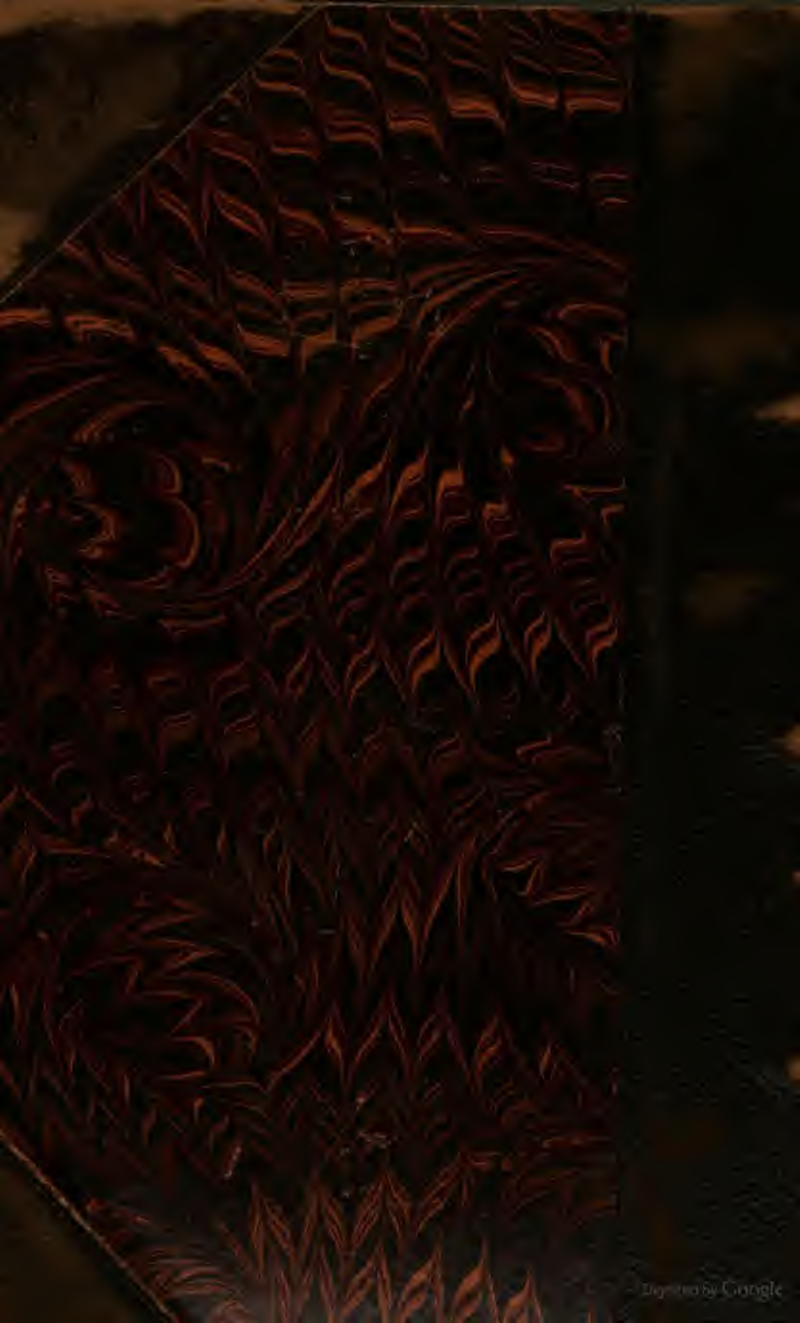
In größter Hochachtung Ihr ergebener Dr. Rade.

[1]) Den speciellen Fall, der dann zum Beweise angeführt wird, lasse ich weg, da er außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift liegt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google